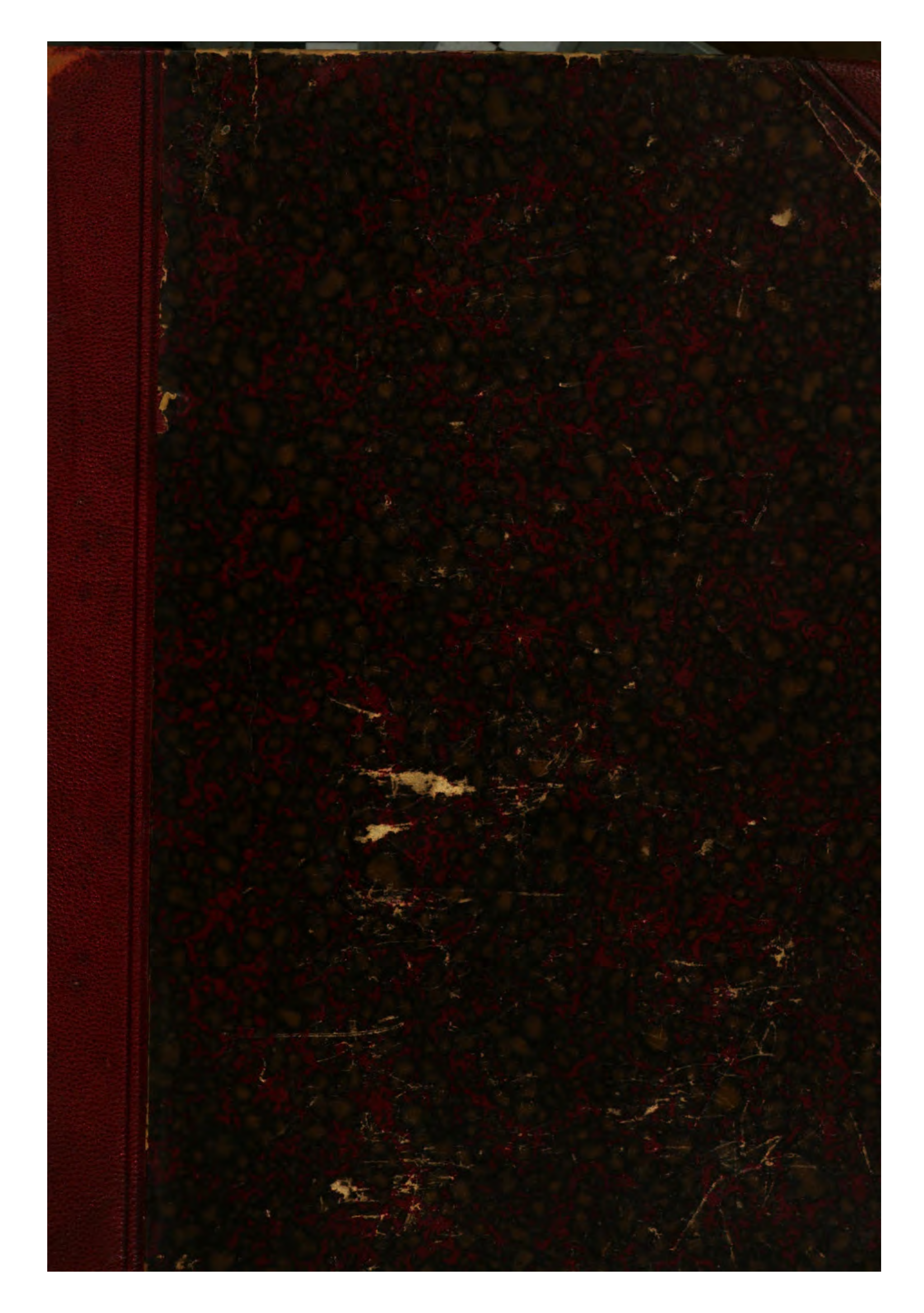
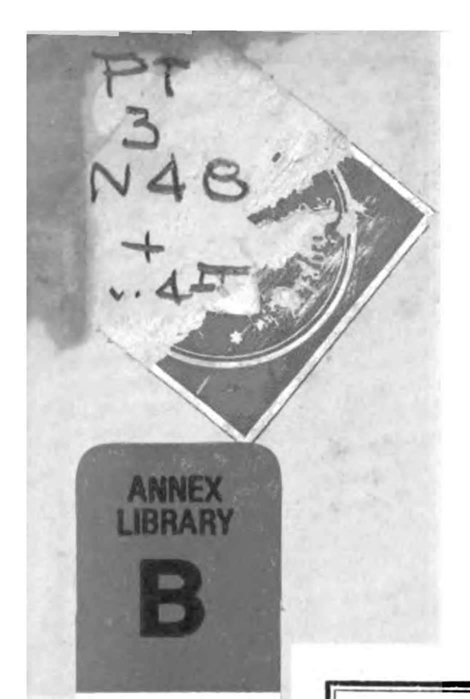




89738

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY




CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 262 974

Freie Bühne

für

den Entwickelungskampf der Zeit.

IV. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal

1893.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

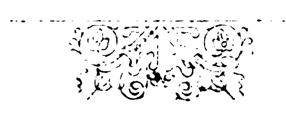
PT
3
N48
v.4 II
+

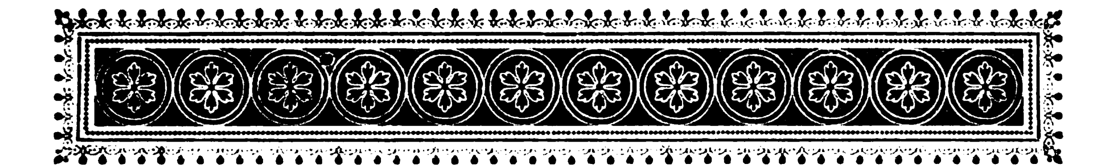
A 991639

Inhaltsverzeichnis
zum zweiten Halbband des vierten Jahrgangs der „Freien Bühne".

Verschiedenes.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.





Dämmerung.

Schauspiel in fünf Akten von **Ernst Rosmer.**

Recht der Aufführung und der Uebersetzung vorbehalten. Aufführungsrecht durch die Theater-Agentur von A. Entsch in Berlin.

Zweiter Akt.

(Heller Sommernachmittag. Der Tisch ist vom Sofa weg in die Mitte gerückt und für vier Personen zum Nachmittagskaffee gedeckt. Feines Porzellan, silberne Körbchen mit Süßigkeiten und Obst, eine Krystallvase mit Sommerblumen).

Anna (ordnet Teller, kleine Messer und Löffel auf dem Serviertisch).

Isolde (hat den Zwicker auf, trägt ein weißes Kleid mit lichtblauer Schärpe, Rosenknospen im Gürtel, liegt bequem auf dem Sofa und wippt den halbausgezogenen Lackschuh auf der Spitze ihres Fußes hin und her. Neben ihr ein dürftig gekleidetes Mädchen von neun Jahren, die Haare aus dem Gesichte gezerrt und hinten in ein starres Schwänzchen geflochten.

Isolde (etwas ungeduldig): Nein, mein Schatz, heute nicht. Morgen soll deine Mama kommen zum Vorlesen. Morgen Nachmittag um drei Uhr laß' ich ihr sagen — adieu.

Kind (schüchtern ein Couvert übergebend): Mama hat gesagt, ich soll so frei sein —

Isolde (nimmt es): So — sind's schon zehn Stunden — ich geb' ihr morgen das Geld — es eilt doch nicht — ich hab' wirklich keine Zeit heute — (steckt das Couvert in die Tasche, während sie das Kind fixiert). Warum trägst du deine Haare nicht offen? Das ist häßlich mit dem Schwänzchen dahinten — ich werde dir ein Band schenken. Morgen. Die Mama soll mich erinnern. Adieu (hält ihr die Hand hin). Da — darfst mir die Hand küssen — es ist ganz gut, wenn kleine Mädchen sich artig sein angewöhnen.

Kind (küßt ihr ungeschickt die Hand).

Isolde: Kannst durch den Garten gehen — die Thüre ist offen.

Kind (macht einen Knicks und will gehen).

Isolde (aufstehend): Wart' mal — ich will dir was — (ist an den Tisch getreten, sucht ein großes Stück Kuchen heraus und giebt es dem Kinde). So mein Herzchen. Beiß' nur hinein. Schmeckt's? Was macht denn dein Klavierspielen? Ich muß doch Papa 'mal sagen, er soll dich prüfen. So, Mauserl. Adieu. (Die Kleine geht über die Veranda ab).

Anna (kommt an den Tisch und stellt vor jedes Gedeck ein Wasserglas): Was Gnädige gutes Herz hat.

Isolde: Man soll den Armen immer Gutes thun — und wenn so ein Kind nach dem Kuchen schaut, das kann ich nicht mit ansehen. Und es ist so viel da. Ist die Stephaniecrême ordentlich auf Eis gestellt — fest geworden?

Anna: Steinhart.

Isolde: Sag' der Babe, sie soll den Kaffee langsam aufgießen, sehr langsam. Er muß raffiniert gut sein. Ich will mich nicht blamieren, wo das Fräulein zum ersten Mal bei uns ist. Für jede Tasse anderthalb Loth. Und ja nicht vergessen — abgekochtes Obers und kaltes. Das kalte im Silberkännchen. Wenn von der Crême übrig bleibt, könnt ihr es essen.

Anna (ab nach dem Vorzimmer).

Isolde (geht prüfend nochmals um den Tisch, wischt mit dem kleinen Finger der rechten Hand in eine der Tassen, um zu sehen, ob kein Staub darin ist. Hält ein Wasserglas gegen das Licht, stellt es aber rasch wieder hin und fährt mit der Hand über die Augen): Au! (Sucht sich aus einer der Schalen mehrere Bonbons und geht essend im Zimmer herum, während sie vor sich hinsummt): „Ja so ein Mann kann reizend sein, ja reizend sein. . ." (Macht das Klavier auf, versucht die Melodie mit einem Finger zu spielen, greift daneben und fährt ärgerlich mit dem Daumen durch zwei Oktaven. Wirft sich gelangweilt in den Schreibtischstuhl, gähnend): Fad — gräßlich fad. (Zieht ein Taschenspiegelchen heraus und schneidet Gesichter hinein.) U — A. (Schlägt abwechselnd mit beiden Händen auf ihre Kniee): Tinne, Tenne, Tanne, Tonne, Tunne . . . . . (Schaut auf den gedeckten Tisch, ihre Blicke bleiben mit Interesse an dem Blumenstrauße haften. Sie wendet den Kopf beobachtend hin und her, zieht rasch eine Schublade des Schreibtisches auf und nimmt ein Skizzenbuch heraus. Läuft an den Tisch, ordnet noch einiges an dem Strauß, schaut vorsichtig zur Glasthüre hinaus, ob niemand kommt, setzt sich so, daß sie die Veranda im Rücken hat, nimmt den Zwicker ab und fängt eifrig an zu zeichnen. Hie und da wischt sie mit dem Taschentuch über das linke Auge).

Carl (kommt über die Veranda, sieht erstaunt auf Isolde, stürzt hin und reißt ihr das Buch aus der Hand): Bonni — Ungeheuer!

Isolde (springt mit einem Schrei auf und läßt den Bleistift fallen).

Carl (aufgeregt): Schläge verdienst du — —

Isolde (mit beruhigtem Lachen): Alterieren Sie sich nicht, Don Carlos. (Lamentierend). Mein Blei, mein Blei, wo ist denn mein schönster Blei!

Carl (immer noch aufgeregt): Ein Prachtscheusal bist du! Ohne Glas! Und zeichnen! Wirst du gleich wieder aufsetzen!

Isolde (setzt ihr Glas wieder auf, gemütlich trällernd): „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß der österreichische Landsturm" — (wieder im Jammertone): Mein Blei — wo ist denn mein Blei? Unterm Tisch — (will sich bücken).

Carl (hält sie fest): Wirst du dich nicht bücken, daß dir das Blut in den Kopf — ich such' ihn schon — (kniet schwerfällig nieder und sucht unter dem Tisch nach dem Bleistift).

Isolde (lachend): Er kniet! Der dicke Carl kniet! Carl, deine Höschen werden platzen — oh, wie du aussiehst, wie du aussiehst! (Sie will sich ausschütten vor Lachen). Jetzt weiß ich, was ich dir ins Album schreibe. Ich zeichne dich hinein, wie du da liegst und schreibe drunter — „lebe glücklich, lebe froh, dicker Mops im Paletot."

Carl (hat den Bleistift gefunden, Isolde zieht mit beiden Händen an einem Arm, während er aufsteht).

Isolde: Uff! Steh' auf, Mops im Paletot! Kriegst du ins Album.

Carl: Ein Album bringt ein Kalb um. (Giebt ihr den Blei). Da. Und

das Zeichnen wirst du bleiben lassen. Nun geht's dir endlich besser. Nun muß partout wieder krank geworden sein. Nicht wahr? Und dann liegst du wieder auf der Nase —

Isolde (spöttisch kokett): Auf meinem Näschen —

Carl: Und man möchte sich die Haare ausraufen.

Isolde (wie vorher): Meine goldenen Härchen — (summt die Melodie): Brüderlein fein, Brüderlein fein, mußt nicht gar so böse sein —

Carl: Laß doch das ewige Gesing —

Isolde: Ich werde doch mein musikalisches Gemüt herauslassen dürfen. Nein, aber ernsthaft. Du bist ein dummer Junge und das Zeichnen macht mir gar nichts. Die Sekunde!

Carl: Eine halbe ist schon zu viel. Was du mir schon für schweren Kummer gemacht hast!

Isolde: Jee! Schaut ihn an! Den vor Kummer zum Skelett Abgemagerten! (Tippt mit dem Finger nach seinem Leib). Bis auf das Bäuchlein. Es wächst und gedeiht, wie die Lilien auf dem Felde. Ein Lilienbäuchlein.

Carl (wird rot, geht an den Schreibtisch, wo er das Zeichenbuch niederlegt): 'N Hansnarr bist du. Ein egoistischer Hansnarr.

Isolde (geht ihm nach, halb spöttisch, halb schmeichelnd): Carlchen, gutes dickes König Carlchen — von Island — du warst doch immer der König von Island —

Carl (brummt unwirsch): Rrrrr —

Isolde: Brummle nicht in deine sechs Barthärchen — sind übrigens um einen Millimeter gewachsen — nachher bekommst du gute Sachen — einen echten Wiener gerührten Gugelhupf — der ist einfach zum Sterben delikat — ich seh' dich schon über deinem Teller liegen — und stopfen — mm — beide Backen voll — und dann macht er so Krebsaugen vor lauter Gefräßigkeit —

Carl: Isolde — jetzt hört die Remplerei auf —

Isolde (dreht ihm eine lange Nase): Schnecken hören auf.

Carl: Du wirst nicht ruhen, bis du deine Schläge hast —

Isolde (hält ihm das Gesicht hin): Bitte sich nicht zu genieren. Ohrfeige — oder — (sehr kokett) Kuß?

Carl (macht eine heftige Bewegung, als wollte er sie umarmen, hält aber, von Schüchternheit übermannt, inne und wendet sich beklemmt und dunkelrot ab).

Isolde (halb ärgerlich, halb belustigt, leicht mit dem Fuß aufstampfend): Gott, bist du dumm!

Carl (hat sich gefaßt): Du — sei nicht so aufrichtig.

Isolde (schmollend, während sie herumgeht und an ihren Zopfenden flicht): Macht dir ein hübsches Mädel solche Avancen —

Carl (mit gespieltem Erstaunen): Du bist hübsch — du?

Isolde: Stell' dich nicht! Ich gefall' dir doch besser als die ganze ganze ganze Welt.

Carl (übertrieben): Du hast Raupen im Schädel. Meinetwegen. Bilde dir nur ein!

Isolde: Und deine Gedichte? Etsch! (Deklamiert): Im Mondschein stiller Frühlingsnacht seh' ich dein Angesicht vor mir. Es flieht der Schlaf, mein Herz erwacht und wendet betend sich zu dir. (Spricht.) Betend sich zu dir. Hübsch. Sehr hübsch. Hab' ich's nicht wo schon gelesen? Wie ich mir vorkomme. Ich Angedichtete.

Carl: Aber Isolde, du bist schön auf dem Holzweg. Sie sind nicht an dich — meine Lieder!

Isolde: Also an wen? Hand darauf, daß du die Wahrheit sagst.

Carl (besinnt sich einen Augenblick, lacht und giebt ihr die Hand): An — Glaukopis.

Isolde (sehr enttäuscht): Glaukopis? Wer ist denn die? So ein dummer Name. So was dummes — Kopis. Wie ordinär.

Carl: Ja — ordinäre Pallas Athene!

Isolde: Geh', geh', geh'. Athene. Eine Kellnerin wird's sein.

Carl (setzt sich behaglich an den Tisch und nascht ein paar Bonbons): Nun zapple dich ab, du neugierige Gretel. Dir geht noch lange kein Seifensieder auf.

Isolde (wirft sich verstimmt aufs Sofa. Mit einem langen Gähner hinter der vorgehaltenen Hand): Ach.

Carl: Wie du huhjahnst!

Isolde: Laß das Kaudergewälsch. Langweilig bist du — zum Sterben.

Carl: Was du heute schon wieder zusammengestorben hast.

Isolde: Hast du nichts gehört über sie?

Carl: Ueber wen?

Isolde: Ueber die Graef! Natürlich!

Carl: Wie so natürlich? Ich geh' nicht auf die Spionage.

Isolde: Thu nicht so großartig. Spionage! Was weißt du? Ich schenk' dir auch den Dieffenbach als Vierzipfel. Schnell, schnell, schnell.

Carl (die Damen übereinander drehend): Pressiert ganz langsam.

Isolde: Wo sie nur Medizin gelernt hat?

Carl: In Zürich! Wo denn. An unsere Universitäten dürfen keine Frauenzimmer.

Isolde: Frauenzimmer! Wie du dir den Papa angewöhnst.

Carl: In Zürich hat sie auch ihren Doktor gemacht. Summa cum laude.

Isolde: Heißt das gut?

Carl: Mit höchster Auszeichnuug. Seid ihr Mädels dumm.

Isolde: Lateinprotz! So gescheit wie du ist die Graef auch noch.

Carl: Ein gescheiter Racker.

Isolde: Nur versteh' ich nicht, wie sie immer dasselbe Kleid anhaben kann. Immer dasselbe. Man sieht sich's doch so über.

Carl: Ihr Benehmen hat auch immer dasselbe Kleid an.

Isolde: Komisch! Aber sie schwätzt nicht. Ich weiß doch, was ich für Aerzte gehabt habe — vor allem erzählen sie einem ihre Lebensgeschichte. Sie redet gar nichts, als was einen selbst angeht. Und wenn sie einen anfaßt — diese seidenen Hände. Das hat mich so eingenommen am ersten Abend. Uebrigens wenn sie nicht auf ihre Medizin kommt — gesellschaftlich ist sie schüchtern wie ein Backfisch.

Carl: Von bildender Kunst versteht sie jedenfalls gar nichts. Ich wollt' bißchen anklopfen — über italienische Malerei. Vernagelt. Meinst du, die war schon in der Pinakothek? Ich glaube, die kennt keinen Phidias von einem Zuckerbäcker weg.

Isolde: Eben ungebildet.

Anna (macht die Thür des Schlafzimmers halb auf, ein paar mit roter Flüssigkeit gefüllte Fläschchen heraushaltend): Gnädige — ist das für Wegwerfen?

Isolde (hastig aufspringend und an die Thüre laufend): Was fällt dir denn ein? Das wird aufgehoben.

Anna: Ist doch neue Flasche da.

Isolde: Wird aufgehoben!! Gieb mir das Flacon von der Toilette her.

Anna (verschwindet).

Carl (auf die zwei Fläschchen deutend, die Isolde in der Hand hält): Was ist das für eine Delikatesse?

Isolde (mit komischem Stolz): Gift. Eserin. Aber man kann's nicht mehr brauchen. Es ist zu alt. Schon ganz rot geworden. 's wird nämlich rot, wenn's alt wird. Wie Rubin, nicht wahr?

Carl (geekelt): Schöner Rubin mit dem Totenkopf darauf. Pfui! Wirf's doch weg.

Isolde: Ja wohl. Gleich werde ich Ihre Befehle erfüllen.

Anna (reicht durch die Thüre ein geschliffenes Flacon, welches bereits ein Drittel mit roter Flüssigkeit gefüllt ist.)

Isolde (stellt es auf den Schreibtisch und leert die beiden Fläschchen vorsichtig hinein): Rotes Gift. Das ist doch wie aus einem Trauerspiel. Früher war Iris blanc in dem Flacon. Giebt dir das nicht Anlaß zu psychologischen Gedanken, Carl?

Carl: Philosophischen!

Isolde: Ach das ist doch toute même chose. So, nun picke ich mir — picke ich mir — einen Zettel auf die Phiole — aber was schreib' ich für ein Motto darauf — was Altes — Mittelalterliches — ich schwärme fürs Mittelalter.

Carl: Bist aber doch mehr Rokokostil — Venetianer Filigran.

Isolde: Nicht wahr? Die Taille! Und die Graef?

Carl: Aechte Gothik — Spitzbogen.

Isolde (während sie eine Etikette aus einem Schächtelchen nimmt und die Feder eintaucht): Und du?

Carl: Barock — Zopf.

Isolde: Dicker Zopf! Jetzt weiß ich es. Das Motto. Aus Tristan und Isolde. „Für tiefsten Schmerz, für höchstes Leid gab sie den Todestrank." Todestrank. Das klingt so schön gruselig und ich mag das Gruselige.

Carl: Wo ist denn dein glücklicher Erzeuger?

Isolde (mit der Feder über ihre Schulter nach Ritters Zimmer weisend): Da drin — glaub' ich. Stör' mich nicht, sonst läuft mir die Hand davon.

Carl (nimmt sich ein Stück Kuchen): Wenn du meinst, ich lasse mich zum Nachmittagskaffee einladen und warte bis Mitternacht —

Isolde (schreibend): „Sie — den —" die Graef kommt erst um fünf. Ist es schon?

Carl: Nein. Dreiviertel.

Isolde: „Todestrank". (Trocknet das Geschriebene am Fließpapier und klebt die Etikette auf die Flasche. Sieht, daß Carl ißt): Mir auch.

Carl (läßt sie abbeißen): So so. Bist du noch nicht zum Sterben bereit.

Isolde (ruft): Anna! — Jawohl, Sterben. Den Gefallen werd' ich dir thun, damit du allen Kuchen essen kannst.

Anna (kommt aus dem Schlafzimmer).

Isolde (giebt ihr die beiden leeren Fläschchen): Die wegwerfen. Und das

da (giebt ihr das Flacon) in den roten Plüschkasten, in den viereckigen. Wo das Lavendelsalz drin ist.

Anna (ab.)

Carl: Gift und Lavendelsalz — Ideen hast du wie 'n Haus.

Ritter (kommt durch die Korridorthüre, einen offenen Brief in der Hand): Ah! Don Carlos! Salamaleikum. Grüß Gott . . . . . . gehts?

Carl: Danke — unterwachsen.

Ritter: Was sagen Sie zu unserm Kind? Wie die aussieht? Die Backen?

Carl: Ja — Rubenssche Kinderbacken — beinahe.

Ritter: Gott sei Dank, Gott sei Dank! Ja die Graef! Ein tüchtiges Frauenzimmer. Merkwürdig! Aber wirklich sie hat Verstand. Wirklich! (Weist auf den Brief in seiner Hand.) Brief, Bonni, von Großmama. Ueberglücklich natürlich, daß es dir besser geht. Bis zum Winter — ob wir nicht heimkommen?

Isolde: Nicht um Venedig.

Ritter: Das alte Mutterl. Sie dauert mich. Sie hat so Sehnsucht. Es ist doch auch — wenn man bald siebzig wird — und getrennt und allein sein —

Isolde (nervös an ihrem Taschentuch arbeitend): Ich mag nicht, ich mag nicht. (Hat mit dem Taschentuch das Couvert herausgeworfen, welches Carl aufhebt und ihr übergiebt) Papa, gieb mir Geld. Die Stunden bezahlen. Und sonst brauche ich noch verschiedenes. Viel Geld.

Ritter: Mein Geld! Du wirtschaftest wieder aus mir heraus.

Isolde: Wirtschaftest aus mir — was er sich für ein Air giebt.

Ritter: Bonni, von einem Papa redet man nicht per er.

Isolde: Du bist doch keine sie! Er versteht nichts von Geld Carl, er er er.

Ritter: Die habe ich gut erzogen! Prachtexemplar. Ich schreib' ein paar Zeilen an Großmama. Willst du nicht ein Wort darunter —

Isolde: Ich kann nicht schreiben, meine Augen —

Ritter: Nur Gruß und Kuß —

Isolde (eigensinnig): Nein Papa, das weiße Papier, das blendet — nein nein. Das kann mir schaden.

Ritter (nach seinem Zimmer gehend): Dann nicht.

Isolde: Ziehst du nicht den schwarzen Rock an?

Ritter: Gewiß — ich muß doch fein sein.

Isolde: Und eine andere Krawatte. Deine ist schon sehr faniert.

Ritter: Ja, auch. Ist der Mensch geplagt! (Ab in sein Zimmer.)

Carl: Du mit deinen Ausreden! Warum hast du ihm nicht den Gefallen gethan?

Isolde (wirft die Lippen auf, wiegt sich halb tanzend von einem Fuß auf den anderen): Wenn ich nicht mag, mag ich nicht.

Carl: Mir scheint, Du magst deine Großmutter nicht.

Isolde: Na — so so lala. Ich vertrag' mich nicht mit ihr.

Carl: Modernes Enkelkind aus den Fliegenden.

Isolde: Großmama ist mir zu gescheit. Ich mag nicht Leute um mich, die mehr Verstand haben als ich.

Carl: Danke!

Isolde: Bitte sehr. Gut ist Großmama auch. Gewiß. Aber der Papa

geht ihr über alles. Mein Heinrich, mein Sohn, mein Heinrich — immer fort wie eine Drehorgel. Ich bin nur so 'ne Gemüsebeilage. Da habe ich solange an Papa gebohrt, bis wir weg sind.

Carl: Daß er seine glänzende Stellung als Konzertdirigent so leicht aufgegeben hat.

Isolde: Es war ihm nicht leicht. Gar nicht leicht war's ihm.

Carl: Der ist wirklich nur für dich auf der Welt.

Isolde: Ja — so gehört sich's.

Carl (sieht durch die Verandathüre): Du — sie kommt.

Isolde (tritt zu ihm): Aha — die graue Medizinflasche. (Winkt mit der Hand hinunter.) Bon jour, bon jour — (halblaut zu Carl) Gott, sie ist doch gar nicht hübsch — sie will nicht hübsch sein — oder sie denkt nicht daran zu wollen — bitt dich, klingle, daß das Mädchen den Kaffee bringt —

Carl (klingelt).

Isolde (ein paar Schritte Sabine entgegen. Sehr lebendig mit unbewußter Uebertriebenheit): Das ist lieb, das ist nett, das ist herzig von Ihnen, ich freue mich ganz unendlich —

Sabine (eintretend, gekleidet wie im ersten Akt, das Gesicht leicht gerötet vom raschen Gehen): Guten Tag, Fräulein. Warum schauen Sie in die Sonne? Das sollen Sie nicht. (Erwidert Carls Verbeugung mit leichtem Kopfnicken und zieht ihre Handschuhe aus.)

Carl: Da könnt' ich Ihnen noch ganz andere Streiche —

Isolde: Alte Klatschbase! Hol den Papa.

Carl (klopft an Ritters Thüre und tritt ein).

Sabine: Wollen Sie mich einen Augenblick sehen lassen —

Isolde (nimmt den Zwicker ab).

Sabine (nachdem sie mit raschem scharfem Blick in die Augen gesehen): Und nun schließen und heruntersehen (befühlt vorsichtig mit Zeige- und Mittelfinger beider Hände erst das eine dann das andere Auge). Gut. Sehr gut. Die Spannung ist normal. Setzen Sie nur wieder auf. (Während sie ihren Hut abnimmt, den Isolde mit den Handschuhen auf das Klavier legt): Die Injektion ist sehr gering — Sie haben auch kein Schmerzgefühl?

Anna (ist mit einem großen Servierbrett eingetreten, setzt es auf den Serviertisch, schenkt dann Kaffee in die Tassen nnd stellt die Kannen auf den Tisch).

Isolde: Eigentlich nicht. Nur so — ich spür' halt, daß ich ein Aug' hab'.

Ritter (im schwarzen Rock, hinter ihm Carl. Er giebt Sabine freundlich die Hand): Das ist nett von Ihnen, daß Sie endlich 'mal gekommen sind.

Sabine (etwas befangen): O bitte — ich muß danken, daß — (verstummt).

Isolde (vom Tisch her): Der Kaffee wird kalt — bitte Platz nehmen — hier Fräulein von Graef — und du, Papa, daneben — und Carl neben mich. So. Bedienen muß sich jeder selbst, genötigt wird nicht. Das ist altmodisch.

S.

J. ⊙ R.

C.

Ritter (setzt sich, nimmt ein wenig Kaffee auf den Löffel und läßt ihn wieder in die Tasse laufen): Die Farbe ist gut. (Beugt sich riechend über die Tasse.)

Isolde: Papa — steck' doch nicht die Nase hinein — genier' dich (zu Sabine halb entschuldigend): Kaffee ist Papas Leidenschaft. Da wird er ganz unzurechnungsfähig.

Carl (der fortwährend mit vollen Backen und sehr viel ißt): Bitte, laß mir mal den Zucker 'rüberwachsen.

Isolde (bemerkt, daß Sabine etwas verlegen auf ihre Tasse sieht): Er ist Ihnen wohl zu stark?

Sabine (immer ein wenig schüchtern): Ja — ich — ich bin Kaffee nicht gewöhnt.

Ritter: Sie trinken am Ende gar keinen?

Sabine: Nein.

Isolde (lachend): Jetzt haben Sie's mit Papa verschüttet.

Ritter: Wie kann ein anständiger Mensch keinen Kaffee trinken. Und solchen — nicht das Kaffeehausgesöff —

Isolde: Papa!! Sei nicht unparlamentarisch!

Ritter: Was trinken Sie denn?

Sabine: Milch.

Ritter (schneidet ein Gesicht): Puh! So was dünnes — da bekommt man ja Sodbrennen.

Isolde: Versuchen Sie ihn 'mal — ich gebe Ihnen sehr viel Obers — und Zucker — Zwei? Drei?

Sabine: Bitte keinen.

Isolde: Aber Fräulein, wie kann man sich das Leben so erschweren!

Sabine: Ich — (schweigt befangen).

Isolde: Warum nehmen Sie keinen Zucker?

Sabine: Vor Jahren mußte ich es mir abgewöhnen und jetzt kann ich mir's nicht mehr angewöhnen.

Isolde: Warum mußten Sie?

Ritter (etwas geärgert über ihre Fragen): Sei doch nicht so neugierig! Warum, darum!

Sabine (einfach): Oh — es ist kein Geheimnis. Ich war — (stutzt vor dem Wort und sucht es zu umschreiben) Es langte mir nicht — (mit plötzlichem Entschluß) Ich war arm.

Isolde (schlägt die Hände zusammen): So arm kann man sein.

Sabine (mit sanftem Lächeln): Noch viel ärmer. Ich gehörte noch zu den Bevorzugten. Ich hatte Brot.

Isolde Was thut man denn da? Man weint?

Sabine (immer lächelnd und sicherer als bisher): Nein. Man arbeitet.

Isolde (blickt Sabine von der Seite an, wie man ein merkwürdiges Tier ansieht, in taktlosem Tone): Ach!

Sabine (unwillkürlich auf den Ton reagierend hebt den Kopf höher und sieht Isolde mit einem schönen stolzen und traurigen Ausdruck ihres Gesichtes an).

Ritter (räuspert sich): Hm — Isolde — Gelbschnabel. Natürlich arbeitet man. Die ganze Welt arbeitet. Ich arbeite auch. (Mit plötzlicher Wendung): Spielen Sie Klavier?

Sabine: Nein.

Ritter: Aber Sie singen?

Sabine: Früher — manchmal.

Ritter: Natürlich Altstimme. Wir wollen gleich 'mal probieren. (Läuft ans Klavier.)

Isolde (zu Carl): Siehst du, so ist er. Musikrappel.

Ritter (schlägt eine Oktave an): Singen Sie das 'mal auf la

Sabine (dunkelrot): O bitte bitte — ich kann nicht — ich habe gar keine Stimme — ich kann nicht.

Isolde (legt ihr die Hände auf die Schulter): Seien Sie ruhig. Ich leide es nicht — die Quälerei. Aber Papa — laß doch das arme Fräulein. Meinst du, jeder hat nur so Musik im Kopf wie du. Komm her! Sei brav, Heinricherl. (Carl lacht, Sabine lächelt.)

Ritter (kommt wieder an den Tisch): Lassen Sie 'mal Ihre Hände sehen. (Nimmt ohne weiteres Sabinens Hände, biegt sie und dehnt die Finger auseinander): Sehr gute Klavierhand. Sehr gut. Kräftig und doch elastisch. Und keine langen Nägel. 'mal vernünftig.

Sabine: Die gehen nicht zum Operieren.

Isolde: Schrecklich. Werden Sie nicht gleich ohnmächtig?

Sabine: Ich bin noch nie ohnmächtig geworden.

Isolde: Wenn Sie Blut sehen? Ich schon. Haben Sie heute schon jemand operiert?

Sabine: Mehrere.

Isolde (unwillkürlich wegrückend): Gott — es hat doch was ähnliches mit Menschenfresser — ein Arzt.

Ritter: Haben Sie ein bißchen daneben geschnitten?

Sabine (lächelnd): Daneben schneiden — Sie stellen sich wohl eine Augenoperation nicht ganz richtig vor.

Riter: Na — haben Sie Ihre Sache gut gemacht oder nicht?

Sabine (geniert und zögernd): . . . Ja.

Isolde: Und da erzählen Sie uns nicht eine große Heldengeschichte? Sie müssen ein bißchen Pflanz reißen —

Sabine (verwundert): Pflanz reißen? Was ist das?

Ritter: Bonni — albern!

Carl: Wiener Gigerlwort! Heißt sich aufthun, prahlen, sich illuminieren.

Sabine (mit leichtem Kopfschütteln): Ein trauriges Vergnügen.

Carl: Wenn man keinen Grund hat.

Sabine: Auch wenn man Grund hat.

Carl: Da ist es verzeihlich — bei einem Genie —

Sabine (schüchtern aber fest): Ist das nicht — Königsschwäche?

Isolde: Ein König darf sich doch mehr erlauben als andere Menschen.

Sabine: Ich meine, er soll sich weniger erlauben.

Ritter (der sich ein paarmal geräuspert hat): Erlauben Sie. Der innere Krieg zwischen den sinnlichen, den sittlichen und den geistigen Faktoren im Dasein des Volkspöbels —

Sabine (sich einen Augenblick vergessend mit aufglänzenden Augen): Und der Königspöbel?

Isolde (dazwischen fahrend): Ach was, ach was — Könige muß es geben und Prinzen und Prinzessinnen. Nicht wahr Carl? In den Märchen sind auch immer Könige.

Sabine: Und Bettler.

Anna (hat die Kaffeetassen weggenommen und serviert in einer Glasschale die Crême).

Isolde (ist aufgestanden und flicht aus Ritters Haaren dünne Zöpfchen).

Ritter (zu Sabine, welche sich eben von der Crême nimmt): Warum nehmen Sie sich denn nicht ordentlich? So essen Sie doch, in drei Teufels Namen.

Isolde: Liebenswürdige Aufforderung. Halt still, Chinese. Ich reiß' dir sonst einen ganzen Schüppel Haar aus.

Carl (schüttelt sich vor Lachen): Chinese, Chinese!

Ritter (zu Sabine): Wollen Sie nicht von dem Obst? (Reicht ihr die Johannisbeeren) Von den Ribiseln? Die hat Wagner so gern gegessen. Kennen Sie die Werke von Wagner?

Isolde (gleichzeitig zu Carl): Verkutz' dich nicht.

Sabine: Gar nicht.

Ritter (ungläubig): Gar — nicht? Nicht einmal Lohengrin?

Sabine (wieder in ihrer ersten Befangenheit): Ich habe so wenig Zeit — und wenn man nicht begabt ist — Interesse kommt doch aus der Begabung.

Ritter: Unglaublich! — Wie kann man —

Isolde (über seinen Kopf hinweg): Ja Papa, es kann nicht jeder so gescheit sein wie du. So ein Allergescheitester. Fräulein, schauen Sie ihn an. Er ist der Johannes. Der Johannes der Wagnerschen Sache, so haben sie ihn genannt, nicht wahr, Papa, wie du jung warst?

Ritter (halb geschmeichelt, halb lächelnd): Ja — ich hab' eben ein bißchen geholfen, die Thüren einschlagen für die neue Kunst.

Isolde: Er war einmal ein Revolutionär, das sanfte Tierchen. Ich habe aber doch gar keinen Respekt vor ihm. Bist du mein Papa? Ach nein, du bist gar nicht mein Papa! Du bist mein Wickelkind und ich bemuttere dich. So mager ist er. Wie die Kleider an ihm herunterweinen! Gott — drollig — so ein Armitschka.

Sabine (leise, innerlich berührt): Sehr lieb haben Sie ihn.

Isolde (küßt ihn auf die Haare): Man muß ihn lieb haben. (Zieht ihn an dem Zöpfchen in die Höhe): Fertig! Nun mach's nur nicht gleich wieder auseinander, mein Kunstwerk. Mir scheint, es ißt niemand mehr. Dann hebe ich die Tafel auf. Wer will kann sich ja noch holen. Nicht wahr, Carl?

Ritter: Und nun? In den Garten?

Sabine: Für Fräulein Isolde ist es noch zu viel Sonne.

Ritter: Eine Cigarre, Carl? Die Damen entschuldigen uns schon für ein paar Augenblicke. (Halblaut zu Carl) Ich möcht' mir nämlich gern die Abendzeitung ansehen — sie muß schon da sein.

Isolde: M! Entschuldigen — Damen —

Ritter: Nicht wahr, ich kann auch galant sein.

Isolde (von einem Gedanken erfaßt): Ja — Fräulein, rauchen Sie nicht? Cigarretten?

Sabine: Danke.

Carl: Gehört das nicht zum Doktor?

Sabine: Zu mir nicht.

Ritter (eifrig): Recht, recht. Frauenzimmer sollen keine Schornsteine sein. Nicht so lange reden, Kinder, nicht so lange reden. (Mit Carl ab in sein Zimmer.)

Isolde (nachrufend): Papa — steck' nicht das brennende Ende in den Mund. (Zu Sabine): Er kann nämlich nicht rauchen, er stellt jedesmal was an.

Sabine (hat sich rechts vorne in einen der Lehnstühle gesetzt und sieht Isolde unverwandt an).

Isolde (noch stehend): Hab' ich was — weil Sie mich so anschauen.

Sabine: Nein, nein. Sie gefallen mir — wie noch nie.

Isolde (setzt sich): Nicht wahr? Das Kleid ist chic.

Sabine (den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt): Wie lieb Sie mit ihm waren — wie drollig — und wie ähnlich Sie ihm sind — in solchen Momenten.

Isolde: Dem Papa? Aber Fräulein — ich bin ja der Mama aus dem Gesicht geschnitten.

Sabine: Innerlich ähnlich meine ich.

Anna (tritt ein, räumt den Tisch ab).

Isolde: Pardon — Anna — den Aufsatz lassen Sie stehen und die Glasteller. (Wendet sich wieder zu Sabine): Was wollten Sie sagen?

Sabine: So wie heute sollten Sie immer sein.

Isolde (bequem zurückgelehnt): So bin ich auch mit ihm — wenn ich guter Laune bin. Er ist ja wirklich so'n gutes Mannerl.

Sabine: Er ist mehr als gut. Er ist gütig.

Isolde: Und Sie müssen nicht denken, daß er unfein ist wegen den paar Grobheiten — es ist eben Spaß.

Sabine: Aber liebes Fräulein, halten Sie mich für so unfein . . . Der ist so vornehm wie's Kinder sind. So ein reiner Mensch. So ein junger Mensch.

Isolde: Und er ist doch ein Armitschka. Er nimmt sich alles so arg zu Herzen. Wenn es mir schlechter geht — nur auf ihn fürchte ich mich. Da macht er so ein stilles Gesicht — ganz klein und blaß — und in seiner Stimme ist so was Leises — o schrecklich!

Sabine: Ist das nicht auch Ihre Schuld? Sie sind nicht offen, Fräulein Isolde, Sie sind nicht offen. Sie erhalten Ihren Vater in einem fortwährenden Irrtum über Ihren Zustand — und über die Möglichkeit der Besserung. Ich könnt' es nicht. Ich könnte nichts verheimlichen. Ich bitte Sie — der nächste Zufall kann ihm weit härter — wie an dem ersten Abend — grad daß ich mich noch besann — und er glaubt, daß Sie links noch halbe Sehschärfe haben. Nicht ein Zehntel. Sie wissen's doch.

Isolde: Ich kann's ihm nicht sagen. Eher laß ich mich umbringen. Und wenn ich stockblind werde.

Sabine: Sie haben nicht Recht. Nicht Recht. Er ist zart in seinem Empfinden, nicht schwach.

Isolde: Was kennen denn Sie von ihm. Ich kenne ihn. Er zerbricht mir, wirklich er zerbricht mir — mein Papa! Sie Böse! (Fängt an zu weinen.)

Sabine (springt erschrocken auf und legt von rückwärts die Arme um sie): Liebe Isolde — liebes Kind — nur das nicht — nur nicht weinen — Sie schaden sich — bitte — nicht weinen.

Isolde: (rasch getröstet, schon wieder mit halbem Lächeln): Wenn Sie einen auch so quälen. Sie sind à la Großmama.

Sabine (hat sich wieder gesetzt): Und Sie, Sie sind wie alle kranken Kinder. Und gar ein mutterloses.

Isolde (mit unechter Sentimentalität): Nicht wahr? Was in mein junges Leben schon hereingebrochen ist — so viel Malheur. — — — Gehen Sie gern auf Bälle?

Sabine: Ich war noch nie auf einem Ball.

Isolde (schaut sie ungläubig an): Oh!

Sabine: Ich kann nicht tanzen.

Isolde: Sie Unglückliche. Aber wie wollen Sie denn da heiraten?

Sabine (lacht herzlich): Ich will ja gar nicht.

Isolde: Ach das sagt man — wenn ich nicht krank geworden wäre — mit neunzehn Jahren hätte ich einen Mann haben müssen — wie ich einmal so weit war, um das Heiraten zu kapieren. Wie alt sind Sie denn? Ich sag's nicht weiter.

Sabine: Bitte — ich bin achtundzwanzig.

Isolde: Achtundzwanzig? Aber da eilen Sie sich nur. Vor dreißig geht's gerade noch. Aber nachher — da besinnt sich jeder — eine alte Jungfer.

Sabine: Ich werde eine.

Isolde (sieht sie forschend an): Haben Sie sich jemanden eingebildet? Eine unglückliche Liebe?

Sabine: Liebes Fräulein — wenn man immer so viel zu arbeiten gehabt hat wie ich — da findet man gar keine Zeit für eine unglückliche Liebe.

Isolde: Ich war schon verliebt — hundertmal. Es giebt so interessante junge Männer. Und gar wenn sie so ein bißchen haut goût haben. Bei einem Manne schadet das ja nichts. Ach ja, Männer. Ist doch das einzige Amüsante im Leben. Der Carl ist angreifend tugendhaft. Gefällt er Ihnen?

Sabine: Ich kenne ihn nicht.

Isolde: Sehr ein guter Junge. Aber kein Odeur für Frauen. Man muß eben vorlieb nehmen.

Sabine (steht auf, ein wenig beklemmt): Ich weiß nicht, Fräulein — ich versteh' Sie nicht — aber Sie machen mich so traurig.

Isolde (steht ebenfalls auf und nimmt vertraulich Sabinens Arm): Sie müssen mir Geständnisse ablegen. Sie müssen doch ein zu ereignisreiches und pikantes Leben hinter sich haben.

Sabine: O nein!

Isolde: Ein Fräulein Doktor! Und sie können sans gêne mit mir reden. Ich bin gar nicht mehr so naiv dumm. Also Sie haben schon nackte Menschen gesehen?

Sabine: .... Ja.

Isolde: Frauen — und Männer?

Sabine: .... Ja.

Isolde: Gott, ist das eigentlich unanständig. Macht's Ihnen Vergnügen?

Sabine (macht sich los von ihrem Arm und sieht ihr fest in die Augen): Was meinen Sie damit?

Isolde (keck und unbefangen): Sie müssen überhaupt eine Menge wissen, was man sonst nicht weiß, — Mädchen. In Büchern wird manchmal angedeutet — in medizinischen muß doch das viel ärger stehen? Wird man nicht verdorben dadurch?

Sabine (sieht sie von der Seite an): Es kommt auf die Person an, nicht auf das Buch — scheint mir.

Isolde: Haben Sie immer nur wegen dem Lernen gelesen? Oder auch aus Neugierde?

Sabine: Würden Sie aus Neugierde dergleichen lesen?

Isolde (wird rot, lacht, giebt keine Antwort und schaut auf ihre Fußspitze, in ihrem Schuh die Zehen hin und her bewegend.)

Sabine (preßt die untergeschlagenen Arme langsam zusammen, sich von Isolde gleichsam zurückziehend).

Isolde (wirft die Lippen auf und den Kopf zurück): Ich bin doch erwachsen. Geheimnisse machen neugierig. Man denkt nach darüber — und es ist angenehm — so ein schläfriger Sommerabend — in der weichen Hitze ..... (lacht mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin, biegt den Kopf in den rechten Arm zurück und küßt sich leidenschaftlich auf die linke Hand).

Sabine (schmerzlich, nur halb zu Isolde): Das auch noch! — Wissen Sie Fräulein Isolde, was ich Ihnen verschreiben werde? Alle Tage eine kalte Douche und etwas zu thun müssen Sie bekommen, Beschäftigung.

Isolde (sie mit großer Enttäuschung ansehend): Und das ist alles, was Sie mir erzählen?

Sabine: Erzählen? Was denn? In einem Sinn könnte es sein, daß Sie mehr wissen als ich. Und was ich weiß, das paßt nicht für ein ungesundes Gefühl — für diese halbwüchsige Hysterie.

Isolde (feindselig sich abwendend): Ah — so sind Sie.

Sabine: Ja Fräulein, so bin ich. Und Sie sind zu gescheit um nicht selbst — fragen Sie sich doch ehrlich: können Sie ihm in die Augen schauen — Ihrem Papa?

Isolde (hat die Hände auf dem Rücken gekreuzt, geht herum und singt): Schla Naninka doselli, doselli, doselli — (spricht): Ach Gott, Sie haben wohl für Ernst genommen, was ich sagte?

Sabine: Es war Ihr Ernst.

Isolde (singt): Naterhalla lupeni — (sprechend): Ich liebe die Originalität.

Sabine (kurz einfach): Ich nicht.

Isolde (nagt an ihren Lippen und versucht zu lachen).

Ritter (kommt mit einer Zeitung in der Hand, hinter ihm Carl): Da sieht man's wieder. Ueber alles mögliche wird geredet, über jeden Quark, aber was einen interessieren könnte, da schnaufen sie nicht davon. (Hält Sabine die Zeitung hin, mit dem Finger auf eine Stelle deutend): Das wissen Sie doch?

Sabine (wirft einen flüchtigen Blick auf die Stelle): Ja.

Ritter: Warum sagen Sie das nicht gleich? Man freut sich doch gern miteinander. (Schüttelt ihr die Hand). Gratuliere, gratuliere!

Isolde (zu Carl mit hinweisender Kopfbewegung auf Sabine): Verlobt?

Carl: Nein, preisgekrönt, von der Akademie der Wissenschaften in Paris. Für eine Arbeit!

Isolde: Geld?

Ritter: Ja wohl! 3000 Francs!

Isolde: Nun werden Sie sich doch ein neues Kleid machen lassen?

Sabine: Erst ein paar neue Instrumente.

Ritter: So schauen Sie sich doch an, wie Sie gedruckt aussehen. Ganz gut.

Sabine (mit leichtem Unbehagen abwehrend): Finden Sie? Mir hat's etwas Gewöhnliches, in einer Tageszeitung — es sieht aus wie Reklame.

Isolde (leise zu Carl): Posiert die auf Bescheidenheit!

Carl: Was habt ihr inzwischen geweisheitet miteinander?

Isolde (mit einem verständnisinnigen Blicke): Nachher. (Nimmt seinen Arm): Ich möcht' jetzt auf die Luft gehen — in den Garten.

Ritter: Noch viel zu hell — viel zu hell.

Isolde (mit der Hand hinausweisend): Dämmert doch! (Halb singend, indem sie mit Carl über die Veranda abgeht): Ich geh' ein wenig flirten — flirtieren —

Ritter (zu Sabine): Meinen Sie nicht, daß es ihr —

Sabine: Lassen Sie nur. Die Bewegung ist ihr gut. Sie soll überhaupt mehr Bewegung machen. Wir müssen ihre ganze Lebensweise verändern — die Diät und —

Ritter (erschrocken unterbrechend): Wegen den Augen?

Sabine: Nein — nicht direkt. Die Augen sind so gut als man bei einem chronisch gewordenen Zustand verlangen kann.

Ritter: Ich bin Ihnen so dankbar. Ach ich sag' Ihnen, diese Beruhigung, endlich einen vernünftigen Arzt zu haben, denn das ist doch Ihr Verdienst, die Besserung.

Sabine: Aber gar nicht, Herr Ritter, aber gar nicht! Sie irren sich vollständig. Jeder Arzt hätte Ihre Tochter ebenso behandeln können —

Ritter: Können! Aber sie haben's nicht gekonnt! Ich halt' mich an den Erfolg. Jetzt ist es besser geworden . . .

Sabine: Von selbst, ganz von selbst. Genau so unerklärt wie die Krankheitsursache. (Jede Hand zur Faust pressend): Diese Ursache, diese Ursache! Aus dem Schlafe weckt's mich auf — und nicht herauszufinden!

Ritter: Kommen Sie mir nur nicht wieder damit! Den ersten Abend habe ich Ihnen noch nicht ganz verziehen. Das war nicht schön Fräulein, das war nicht schön! So etwas!

Sabine: Sie dürfen mich nicht zu hart beurteilen. Ich kannte Sie eben noch nicht. Als gewissenhafter Arzt mußte ich die Frage stellen, welche Sie so sehr — verletzt hat.

Ritter: Verletzt? Empört! Und ich sag' Ihnen —

Sabine: Sie brauchen mir gar nichts mehr zu sagen. Die längere Beobachtung der Krankheit hat mich überzeugt, daß ich mich geirrt habe, vollständig, mit meiner Vermutung. Ist Ihnen das genug?

Ritter (schaut sie an, dann erleichtert aufatmend): Ja. Ich hatte immer noch so 'nen Druck Ihnen gegenüber.

Sabine: Es läßt einen eben auch 'mal im Stich — Erfahrung und Regel —

Ritter: Da haben Sie Ihre berühmte moderne Wissenschaft. Zwei mal zwei sind vier. Natürlich! Als ob es nichts Anonymes auf der Welt gäbe! Merken Sie sich's, der Mensch darf nicht zu viel Verstand haben. Und Sie haben entschieden zu viel Verstand.

Sabine: Finden Sie? . . . Ich habe eine große Bitte, Herr Ritter.

Ritter: Heraus damit!

Sabine: Ich möchte Sie so gerne 'mal spielen hören.

Ritter: Fräulein!! Meine Finger sind wie Schwefelhölzer. Und ich habe keine Laune mehr für's Klavier. Ist ein dummes Instrument. Orchester und Menschenstimme, ja das! Und ich bin ein Klavierspieler, kein Virtuose. Ich passe nicht mehr unter die Heutigen — im Grunde hat es nur einen Virtuosen gegeben — Liszt.

Sabine: Vergrößert ihn nicht die Vergangenheit?

Ritter: Den? Der hat ein Glissando gemacht, daß man meinen konnte, es lacht jemand. Und einen chromatischen Wehschrei — nicht die Stroh-

— — —

musik von heutzutage. Wie naiv er Mozart spielte — überhaupt — diese Präpotenz der Auffassung — und seine Werke!

Sabine: Haben Sie nie komponiert?

Ritter (schaut sie an und zieht die Augenbrauen in die Höhe): — — — Es fällt mir nichts mehr ein. Und einfallen muß einem etwas. Ist nicht schad darum. Das bißchen Liederschwindel von früher — ich bin auch faul. Wenn man niemanden neben sich hat, den es freut —

Sabine: Ich würde mich so freuen.

Ritter: Sie? Sie Antimusikalisches?

Sabine (zögernd): Ich habe — als Kind hab' ich — als ganz junges Mädchen — ein wenig Violine spielen gelernt. O sehr schlecht. Um die Schulkinder zu begleiten — anstatt meines Vaters — und weil ich selbst Lehrerin werden sollte?

Ritter: Und Sie haben's aufgegeben?

Sabine: Ganz.

Ritter: Sündhaft, wirklich sündhaft. Ich seh's Ihnen an der Nase an, daß Sie Talent gehabt hätten —

Sabine: Ich mußte es aufgeben wegen meines Berufes. Die Feinfühligkeit in den Fingerspitzen wird durch das Niederdrücken der Seiten abgestumpft.

Ritter: Ja so — Ihr alberner Beruf. Wie sind Sie eigentlich zu dem gekommen — zu so was Unnatürlichem?

Sabine: Ungewöhntem — nicht?

Ritter: Weiberlaune wahrscheinlich.

Sabine: Nein Herr Ritter. Mein Vater war sein ganzes Leben lang augenleidend und erblindete kurz vor seinem Tode.

Ritter: Lange her?

Sabine: Sehr lange. Zwölf Jahre. Und meine Mutter — noch länger.

Ritter: Aber doch Verwandte?

Sabine: Niemanden.

Ritter: Armes Ding.

Sabine: Es ist gut so — keine Pflichten gegen And're — nur eine große Pflicht gegen sich selbst.

Ritter: Pflicht, Pflicht — so ein bloßes Nützlichkeitsdasein — das ist grad wie wenn einer alle Contrapunktkniffe studiert hat und keine Melodie erfinden kann.

Sabine: Ja, man lebt hin wie im Mauerschatten.

Ritter: Waren Sie lange nicht daheim? Wo sind Sie denn daheim? Norden? Natürlich.

Sabine: Ja. An der Nordsee. Ein kleines Fischerdorf. Elf Jahre bin ich fort.

Ritter: Haben Sie's lieb, das Meer?

Sabine (tief aufatmend): Das Meer — oh!

Ritter: Ich würde sicher seekrank. Mögen Sie denn das, so einen großen Sturm und die großen Plautzwogen?

Sabine: Auch. Aber vor allem — die Dämmerung. Wenn es da liegt — still in seiner grauen Heiligkeit — man weiß seine Tiefe nicht — aber man fühlt sie.

Ritter (blickt mit unwillkürlich aufsteigender Bewunderung Sabine an, die mit

weitgeöffneten Augen, tiefatmend aber unbeweglich vor sich hinschaut. Herausplatzend): Fräulein, Sie sind doch bildschön.

Sabine (wird rot und deckt eine Hand über das Gesicht).

Ritter: Von mir dürfen Sie sich das ruhig sagen lassen. Wissen Sie, daß ich in paar Wochen fünfzig werde — alter Mann — wacklig — eingerostet —

Sabine (halb wehmütig): Sie sind doch jung.

Ritter: Erzählen Sie mir noch von sich.

Sabine (hastig): Nein, Nein. Das ist nicht gut: über sich reden. Man irrt sich und verliert das Gefühl für seinen Irrtum. Spielen Sie mir nur ein wenig —

Ritter (schüttelt sachte den Kopf): Nein Fräulein. Wozu? Ist ja alles 'ne halbe Geschichte . . . .

Sabine (hebt nochmals bittend die Hände):

Ritter: Geben sich keine Mühe, liebes Fräulein. Ich bin doch ein Ausrangierter. Verstehen Sie nicht! — — Sie sind eben jung. Wenn man jung ist, nimmt man gern immer recht viel Pedal — Forte — weil Viele um einen herumstehen und zuhören — später wird man alleiner, endlich ganz allein, und da lernt man piano spielen — pianissimo — — — — (nimmt ihr eine Hand) Uebrigens sind Sie ein gutes Mädel. Wirklich sehr ein gutes Mädel.

Sabine (steht vor ihm, ihr Haupt senkt sich langsam, er legt ihr die andre Hand auf den Kopf und schaut gedankenvoll auf sie herunter).

Isolde und Carl (kommen langsam über die Veranda herauf).

Isolde (leise und erstaunt zu Carl): Jetzt schau nur 'mal die an! Sollt' man nicht meinen meinen, die hätten miteinander —

Das Recht der Frau.

Eine sozialpolitische Studie

von

Irma von Troll-Borostyáni.

IV.

Darüber, daß die prinzipielle Anerkennung der Verpflichtung der Gesellschaft, den Frauen gleiche Rechte wie den Männern zu gewähren, konsequenterweise auch die politische Gleichberechtigung der Geschlechter involviert, kann kein Zweifel walten. Wie bereits früher erwähnt, sind es nächst den amerikanischen in erster Linie die britischen Frauen, deren Bestrebungen sich vorweg diesem Ziele zuwenden. Noch ist es ihnen nicht gelungen, die Ausdehnung des Wahlrechts auf das weibliche Geschlecht durchzusetzen. Erst vor kurzer Zeit — im Mai 1892 — wurde die Bill für das parlamentarische Wahlrecht der Frauen vom englischen Unterhause mit 175 gegen 152 Stimmen abgelehnt. Dennoch aber bedeutet diese Niederlage der Vorkämpfer für die Emanzipationsbewegung der Frauen einen Sieg, indem die niedergestimmte Minorität von einer Parlamentssession zur andern einen bedeutenden Stimmenzuwachs zu verzeichnen hat. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Stimmenzuwachs sich stetig steigern und schließlich zur Erringung der Majorität führen wird. Die diesmalige Ablehnung der Bill wurde bekanntlich wohl hauptsächlich durch das offene Schreiben Gladstones über das Frauenstimmrecht bewirkt. Die radikale „Pall Mall Gazette“ ist unhöflich genug, diese Flugschrift des greisen Staatsmanns geradezu ein „Tory-Pamphlet“ zu nennen und ihn dessen zu verdächtigen, daß das Motiv seiner Stellungnahme gegen die Berechtigung der Frauen zur Mitwirkung am öffentlichen Leben des Volkes nirgend wo anders zu suchen sei, als in seiner Furcht vor ihrer politischen Gegnerschaft.

Wir wissen freilich nicht, ob die „Pall Mall Gazette“ in ihren Voraussetzungen recht hat; immerhin gewinnen sie einige Wahrscheinlichkeit, wenn man ihre Anklage mit dem Stoßseufzer eines modernen deutschen Philosophen vergleicht, der es unbedacht ausgeplaudert hat, wie die gespenstische Spukgestalt eigentlich heißt, die, auf dem Boden der modernen Frauenbewegung dräuend emporwachsend, die mutigen Männerherzen in Schreck erzittern läßt. Die Macht des weiblichen Geschlechts über das männliche sei so groß — lautet jenes Mene Tekel —, daß die thatsächliche Beherrschung des männlichen Geschlechts durch das weibliche überall und bei allen Völkern die Regel bilde. Gelänge es nun, alle Vorrechte der Männer in Staat und Gesellschaft, in Recht und Sitte zu beseitigen und den Frauen gar noch das Recht auf politische Thätigkeit zu er-

ringen, so würde damit eine Periode der reinen Weiberherrschaft inauguriert, wie nicht die Geschichte, sondern nur die Sage sie bisher kennt.

Wie sich die Furcht vor der Hegemonie der Frauen, welche sie sich bei politischer Gleichberechtigung mit den Männern erringen würden, mit ihrer sonst so obstinat behaupteten geistigen Inferiorität — welche Eigenschaft gerade nicht darnach angethan ist, zu politischer Führerschaft zu befähigen — zusammenreimt, ist allerdings nicht ganz leicht einzusehen.

Sehr begreiflich ist es aber, daß die Anteilnahme der Frauen an den politischen Rechten es vor allem ist, die von den Emanzipationsgegnern bekämpft wird. Sie sehen gar wohl ein, daß mit deren Erringung durch die Frauen Bresche gelegt würde in die chinesische Mauer, die alle männlichen Vorrechte samt und sonders vor feindlichen Eingriffen schützt.

Aber ebenso begreiflich ist es, daß die nach ihrer Befreiung ringenden Frauen die Erreichung dieses Zieles ins Auge fassen.

Die Bevorrechtung des einen Geschlechtes zum Nachteil des andern bildet eine Anomalie in den social-moralischen Grundsätzen unserer Zeit. Es giebt keine Regierung in der modernen Welt, die sich nicht zu dem Prinzip der Gerechtigkeit bekennen würde. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist der Normalzustand der menschlichen Gesellschaft, und Gerechtigkeit das Ergebnis höchster sittlicher Vollendung und geistiger Aufklärung. Herrschaft und Knechtschaft sind unglückliche, aber nur spontane Notwendigkeiten der menschlichen Verhältnisse, welche die Bildung allmählich ausgleicht, indem sie die Tiefen ausfüllt und die Spitzen abschleift.

Und nun drängen die Frauen darnach, daß die allgemeine Gerechtigkeit auch auf ihr Geschlecht ausgedehnt werde; daß es nicht länger heißen könne: gleiches Recht für alle, nur nicht für die Frau; daß das Gesetz hinsichtlich ihrer politischen Rechte als Staatsbürgerin sie nicht fernerhin auf dieselbe Stufe stelle mit Unmündigen, Irrsinnigen und Idioten, wie es zur Zeit noch geschieht.

Man sollte meinen, daß solches Streben von keinem völlig vorurteilslos und unparteiisch Denkenden als ein unberechtigtes oder unvernünftiges angesehen werden könnte, und der Abscheu, den diese Bestrebungen der Frauenwelt bei vielen erweckt, muß einem nicht voreingenommenen Urteil in der That befremdlich erscheinen, ebenso befremdlich wie die dem Widerstand gegen die Erweiterung der Frauenrechte stammverwandte antisemitische Bewegung. Beide Erscheinungen sind auf dieselbe Quelle zurückzuführen, auf den Haß gegen eine unliebsame Konkurrenz. Die Frauen in die mittelalterliche Kemenate, die Juden in das Ghetto zurückzuverweisen, erscheint gewissen Kreisen das wünschenswerteste Ziel.

Allerdings geht die Zahl der Gegner der Frauenbewegung zurück, und letztere hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Erfolge aufzuweisen. Trotzdem verstummen die drohenden Warnungsrufe nicht, welche von der Durchführung gesetzlicher Gleichberechtigung der Geschlechter die schlimmsten Einwirkungen auf die socialen Zustände prognosticieren und auf die von ihnen an die Wand gemalten Schreckgespenster der Entweiblichung der Frau, der Zerrüttung der Familie und noch weiß Gott welcher Gefahren hinweisen. Die Macht der Gewohnheit ist eine den Menschen so gewaltig beherrschende, daß nur wenige Geister sich ihr in dem Grade zu entziehen vermögen, daß sie das Ungewohnte nicht für etwas Unnatürliches halten. Hier liegt auch der Grund, warum die sociale Befreiung der Frau von so Vielen für etwas Widernatürliches betrachtet wird, indem die sociale Unterordnung des weiblichen Geschlechts unter das männliche

durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende währende Uebung sich als Gewohnheit tief eingewurzelt hat.

Hätte in früherer Zeit, als die Ausübung der Schauspielkunst noch allein in den Händen der Männer lag, eine Frau sich vermessen, eine weibliche Rolle zur Darstellung bringen zu wollen, man würde sie wahrscheinlich einfach für verrückt gehalten haben. Denn obwohl es gewiß natürlicher ist, daß männliche Rollen von Männern und weibliche von Frauen gespielt werden, als beide von Männern, so war man eben nicht gewöhnt daran, Frauen als Schauspielerinnen zu sehen. Sollte sich heut jemand beifallen lassen, die Frauen von den weltbedeutenden Brettern, als von einem dem Weiblichkeitsbacillus ungünstigen Nährboden, zurückweisen zu wollen, so würde ihm mit einem Lächeln der Verwunderung geantwortet werden. Und so wird auch späterhin derjenige, der öffentliche Berufsthätigkeiten, welche heut noch als eine den Männern unentreißbare Domäne betrachtet werden, wie vorzugsweise die Ausübung politischer Rechte, als mit der Bestimmung und der Natur des Weibes unvereinbar ansehen würde, nur ein staunendes Lächeln finden. Gegenwärtig sprechen wir noch von einer Frauen-„Frage"; nach einer Spanne Zeit (denn was sind ein paar Jahrhunderte im Dasein des Menschengeschlechtes, das jetzt schon nach Tausenden von Jahrhunderten zählt!) wird man sich darüber wundern, daß es eine Zeit gegeben, da man fragen konnte, ob der einen Hälfte der Menschheit die gleichen Menschenrechte gebühren, wie der andern Hälfte.

Selbstverständlich spielt auch hinsichtlich der Erteilung der politischen Rechte an die Frauen das „schlagende" Argument der Widernatürlichkeit die Hauptrolle, nur ist es hier die Rolle der „komischen Alten". Und was sonst noch an Beweisgründen vorgebracht wird, ist alles so haltlos und willkürlich aus der Luft gegriffen, daß eine ernsthafte Erwägung wirklich Ueberwindung kostet.

Da hören wir beispielsweise, daß die Frauen sich deshalb nicht zur Beteiligung an Staatsgeschäften eignen, weil die politischen Kämpfe, welche oft die größten Leidenschaften in der Brust des Mannes entfesseln, in dem Gemüte der Frau Stürme wecken würden, die mit ihrer seelischen Kraft nicht im Gleichgewicht stehen, und weil die Beteiligung an den politischen Rechten mit der „Friedensmission des Weibes" nicht zusammenstimme. Als weiterer Einwand wird gesagt, daß die Frau hierdurch aus den Grenzen ihrer Weiblichkeit träte und daß sie, wenn sie dies thue, härter und grausamer als der Mann werde, in Haß und Feindschaft sich unversöhnlicher zeigte als er, und daß die politische Wirksamkeit der Frau Scenen hervorrufen würde wie die moderne Unsitte des Hazardspieles unter Frauen, bei welchem es sich zeigte, daß die Leidenschaftlichkeit der Frauen, wenn einmal erregt, größer sei als die der Männer und daß sie abstoßender und häßlicher in ihrer Wirkung sei. „Die weichen, zarten Züge der Frauen werden härter, umdüstern sich, verzerren sich leidenschaftlich, Röte und Blässe wechseln jäh auf ihren Wangen, Blicke und Geberden, ein halbunterdrückter Fluch, ein brutales Wort verraten die Leidenschaften, die ihr Inneres durchwühlen". Und alle diese Verheerungen im Gemüte der Frau und in ihrer zarten weiblichen Schönheit würde durch die Erteilung der politischen Rechte an die Frauen verursacht. Also apage satanas!

Was giebt es da für andere Antwort als lächelndes Achselzucken? — —

V.

Ich glaube, im Vorstehenden die am häufigsten vorgeführten und mit dem schärfsten Nachdruck betonten Einwendungen gegen die Gleichstellung der Geschlechter in den Kreis unserer Betrachtung gezogen und die einer Beachtung würdigen auf ihre Stichhaltigkeit geprüft zu haben. Nun wollen wir nach den Motiven forschen, die der von gewissen Seiten ausgehenden feindseligen Stellungnahme gegen die freiheitliche Frauenbewegung zu Grunde liegen.

Was die männlichen Gegner betrifft, so liegt es klar am Tage, daß die Beweggründe ihrer Bekämpfung der modernen Frauenbestrebungen nur dreierlei sind. Erstens will der Mann auf seine Hegemonie im Staatsleben und in der Ehe nicht verzichten. Denn es bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, daß, den Forderungen gleicher Gerechtigkeit für beide Geschlechter entsprechend, auch das Eherecht einer gründlichen, nach dem Prinzipe gleicher Rechte für beide Gatten durchzuführenden Umgestaltungu nterzogen und Gesetze, welche die Frau unter die Botmäßigkeit ihres Mannes stellt, beseitigt werden müßten.

Zweitens erregt die verstärkte Konkurrenz, welche die Zulassung der Frauen zu den bisher vom Manne monopolisierten Erwerbsgebieten zur Folge haben würde, seinen Unwillen. Deshalb wächst seine Entrüstung, je lukrativer die Berufszweige sind, um die es sich handelt und in je höherem gesellschaftlichen Ansehen sie stehen. Die angebliche Schonungsbedürftigkeit des schwächeren Geschlechts, um deretwillen es von den anstrengenden Berufsthätigkeiten ausgeschlossen sein müsse, ist ein graziös drapiertes Phrasenmäntelchen, das die Selbstsucht des Mannes verhüllen soll, die den ihm unbequemen freien Wettbewerb der Frauen verhindern will. Diese Selbstsucht sieht mit ruhigem Gemüte zu, wenn die niederen, wenig einträglichen Beschäftigungsgebiete von den Frauen überschwemmt werden, wenn die Frau in diesen oder im häuslichen Dienst für Gatte und Kinder sich halb zu Tode arbeitet. Angesichts dieser Thatsachen erhebt sich selten eine männliche Stimme, um auf die Rechte des Weibes, auf Schonung seiner geringeren Kräfte hinzuweisen. Nur dann werden die Stimmen zarter Fürsorge laut, wenn die Frauen es sich beikommen lassen, Zutritt zu den höheren, namentlich zu den wissenschaftlichen Berufsbahnen zu verlangen. Zuweilen kommt es ja auch vor, daß der wahre Beweggrund des Mannes gegen solche Forderung der Frauen ganz unverhohlen ausgesprochen wird. Nannte doch Professor Bischoff als eine der „schädlichen Folgen“, von denen die Zulassung der Frauen zu dem ärztlichen Berufe begleitet sein würde, die „unausbleibliche Verdrängung männlicher Aerzte“, und Medizinalrat Dr. Albert Weiß findet in seiner früher erwähnten Abhandlung „Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde“ die bemerkenswerten Worte: „Will man uns etwa ausreden, daß, wenn wir mit weiblichen Aerzten überschwemmt würden, die Zahl der männlichen unausbleiblich und unbedingt abnehmen würde?“ In der Bekämpfung der Zulassung der Frauen zum ärztlichen Berufe hat sich das eben angedeutete, der Stellungnahme des Mannes gegen die wissenschaftliche Emanzipation der Frau im allgemeinen zu Grunde liegende Motiv am eklatantesten enthüllt durch die von allen Gegnern unisono und hartnäckig verfochtene Behauptung, daß in medizinischer Hinsicht das für die Frauen geeignete Gebiet nicht das der ärztlichen Behandlung der Kranken, sondern jenes ihrer Pflege sei. Als ob die Anstrengungen eines be-

rufsmäßigen Krankenwärterdienstes geringere wären als jene des Arztes. Wäre es möglich, den Beruf der Krankenpflege zu einem besser bezahlten und angeseheneren zu machen als der ärztliche ist, so würden die Gegner der weiblichen Aerzte keinen Augenblick zögern, ihre Anschauungen in ihr Gegenteil umschlagen zu lassen. Sie würden plötzlich die ärztliche Wirksamkeit als dem zarteren Organismus der Frau angemessen erklären und darauf hinweisen, daß die Krankenpflege die Kraft der Frauen in zu hohem Grade in Anspruch nehme und ihnen auch aus den gewichtigsten Gründen des Anstandes verwehrt bleiben müsse. Denn es lassen sich eben alle gegen die ärztliche Thätigkeit der Frauen herangezogenen Argumente je nach Belieben in gleicher Weise gegen den ärztlichen Beruf wie gegen den der Krankenpflege vorführen und werden eben bezüglich desjenigen Berufes vorgebracht, den man für sich behalten will, und hinsichtlich desjenigen mit Stillschweigen übergangen, den man den Frauen gerne überläßt.

Der dritte Beweggrund der Gegnerschaft des Mannes gegen die Rechtsgleichheit beider Geschlechter liegt darin, daß die Männer sich vollkommen klar darüber sind, daß die gesetzliche und sociale Gleichordnung von Mann und Weib eine radikale Umgestaltung der landläufigen moralischen Anschauungen, welchen gemäß es hinsichtlich der sexuellen Beziehungen für die beiden Geschlechter zweierlei Gut und Böse giebt, hervorrufen würde. Unbequem ist dem Durchschnittsmanne der Gedanke an die Möglichkeit, daß die Erkenntnis der fundamentalen Wahrheit, daß dieselbe Handlungsweise unmöglich bei der Frau strafbar, beim Manne hingegen erlaubt sein könne, sich allmählich Bahn brechen und zur Grundlage der herrschenden moralischen Ueberzeugung gemacht werden sollte. Verwöhnt durch den langen Besitz des Privilegs, seinen Leidenschaften ohne Zögern volle Befriedigung zu gewähren, scheint es ihm ebenso fatal, daß die Frau die gleiche Freiheit fordern könnte, die er für sich beansprucht, wie es ihm unangenehm wäre, wenn an ihn die Forderung der Pflicht gleicher Selbstbeherrschung gestellt würde, die er von der Frau zu verlangen für berechtigt hält.

Daß alle diese Motive — und andere giebt es nicht, denn was es auch sei, was von den Frauenrechtsgegnern zur Begründung ihrer Befehdung der freiheitlichen Bestrebungen der Frauen vorgebracht wird, aus allem läßt sich nach sorgfältiger Abschabung eines sentimentalen oder pathetischen Floskelfirnisses die kahle Selbstsucht eines der genannten Beweggründe herausschälen — daß also diese Motive aller socialmoralischen Berechtigung entbehren, daß sie aller die Rechte des Nebenmenschen, in diesem Falle des weiblichen Geschlechts, berücksichtigenden Gerechtigkeit Hohn sprechen, wer sollte sich dieser Erkenntnis verschließen können? Aber wenn auch die einem kurzsichtigen Egoismus entspringenden Triebfedern, welche den Mann zur Bekämpfung der Bestrebungen der Frau nach Gleichberechtigung anspornen, vom geläuterten Rechtsgefühl verurteilt werden müssen — begreiflich sind sie doch.

Von den Motiven, durch welche einzelne Frauen sich bestimmen lassen, gegen die freiheitliche Bewegung ihres eigenen Geschlechts Stellung zu nehmen, läßt sich nicht dasselbe sagen, da ihre Haltung dieser Frage gegenüber sogar des Scheines von Vernünftigkeit, mit welchem die Gegnerschaft des Mannes sich zuweilen zu umkleiden versteht, entbehrt. Der Mann kämpft hierin für die Wahrung seiner Vorrechte, deren Verlust ihn mit einer Beeinträchtigung seines Behagens zu bedrohen scheint. Die Frau kämpft gegen ihre eigenen Rechte. Er will sich nichts nehmen, sie aber will nichts für sich erringen

lassen. Einem flüchtigen Beobachter könnte diese Thatsache unverständlich sein. Wir wollen nach dem Schlüssel dieser befremdlichen Erscheinung suchen.

Die von manchen Frauen kundgegebene Entrüstung über das Streben ihrer Geschlechtsgenossinnen nach gesetzlicher und socialer Gleichstellung mit dem Manne kann selbstverständlich nur in ihrer Befürchtung wurzeln, daß der Frau aus dieser Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung irgend welche bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht bestehende Nachteile erwüchsen.

Welcher Art diese vermeintlichen Nachteile sind, wollen wir an der Hand einiger in Druck gelegter Jeremiaden mehrerer um ihr und ihres Geschlechtes Heil besorgter Frauenseelen aufdecken.

Wir haben schon früher des lautgewordenen Bedauerns Erwähnung gethan: daß die moderne Frauenbewegung dem Weibe alle möglichen Freiheiten gewähre, nur nicht die eine: Weib zu sein. Und diese Sorge ist es, die aus allen weiblichen Schmerzensschreien über die Emanzipationsbewegung heraustönt. „Nur in der Ehe und als Gebärerin des kommenden Geschlechts könne die Frau ihr Glück finden. Aber aller Scharfsinn wird dazu aufgeboten, für die Frauen neue Wege ausfindig zu machen, welche sie immer weiter von dem ihnen gebührenden Platze entfernen, und niemand versucht es, ihnen den Weg zu demselben zu ebnen und zu erleichtern, und jenen Platz aufs neue für sie zu erobern und zu befestigen" — läßt sich die Eine vernehmen. „Es giebt nur eine einzige normale Weltordnung: der Mann Adam muß dem Boden die Frucht, das Brot entringen, und Eva dem Gatten Kinder schenken. Jetzt aber ist der Tag gekommen, an dem Tausende von Frauen an das Schicksal die Frage richten: weshalb ist es uns versagt, Gattin und Mutter zu werden". „Wir wollen deinen Fluch tragen „mit Schmerzen Kindern das Leben zu geben", warum sollen wir keinen Anteil haben an dem heiligsten Rechte der Menschheit, an Liebe, an dem Rechte der Schöpfung?" — so klagt eine Andere und bedauert es, daß die goldne Zeit der „Sorglosigkeit" der Frauen entschwunden. Und wieder eine Andere erklärt: daß das Mädchen, das „in Reih und Glied mit dem Manne auf dem Kampfplatz des Lebens steht", des für die Liebe empfänglich machenden „Idealismus" verlustig gehen und nicht mehr in der Ehe sein Glück suchen würde. In der Ehelosigkeit könne ein Weib sich aber niemals glücklich fühlen, denn „sie findet nicht Trost und Beruhigung in den Armen des liebenden Gatten, und das Mutterglück ist ihr fremd geblieben." In späterem Alter, wenn ihre Kraft abnimmt, um erwerben zu können, habe sie oft mit Existenzsorgen zu kämpfen, die keine liebende Hand ihr erleichtere. Das Schicksal einer unversorgt zurückgebliebenen Witwe hingegen „appelliert laut an alle Menschenherzen, und Verwandte, Freunde, edle, aufopfernde Menschen, wohlthätige Vereine leisten ihr hilfreiche Hand."

Wir könnten diesen Klagegesängen noch eine ganze Reihe geistes- und schmerzensverwandter Bekenntnisse betrübter Frauenseelen hinzufügen, glauben jedoch, daß die aufs Geratewohl herausgegriffenen Stichproben vollkommen genügen, um erkennen zu lassen, worin die Nachteile bestehen, welche diese Gruppe von Frauen in den modernen Bestrebungen ihres Geschlechtes erblicken. Fürs erste fürchten sie, daß ihre Liebessehnsucht unbefriedigt bleiben könne; zum Zweiten bangt es ihnen vor dem Zwang zur Arbeit für die Gründung und Erhaltung einer selbständigen Existenz.

Was nun die erste Befürchtung betrifft, so ist der Grund zu derselben ganz unerfindlich. Glaubt man etwa, daß die gesetzliche Gleichstellung der

Frau mit dem Manne im Herzen des letztern alles Liebesbedürfnis ertöten und ihn zu einem geschlechtslosen Neutrum machen werde? Glaubt man, daß der natürliche Paarungstrieb versiegen und so das Menschengeschlecht allgemach aussterben werde? Doch wohl nicht. Wenn diese Damen aber, wie sie sagen, nur die Sorge hegen, daß die Frau, wenn sie mit dem Manne Schulter an Schulter arbeitet, ihm weniger liebens- und begehrenswert erscheinen werde, als sie es ihm dermalen noch ist, so haben ja die „nur als Weib, nicht als Mensch" sich fühlenden Frauen alle Ursache, über einen Wandel der Dinge, der eine große Zahl ihrer Geschlechtsgenossinnen in die Arena des öffentlichen Lebens stellt und sie hierdurch ihrer Anziehungskraft auf den Mann beraubt, zu frohlocken, indem sie hierdurch im Auge des Mannes im Werte steigen und vollauf die ersehnte Gelegenheit finden würden, ihrem sie einzig beglückenden Naturberuf als „Gebärerinnen des kommenden Geschlechts" sich hinzugeben, und nicht in die traurige Lage geraten würden, an das grausame Schicksal die bange Frage zu stellen: „Weshalb ist es uns versagt, Gattin und Mutter zu werden, warum sollen wir keinen Anteil haben an dem heiligsten Rechte der Menschheit, an Liebe, an dem Rechte der Schöpfung?"

Ihre Sorge, ihrer natürlichen Bestimmung für die Ehe, ohne die ihnen das Leben wert- und zwecklos erscheint, sich nicht widmen zu können, reimt sich also gar nicht mit ihrer angeblichen Ueberzeugung, daß die Gleichstellung der Geschlechter in der Frau diejenigen Eigenschaften unterdrücken würde, welche dem Manne „als Ergänzung der seinigen wünschens- und liebenswert" erscheinen. Diese Sorge kann im Gegenteil nur in der Vermutung wurzeln, daß die Hebung des geistigen Niveaus der Frau, ihre Heranziehung zu freier und selbständiger Bethätigung im öffentlichen Leben in ihr Eigenschaften zu entwickeln vermöchte, welche dem Manne, wenn er sich erst mit dem Verzicht auf seine Vorrechte ausgesöhnt hat, anziehender und wertvoller erscheinen könnten als die Beschränktheit der zurückgebliebenen, in ihrem „Naturberuf" der Fortpflanzung der Gattung gänzlich aufgehenden Frauen.

Kürzlich veröffentlichte der Pariser „Figaro" den Brief einer jungen Dame und eine Beantwortung desselben von Alexander Dumas Sohn, welche beiden Episteln ein so helles Streiflicht auf unsern Gegenstand werfen, daß ich es mir nicht versagen kann, den meritorischen Inhalt derselben hier auszugsweise wiederzugeben.

Die junge Dame schreibt:

„Mein Herr!

Es giebt eine Frage, die das Publikum zu interessieren beginnt, und zwar mit Recht. Es handelt sich um die jungen Mädchen, jene jungen Mädchen, die einmal Ehefrauen und Mütter werden wollen ....

Ich gehöre einer bürgerlichen Familie an, die mir eine glänzende Erziehung gegeben hat, aber meine Mitgift ist mager. Im Alter von 18 Jahren hatte ich meine Studien mit der Erlangung des Lehrerinnen-Diploms bendigt, und da ich, wie man sagt, hübsch bin, da ich ferner musikalisch bin, englisch spreche, nähen, kochen und in der Haushaltung mich beschäftigen kann, kurz, das Ideal einer heiratsfähigen Tochter bin, so haben mich meine Eltern in die Welt eingeführt und keinen Augenblick daran gezweifelt, daß ich hier sofort den gewünschten Gatten finden werde .... Aber ich habe niemals ernste Bewerber gefunden. Jetzt bin ich beinahe 20 Jahre alt, habe keinen Gatten und

werde auch keinen finden, so lange meine Mitgift nicht größer wird. Was soll ich zu diesem Zwecke thun?

Das ist die große Frage.

Ins Konservatorium oder zum Theater zu gehen, dazu habe ich keine Lust.

Ich habe daran gedacht, Medizin zu studieren, denn ich finde Geschmack an diesem Berufe. Aber da heißt es, zehn Jahre sich vorbereiten, und dann, gegen die Dreißig, fehlt es an der Zuverlässigkeit des Erfolges.

Im Unterrichtsfache giebt es schon mehr Lehrer als Schüler; das Fach ist überfüllt und bietet gegenwärtig nicht die geringste Aussicht.

Ein Handelsgeschäft paßt sich nicht für ein Mädchen aus guter Familie.

Aber was soll ich thun, das ist's, was ich gerne wissen möchte. Ich brauche einen Rat, nicht allein für mich, sondern für die 50 bis 80 jungen Mädchen meiner Bekanntschaft, meine Freundinnen, die sich in der nämlichen Lage befinden. Wenn Sie mir, mein Herr, Ihre Ansicht mitteilen können, so werden Sie uns alle verbinden und insbesondere

Ihre dankbare Leserin."

Alexander Dumas antwortete nun darauf wie folgt:

„Lieber Herr Redakteur!

Der ‚Figaro' hat kürzlich unter der Rubrik ‚Heiratsfähige Mädchen' von einer jungen Dame einen Brief veröffentlicht, über den Sie meine Meinung zu hören wünschen. Da ist sie.

Die junge Dame wirft ihren Eltern vor, daß sie ihr keine so glänzende Mitgift geben können, wie die Erziehung war, die sie erhalten hat .... Sie ist noch nicht zwanzig Jahre alt und findet es außerordentlich ungerecht, ja beunruhigend, daß sie noch nicht verheiratet ist. Sie hat es sehr eilig ....

Zuallererst, mein Fräulein, muß ich Ihnen sagen, daß Sie und viele andere Mädchen Ihres Standes in Ideen erzogen wurden, die nicht mehr praktisch sind. ‚Ich kann meiner Tochter nur wenig mitgeben, aber sie ist hübsch, ehrbar, da müßte es doch sonderbar zugehen, wenn sie mit dem allen keinen Mann finden würde'. Nun, dies genügt nicht mehr, um einen Mann zu finden, wenigstens den nicht, den Sie sich träumen .... Ihre Grundsätze sind voller Gefahren. Sie verachten die Arbeit, die eine Zuflucht ist im größten Elend, ein Trost im größten Kummer, das Aufbieten der Kraft in allen Kämpfen. Sie glauben noch, daß die Arbeit das Los des Pöbels ist. Sie täuschen sich. Unsere alte Welt, die überall auseinander geht, wird sich dauerhaft von neuem ordnen nur mit Hilfe derer, die arbeiten. Die Männer entfernen sich mehr und mehr von der Ehe und von der Familie, und da müssen junge Mädchen mit kleinem Budget, wie Sie, auf die Hoffnung verzichten, rechtmäßige Millionärinnen oder Herzoginnen zu werden; Sie müssen sich zu irgend einer Arbeit entschließen. Zählen Sie nicht mehr auf die Männer, meine Damen, zählen Sie auf sich selbst. Verachten Sie nicht die Kunst, die Wissenschaft, die Industrie, den Handel, die kurz und gut das Leben und die Seele der Gesellschaft sind. Verlangen Sie von den Männern etwas von dem, was Sie sich selbst gegenseitig geben: einen persönlichen Wert, der nicht aufgeht in Putz, Decolletieren, Tanzen und in der Besonderheit, mit der die Natur sie für einige Zeit ausgestattet hat. Das wird das beste Mittel sein, einen Gatten zu finden, falls Sie dann noch einen solchen haben wollen. Denken Sie also nicht mehr daran, Ihre Mitgift zu vergrößern, um diesen habgierigen Gatten zu finden, sondern arbeiten Sie, Fräulein, arbeiten Sie! Das ist vielleicht nicht leicht, aber es ist weniger

ermüdend, als unaufhörlich nach einem Manne zu jagen, und weniger erniedrigend, als diesen Mann nicht zu finden.

Alexander Dumas fils".

Darin liegt es. Die Emanzipation der Frau würde sie dem Manne näher bringen. Indem die Frau befähigt wäre, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, würde der Mann die Ueberzeugung hegen können, daß sie sich ihm nicht um der Versorgung, sondern um seiner Persönlichkeit willen, aus freier Wahl und Neigung zu eigen giebt. Die Gattin würde ihm nicht eine geistig untergeordnete Dienerin oder ein Schmuck seines Salons, sondern Gefährtin sein, die seinem Wirken, den Pflichten und Opfern, die seine Berufsthätigkeit ihm auferlegt, Verständnis entgegenzubringen wüßte, während er in den gewöhnlichen Durchschnittsehen, dank der weiblichen Erziehung, welche die Frauen lehrt, nur in der Ehe ihren ausschließlichen Lebenszweck zu sehen und sie von allen Interessen der Gesamtheit ferne hält, in seinen edelsten Bestrebungen sich meist unverstanden und in der Ausübung seiner Pflichten oftmals gehemmt sieht. Hiezu käme noch, daß, wenn die Gatten kein Vermögen besitzen und der Verdienst des Mannes zur Erhaltung der Familie zu gering wäre, durch Inanspruchnahme der Thätigkeit der Frau die ökonomische Lage der Familie verbessert würde und der Mann die beruhigende Versicherung besäße, daß diese, falls der Tod ihn allzufrühe dahinraffte, durch die Erwerbsfähigkeit der Frau vor Not und Mangel geschützt wäre.

Es müßte Wunder nehmen, wenn diese Eigenschaften der Frau für den Mann bei der Wahl seiner Lebensgefährtin einen schwächeren Magnet bilden sollten als der Reiz derjenigen, die ihm nichts zu bieten hat, als daß sie die Mutter seiner Kinder und eine mehr oder minder tüchtige Leiterin seines Haushaltes wird, und es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß letztere zu den statistisch nachgewiesenen 48 Prozent der unverheiratet bleibenden kommen würde. Weil nun ihre Liebes- und Ehesehnsucht sie hiervor bangen läßt, sie aber andrerseits, wie eben gezeigt wurde, des Willens ermangelt, ihre Kräfte in ernster, tüchtiger Thätigkeit anzuspannen und auf die für ihre liebende Hingebung an den Mann einzutauschende bequeme Sorglosigkeit zu verzichten, so ereifert sie sich gegen die moderne Frauenbewegung, in deren Folge dem Weibe höhere und größere Aufgaben gestellt würden, als sie zu übernehmen willens, vielleicht auch befähigt ist.

Entkleidet man das von Frauen über ihre vorwärts und aufwärts drängenden Geschlechtsgenossinnen gefällte Verdammungsurteil seines hochtrabenden, gefühlsduseligen Phrasenwustes, so lautet es klar und nüchtern: Wir sind zu schwach oder zu träge, um mit euren Bestrebungen Schritt zu halten; wir fühlen den Drang nicht in uns, mehr und besseres zu leisten, als wir bisher gethan; wir wollen beharren wo und wie wir sind, in unserer Unterordnung und Abhängigkeit vom Manne, wir wollen uns putzen und schön machen und girren, um so bald wie möglich einen „Schwiegersohn für Mama" zu kapern, was unseres Ehrgeizes höchstes Ziel. Wir wollen aber nicht, daß ihr andern Frauen euch erdreistet, euch aus der Stellung einer dem Manne angetrauten Magd oder Odaliske, wie wir es sind, zu seiner gleichstehenden Geistes- und Arbeitsgenossin emporzuringen. Denn hierdurch würde eure uns demütigende Ueberlegenheit des Geistes und Charakters aufgedeckt, die wir nicht anerkannt sehen wollen, weil durch sie für uns die Erreichung des Zieles, einen Mann zu erobern, der uns für unsere Liebe materielle Versorgung bietet, die es uns er-

möglicht, in unserm Dämmerdasein gedankenlos dahinzuplätschern, in Frage gestellt würde, das heißt, wir der „Freiheit, Weib zu sein“ und in der Erfüllung unseres Naturberufs als Weib unser Glück zu finden, beraubt werden könnten.

So ungefähr müßten die Gegnerinnen der Frauenemanzipation sprechen, wenn sie die Wahrheit bekennen wollten.

Welchen realen Wert dergleichen über die Tendenzen der Gegenwart angestimmte Jammergesänge unter socialpolitischen Gesichtspunkten — von welchen aus die Frauenfrage ja doch geprüft werden soll — besitzen, ergiebt sich von selbst.

VI.

Die Forderung der freien Zulassung der Frauen zu allen Berufsbahnen schließt natürlich auch die der Eröffnung aller Bildungsstätten für das weibliche Geschlecht in sich. Und zwar wird diese letztere aus zweierlei Gründen erhoben. Einmal weil die Heranziehung der Frauen in den Dienst der Oeffentlichkeit von deren Rechten auf dieselben Bildungsmittel zur Erwerbung der nötigen Fachkenntnisse zur Ausübung der erwählten Berufsthätigkeit und auf alle Erleichterungen zur Erwerbung dieser Kenntnisse, wie sie dem Manne gewährt sind, untrennbar ist; zum andernmal aber, weil — ganz abgesehen von Berufszwecken — der als Weib geborene Mensch ganz dieselben natürlichen Rechte besitzt, seinen geistigen Bedürfnissen Rechnung getragen zu sehen, wie der als Mann geborene.

Es giebt Leute, welche die Befähigung des Weibes, Verlangen nach geistiger Nahrung zu fühlen, allen Ernstes bezweifeln, oder, wo sich solches kundgiebt, es für eine unnatürliche Ueberspanntheit erklären. Wie sollte dieses Weib-Wesen, das von der Natur ja doch nur als Fortpflanzungsapparat geschaffen, geistigen Hunger empfinden können?

Aber das Weib ist eben nicht bloß Geschlecht. Und außer den zur Fortpflanzung nötigen Sexual- und den zur Selbsterhaltung erforderlichen Verdauungs- und Atmungsorganen u. s. w. besitzt es auch ein Gehirn, in dem — ganz wie beim Manne — Gedanken kreisen, und zwar auch solche Gedanken, die durch seine geschlechtliche Bestimmung gar nicht bedingt sind, ja mit dem Eia-Popeia seines Naturberufs nicht einmal im Zusammenhang stehen. Und weil für das weibliche Gehirn genau dieselben Naturgesetze walten wie für das des Mannes, so empfindet das Weib auch dieselben geistigen Bedürfnisse wie er, die sich nicht bei allen Frauen durch Theater- und Konzertbesuch oder durch ein Konsilium mit ihrem Schneider und durch die Lektüre eines Eschstruthschen Romanes befriedigen lassen.

Aus der Forderung, dem weiblichen Geschlecht die gleichen Mittel zur Erlangung einer für Erwerbszwecke verwertbaren Fachbildung und den Zutritt zu den Hochschulen, sowie die Berechtigung, nach Ablegung der erforderlichen Examen, sich den bisher nur dem männlichen Geschlechte zugänglichen Berufsbahnen zuzuwenden, zu gewähren, folgt jedoch keineswegs das Verlangen, daß die humanistische Bildung genau nach demselben Lehrplan, nach welchem gegenwärtig noch die Knabengymnasien eingerichtet sind, auf Mädchengymnasien übertragen werde. Es ist ein dem Jugendbildungswesen beider Geschlechter zur Zeit

noch zu Grunde liegender großer Fehler, daß die Jugend zu wenig zu selbständigem Denken erzogen und mit dem verschiedenartigsten unnötigen Gedächtniskram belastet wird. Eine grundlegende Form in dieser Richtung thäte dringend not. Und da wäre denn bei Errichtung von Mädchengymnasien die günstigste Gelegenheit dargeboten, mit zweckmäßigen pädagogischen Reformvorschlägen hervorzutreten und diese Unterrichtsanstalten nach einem die Erwerbung universeller Bildung gewährleistenden, zugleich für die weitere akademische Bildung vorbereitenden System zu organisieren, aus welchem jedoch aller zur Erreichung dieser beiden Zwecke nicht erforderliche Gedächtnisballast, der durch das mechanische, meist nur halbverdaute und in kürzester Zeit wieder vergessene Auswendiglernen die selbständige Urteilsfähigkeit schwächt, statt sie zu schärfen, ausgeschieden werden sollte. Ich will hier beispielsweise nur auf die vielumstrittene obligatorische Erlernung der griechischen Sprache hinweisen, auf welche von den Schülern meist ganz zwecklos so viele Zeit und Anstrengung verwendet wird. Es liegt um keinen Schatten mehr Grund dafür vor, daß die griechische Sprache im Lehrplan des Gymnasiums figuriert, als etwa das Sanskrit. Und ebenso wie dieses, sollte auch jene in das Fach der Philologie verwiesen werden.

Die Frage nach einem für Organisierung von Mädchengymnasien festzustellenden Lehrsystem einer eingehenden Besprechung zu unterziehen, würde an dieser Stelle natürlich viel zu weit führen, und ich muß mich mit dem Hinweis darauf beschränken, daß meines Erachtens eine einfache Nachbildung derselben nach dem Muster der gegenwärtigen, einer gründlichen Reform ja selbst so bedürftigen Knabengymnasien ein Mißgriff wäre. Gelänge es dagegen, bei Errichtung derselben ein besseres System ausfindig zu machen, so würde hierdurch der Weg angebahnt, um eine nach ihrem Vorbilde gestaltete Reform der Knabengymnasien durchzuführen.

Daß aber für die Mädchen an die Ablegung des Maturitätsexamens die Erwerbung derselben Rechte geknüpft sein müßte, wie für die Knaben, erhellt aus dem Vorhergesagten als selbstverständlich.

Halten wir die Errichtung von Gymnasien und Realschulen für weibliche Schüler für besser als deren Zutritt zu den schon bestehenden Unterrichtsanstalten derselben Gattung, so glauben wir hingegen der Errichtung medizinischer Hochschulen für Frauen (eine Sonderung weiblicher und männlicher Hörer anderer Fakultäten würde ja, als von keinem Gesichtspunkte zweckmäßig erscheinend, ohnedies nicht in Erwägung gezogen werden müssen) nicht das Wort reden zu sollen. Die hierdurch herbeizuführende Trennung weiblicher und männlicher Medizin-Studenten wurde allerdings von manchen Seiten aus Anstandsgründen lebhaft befürwortet. Wollte man dieses Prinzip konsequent durchführen, so müßten aber an der medizinischen Fakultät für Frauen auch weibliche Professoren angestellt und selbst die Prüfungskommission bei Ablegung der Prüfungen der Doktorandinnen aus Frauen zusammengesetzt werden.

Als unmittelbare und kaum vermeidliche Folge hiervon würde sich sowohl unter den Aerzten wie im Laienpublikum eine Geringschätzung weiblicher Aerzte bemerkbar machen. Man würde ihrem ärztlichen Wissen Mißtrauen entgegenbringen, es für nicht gleichwertig mit den von männlichen Aerzten erworbenen Kenntnissen halten und die Aerztinnen nicht für viel anderes als gesetzlich nicht belangbare Kurpfuscherinnen betrachten.

* * *

An das Postulat der für beide Geschlechter in gleicher Weise von allen Beschränkungen und allen Erschwernissen befreiten Gewährung aller Mittel zur intellektuellen Ausbildung und der auf beide Geschlechter nach dem Maßstabe gleicher Gerechtigkeit zu verteilenden socialen und staatlichen Rechte und Pflichten schließt sich unweigerlich die Forderung der moralischen Rechtsgleichheit für Mann und Frau und ihrer auf der Basis gleicher Moralprinzipien aufzubauenden Erziehung.

Ich habe die herrschenden Grundsätze hinsichtlich der geschlechtlichen Sittlichkeit und die in unseren socialen Zuständen zu Tage tretenden Wirkungen dieser Grundsätze schon an anderer Stelle*) einer so eingehenden Prüfung unterzogen, daß ich, um diesen Gegenstand mit einer seiner großen Wichtigkeit und enormen Tragweite entsprechenden Ausführlichkeit zu erörtern, alles am angeführten Orte Gesagte hier wiederholen müßte. Um dies zu vermeiden, beschränke ich mich hier darauf, den ethischen und den realen Wert unserer landläufigen Moralmaximen nur mit einigen flüchtigen Strichen zu kennzeichnen.

Wenn man einen Blick wirft auf die Geschlechtsverhältnisse der Menschen in der Vergangenheit, seitdem das Vaterrecht an die Stelle des Mutterrechtes getreten ist, und in der Gegenwart, so sehen wir in all' den verschiedenartigen Formen und Verwickelungen, welche die wahre Grundlage dieser Beziehungen verschleiern, doch immer nur Eines: daß das Weib die **Sache** des Mannes ist.

Mancher, der diese Behauptung, splitternackt, wie ich sie hier ausspreche, liest, mag vielleicht ungläubig den Kopf schütteln. Es giebt ja allerdings individuell differenzierte Verhältnisse zwischen einem Mann und einer Frau, auf welche dieser Satz seine Anwendung nicht findet.

Das ändert aber nichts an seiner Wahrheit.

Denn nicht um einzelne Fälle, welche, infolge persönlicher Eigenart des einen oder des andern der beiden sich mit einander auf Zeit oder auf die Dauer ihres Lebens verbindenden Wesen, ein von der Durchschnittsart abweichendes Gepräge tragen, handelt es sich hier, sondern um jenes große und starke Gesetz, welches der Mann, als der dem Weibe an Kraft Ueberlegene, nach seinem Willen und seinem Behagen geschaffen, welchem Gesetz er das schwächere Weib unterworfen hat und auf welches die seit Jahrtausenden die öffentliche Meinung beherrschende sexuelle Moral aufgebaut ist.

Dieses vom Manne geschaffene und bewachte Moralgesetz macht die Frau zur Sache des Mannes — wie ich sogleich zeigen werde.

Es würde zu weit führen, wollte ich meine Beweise aus der Geschichte der Vergangenheit holen; die Gegenwart, unsere moderne Gesellschaft genügt hierzu vollauf.

In drei Formen geschlechtlicher Verbindungen sucht und findet der Mann die Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse: in der Ehe, in der freien Liebe und in der Prostitution des Weibes.

In der Ehe verlangt der Mann — und die den Forderungen des Mannes angepaßte Moral — strenge Wahrung der ehelichen Treue von der Frau, während er es nicht für notwendig hält, sie selbst zu üben.

In der freien Liebe sucht er beim Weibe Gewährung seiner Wünsche, während gleichzeitig die seinen Wünschen Erhörung schenkende Frau in seiner

---

*) Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugend-Erziehung. (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz, 1888.)

Achtung sinkt und er davor zurückschreckt, ein Mädchen, das seine Jungfräulichkeit nicht gewahrt hat, zu seiner Gattin zu machen.

In der Prostitution endlich wird das sich prostituierende Weib als ein verachtungswürdiger Abschaum der Gesellschaft gebrandmarkt, während der die Prostitution benützende Mann nicht um Haaresbreite von der öffentlichen Achtung einbüßt.

Hieraus ergiebt sich als Quintessenz der herrschenden Moral folgendes: auf daß der eifersüchtige sexuelle Alleinherrschaftstrieb des Mannes seine Befriedigung finde, wird dem Weibe zur Pflicht gemacht, ihrem Gatten die Treue und im voraus schon ihre Keuschheit zu wahren, und für Verletzung dieser ihr auferlegten Pflicht wird sie mit der Verachtung der guten Gesellschaft bestraft. Weil aber der Mann nicht die geringste Lust hat, diesem monogamischen Prinzip sich selbst zu unterwerfen, so gilt es als keine moralische Pflichtverletzung seiner Seite, wenn er das Weib dazu veranlaßt, ihre jungfräuliche Tugend oder ihre Gattentreue ihm zu Gefallen preiszugeben. Und obgleich die Prostitution als eine verabscheuungswürdige Schmach erklärt wird, so trifft die Schande doch nur das käufliche Weib, nicht aber den sie kaufenden Mann, der zur Sittlichkeit ja eben nicht verpflichtet ist.

Alle die schwungvollen Tiraden von dem hohen Wert der Frauentugend, von dem Hort aller Ideale, den sie gewährt, von der Würde der Frau, welche Schutz und Schirm edler Sitte sei, sind nichts anderes als lügnerisches oder phantastisches Phrasengewebe, das im scharfen Lufthauche der Wahrheit in nichts zerflattert.

Es ist dem Manne nicht ernst mit seiner Bewunderung der Frauentugend, mit seiner Wertschätzung der weiblichen Ehre. Ja, bei Frauen, die seinen Namen tragen, will er ihre Makellosigkeit nicht missen. Aber wo die Wahrung dieser vielgerühmten weiblichen Ehre ihm unbequem ist, wo sie der Erfüllung seiner Wünsche im Wege steht, da sieht er sie ganz gerne wanken und stürzen. Das Weib ist dazu da, daß es ihm als Geschlecht zur Befriedigung seines Verlangens diene, wenn er darnach begehrt. Ausschließlich und ihm allein angehörig in der Ehe. Will oder kann er sie aber zu seiner Frau nicht machen, so möge sie zusehen, wie sie sich's weiter einrichtet. Wäre er es nicht gewesen, der ihre Unschuld gepflückt — so redet er sich's selber ein — so wäre sicherlich ein anderer gekommen, dem es geglückt. Hätte sie nicht gewollt, so hätte sie's eben lassen sollen. Die öffentliche Meinung hat ganz recht, sie zu verurteilen, denn geschähe dies nicht, so würde hierdurch dem Weibe dieselbe Freiheit vindiziert, wie der Mann sie hat, und die Frauen, aus deren Reihen auch er seine Gattin holen muß, wenn er überhaupt heiraten und eine Familie gründen will, könnten sich's etwa beikommen lassen, darüber nachzudenken, wie es denn angehe, daß in der Gesellschaft, in welcher die Monogamie als herrschende Form des Geschlechtsverkehrs ausgegeben wird, die Ein-Ehe nur für die Frau Geltung hat, während dem Manne, wenn auch nicht gesetzlich, so doch nach Brauch und Sitte, Polygamie stillschweigend gestattet ist.

Und nun frage ich: wird durch diese zwiespältige Moral und durch die nach derselben gemodelten Geschlechtsverhältnisse die Frau nicht zur Sache des Mannes gemacht?

Und mit der Sitte verbindet sich das Gesetz zu dieser persönlichen Herabwürdigung der Frau. Nur die Auffassung des Weibes als Sache, d. h. als Eigentum des Mannes konnte ein Gesetz in Kraft treten lassen, welches (im

badischen und rheinischen Recht, nach Muster des französischen) den Ehebruch der Frau schlechthin, wo immer er begangen wird, bestraft, den Ehebruch des Mannes aber nur dann, wenn er seine Konkubine in dem gemeinschaftlichen Hause hält, oder wenn diese so in der Nähe des Mannes ihren Aufenthalt hat, daß sie leicht zu einander gelangen können; ein Gesetz, das den Ehebruch der Frau mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft, jenen des Mannes, wenn er die Geliebte im ehelichen Hause gehalten hat, mit einer Geldbuße von 100 bis 1000 Franken, und im Falle, daß der Mann den Ehebruch nicht im gemeinsamen Hause verübt, der Gattin die Klage auf Ehescheidung nicht gestattet; und ein Gesetz, das den vom Manne an seiner ehebrecherischen Gattin und ihren Mitschuldigen verübten Mord für entschuldbar erklärt (Code pénal, Art. 323) und den Ehebruch des Mannes, wenn in Trunkenheit begangen, als keinen Ehescheidungsgrund gelten läßt.

Der Gegensatz im Urteil der öffentlichen Meinung zwischen der Nachsicht gegen den Mann in Hinsicht sexueller Sünden und der Strenge gegen die Frau bildet eine der merkwürdigsten Anomalien in der Sittengeschichte. Man hat versucht, für diese Ungleichheit allerhand Rechtfertigungsgründe aufzustöbern, welche sich jedoch samt und sonders durch eine solche Haltlosigkeit auszeichnen, daß ein unbefangener und unparteiischer Denker über deren Vorführung staunen müßte, wüßte man nicht, daß sie nur zu dem Zwecke erfunden worden sind, um die Emanzipation des Mannes von der ihm unbequemen Schranke sittlicher Zucht zu legitimieren und für die Frau die Notwendigkeit der Sittenstrenge zu beweisen, und daß, wenn man etwas beweisen will, was man nicht beweisen kann, man ja auch nach den lächerlichsten, albernsten Argumenten greift.

Eines der vielberufensten darunter, das aber nicht stichfester ist als alle andern, besteht in der Behauptung, daß bei dem Manne das geschlechtliche Verlangen heftiger, dessen Beherrschung schwerer und gesundheitschädlicher sei als bei der Frau.

Diese Behauptung ist einfach lächerlich, da noch kein Mensch wechselweise Mann und Weib gewesen und über seine Erfahrungen, ob in der einen oder der anderen Daseinsform die Intensität seiner Liebesbedürfnisse sich mächtiger bemerkbar machte, Bericht erstatten konnte. Auch weiß die Physiologie nichts von einer derartigen Verschiedenartigkeit der beiden Geschlechter; hingegen weiß sie, daß sexuelle Enthaltsamkeit bei Personen beider Geschlechter oftmals eine hochgradig gesundheitstörende Wirkung übt. Von den zahlreichen mir bekannten ärztlichen Belegen für diese Thatsache will ich nur folgende anführen.

Ein englischer Arzt, der anonyme Verfasser des bekannten Buches: „Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft“ schreibt: „Der Grundsatz, den man stets im Auge behalten sollte, ist der, daß Enthaltsamkeit und Ausschweifung gleich verderblich sind . . . Wir müssen daher anerkennen, daß jedes Individuum beider Geschlechter, das nicht ein gehöriges Maß geschlechtlichen Verkehrs inne hält, ein Leben natürlicher Unvollkommenheit und Sünde führt und nie gewiß sein kann, wie weit die Natur ihn dafür strafen wird . . . In keinem Falle kann die physische und moralische Natur eines streng enthaltsamen Menschen so hoch entwickelt sein, als sie es sein würde, hätte sie den gehörigen und notwendigen Antrieb mäßiger geschlechtlicher Genüsse . . . Geschlechtliche Enthaltsamkeit zieht häufig Folgen nach sich, die nicht im mindesten weniger ernsthaft als geschlechtliche Ausschweifung, und hinterlistiger und gefährlicher sind, weil sie nicht so allgemein werden.“

Der französische ärztliche Schriftsteller Dr. A. Debay erklärt in seinem Buche: „Hygiène et Physiologie du Mariage" (Paris 1880): „Die Vereinigung der Geschlechter ist eines der großen Gesetze der lebenden Natur; der Mann und die Frau sind demselben wie alle Geschöpfe unterworfen und können dasselbe nicht übertreten, ohne daß ihr Organismus mehr oder weniger darunter leidet. Unter die vielen Krankheiten, welche durch die Unthätigkeit der Sexualorgane verursacht werden, gehören die Satyriasis, die Nymphomanie, die Starrsucht, der Wahnsinn . . . Das Cölibat übt auf die intellektuellen Fähigkeiten des Weibes einen so nachteiligen Einfluß aus, daß in allen Irrenanstalten die Zahl der Mädchen jene der verheirateten Frauen bei weitem übertrifft . . . Das Naturgesetz fordert eine mäßige Thätigkeit aller unserer Organe. Wenn eines unserer Organe zu vollkommener Ruhe verurteilt ist, so leiden die andern Organe darunter, und indem das Gleichgewicht der Funktionen gestört ist, wird die Gesundheit geschädigt und entstehen Krankheiten. Der Zeugungsakt ist also für den Mann und für die Frau eine Notwendigkeit und die absolute Entbehrung desselben dem Individuum physisch und moralisch schädlich."

Der deutsche Arzt Dietrich W. H. Busch sagt in seinem Werke: „Das Geschlechtsleben des Weibes, in physiologischer, therapeutischer und pathologischer Hinsicht dargestellt" im Laufe einer ausführlichen Darlegung der gesundheitzerstörenden Wirkung kontinuierlicher Enthaltsamkeit auf den Organismus des Weibes folgendes: „Die Enthaltsamkeit ist zu allen Zeiten für das weibliche Geschlecht als besonders schädlich angesehen worden, und es ist Thatsache, daß sowohl Ausschweifungen und Enthaltsamkeit in gleichem Grade nachteilig auf den weiblichen Organismus einwirken, und sich die Folgen stärker und intensiver zeigen als bei dem männlichen . . . Die Folgen des jungfräulichen Zustandes . . . zeigen sich im allgemeinen bei dem Weibe höchst bedeutend und stellen denselben als etwas durchaus Widernatürliches dar . . . Bei dem Manne ist die Enthaltsamkeit nur dann geistig schädlich, wenn die Phantasie befleckt oder ein wirkliches Unvermögen zur Zeugung mit einem Triebe zu Ausschweifungen oder mit einer ungewöhnlichen Liebe zu einem bestimmten Weibe oder zu Kindern verbunden ist. Bei dem Weibe sind die geistigen Folgen der Enthaltsamkeit weit eingreifender. In der Jugend ist es ein innerer Kampf mit der Begierde . . ., welcher nicht selten nachteilig auf den Geist einwirkt, so daß geistige Störungen eintreten, welche zuweilen als Manie oder Tobsucht beobachtet werden; im Alter zeigt sich ein innerer Mißmut, eine Trägheit des Geistes, der Charakter wird ernst und traurig, Tiefsinn und Melancholie sind die endlichen Folgen . . . Körperlich leidet zunächst das Sexualsystem . . . Diese Wirkungen der Enthaltsamkeit . . . stellen im Anfange die Folgen einer allgemeinen inneren Aufregung dar, es ist mit der geistigen eine körperliche Unruhe, eine innere Reizung verbunden, infolge deren Kongestionen nach den verschiedenen Organen, Krämpfe-Konvulsionen, epileptische Anfälle, Apoplexien sich ausbilden und Sinnestäuschungen nicht selten auftreten. Später aber, nachdem diese Aufregung sich gelegt hat, scheint der Organismus geschwächt . . . und der Körper wird schlaff und welk. Im Drüsensystem bilden sich Geschwülste, auch Stockungen in den Unterleibsorganen und Ausschläge auf der Haut. Krankheiten, welche in gar keiner direkten Beziehung zu den Geschlechtsorganen stehen, nehmen einen ernsteren Charakter an." U. s. w.

Der Grad der gesundheitlichen Einwirkung einer widernatürlichen Askese

ist durchaus nicht geschlechtlich, sondern individuell verschieden, indem einzelne Organismen in deren Folge sicherer und schwerer erkranken als andere.

Mit der Argumentation, welche aus der größeren Begehrlichkeit des Mannes die Notwendigkeit seiner größeren sittlichen Freiheit ablenken will, begeht man übrigens einen der männlichen Logik kein gutes Zeugnis ausstellenden Denkfehler, indem in ihr einmal der Grund als Folge und dann umgekehrt die Folge als Grund angegeben wird. Dieser fehlerhafte Zirkel heißt: Weil die Begierden des Mannes heftiger sind, als jene der Frau, deshalb muß ihm deren Befriedigung eher gestattet werden, als ihr; und dann wieder: weil der Mann seine Begierden rücksichtsloser befriedigt, als die Frau, so folgt hieraus, daß dieselben bei ihm sich heftiger äußern als bei ihr.

In dem Umstande, daß der Mann sein sinnliches Verlangen weniger zügelt, als das Weib, will man einen Beweis dafür erblicken, daß es mächtiger sei als beim Weibe, und man bedenkt nicht, daß er seinen Begierden nur deshalb keine Zügel anlegt, weil man ihn lehrt, daß er dies zu thun nicht nötig habe.

Wenn es aber sogar wahr wäre — was jedoch, wie bemerkt, eben nicht erwiesen ist — daß des Mannes Begierden heftiger sind und daß durch deren Beherrschung die Erhaltung seiner Gesundheit mehr in Frage gestellt wird als beim Weibe, so würde hieraus noch keineswegs eine Erklärung und Rechtfertigung der unsinnigen, für den Mann in Nachsicht, für das Weib in Strenge entzweigespaltenen Moral sich ergeben. Im Gegenteil müßte man folgern: weil bei der Frau das sexuelle Begehren sich mit weniger Ungestüm äußert als bei dem Manne, so ist in Fällen eines sittlichen Vergehens die Schuld der Frau als geringer zu erachten als die des Mannes, da angenommen werden muß, daß er es war, der, von Verlangen gedrängt, sie zu demselben fortriß. Eine solche Schlußfolgerung würde der Logik und der Gerechtigkeit besser entsprechen als die entgegengesetzte Ansicht von der größeren Schuld des Weibes.

Der dem Manne Freiheit gewährende, dem Weibe Tugend gebietende Sittenkodex führt hingegen in ein Dilemma, dessen Nichtbeachtung fürwahr Wunder nehmen muß. Denn wie vermag der Mann seine Liebesbedürfnisse zu befriedigen, wenn die Frau seinen Wünschen kein Gehör giebt, um die ihr gebotene Tugend zu wahren? Entweder wird dem Manne die ihm gestattete Befriedigung seiner Leidenschaften nicht zuteil, die Frau bleibt tugendhaft und seine Freiheit nützt ihm nichts; oder die Frau wird schuldig und er verachtet sie, weil sie ihm nachgegeben.

Man weiß fürwahr nicht, soll man mehr über die Dummheit oder über die Ungerechtigkeit solcher Moralprinzipien staunen.

So viel ist sicher, daß durch die Gleichstellung der Geschlechter in Staat und Gesellschaft solche widersinnigen und empörenden Moralmaximen beseitigt und die fundamentale Wahrheit, daß dieselbe Handlung nicht bei dem einen Geschlechte statthaft und bei dem andern strafbar sein könne, zum Grundstein der Sittenlehre gemacht würde. Denn sobald für die Frau die Schranken fallen würden, welche ihr den Eintritt in gewisse Berufsbahnen noch verwehren; sobald sie berechtigt würde, ihre Kraft und Thätigkeit, dem Manne gleich, dem Dienst der Oeffentlichkeit zu widmen und nicht mehr ihm untergeordnet und von ihm abhängig wäre; dann müßte auch unweigerlich der Glaube, daß es in sittlicher Hinsicht für Mann und Frau zweierlei Recht und Unrecht gebe,

fallen und der Grundsatz gleicher Freiheit und gleicher Pflichten hinsichtlich der sexuellen Moral an dessen Stelle treten.

Der Mann würde dem Weibe höhere Achtung entgegenbringen und einsehen lernen, daß die Frau nicht bloß für seine Bequemlichkeit oder für sein Vergnügen auf der Welt ist, daß ihre Menschenrechte dieselbe Berücksichtigung verdienen wie die seinen und daß es unvereinbar mit der Gerechtigkeit ist, von ihr eine Aufopferung naturgemäßer Neigungen im Interesse der öffentlichen Moral zu fordern, wenn er sich den gleichen Pflichten nicht unterziehen will.

Irrig ist jedoch der Schluß — wie hin und wieder die Befürchtung ausgesprochen wird — daß infolge dieser Umwandlung der socialen Zustände und moralischen Anschauungen die freie Liebe an die Stelle der Ehe treten würde. Es liegt kein Schatten eines Grundes zu dieser Annahme vor. Dem außerehelichen Geschlechtsverkehr würde keine größere Rolle zugeteilt, als er in unserer heutigen Gesellschaft spielt. Nur würde er veredelt und seines die Frau entwürdigenden und sie sittlich schädigenden Einflusses beraubt. Nicht erschüttert würde das Institut der Ehe, sondern im Gegenteil — wie wir schon früher gezeigt — würden die Ehen glücklicher, weil aus reineren Motiven geschlossen, und die Verletzungen des ehelichen Bundes seltener werden.

Und eine weitere Wirkung der Emanzipation der Frau wäre die, daß die Prostitution des Weibes sich vermindern würde, welche eine Folge der rechtlichen und ökonomischen Abhängigkeit des Weibes und der Despotie des Mannes ist. Indem die wirtschaftliche Lage der Frau durch ihre Zulassung zu allen jetzt nur dem Manne zugänglichen Berufszweigen gebessert, indem eben hierdurch und durch eine höhere Erziehung ihr moralischer Intellekt mehr entwickelt und indem, wie dies so oft geschieht, eine flüchtige Jugendverirrung nicht ihren Ruf und ihre moralische Existenz vernichten würde, würden die Hauptquellen versiegen, aus welchen der trübe Strom der Prostitution immer aufs neue gespeist wird, und nur diejenigen würden sich ihr zuwenden, welche angeborene und unwiderstehliche Lasterhaftigkeit in seine Fluten drängt.

VII.

Und nun wollen wir, an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung anknüpfend, einen Blick werfen auf das Zukunftsbild der socialen Zustände, wie sie sich aus einer Gleichberechtigung der Geschlechter in Staat und Gesellschaft herausgestalten würden.

Es hieße, in seinen Erwartungen zu weit gehen, wollte man glauben, daß die Erreichung dieses Zieles alles Elend und allen Jammer, alle Verkehrtheit und alles Unrecht, das im Schoße der menschlichen Gesellschaft so üppig gedeiht, das in den vielfältigsten, zum Teil noch unerforschten, zum Teil wohl erkannten, aber schwer ausrodbaren Wurzeln seine Ursache hat, aus der Welt geschafft würde. Die Frauenfrage bildet ja doch nur einen Zweig der großen socialen Frage, an deren Lösung die hervorragendsten, erleuchtetsten Geister unserer Zeit arbeiten. Wann und auf welche Weise es gelingen wird, das

große sociale Problem, an welchem entschwundene Jahrhunderte und Jahrtausende vergebens gedeutelt und getüftelt und mit bewehrter Faust gerüttelt, in einer das Wohl der Gesamtheit und des Einzelnen — was in letzter Linie doch in Eines zusammenfließt — gewährleistenden Weise zu lösen, liegt noch im Dunkel der Zukunft. Denn wer vermöchte sich heut' zu vermessen, die verschlungenen Fäden dieses gordischen Knotens in Händen zu halten.

Alle politischen, socialen und wirtschaftlichen Reformbestrebungen, alle blutigen Emanzipationskämpfe und Revolutionen zielen in ihrem Wesen auf die Entwirrung dieses Problems ab. Auch alle Verbesserungen des Unterrichts- und Erziehungswesens und alle sanitären Maßnahmen entstammen dem Bestreben, in dieser Richtung zu wirken. Ja, man kann sagen, daß es in der Geschichte der Menschheit kaum eine Zeitepoche gegeben hat, die sich so sehr wie die Gegenwart durch ein alle denkenden Geister, alle gebildeten Klassen, alle auf das öffentliche Leben Einfluß nehmenden Persönlichkeiten beschäftigendes Streben, an der socialen Reformarbeit teilzunehmen, auszeichnete. Parlamente und Ministerien, Schule und Presse, die Häupter der Regierungen und die Träger der Wissenschaft, sie alle scheinen sich, und mit vollem Recht, die Lösung des Problems einer neuen und gesünderen, besseren Grundlage zum Aufbau der gesellschaftlichen Ordnung als erste und wichtigste Aufgabe unserer Zeit gestellt zu haben. Trotzdem tritt die beunruhigende Erscheinung zu Tage, daß ungeachtet der alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden reformatorischen Bestrebungen, die Menschen nicht glücklicher werden, sondern im Gegenteil eine auch in der Litteratur und Kunst ihren prägnanten Ausdruck findende, leibliche und moralische Dekadenz immer weitere Kreise zieht.

Man könnte hieraus den Schluß ziehen, daß alle diese gesellschaftverbessernden Bestrebungen sich in falschen Richtungen bewegen und das Ziel von ihnen nicht erreicht werden könne, da sie untaugliche Mittel in Verwendung bringen. Sicher ist, daß die Frage nach einer absolut guten, weil den Anforderungen der Vernunft, der Menschenliebe und der Gerechtigkeit — welche alle drei in Wahrheit von einander untrennbar sind — entsprechenden Gesellschaftsordnung bisher noch nicht gelöst, das „Sesam, öffne dich!" zu dem großen Geheimnis einer befriedigenden socialgesetzlichen Schlichtung des Konfliktes zwischen dem natürlichen Rechte des Individuums und den Rechten der Gesamtheit noch nicht gefunden ist.

Und thöricht wäre es, in der Lösung der Frauenfrage den Schlüssel zu dem großen Problem der Menschheit zu erblicken. Aber wenn in ihr auch nicht alle Bedingungen enthalten sind, durch deren Erfüllung die menschliche Gesellschaft ihrer Aufgabe, eine der Entwickelung gesunder und glücklicher socialer Zustände günstige Basis zu schaffen, gerecht zu werden vermöchte, so steht es doch außer Zweifel, daß viele Bedingungen hierzu durch sie gegeben würden. Denn eines ist sicher: Bevor die Frauen ihre vollen Rechte erlangt haben, kann eine wahrhafte Civilisation nicht eintreten. In einem Gesellschaftsbau, der Sklaverei, welcher Art diese auch sei, zum Grundstein hat, ist jeder sittliche und kulturelle Aufschwung unmöglich. Je roher und barbarischer ein Volk ist, um so geringer ist das Maß der Achtung und des Ansehens, welches das Weib in ihm findet. Und in demselben Grade, als das Niveau der Bildung und Civilisation eines Volkes sich hebt, erhöht sich auch die Stellung, die es der Frau in der Gesellschaft anweist. Diese durch die Entwicklungsgeschichte der Völker erhärtete Thatsache allein könnte die Erkenntnis erschließen, daß zur

Erringung einer wahrhaften, nicht bloß materiellen Kultur in der völligen Befreiung des Weibes eine unumgängliche Bedingung liegt.

Ein Gradmesser der sittlichen Bildung und geistigen Entwickelung einzelner Individuen wie ganzer Völkerschaften ist ihr Gerechtigkeitsgefühl. Die Gerechtigkeit, die für sich keine Freiheiten in Anspruch nimmt, die sie dem andern nicht gewähren will, und dem andern keine Pflichten auferlegt, die selbst zu tragen sie nicht bereit ist, sie bildet die Grundlage aller ethischen Entwickelung für den Einzelnen wie für die Gesamtheit. Der Besitz von Vorrechten — denn Vorrecht ist gleichbedeutend mit Unrecht — wirkt entsittlichend auf beide Teile, auf den Bevorrechtigten nicht minder wie auf den Unterdrückten. Es giebt nicht zweierlei Gut und Böse, keine Sklavenmoral und Herrenmoral, denn für die ganze Menschheit giebt es nur eine einzige, untrügliche und für alle Zeiten und für allen Wandel der Dinge unverrückbare Moral: die Liebe, aus welcher die Gerechtigkeit entspringt. Gerecht sein, heißt gut sein. Letzteres ohne das erstere ist unmöglich. Nur solche Staatsgesetze und sociale Einrichtungen und Sitten, die in der Gerechtigkeit wurzeln, besitzen wahrhaften und deshalb bleibenden Wert und sind geeignet, unter allen Kulturverhältnissen, in allen Phasen der Entwickelung der Völker den höchstgespannten Forderungen an Vortrefflichkeit Genüge zu leisten. Sie allein vermögen es, einen Boden zu schaffen zur reichsten Entfaltung aller das Wohl der Menschheit fördernden Kräfte und den weitesten Spielraum zur Entwickelung und Anregung individueller Eigenart. Je reichartiger aber und vielgestaltiger die Individualität der Glieder der Gesellschaft sich auszubilden und zu bethätigen vermag, umsomehr wird das Glück des Einzelnen und der Gesamtheit gewährleistet und um so harmonischer fügen alle die einzelnen Teile sich in den großen Bau der menschlichen Gesellschaft. Während hingegen die Unterdrückung der Individualität, der ohne Rücksicht auf persönliche Anlage und Neigung ausgeübte Zwang eine reiche Quelle des Unglücks für den Einzelnen und einen Hemmschuh für den intellektuellen und ethischen Fortschritt der Gesamtheit bildet. Despotismus ist allem Fortschritt hinderlich. Und „alles was die Individualität vernichtet, ist Despotismus“, sagt John Stuart Mill in seinem Essay „On Liberty“ (Ueber die Freiheit).

Von den das Leben des gesellschaftlichen Organismus beherrschenden Naturgesetzen können die Beziehungen der Geschlechter zu einander und jedes der Geschlechter zur Gesamtheit nicht ausgeschlossen sein. Und wie in allen andern Beziehungen der menschlichen Gesellschaft muß auch hier die Geltendmachung oder die Verletzung des Grundsatzes gleicher Freiheit und gleicher Gerechtigkeit dieselben Wirkungen üben: das Gute fördernd das erste, hemmend das letztere. Und nur durch Befolgung dieses Prinzipes können Mann und Frau, jeder in seiner Weise, jeder nach seiner individuellen Eignung und Fähigkeit zur Mitwirkung an den Kulturaufgaben, welche die Gesamtheit jedem ihrer Glieder als Pflicht aufzuerlegen berechtigt ist, herangezogen werden.

Alles Seufzen und Stöhnen darüber, daß auf diesem Wege der socialen Entwickelung die typischen Geschlechtsunterschiede verwischt, Mann und Frau dadurch, daß sie sich ähnlicher würden, ihrer gegenseitigen Anziehungskraft verlustig gemacht und die Geschlechtsliebe ihrer impulsiven Intensivität beraubt würde, ist ohne Sinn und Grund.

Denn das Gegenteil ist richtig.

Durch die reichartigere Individualisierung der einzelnen Persönlichkeiten, durch die freie Entwickelung der besonderen natürlichen Veranlagung, welche in

unserer Schablonen-Erziehung, statt zur Entfaltung gebracht, systematisch erstickt wird, würde das psychische Moment der Liebe, dessen der verfeinerte Kulturmensch bedarf, an Potenz und schärferer Nüancierung gewinnen. Diese Steigerung und Vertiefung des psychischen Moments würde der Liebe jenen beglückenden Reiz verleihen, den sie nun und nimmer zu gewähren vermag, solange das Weib in dem beschränkten „Weibtum" verharrt, das die Kräfte des Intellektes unterbindet, alle Originalität der geistigen Wesenheit auslöscht und die Bestimmung des Weibes damit erfüllt sein läßt, daß es, ohne je zur freien Entwickelung und Bethätigung der eigenen geistigen Persönlichkeit zu gelangen, nur als Durchgangspunkt von der jeweilig lebenden Generation zur nächsten diene.

Durch diese ungerechte und unweise Beschränkung des Weibwesens wird das gerade Gegenteil von dem erreicht, was man angeblich erreichen will. Die Liebe wird ihres magnetischen Zaubers entkleidet, wird teils cynisch-brutal, teils hysterisch-ideal, und die Ehe wird profaniert.

Indem man die Frau lehrt, darin ihre ausschließliche Bestimmung zu sehen, daß sie heirate und Kinder gebäre (eine Anschauung, die — nebenbei bemerkt — der blanke Unsinn ist, wenn man es nicht zugleich als die Bestimmung des Mannes erklärt, eine Familie zu gründen und Kinder zu erzeugen, da die Fortpflanzung des Menschengeschlechts doch die Thätigkeit beider bedingt und daher unmöglich mehr der Beruf des Weibes als jener des Mannes sein kann) — indem also man die Frau lehrt, in der Ehe und Mutterschaft ihre ausschließliche Bestimmung zu sehen und indem man sie durch die verschiedenartigsten Mittel, insbesondere dadurch, daß man die Mehrzahl ehrenvoller Berufszweige entweder ihr glattweg versperrt oder doch nur mit so großen Schwierigkeiten erringen läßt, daß es nur wenigen vom Schicksal Begünstigten möglich ist, einen solchen zu ergreifen, dazu drängt, der Erfüllung des soi-disant einzigen Naturberufs des Weibes nachzujagen: ist man, was ja ganz unvermeidlich war, dahin gelangt, daß die Frauen, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, ihr einziges und höchstes Lebensziel darin erblicken, einen Freier zu erschnappen, daß sie coûte que coûte geheiratet werden wollen, sei es auch ohne oder selbst gegen ihre Neigung, die einen um der Versorgung willen, die andern, um eine sociale Stellung zu erlangen, wieder andere — um eben verheiratet zu sein, nur um des Himmels willen nicht etwa zu den Sitzengebliebenen gerechnet werden zu können.

Gerade hierin aber liegt einer der Hauptgründe der jammervollen Zustände, welche in der modernen Kulturgesellschaft in den Beziehungen der Geschlechter zu einander zu Tage treten und eine von Generation zu Generation die menschliche Rasse psychisch und physisch verschlechternde Wirkung üben.

Ich spreche es unbedenklich aus, daß die immer zunehmende Häufigkeit von Ehen, welche aus einer gegenseitigen Neigung fernab liegenden Interessen eingegangen werden, die Ursache sind des durch so vielerlei Symptome sich bemerkbar machenden Dekadenzelends unserer Zeit, und daß sociale Zustände, die es dahin brächten, daß die Ehen aus keinem andern Beweggrunde, als dem der freien Liebeswahl geschlossen würden, eine geistige und körperliche Verbesserung des Menschenmaterials erzielen würde.

„Das ökonomische Problem" — sagt Mantegazza — „drängt sich uns bei der Ehefrage mit solcher Allgewalt auf, daß es an Stelle der Sympathie, der Neigung, der Wahlverwandtschaft, der Charaktere und der Bildung tritt."

Von allen Motiven, welche die Paare an den Traualtar oder in das

Standesamt führen, ist heute gegenseitige Liebe das allerseltenste, und nicht spontanes, nach der Vereinigung mit diesem oder dieser Einen drängendes Liebesverlangen, sondern apathische Gewohnheit ist es, die solche Gatten zu einer Umarmung einander nahen läßt, die von seiten des Weibes sogar oft nur widerwillig geduldet wird.

Geschlechtliche Gleichgültigkeit oder Widerwille der Gatten oder ihre persönliche Abneigung gegen einander ist aber ein Gift, durch welches unsere Rasse geistig und leiblich immer mehr entartet. Blutmangel und Nervenschwäche, Kraftlosigkeit der Psyche und des Körpers, Mangel an Hochsinn und Idealität, freudlose Genußsucht, Unfähigkeit zu jeder edlen Leidenschaft, kaltnüchterne, jedem Hochschwung des Geistes und der Gefühle verständnislos gegenüberstehende, nur auf die niedrigsten Lebensinteressen gerichtete Intelligenz: das sind die von Geschlecht zu Geschlecht schärfer hervortretenden Merkmale unserer modernen Kulturgesellschaft. Und diese seelische und körperliche Wertverminderung des Menschenmaterials ist das Brandmal, welches die um ihr unveräußerliches Recht — das Recht auf Liebe — betrogene, in ihren heiligsten Trieben mißhandelte und geknechtete Natur den Kindern und Enkeln der an ihr sich versündigenden Kultur- und Mammonssklaven aufdrückt, getreu dem Worte der Schrift: Die Sünden der Väter will ich rächen noch im dritten und vierten Geschlecht.

Die materielle Geschlechtsliebe ohne die Sanktion der Ehe ist eine Uebertretung unserer herrschenden Moralgesetze, aber die lebenweckende Vereinigung der Geschlechter ohne die Sanktion der Liebe ist eine Sünde wider die Natur, welche sich an den Früchten solcher naturwidrigen Vereinigung durch jene psychophysiologische Entartung rächt, welcher die menschliche Rasse von Generation zu Generation immer mehr anheim fällt. Das durch Herzenskälte entweihte Ehebett, die leidenschaftslose befruchtende Umarmung ist der Schoß des Dekadenzelends der Gegenwart.

In unserer das goldene Kalb des Mammons umtanzenden Kulturwelt ist (mit seltenen Ausnahmen, die am Charaktertypus unserer Zeit ebenso wenig ändern, wie eine Schwalbe den Sommer macht) die Prostitution beider Geschlechter in und außer der Ehe an die Stelle der Liebe getreten.

Denn auch im außerehelichen Geschlechtsverkehr spielt — so paradox diese Behauptung manchem auch klingen mag — die Liebe eine sehr untergeordnete Rolle. Der Mann gewöhnt sich stetig mehr, die Sättigung des Geschlechtstriebes zu erkaufen. In den bezahlten Küssen verödet seine Seele und erstirbt mehr und mehr das Bedürfnis seines Herzens nach wahrer Liebe und seine eigene Liebesfähigkeit. Unter tausenden von Männern, welche die Wollust befriedigter Begierden bis zur Erschöpfung genossen, giebt es oft nicht einen, der die Wonne einer dem beiderseitigen liebenden Verlangen entspringenden Umarmung kennen gelernt.

Bei den Frauen der höheren und mittleren Stände ist freie Liebeswahl zumeist ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Liebesverhältnis einzugehen, das nicht mit Weihwasser besprengt oder mit der Tinte des Standesbeamten bespritzt wurde, verwehren ihnen die Schranken unserer Moralgesetze, welche mißachtend zu überschreiten nur wenige den Mut haben. Und der Ehebund ist selten ein Herzensbund.

Aber auch in den unteren Schichten des Volkes, wo über den „sittlichen Fehltritt“ einer „Gefallenen“ weit milder geurteilt wird, ist die auf freier Liebes-

wahl beruhende Vereinigung von Mann und Frau viel seltener, als man aus dem Grunde dieser nachsichtigen Beurteilung wohl annehmen möchte. Denn auch hier übt das ökonomische Moment seinen entscheidenden Einfluß. Ebenso wie dasselbe auch in diesen Gesellschaftsklassen bei Eingehung der Ehe maßgebend wirkt, so vermag auch der außereheliche Geschlechtsverkehr seiner Macht sich nicht zu entziehen. Und zwar ist es die Sorge um Beschaffung der Subsistenzmittel für das Kind, welche die beschränkte Erwerbsfähigkeit der Mutter erschwert, und für welche der illegitime Vater vom Gesetze in ungenügendem Maße herangezogen wird, die, wenn sie auch die natürlichen Begierden nicht zu bändigen vermag, doch den Wunsch der Unfruchtbarkeit der Umarmung wach erhält.

So sehen wir für eine günstige elementare Zusammensetzung der neuen Generationen die denkbar mißlichsten Chancen vorliegen, indem bei den aus freier Neigung eingegangenen Vereinigungen eine Zeugung meist nicht gewollt, wenn möglich verhindert wird, und dort wo eine solche zumeist gewünscht wird — in der Ehe — die Lebensfackel des neuen Wesens selten an der Glut der Liebe sich entzündet.

Das einzige radikale Mittel, um hier Wandel zu schaffen, ist die Emanzipation der Frau. Sie ist es — wie wir im Vorstehenden gezeigt zu haben glauben — durch welche die Ehe zu dem würde, was sie den Ansichten der Natur gemäß sein soll: die Weihe freier Liebeswahl. Sie ist es, durch welche das auf dem Weibe lastende schmachvolle Joch der Prostitution gebrochen würde, deren Ursache in erster Linie in der rechtlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau vom Manne und in der Beschränkung ihrer Erwerbsfähigkeit zu suchen ist. Und sie ist es auch, die durch Schaffung der Bedingungen, welche die Geschlechter zur Erweckung eines neuen Lebensfunkens nur im Impulse der Liebe zusammenführen würden, zu einem die kommenden Generationen in frischer Kraft und Gesundheit des Geistes und Körpers verjüngenden Quell würde.

VIII.

Ich bin zu Ende.

In die Wagschalen kritischer Wertprüfung habe ich auf die eine Seite die Gründe gelegt, auf welche die prinzipielle Forderung der Erteilung gleicher Rechte, gleicher Freiheit und gleicher Pflichten an Mann und Weib aufgebaut werden kann; auf die andere Seite die Gründe, welche von den Gegnern dieser Forderung gegen eine solche Gleichbeteiligung der Geschlechter an den Lasten und an den Freuden des Daseins vorgeführt werden. Welche der Schalen sich, als den schwerer wiegenden Inhalt bergend, zu Boden senken wird — die Zukunft wird es lehren.

Es ist ja leider wahr: Macht geht vor Recht.

Aber die Fähigkeit des Menschen, die Wahrheit und das wahre Recht zu erkennen, ist eine Kraft. Und wenn die Erkenntnis der Wahrheit und des Rechtes sich verbreitet, und wenn die Zahl derer, die sie erkennen und die den

Mut besitzen, sich zu ihnen zu bekennen, wächst und in dem Maße sich mehrt, daß sie die Zahl derjenigen, welche Recht und Wahrheit nicht begreifen können oder wollen, übertrifft: dann wird diese Kraft zur Macht. Und diese Macht geht dann nicht vor dem Recht, sondern mit dem Recht.

Wenn es mir gelungen ist, in der kritischen Abwägung der Argumente für und wider die Schaffung einer Grundlage gleicher Gerechtigkeit für Mann und Frau und in der allerdings nur flüchtigen Skizzierung des Zukunftsbildes, wie es vor meinem Auge auf dieser Grundlage sich erhebt, der Einsicht dessen, auf welcher Seite die Wahrheit und das Recht gelegen, einige, und seien es ihrer auch wenige, zugeführt zu haben, — so bin ich zufrieden.

Die letzte Pflicht.

Eine Geschichte ohne Handlung.

Von
John Henry Mackay.

I.

Ein Brief war für ihn angekommen. Er empfing selten Briefe. Und dieser war dazu noch aus Berlin.

Die kleine Frau drehte ihn hin und her und suchte sich einzureden, die Handschrift der Adresse, diese Handschrift weise männliche Linien auf. Aber es gelang ihr nicht: es waren die Züge einer groben, ungeübten Frauenhand, gewöhnlich und sinnlich, welche alle Jahre einmal die Feder zwischen die Finger nahm.

Seufzend legte sie den Brief hin und sah nach der Uhr. — O dieses Berlin —! Immer war es ihre geheime Sorge gewesen, ihr Mann könne in den langen Jahren, in denen er vor ihrer Verheiratung dort als Student und Stundenlehrer gelebt, diesen großen Sumpf nicht so unberührt durchschritten haben, wie er behauptete.

Ihre Unruhe ließ erst nach, als sie ihn sah, wie er abgearbeitet und still aus seiner Schule kam. Da mußte sie sich derselben schämen.

Er öffnete den Brief sofort, ohne sich erst zu setzen, las ihn und schüttelte den Kopf, las ihn wieder, und der Ausdruck der ratlosen Hilflosigkeit, welchen sie so gut kannte, legte sich über sein Gesicht. Da hielt es sie nicht länger. Er gab ihr den Brief.

„Herrn Albert Schnell, Volksschullerer in A . . ., Pommern. Da ich doch sonst Niemanden weiß und sie doch der einzigste sind der hir helfen kan und Karl doch immer von Sie gesprochen hat, so bite ich sie doch ser ach kommen sie doch her wen Sie kennen. Und weil er doch immer so gut zu mir gewesen ist und hat gesagt ich solte ihn beerben und nicht das As der Alte, auch ein Brief ist da für sie, den sol ich an sie abgeben aber kan es doch nicht wen sie nicht komen ach so komen Sie doch den auf die Polizei kan ich doch nicht gehen da ich doch keinen Schein nicht mehr habe und weiß ich nicht was ich anfangen sol und auch sonst ist niemand da den ich fragen kan es ist schon sechs Tage daß er fort gegangen ist von mir es grüßt sie achtungsvol
Paula Lindermann.“

Sie verstand kein Wort. Aber er hatte den Namen Karl gelesen —: nur einen Menschen gab es in ganz Berlin, der ihn noch nicht vergessen hatte,

sein Freund Karl Bergmann. Er mußte es sein, von dem dieser blödsinnige Brief sprach.

Sein erster Gedanke war, daß er nun hin müsse. Und sein zweiter: daß er dazu Urlaub nötig habe. Noch nie hatte er Urlaub genommen. Ein radikaler, alter Spötter am Stammtisch der „Krone" hatte einmal von ihm behauptet, so tief säße preußisches Knechtsbewußsein in seiner Seele, daß er nur deshalb nie krank sei, weil er dann seine Schule zu versäumen genötigt sei. Aber man hatte es dem alten Herrn nicht geglaubt, denn er war etwas heruntergekommen.

Das Ehepaar überlegte sehr lange zusammen und das Essen wurde fast unberührt vom Tische getragen. Dann zog der Mann seinen schwarzen Rock an und holte sich zwei oder drei Tage Urlaub — von Dienstag Morgen bis Donnerstag Abend. Er wurde ihm auch gnädigst bewilligt, obwohl der Herr Lokalschulinspektor deshalb aus seinem Mittagsschlafe aufgestört werden mußte. Seine Frau hatte unterdessen den grauen Leinwandkoffer gepackt, meist voll unnützer Dinge, und tapfer mit ihren Thränen gekämpft.

Um drei ging der Zug. Es war keine Zeit zu verlieren. Der junge Lehrer küßte seinen großäugigen Jungen, der nicht verstand, daß sein Papa ihn verlassen wollte, und sein blasses, kleines Weib und mit ihr in Gedanken das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, und eilte so schnell, als die Last des Koffers es ihm erlaubte, zur Bahn.

* *
*

Er war nie wieder in Berlin gewesen, seit er es nach bestandener Prüfung verlassen hatte und nach Pommern geschickt worden war. Der Grund war ein sehr einfacher: seine bescheidene Besoldung erlaubte ihm keine Extravaganzen und das Wenige, was er von ihr erübrigen konnte, verwandte er auf den Ankauf eines Geschenkes für seine Frau — ein Küchenschrank, weiß und blau gemalt, war ihr größter Wunsch gewesen — und einiger Bücher für sich. So hatte er den Gedanken schon fast aufgegeben, Berlin in seinem Leben überhaupt noch einmal wiederzusehen.

Und nun saß er doch in dem Coupé IV. Klasse — glücklicherweise allein — und war bereits eine halbe Wegstunde von seinem neuen Heimatorte entfernt!

Noch hatte er keinen klaren Gedanken fassen können. Dazu war alles viel zu schnell gegangen. Ja, fast hätte er vergessen, die neuen Ersparnisse des letzten Jahres zu sich zu stecken, welche sein Reisegeld waren.

Ob er überhaupt recht gethan hatte, seiner ersten, durch die Bestürzung über den Brief entstandenen Regung, nachzugeben? — Wer war diese Paula Lindermann, von der er nie etwas gehört hatte? —

Es geschah für Karl. Gewiß, es mußte ihm etwas zugestoßen sein. Vielleicht konnte er ihm noch helfen; vielleicht war er — schon tot . . . Er mochte nicht daran denken und mußte es doch immer wieder. Nun, dann wollte er die letzte Pflicht an ihm erfüllen.

Wild und stürmisch drangen diese Gedanken auf ihn ein — so stürmisch, daß er sich über ihre Furchtbarkeit noch nicht klar war: Unfall oder Tod? — In diesen ersten Stunden der Bestürzung und des schnellen Entschlusses drohten sie nur.

Die Schmerzen fühlte er noch nicht.

Es geschah in jedem Falle für Karl, daß er reiste, den einzigen Freund seiner langen, einsamen Berliner Lehrjahre, welche er hungernd und vollkommen verschüchtert auf seiner Stube im vierten Stock des nördlichen Ostens oder während seiner Privatstunden in den Wohnungen der Eltern seiner Schüler verbracht hatte. Karl war es gewesen, der ihn zuweilen besuchte; der ihm in den schlimmsten Tagen von seinem reichlichen Verdienst als Stenograph aufnötigte; der ihn zuweilen mitnahm — Sonntags auf den Spandauer Bock oder in einem Kremser auf die „Heede“, Wochentags in die eine oder andere Versammlung, in ein Theater, wenn auch nie in eine andere Gesellschaft, als seine eigene; Karl — ja, Karl — für den hätte er sein letztes Hemd gegeben, wenn er es verlangt hätte . . . Außer Weib und Kind ging ihm nichts über Karl.

Von dem blinden Wunsche beseelt zu helfen und in der trotz aller Sorge und Bangnis geheimen Freude über die Gelegenheit hierzu, war ihm noch gar nicht klar geworden, wie und wobei er denn eigentlich helfen wolle, und mit erschreckender Deutlichkeit hörte er plötzlich wieder die ängstliche Stimme seiner Frau: „Aber der Brief hat ja gar keine Adresse — weißt du denn, wo sie wohnt? —“

Was hatte er überhaupt für einen Anhaltspunkt, als Karls letzte Adresse, die schon über ein Jahr alt war? — Die allerdings wußte er auswendig — noch sein letzter Brief war unter ihr gegangen. Das war aber auch alles; es war daher zweifelhaft, ob Bergmann noch dort wohnte, denn sein Freund liebte es seit je, von einer Gegend Berlins in die andere zu ziehen und stets möglichst große Entfernungen zwischen die alte und neue Wohnung zu legen.

Wald, Wiesen, Felder und schwirrende Telegraphenstangen flogen unter einem hellgrauen Frühlingshimmel an ihm vorüber und immer schwerer wurde sein Herz.

Er saß grade, ohne sich anzulehnen, und starrte durch das schmutzige Fenster.

Dann kamen die ersten Sterne und die ersten Lichter, die Stationen mehrten sich, an denen er vorüberhuschte, bekannte Namen, die sein Blick streifte, flogen durch sein Gedächtnis, Häuser, hohe, russige Gebäude, Straßenfluchten folgten, über die es hinwegging in rasender Eile und betäubt, verwirrt stolperte er, als die Thür aufgerissen wurde, durch die dröhnende Halle des Stettiner Bahnhofes.

Er war wieder in Berlin.

* * *

Er war wie betäubt. Er war in Berlin!

Er stand nun vor dem Bahnhof. Ein Kutscher schrie ihn an und ein Bursche suchte ihm den Koffer aus der Hand zu reißen. Er wehrte sich aber.

Als es etwas stiller um ihn geworden war, ging er über die Straße hinüber und bat in einem Gasthof, in dessen Flur es nach dem Dunst der Küche roch, um ein „kleineres“ Zimmer. Man wies es ihm gleichgültig an; es war ein abscheuliches Loch im dritten Stockwerk und es kostete zwei Mark. Er fand den Preis hoch, aber er wagte nichts zu sagen und er war nun schon einmal da.

Bald ging er aus. Er war vollständig mutlos und konnte keinen Entschluß fassen. In seinem Kopf wirbelte alles durcheinander und wie hätte er jetzt die Straßennamen auf den Schildern der Pferdebahnwagen auseinanderhalten sollen! Fragen mochte er nicht. Doch schlug er die Richtung nach der

letzten Wohnung seines Freundes ein, die sein einziger Anhaltspunkt war. Er ging die Invalidenstraße hinunter.

Das schmutzige Wasser in den ausgefahrenen Gleisen der Pferdebahn glitzerte, beschienen von den Lichtern der Laternen; die Menschen stießen, drängten, hasteten an ihm vorüber — aber kein einziger kümmerte sich um ihn; ein großes Gebrause war in der Luft, es fiel auf ihn nieder, aber nicht drohend und schreckend, sondern es umgab ihn mit alten, mit alten, merkwürdig bekannten Tönen, die ihm nicht fremd waren, die er kannte. Und er erkannte sie wieder — noch keine hundert Schritte war er gegangen, als plötzlich das Gefühl der Beklemmung von ihm abfiel und ein ganz anderes Empfinden ihn durchzog: die Empfindung der alten, vollen Sicherheit der früheren Zeit, und es war ihm, als seien es nicht sieben Jahre, sondern sieben Tage her, daß er fort gewesen. Der alte Zauber der Großstadt machte ihn wieder widerstandslos zu seinem Gefangenen und er gab sich ihm hin mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Freude und Stolz darüber, daß er ihn noch verstand.

Sie war wieder sein, die große Stadt. Nun hatte er Auge für alles. An dem großen Kreuzungspunkt blieb er sogar minutenlang stehen mit der ruhigen Gleichgültigkeit der Sicherheit.

Er verspürte plötzlich Hunger. Er ging auf das große Gebäude zu, dessen Fassade von den enormen Ballons mit weißem Lichte überschüttet wurde und ohne Scheu vor dem pompösen Namen der „Pracht-Säle“ trat er ein.

Still setzte er sich in die äußerste Ecke unter dem letzten Bogen an den letzten Tisch, an dem wegen seiner unbequemen Lage noch niemand Platz genommen.

Zum ersten Mal seit zehn Stunden dachte er nicht an den Zweck seiner Reise. Allerlei Erinnerungen, nichtige, kleine Erinnerungen an die alten, mühsamen Jahre, waren in ihm wach, und bitter gestand er sich, daß jene Jahre dennoch schöner gewesen waren, wie die der ärmlichen Behäbigkeit auf dem pommerschen Dorfe. Berlin hatte ihm gefehlt, die großen, gleichgültigen Entfernungen, und die vielen, fremden, gleichgültigen Menschen, nun wußte er es. Hätte er lieber hier weiter gehungert! Jetzt war es zu spät. Jetzt war er gebunden.

Trüb und traurig starrte er vor sich hin und es schien ihm, als hätte er sie nicht mehr lieb, seine einfache Frau und sein stilles Kind. Nie hätte er es für möglich gehalten, daß er anders in der Entfernung an sie denken könne, als mit der Sehnsucht, wieder bei ihnen zu sein; nun war es doch so und er erschrak vor sich selbst, als er sah, wohin seine Gedanken gegangen waren.

Hastig aß er weiter.

Es war so warm und gemütlich in diesem hohen Raum und die Stimmen der Menschen vermischten sich zu einem Surren und Schwirren, welches gedämpft wurde durch die hohen Wölbungen des Saales. Es lag etwas Einschläferndes in diesen unaufdringlichen Lauten, aus denen sich nur zuweilen der lautere Ruf nach einem Kellner oder das Aneinanderstoßen der klirrenden Gläser abhob. Man brauchte nichts zu verstehen, wenn man nicht hinhörte. Und er hörte nicht hin.

Doch das Gefühl der Einsamkeit ergriff ihn von neuem. Weshalb saß er hier, und aß und trank, statt die Pflicht zu erfüllen, derentwegen er hierhergekommen war? — Schlaffer, energieloser Mensch, der er war! Wenn er von der Bahn direkt, ohne sich umzusehen, nach Karls Wohnung gegangen wäre, war

es denn so unmöglich, daß sie beide jetzt hier schon zusammen saßen, einander gegenüber, wie früher so oft! — Daß all seine Befürchtungen schon in nichts zerronnen waren und sein Hierherkommen sich wendete zu einem fröhlichen, lieben, und nach so langer Trennung wohl verdienten Wiedersehen? —

Er war ein Stück Sanguiniker. Und so glaubte er nun, es sei gar nicht anders möglich, als daß er ihn hätte treffen müssen, frisch und gesund in seiner Wohnung, wenn er ihn nur aufgesucht hätte.

Aber war es denn schon so spät? — Zwar — es war nach neun, aber wie oft hatten sie sich nicht früher noch später besucht, um noch eine Weile zusammenzusitzen vor dem Schlafen.

Und so sollte es auch heute sein. Er wollte jetzt noch hin, um ihn zu holen.

Und dann — welche Ueberraschung, welche Freude, wie viel gutmütigen Spott über den Angstmeier, der sich durch den dummen Brief eines Frauenzimmers, das er los werden wollte und deshalb nicht mehr besuchte, so in Schrecken setzen ließ!

Er sah seinen Freund wieder: den kurzen, zottigen Bart, die weiße Hand, welche nervös in ihm wühlte, die scharfen, von dem Klemmer auf dem Nasenbein, eingedrückten roten Linien, das kluge, schnelle Auge, welches immer auf der Lauer lag nach einer Dummheit oder einer Lächerlichkeit der Menschen . .

Ja, er wollte einmal wieder recht fröhlich sein mit ihm zusammen! Es war so schön, froh zu sein, und so lange schon war er es nicht mehr gewesen. Ueber alles würden sie miteinander reden, was er in diesen sieben Jahren nur zu sich selbst hatte sagen dürfen in diesem armseligen Nest, wo er lebte wie in der Verbannung. Und vielleicht würde er denn auch wieder etwas neuen Lebensmut fassen, den er dort ganz verloren hatte, und neue Pläne machen für eine andere Zukunft, als die einer überfüllten Schulstube, voll Dunst und Schmutz und bäuerischer Dummheit . . .

Aber fort, fort! Es war genug Zeit verloren! Nicht eine Minute länger!

Er ließ die Gabel sinken, mit der er in dem kaltgewordenen Fleische umherstocherte, und in seiner großen Unruhe stand er auf, um selbst den Kellner herbeizuholen, den er hastig bezahlte. Und hastig fragte er den Polizisten an dem großen Kreuzungspunkt nach der Lage der Straße, welche er suchte, hastig gab er dem Kutscher den Auftrag. Es war eine Extravaganz, daß er eine Droschke nahm. Aber es geschah ihm recht.

Als er im Wagen saß, merkte er, wie wieder das alte, schwere Gefühl wuchtig auf seine Brust fiel, aber er wollte es nicht wahr haben . . .

Doch eine große Hast ließ von nun an nicht mehr von ihm.

* * *

Der Wagen fuhr nicht sehr lange.

Er mußte sich die Treppen hinauftasten. Als er im zweiten Stockwerk rechts geklingelt hatte, wurde ihm sogleich geöffnet. Ein kleines Mädchen trat in die Thür.

„Mutter!“ rief es und eine Frau, ein Kind auf dem Arm, zwei andere an den Kleidern, kam.

Herr Bergmann, ja gewiß, der habe hier gewohnt, aber er möge doch näher treten.

Sie stieß die Thür zur Küche auf, wo die Kinder eben über ihrem Essen

gesessen hatten. Ein müder Mann hockte neben dem Herde, in Arbeiterkleidung, und war fest eingeschlafen. Die Frau wollte ihn aufrütteln: „Mann, wach' doch auf", aber Schnell hielt sie zurück. Neugierig drängten sich die Kinder um ihn, besonders das älteste Mädchen hing an seinen Lippen.

„Er wohnt nicht mehr hier?" fragte er noch einmal.

„Ach du lieber Gott, nein, er wohnt nicht mehr bei uns" —

„Und wissen Sie auch nicht, wohin er gezogen ist?"

„Doch, als er von uns fort ist, das war im vorigen Sommer, ist er nach der Hagelsbergerstraße Nr. 70 drei Treppen gezogen. Aber da wohnt er auch nicht mehr. Denn er hat uns doch einmal besucht seitdem — Mariechen, weißt Du nicht, wann er uns besucht hat —"

„Am zwanzigsten September hat er uns besucht, Mutter," sagte das Kind lebhaft.

„Ja, es war im September, da hat er uns gesagt, er wohne jetzt wo anders."

„Hat er denn nicht gesagt, wo? —"

„Nein," antwortete das Kind wieder.

Der Fragende sah nachdenklich nieder. Die andern Kinder saßen wieder an dem Holztische und der Mann schlief weiter. Er hatte sich nicht stören lassen.

„Er hat die Kinder so gern gehabt, besonders unser Mariechen, und wir würden auch so gern wissen, wo er jetzt ist. Sie suchen ihn wohl?" fragte die Frau.

Schnell nickte nur.

Dann meinte er:

„Man könnte in der alten Wohnung nachfragen . . ."

Das Mädchen drängte sich noch näher und die Frau hatte offenbar Lust, den Fremden, der einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, zum Sitzen zu nötigen und mit ihm ein Langes und Breites über ihren früheren Chambregarnisten zu sprechen. Aber Schnell wandte sich bereits zum Gehen. So sagte sie nur noch, während sie ihr Jüngstes von einem Arm auf den andern hob, da es anfing, sich zu regen:

„Ach Gott, war das ein guter Herr, der arme Herr Bergmann! Aber er hat gar keine Ruhe mehr gehabt, auch bei uns nicht, und da ist er wieder fort, und halten konnten wir ihn doch nicht —"

„Ich danke Ihnen", sagte Schnell, „entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so spät noch gestört habe —"

„Bitte, bitte, wenn es nur was genützt hätte, aber wir wissen ja selber gar nichts von ihm —"

„Mariechen, leuchte doch dem Herrn hinunter," fügte sie hinzu, „es ist ja ganz dunkel auf der Treppe —"

Das Kind begleitete den Besuch die Treppe hinab, sorgsam mit der Vorflurlampe jede Stufe beleuchtend. Es war ein kleines, blondes Mädchen, sauber und mit klugen Augen.

„Du hast wohl Herrn Bergmann sehr gern gehabt?"

„Ach ja, er war ein so guter Herr," und die Thränen kamen dem Kinde, „wenn wir doch nur wüßten, wo er ist —"

Schnell strich ihm über den Scheitel.

„Nun sei nur ruhig, ich werde ihn schon finden."

Sie waren unten.

„Und Sie sagen ihm, er solle uns doch einmal besuchen, nicht wahr, das vergessen Sie nicht —"

„Nein, das vergesse ich sicher nicht, mein Kind, Du sollst sehen, er kommt schon in ein paar Tagen zu Dir . . .“

Aber er glaubte selbst nicht, was er versprach. In diesem Augenblick hatte er das ganz deutliche Gefühl, daß weder er, noch dieses Kind den Vermißten je wiedersehen würden: es war ein innerlich trauriges Gefühl, — schmerzlicher wie jenes, welches nun schon den ganzen Tag auf ihm lastete, — das ihn befiel, und er eilte, fortzukommen.

„Gute Nacht, mein Kind.“ Er gab dem Mädchen die Hand.

Er stand wieder auf der Straße. Was sollte er nun beginnen? — Er sah nach der Uhr. Es war fast zehn. Die Hagelsbergerstraße lag am Kreuzberg. Unmöglich, noch heute Abend dorthin zu kommen und irgend eine Auskunft zu erlangen.

Er seufzte und ging mechanisch die Straße hinunter. Und so ging er weiter. — Wie er an diesem Abend zum Stettiner Bahnhof, wie er in sein Hotel und in sein Zimmer gefunden, darüber nachzudenken hatte er in den nächsten Tagen keine Zeit, und als er in späteren es sich klar zu machen versuchte, hatte er es vergessen.

II.

Am nächsten Morgen gegen acht Uhr stand er zum Ausgehen fertig. Er war während des Ankleidens innerlich mit jeder Minute erregter geworden. Das Frühstück hatte er fast unberührt stehen lassen.

Was sollte er heute erfahren?

Eins war ihm sicher: er mußte ihn jetzt finden und sollte er acht Tage suchen. Er mußte Gewißheit haben.

Zunächst also wußte er einzig und allein die Wohnung, wo Karl vor etwa einem halben Jahre gewohnt, und welche er schon wieder verlassen hatte.

Also dorthin. Sie lag am Kreuzberg und er war am Stettiner Bahnhof. Er erkletterte das Dach eines Omnibus' und fuhr fast dreiviertel Stunden, — immer dem Süden zu, die halbe Friedrichsstraße hinunter, über die Linden hinüber, welche noch kahl und öde dalagen, am Anhalter Bahnhof vorbei, und immer noch weiter.

Da wurden während der Fahrt doch oft seine Gedanken abgelenkt, wenn er so vieles wiedersah, was er seit Jahren nicht mehr gesehen, und so vieles, was ihm ganz neu war . . .

Es war ein wunderbarer Tag. Die erste Frühlingssonne lag mit ihrer milden Wärme auf den Häusern und Straßen. Es war überall wie ein Aufatmen. Die Luft war hell, rein und duftig, und am Himmel schaukelten sich ganz kleine, weiße Wolken.

Der junge Lehrer blieb die ganze Strecke auf seiner Höhe. Zuweilen sah er auf, so als der schwerfällige Wagen sich dem Ziele näherte und der Kreuzberg den Abschluß einer Straßenflucht seinem Blicke bildete.

„Der hat seine zehn Pfennige auch abgefahren“, dachte der Conducteur, als er ihn an dem Endpunkt heruntersteigen sah. Er mußte den Fragenden noch Auskunft geben.

Immer noch weiter nach Süden . . . .

Schnell fand bald Straße und Haus. Nr. 70 war eine große Mietskaserne. Drei „möblierte Zimmer“ waren in ihr zu vermieten neben vielen Wohnungen. Aber drei Treppen links nichts.

Der Suchende setzte oben den dünnen Ton einer elektrischen Klingel in Bewegung. Er hörte schlürfende Schritte. Die Thür öffnete sich ein wenig und eine mürrische Stimme fragte durch den dünnen Spalt, wer da sei.

„Ob hier nicht ein Herr Karl Bergmann wohne? —“

Die Thür wurde wieder zugeschlagen und die Schritte entfernten sich wieder.

Er stand unschlüssig. Dann klingelte er an der anderen Seite. Diesmal wurde die Thür ganz geöffnet und er stand vor einer hübschen, jungen Frau in sauberem Morgenkleide.

Dieselbe Frage. Nein, sie vermieteten nicht.

„Aber drei Treppen links habe ganz bestimmt vor einem Jahre ein Herr Karl Bergmann gewohnt“ —

„Links sei dort“ — Es wurde mit einem etwas spöttischen Lächeln gesagt und der Lehrer ärgerte sich über seine eigene Frage.

Dort habe er soeben geklingelt, aber er habe überhaupt keine Antwort bekommen.

Ein Achselzucken. Ja, dann — — Vielleicht frage er einmal beim Bierwirt: im Hof links, im Keller; Schuhmacher Wieske.

Im Hofe mußte er Stufen hinabsteigen; er stieß sich den Hut ein, als er die Thür öffnete. Das erste, was er erkennen konnte, war ein aufgewühltes Bett, in welchem eine unerkennbare menschliche Gestalt zusammengekauert lag. Dann sah er in die Gesichter von drei Männern, welche sich ihm zuwandten — ein älterer und zwei jüngere: man hörte sofort auf zu arbeiten. Schnell wandte sich an den Meister, der das Leder aus seiner Hand fallen ließ, an welchem er schnitt.

Der Raum war nicht so breit, daß ausgespannte Arme seine Wände nicht hätten berühren können. Ein dunstiger Geruch von Leder, Fett und Wichse erfüllte ihn; von einem kleinen Herde im Hintergrund stieg Qualm auf und der warme, unangenehme Geruch von halbgaren Speisen.

Schnell that seine kurze Frage.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Bergmann? — Nee“.

Er müsse aber im vorigen Jahre, dann und dann, in diesem Hause, vorn, dort und dort, eine Zeitlang gewohnt haben.

„Als Schambergarniste? — Ja, was ihn die wohl angingen. Er könne doch nicht jeden kennen —“

„Aber es müsse doch irgend einen Weg geben, um einen Menschen hier in Berlin ausfindig zu machen? —

Der Schuster zuckte mit den Achseln und griff nach seinem Werkzeug. Das Gespräch war für ihn beendet. Außerdem störte ihn die schöne und frische Luft, welche von draußen hereindrang.

Vom Bette her kam ein Stöhnen, wie von Schmerzen erpreßt; was dort lag bewegte sich.

„Gehn Sie doch aufs Einwohnermeldeamt“, rief dann aus dem Hintergrunde eine jugendliche Stimme, wohl die des Lehrlings.

Der Meister fuhr ihn an.

„Was geht Dich das an? — Du hast da zu arbeiten und die Schnauze zu halten —"

Schnell zog die Thür zu, ohne noch etwas zu sagen.

* * *

Das Einwohner-Meldeamt! Daß er daran auch nicht gleich gedacht hatte. —

Wie viel Stunden hatte er nicht gestern im Eisenbahnzug gesessen — Zeit genug zum Nachdenken. Statt gleich den einfachsten und nächsten Weg zu wählen, war er erst vom Norden nach dem Süden und dort wie hier die Treppen hinauf und wieder hinab gerannt und hatte einen Abend und einen halben Morgen verloren! . .

Nun stand er wieder auf einem Omnibus und dann auf einer Trambahn. Das Einwohner-Meldeamt war am Alexanderplatz. Die Entfernung machte nichts aus, aber daß er so dumm gewesen war . . .

Es würde Mittag werden, ehe sie zusammen sein konnten — im besten Falle, das wollte sagen: wenn Bergmanns Wohnung nicht wieder irgendwo an der Stadtgrenze lag.

Er stand vorne bei dem Kutscher, ganz allein, denn der Wagen war schwach besetzt, und sah auf die blanken Schenkel der Pferde. Sie glänzten in der hellen Morgensonne. Arme Tiere, dachte er, wenn die Muskeln sich spannten beim Anziehen des schweren Wagens und die Hufe das Pflaster schlugen.

Zuweilen kam er durch Stadtteile, welche ihm so fremd waren, daß er glaubte sie nie gesehen zu haben; dann wieder wußte er einzelne Gebäude mit Namen zu nennen. Die Fahrt dauerte sehr lange, und der junge Lehrer, dem seine Schüler doch in manchen Jahren Geduld beigebracht hatten, wurde unruhig.

Mit Willen hatte er sich den ganzen Morgen vom Augenblicke des Aufstehens an bis jetzt gezwungen, nicht an gestern zu denken, damit ihn die dumpfe Angst nicht wieder befalle. Er wollte nicht daran denken, wie er ihn wiedersehen werde, er wollte sein ganzes Augenmerk darauf richten, zunächst zu erfahren, wo er ihn finden könne. Denn was hatte es wohl für einen Zweck, zu grübeln und zu grübeln? — Es war ihm auch gelungen — bis jetzt. Diese langen Fahrten aber waren unerträglich.

Er begann mit dem Kutscher ein Gespräch, doch derselbe ging nicht darauf ein; er hatte genug zu thun, seinen Wagen über die ineinander laufenden Geleise zu steuern.

Endlich kamen sie doch zum Alexanderplatz. Da war schon das Rathaus und jetzt fuhren sie unter den Stadtbahnbögen durch. Schnell sprang vom Wagen, ehe derselbe hielt. Das hatte er noch nicht verlernt.

Das Polizei-Präsidium war ein großes, rotes Backsteingebäude. Ueberall standen in den Gängen die Namen der Departements auf großen Tafeln angeschlagen; verirren konnte man sich nicht. Das Einwohnermeldeamt lag im höchsten Stockwerk.

Schnell stieg steinerne, kühle Treppen empor. Oben betrat er ein Zimmer, welches durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt war. Ungefähr fünfzehn Menschen standen wartend in dem Abteil, zu welchem die Thür führte.

Nichts war sonst in dem Raume, keine Bank, kein Stuhl.

Durch die großen Fenster konnte man hinuntersehen auf den Schienenstrang der Stadtbahn und weit in die dunkle Halle des Alexanderplatz-Bahnhofs hinein.

Der zuletzt Gekommene wartete ruhig. Es vergingen wohl fünf Minuten; die Herumstehenden rührten sich kaum und wenn sie sprachen, so geschah es in selbem Ton. Dann schoß ein Mensch hinter der Barrière durch, einen Stoß Papiere in der Hand, von einem der Nebenzimmer in das andere, wo große Kassenschränke standen, mit Buchstaben gezeichnet. Nach einiger Zeit ein zweiter, und ein dritter; und wieder vergingen dann fünf Minuten, in welchen sich Niemand um die Wartenden kümmerte.

Schnell lehnte sich gegen die Wand. Noch immer trieb draußen die Sonne die Spiele ihrer Strahlen, aber so schüchtern, als habe sie sie verlernt während des langen Winters. Der Raum war überheizt und es roch nach ungewaschenen Menschen und vertrockneten Papieren. Eine grenzenlose Langeweile hatte sich für alle Zeiten in ihm festgesetzt.

Endlich: an der Seite der Buchstaben A—N erschien ein Mann. Er breitete die Papiere vor sich hin. Alles drängte sich heran. Er rief einen Namen. Eine Frau kam näher.

„Also die Frau lebt für sich. In Chambre-garni. Wollen Sie sie?"

„Ja, wenn es nur man die richtige is."

„Na, ich sage Ihnen ja, daß sie es is. Wollen Sie sie?"

Die Frau nickte. Der Beamte füllte langsam einen Zettel aus.

„Fünfundzwanzig Pfennig. Wollen Sie den Mann auch."

Den Mann wollte sie nicht.

Und so ging es weiter. Jedesmal, wenn ein gesuchter Name ausgerufen wurde, kam die Frage: Wollen Sie ihn? — Wollen Sie sie? — wieder, und zum ersten Mal seit achtundvierzig Stunden zog ein Lächeln über das blasse Gesicht des jungen Lehrers.

Er hatte unterdessen gemerkt, daß es nötig war, den Namen aufzuschreiben, den man suchte, und beeilte sich es zu thun.

„Schreiben Sie man alles auf, was Sie wissen," raunte ihm ein Nebenstehender zu, ein offenbar wohl Erfahrener.

„Geburtsort auch?"

„Jawohl, Geburtsjahr und -Ort, und wo der Betreffende früher gewohnt hat, wenn Sie et wissen."

Das wußte er alles.

Die Einen waren abgefertigt und die Anderen kamen daran. Ihre Zettel wurden gesammelt und wieder begann hinter der Barrière das zeitweilige Hin- und Herhuschen, und vor ihr das müde, abgespannte Warten in dem drückenden Schweigen. Aber auch eine zweite Viertelstunde ging zu Ende und Schnell kam an die Reihe.

„Karl Bergmann" —

„Hier."

„Wohnt seit 3. Januar diesen Jahres Kalkscheunenstraße 6. Wollen Sie ihn?"

Ja, gewiß wollte er ihn; der Zettel wurde ausgefüllt und die fünfundzwanzig Pfennige wurden bezahlt.

Da hatte er es nun schwarz auf weiß.

Kalkscheunenstraße, N. Nie im Leben hatte er den Namen dieser Straße

gehört. Das mußte ganz hoch oben im Norden sein, wieder irgendwo an der Grenze der Stadt, und wieder eine Stunde entfernt. —

Er starrte ratlos auf den Zettel. Der Kundige half ihm abermals.

„Kalkscheunenstraße? — det's bei der Weidendammer-Brücke, nicht weit vom Bahnhof Friedrich-Straße. Fahren Sie man dahin."

Schnell atmete auf und steckte seinen Zettel ein. Der Kopf war ihm eingeschlafen in der dumpfen Luft. Er freute sich, wieder gehen zu können, und er eilte dem Alexanderplatz zu.

Es war Mittag geworden.

Die Stadtbahnzüge waren überfüllt und zwei Menschenströme drängten sich aneinander vorüber: der eine von unten nach dem Perron hinauf, der andere von oben herunter — hastig, ungeduldig, auf jede Minute Zeit bedacht.

Schnell stand in dem Coupé eingepreßt zwischen lärmenden Schulkindern, mittagshungrigen Arbeitern und schwatzenden Frauen.

Am Bahnhof Friedrichstraße war das Gedränge noch größer, aber er gelangte doch bald hinunter. Auf der Straße kam er nur langsam vorwärts. Er nahm sich keine Zeit sich umzusehen; an der Weidendammer-Brücke schien ihm Vieles verändert. Vorwärts, nur vorwärts jetzt! sagte er immer wieder zu sich selbst.

* * *

Er mußte noch einmal nach der Straße fragen. Es waren nur wenige Schritte.

Welch' eine abscheuliche Straße! dachte er bei sich, als er sie betrat und auf der einen Seite die grauschwarze Hinterseite der großen schmutzigen Kaserne, auf der anderen die eintönigen, langweiligen und wie von ihr bewachten Häuser sah.

Er mußte die Treppe hinauf in Nummer sechs. Ein junges Mädchen öffnete ihm.

„Ich werde Papa rufen. Ja, er wohnt hier," antwortete es höflich auf seine Frage und führte ihn den Gang hinunter.

„Ist Herr Bergmann nicht zu Hause?" — fragte er noch, ehe sie ging.

„Nein." Papa wird Ihnen schon antworten, war Sinn dieses Wortes.

Die Thür blieb halboffen stehen.

Es war ein kleines Zimmer und die Luft war in ihm stickig; die Fenster schienen lange nicht geöffnet gewesen zu sein. Das Bett war unberührt, an der Wand hingen einige Kleidungsstücke.

Am Fenster stand ein unbequemer kleiner Schreibtisch. Schnell trat auf ihn zu und sofort fiel ihm ein Gegenstand in die Augen, welchen er seit Jahren nicht mehr gesehen, den er aber auf der Stelle wieder erkannte.

Es war ein Briefbeschwerer — eine Sphinx aus Bronze von wundervoller Arbeit und das einzige Stück Habe, auf welches sein Freund Wert legte. Der hatte es einst für eine Summe gekauft, welche für seine Verhältnisse viel zu hoch war und Schnell erinnerte sich noch der Kalamitäten, in welche er durch den Einkauf versetzt war — er selbst hatte noch seine Uhr versetzen müssen, um ihm zu helfen. Aber Bergmann hätte nie den Ankauf rückgängig gemacht und wenn sie beide hätten verhungern müssen. So war er. Und nie hätte er sich von der Sphinx getrennt — . . .

Er war also in seinem Zimmer, daran war nicht zu zweifeln.

Mechanisch nahm er das Kunstwerk in die Hand. Wie oft hatte der Mund seines Freundes ihm die Schönheiten der Arbeit hervorgehoben, wenn sie sich einander gegenüber saßen, wie oft waren seine heißen Finger liebkosend über die blanken Brüste, den feinen Nacken und den kühlen Tierkörper gefahren, und wie oft hatte er ihn ausgelacht, wenn er zusah, wie jener das tote, starre, drohende Antlitz an seine Lippen gedrückt und das leblose Abbild seine Geliebte genannt hatte! —

In solchen Stunden hatten sie ihre besten Gespräche geführt: unvergessene Gespräche . . .

„Ein Stück von dir — nun werde ich dich bald selbst haben —“ dachte Schnell und vergaß für eine Minute fast, wo er war.

Die Kunst des Bildners hatte den Augen jenes Werkes wirkliches Leben verliehen: groß, geheimnisvoll, fragend, in finsterer Traurigkeit sahen diese Augen jeden an, der in sie blickte — wie von innen herauf und wie aus weiter Ferne . . . Und so blickte sie ihn auch jetzt wieder an, unverändert und unveränderbar in ihrem schweigsamen, drohenden Ernst . . .

Die Thür ging und auf den Lehrer zu kam ein älterer Mann in Schlafrock und Pantoffeln; er sah aus wie ein pensionierter Bureaumensch irgend einer Art, und er war es wohl auch. Sein eingetrocknetes Gesicht trug den Ausdruck des Mißtrauens, als er sah, wie der Fremde den Briefbeschwerer aus der Hand legte, und den einer nicht zu verbergenden Neugier und Spannung.

„Sie wünschen Herrn Bergmann zu sprechen?“ — fragte er mit etwas krähender Stimme. „Ich muß ihnen die Mitteilung machen, das derselbe mein Haus seit zehn Tagen, seit Montag, dem 14., verlassen hat und bis heute nicht zurückgekehrt ist.“

Schnell hatte bei diesen harten und klaren Worten nur das eine Gefühl, daß jetzt alles, was er schon geglaubt hatte in den Händen zu halten, mit einem Schlage ihm wieder entrissen wurde und Bitterkeit und Verzweiflung stiegen in ihm auf. Bisher war er ruhig gewesen, wenigstens äußerlich, jetzt fiel er in die Macht einer großen Erregung; bisher war er gegangen, nun fing er an zu laufen. Fast heftig, ganz seiner Natur zuwider, fragte er:

„Aber Sie werden doch wissen, wohin er gezogen ist?“

Die Antwort klang trocken und gemessen.

„Herr Bergmann hat keine Informationen hinterlassen darüber, wohin er sich gewandt hat.“

„Aber wenn er nun nicht wiederkommt? — Er muß doch wiederkommen?! —“ rief der Andere wieder.

Der im Schlafrock zuckte die Achseln.

„Falls Herr Bergmann bis Ende des Monats nicht zurückgekehrt ist, werde ich seine Sachen dem Polizeiamte übergeben und die Nota über das mir noch Geschuldete daselbst einreichen, das Zimmer aber als gekündigt betrachten, und zum ersten wieder vermieten“.

„Ich denke mir, er muß jeden Tag zurückkehren,“ sagte der Lehrer, geängstet durch diese geschäftsmäßige, schematische Sicherheit, für welche es keine Schwierigkeiten irgend einer Art zu geben schien. „Es kommt mir indessen darauf an, ihn noch heute zu sehen — können Sie mir wirklich keinen Rat geben, wie ich das ermöglichen kann?“

Ein Achselzucken.

„Aber er wird doch zuweilen Besuche empfangen haben, oder Briefe —“

„Herr Bergmann empfing während der Zeit, in welcher er in meinem Hause war, nie Besuche, er blieb dagegen öfters über Nacht fort; und was seine Korrespondenz anbetrifft, so ist nur einmal eine Karte für ihn gekommen, vor acht Tagen, dort liegt sie —“

Schnell nahm die Karte vom Tisch. Nichts war bezeichnender für den zurückhaltenden Grundzug seines Charakters, als die schwankende Schüchterheit, mit welcher er meinte:

„Ich denke, ich darf sie lesen, sie wird nichts von Wichtigkeit enthalten —“

Der Beamte a. D. nickte majestätisch.

„Lesen Sie sie nur —“

Auf der Karte stand:

„Entrüstet über langes Fernbleiben verdonnert den ungetreuesten aller Bergleute zu drei Ganzen der Stammtisch bei Jakob Timm.“

Darunter waren in Bleistiftschrift eine Anzahl Namen gesetzt, die meisten unleserlich. Was aber des Lesenden Augen in diesem Augenblick allein auf sich zog, war ein ovaler blauer Stempel, in die unterste Ecke und zuletzt unter die Namen gedruckt: Jakob Timm, Restaurateur, Wilsnackerstraße 20, Moabit. Und auf diesem Stempel blieben sie haften, bis er sich ihnen eingeprägt hatte.

„Sie werden sich wohl an die Polizei wenden müssen, wenn Sie Herrn Bergmanns Aufenthalt erfahren wollen,“ nahm der Wirt wieder das Wort. Er hatte alle Fragen korrekt beantwortet und glaubte nun seinerseits ein Recht zum Fragen zu haben. Er war erstaunt und innerlich nicht wenig entrüstet, als er sah, wie der Fremde die Karte hinlegte, und mit den leise und bestimmt gesprochenen Worten: „Ich werde erst noch einen andern Versuch machen, ihn zu finden. Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe. Adieu“, zur Thür ging. Er ging ihm nach. In der Hausthür hatte er den alten Ton geschäftsmäßiger Würde wiedergefunden und sagte in ihm:

„Wollen Sie die Güte haben, Herrn Bergmann zu sagen, daß ich das Zimmer auf alle Fälle zum ersten als gekündigt betrachte.“

„Ich werde es ihm sagen,“ sagte Schnell und eilte hinaus.

Er stieg eilig die Treppe hinunter. Er stolperte über ein Kind und rannte bei Betreten der Straße mit einem Passanten zusammen. In der großen Unruhe, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, fing er an zu laufen.

* * *

Er lief fast. Alle Menschen störten ihn, denen er ausweichen mußte, alle Wagen, die ihn am Ueberschreiten der Straße hinderten. Er ärgerte sich über sie. Es war Bitterkeit, die in ihm aufquoll, die Bitterkeit der vierten Schulstunde, wenn er drei bereits gegeben hatte, und seine Geduld ihn der lärmenden und anspruchsvollen Schar gegenüber verließ.

Er fragte wieder, aber nicht bittend, wie bisher, und schüchtern erst überlegend, sondern aufs Geradewohl ein, zwei, drei Personen — fast fordernd. Man gab ihm keine Antwort oder eine grobe. Endlich zeigte ihm jemand eine Pferdebahn — er sprang über die Straße, wurde von den Rädern eines Omnibus gestreift, strauchelte, mußte laufen und erreichte den Tritt der Trambahn, keuchend, mit Schweiß überströmt, verwirrt und konnte den Namen der Straße nur noch hervorstoßen.

Gleichgiltig gab ihm der Schaffner das Billet. Schnell stand allen Ein- und

Aussteigenden im Wege. Endlich saß er. Alle, die im Wagen waren, sahen ihn an, frech, neugierig, gleichgültig. Aber das Interesse an seiner gewöhnlichen Erscheinung erlosch bald.

An dem wohlthuenden Gefühl, welches ihn unbewußt durchströmte, fühlte er, wie müde er bereits war. Er lehnte sich nicht an, aber daß er saß, war schon eine Wohlthat.

Er hatte einen schwächlichen Körper und keinen starken Geist. Die Spannkraft beider war schnell erlahmt.

Es war dieselbe dumpfe, unklare Ermattung, in welcher er jetzt dasaß, es war ganz dieselbe, in der er gestern — vor genau vierundzwanzig Stunden — die Reise nach Berlin gemacht hatte. Gestern war er stundenlang wie betäubt von dem ungeheuren Entschluß gewesen, und heute war er es ebenso, wie erschrocken über die ungewöhnlichen Aufwallungen des Zornes und der Ungeduld.

Es wurde wieder ganz der kleine, schüchterne Lehrer, der früher in Angst um jeden zu gewinnenden und jeden zu verlierenden Groschen die Straßen Berlins durchschlichen hatte.

Er war noch derselbe, wie damals. Solche Naturen wachsen nicht. Sie recken sich zuweilen in die Höhe, aber das Maß ihrer Kleinheit bleibt immer dasselbe.

Er war ein guter Lehrer. Aber wenn er einmal, auf das Höchste gereizt, unter die Rangen gehauen hatte, tanzten sie ihm wochenlang auf der Nase herum; für die eine böse Stunde hatten sie nachher gute Wochen.

So saß er da und ließ sich sagen, wo er auszusteigen hatte.

Fest in seinem Kopfe saß nur noch die Adresse: Jacob Timm, Restaurateur, Wilsnackerstraße 20, Moabit.

* * *

„Fahren Se man bis zum Kriminaljericht — von dort is es dann nicht mehr weit“, war ihm gesagt worden.

Aber es war doch noch eine gute Strecke, die Rathenowerstraße hinauf und dann in eine Nebenstraße links hinein.

Es war ein gewöhnliches, kleines Restaurant, welches er betrat: ein enger Büffetraum, ein schmales Billard-Zimmer und ein Hintergemach, wo der Stammtisch stand. Die Mittagsgäste hatten sämtlich das Lokal verlassen. Am Büffet saß im halben Schlummer der müde Wirt und aus dem Hintergrunde tauchte ein Kellner auf, der den still sich an einen Tisch Setzenden nach seinem Begehren fragte.

Der junge Lehrer nickte ängstlich — Bier, ja, und den Wirt wolle er sprechen, wenn er so gut sein wolle. Schwer und langsam kam derselbe auf ihn zu. Es war ein korpulenter Mann mit einem guten und freundlichen Gesicht.

„Womit kann ich dienen?“ —

„Verkehrt Herr Karl Bergmann noch hier?“ — sagte Schnell und stand auf.

Der Wirt ermunterte sich plötzlich. Ein Blick lebhaften Interesses traf den Fragenden. „Ja“, gab er zur Antwort, und mit gedämpfter Stimme und langsam fügte er noch hinzu: „Aber jetzt wird er wohl nicht mehr kommen — denn gestern haben wir gehört, daß er tot ist.“

Er sah wie der Andere blaß wurde, sich auf seinen Platz zurücksetzte, sich abwandte und in bitterliches Weinen ausbrach.

Da zog er sich behutsam einen Stuhl heran und wartete eine Weile. Endlich fragte er: „Sie sind wohl ein sehr guter Freund von ihm gewesen?"

Er erhielt keine Antwort und wieder schwieg er eine Zeitlang. Dann fing er an zu erzählen, nicht laut und nicht aufdringlich, und mehr, als spräche er zu sich selbst.

„Ja, ja," sagte er bekümmert und wischte sich den Schlaf aus den Augen, „der arme Herr Bergmann! Es ging ihm ja schlecht genug im letzten Jahr, aber daß es so schnell mit ihm aus sein würde, hat doch keiner von uns gedacht . . . Vor sechs Wochen war er noch einmal hier, sonst kam er ja selten mehr im letzten Jahr; er wohnte ja auch wieder so weit — und dann seine Mutter! Seit er die verloren, war er nicht mehr derselbe. Denn die alte Frau war doch nun einmal sein Alles gewesen. Tag für Tag, Jahr für Jahr, so lange sie lebte ist er den weiten Weg zum Gesundbrunnen hinauf gegangen, und wenn er sonst zu nichts Zeit hatte, dazu hatte er immer Zeit; und jedesmal brachte er ihr etwas, ein Blümchen, oder eine Flasche Wein, oder was sie sonst gern aß und trank. Das hat er natürlich nie erzählt, aber wir wissen es doch; und auch, daß er jedesmal, wenn er sie besuchte, unten, in der Nähe des Hauses, warten mußte, bis ihm das Mädchen ein Zeichen gab, daß der Alte fort sei. Denn mit dem kam er nie zusammen. Na, der Alte — aber das will ich Ihnen gleich erzählen . . . Also nachdem seine gute, alte Mutter — sie war schon fast blind und taub, und verstehen konnte sie ihn schon nicht mehr, nur daß sie ihn noch fühlen konnte, wenn er ihr die Hände küßte — als sie tot war, da war es nichts mehr mit ihm. Getrunken hat er ja immer viel, aber als er nun das bißchen Geld von der Erbschaft hatte — dem Alten mußte es ordentlich aus den Zähnen gerissen werden — da gab es kein Halten mehr — immer den schweren Rotwein, und nie weniger als zwei, drei Flaschen. Ja, der arme Herr Bergmann, oft kam er ja nicht mehr, und nun ist er tot . . ."

Der Wirt schwieg, etwas außer Atem.

„Fritz", rief er noch ins Hinterzimmer, „bringen Sie uns mal zwei Glas."

Schnell hatte nur halb gehört, was er erzählt hatte.

„Aber woher wissen Sie denn, daß er tot ist?" rief er, indem er sich aufrichtete.

„Nun, von dem Alten selbst. Gestern Abend kommt er herein, einen Zettel hat er in der Hand. Ich war allein, nur der Herr Lehrer Krüger war noch da. Er setzt sich an einen Tisch. Wir kümmern uns gar nicht um ihn. Da ruft er plötzlich ganz laut zu uns herüber: Nun ist der Lump ja endlich weg! — Wir wußten erst gar nicht, was er wollte und von wem er eigentlich sprach. Erst als ich ihn frage, wen er meine und er uns nur immer ansieht, mit seinen giftigen Blicken und so einem bösen Lächeln, da geht mir eine Ahnung auf und da platze ich denn auch schon los: Wenn Sie von Ihrem Sohn sprechen, Herr Bergmann, so ist das eine Gemeinheit, wie ich sie denn doch in meinem Leben noch nicht erlebt habe! — Als ich das sage, wird er unruhig, sieht sich um, als wenn er jemanden suche, der ihm zu Hilfe kommen möge und murmelt so etwas, daß er nun wohl gehen müsse. Jawohl, sage ich, auf Nimmerwiedersehen, und bitte recht bald! — und stehe auf. Da geht er denn auch und schmeißt die Thür hinter sich zu, daß es kracht."

Wieder machte der Erzählende eine kleine Pause. „Ich weiß ja, es war rüde von mir, den alten Mann so herauszuschmeißen, aber in dem Augenblick, nehmen Sie mir's nicht übel, in dem Augenblick konnte ich einfach nicht anders! Und ich glaube, wenn er heute wieder käme und sagte noch einmal so etwas, ich glaube, es käme wieder über mich und ich thäte — weiß Gott! — dasselbe wie gestern!"

Er sah vor sich hin, als ob er darüber nachdächte, ob er es wirklich thun würde, und wiederholte, mehr für sich, zur Bekräftigung, noch einmal:

„Dreißig Jahre bin ich jetzt Budiker, und habe noch nie einem Gast die Thür gewiesen, außer wenn er so betrunken war, daß er nicht mehr stehen konnte und Radau machte, aber den — den — morgen wieder. Habe ich nun nicht recht, lieber Herr, sagen Sie selbst!" — und er legte seine Hand auf Schnells Arm.

Dieser nickte nur und trocknete seine Thränen. Auch von dieser Erzählung waren nur einzelne Sätze an sein Ohr gedrungen. Was sollte das doch alles, jetzt, da er tot war! — Und doch that ihm diese Stimme wohl und die Hand auf seinem Arme.

Der Vater — der Alte — gewiß, gewiß, aber wozu doch um Gotteswillen jetzt diese langen Erzählungen! — Doch jetzt nicht! . . .

Er war tot! — Er war tot! — — Außer diesem Gedanken vermochte er noch nichts zu fassen und selbst diesen nicht . . . Mechanisch nur beantwortete er die vorsichtigen Fragen des Wortes, ohne zu wissen, welche Worte sein Mund zusammenfügte.

Timm aber wollte natürlich gerne wissen, wer dieser Fremde war, auf den die Nachricht einen solch erschütternden Eindruck machte und den er doch noch niemals bei sich gesehen. Und so fragte er weiter, ganz vorsichtig, in Pausen und langsam, erfuhr was er wollte, und fand das beste Stillungsmittel für Schnells Thränen, welche immer wieder kamen, so oft sie getrocknet wurden.

Das Bier war gebracht.

„Trinken Sie, lieber Herr, wenn er auch tot ist, davon wird er nun nicht wieder lebendig, daß wir hier sitzen und weinen." Schnell berührten diese Worte unangenehm, aber die Miene und Person des Sprechenden waren es ihm nicht. Nur widerwillig führte er das Glas zum Munde und trank.

Es war das erste, was er heute seit früher Morgenstunde zu sich nahm, und er empfand, nachdem er getrunken, plötzlich einen schneidenden Schmerz im Magen, so daß er das Glas aus der Hand stellen mußte.

„Herrgott", rief der Wirt, der die hastige Bewegung sah, „Sie haben gewiß den ganzen Tag noch nichts gegessen, was? —" und er sprang auf, um selbst zur Küche zu eilen, ohne eine Antwort abzuwarten.

Aber Schnell mochte nicht essen. Nur sein Bier trank er in kleinen und vorsichtigen Zügen. Die Schmerzen blieben aus und er nahm das Gespräch wieder auf. Bald hatte er dem Wirt alles erzählt, was er ihm erzählen konnte, und bald standen sie beide vor der Frage: „Was nun thun?" —

„Die Herren haben ja gestern abend von nichts anderem gesprochen, aber die meisten von ihnen haben keine Zeit den Tag über und ich selbst hätte mich ja gern auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen, damit wir alle doch nud endlich einmal wissen, was eigentlich passiert ist, aber meine Frau ist krank unn liegt im Bett und ich kann nicht fort, mit dem besten Willen nicht. Aber der Dr. Hertwig — ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen — der gestern Abend auch

da war, hat versprochen, er wollte sich heute umthun, so weit, als seine Zeit es ihm erlaubt, und wenn irgend jemand ihn findet, so ist es der. Heute abend werden sie alle wohl kommen, die Herren, wenn Sie da hier sein möchten, das wäre schon das Beste" —

Ja gewiß wollte Schnell hier sein. Aber bis dahin? —

Wenn er einmal zum Leichenschauhause ginge? — Es sei ja nicht weit.

Er holte noch einmal den Brief hervor, der ihn hierher gerufen, und den der Wirt eben schon einmal kopfschüttelnd gelesen.

Er reichte ihm denselben zum zweiten Male, und der Wirt studierte wieder die plumpen Schriftzüge.

Dann rief er plötzlich laut ins Hinterzimmer: „Fritz, kommen Sie doch einmal her? —"

Und als der Kellnerbursche vor ihm stand, fragte er weiter:

„Sagen Sie mal, Fritz, Sie kannten doch Herrn Bergmann?"

„Jawohl."

„Wissen Sie nicht, wann Herr Bergmann zum letzten Male hier war?" —

„Na, vor zwei, drei Monaten so etwa."

„Und war nicht ein Frauenzimmer bei ihm?"

„Jawohl, die Paula Lindermann."

Triumphierend sah Timm bei dieser Antwort auf seinen Gast, welcher gespannt zuhörte. Dann wandte er sich wieder zu dem Burschen:

„Fritz, kennen Sie die?"

„Nu gewiß kenne ich sie, wir sind doch zusammen aufgewachsen."

„Wer sind die Eltern? — Wo wohnen sie? — Glauben Sie, daß sie wissen wo ihre Tochter ist?" — Der Wirt sprudelte vor Eifer; der Bursche sagte schlau:

„Nee, das glaube ich nich, daß sie det wissen; aber ick weeß et," und er zog ein abgegriffenes Notizbuch umständlich aus der Tasche und fand ohne Mühe die Adresse, welche er mit Betonung so verlas: Paula Lindermann, bei Frau Kupzack, Witwe, Elsässerstraße 130—131, zwei Treppen, links.

Schnell schrieb bereits; der Wirt lachte.

„Ja, Fritz, woher wissen Sie das? — Sie hat es Ihnen wohl selbst gesagt?"

Der Bursche grinste wieder.

„Waren Sie denn schon bei ihr?"

Eine höchst charakteristische Geberde war die einzige Antwort. Sie besagte alles: ich werde mich wohl hüten.

Schnell und der Wirt saßen sich wieder gegenüber; der letztere rieb sich vergnügt die Hände.

„Ein Zufall, was? — Nun haben wir doch wenigstens eine bestimmte Adresse."

Sie sprachen nicht mehr lange zusammen. So gerne Schnell sitzen geblieben wäre — am liebsten wäre es ihm gewesen, er hätte so sitzen bleiben dürfen bis zum Abend —: die Pflicht mahnte ihn mit innerer Unruhe.

Er vergaß über ihr seinen Schmerz. Sein Gedanken waren wieder abgelenkt. Zur Morgue und zu dem Frauenzimmer.

Er ließ sich den Weg beschreiben, den er teilweise kannte. Er war doch nicht so fremd in Berlin, wie man meinte. Dann wollte er bezahlen, was der Wirt nicht leiden wollte.

„Sie haben ja nichts gegessen und getrunken."

Das hatte er nun allerdings nicht, aber bezahlen wollte er doch, und es wurde ihm beim zweiten Anlauf auch nicht verwehrt.

Fritz hatte wohl auf ein größeres Trinkgeld gerechnet; aber daran dachte der Lehrer nicht.

Zweimal wurde ihm die Hand geschüttelt.

„Auf heute Abend! — Auf heute Abend!" — Sie finden doch wieder her?" —

Ja, er würde schon wieder herfinden.

* * *

Er war auf der Straße.

Die Sonne schien noch immer, warm und freundlich, wie am Morgen.

Er ging, den Kopf gesenkt, an den Häusern entlang. Dann, an der Ecke, als er sah, daß keine Pferdebahn kam, weiter die Straße hinunter.

Wieder drängte jetzt der dumpfe Schmerz in ihm unablässig alle Gedankenzu rück. Jetzt, wo er aufgestanden war, wäre er am liebsten immer so fort gegangen, immer zu, bis an einem abgelegenen und einsamen Ort, wo er allein sein würde mit seinem Schmerze, sicher vor jeder Störung. Und er kämpfte und kämpfte mit diesem hilflosen Wunsche, und ging immer vorwärts, und dachte nicht daran, daß jede Viertelstunde kostbar war, und daß er hatte fahren wollen und daß ein Wagen nach dem anderen hinter ihm her und an ihm vorbei fuhr . . .

Seine Füße wühlten den Staub auf und er schwankte, so daß eine Frau ihm nachsah, die er anstieß, ohne es zu merken, verwundert, wie ein so solid aussehender Mensch zu so früher Stunde betrunken sein konnte.

Was er in halber Betäubung über die plötzliche Nachricht vorhin vernommen hatte: einzelne Sätze aus der Erzählung des Wirtes und der Tonfall seiner Stimme stiegen wieder in ihm auf. Aber sein Kopf war dumpf und er vermochte nichts auseinander zu halten.

Nur die Wirklichkeit: Er ist tot! — Er ist tot! — — — stand jetzt vor ihm. Und er begriff sie nicht. Er konnte es nicht begreifen, daß es so sein sollte.

Als er einmal aufsah — er war wohl zwanzig Minuten gegangen — sah er das Giebelfeld eines griechischen Tempels vor sich. Aber was ihn zu jeder anderen Zeit auf der Straße interessiert hätte, darüber glitt jetzt sein Blick verständnislos hin. Er fragte sich nicht, was das zu bedeuten habe, er fand es dumm; es störte ihn, denn er hatte jetzt nichts anderes zu suchen, als die Namen an den Straßenecken, um nach der Morgue zu gelangen.

Immer ging er weiter und es war der rechte Weg, den er instinktiv nahm. Er wußte es nicht.

Er versuchte sich den Gedanken klar zu machen, daß Karl nun wirklich tot sei und er konnte es nicht. Wie am Morgen, so glaubte er auch jetzt immer noch, dem Lebenden entgegen zu gehen, und doch war sein Gang ein anderer geworden: am Morgen hatte er sich gefreut, jetzt fürchtete er sich.

Er war ganz verstört, ganz willenlos, ganz fassungslos. Man sollte einen anderen mit diesen Geschäften betrauen, zu denen er ganz unfähig war; ihn aber sollte man in Frieden weinen lassen . . . . .

Er stolperte über eine Schiene und wäre fast gefallen. Das brachte ihn wieder zu sich und er fragte eine Frau, welche schon die Hand ausgestreckt hatte, ihm wieder aufzuhelfen, nach dem Wege. Er ging neben ihr her, ein gutes Stück weit.

Dafür mußte er ihr erzählen, was er dort wollte. Das that ihm wohl für eine kurze Zeit, ohne daß er es merkte. Ach ja, sagte sie, und begann nun selbst eine lange Geschichte — von der Schnell nichts verstand. Es schien sie nicht zu stören, sie erzählte wohl sich selbst. Er aber kam weiter auf diese Weise. Der Weg kam ihm unendlich weit vor.

Endlich war er an der Morgue. Er kannte das Gebäude nicht. Er wunderte sich über sein helles, so wenig düsteres Aussehen.

Er betrat das Bureau. Nur ein einziger Beamter war anwesend, der ihn eine kurze Weile warten ließ, mit seinen Büchern beschäftigt.

Die Stimme des Fragenden zitterte vor Erregung; nur mit großer Mühe vermochte er zu sprechen: „Ich wollte mich erkundigen, man hat mir gesagt — ist hier vielleicht die Leiche eines gewissen Karl Bergmann gefunden worden?"

Der Beamte griff nach einem Zettel, einer Liste, die am Pult hing.

„Gefundene Leichen werden hier abgeliefert", sagte er verbessernd. „Wann soll es gewesen sein?" — Aber er wartete keine Antwort ab, sein Auge hatte den Namen bereits gefunden, er hing den Zettel an seinen Platz zurück.

„An den Magistrat abgegeben," sagte er lauter und geschäftsmäßig und kehrte an sein Pult zurück.

Schnell fühlte, wie sich ihm alles unter den Händen entzog. Aengstlich und hastig bat er:

„Sie wissen, wo die Leiche ist —"

„Ja, wie sollen wir das wissen, wir sind hier Polizei", kam es kurz und unfreundlich zur Antwort.

„Aber können Sie mir nicht wenigstens sagen, wo ich erfahren kann — ich bin schon so viel herumgelaufen —"

Die unruhige Angst seiner Stimme machte doch einigen Eindruck.

„Gehen Sie mal nach der Friedenstraße 84, dort ist der Sammelpunkt der Leichen — "

Der Beamte sprach, dem Anderen den Rücken zukehrend, über die Schulter hinweg.

Schnell stand hilflos da.

„Friedenstraße 84", sagte der Beamte noch einmal und sah nach der Uhr. „Aber heute kommen sie nicht mehr hin."

Damit war die Sache aber für ihn erledigt.

Der Lehrer ging still hinaus.

Er wußte nicht, war er denselben Weg eben gekommen, aber er war in dem öffentlichen Raum, wo die Leichen ausgestellt lagen: zu seiner Linken sah er die hohen Glaswände und dahinter die schwarzen, eisernen, leeren Gestelle. Nur in der Mitte des Ganges, dort wo der Eingang war und einige Menschen standen, lag hinter dem Glase etwas Schwarzes, Aufgedunsenes, Schreckliches, mit Kleidern bedeckt, unförmlich und gräßlich. —

Das sollte ein Mensch sein?

„Eine Wasserleiche", hörte er flüstern. Er sah nicht hin, sein Blick hatte das Ganze nur gestreift.

Vor der Thür saß ein Mann mit dienstlicher Mütze.

„Wo ist denn die Friedenstraße?" — fragte ihn Schnell.

„Ach, Sie wollen nach der Sammelstelle, ja, das wird für heute wohl zu weit sein, mein Herr," erhielt er auch hier zur Antwort, aber freundlicher, so daß er Mut bekam.

„Sagen Sie mir doch, wie kommen denn die Leichen dorthin?"

„Nun, das ist doch die Sammelstelle —"

Schnell verstand es wirklich noch nicht und machte sein hilfloses Gesicht.

„Wie lange ist es denn her, daß er gefunden ist?" —

„Aber ich weiß es ja nicht, das ist es ja grade" —

„Nun, dann gehen Sie nur morgen hin, dort erfahren Sie, ob er schon beerdigt ist. Es ist ein ganzes Ende, und ob Sie heute abend oder morgen früh hingehen, das bleibt sich auch gleich."

Damit stand der Wärter auf.

„Schluß!" rief er, indem er nach der Uhr sah und trieb die paar Leute, welche noch immer wie gebannt vor dem Fenster standen, hinaus.

Schnell ging auch, über den Gartenraum und auf den Ausgang zu. Dort stand noch eine Schar halbwüchsiger Kinder, in der scheuen Neugier des Grauens, die sie von ihren Spielen gezogen hatte, auf den Zehenspitzen und dicht aneinander gedrängt.

Noch immer war es hell. Die Sonne, zart und duftig, schien noch, bereits im Untergehen, als könne sie sich nicht trennen von dem Tage, welchen sie selbst in Schönheit und zur Freude geschaffen.

Hinter den Hinaustretenden schloß sich die Pforte und die Kinder umstanden nun den Lehrer. Denn blaß und müde lehnte dieser am Gitter. Eine große Mutlosigkeit und Unentschlossenheit lastete auf ihm. Was sollte er jetzt beginnen? — Am liebsten wäre er umgedreht und hätte sich bei dem Wirt in eine Ecke gesetzt. Aber was hätte er sagen sollen? —

Wenn nur eine Bank in der Nähe gewesen wäre! Aber er sah keine und so blieb er stehen. Die Thränen traten ihm wieder in die Augen: wie traurig, wie traurig war doch das Alles! Da lief er seit dem Morgen in der großen Stadt herum, ohne das geringste zu erreichen! Was waren denn das für Menschen, die ihm nicht ansahen, wie ihm ums Herz war und ihn überall, wo er anklopfte, wieder gehen ließen, ohne Hilfe, ohne Antwort und ohne Trost!

Da er merkte, wie die Kinder ihn anstarrten, ging er weiter.

Er zog sein Taschentuch hervor, um die Thränen zu trocknen und dabei fiel ihm der Zettel in die Hand mit der Adresse, welche ihm der Kellner gegeben hatte.

Wenn er Paula Lindermann noch aufsuchte? — In die Friedenstraße kam er doch so wie so heute nicht mehr und dieser Gang mußte gemacht werden, wenn heute nicht, so doch morgen. Und außerdem — war die Elsässerstraße nicht ganz nahe? —

Er ging etwas schneller. Am Oranienburger Thor mußte er sich erst orientieren. Er mußte fragen, um es glauben zu können, daß das die Elsässerstraße war, die vor ihm lag. Früher hatte da, wo sich jetzt ein Haus an das andere reihte, eine lange Mauer sich hingezogen, hinter welcher die Dächer der Borsigschen Fabrik und die hohen Schlote emporgeragt hatten . . . Wie hatte sich das Alles verändert! Er war doch ein Fremder geworden. Was wollte er sich darüber täuschen? —

Er stolperte mehr voran, als er ging. Diese weiche, warme Luft war es, die ihn so müde machte und so jämmerlich mutlos.

* * *

In dieser niedergedrückten Stimmung erreichte er das Haus und stieg er die Treppen hinan. Als er geklingelt hatte und wartete, dachte er daran, wie oft er heute so schon wartend gestanden hatte, vor fremden und verschlossenen Thüren .... Vor langen Jahren war er auch so herumgelaufen, von Thür zu Thür, von einer Stadtgegend in die andere, um ein paar elend bezahlte Stunden mehr zu finden.

Sein Herz klopfte. Er hatte Angst vor diesem Besuch, den er doch machen mußte, und nur den einen Wunsch, er möge schon vorbei sein.

Er nahm den Hut und trocknete sich mit der Hand die Stirn. — Es schien, als dauere es unerträglich lange, bis die Thür sich öffnete.

Endlich. Ein altes und fettes Weib erschien in der Oeffnung.

„Ich möchte Fräulein Paula Lindermann sprechen? — Ist sie wohl zu Hause“, fragte Schnell.

Das Weib musterte ihn von oben bis unten, mit einem scharfen, unangenehmen, geübten Blick: von den breiten Schuhen an aufwärts, den aus der Hand des Dorfschneiders in A. hervorgegangenen schwarzen Sonntagsrock, den bestaubten Hut, die ganze einfache unmoderne Anständigkeit, erst mit Neugier, dann mit Mißtrauen und halber Verachtung, sagte kurz „Nein!“ und schlug die Thür zu.

Das hatte er nicht vorausgesehen. Er stand und überlegte, was er thun solle. Denn um den Brief war es ihm zu thun ...

Er setzte den Hut wieder auf. Er hätte sich gern auf einer der Treppenstufen niedergelassen und gewartet, bis Jemand kommen würde. Aber das ging doch nicht, er sah es ein.

Noch hatte er sich nicht zum Gehen gewandt, als sich die Thür wieder aufthat.

„Was wollen sie denn von Fräulein Paula?“ — Es war dasselbe Weib.

Schnell nahm den Hut wieder ab.

„Ich komme in Sachen meines Freundes, des Herrn Karl Bergmann —“

„Einen Augenblick —“

Die Thür blieb halboffen stehen. Hinter ihr hervor drangen verschiedene Stimmen in schnellem Wechsel; die eine war die dieses Weibes, die andere die eines Mannes, und als dritte mischte sich eine zweite Frauenstimme ein. Die eine klang beschwichtigend, die zweite ärgerlich, die dritte wie in Zorn und Erregung. Die letzteren dauerten noch fort, als das Weib zurückkehrte.

„Wollen Sie gefälligst nähertreten —“

Der Korridor war vollständig dunkel. Nur aus dem Hintergrunde drang durch eine offene Thür ein Lichtschimmer und Schnell bemerkte, daß sich Jemand — es war ein Mann — eng an die Wand drängte, um ihn vorbei zu lassen, als er vorwärts ging. Er wich selbst ängstlich, sich weiter tappend, aus.

Das Weib zog sich nur langsam und offenbar widerwillig zurück.

Es herrschte Dämmerung in dem Zimmer, in welchem er stand. Eine merkwürdig betäubende Atmosphäre drang ihm entgegen: es war, als wenn die Fenster dieses Raumes nie geöffnet und die Dünste nächtlicher Gelage mit

einer Verschwendung seltsamer Parfüms ausgelüftet würden. Es war die stets warme Luft der Separatzimmer gewisser Restaurants.

Die Dimensionen des baldachinüberdeckten Bettes ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, welchen Zwecken hier gedient wurde; alle anderen Möbel erschienen dieser breiten, üppigen Lagerstätte gegenüber wie Spielzeug. — Von der einen Wand herunter schimmerte das weiße Fleisch einer Venus oder einer Leda — irgend eine Kopie ins Gemeine.

Zum ersten Mal in seinem Leben stand der Volksschullehrer in einem solchen Zimmer und zum ersten Mal einer Cocotte gegenüber. Es war ein dickes Mädchen und sie trug einen rotseidenen Schlafrock, den sie mit beiden Händen über die uneingezwängten Brüste zusammenzog, denn sie war nicht minder verlegen wie ihr Besucher, und alles, was sie in diesem unverhofften Augenblick zu denken vermochte, war darauf gerichtet, sich bei ihm zu entschuldigen, so gut es ging.

Schnell starrte nämlich, um sie nicht ansehen zu müssen, unverwandt auf den Tisch, und zwar unverwandt auf ein mit Brillantknöpfen besetztes Männer-Vorhemd, dessen weiße Bänder an der Tischdecke bis auf den Boden niederhingen. Hätte sie gewußt, daß er gar nicht erkannte, was er sah! Aber sie dachte nicht anders, als seine Gedanken seien damit beschäftigt, zu ergründen, wie dieses Kleidungsstück wohl hierher gekommen sei.

So brach sie, während sie ihn etwas von Brief — Bergmann — Hierher-gekommensein murmeln hörte, in ein krampfhaftes Schluchzen aus, welches Schnell für Weinen hielt und ließ sich in einen Stuhl fallen.

„Ach, wegen Karl kommen Sie ... ja so ist es, ich will es Ihnen gleich sagen: vor zehn Tagen oder auch neun, als er das letzte Mal bei mir war, da war er so sonderbar, gar nicht wie sonst, und konnte gar nicht genug kriegen an mir, bis er sich dann endlich Papier und Tinte geben ließ und den Brief schrieb. Er ist doch an Sie? — Ja, ich will ihn Ihnen auch gleich geben, warten Sie nur noch einen Augenblick. Und als er dann von mir wegging, war mir gleich so angst, und ich dachte mir gleich, er würde so bald nicht mehr wiederkommen; und dann sagte mir Frau Kupzack, das ist meine Wirtin, ich solle doch nur man ruhig an Sie schreiben, denn Sie müßten doch wohl ein guter Freund von ihm gewesen sein ...“

Sie machte eine Pause. Dann wagte sie aufzusehen und — jetzt erst — fragte sie:

„Und wo ist er denn nun hin?“

„Er ist tot“, sagte Schnell leise. Schon während ihrer letzten Worte fühlte er, wie neue Thränen in ihm aufgestiegen waren, und nun wandte er sich ab, sie zu verbergen.

Sie schwiegen beide. Nun weinte sie wirklich, so echt, daß sie nicht sprechen konnte. Der Schlafrock war auf der Brust und an den Knieen auseinander gegangen und nur mit dem kurzen Hemd, welches das Korsett umschloß, und in den langen, schwarzen Seidenstrümpfen der Cocotte saß sie da. Aber Schnell sah es nicht einmal.

Ihm verlangte nach dem Briefe, um dessentwillen er gekommen, und er bat um ihn.

„Ach ja, der Brief“, sagte sie, und stand auf. Sie wühlte auf dem Seiten-Tische herum, wo Nippes, Toilettesachen, Visiten- und Gratulationskarten, ver-

welkte Bouquets in buntem Durcheinander mit Billet-doux, Geschmeide, einer Hutfeder und Kaffeegeschirr lagen. Sie wühlte lange dort herum.

Einmal sagte sie, noch immer weinend:

„Ach, er ist tot —“

Und dann:

„Der dumme Brief! — Wenn man mir nur nicht mit so was kommen wollte, alles Schriftliche verliere ich immer —“

Endlich fand sie ihn. Er war etwas zerknittert, und das Couvert mit einem Flecken beschmutzt. Aber er war uneröffnet.

Schnell war aufgestanden. Wenn sie den Brief verloren hätte, diese schreckliche Person — —

Er setzte sich nicht wieder, als er ihn in der Hand hielt.

Fragte sie denn wirklich nichts mehr? — Nicht nach seinem Sterben? — Nicht nach seinem Tode? —

Wieder fiel sein Auge auf das Männervorhemd, und in ihr, welche dies für bewußte Absicht, für einen stillen Vorwurf und eine stumme Frage hielt, stieg der Trotz empor, und sie sagte, ganz unverständlich für ihn weshalb:

„Für so schlecht brauchen Sie mich nun nicht zu halten, als Sie vielleicht denken. Aber wenn einer weggeht und nicht wiederkommt, und wo ich mir doch gedacht habe, daß er tot ist, da kann man ja doch nicht anders, zumal wenn man keinen Schein hat und ich habe doch keinen, und aus der Angst gar nicht mehr herauskommt, denn das Zimmer will doch auch bezahlt werden, sonst schmeißt mich Frau Kupzack heraus, und hinterlassen hat er mir wohl auch nichts?“ —

Das letzte hatte sie fragend gesprochen, vorsichtig fragend, mit der in ihrer Unbewußtheit so raffinierten Schlauheit des Weibes.

Schnell fühlte, wie das Blut ihm zu Kopfe stieg. Er war in einer unsäglichen Verlegenheit, ihm bangte vor dem, was sie noch alles sagen mochte, und nun, da er seinen Brief in der Tasche fühlte, fühlte er nur den einen Wunsch noch: fort zu sein aus diesem Zimmer, dessen faulige Luft ihn bedrückte und von dieser Frau, deren Nähe in demütigte bis aufs Aeußerste.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht“, stammelte er in seiner Verlegenheit. „Ich weiß ja nicht einmal, wo sie ihn begraben haben —“

Er wich mehr zurück, als er ging.

Einen solchen Besuch hatte sie noch nicht gehabt. Mit dem war ja gar nichts anzufangen. Und was brauchte er so zu thun? — Sie hatte Karl gern gehabt, länger wie irgend Jemanden in den letzten Jahren, und wenn er auch gut gegen sie gewesen war, wie ein Kind, so war er doch auch verrückt gewesen und hatte sie gequält mit seinen Launen und seinen Einfällen, die oft wirklich nicht mehr schön waren.

Sie raffte den Schlafrock fest zusammen. Sie hatte auch ihren Stolz, das brauchte dieser Fremde nicht zu denken. Und wie komisch er aussah: wie bestaubt und ängstlich und was er für plumpe Stiefel und für einen eckigen Rock anhatte! Der war sicher bei einem Schneider in dem Dorf da oben in Pommern gewachsen, dessen Namen sie neulich buchstabierend abgeschrieben hatte...

Er fühlte, wie sie ihn musterte, sicherer und sicherer, und daß er etwas sagen mußte.

So standen sie sich denn jetzt gegenüber.

Sie vor ihm:

Das üppige, dumme, in allen seinen Trieben stets völlig befriedigte Weib, rotwangig auch ohne Schminke, vollbusig auch ohne Korsett, sicherer und sicherer mit jeder Minute ....

Er vor ihr:

Der schmalschultrige, mühsame, kleine Lehrer, der stets damit zu kämpfen gehabt hatte, daß er leben konnte, blaß, grau von Staub und Hunger, gedemütigt und empört zugleich, aber doch mit jeder Sekunde mehr und mehr bedrückt von dieser Situation, welcher er unter allen am wenigsten gewachsen war ....

Er fühlte, daß er etwas sagen mußte. So sagte er leise:

„Ich kann Ihnen ja Nachricht schicken, wenn ich selbst etwas Näheres erfahren habe —, ich bin heute schon so viel herum gelaufen um etwas zu erfahren" —

Das rührte sie nun wirklich, denn bösartig war sie nicht.

„Ja, wenn Sie so gut sein wollten, und sich noch einmal hierher bemühen", antwortete sie.

Er machte eine linkische Verbeugung und ging zurück.

Sie folgte ihm.

„Ich muß Ihnen die Thür offen machen, sonst finden sie nicht hinaus, es ist so dunkel draußen", sagte sie.

Das starke Parfüm ihrer Haare drang zu ihm, wie sie ihn streifte und er ihr nachging.

Das Weib von vorhin erschien auf dem Flur.

Beide Frauen blieben in der Thür stehen und sahen ihn musternd noch einmal in der Dämmerung des Treppenhauses an; sie waren beide ganz noch nicht aus ihm klug geworden.

„Sie kommen gewiß noch einmal — ach, ich hätte ja so gern von Karl gesprochen — nein, denken Sie nur, Frau Kupzack, er ist wirklich tot" —

Und sie fing wieder an zu weinen.

Der junge Lehrer beeilte sich fortzukommen. Das geschah mit neuen Verbeugungen.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Kunst in Paris.

Von
Walter Leistikow.

Auf den Boulevards drängt und stößt sich die Menge. Es wogt das Leben auf und nieder. Eine sprühende, lebendige Fröhlichkeit steigt auf aus diesen gewaltigen, schiebenden, stoßenden, vorwärts drängenden Menschenmassen. Paris duftet von Frohsinn. Dieser fröhliche Duft ringsum, allüberall, er schmückt Paris, daß es lächelt wie ein junges Mädchen, seiner Schönheit bewußt, kokett, zierlich, verführerisch. Stolzer als sonst blickt Paris in diesen Tagen des alles verjüngenden, alles verschönenden Mai auf den Strom der Fremden, die in seinen Mauern Heilung suchen von den grauen, nebligen Winden des Nordens oder den feuchten, heißen der jenseitigen Lande. Stolzer als sonst sagt es zu jedem Einzelnen, ihn abseits nehmend und eifrig ins Gewissen redend: Sieh' mich an, bin ich nicht schön? Bin ich nicht die Herrlichste unter den andern? Bin ich nicht der ganzen Welt voraus, weit voraus? Schau hier hin, schau dort hin, meine Banner wehen allen kämpfenden Scharen, hier Kunst, hier Wissenschaft. Und man wartet auf meine Signale. — — Die Kunst in Paris ist die erste der Welt! —

So war es vor wenig Jahren noch. Und heute? Ein anderes Geschlecht wächst heran, neue Ziele, neue Ideale mit ihm. Allüberall spürt man, fühlt man ein mächtiges Werden, ein Wachsen, ein Ringen. Es ist nicht mehr wahr, was früher galt, die Kunst holt sich heute nicht mehr aus Paris die Keime der Befruchtung.

Es ist dies so augenscheinlich heute, daß man absichtlich und künstlich die Augen vor dieser Wahrheit verschließen, den Kopf fortdrehen muß, um nicht sehen zu wollen.

Auf allen Gebieten dasselbe. In der Musik feiert die deutsche Kunst, die Kunst Wagners ihre entschiedensten und schönsten Triumphe. Lange hat sie kämpfen müssen um ein wenig Gnade und Milde vor Pariser Ohren. Aber das Starke kann warten. Und das Gute ist darum nicht weniger gut, weil es nicht gleich mit offenen Armen empfangen. Langsam hat sich diese neue Musik den Boden bereitet, langsam ist der Samen in die Höhe geschossen und wuchs. Er breitete sich aus; heute trägt er tausendfältige Frucht. Das Starke, Gesunde in Wagners Natur siegte endlich über seine Feinde. Seine Widersacher selbst hat er sich nun zu Ruhmesstufen gewandelt.

Mit das meiste Interesse erwecken in dieser Zeit natürlich die beiden Salons. Helferich hat im vorigen Hefte der „Freien Bühne" das Wesentlichste hierüber berichtet, so daß nur wenig zu sagen bleibt. Durch diese Ausstellungen geht ein müder Zug, insbesondere ist dies im alten Salon zu beobachten. Und dabei vergesse man nicht, daß dieser alte Salon die eigentlich nationale Kunst Frankreichs repräsentiert. Es ist eine durchaus französische Ausstellung. Das Ausland ist mit wenigen und auch nicht hervorragenden Ausnahmen gar nicht vertreten.

Eine solche Häufung von Schwächlichem und Mattem, Weichlichem und Süßlichem, ein solches Nebeneinander von glattem Mittelmäßigen und ödem Veralteten, Verlebten, schon tausendmal Dagewesenem und tausendmal besser Dagewesenem, daß man an die guten großen Berliner Kunstausstellungen erinnert wird. Nur daß unsere „großen Ausstellungen" wenigstens den Vorzug haben, klein zu sein gegen diese Massen zusammengehängter Malleinwand in Paris.

Wie ich höre, will man hier in Berlin von strebsamer Seite den Antrag im Künstlerverein stellen, das künftig hin jedes Mitglied des Vereins juryfrei sein soll bei den jährlichen großen Ausstellungen. Recht so, Freunde! Es ist selbstverständlich, daß jedes Mitglied des Vereins „Künstler" ist, daher ja der Name! Einem Künstler darf nicht zugemutet werden, daß ein anderer „Künstler" über ihn zu Gericht sitze. Und dann, wenn schon mal die Sache verfahren werden soll, dann auch gleich ordentlich. In der That, ich selbst werde für diesen Antrag stimmen. Es ist nicht möglich, besser und schlagender zu beweisen, daß unser Ausstellungswesen von Grund auf umgewälzt werden müsse.

Was kann, was muß die Folge dieser Maßregel sein? Die Ausstellung wird größer, daran ist gar nicht zu zweifeln. Sie wird noch schwerfälliger, ungeschickter als bisher. Das wenige wirklich Gute wird noch mehr bedrückt, in den Hintergrund geschoben. Denn die Masse des Mittelmäßigen, kaum Durchschnittlichen wächst allein.

Ich glaube nun mal nicht an die großen künstlerischen Leistungen, die durch unser heutiges Jurywesen verdrängt werden, ich glaube nicht an die jungen bedeutenden Talente, die elend zu Grunde gehen, weil eine ängstliche, ältliche, kurzsichtige Jury sie an ihrer Entfaltung hinderte. Nein, ich glaube nicht an all dies furchtbare Unglück und Unrecht, das der Jury in die Schuhe geschoben wird. Man sehe doch nur einmal den ganzen Wust der abgewiesenen Sachen an! Obgleich ich nicht sehr religiös bin, kann ich es doch nicht unterlassen, bei solchen Gelegenheiten ein kurzes Dankgebet dem Himmel zu senden, denn ich kenne keine größere Qual, als schlechte Bilder in protzigen Rahmen auf Ausstellungen ansehen zu müssen.

Mir hat jede Jury nur einen Fehler, einen großen Fehler, den ich ihr nicht gut verzeihen kann. Jede ist mir viel zu milde. Nur das Gute hat ein Recht auf Leben. Unbarmherzigkeit heißt hier die größere Milde. Was will es sagen, wenn wirklich der eine oder der andere durch solch' schroffes Vorgehen leidet, wenn er zu büßen hat den schönen Wahn von Künstlerruhm und Ruhmesspenden. Die Allgemeinheit muß dadurch gewinnen. Ohne Opfer ist nichts zu erreichen. Wie sollen wir das Volk erziehen helfen zu größerer Genußfähigkeit, zu feinerem Empfinden, wenn auf demselben Tische Gutes und Schlechtes ihm aufgetischt wird und das Schlechte weit mehr und aufdringlicher als das Gute? Wie soll denn das Volk unterscheiden lernen, wenn die Lehrer selber so wahllos?

Die paar Fehler und Ungerechtigkeiten, die jährlich vorkommen, will ich deshalb schon gerne mit in den Kauf nehmen, zumal sich diese Sachen bei näherem Zusehen stets als übertrieben herausstellen. Ich habe mir die Ausstellung der Zurückgewiesenen angesehen. Nun was ist es denn, was so zum Himmel schrie, wie einige Leute uns glauben machen? Das meiste ist mittelmäßig, höchst mittelmäßig. Mir thut es leid, daß Munch abgewiesen wurde. Aber ist Munch deshalb tot oder still gemacht? Sollte ihm wirklich diese Zurückweisung so viel schaden können? Ich glaube nicht daran. Er erfreut sich einer ganz frohen Gesundheit und wird, davon bin ich überzeugt, noch viel Gutes uns schaffen zum Wohle der Kunst und zum Aerger der Philister.

Der Fehler, der bekämpft werden muß, liegt also nicht in dem Wesen der Jury: alles, was diese verschulden kann, ist untergeordneter Art, sondern in dem Wesen der „großen Ausstellungen" überhaupt.

Diese großen Ausstellungen haben sich überlebt, damit ist nicht weiter zu kommen. Sie sind zu einer Marter geworden denen, die Genuß und Belehrung von der Kunst fordern. Das Gute, Wertvolle ist unter all der Mittelmäßigkeit kaum zu entdecken, auf alle Fälle leidet es darunter. Es hat etwas Entweihendes für jede ernste Kunst Gutes und Böses so kritiklos untereinander zu sehen.

Das Heil liegt in kleinen intimen Arrangements, gemäß dem Charakter der modernen Kunstbestrebungen, dem intimen sich hineinleben, sich hineinfühlen in das Wesen der Natur. All diese kleinen Züge, die uns heute so wertvoll scheinen, all dies Betonen der persönlichsten Empfindungen und Stimmungen, wie soll dies zur

Geltung und Wirkung kommen in der großen, öden, stimmungslosen Wirrnis der modernen Ausstellungen.

Kleine Räume. Wenig Bilder, aber auserlesen mit Strenge, ja Härte; derartige Ausstellungen werden trotz ihrer Kleinheit oder gerade durch ihre Kleinheit sehr viel größeres wirken, sie werden uns auf einen richtigern Weg bringen. Ansätze giebt es ja schon, in Paris vor allem, aber auch bei uns in Berlin. Hier muß weiter gearbeitet werden.

An diesem Fehler des viel zu vielem leiden auch die Pariser Ausstellungen, besonders der alte Salon.

Diese Schwäche ist so groß, so ausgebreitet, daß man erlöst aufatmet draußen im Freien.

Die Seine blitzt und blinkt in der Sonne. Von Brücke zu Brücke wälzt der herrliche Strom seine Fluten, in weicher, lauer Luft schwimmen die Ufer, blau, rosa, violett, alle Farben der Sonne, alle Tinten des Regenbogens.

Auf den Wassern jagen die kleinen Dampfer dem Marsfelde zu. Und es liegt wie ein wenig Abglanz von dieser Sonne, von dieser Freudigkeit draußen, von dieser Schönheit, die Paris so unvergleichlich schmückt, in den langen Bildersälen des Salon auf dem Marsfelde.

Sonne und Farbe und Fröhlichkeit, hier finden wir Euch wieder, hier giebt es Leben.

All das Verstorbene, Verlebte, Verblühte, Verspätete des alten Salon, all das Verblasene, Verweichlichte, Verzärtelte, was dort die Säle verödet, hat hier auf dem Champ de Mars einem Gesünderen, Frischeren, Fröhlicheren Platz gemacht. Hier kann man atmen. Nur eins bedaure ich, daß diese so sehr viel kleinere Ausstellung nicht noch gut um die Hälfte kleiner ist. Was hätte man da erreichen können. Es sind immer noch viel zu viel mäßige und schlechte Sachen darin. Und gerne würfe ich auch eine handvoll von den großen guten Namen auf den Kehrichthaufen. Den lieben berühmten Carolus Duran zu allererst. Da funkelt eine ganze große Wand von diesen so urlangweiligen, so ohne jedes Wollen gemalten Porträts in blitzender Seide und schimmerndem Samt, am liebsten alles beides zugleich und in alle Regenbogenfarben getaucht und möglichst roh und geschmacklos! Armer Carolus Duran, auch du warst ein Künstler! Aber heute ist er ein Fürst geworden von Gottes Gnaden, in einem köstlichen, märchenhaften Schlosse sitzt er, von allen Seiten nahen die Frauen, schöne und häßliche, aber alle mit Diamanten und Perlen, und glücklich ist jede, wenn Carolus geruht, Diamanten zu nehmen und im Austausch dafür ein geschätztes Porträt auf die Leinwand zu werfen.

Möchte auch Courtois hinausfliegen und der große Roll mit seinem großen Staatsbilde und einige Dutzende mit ihnen. Ich liebe die frische, freie Luft, stickicht und eng finde ich's hier, diese Bilder wirken beklemmend.

Aber frische, fröhliche Luft giebt's auf Harrisons Bildern. Poesie, Stimmung, Schönheit des Tons und ureigne Kraft. Er ist der ersten einer. Diese köstliche Frische und Gesundung hat auch der Finne Edelfeldt, wie wundervoll ist das kleine Schneebild aus seiner nordischen Heimat, wie leuchtet und blitzt da die Sonne hinten über dem Meere, über dem zerklüfteten Inselgestade. Thanlow's Seineschilderungen zeugen von trefflichster, eigenster Beobachtung. Uhde wirkt ganz ausgezeichnet frisch. Liebermann, Skarbina, Dora Hitz, Ludwig von Hofmann, die Berliner Kunst ist nicht die schlechteste auf dem Marsfelde. Emile Claus, der große Belgier, frappiert wie immer durch seine vortrefflichen Landschaften, die Luft und Leben atmen.

Wie könnte man heute über moderne Kunst schreiben, ohne in erster Linie an Whistler zu denken? Helferich hat in seinem vorhin aufgeführten Aufsatze genugsam darüber gesprochen.

Whistlers Geist schwebt über den Wassern. Große und kleine liegen ihm zu Füßen, ihm zum Tribut die eigene Persönlichkeit opfernd.

Der Spanier Gandara feiert heute große Triumphe, aber wo wäre Gandara

ohne Whistler? Von bestrickendem Reiz und vornehmster Ruhe sind freilich diese Porträts, diese Tonschöpfungen weichster, einfachster Harmonie. Aber Whistler malt bei all diesen eminenten Vorzügen auch noch Menschen, Persönlichkeiten, man kann nicht anders, man muß an das köstliche Porträt seiner Mutter im Luxembourg denken. Und so sehr ich auch die Vorzüge der Gandaras anerkenne und von Herzen gern zugebe, daß sie von einem ganz ungewöhnlich Begabten geschaffen, etwas fehlt mir an diesen Bildern, über das ich nicht hinwegkomme, das ich nicht vermissen mag. Gandara ist keine ureigne Kraft, und ich fürchte, auch er wird später spurlos verschwinden im Strudel des Lebensmeeres, Wogen der Brandung werfen dereinst gar viele bleiche Gebeine an vergessenes Gestade.

Kein Wunder, daß französische Zeitungen in diesem Ueberhandnehmen des Ausländischen eine große Gefahr sehen für die geliebte französische Kunst, zumal sich kaum jemand der Einsicht verschließen kann, daß diese Fremden, die fast alle hier in Paris gelernt, hier fliegen gelernt, daß diese Fremden es sind, die den Reiz und die Stärke des Salons Champ de Mars ausmachen. Alle urwüchsige Kraft kommt vom Norden oder aus Amerika, alle wirklich weiterfühlenden, weitersuchenden, neues schaffenden Ansätze hat das Ausland gebracht. Frankreich selbst scheint matt und erschlafft. Nun ist es freilich richtig, daß diesmal der größten einige fehlen wie Monnet und Besnard, doch würde auch das kaum den Eindruck verschieben. Carrière ist mit einer Reihe seiner trefflichen aber doch zu manirierten Bilder vertreten. Binet und La Touche leisten ganz ausgezeichnetes, Rafaelli ist sehr gut, Picard interessiert. Aber Dagnann-Bouveret ist ein sonderbarer Heiliger geworden. Er versucht es immer mehr mit der Innerlichkeit, darüber wird sie ihm unversehens zur Aeußerlichkeit, es wäre zu wünschen, daß er wieder etwas naiver arbeitet, mag er doch das Beten den Pfaffen lassen, die es von Jugend an gelernt und sich wohl dabei fühlen. Der liebste ist mir persönlich Aman Jean, ihn finde ich ausgezeichnet. Voll tiefster Poesie und erfindungsreich, weiß er den Kindern seiner Muse soviel von einem Märchen- und Waldeszauber einzuhauchen, daß sie duften wie seltene blaue Blumen, leuchten und locken wie flimmernde Sterne beim weichen Glanze des Mondes. Und in allem, was er malt ist er selber, in seinen Porträts, in seinen so eigenartigen Kompositionen.

Ein frischer Wind weht heute über das Reich der Kunst, tausendfältig arbeiten Geister, regen Hände sich emsig zum Werk. Alles drängt zur Entfaltung, zur Entwicklung des rein Persönlichen, zum Individualismus. Dies ist heute das einzige Gesetz, das dem Kunstjünger leuchtet in goldigen Lettern: „Lebe dich selbst." Damit ist eine Freude am Leben gekommen, und da das Leben bunt und vielgestaltig schimmert in tausend Farben, so zog die Farbe und die Farbenfreudigkeit ein in die Kunst. Diese Farbenfreudigkeit spürt man überall in der Malerei, der Plastik, im Kunstgewerbe.

Warum sollten wir uns der Farbe nicht freuen? Freuen wir uns doch des Lebens und der Sonne. Einen kleinen Schritt sind wir heute weiter gekommen als vor zwanzig Jahren. Ein wenig freier ist die Aussicht geworden. Viel Schönes sehen wir, viel Schönes ahnen wir dort hinten im Horizonte. Unser Mühen lohnt sich. Immer mehr kommt zum Vorschein, neue Türme, neue Kuppeln, neue Schlösser. Neue Wälder und Wiesen, neue Flüsse und Meere, neue Welten, neue Himmel. —

Heut sind wir auf einem guten Wege. Manch kleinliche Schranke ist gefallen, manch Dogma, manche Kunstsatzung ist bei Seite geworfen — daran habe ich immer eine ganz besondere Freude — wir sind freier und weitherziger geworden. Was durfte man vor wenig Jahren noch alles nicht machen! Die Grenzen wurden von dem neu entdeckten, unerbittlichen Naturalismus gezogen, schroffer und starrer als je vorher von einer der früheren Kunstformen. Da gab es kein neben dem Wege, kein seitwärts, kein Abspringen.

Aber heute hören wir die merkwürdigsten Vögel flöten im Walde, jeder singt seine Melodie, niemand scheinbar den Nächsten beachtend. Und trotz allem,

trotz Regellosigkeit und Willkür kommt ein eigenes Tonstück zusammen. Wir lauschen den Tönen, sie wiegen sich leise in unser Gedächtnis ein und im Traume noch hören wir ferne märchenhafte Melodien — — wir ahnen eine neue Musik — die Musik der Zukunft.

Darum hat Zola wohl nicht ganz recht, als er seine Befürchtungen neulich aussprach in der bekannten Rede an die Jugend. Er sah sein geliebtes Plein-air, diese despotische Forderung der Kunst seiner eigenen Jugend, schwinden in einem „mystischen Nebel", er sah aber nicht, daß die Sonne wieder durchbricht und glänzender scheint und fröhlicher und farbenfreudiger denn zuvor. Auch reicher ist die Welt geworden. Warum sollten wir uns nicht freuen, daß man neben der Wahrheit heut auch die Schönheit sucht, neben dem Licht den heimlichen Schatten, in dem die Geister der Sagen und Märchen, die Lieblingskinder der Poesie sich so wohl fühlen?

Voller Begeisterung und Freude durchstreife ich die großen öffentlichen Gebäude von Paris, das Pantheon, das Hotel de ville, die Sorbonne, die Apothekerschule und die Mairie des II. Arrondissement, um die großen dekorativen Gemälde zu sehen von Puvis de Chavannes und Besnard. Das ist monumental, das ist die eigentliche Kunst Frankreichs. Hier ist eine Einfachheit, eine Schönheit, eine Größe, wie sie nur wenige Kunstwerke, die besten aller Jahrhunderte, kennen. Besnard hat nichts im Salon, Puvis ein Werk, von dem man lieber schweigen soll, um den Meister zu ehren. Doch auf eine eminent malerische Leistung muß ich noch aufmerksam machen, eine Leistung, die mir die modernen Bestrebungen zu verkörpern scheint. Den Stil und die Größe von Puvis, die Farbenfreudigkeit und die kühne Erfindungsgabe von Besnard vereinigt dieses Werk. Man zeigte es uns in einem kleinen Theater der Vorstadt vor einem auserlesenen Publikum von Künstlern und Schriftstellern. Ich meine die Matineeaufführung von Maeterlinks Pelleas et Melisande. Man muß Maeterlink kennen und lieben, wie ich ihn liebe, um dieses künstlerische Ereignis würdigen zu können. Ich wüßte niemanden, der besser malte, als dieser Dichter. Seine Werke sind gesprochene Malerei. Und diese Aufführung ist eins der größten malerischen Kunstwerke, die die Neuzeit hervorgebracht. Maeterlinks Einfluß wächst von Tag zu Tag. Begierig horcht Paris auf das, was dieser Fremde, dieser Belgier zu sagen hat. Klug ist Paris und schnell hat es begriffen, daß hier ein Dichter, dessen Wirken vorwärtsschaffend und erlösend einer neuen Kunst Wege ebnet.

Vor wenigen Tagen nun hat unser Gerhart Hauptmann mit den „Webern" seinen großen, starken Erfolg gehabt in Paris, des können wir uns freuen. Paris beugt sich jeder ehernen Faust, jedem eisernen Willen.

Der Einfluß des Auslandes wächst und wächst. Dies ist ein Glück für die Kunst, ein Glück für uns. Reißt fort die engen Schranken, die jedes Volk absperren, macht euch frei und fähig, das Gute zu genießen und zu finden, wo es auch sei.

Einen Mann darf ich nicht vergessen, der still und bescheiden wirkt in Paris seit vielen Jahren. Es ist Eugen Jettel, der große Landschafter. Er ist in all der langen Zeit nicht Franzose geworden, er ist geblieben das, was er war. Seine starke Natur hinderte ihn, Altes aufzugeben, um Neues zu suchen, er blieb sich selber treu. Seine kleinen Bilder sind von unvergleichlicher Feinheit des Tons und der Luftstimmung, von einer köstlichen Anspruchslosigkeit. So sind sie früher gewesen, so sind sie heute noch. Aber wir Deutschen haben besonderen Grund, diesem Mann dankbar zu sein. Ich weiß viele unserer Besten, auf die Jettel von segensreichstem Einfluß gewesen. Sein Haus ist ein Freundeshaus allen deutschen Malern geworden. Fünf Treppen hoch liegt das Atelier am Montmartre, durch die geöffneten Fenster weht frische kühle Abendluft. Tief unten liegt Paris, dies ganze wundervolle Paris zu unsern Füßen, silbern von der Seine durchschlungen. Ueber dies Häusermeer mit den herrlichen Kuppeln und Türmen geht blutrot die Sonne unter: im erlöschenden Glanz die Hoffnung auf schöneres Auferstehn. . . .

Vom gastfreien Pastor.

Von

Otto Erich Hartleben.

I.

Menschen, welche niemals Referendar gewesen sind, flößen mir eigentlich stets ein unbegrenztes Mißtrauen ein. Ich kann mir nämlich gar nicht vorstellen, wie in solchen Menschen jenes wünschenswerte, gesunde Gefühl für die persönliche Würde heranreifen kann, das ich den Vater aller Tugenden nennen möchte.

Hab ich es doch an mir selber erfahren. Ich hatte es als Student, selbst in den höchsten Semestern, niemals zu einem Zustande des Bewußtseins gebracht, der auch nur annähernd den Namen Würde verdient hätte. Zu den Gaben, welche mir die gütige Natur versagt hat, zählte ich das Talent zur Feierlichkeit. Mit bitterem Neide sah ich auf die Menschen, welche, mit diesem Talente geschmückt, keines weiteren zu bedürfen schienen. — Und doch! Kaum war ich Referendar — so fing ich auch bereits an, mir selber von Tag zu Tag mehr Achtung abzunötigen und es dauerte gar nicht lange, da war ich, wenigstens wenn ich mir Mühe gab und zumal wenn die weite Robe des Gerichtsschreibers meine jungen Glieder umrauschte, sehr wohl imstande, mich selber für den Königlich-Preußischen Beamten zu halten, den zu markieren mir das Schicksal vorschrieb. Es ist nicht zu sagen, wie eminent erzieherisch solch ein innerer Vorgang wirkt! Ich war noch keine sechs Monate Referendar, als ich bereits mit ungeheucheltem sittlichen Abscheu auf die Opfer der Alimentenprozesse herabzublicken gelernt hatte. —

Der Ort, an dem sich diese ethische Wandlung in mir vollzog, war Stolberg am Harz. Die stolzeste Erinnerung, die ich aus jenem lieblichen Waldthal ins Leben mitgenommen habe, will ich hier gleich vorwegnehmen — gewissermaßen in Sicherheit bringen. Man denke! Albert Träger, der deutsche Dichter Albert Träger, damals noch Rechtsanwalt in Nordhausen, kam eines Tages um jemanden vor unserm Schöffengericht zu verteidigen und bei dieser Gelegenheit hat er mich damals wiederholt: „Herr College“ genannt. Auf Ehre! Man muß so etwas gefühlt haben, um es zu begreifen.

Stolberg liegt an einer Postchaussee, die aus der nahen Ebene aufsteigt und weiter ins Gebirge führt. Gleich hinter den alten und schiefen, so wunderlich malerischen Häusern und Hütten, die rechts und links an dieser Postchaussee liegen, steigen sofort die Berge hinauf, die fast von unten an bewaldet sind.

Eng und begrenzt wie diese örtliche Lage Stolbergs ist auch der Sinn und das Gehirn der armen Stolberger. Sie kommen nicht heraus. Draußen, in der ebenen Großstadt, befällt sie Platzfurcht und wenn es wirklich einmal einer fertig bringt, draußen eine zeitlang im Strom zu schwimmen — lange hält er's nicht aus, und führen ihn schließlich Heimweh, Sehnsucht oder andere Mächte in die Vaterstadt zurück, so kann man sicher sein, daß er es inzwischen zum Ortsarmen gebracht hat, den die heimische Gemeinde zu unterhalten verpflichtet ist.

Dem Fremden, der in Stolberg einzieht, fällt es sofort unangenehm auf, wie zahlreich kleine verkümmerte Kretins, kröpfige Untiere aller Art aus dem Kot der Straße hervorzukriechen scheinen. So erhält er gleich ein richtiges Bild von dem Menschenschlage, der in diesem schönen Erdenwinkel gedeiht.

Hoch oben, über der Stadt, diese weithin beherrschend, ragt aus schwarzen Tannen das Schloß auf. Ein weitläufiger Komplex verschieden alter weißgetünchter Häuser, mit hohen Schieferdächern, zahllosen Mansardenfenstern und niedrigen, klotzigen, achteckigen Türmen — so steht es da oben und scheint eine Stadt, eine Welt für sich zu sein.

In diesem Schlosse haust seit Menschengedenken das Geschlecht der „regierenden" Grafen von Stolberg-Stolberg, ein Geschlecht, so alt und vornehm, wie der liebe Gott kaum selber. Eine schier unendliche Reihe edler und großer Herren hat hier gesessen und geherrscht.

Jeden Nachmittag punkt zwei Uhr fährt, so lange es eine Geschichte giebt nnd eine Ueberlieferung unter den Menschen, der jeweilig Regierende mit seiner Gemahlin im offnen Wagen oder Schlitten, von zwei feurigen schwarzen Rossen gezogen, den Berg herab durch die Stadt. Es geschieht dies einerseits der Gesundheit wegen, hauptsächlich aber um huldreich die ehrfürchtigen Begrüßungen der oben geschilderten „Unterthanen" erwidern zu können und das freundliche Verhältnis zu diesen dadurch aufrecht zu erhalten.

Ganz erstaunlich ist es und nahezu unglaublich, wie vornehm die Grafen von Stolberg-Stolberg sind! Und wie vornehm sie zu allen Zeiten gedacht und gefühlt haben. Man erzählt sich davon viele und herrliche Beispiele. Waren sie doch beispielsweise die einzigen unter dem hohen Adel Deutschlands, die damals, als der streberhafte „regierende Graf von Habsburg", der nachmalige König Rudolph sich so weit vergessen hatte, einen ganz gewöhnlichen Priester auf sein Pferd zu setzen — eine Begebenheit, die durch Friedrich von Schiller dann in weitere demokratische Kreise getragen wurde — den Mut besaßen, mit jenem wegen dieser unerhörten Taktlosigkeit jeden officiellen Verkehr abzubrechen.

Ein Stolberg-Stolberg soll auch zur Zeit der Bauernkriege, als sich eines Tages, kurz vor zwei Uhr Nachmittags, ein wütender, blutdürstiger Haufe hungernder Bauern zum Schlosse gewälzt hatte, ruhig das Fenster geöffnet, seinen Schnurrbart gedreht und ihnen erklärt haben, daß es ein für allemal nicht zu seinen Gewohnheiten gehöre, mit Leuten ihres Standes persönlich zu verhandeln; außerdem müsse er gleich spazieren fahren — worauf dann die Bauern natürlich tief beschämt und begossen wieder abzogen.

Der zur Zeit „regierende" Graf heißt, wenn ich mich recht entsinne, Adolph XXIV. Denn — so unwahrscheinlich es klingt — auch in dieser erlauchten Familie gehen immer zwölf auf ein Dutzend, also vierundzwanzig auf zwei Dutzend.

Adolph XXIV. ist ein seelensguter alter Herr, wohlthätig und sparsam, edel und milde. Er reiht sich würdig den hehren Gestalten seiner Vorfahren an und ist in keiner Beziehung ein Neuerer. Seine Grundstimmung ist eine tiefe, aber harmonisch abgetönte Melancholie: er hat auch wahrlich Grund genug, sich über die Zeit, in der zu leben er gezwungen ist, zu beklagen. Zwar hat er selber ja das Schreckliche nicht mehr erlebt, nämlich daß die durch Gottes Gnade seinem Stamme verliehene Souveränetät diesem im Verlaufe schnöder, profaner Zeitereignisse plötzlich abhanden kam, er hat es selber nicht erlebt, aber er hat den ganzen ungeheueren Schmerz über dieses unerforschlich-furchtbar-tief-geheimnisvolle Geschehnis gleichsam vererbt bekommen. Wie versteinert liegt auf seinen offenen, sanften Zügen die erstaunte Frage: wie ist es möglich, daß Stolberg-Stolberg nicht mehr mitgezählt wird unter den deutschen Staaten — wie ist es möglich, daß ich, Adolph XXIV. nicht mehr mitgelernt werde von den deutschen Schulbuben — wie ist es möglich?

Sein hochseliger Vater, dessen Namen und Nummer ich vergessen habe, war wenigstens im Anfang seiner Regierung noch mitgelernt worden: später, als er mediatisiert war, pflegte er sich dann mit dem Gedanken zu trösten, daß ihn wenigstens die gute, die alte Generation noch — auf der Schule „gehabt" habe.

Auch Adolph XXIV. sucht sich in seiner Weise zu trösten. Er macht das so. Wo er auch immer in der Umgebung seines Schlosses einen Pfahl oder aufrecht stehenden Balken findet, der zu irgend welchen Verkehrszwecken dient — zum Beispiel, eine Tafel zu tragen, auf der geschrieben steht: „Verbotener, herrschaftlicher Weg." — da läßt er ihn flugs mit den „Landesfarben" — gelb und schwarz — bemalen!

Das ist doch immer etwas, und der Preußische Staat in seiner bekannten liebenswürdigen Jovialität läßt sich das ruhig lächelnd gefallen und gönnt dem guten Adolph dies „landesherrliche" Vergnügen.

Die Salamander sind in der Grafschaft Stolberg-Stolberg ebenfalls gelb und schwarz, doch es ist eine böswillige Verleumdung, wenn erzählt wird, der Graf ließe auch sie anstreichen. Vielmehr thut man gut, diesen Umstand einfach auf eine besonders devote Gesinnung der fraglichen Bestien zurückzuführen. — —

Mit mir ist Adolph böse. Und im Grunde kann ich es ihm nicht verdenken. Ich war nämlich, solange die Welt steht, der erste Referendar, der nach Stolberg kam und ihm keinen Besuch machte. Das heißt, Pardon: Besuch . . es handelte sich eben nicht um einen Besuch, sondern um eine Audienz, um die man schriftlich einkommen mußte. Man wurde dann auf eine bestimmte Stunde befohlen, und nachdem man diese bestimmte Stunde lang im Frack gewartet hatte, wurde einem durch eine gelbschwarze Hofwranze mitgeteilt, daß Illustrissimus von den heutigen Audienzen schon zu ermüdet sei und . . nun ja: man möchte ein andermal wiederkommen.

Solche Vergnügungen haben für mich nun immer verflucht wenig Reiz gehabt, und ich verzichtete daher leichten Herzens darauf. Die Folge war, daß man alsbald bei Hofe von mir als von einem revolutionären Verbrecher sprach und die Frage in ernstliche Erwägung zog, ob man nicht durch eine diplomatische Intervention beim Königlichen Hofe zu Berlin die gestörte Ordnung wiederherstellen, beziehungsweise Genugthuung fordern solle. Man kann jedoch von diesem Gedanken wieder ab, weil man sich überlegte, daß die Hohenzollern

doch noch ein zu junges Geschlecht seien, um sich mit ihnen in einen standesgemäßen Connex setzen zu können.

Statt dessen wußte man es durchzusetzen, daß die „guten" Stolberger Familien mich boykottirten, das heißt, auf meinen Besuch hin nicht einluden. Wer mich kennt, wird nun denken, hierauf hätte ich es überhaupt eigentlich abgesehen gehabt, aber ich kann auf Ehrenwort versichern, daß ich auf eine solche Wirkung ursprünglich nicht zu hoffen gewagt hatte, sondern sie als reine, unverdiente Gnade empfand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber was red ich denn so viel von Stolberg=Stolberg; ich will ja eine Geschichte erzählen, die Geschichte vom gastfreien Pastor.

II.

Der einzige Freund, den ich in Stolberg zurückgelassen habe und mit dem ich jetzt noch hin und wieder fröhliche Karten wechsele, ist merkwürdigerweise der Hotelbesitzer und Weinhändler Eberhard. Bei ihm, in dem alten Gastzimmer, fand ich bald die Gemütlichkeit, um die mich die „Gesellschaft" Stolbergs durch Verschließung ihrer „Häuslichkeit" zu bringen den Versuch am untauglichen Objekte gemacht hatte.

Es war etwas Besonderes, dieses alte Gastzimmer. Es hatte seine verborgenen Tiefen und gefährlichen Heimlichkeiten wie ein Buch von Friedrich Nietzsche. Da ging es plötzlich ein paar Stufen in die Höhe, dann wieder unvermutet um die Ecke und auf einmal stand man in einer Ecke vor einem niedrigen, breiten Block oder Kasten, der in seiner geheimnisvollen Einfachheit alles begriffsmäßige Denken zu suspendiren drohte. Man atmete erleichtert auf, wenn einem Eberhard nach Aufheben eines ungeheueren Deckels den Einblick in ein friedliches Lager von Rotspohn und Cigarren gewährte.

Den Mittelpunkt dieses alten romantischen Raumes bildete natürlich der Stammtisch der Honoratioren von Stolberg. Dieser Stammtisch, an dem sich die Hausväter der „guten" Familien kaum sehen ließen, bildete gewissermaßen den Hort der geistigen Opposition gegen das regierende Grafenhaus. Da residirte und räsonnirte der alte Oberstabsarzt mit dem riesigen Rittmeister-Schnauzbart und gab mit seinem blutigen Witze, dem außer dem Weberschen Demokritos nichts heilig war, den Ton an. Dann war da der Amtsanwalt, der sich seine Weltanschauung aus Johannes Scherr gebildet hatte, dabei aber äußerlich ein correcter, förmlicher Beamter geblieben war, der immer recht hatte. Er besaß eine große natürliche Beredsamkeit und da er außerdem ein guter und gescheiter Mensch war, so verkehrte ich mit ihm, trotz mancher wunderlichen Schrulle, die ihm eigen war, am allerliebsten. Er war nicht in dem Thal geboren, sondern viel herumgekommen und besaß eine Freude an Paradoxen, die durchaus nicht kleinstädtisch war, durch die er sich vielmehr in den Ruf einer dämonischen Natur gebracht hatte.

Der Oberstabsarzt, der Amtsanwalt und ich hatten uns bald gefunden und bildeten demnächst stillschweigend einen engeren Ring, und den eigentlichen Stamm des Stammtisches Wir verstanden einander alsbald schon durch Blicke und rächten uns für unseren Zwangsaufenthalt in diesem Wust von Rittertum und

Pfäfferei, wie wir das fromme Stolberg ein für allemal getauft hatten, durch manches feinere oder gröbere Possenspiel, in dem wir die Rollen mit eingeborenen Stolbergern besetzten.

Unserer ganz besonderen Beachtung erfreute sich der junge Pastor Viemeyer, der dritte Geistliche am Ort. Er war der Sohn des Stolberger Materialwarenhändlers Viemeyer und vereinigte in sich so ziemlich alle glänzenden Eigenschaften des Stolberger Nationalcharacters. Seit einigen Jahren war er verheiratet und bewohnte den zweiten Stock seines geräumigen Elternhauses; parterre war der Laden und eine Treppe hoch wohnten die Alten. — — —

— —

Eines Abends im Hochsommer war das Eberhardsche Gastzimmer überfüllt. Es waren viele Fremde in Stolberg und so herrschte ein ungewohntes Leben. Der Oberstabsarzt und der Amtsanwalt spielten mit dem Pastor Viemeyer Scat um die Zehntelpfennige. (Höher spielt kein Stolberger.) Ich saß bei einer Flasche Moselwein in dem großen Ledersessel und sah zu. Der Pastor war schlechter Laune, er hatte schon gegen dreißig Pfennige verloren.

Da schlug es Neun und alsobald fuhr, regelmäßig wie jeden Abend die Post vor. Alle Stolberger stürzten nach uralter Sitte an die Fenster. Pastor Viemeyer gab mir schnell seine Karten und es gelang mir, in der Eile einen Null-ouvert für ihn zu verlieren.

Der Post entstiegen zwei Damen, die jetzt unter Eberhards Führung in das dichtbesetzte Gastzimmer traten, eine ältere und eine junge — wie es schien Mutter und Tochter. Eberhard wußte einen Platz für sie ausfindig zu machen und sie bestellten sich das Abendessen.

Die jüngere Dame war eine pikante Erscheinung, sehr schlank, fast mager mit vollem üppigen blaßroten Haar, ein paar dunklen, wie versteckten Augen und frischen, starken Lippen. Ein eigentümlicher Reiz ging von ihr aus . . .

Die ältere Dame war sehr dick und behäbig. Ihre lebendigen Augen blickten freundlich und liebenswürdig allen Menschen ins Gesicht. Beide waren mit großstädtischer Eleganz gekleidet.

Während ich mir sie in aller Ruhe besah und mich zugleich an der Neugier aller andren erfreute, verlor der Pastor ein Spiel nach dem andern. Denn das war zu viel für ihn: diese beiden Damen, die so plötzlich da hereingekommen waren und über die man doch nun nachdenken mußte und dabei Scat spielen — nein! Das war zu viel für ihn.

„Vergeben Sie so viel Sünden, wie Sie Lust haben, Herr Pastor — aber hier die Karten nicht!" schnauzte der Oberstabsarzt und warf die Karten auf den Tisch. —

Jetzt fragten die Damen Eberhard nach einem Zimmer. Der aber zuckte in größter Höflichkeit die Achseln, bedauerte unendlich und versicherte, daß er für diese Nacht schon Alles, Alles vergeben habe — sogar das Billard, auf dem zwei Touristen aus Sondershausen schlafen würden.

„Aber was machen wir denn da?"

„O, Sie werden schon noch unterkommen, gnädige Frau. Ich werde Ihnen nachher Friedrich mitgeben, der wird Sie in eins der andern Gasthäuser bringen: irgendwo wird wohl noch Platz sein."

Als die beiden Damen mit Essen fertig waren, gingen sie mit Friedrich. Kaum waren sie draußen, sagte ich:

„Herr Pastor, ich begreife Sie nicht."

„Wieso?"

Ich hatte einen Blick mit dem Amtsanwalt gewechselt. Er hatte mich verstanden und indem er seine Karten musterte, sagte er:

„Ja, ich muß auch sagen, Herr Pastor, manchmal sind Sie mir ganz unverständlich."

„Aber was denn?"

Der Oberstabsarzt hatte die Situation überschaut. Er drehte seinen Riesenschauzbart und meinte:

„Ja, unser Pastor ist eine Sphinx."

„Aber meine Herren, was wollen Sie denn?"

Nun kam ich wieder dran:

„Ja, mein lieber Herr Pastor, wenn Sie das nicht fühlen . . ."

Dann der Amtsanwalt, der den Faust gern citierte:

„Wenn Ihr's nicht fühlt: Ihr werdet's nie erjagen!"

Und schließlich wieder der Oberstabsarzt:

„Schad't nichts Herr Pastor: wenn's Herz nur gut ist, Hauptsache ist, daß 's Kind Luft hat."

„Nämlich — sagte ich — Sie haben sich da eben eine der herrlichsten Gelegenheiten entgehen lassen, der Außenwelt zu erweisen, was die Stolberger für weltmännische und liebenswürdige Menschen sind. In Ihres Vaters Hause sind viele Wohnungen: wie Sie hörten, daß Eberhard für die Damen kein Zimmer mehr hatte, mußten Sie als Stolberger Patriciersohn aufstehn, sich den Damen vorstellen und sie bitten, gütigst bei Ihnen absteigen zu wollen: sehen Sie, das mußten Sie thun. Gastfrei, Herr Pastor: immer hübsch gastfrei!" —

„Ja, ja — fügte der Amtsanwalt hinzu — schon die Alten schätzten die Gastfreundlichkeit für eine Tugend. Aber freilich: das waren Heiden."

„Jawohl — knurrte der Oberstabsarzt — liebe deinen Nächsten, aber halt ihn dir vom Leibe." —

„Also, Sie meinen wirklich, meine Herren . . ."

„Reden wir nicht mehr davon, die Sache ist erledigt. Jetzt werden die Damen schon in irgend 'ner Winkelherberge untergekrochen sein — sagte der Amtsanwalt und fügte in gleichgültigem Tone hinzu — es thut mir nur leid um die schöne Notiz, die ich an den ‚Hannoverschen Courier' hätte senden können: unser Städtchen erfreut sich in diesem Sommer einer ganz besonderen Beliebtheit beim verehrlichen Reisepublikum. Der Zudrang ist augenblicklich ein so großer, daß er nur durch die selbstlose Opferwilligkeit unserer privaten Mitbürger, an ihrer Spitze der Herr Pastor Viemeyer . . . Schade, wirklich schade . . . Uebrigens: Tourné."

Man spielte weiter. Der Pastor war tief niedergeschlagen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die Damen jammernd zurück. Friedrich berichtete, daß Alles besetzt sei — auch alle Billards, fügte er gewissenhaft hinzu. Eberhard war ratlos. Die jüngere Dame war dem Weinen nah.

Aber nun kam unser Pastor! Wie die Damen wieder erschienen, hatten wir ihn nur stumm und mahnend angesehen. Er stand auf.

„Gestatten Sie . . mein Name ist Viemeyer."

Erstaunt blickten die beiden Damen auf und — lächelten. Die Viemeyerschen Verbeugungen waren berühmt.

Er erklärte ihnen nun, daß er Seelsorger sei. „Auch bin ich verheiratet und wohne im Hause meiner Eltern, gleich hier links an der Ecke." Schließlich lud er sie dann höflichst ein, vorlieb nehmen zu wollen u. s. w. mit einem ganzen Schwall kleinbürgerlicher Redensarten.

Es entstand eine atemlose Stille. Das ganze Gastzimmer hatte schweigend die Scene verfolgt, die guten Stolberger sahen mit Stolz auf ihren jungen Pastor und bewunderten seine weltmännische Kühnheit.

Als er geendet hatte, sahen die beiden Damen sich an, lächelten noch einmal flüchtig und dann nahm die Aeltere von ihnen die Einladung mit würdevollen Worten an.

Ganz glücklich, mit triumphirenden Blicken zog der Pastor mit ihnen ab. — —

Wir drei aber knobelten — nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte — zur Feier eines solchen Tages noch drei Flaschen Sekt aus. Ich fing sie alle drei.

III.

Den Damen schien es im Hause des gastfreien Pastors ganz gut zu gefallen, sie blieben ziemlich acht Tage da. — — —

Am Tage vor ihrer Abreise traf ich sie zufällig auf einem Spaziergange: er mit der alten Dame voran, seine Frau und das junge Mädchen vergnügt hinterher. Ich grüßte achtungsvoll, ging aber schnell vorüber, denn ich verspürte einen plötzlichen, unmotivierten Drang, zu lachen. — — —

Solange die Fremden bei ihm wohnten, ließ sich der Pastor am Stammtisch nicht sehen. An dem Abend, wo sie abgereist waren, kam er.

Er war ganz voll von ihnen und erzählte eifrig darauf los. Die alte Dame — übrigens war sie noch gar nicht so alt, höchstens 50 — war die Witwe eines Oberförsters, die nach dem Tode ihres Mannes nach Magdeburg gezogen war und dort ein Mädchenpensionat eröffnet hatte, das nun schon zwanzig Jahre bestand und sehr gut ging. Das junge Mädchen, eine Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend von Magdeburg, war bei ihr in Pension. Ach und beides wären so reizend liebenswürdige Damen, wirklich, sie hätten eine entzückende Woche verlebt. Er war ganz begeistert.

„Und außerdem hat die Sache für mich noch einen sehr praktischen Erfolg gehabt. Nämlich beim Abschied hat uns die Frau Oberförster eingeladen, falls wir jemals nach Magdeburg kämen, doch ja bei ihnen abzusteigen: sie bewohnten ein ganzes Haus für sich, drei Etagen . . und wären immer auf Besuch eingerichtet. Wie sie das sagte, hielt ich es bloß für eine liebenswürdige Höflichkeit, denn wie sollten wir jemals aus unserm schönen Stolberg herauskommen? Nachher ist mir erst eingefallen, daß ja im nächsten Monat die Generalsynode in Magdeburg tagt. Ich hatte zwar eigentlich nicht die Absicht, hinzufahren, denn sowas kostet immer schrecklich viel Geld — aber unter diesen Umständen —: selbstverständlich fahr ich hin! Nicht wahr, meine Herren: das würden Sie doch auch thun?" —

Wir drei hatten uns längst angesehn und verständigt.

„Aber sicher!" sagte der Oberstabsarzt.

„Ich führe sofort!" behauptete der Amtsanwalt.

„Und Sie, Herr Referendar?"

„Ich? — Wenn ich nicht preußischer Beamter wäre, würd' ich mich überhaupt in der Pension fest anstellen lassen."

Pastor Viemeyer lachte:

„Ach, Sie Schäker — nicht wahr? Die Kleine war nett? Wissen Sie, wie sie in der Pension genannt wird? — Lilith!" —

„— Na also." —

Wir lachten alle und der Abend schloß wiederum in Fröhlichkeit.

IV.

Wenn ein Stolberger Pastor nach Magdeburg fährt, so ist das ungefähr eine Begebenheit, als wenn unsereins San Franzisko besucht. Schon vierzehn Tage vor dem Beginn der Generalsynode unterhielt uns der Pastor Viemeyer von nichts Anderem als von seinen Vorbereitungen zur Reise. Das Erste was er sagte, wenn er abends an den Stammtisch trat, war etwa: „Wissen Sie: ich hab es mir überlegt: ich werde doch keinen Koffer nehmen, sondern die große gestickte Reisetasche von meiner Mutter: wissen Sie, es ist so'n Adler drauf, d. h. eigentlich ist es kein Adler . . es sieht mehr so aus wie 'ne Wildsau . . ."

Wir kannten die Tasche.

Mit ihr bestieg er denn auch schließlich eines schönen Tages die Postkutsche und fuhr nach Nordhausen.

— — —

Schon nach drei Tagen war er wieder da. Bleich und verstört trat er an den Stammtisch. Er setzte sich still in die eine Ecke und gab auf alle Fragen nur kurze ausweichende Antworten. Dabei trank er ziemlich schnell einen Schoppen nach dem andern und zwischendurch, was sonst gar nicht seine Art war, mehrere Schnäpse.

Schließlich, ziemlich spät in der Nacht, als alle andern gegangen und wir drei Säulen des Stammtisches mit ihm allein waren, faßte er sich ein Herz und erzählte.

„Ach, meine Herren! Wir Stolberger sollten wirklich unsere schöne Vaterstadt nicht verlassen. Ich bin nun kaum herausgekommen und schon ist ein fürchterliches Unglück über mich hereingebrochen. Und was das Schlimmste ist, ich verstehe es gar nicht . . ich kann es mir gar nicht erklären . . ich weiß gar nicht, was mir eigentlich passirt ist. Also bitte hören Sie mich an: ich werde ganz ruhig erzählen. Bevor ich fortfuhr, hatte ich zwei Tage früher einen Brief an die Frau Oberförster geschrieben, daß ich dann und dann ankäme. So fand ich denn Alles zu meinem Empfange bereit. Es war Nachmittags so gegen fünf Uhr, als ich ankam. In einem Salon, eine Treppe hoch, fand ich das ganze Pensionat beim Kaffee versammelt. Ich wurde wie ein alter Freund begrüßt, mit einer ungenirten Herzlichkeit . . wirklich sehr nett. Ueberhaupt herrschte in der Pension, wie ich gleich von Anfang an bemerkte, ein viel freierer und ungenirterer Ton, als wir ihn hier gewohnt sind. Hier bei meinem Amtsbruder Pfitzner, zum Beispiel, geht Alles unendlich viel steifer zu. Da merkt man eben die Großstadt. — Also ich mußte nun mit

ihnen Kaffee trinken. Die jungen Mädchen, es waren so gegen zehn, alle sehr hübsch und riesig geschmackvoll angezogen . . allerdings: unsere Damen würden da nun wieder aus Prüderie manches auszusetzen gehabt haben . . na, Sie wissen ja, wie das ist. — Wir amüsirten uns sehr gut, ich plauderte, erzählte ihnen von Stolberg und die Mädchen lachten darüber in einem fort, ich habe noch nie so viel lachen gehört.

Schließlich kam Besuch und Lilith führte mich eine Treppe höher, in ein kleineres Zimmer, wo ich dann zu Abend aß. Die Zimmer waren übrigens alle riesig gemütlich und anheimelnd. Nur standen überall Betten. Daran merkte man, daß man in einer Pension war.

Die Frau Oberförster sah ich den Abend nicht mehr, sie blieb unten bei ihrem Besuch . . ebenso die andern Mädchen. Nur Lilith leistete mir noch Gesellschaft, und da ich müde von der Reise war, brachte sie mich schon früh zu Bett — noch eine Treppe höher. Sie sagte mir, daß sie in dem Zimmer nebenan schliefe, und wenn ich noch was brauchte, sollt ich nur klopfen. —

Ich schlief wie ein Stein bis zum andern Morgen, wo ich wie gewöhnlich punkt sieben Uhr aufwachte. Da noch Alles ganz still im Hause war, mocht' ich nicht stören, sondern nahm aus meiner Reisetasche meine lange Pfeife, schraubte sie mir zusammen und rauchte. Und zwar — wie das hier jeder Mensch thut — indem ich mich ans offene Fenster setzte und die Pfeife zum Fenster hinaushängen ließ.

Es war ein wunderschöner Morgen. Ich träumte so recht behaglich und blies den Rauch in den Wind. —

Da auf einmal: wer biegt um die Ecke? Mein alter Freund und Studiengenosse Fritz Spüleboom aus Halberstadt, mit dem ich vier Semester lang in Göttingen jeden Tag zusammen gegessen hatte. Ich wußte: er war inzwischen Pastor in Halberstadt geworden aber wir hatten uns seit der Zeit nicht mehr gesehn.

Ich rufe also in der Freude meines Herzens herunter: „Spüleboom, Bruder! Bist Du's denn wirklich?"

Was glauben Sie, meine Herren, was thut Spüleboom? Wie er mich sieht, starrt er mich erst einen Augenblick wie entsetzt, wie entgeistert an und dann — läuft er davon. Was sagen Sie?! Läuft, wie ein Dieb, so schnell ihn seine Beine tragen! —

Wissen Sie: er war ja immer schon ein bischen verrückt, schon auf der Universität — machte Gedichte und alles Mögliche, aber — dies konnt ich mir denn doch nicht erklären. Ich schimpfte laut vor mich hin.

Da fühle ich plötzlich eine weiche Hand auf meiner Schulter. Ich drehe mich um — war's Lilith.

Ich muß sagen, daß ich mich ordentlich genirte. Sie war noch nicht angezogen, ihr schönes rotes Haar war noch nicht gemacht und sie lächelte mich so freundlich an . . .

Ich war verlegen und wußte nicht recht, was ich sagen sollte . .

„Darf ich Ihnen den Kaffee hier in Ihr Zimmer bringen?" fragte sie leise.

„Ja gewiß, sagt' ich, gern, wenn Sie so freundlich sein wollen . . ."

„Und darf ich auch mit Ihnen trinken, Herr Pastor?"

Das gute Kind war so zutraulich . . wirklich reizend!

Na also: sie kam dann mit dem Kaffee wieder und wir setzten uns zu-

sammen aufs Sopha und tranken ihn. Auch sehr schöner Kuchen war da, von dem ich ziemlich viel aß — wie meinen die Herren?" —

„Nichts, nichts, Herr Pastor. Also —: Sie aßen ziemlich viel Kuchen?"

„Ja, na und dann war die Stunde herangekommen, wo ich in die Generalsynode mußte. — Und nun kommt das Unglaubliche: der Erste, den ich erkenne, ist wiederum mein alter Freund Fritz Spüleboom. Wie ich aber auf ihn zugehen will, zieht er sich schleunigst zurück in das Gedränge der andern. Und nun dauert es gar nicht lange, da bemerk' ich, wie mich bald der eine, bald der andere so scheu und finster von der Seite ansieht . . . Und wenn ich einen anrede, antwortet er nicht, sondern thut, als wenn er nichts gehört hätte und wendet mir in auffälliger Weise den Rücken . . . Ganz scheußliche Situation. Ich besehe mich von oben bis unten, ob ich was an mir habe . . ich beriече meine Stiefelsohlen . . spüre nichts, absolut nichts.

Die Verhandlungen nehmen ihren Verlauf, ich höre aber nur mit halbem Ohr, denn ich bin viel zu sehr mit mir selber beschäftigt. Als dann endlich die Sache zu Ende ist, und ich gehen will, werde ich zum Präsidenten des Landeskonsistoriums gerufen.

Ich komme hin: „Herr Pastor Viemeyer! Ich will keine langen Worte machen. Die Sache widert mich an. Was zuviel ist — ist zuviel. Einstweilen werden Sie sich unverzüglich nach Stolberg zurückbegeben. Dort werden Sie das Weitere von mir hören." — Damit dreht' er sich um und ging . . ließ mich stehn.

Und nun frag' ich Sie, meine Herren! Beschwöre Sie —: sagen Sie mir, ich bitte Sie: was kann das sein? Was kann dem zu Grunde liegen? — Daß man sich am frühen Morgen mit der langen Pfeife zum Fenster hinauslegt, du lieber Gott, das mag ja kleinstädtisch sein, meinetwegen auch ungehörig — wenigstens für einen Geistlichen. Aber unmöglich kann das doch ein solches Verbrechen sein . . . Wie„¿ — —

Wir verharrten nach Schluß dieser Rede eine Zeit lang in tiefem Schweigen. Die Situation war doch precär geworden. . . .

Schließlich ergriff der Oberstabsarzt das Wort:

„Sagen Sie, Herr Pastor, haben Sie die Sache nicht mit der . . der Frau Oberförster besprochen?"

„O doch, gewiß! Die gute Frau war ganz unglücklich, ganz unglücklich — sie hat sogar geweint."

„So." —

„Ja — und hat immer versucht mich zu trösten. Und ganz zum Abschied sagte sie: ich möchte mich nur beruhigen: sie würde die Sache schon ins Reine bringen."

„Sie."

„Ja. — Sie war ganz erregt. Sie versprach mir: sie würde persönlich zu dem Herrn Präsidenten gehen. Sie würde ihm bezeugen, daß wir das hier alle so machen. Ich meine mit der Pfeife morgens. So zum Fenster hinaus. — Sie hätte Beziehungen zu dem Herrn Präsidenten. Sein Sohn, der Landrat, wäre öfter bei ihr gewesen und ein Bruder von ihm, dem Präsidenten, hätte sogar mal ein Mädchen bei ihr gehabt. — Auch kenne sie eine ganze Anzahl von meinen Amtsbrüdern persönlich. Sie würd' es schon machen!" —

Wir atmeten erleichtert auf.

Nachdenklich sprach der Amtsanwalt:

„Wissen Sie, Herr Pastor, wie ich hiernach die Verhältnisse beurteile — Sie wissen: ich war früher Lazaretinspektor in Magdeburg und weiß also dort Bescheid — nach meiner Ueberzeugung können Sie hiernach — voll und ganz beruhigt sein. Wenn sich die Frau Oberförster bei ihren sicherlich sehr weitgehenden Verbindungen in dieser energischen Weise Ihrer annimmt — dann kann Ihnen nie und nimmer was geschehn."

Ich pflichtete dem Amtsanwalt eifrig bei und fügte hinzu:

„Aber da sehen Sie's nun mal wieder, Herr Pastor: die eigentlichen Kleinstädter leben doch nur in der Großstadt. Denn sagen Sie selbst: giebt es etwas Kleinlicheres, als sich an eine solche Aeußerlichkeit, wie dieses zum Fenster Hinausrauchen, zu stoßen?" —

„Nein, das muß ich auch sagen: das haben wir doch als Studenten in Göttingen ganz ruhig gethan."

„Ja Göttingen — rief der Oberstabsarzt — Göttingen ist eine Weltstadt im Vergleich mit Magdeburg." — — — Nun wurde es sehr fidel!

Der Pastor, von seinen Sorgen befreit, geriet schnell außer Rand und Band — wir mußten ihn von Friedrich in seines Vaters Haus geleiten lassen. —

Wir drei aber knobelten wiederum zur Feier des Tages drei Flaschen Sekt aus und ich fing sie wiederum alle drei.

Moralische Stickluft.*)

Von

Bruno Wille.

In diesen Tagen, wo eine starke Bewegung die Moral überschwänglich verherrlicht und als den Heiland hinstellt, der alle Wunden heilen, allen Klassen-, Rassen-, Glaubens- und Parteihader beschwichtigen und die Menschheit aus dieser elenden socialen Verfassung in sein tausendjähriges Reich hinüberretten wird, — in diesen vor lauter Ethik zum Ersticken schwülen Tagen berührte mich wie ein frischer Windhauch „Die Aussichtslosigkeit des Moralismus“ von Adolf Gerecke (Zürich 1892 bei Schabelitz), ein Buch, das unter anderen köstlichen Ketzereien auch die These vorbringt: Der Teufel hat ein nicht minder großes Interesse an der Moral, als Gott, jedenfalls hat der Teufel den Hauptvorteil vom Moralismus. In der That bringt der Verfasser wertvolle Belege hierfür aus seiner — durchaus nicht subjektiven — Lebenserfahrung bei. Ein paar seiner antimoralistischen Gedanken möchte ich herausgreifen und in Gesellschaft einiger Bundesgenossen anderen Ursprungs hier vorbringen, um Interesse für das recht zeitgemäße, heilsame Werk Adolf Gereckes zu wecken und gleichzeitig unmittelbar gegen den Moralismus zu plänkeln. Unter moralischer Stickluft verstehe ich den erstickenden, hemmenden, verwüstenden, korrumpierenden Einfluß, den die Moral mit ihren Geboten und Verboten vielfach auf ihre Unterthanen ausübt.

Jede sittliche Satzung, jedes „Du sollst“ mutet dem Adressaten zu, daß er seinen Neigungen und Abneigungen eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Weil nun der Einzelwille sich durch die Moral — mehr oder minder — vergewaltigt fühlt, reagiert er dagegen durch ein gewisses Widerstreben. Oft besteht es nur in einem leisen Bedauern, einem Seufzen über die Strenge der Pflicht, zuweilen aber in knirschender Empörung. Dann pflegt das Verbotene mit einem außerordentlich reizenden Aussehen zu locken, die beredte Schlange Argwohn wittert in ihm ein seltenes Glück, im Moralgesetze aber eifersüchtige Mißgunst, und — die Evathat erfolgt. Dieser Ausgang des Versuches, durch moralischen Zwang die Menschen zu regieren, bedeutet nicht bloß ein Fiasco, sondern unter Umständen ein Verbrechen, wenn nämlich die Evathat nicht bloß in den Augen der Moralisten, sondern thatsächlich unheilvoll ist, wenn z. B. der Zögling der Moral, lüstern nach dem Untersagten, gesundheitsschädliche Genüsse aufsucht.

Dem leidenschaftlichen Triebe, das Verbotene zu thun, eben weil es verboten ist, hat man den treffenden Namen „Satanismus“ beigelegt. Mit seiner feinen Witterung für das Perverse giebt Hermann Bahr eine mir passende Erklärung des Satanismus. „Es ist — sagt dieser virtuose Psychologe**) —

---

*) Wir stellen diesen Aufsatz, dessen scharfe Fassung manchen Gegner finden dürfte, ganz besonders zur Diskussion und werden anderweitigen Aeußerungen gern Raum geben. D. Red.

**) „Freie Bühne“ III, 4.

die Lust am Bösen um des Bösen willen, ohne andern Vorteil und Genuß als die Beleidigung und den Schmerz Gottes. Sein Geist ist Haß und Aufruhr gegen Gott . . . er liebt die unbeugsame Freiheit und die herrenlose Kraft." Wenn man diesen Seelenzustand vom religiösen Gebiet auf das moralische überträgt, wenn man für „Gott" die sittliche Autorität, das innere „Du sollst" einsetzt, so hat man den Satanismus, den ich hier meine. „Und wenn es mich anwidert — räsonniert der nihilistische Satanismus*) — unmoralisch zu sein, so werde ich mich dazu zwingen, wie ich mich als Jüngling dazu zwang, mich nicht vor dem Dunkel der Friedhöfe, vor Gespenstern und Toten zu fürchten, vor denen man mir Angst zu machen pflegte. Ich werde es thun, um eine von der Religion ausgenutzte Waffe zu brechen, ich werde es thun endlich und wäre es mir nur, um gegen die Heuchelei zu protestieren, die man uns im Namen eines Wortes, das man Moral nennt, aufdrängen will."

In der That bestehen die „Erfolge" der moralischen Verordnungen großenteils in Heuchelei, d. h. in einer bloßen Bemäntelung, nicht in der Unterdrückung verbotener Triebe. Da wo revolutinäre Naturen satanistisch reagieren, stellt sich bei Leuten von schwachem Willen oder feiger Unterwürfigkeit verstecktes Gelüst, liebäugelndes Schielen nach dem Verbotenen, heimliche Sünde ein. Man hat die Glaubensreligion verklagt, daß sie Heuchelei hervorbringe; dieselbe Anklage darf man gegen die Moral erheben. Religiöse und moralische Heuchelei sind eben Schwestern; ihr Vater heißt „Zwang", ihre Mutter „Feigheit". „Die menschliche Gesellschaft — sagt Gerecke — besteht fast durchweg aus Heuchlern. Vielen ist ihre Heuchelei bewußt, den meisten ist sie in Fleisch und Blut übergegangen, so daß sie ihnen vollständig unbewußt ist; sie schwatzen so viel von Tugend und Moral, leben so sehr in der Theorie, daß sie gar keine Zeit haben, auf ihre Handlungen, die in krassem Widerspruche zu ihren Worten stehen, zu achten. Nichts dagegen bleibt ihnen verborgen an Verstößen gegen den Moralismus seitens ihrer Mitmenschen; da erkennen sie die Verkommenheit an den großen Happen, die ein hungriger Mensch zu sich nimmt; sie sehen, daß dessen Augen beim Anblick der Speisen glänzender werden, und schließen von da auf die innere Zügellosigkeit seiner Begierden, aber sie wissen nicht, daß ihnen selbst der Speichel auf den Teller träufelt." Besonders bemerkbar machen sich die Moralheuchler auf sexuellem Gebiete, hier wo der Trieb zum Verbotenen um so heftiger auftritt, als er schon von Natur, ohne künstlichen Ansporn, stark genug ist. Auch die Neigung zu berauschenden, erheiternden Getränken führt die Unterthanen der Moral in großen Massen der Heuchelei in die Arme. Gerecke verweist auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Der Amerikaner geberdet sich hochmoralisch, zieht der Venus Röcke und dem Apollo Hosen an, versichert er genieße keinerlei geistige Getränke und haucht den Ungläubigen zum Beweise an. Indessen sind die amerikanischen Kirchen die Brutstätten sexueller und potatorischer Ausschweifung; Schnapsflaschen in Form von Bibeln sind beliebt, und auf den Schänktischen stehen vier verschiedene Gewürze, um den Schnapsgeruch aus dem Munde zu vertreiben. Gerecke kommt zu dem Ergebnis: „Je moralischer ein Volk in der Theorie ist, je verkommener ist es in der Praxis."

Doch angenommen, das Moralgesetz werde nicht satanistisch oder heuchlerisch verletzt, sondern obsiege, so bedeutet sein Sieg offenbar eine Unterdrückung von Willensregungen, und solche Unterdrückung ist zuweilen recht verhängnisvoll

*) Krapotkine: Anarchistische Moral.

Unterdrückte Triebe können verkümmern und zu einer Einbuße an Wohlbefinden führen. Drum hat die „Tugend" nicht selten bleiche blutlose Wangen, während das „Laster" blüht. Unterdrückte Triebe können auch in Unnatur ausarten. In dieser Hinsicht hat besonders viel „auf dem Gewissen" jene Richtung der Moral, die man „Prüderie" nennt. Die Verwüstungen, die aus moralistischer Unterdrückung des geschlechtlichen Trieblebens, wie sie in unserer Pädagogik angewendet wird, folgerichtig entspringen, sind mit Dichterkraft gestaltet in der Novelle „Die Unschuld" von W. von Polenz und in der satirischen Kindertragödie „Frühlingserwachen" von Fr. Wedekind. Gerecke verweist auf die Flagellanten und Derwische, auf die fürchterliche Verbreitung der Epilepsie, des Veitstanzes, der Tarantella im Mittelalter und leitet solche Verirrungen aus dem Moralismus ab. Dieser sei darauf ausgegangen, das natürliche Triebleben und den Stoffwechsel zu regieren, d. h. stellenweise zu unterdrücken. Bei den meisten Menschen werde freilich die Kraft des Organismus den Sieg über die moralischen Schranken davongetragen haben. Bei den Flagellanten und Derwischen, wie überhaupt bei allen moralischen Tänzern dagegen müsse die Geißel und der Tanz den künstlich gehemmten Stoffwechsel befördern. Geißelung, wie überhaupt Selbstkasteiung könne man als eine unsagbar ekelhafte Art der Selbstbefleckung bezeichnen. Die Ekstase sei nichts anderes als jede Ermattung nach sexuellen Aufregungen.

Auch die Verwirrungen, die ihre verwüstende Kraft gegen den socialen Körper richten — die Verbrechen — sind großenteils auf Unterdrückung, also teilweise auf den unterdrückenden Moralismus, zurückzuführen. Wenn die Neigungen und natürlichen Triebe durch moralische Schranken von ihrer Befriedigung abgehalten werden, so brechen sie sich häufig Bahn mit zerstörender Gewalt, gleichwie der Dampf den Kessel sprengt, sobald das Sicherheitsventil verschlossen ist. Jeden Moralisten, der irgendwie auf den Stoffwechsel und die Vermögen des Organismus regulierend, unterdrückend einzuwirken versucht, nennt Gerecke einen „Begierdenzüchter", in gelinden Fällen einen „Leiderzeuger", jeden socialen Systematiker, der im Interesse seines Systems die politische oder moralistische Beherrschung der antipathischen und sympathischen Affekte erstrebt, geradezu einen „Erzieher von Verbrechern", und zwar deswegen, weil das momentan gelungene Bestreben, die impulsiven Bewegungen des sympathisch oder antipathisch erregten Organismus zu verhindern, nur den Erfolg haben kann, den Organismus bei der nächsten Gelegenheit, wo er wieder derart erregt wird, zu kraftvolleren Impulsbewegungen zu veranlassen, die dann meistens schon Vergehen oder Verbrechen sind, weil sie durch ihre überflutende Gewalt den socialen Frieden gründlich stören. Wer Beispiele in seinem eigenen Erleben oder in der Kriminalistik nicht findet, den verweise ich auf lebenswahre Dichtungen, die das Verbrechen behandeln. In Zolas „Therese Raquin" sehen wir, wie eine Pflichtheirat, die düstere, stickige Atmosphäre des Moralismus zwei feurige Temperamente derart beengt, daß sie zum Meuchelmorde schreiten, um Freiheit zu erreichen. Hätten sie von Anfang an sich ausleben können, frei von moralischen Schranken, so wäre kein gewaltsames Durchbrechen dieser Schranken, kein Ehebrechen und kein Verbrechen erfolgt. „Euer Eheschließen — bemerkt Nietzsche — seht zu, daß es nicht ein schlechtes Schließen sei! Ihr schlosset zu schnell: so folgt daraus — Ehebrechen! Und besser noch Ehebrechen als Ehe-biegen, Ehelügen! — So sprach mir ein Weib: „Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe — mich!"" Die Korruption, welche Individuum und Gesellschaft von

Seiten der Moralsatzungen erleiden, ist von dem großen Socialkritiker Ibsen dichterisch gestaltet worden. Helene Alving sieht ein, daß die Ausschweifungen ihres Gatten nebst all dem Unheil, das sie über die Familie verhängt haben, aus der moralistischen Unterdrückung seiner Lebensfreudigkeit entstanden sind. „Man hatte mich — gesteht sie — etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, an die ich bis dahin geglaubt hatte. Alles mündete nur in Pflichten aus, — in meine Pflichten und seine Pflichten, und — Oswald, ich fürchte, ich habe Deinem armen Vater das Heim unerträglich gemacht. Dein armer Vater hat niemals eine Ableitung für seine übergroße Lebensfreudigkeit gefunden. Auch ich brachte den Frühling nicht in sein Heim." Der Einblick in solchen Zusammenhang der Dinge bringt die Erleuchtung mit sich, daß die moralischen Satzungen, diese vermeintlich guten Genien der menschlichen Gesellschaft, eher „Gespenster", unheilvolle Ausgeburten der Finsternis und Tyrannei sind. „Die Ordnung und das Gesetz! Manchmal glaube ich beinahe, daß diese beiden alles Unglück hier auf Erden stiften . . . Aber ich ertrage all diese Bande und Rücksichten nicht länger. Ich kann nicht mehr! Ich muß mich zur Freiheit emporarbeiten." Ja, es gilt frei zu werden auch von der moralischen Herrschaft. Weit entfernt, verbrecherische Leidenschaften zu entfesseln, wie die Moralisten behaupten, würde solche Freiheit die Leidenschaften vielmehr beruhigen und ungefährlich machen.

Den Mißerfolg des Moralismus veranschaulicht Gerecke in folgender geistreichen Weise: „Der Versuch, eine Begierde durch Ueberredung zur Vernunft zu bringen, ist noch niemals gelungen; und viele Moralisten glauben immer noch moralisch zu sein, wenn sie infolge der Begierde schon eine ganze Summe schmutziger Handlungen unzureichender Natur begangen haben, womit sie aber die Begierde nicht befriedigten. Moralmenschen sind Narren vergleichbar, die für sich das Gebot aufstellen „Du darfst nicht trinken". Nun kommt der quälende Durst, das ist eine Begierde infolge von Enthaltsamkeit, die sich aus dem Verlangen entwickelte; statt nun endlich zu trinken, saugen sie erst Speichel, dann tauchen sie die Fingerspitzen tausendmal ins Wasser, schließlich stecken sie gleich den ganzen Kopf ins Wasser und „saufen" sich voll; oder sie werden wahnsinnig, geißeln sich, tanzen 2c. 2c."

Zu diesen Uebeln gesellt sich noch als Folge der moralistischen Taktik die Enttäuschung, welche nach Gerecke sich unausbleiblich einstellt, wenn ein Trieb nicht im Stadium des ersten noch mäßigen Verlangens, sondern im spätern Stadium der heftigen Begierde Befriedigung sucht. Die Stillung der Begierde wird niemals die Lust enthalten, welche der Begehrende sich vorgestellt hat, sondern stets hinter seiner Erwartung zurückbleiben; dagegen wird man stets befriedigt, wenn man sein Gelüst im ersten Stadium der Stärke stillt. Aus diesem Umstande erklärt unser Antimoralist jenen pessimistischen Zug, der vielfach in der Ethik zu Tage tritt. Augustinus, der Hauptvertreter des christlichen Pessimismus gelangte wahrscheinlich deswegen zu der Anschauung, die weltlichen Freuden seien eitel, weil er ihnen in seiner Jugend gewöhnlich im Uebermaß der Begierde genaht und deswegen von ihnen nicht befriedigt, vielmehr enttäuscht worden war. Im Gegensatze zu den unterdrückenden Moralisten empfiehlt daher Gerecke, das Verlangen zu beobachten, zu studieren und möglichst bald zu stillen; dann werde man befriedigt und vermeide das Stadium der leidenschaftlichen Begierde mit ihrer Enttäuschung.

Wer die Individualisierung im Fühlen und Denken als ein Mittel zur

Erhöhung des Menschengeschlechtes betrachtet, muß auch deswegen die moralischen Gebote und Verbote als ein stickiges Element empfinden, weil sie die Differenzierung zu unterdrücken suchen. „Hüte dich — sagt der moderne Zarathustra — vor den Guten und Gerechten! Sie kreuzigen gerne die, welche sich ihre eigene Tugend erfinden, — sie hassen den Einsamen." Es ist charakteristisch für die normalisierende Wirkung der Sittlichkeit, daß sich das Wort von „Sitte" herleitet, der Bezeichnung für ein sociales Trägheitsmoment. „Die Gesetze des Gewissens — meint Michael Montaigne ziemlich zutreffend — welche nach gewöhnlicher Behauptung aus der Natur entspringen, stammen vielmehr aus der Gewohnheit; indem jeder die um ihn gebilligten und angenommenen Meinungen und Sitten in innerer Verehrung hält, kann er sich nicht davon losreißen ohne Vorwurf, noch sich danach richten ohne Billigung." Ueber solcher Moral der Trägheit schwingt Nietzsche wiederholt seine Geißel. „Andre — ruft er — giebt es, die sind gleich Alltags-Uhren, die aufgezogen wurden; sie machen ihr Tiktak und wollen, daß man Tiktak — Tugend heiße." Es ist bezeichnend für die normalisierende Tendenz der Moral, daß sie ihren Zöglingen ohne Ende gebietet, „artig" zu sein, anstatt ihrer Eigenart freie Entwickelung zu verschaffen, daß sie sogar als Unkraut den etwa emporsprießenden Eigen-Sinn behandelt. Solchergestalt übt sie einen niederdrückenden Einfluß auf die neuen Ansätze der Entwickelung aus. Nach Gerecke sind die Begierden des Durchschnittsmenschen schwach und wenig mannigfaltig, unbedeutend wie seine Geistesfähigkeiten, die Begierden des Geistreichen aber lebendig wie sein Geist. Aus diesem Grunde vermag zwar derjenige, der einfältigen Geistes ist, den Moralgeboten ohne bedeutende Schwierigkeit Folge zu leisten, der geistreiche Mensch dagegen vermag es schwerlich. „Darum ist — die Weltgeschichte lehrt es uns — ein moralisches Volk immer ein geistloses Volk, es schafft nichts Neues, schreitet nicht fort. Die Gelüste, das Verlangen nach Genuß und die intensive Empfindung desselben ohne moralische Bedenken, das ist es, was den Humusboden bildet, aus dem die herrlichsten Blüten des Geistes emporwachsen." Selbstverständlich werden viele Moralisten über solche „gemeingefährliche" Anschauung zetern, anstatt sich mit ihnen theoretisch auseinanderzusetzen. Um ihnen zu zeigen, daß diese Ketzerei sehr wohl diskutabel ist, möchte ich sie noch in einer Form vortragen, welcher wohl kein Moralist Maßlosigkeit vorwerfen dürfte. Christian Ehrenfels, ein Verteidiger der moralischen Autorität und bekanntlich kein „Nietzsche-Narr", kann nicht umhin, zu gestehen*): „Die moralische Wertung lenkt ihre suggestive Kraft mitunter auf Eigenschaften, deren Zunahme im Interesse des allgemeinen gesunden Wachstums nicht gewünscht werden kann, und entzieht sie solchen, deren Förderung vielmehr gedeihlich sein würde. Besonders zu Zeiten des Ueberganges und der Entwickelungskrisen ist dies häufig der Fall. Die moralischen Wertungen bleiben nämlich hinter der Entwickelung immer um einen Schritt zurück und sind, da sie weniger durch Verstandesschlüsse als durch Instinkt, Ideenassociation und Gewohnheit zustande kommen, stets ein Erzeugnis der eben vergangenen, nicht der gegenwärtigen Lebensverhältnisse und gesellschaftlichen Beziehungen. Bleiben sich nun diese Verhältnisse und Beziehungen durch lange Zeit gleich, so hat jenes Nachhinken der Werturteile begreiflicherweise keine bösen Folgen; um so übler bekundet es sich dagegen in Epochen rascher Veränderung".

---

*) „Freie Bühne" III, 10.

Nun, wir leben zweifellos in einer „Epoche rascher Veränderung“, in einer „Zeit des Ueberganges und der Entwickelungskrisen“. Daher wird das Elend des Moralismus augenblicklich denen am meisten fühlbar, welche zur socialen Fortentwickelung in verketzerten Richtungen treiben. Und daher Werke wie „Die Aussichtslosigkeit des Moralismus“. Es sind die Sturmvögel bevorstehender socialer Krisen von ungeheurer Bedeutung. Ich bemerke das für solche, welche die antimoralistische Richtung als eitel persönliche Narrheit und Verworfenheit betrachten.

Die Berliner Kunstausstellung.

Von

Hugo Ernst Schmidt.

II.

Die Münchener Secessionisten. Einige Ausländer.

Die Schotten sind seit dem großen Erfolge, den sie auf der Münchener Internationalen des Jahres 1890 errungen haben, zu einem bestimmenden Faktor in der allgemeinen Kunstbetriebsamkeit geworden. Ueberall nachher wurden sie nachgeahmt, und es giebt heut' viele Leinwanden, die ohne diese Anregung vielleicht unbemalt geblieben wären.

Berlin hat das Pech, alles nur unvollkommen zu Gesicht zu bekommen. Auch die Schotten sind bei uns nur in geringer Zahl vertreten und einen Totaleindruck bekommt man von ihrer Kunst nicht. Aber immerhin, so sporadisch sie auch gekommen sind, sie wirken so vornehm wie nur irgend möglich in dem Jahrmarktsgetriebe dieser Kunstausstellung.

Mit Vergnügen verweilt man in dem kleinen Saal, wo sie an der einen Wand Platz gefunden haben. Es ist der einzige Ruhepunkt, den die Ausstellung bietet, überall sonst schreit Alles auf uns ein und martert das Auge mit tausend Foltern. An einer Wand wird oft der ganze, große Kampf der modernen Kunst gekämpft, und dichtgedrängt hängen die feindlichen Brüder nebeneinander: schwarze Ateliermalerei, Plain-air und Impressionismus, radikalster Naturalismus und verwegenster Symbolismus. Die Hast und der Kampf und die rastlose Suche nach Neuland läßt einen nirgends los, es sei denn in dem Saale der Schotten, die in ihrer Gobelin- und Teppich-Feinheit und -Farbigkeit als geschlossene Gruppe, als Künstler eines Kunstprincips, beruhigend und befreiend wirken.

Auch sie sind nicht wie Sterne vom Himmel gefallen — es gab eine Zeit, wo man fast nicht begreifen wollte, wie in Glasgow eine solche Künstlerschar heranwachsen konnte — im Gegenteil, schon die Gleichartigkeit verrät die Einflüsse und Anregungen, die sie empfangen haben, deutlich. Das Studium der alten Meister, des Gobelins, des Teppichs, Japans und die Anregungen die, ihnen Whistler bot, waren für sie vielleicht eine eben solche Fundgrube wie das Studium der Natur. Ihr tritt von diesen Künstlern keiner ganz unbefangen gegenüber, sie haben alle etwas von jenen Schönheiten in ihren Augen, die auch aus ihren Bildern wiederstrahlen. Bei ihren Portraits kann man Velasquez nicht vergessen — James Guthrie — ihre Landschaften enthalten die zarten, feingestimmten Reize des Gobelins — John Lavory, Edward Walton — oder die intensiven Farben des orientalischen Teppichs

verbunden mit japanischen Seltsamkeiten — George Henry — und über allem schwebt der eigentümliche, schwermütige Stimmungszauber, den auch Whistler in so hohem Grade besitzt. Diese verschiedenen Anregungen wirkten befruchtend auf diese starken Individualitäten und lösten Gefühle aus, die in der übrigen Kunst nicht wieder zu finden sind. Sie tragen gemeinsame, nationale Züge. Der Charakter eines ganzen Volkes spiegelt sich in diesen Werken, und sie sind wie Offenbarungen des schottischen Geistes. Dieselben Gefühlswerte, von denen Tennyson und Swinburn beherrscht werden, leben hier und es weht derselbe Atem, wie in den schwärmerischen poetischen Schöpfungen Walter Scotts. Was erzählen diese Bilder nicht von einsamen, verträumten Stunden, von schwermütiger Kraft, die wie der Stier im Joch einhergeht, und von weichen thränenlächelnden Seligkeiten! Nirgends quält eine störende Nebenabsicht, überall ist mit den Mitteln, die sie durch das Studium der alten Kunst und der Natur gewonnen haben und so überaus glanzvoll beherrschen, auf das wesentliche hingearbeitet. Sie lassen sich ganz von ihren Gefühlen beherrschen, und sie darzustellen, sie zum tönen zu bringen, gilt ihnen das höchste. Die geheimnisvollen Schönheiten der Dämmerung, der herannahenden Nacht mit dem Silberglanz des Mondes, die Schwermut des Herbstes, wenn das Laub gelb wird und die Blätter fallen und alles stirbt, die Ruhe des Sommer-Mittags, die feuchten, warmen Lüfte über den Wassern, einsame Berge, um die der Sturm rast und die Wolken zaust, die Oede des Winters mit schneeigen Gefilden — kurz die ganze, große Natur in allen ihren Stimmungen lebt auf diesen Bildern. Wie ruhig und abgeklärt erscheinen sie uns heute schon; wie vergangene Kunst mutet uns alles an. Hier schlägt man sich nicht mehr, man fühlt sich in dem sicheren Besitz reicher, eigener Werte, und es gilt nur diese zu gestalten und ihnen Sprache zu verleihen.

Dagegen hat alles in der Ausstellung einen schweren Stand, und es giebt wenig Kunstwerke, die so vollkommen als Ausdruck künstlerischer Persönlichkeiten wirken. Den Gemälden, die die Franzosen gesandt haben, kann man das nur sehr bedingt zugestehen und nur drei Künstler: Besnard, Dagnan-Bouveret und Harrison bilden davon eine Ausnahme.

Welch tiefgehenden Einfluß die französische Malerei noch immer ausübt ist erstaunlich, und es giebt fast nichts, was ohne ihre Anregungen entstanden wäre. Und deshalb ist es aufrichtig zu bedauern, daß die großen Künstler, die dort noch immer leben, daß Puvis de Chavannes, Cazin, Degas, Monet nicht zu uns gekommen sind. An ihren Werken hätte man erst gesehen, was Kunst ist und den ganzen Jammer unserer deutschen, barbarischen Geschmacklosigkeit empfunden. Hier wo Anton von Werner herrscht, der noch nachträglich die Ausstellung mit „der Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II." beglückt hat, muß Besnard mit Schmähungen der schlimmsten Art übergossen werden, sonst würden ja Zeichen und Wunder geschehen.

Daß der Vorstand der Secession „die Grille" von Debese aufgenommen hat, ist überraschend. Diese Arbeit ist so gut, daß sie beinahe von Beyschlag sein könnte und selbst die Berliner Abteilung hat so schlechte Bilder. Und die andern Sachen! Eine Schnitterin von Georges Langée, eine Milchträgerin von Julien Dupré, Landschaften von Alexandre Nozal, das Mittagsmahl von Francois Langée, ein Porträt von Courtois, einige interessante Sachen von Carrière, das ist ziemlich alles. Natürlich gut gemalt, tüchtig gezeichnet mit einem kleinen Beigeschmack von Akademicismus. Und wir trösten uns. Denn das wird nun auch bei uns gemacht, manches sogar besser. Der Unterschied ist nur, daß unsere besten erst so weit sind, wie dort das Mittelmaß. Denn was für Klüfte gähnen zwischen Besnard und diesen Künstlern und wie weit haben Harrison und Dagnan-Bouveret dieselben hinter sich gelassen.

Die Madonna des letzteren ist ein entzückendes Bild. Die Zärtlichkeit und Innigkeit, die bis ins kleinste hinab in dieser Arbeit lebt und alles durchdrungen hat, ist tief poetisch. Die Lieblichkeit dieser Frauengestalt, mit dem rührenden Kindlein

in den Armen und in einem sonnendurchleuchteten Laubgang einherwandelnd, ist beseelt von dem tiefsten innerlichsten Glück und Frieden. Das Bild ist süß ohne süßlich zu sein, es ist koloristisch überaus fein, schlicht und einfach gemacht und ohne jede Aufdringlichkeit. Das milde Licht der seelischsten, reinsten Liebe hat sich über alles ergossen, und das ganze Bild tönt wie ein reicher, im Traum verklingender Accord.

Ein nicht so innerlicher Künstler ist der nun Pariser gewordene Amerikaner Alexander Harrison. Er ist ein eminent geschickter Künstler und feinsinniger Kolorist. Das sind seine beiden auffallendsten Vorzüge. Der erste aber wird ihm oft zum Nachteil und er verfällt leicht in technische Spielerei. Seine drei Bilder, „Studien" benannt, stellen den nackten Menschen dar. Ein Knabe im Sonnenlicht am Ufer des Sees, ein Mädchen an einem Baum stehend und auf den See hinaus nach einem anderen ausschauend, das im Kahn heranfährt, ein anderes am See träumerisch hingestreckt, das sind die Objekte seines Studiums. Besser ist menschliches Fleisch im freien Lichte, leichter und lebendiger selten gemalt worden. Was mich aber vor seinen Bildern nicht warm werden läßt, ist ein Mangel seiner Empfindung, die das letzte nicht auszuschöpfen vermag. Er schwimmt und lebt noch auf und mit der Oberfläche der Dinge, diese giebt er mit dem ganzen, berückenden Glanze, den die Natur besitzt, aber da sie nie nur „Kern noch Schale" ist, so wollen auch wir sie „mit einem Male".

Goethe, glaube ich, hat so einen ähnlichen Vers gemacht, und Besnard hat ein Bild gemalt, das — den Goetheschen Vers in Ehren — mir doch lieber ist. Es ist das bewundertste und verlästertste Bild der Ausstellung; ein Genuß und eine Freude allen Verständigen und ein Gräuel den Ignoranten. Es stellt ein Mädchen im Unterrock und Hemd, mit nackten Armen und nacktem Hals dar, das beim Aufgang der Sonne, beim ersten Frührot „wenn der Himmel in Rosen steht" am Strande des Meeres weilt, das, von den glühenden Farben der Sonne geküßt, in ihnen schwimmt. Das Mädchen, welches mit Sirenen-Augen, voll verführerischer Lust, voll grisettenhafter, spitzbübischer Leichtfertigkeit Dich anschaut und rätselhaft wie das Meer ist, vor dem sie steht, und dessen Seele, die Seele des Mädchens und seine Seele, die Seele des Meeres zu sein scheint — tändelnd, kosend, schmollend, verlockend, bald wie Kätzchen spielend, bald wie Tigerkatze krallend — das Dich umarmt in Liebe und das Dich mit tausend Dornen sticht — echtes Pariserblut, Blut, das in den Adern der Mädchen des Quartier latin brodelt — dieses satanische Frauenzimmer, dieses in überschwänglichsten Farben blühende Meer, beide in Schönheit und Verfänglichkeit strahlend, wirken auf die Nerven, auf alle Sinne mit einer unerhörten Gewalt. Es geht von diesem Bilde eine bannende Kraft aus, wie nur die Musik ähnlich zwingend zu wirken vermag, die den Menschen umrührt wie der Löffel ein Glas Wasser und was zu unterst war nach oben kehrt, und alle Mäntelchen und Oberflächen verweht und verbläst, und alle Mauern und Brücken wie der Sturm umreißt.

Noch von einer Arbeit der Bildhauerkunst will ich sprechen, die ebenso wie Besnard alles übrige meilenweit hinter sich zurückläßt. Es ist dies eine Gruppe von Stephan Sinding in Kopenhagen und stellt einen Mann und ein Weib dar, die sich leidenschaftlich umschlungen halten und im Kuß vereinigen. Der Mann in sitzender, halb knieender Stellung beugt sich über das Weib, das rücklings mit dem Oberkörper über seinen Beinen liegt. Fest umschlungen pressen sie sich Brust an Brust, und küssen sich. Wahrhaft elementar ist hier die Liebesleidenschaft zum Ausdruck gebracht; bis in die Fingerspitzen hinein, bis in die Fußsohlen hinab pulsiert das höchste Leben. Und mit welchem Gefühl ist jeder Form nachgegangen, alles aus einem Guß und organisch, daß man glaubt die Natur selbst zu schauen. Es ist ein Meisterwerk ersten Ranges, von einer Lebenswahrheit und Lebendigkeit, das seinesgleichen sucht und in der modernen Bildhauerkunst, zumal in der deutschen, sicher nicht findet.

Tagebuchblätter aus der Einsamkeit.

Von

Julius Hart.

In Finsternis schwebt die Seele, verloren in der Unermeßlichkeit dunkelster und tiefster Welträume und verhüllter Weltzeiten, pfadlos ist die Nacht und Du siehst kein Oben und kein Unten. Schwebst Du empor oder sinkst Du hernieder? Woher bist Du gekommen und wohin gehst Du? Das Eine allein weißt Du, daß Du es nicht weißt. Alles Erkennen und alles Wissen ist Stückwerk. In Finsternis schwebt die Seele. Von Grab zu Grab. Doch was liegt hinter und unter dem Grabe?

Doch Du bist. Auch das weißt Du. Alles ist Sein, auch der Tod. Und Sein heißt Fließen und Werden. Dieses herrscht im Sein: ewige Unruhe und Bewegung. Aus dem Keim treibt die Wurzel und die Wurzel wird zum Stamm, dessen Zweige sich mit Blättern und Blüten behängen. Das Tier wird zum Menschen. Der Mensch wird — —? Unendliche Entwickelung liegt hinter ihm — unendliche vor ihm. Nur eine Handspanne Zeit: und dumpfe Höhlen verwandelten sich in Tempel, getragen von Marmorsäulen und in Paläste und Schlösser, erfüllt mit Kostbarkeiten aller Art. Wirres Empfinden und Denken wurde zum Schrei, und der Schrei zum Wort, das Wort zur Sprache. Das Wort verwandelte sich in Bild und das Bild in Buchstaben. In jedem Stein und Fetzen, in jedem Stück Holz lag der Zauber eingeschlossen, der Gewalt besaß über Leben und Tod. Der Zauber hieß Zufall und der Zufall hieß Gott. Vom Zufall und Zauber wurde Gott zum Schicksal und zum gewaltigen Naturbilde. Aus dem Gotte des Steines und des Stückes Holz wuchs der Gott der Donnerwolke empor und der Blitzflamme, des zeugenden Frühlings, dessen Wolluststrom sich in den offenen Leib der Erde hineintrinkt. Und von Neuem wuchs der Gott und aus der Erscheinung gebar sich die Idee. Was Sonne hieß, hieß Liebe, hieß Wahrheit, hieß Gerechtigkeit. Drei Verwandlungen, drei Entwickelungen, drei Erlösungen. Der Jäger gebar den Viehzüchter, der Viehzüchter den Ackerbauer und der Ackerbauer den Händler. Prometheus heißt die Wurzel und der Stamm heißt Jesajas und Aeschylus. Aeschylus erzeugte Demokrit und Plato. Plato aber wandelte sich um zu Buddha und Christus. Eine Blüte ist Buddha, eine Blüte ist Christus, und jede Blüte ist wieder Same und Knospe. Christus ward zu Newton und Goethe. Nur eine kurze Handspanne Zeit: und der Höhlenbewohner Mensch, sich nährend vom Gehirn seines Feindes, saß in der grünen, blühenden Einsamkeit der Wälder von Uruvilva, saß in der toten starren Steinwüste des Berges Quarantana und kam aus dem Büßerhaine zurück und stieg vom Berge der

Versuchung hernieder und rief es in alle Welt hinaus: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gestern noch ging meine Seele dahin, purpurne Blutschleier vor den Augen, und umschlich das Zelt des schlafenden Mörders, getrieben, gequält und unruhig vom ungesühnten Blute des erschlagenen Bruders; Blutrache hieß ihr Gott. Und heute geht sie träumend und zweifelnd als Hamlet umher, und sie steht über dem Mörder gebeugt und — läßt den Dolch in der Scheide und flieht in sich erschauernd davon . . Nur eine kurze Handspanne Zeit . .

Wie vieles liegt hinter Euch, . . wie unendliches vor Euch! Unendliche Zeiten — unendliche Verwandelungen, unendliche Entwickelungen! Greife nach Allem — Alles ist Dein, ewig bewegte, unruhige Seele. Fließe dahin im unaufhörlich rinnenden Strome; die Nacht, in die er dahinstürzt, ist eine lebendige Nacht voller Geheimnisse, die Du lösen wirst, voller Erscheinungen, welche Du noch nicht ahnst; große Wunder liegen verborgen in der Nacht, und Märchenschätze bergen sich in ihrer Finsternis, von Schönheit glühender, als jemals Deine Phantasie geträumt hat. Durch die Erde fließt der Strom und über die Erde hinaus, in den Weltraum hinein; alle Sonne und Sterne ertrinken in ihm und Sirius und Uranus schaukeln auf seinen grünen bewegten Wellen wie weiße Wasserrosen. Triumphgesang — Triumphgesang! Wo ist eine Posaune so mächtig und stark, daß ihr schmetternder Erzklang hinausschreien kann, was in der Seele Mächtiges lebt, rast ihr Trommeln und Pauken — rast — rast! alles Tönen und Jauchzen ist ein toter, matter, verhallender Nachklang der Werdelust der Seele, der unendlichen, unnennbaren, stürmischen Freude des Seins . . . . . .

* * *

Dunkel in Nacht gehüllt
Schlafen Felder und Auen,
Nur am ewig wandernden Strom
Hör' ich die Wasser sich stoßen und stauen.

Leer und grabesstumm
Ruhen die hohlen Gassen, ...
Nur ein Windhauch streift herab
Aus den Wolken, den schattenblassen.

Euere Sinne all'
Schlafen in Nacht verloren,
Denn aus Finsternis und Nacht
Ward der Menschengeist geboren.

Wie im Tode schlummert Ihr all'
Ihr in Schuld Unschuldigen,
Die Ihr selbst Euch Leiden schafft
Wehe den Allzu-Geduldigen!

Nieder aus dieser Nacht
Ewig steigen die Leiden und Qualen,
Doch ich halte wachend empor
Eurer Zukunft glühende Schalen.

Hoch von der Zinne herab
Schau ich in östlichen Weiten
Durch die tiefe Finsternis
Schimmernde Morgennebel gleiten.

* * *

I.

Unter blühendem Thymian
Und in honigduftendem goldiggelben Labkraut
Lagen wir, überwachsen vom wilden Gras
Hinter den Nußsträuchern,
Halb in feuchtgrünem Schatten,
Halb im heißen Mittagsschweigen.

Einsam und allein mit dem Gras
Und mit den Blumen,
Allein mit den dunkelschweigenden Fichten
Und mit dem einsam klopfenden Specht.

Durch meine Seele schwirrten alte Reime,
Und ich hörte eine Fiedel tönen,
Hörte sie lachen in meinem Herzen . .
Oder kam aus der Erde der lustige Klang —
Herüber vom See, — aus Wellen und Schilf?

Lachend warfst Du Dich über mich,
Und mein Mund lag an Deinen Brüsten,
An Deinen jungen festen Brüsten,
Und ich hörte Dein Herzblut singen,
Und sah seine roten Bäche fließen
Dahin unter rötlichen Apfelblüten.

Weißt Du es noch, wie wir lagen
Festverschlungen zu einem Leibe?
In Deine Adern strömte mein Herzblut,
Und Deines Mundes Hauch rann durch meinen Leib
Wie ein goldener Bart umflocht' mich Dein Haar.

Oh wir lagen zusammen
Wie zwei Wellen im sonnenheißen Meer,
Zusammenfließend,
Und stiegen auf und sanken nieder . . . .

II.

Auf bläulichroten Thymianblüten
Und im honigduftenden gelben Labkraut
Haben wir unser Hochzeitsbett gefunden . .
Maggi — meine kleine Maggi,
Müde von all' dem dummen Küssen
Liegt auf dem Rücken und blinzelt
Mit halb zugekniffenen flimmernden Augen
Durch das glühende starre Kieferngezweige,
Blinzelt in den weißen Sommerhimmel,
Und lacht zur Sonne herauf, —
Lacht ganz lautlos in sich hinaus . . .

Ueber all' das dumme Küssen lacht meine Maggi
Lautlos in sich hinein, . .
Ich aber hör' es leise . . . leise klingen,
Wie das silbrige Tönen von weingefüllten
Krystallenen Gläsern.

Durch die verlorene grüne Einsamkeit
Klingt es verstohlen und
Umspinnt mit glänzenden Sonnenfäden
Unser Sträucherversteck . .
Und immer lauter lacht alles,
Wie beschwipst vom Rüdesheimer,
Schwerem köstlichem Rüdesheimer
Des Wonnejahres Achtzehnhundertundelf . .
Tobende Heiterkeit ringsum.

Ich glaube, der Sonne stehen vor Lachen
Thränen im Auge,
Und aus den Wolken schauen alle Götter der Vorzeit
Der greise Brahma selber,
Gelehnt an ein junges Weib
Mit nackten, braunen Brüsten,
Schaut lachend herab, —
Stürmisch lachend schauen alle
Nieder auf zwei dumme Menschenkinder . . .

* * *

Mittagsstille im Kiefernbusch! . . . . . Leises Atmen der Luft, . . müdes Atmen, . . schwer vom Ruch des gelb fließenden Harzes und vom Duft der dunkelgrünen Nadeln . . . . An den schuppigen Rinden brennt Sonnenglut und die leeren Stämme rauchen . . . Du siehst den Rauch nicht, . . doch Du schmeckst ihn und riechst Brand im Holz.

Die Stämme sind wie Mastbäume, nackt und groß, und wie ein Mastkorb hängt oben an der Spitze das Gesprüpp von Aesten und Zweigen und strammen schwarzen Nadeln . . . Ueber den Tauen und Wimpeln tanzen die Sommerfunken, — überall Dunkel und Licht, dunkles körperliches, umsponnen von dem zitternden hellen Duft des Mittages. Denn die Sonne ist die Seele alles Irdischen . . . .

Stunden lieg ich auf dem Rücken im harten wie verkrüppelten Gras, das den Boden des Kiefernbusches bedeckt . . Skabiosen von blassem Lila neigen über mein Gesicht, und über das Moos und die graugrünen Flechten sind saftignasse Heidelbeerkräuter herangewachsen . . . . Wie fruchtbar bist Du, unfruchtbare Sanderde, auf der ich liege . . Aus den Schollen quillt ein Duft, voller Kraft, herb und würzig, . . feuchttrocken . . Der Duft hat sich in Blumen verwandelt und in Gras . . Zittergras . . . Schafgarben und die vier roten Sterne der Lichtnelken wachsen zwischen den gespreizten Fingern meiner Hand, die flach am Boden liegt . . . Mein Haupt liegt in Thymian und Labkraut . . .

Holde kleine Welt, die mich hier umschwirrt. Zwischen den welken Nadeln zappelt eine Ameise, und durch die kleinen Brocken Erde, unter den Blumenblättern taumeln, stürzen und flüchten Käfer in ihren metallisch glänzenden Ritterpanzern . . . Zierliche Spinnchen huschen hervor und eine surrende Wespe kreist unablässig über mir, angezogen vom Honig des Thymians und immer wieder weggescheucht durch meinen Atem . . . kommt surrend wieder . . . immer wieder . . immer wieder . . . wieder . .

Wie liebe ich Dich, kleine holde Welt . . . untergehen möchte ich in Dir . . Gras möchte ich werden und Kraut . . Sonne und Regen auffangen mit Blütenkelchen . .

Doch von oben heran leuchten die weißen Wolken . . . leise segelnd . . . langsam ziehend . . langsam . . Durch die zerrissenen Maschen der düsteren Wipfel glänzt der Himmel . . in lauter ungleiche Stücke geteilt und jedes wie umrahmt von Zweigen und Nadeln . . . Stundenlang starr ich in die Wolken . . in die weiße Glut — — in die Unendlichkeit.

Zwischen Wolken und Erde, Unendlichkeit und Endlichkeit gaukelt wie ein feiner Schatten ein Schmetterling . . . Um die Gipfeln der Kiefern schwebt er auf und nieder; und einmal . . zweimal, taumelnd durch einen Sonnenstrahl, leuchtet er goldgelb auf wie ein fliegender Topas . . . Und höher steigt er und verschwindet . . und taucht wieder auf goldgelb über den höchsten Wolken . . . und blitzt auf . . . Ich erkenne Dich, Mizar, gekrönte Diamantkrone im Bilde des großen Wagens . . Und oben aus der hellen Glut glühen sie alle wieder hervor, die Blumen und Blüten des Waldgrundes, die roten Sterne der Heidenelke, und des Heidekrautes, Thymian und Skabiosen . . Der Himmel ist Erde geworden und die Wolken zu Blumengründen und Waldwiesen, und jede Blüte heißt eine Welt.

Welten stehen über meinem Haupte und der weiße Mittagshimmel glänzt voller Sterne. Tausend Pfeile aus der Unendlichkeit fahren in meinem Busen,

und schwindelnd starr' ich in die schreckliche Höhe, die unermeßbar ferne. Und mein Gedanke wandert von Stern, und in einem Augenblick legt er Milliarden Meilen zurück.

Doch ein dunkler Ast der Kiefer verschattet tausend Welten.

Du bist mir lieb. Du zärtlich blaue Blüte der Glockenblume und auch Ihr seid es, aus unendlichen Weiten durch westliche Zweige glühenden drei Perlen am Gürtel des Orion. Dich, Nähe, liebe ich, Dich liebe ich, Weite und Größe. Auch Du, Blume, trägst eine Ewigkeit in Dir, und Ihr Sterne seid flüchtig, wie Blatt und Gras. Licht, das Du vor Tausenden von Jahren aus flammenden Sonnen hervorbrachst und heute in mein Auge leuchtest, all ihr Millionen Welten, unfaßbar für mein Denken, — doch nur als ein Tropfen fallt Ihr in den Becher meiner Freude, und all Eure Ewigkeiten sind mir nichts als ein einziger Augenblick des Genießens.

Groß und nichtig ist das Große, groß und nichtig das Kleine, und alles Große und alles Kleine wiegt nicht schwerer als die Schale meines Gehirns. Glänzend in meinem Busen kreisen Sonne und Sterne, Wälder und Wiesen grünen in meinem Herzen, Himmel und Erde durchfliege ich, und jedes Korn meines Leibes wächst aus der Ewigkeit hinein in das Unendliche, und nichts bin ich als ein Rauch, der in die Lüfte verflattert.

Fahl — fahl und wie ein gelber Nebelkreis starrt aus den Mittagswolken der tote Mond. —

* * *

Denn zur Erde bin ich zurückgekehrt . . .

Im grünen Schatten der Linden lag ich
Auf weichen Blumen und zärtlichem Gras,
Das morgenhelle Meer in der Tiefe
Glänzte mit goldig blauen Wellen empor,
Und der salzig feuchte Atem der Fluten,
Rauschte durch alle Lüfte die Kraft
Und ihres Lebens saftige Fülle.

Lachend in Deinen Wellen, o Morgenlicht
Im matten Frührotglanze der Wolken
Umspült von rauhem Meeresdufte
Lieg' ich und trinke mit frohen Lippen
Aus krystallenen Schalen den süßen Tau,
Den Himmel und Erde mir lachend kredenzen,
Blumen und Früchte wachsen mir in die Hand,
Und liebend streust Du, reiche Natur,

Mit vollen Händen, feucht von Fruchtbarkeit,
Licht und Leben und neue Liebe
Neben mein neuverjüngtes Haupt . .

Denn zur Erde bin ich zurückgekehrt
Ein Götterloser; auf dunklen Wegen
An nebeldüstren Höhlen vorüber
Durch dürre Wüsten irrt' ich nicht länger,
Götter anbetend, mich selber anbetend . .
Kein Blut mehr bring' ich zum Opfer
Mir selber und keine Erschlagenen,
Denn zur Erde bin ich zurückgekehrt . . .

Und ihre Liebe ward verhundertfältigt . .

Grüner quillt im Walde das Laub,
Und alle Berge strömen von duftendem Wein,
Und alle Thäler sind voll von Weizen,
Daß weit durch alle Lüfte der Aehren
Goldenes Leuchten flimmernd fließt,
Und der Tag ist voller Lust und Arbeit,
Und die dunklen Nächte voller Liebe . .

Denn zur Erde bin ich zurückgekehrt.

* * *

Facrymas Lied.

Dieser Erde zu entfliehen,
Und des Leibes dunkler Haft,
Mich der Trübsal zu entziehen,
Und all eurer Leidenschaft:
Ach, umsonst all dieses Ringen,
Bald erschöpft sinkt meine Kraft,
Schon zerrissen meine Adern
Fühle ich von gift'gem Saft . .
Meine Seele ist erschlafft!
Und die Erde hat mich wieder,
Fieber rast durch meine Glieder,
Dumpfe — dumpfe Leidenschaft.

* * *

Ich sitz' an dunklen Wegen
Und berge im Schoß mein Haupt,
Herbstwilde Stürme bewegen
Die Seele mir und Haupt . .
Und Todesschatten legen
Sich grauend auf mein Haupt,
Von Thränen und Blut ein Regen
Fällt tropfend auf mein Haupt.

Könnt' ich Vergangenheiten
Auslöschen mit Feuer und Blut!
Doch über alle Weiten
Rinnt, fließt und strömt das Blut . .
Zum Meer seh' ich verbreiten
Sich diesen Strom von Blut,
Hinab die Menschheit gleiten
Zu Tiefen rot von Blut.

* * *

In die tiefe und die stumme
Dunkle Einsamkeit verschwunden,
Lieg' ich unter düstern Föhren
Und von Dämmerung umwunden.
Doch zu hassen und zu meiden
Bin ich nicht der Welt entflohen;
Tiefer fühl' ich in der hohen
Todesstille unsre Leiden.

Senken will ich in den Busen
Aller Leiden glüh'nde Schwerter,
Und ich steige wieder nieder
Ein von Haupt zu Fuß Bewehrter.
Nur aus Qualen und aus Leiden
Schmiedest du der Liebe Eisen, —
Mit der Liebe Feuerlanze
Will ich Menschenherden weiden.

* * *

Spruch.

Nur die fürstlichen Seelen grüß' ich,
Die als Herrscher die Welt durchschreiten,
Doch nicht Fürsten sind, die finster
Ueber Sklavenleiber reiten,
Herr mag nur mit Herren leben,
Wird den Knecht zum Herrn erheben,
Nur wenn Du Dich selbst bezwungen,
Sei von meinem Arm umschlungen.

Kleine Geschichten.

Von
Peter Nansen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Ein Weihnachtsmärchen.

Es war ein verworfenes Kind. Man konnte sicher sagen, daß die Erziehung einige Schuld daran hatte, denn sie war, gelinde gesagt, schlampig gewesen; aber trotzdem — ein zehnjähriges Kind ist nicht allein durch Erziehung so mißraten; es muß etwas Gottloses an ihm von Geburt sein.

Das verworfene Kind ging am Weihnachts-Heiligen-Abend den Vimmelskaft entlang. Natürlicherweise waren die Kleider des Kindes zerrissen und löcherig; es war unglaublich, was das Kind Zeug zerreißen konnte; bekam es nicht vorigen Winter ein Paar abgelegte Hosen vom Oberlehrer? Und nun war da, mit Schanden zu melden, nichts mehr übrig, um seine Kehrseite zu decken. Man konnte sich versucht fühlen zu glauben, das Kind hätte es gemacht wie der unartige, kleine Tordenskjold, der sich auf einen Schleifstein setzte.

Es war nicht gerade sommerwarm an dem Abend, aber doch mild und behaglich für gesunde und wohlgekleidete Leute. Aber wer den Jungen ansah, konnte glauben, Kopenhagen sei Sibirien. Er betrug sich, als wäre er nahe daran, zu erfrieren. Hielt die Hände vor den Mund und ließ die Thränen an seinen schmutzigen, aufgeschwollenen Wangen herunterlaufen.

Daß das Verstellung war, sah man am besten daran, daß er jeden Augenblick stehen blieb und die erleuchteten, geputzten Ladenfenster anstarrte; hätte er im Ernst gefroren, so hätte ihm das schon Beine gemacht.

Wer ihn beobachtete, wenn er vor einem weihnachtlich feinen Laden stand, bemerkte einen gierigen, boshaften Ausdruck in seinen kleinen, geschwinden, Augen. Das war nicht wie bei anderen Kindern, denen es auch einfallen konnte, Alles haben zu wollen, was sie sahen. Wie bezaubernd war es nicht, die kleinen leckern Dingerchen die Händchen ausstrecken zu sehen und sagen zu hören: „Das will ich zu Weihnachten haben, Mutter.“ . . . Und sobald nur die Mama sie küßte und sagte: „Ja, wenn Baby artig ist, soll Baby es bekommen!“ — gleich waren sie zufrieden und lachten über das ganze Gesicht.

Aber das verworfene Kind sah so gierig aus, daß man förmlich für dasselbe bange werden konnte. Und als einmal ein kleines, süßes Mädchen, das es ekelte, ihn zu sehen, zu seiner Mutter sagte: „Puh, solch ein Straßenjunge!“ da spuckte er ihr nach und sagte ein schlechtes Wort. Glücklicherweise hatte die Mutter die Geistesgegenwart, ihm ordentlich mit ihrem Regenschirm auf den Kopf zu klopfen, ehe er ausriß.

Es war außerordentlich schön und angenehm auf Oestergade. So hell wie am hellen Tag und lauter Duft von guten Dingen aus den warmen Läden. Deshalb konnten die Leute auch nicht anders, als froh aussehen; sie gingen so lächelnd und höflich um einander herum, als wären sie lauter gute Freunde. Man sagte: „Ach, Entschuldigung!" wenn man gegen einander stieß, und sogar gegen ältere Damen war man galant.

Der unartige Bube schlich sich mit seinem mürrischen, unangenehmen Gesicht zwischen all' diesen liebenswürdigen Menschen hin. Vor einem Bäckerladen blieb er stehen und schnüffelte nach dem fetten süßen Geruch des Weihnachtskuchens. Die Thür — eine schöne Glasthür mit blauen seidenen Gardinen — wurde alle Augenblicke aufgemacht, und feine Damen, mit roten und weißen Päckchen in, und dicken Kindern an der Hand, gingen aus und ein. Jedes Mal, wenn die Thür sich öffnete, strömte der frische warme Duft heraus und der Junge konnte seine Nase nicht davon fern halten. Er kam näher und näher, und einmal, als die Thür eine Spalte breit offen stehen geblieben war, schlüpfte er hinein und stellte sich in eine Ecke neben zwei große Körbe mit dampfendem, frischgebackenem Wiener Brot.

Die Damen standen vor der Toonbank und niemand bemerkte ihn. Es war auch kein Vergnügen, ihn da stehen zu sehen mit bösen, flackernden Blicken, zitternd vor Lüsternheit.

Da kam eine hohe, schöne Dame mit einem wunderschönen, goldlockigen kleinen Mädchen, einem rechten Gottesengel, herein. Große, fromme Augen in dem weichsten kleinen Gesicht. Als sie den schmutzigen, schlechtgekleideten Jungen sah, kamen ihr die Thränen in die schönen Augen, und sie sagte zu ihrer Mutter: „Ach, wie der Junge arm aussieht. Darf ich ihm meine fünf Pfennige geben, Mutter?"

Die Dame musterte den Burschen und schüttelte, wie begreiflich war, mißbilligend den Kopf über sein wenig ansprechendes Aussehen. Aber zu ihrer Tochter sagte sie: „Mein eigenes, gesegnetes Kind, wenn es Dir Freude macht, bitte, gieb dem Knaben Deinen Sparpfennig."

Das kleine Mädchen suchte in seinem Muff und fand das Fünfpfennigstück. Und während es sich vorsichtig an der Mutter mit der einen Hand festhielt, reichte es mit der andern dem Jungen das Geldstück und sagte: „Das bekommst Du." Der Junge sah nur auf das Geld und riß es ausgehungert an sich, so daß das kleine Mädchen sich ganz erschreckt an die Mutter drückte: „Das ist gewiß ein böser Junge, Mutter. Er sagte nicht einmal: danke."

„Mein Kind," sagte die Dame ernst und innerlich zu ihm, „erinnere Dich, daß man immer Dank sagen muß, wenn man etwas bekommt."

Darauf ging sie an den Ladentisch mit ihrem kleinen, betrübten Mädchen und gab ihm einen Kuchen, um es über seine kindliche Enttäuschung zu trösten, während sie selbst ihre Weihnachtsbestellungen machte.

Aber das kleine Mädchen konnte den unartigen Knaben nicht vergessen und fuhr fort, verstohlen nach ihm hinzuschielen.

Der Knabe blieb stehen; er konnte sich von den beiden Körben mit dem Wiener Brot nicht losreißen. Seine Hände tasteten um den Rand des einen, während seine Augen unruhig in die Runde gingen, und als er sich unbeachtet glaubte, fuhr er mit der Hand in den Korb hinab.

Im selben Augenblick rief das kleine Mädchen entsetzt: „Mutter, er stiehlt!"

Und ehe der Junge durch die Thür schlüpfen konnte, war er von einem resoluten Dienstmädchen ergriffen. Er hatte die Hand voller Wiener Brot.

Es entstand ein großer Schrecken im Laden und die entsetzten Damen riefen durcheinander: „Ein Dieb! wie schrecklich! Mitten auf der Hauptstraße! Wo ist die Polizei!“ Das kleine Mädchen weinte und als ein Schutzmann in die Bude trat, jammerte es laut: „Ach Mutter — Mutter!“

Es bedurfte keiner langen Erklärung, denn der Junge war auf frischer That ergriffen. Die hübsche, runde Bäckermamsell mit der weißen Latzschürze war gutmütig genug, zu sagen, aus den paar Stücken Wiener Brot solle man doch kein Wesen machen. Aber da trat die hohe Dame mit dem weinenden Kind an der Hand hervor und sagte:

„Ich fühle mich verpflichtet, den Herrn Schutzmann darüber aufzuklären, daß dieser Knabe nicht aus Not gestohlen hat! Meine kleine Emmy — hier brach das Kind in ein krampfhaftes Schluchzen aus — hat ihm vor einem Augenblick Geld gegeben.“

Während alles dessen hatte der Junge verstockt und augenscheinlich ganz gleichgültig dagestanden. Er versuchte sogar, sich einen Mundvoll Wiener Brot zu stehlen, das niemand ihm wegzunehmen bedacht gewesen war; aber das verpurrte ihm das Dienstmädchen, das ihn festgehalten hatte, indem sie seinen Arm schüttelte, so daß das Brot auf die Diele fiel.

Der Schutzmann nahm den Burschen bei der Schulter und während er die Damen grüßte und mit ihm ging, sagte er: „Ja, ja! Ihm kann jedenfalls ein kleiner Abstecher in die Kammer nicht schaden!“

Das kleine Mädchen war untröstlich. Sie weinte um den diebischen Knaben.

„Mutter — ich bin so angst, daß die Polizei ihm was Böses thut.“

„Mein Kind, Du sollst wegen des bösen Buben nicht traurig sein. Die Polizei giebt ihm nur etwas Ruten und das wird zu seinem eigenen Besten dienen, wenn er nicht schon ganz vom Laster verhärtet ist. Bitte in Deinem Abendgebet, meine eigne Emmy, daß Gott dem verworfenen Kind vergeben möge.“

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Noch einmal die „Tisserands“.

Hauptmanns „Weber„ beschäftigen noch immer die französische Presse. Nach den rasch improvisierten Kritiken für den Tagesbedarf folgen jetzt die größeren Revuen mit eingehender Würdigung. Einige nicht uninteressante Gesichtspunkte findet Jacques du Tillet in der „Revue bleue“, dessen Referat wir im wesentlichen hier wiedergeben. „Es ist das Jahr der socialistischen Dramen. Paul Adam und Gabriel Mourey haben den „Automne“ herausgegeben, dessen Verbot im vergangenen Februar einigen Lärm verursachte. Jüngst gab das Théatre Libre „Die Weber“, Gerhart Hauptmanns Drama, das, nach einem Verbot, auf der „Freien Bühne“ in Berlin aufgeführt wurde . . . Es wäre interessant, die beiden Stücke zu vergleichen, wie sie beide interessant zu lesen sind. Was dem einen fehlt, besitzt das andere vielleicht im Uebermaß. Die Unparteilichkeit, welche Adam und Mourey zu zeigen suchten, giebt dem „Automne“ eine größere Tragweite; andrerseits verleiht die leidenschaftliche Schärfe Gerhart Hauptmanns den „Webern“ ihr größtes Interesse. Die Sorgfalt, womit Adam und Mourey ein „Stück“ aufgebaut und ihren theoretischen Entwicklungen eine Intrigue der Leidenschaft hinzugefügt haben, macht „Automne“ leichter verständlich; andrerseits giebt der ausschließlich politische Ton der „Weber“ dem Drama Hauptmanns ein allgemeines Interesse. Ich könnte diese Parallele noch lange fortsetzen, was ganz anziehend sein würde, schon dadurch, daß es die verschiedenen Tendenzen der deutschen und französischen Socialisten aufweisen würde. Aber ich will Ihnen heut von den „Webern“ sprechen, und behalte mir vor, wenn es möglich ist, auf das Drama von Adam und Mourey zurückzukommen. Beachten Sie jedoch von vornherein, daß Gerhart Hauptmann, indem er entschieden jedes sentimentale und romantische Element vernachlässigte, sich seine Aufgabe erschwerte. Da das Interesse einzig auf der Sittenmalerei beruhen sollte, so mußte diese Malerei ganz besonders genau sein, die Darstellung der Sitten sehr lebendig, und die Personen bis zu einem gewissen Grade wahr und wahrscheinlich. Vor allem scheint es mir notwendig, daß wir uns auf den Standpunkt des Verfassers stellen. Wenn wir in seinem Drama das vermissen, was wir gewöhnlich im Theater suchen und bevorzugen, so lassen Sie uns fragen, was der Autor gewollt und ob er es erreicht hat, ob er in seine Personen alles zu legen wußte, was nötig war, alles, oder wenigstens das Wesentliche. Was Gerhart Hauptmann wollte, war: uns für seine „Weber“ zu interessieren, und durch das Bild ihres Lebens uns in einen geistigen Zustand zu versetzen, in welchem wir am Schluß des Dramas über sie ebenso denken wie er. Dies ist ihm vollständig gelungen. Der Erfolg seines Stückes ist unbestreitbar, und wenn man auch einige Ausstellungen an den „Webern“ gemacht hat, von denen einige sehr berechtigt sind, so ist doch alle Welt einig, daß sie die Zuschauer tief bewegt haben. Aber hier ist eine Einwendung gemacht. Diese Rührung wird durch zu leichte Mittel, von zu sicherer Wirkung herbeigeführt. Einer unserer Kollegen, dessen boshafte und treffende Ironie die Leser der „Revue bleue“ kennen, Fernand Vandérem, hat diesen Einwand sehr geistvoll zusammengefaßt; er erkennt die durch das Schauspiel erregte Erschütterung an und setzt hinzu: „Diese Erschütterung war leicht vorherzusehen. Man bringe zerlumpte Individuen auf die Bühne, die sich vor Hunger krümmen, im Schmutz und Elend wälzen, sich gegen die Besitzenden empören, ein bürgerliches Haus plündern, die da brüllen: „zu essen!“, die „nieder mit unsern Arbeitgebern!“ schreien, oder die sich hinter den Kulissen niederschießen lassen — so müßte man besonderes Mißgeschick haben, wenn man durch diese gehäuften Schrecknisse nicht einige Aufregung im Saal hervorriefe. Man mag immerhin Börsenmann, Angehöriger besserer Kreise, leichtfertige Dame, oder einfacher Theaterabonnent sein, man ist nicht von Holz, und wenn man das Unglück dieser armen Teufel sieht, so wird man doch ein wenig bewegt.“

Und doch haben wir in den letzten zehn Jahren „Schrecknisse“ genug dargestellt gesehen, und nicht immer waren es die Dramen, welche davon am meisten enthielten, zu denen das Publikum strömte. Wie man auch von letzterem denken mag, es weiß zu unterscheiden zwischen den Schrecknissen, welche einzig zur Ausstaffierung dienen, und den logischen, welche mit dem Gegenstand verwachsen sind. Es ist nicht so leicht wie man denkt, einen Schauspielhaussaal zu rühren; sonst würde man es häufiger thun. Und, ohne über das Théatre-Libre hinauszugehen, haben wir nicht mehr als einmal bei Gegenständen, die uns stärker als das Schicksal der schlesischen Weber am Herzen lagen, Häufung von Entsetzlichem dargestellt gesehen, durch welche das Publikum sich nicht fangen ließ? Es wurde deutlich den „Draht“ gewahr, wenn ich mich so ausdrücken darf, und ließ sich nichts weißmachen Beachten Sie auch, daß das Raisonnement Fernand Vandérems jede wahrhaft interessante Frage vom Theater ausschließen würde. Die Geldfrage, religiöse, sociale, militärische, politische Fragen, alles Fragen, welche uns mit vollem Recht leidenschaftlich bewegen, und die man dann sämtlich nicht behandeln dürfte, eben *weil* sie uns leidenschaft anregen, und bei denen das Interesse, welches sie uns einflößen, einen rein künstlerischen und litterarischen Genuß verhindern würde! Was bliebe dem Theater noch? Philosophische Fragen, Abstraktionen, und der ewige Roman des Ehebruchs und des „armen jungen Mannes“. Demnach hätte Beaumarchais die „Hochzeit des Figaro“ nicht schreiben dürfen? . . . Und „Der Sohn Giboyers“? . . . Und „Rabagas“? . . . Es giebt kein Stück, Drama oder Komödie, nicht ein Stück — es sei denn ein „Liebes-Stück“ — worauf nicht dasselbe Raisonnement anzuwenden wäre. Ich weiß, daß ich übertreibe, und F. Vanderem ist zu einsichtsvoll um die Theorien, welche ich ihm zuschreibe, durchzuführen. Ich will nur so viel sagen, daß die Bühne eben jene Vorwürfe vorzugsweise behandeln muß, wenn sie mehr als eine Unterhaltung für Mandarinen oder ein Zeitvertreib nach dem Diner sein will. Glauben Sie mir, gerade bei Gegenständen, welche das Publikum leidenschaftlich berühren, ist es am schwierigsten zu behandeln; es kennt (wenigstens ungefähr) das, wovon man zu ihm spricht; es hat leicht „den Kniff los“ — und augenscheinlich hat Gerhart Hauptmanns Schauspiel nicht ohne gute Gründe einen großen Erfolg gehabt. Mich dünken sie *gute* Gründe. Ohne Zweifel sind die „Weber“ kein sehr erquickliches Schauspiel; von Anfang bis zu Ende wird über Hunger geklagt. Und wenn nun der Hunger das Wesentliche im Leben der Leidenden ist? Gerade das, was das Drama charakterisiert und für mich dessen Wert ausmacht, ist, daß es keine Theorien enthält. Man leidet darin; man zeigt uns das Leiden, wir müssen es begreifen und beklagen. Das ist schon viel. Und wenn man Gerhart Hauptmann vorwirft, nachdem er das Uebel gezeigt, gebe er kein Hilfsmittel an, so ist diese Ausstellung bedeutungslos. *Ja*, er *hat* uns das Uebel vorgeführt, mit einer entsetzlichen Bitterkeit des Hasses. Aber ich glaube außerdem, daß er es *künstlerisch* dargestellt hat. Ich lege sehr wenig Gewicht auf die Scenen der Empörung und des Niederschießens an sich; aber das ist auch nicht die Hauptsache im Drama. Sie liegt in dem Leben der Weber selbst, und Hauptmann hat sie uns mit seltner Kraft darzustellen gewußt. Ich kenne nichts tiefer Ergreifendes als die beiden ersten Akte: dies Vorüberziehen der Aermsten, die mit ihrem Mut, ihrer Kraft, ihrer Gesundheit zu Ende sind; diese Beamten, verdrossen über die unaufhörlichen Ansprüche, von welchen einige vielleicht ungerechtfertigt sind; der Fabrikant selbst, gereizt durch diese Klagen, welche er großenteils begründet weiß, die er aber nicht stillen kann. Hier, das Elend in seiner schrecklichsten Gestalt, dort die Unmöglichkeit ihm abzuhelfen. Die Lage ist höchst ausdrucksvoll dargelegt, und wahrlich es hat dazu Kunst gehört, und keine geringe. Und der zweite Akt, dies entsetzliche Bild einer Arbeiterhäuslichkeit! Alle klagen über Hunger, aber nicht alle in gleicher Weise; die Persönlichkeiten sind verschieden; die jungen, weniger erschöpft, ertragen die Entbehrungen noch; die alten, bis auf die Lebenswurzel ausgesaugt, wünschen sich den Tod, möchten sich aber zuvor wenigstens *einmal* satt gegessen haben. Einige lustige Lebemänner haben über eine Episode gelächelt, die *mir*, ich gestehe es, von wahrhaft tragischer Größe erscheint. Baumert, der Alte, hat seit Jahren kein Fleisch mehr zu kosten bekommen: an jenem Tage, wo gar nichts mehr zu essen da ist, hat man den Hund getötet. Hierbei keine kläglichen Ergüsse über den „Hund des Armen“, kein Bedauern: eine einzige „Empfindung“, die Freude, essen zu können. Baumert setzt sich vor die volle Schüssel, er nimmt ein Stück, kaum hat er es gekostet, so überfällt ihn Erbrechen. „Wenn man mal was „Gutes“ zu essen hat, dann kann mans nicht bei sich behalten.“ . . . Mögen die Angeekelten sich schaudernd abwenden. Dies ist *schön*, ist wahrhaft schön, weil es mit realistischer Gewalt, ohne Deklamation, durch eine Thatsache, den schrecklichen Zustand dieser Unglücklichen darstellt. Und man glaube mir, um diese Episode zu finden, mußte man einen echten tragischen

Instinkt haben. Die „Weber" — sind das Drama des Hungers. Durch das ganze Stück ist gewissermaßen nur vom Essen die Rede. Als der Aufstand siegt, stößt derselbe Baumert, abgezehrt, mit verwildertem Haar und Bart, in zerrissener Kleidung, den Siegesschrei aus: „Ich sehe nicht wie ein Fürst aus . . . nun wohl, in meinem Magen habe ich ein Herren-Essen! . . ." Nehme man zu diesen Episoden die der folgenden Akte: die Scene im Wirtshaus, den Streit mit dem Polizeibeamten und den so klar bezeichneten Gegensatz zwischen den alten resignierten, erschöpften Arbeitern, und den jungen lebensvollen „liederlichen spöttischen Kerls"; dann im vierten Akt, vor dem Aufstand, das Gespräch zwischen Dreißiger, seiner Frau, dem Geistlichen; das naive Wort der Frau Dreißiger, das wohl oft wiederholt worden: „Aber wir sind doch am Ende keine Diebe, warum macht man es uns denn zum Vorwurf, daß wir reich sind?" Und im fünften Akt die Figur des Vater Hilse, des Arbeiters, welchen sein Glaube an eine zukünftige Belohnung zufriedenstellt und aufrecht erhält . . . Ich weiß, welche Einwendungen, welche Kritiken über Einzelheiten gegen das Stück zu machen wären. Es ist gleichmäßig düster und traurig. Nichtsdestoweniger ist es lebhaft ergreifend, und dies hat Gerhart Hauptmann gewollt. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß er unsre Ergriffenheit durch künstlerische und litterarische Mittel herbeigeführt hat, wenn es Kunst und Litteratur ist, in schlagender Weise zusammenzufassen und darzustellen, was dem Autor als Wahrheit erscheint. Aber das ist nicht alles. Ohne Zweifel darf man hier nicht sogenannte Charakterstudien suchen; die Personen bilden mehr ein gemeinschaftliches Ganze; es wird uns ein gemeinsames Bild vorgeführt, gleichwie man uns einen allgemeinen Eindruck geben will. Baumert, Ansorge und die anderen stellen den durchschnittlichen Weberstand im Jahre 1840 dar. Und dennoch treten inmitten dieses Ensembles Figuren in eigentümlich deutlichen Umrissen hervor; Gerhart Hauptmann hat sie zu beleben gewußt; sicherlich hat er uns nicht alles gezeigt, was in ihnen ist, aber das Wesentliche. Er stellt sie uns in ihren hauptsächlichsten Lebenslagen dar, bald demütig, flehend, selbst unterwürfig; als die wütendste der Frauen einen Fleck auf Herrn Dreißigers Rock bemerkt, beeilt sie sich, ihn abzuwischen. Dann die Scene beim alten Baumert: sie beklagen sich mit Bitterkeit, aber noch ohne den Geist des Aufruhrs, sie haben etwas Gutmütiges, Gemütliches; als Jäger kommt, ist der alte Baumert ganz stolz auf seinen stutzerhaften Neffen: „Zeige doch mal deine schöne silberne Uhr!" Weiterhin ist es das Wirtshaus, was Dreißiger ihnen vorhält, hier sollten sie allerdings lieber nicht einen Teil ihrer mageren Löhnung ausgeben, aber es ist ihnen beinah unentbehrlich, weil es sie zerstreut und sie einen Augenblick aus sich selbst herausgehen läßt. Dann während des Aufruhrs, wo die Erhitztesten diejenigen sind, welche früher die Unterwürfigsten waren, weil sie nichts mehr hofften, und nun an Einem Tage Rache nehmen wollen für ihre langen Leidensjahre . . . Selbst die Figuren auf dem zweiten und dritten Plan, wie Baumerts Mutter und Mutter Hilse, hat Gerhart Hauptmann durch einen Zug zu bezeichnen gewußt, welcher sie zu Einzelwesen macht. Ich glaube genug gesagt zu haben, um die lebhafte Mitempfindung zu erklären, welche die „Weber" uns erregt haben. Ich behaupte durchaus nicht, daß ich hierin das „Theater" meiner Träume verwirklicht sehe. Ich habe nur sagen wollen, daß Gerhart Hauptmann mit einem vielleicht unvollkommenen Werkzeug ein Schauspiel voller Interesse und Leidenschaft hervorzubringen vermocht hat. Sein Drama bezieht sich, wie man uns sagte, auf einen Weberaufstand, der in Schlesien um 1840 stattfand; dies ist zu beachten. Der scheußliche Zustand, welchen er uns darstellt, besteht wie ich denke, wie ich hoffe, jetzt nicht mehr in gleicher Weise fort, und man braucht nicht allen Arbeitgebern den Krieg zu erklären auf das hin, was Gerhart Hauptmann uns sagt und sehen läßt. Es ereignet sich häufig, daß grausames Elend zu großem Reichtum gegenüber steht. Es kommt noch häufiger vor, daß es unmöglich ist, das Elend der Arbeiter zu erleichtern. „Was würde auf jeden kommen, wenn ich mein Vermögen unter sie verteilte?" sagt Mornant in Adam und Mourys Drama. Aber die von Gerhart Hauptmann durchgeführte These war die am meisten dramatische; sie enthält einen Teil der Wahrheit. Ich glaube gerade nicht, daß sein Schauspiel „das Mißverständnis beseitigen werde", und ich begreife sehr gut, daß man die Aufführung des Dramas verboten hat; es ist ein Werk der Partei, der Leidenschaft, aber es ist auch ein mit Leidenschaft erfüllendes Werk. Nur das habe ich sagen wollen".

Aesthetik und Religion bei Tieren.

Ueber den ästhetischen Sinn und das religiöse Gefühl bei Tieren veröffentlicht Jean d'Ault in der „Revue des Revues" eine Studie, aus der wir ein paar bemerkenswerte Thatsachen hier hervorheben wollen. Der ange-

regte Stoff wird uns demnächst in einem größeren Aufsatze beschäftigen.

Jeder, der den tierischen Ursprung des Menschen auf dem Wege der Evolution zugesteht, muß auch zugeben, daß zwischen Mensch und Tier nur ein Unterschied des Grades besteht, und daß letzteres im Keim alle Fähigkeiten des ersteren aufweisen muß, selbst die seltensten und außerordentlichsten. Der Besitz des wunderbaren Werkzeuges, Sprache genannt, gestattet allerdings dem Menschen sich zu einer Höhe zu erheben, von welcher uns das Tier als etwas sehr Geringes erscheint und was noch wichtiger ist — häufig als etwas Anderes. Was unterscheidet den Menschen vom Tiere? Bei der Anatomie darf man die Antwort nicht suchen. Die Anatomie offenbart einen einheitlichen Plan des Baues, sie zeigt tiefgehende Analogien zwischen dem Menschen und den höheren Tieren. Die Physiologie antwortet ebenso wie die Anatomie, und die Embryologie legt einen besonderen Nachdruck auf die Antwort, indem sie uns zeigt, daß in einem gewissen Moment des Lebens eine große Geschicklichkeit erforderlich wäre, um mit Sicherheit den Embryo des Menschen von dem des Affen, des Hundes und selbst des Vogels oder Reptils zu unterscheiden. Zwischen dem Menschen und den Tieren, welche sich ihm am meisten nähern, besteht eine weitreichende Aehnlichkeit in den Gliedmaßen, Organen, Geweben und ihrer bezüglichen Gruppierung, und in der anatomischen Anordnung darf man durchaus nicht eine wesentliche Verschiedenheit suchen. Die Anti-Evolutionisten fühlen sehr wohl, daß auf diesem Terrain ihre Sache bald unheilbar verloren wäre. Das psychologische Terrain ist es, auf welchem sie Stellung nehmen. Einige haben versucht, in der Sprache das Unterscheidungsmerkmal vom Menschen zu sehen; aber das Argument mußte aufgegeben werden. J.-G. Romanes unter anderen, hat gezeigt, daß die Sprache kein besonderes Attribut der Menschheit ist; der wesentliche Teil dieser Fähigkeit — welcher darin besteht, eine gegebene Idee mit einem Zeichen zu verbinden, und keineswegs die Thatsache, daß man über eine beträchtliche Anzahl solcher Zeichen verfügt — besteht bei dem Tier ebenso gut wie bei dem Menschen, und die wahre Ueberlegenheit des letzteren entspringt in Wirklichkeit aus seiner Organisation hinsichtlich der Stimme. Der Sprache beraubt, würde er in seelischer Beziehung sehr viel tiefer stehen als es wirklich der Fall ist. Andere haben als hauptsächlichen Unterschied zwischen Menschen und Tier sich auf der Thatsache berufen, daß er allein die „Kunst“ besitze. „Im Fleiß kann dich die Biene meistern, In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein, Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern — Die Kunst, o Mensch, hast du allein“ sagte Schiller. In jüngerer Zeit und mit mehr Gewicht, wie man anerkennen muß, sind Weißmann und Wallace an die Frage herangetreten; der Erstere in seinen „Versuchen über die Erblichkeit und die natürliche Zuchtwahl“, der Zweite in seinem interessanten und wichtigen Werke „Der Darwinismus“. Weißmann ist, wie bekannt, ein glühenderer Darwinianer als Darwin selbst; die natürliche Zuchtwahl, worin letzterer einen wichtigen Faktor, aber keineswegs den einzigen Faktor der Evolution sah — in welcher Hinsicht einige von seinem Sohn in „Leben und Briefwechsel Ch. Darwins“ veröffentlichte Briefe besonders wichtig sind — die natürliche Zuchtwahl erklärt alles. Weißmann nimmt nicht seine Zuflucht zu einer neuen Einmischung der Gottheit, oder zu einem besonderen Schöpfungsakt ihrerseits, um die auffallendsten seelischen Unterschiede zwischen dem Menschen und dem Tier zu erklären. Es genügt also, den Leser auf die „Betrachtungen über die Musik bei Tieren und Menschen“ zu verweisen. Wallace dagegen, gleichfalls ein eifriger Darwinianer, hat den Begriff der Zuchtwahl zu gleicher Zeit mit Darwin aufgestellt, und sein Name ist berechtigt auf gleichen Rang mit dem seines berühmten Freundes, welchen er noch überlebt — Wallace, der überzeugte Evolutionist, nimmt an, daß der Mensch, vom anatomischen Gesichtspunkt aus, direkt und auf natürlichem Wege vom Tiere abstammt, daß sich aber seine seelische Entwicklung nur durch eine neue Dazwischenkunft der Gottheit erklären lasse. Die Natur — nämlich die Gesetze, welchen die Organismen unterworfen sind — konnte das menschliche Tier hervorbringen: Gott allein, durch eine besondere Einwirkung, konnte aus diesem Tier den Menschen machen. Die Gründe worauf Wallace sich stützt, lassen sich so zusammenfassen: der Mensch stammt vom Tier ab, es müssen sich bei den ihm am nächsten stehenden Tieren wenigstens die Keime der Fähigkeiten und Geschicklichkeiten finden, welche ihn am weitesten von der Tierheit entfernen; nun besitzt das Tier weder die Befähigung zur Mathematik noch den Sinn für Musik: also stammt, in seelischer Beziehung wenigstens, der Mensch nicht vom Tiere ab; diese besonderen Gaben hat er unmittelbar von der Gottheit erhalten. Beachten wir übrigens, daß Wallace, indem er zu dieser letzteren Hypothese seine Zuflucht nimmt, übersieht, daß die natürliche Zuchtwahl die in Frage stehenden Rudimente entwickeln konnte, und daß ein Vorhandensein entwickelterer mathe-

matischer und musikalischer Anlagen ganz besonders das Ueberdauern derjenigen zu erwirkeln vermochte, welche sie besaßen, zum Nachteil derer, welchen sie fehlten. Dies schließt Wallaces Erklärung ein, daß er nur einen einzigen Faktor der Entwickelung zuläßt, und daß dieser Faktor die natürliche Zuchtwahl ist.

Die Gerechtigkeit verlangt, zu erwähnen, daß Schillers und Wallaces Ansicht manche Gegner findet. Schon Herbart sagte: „wenn man fragt, worin das besondere Erkennungszeichen des Menschentums besteht, nicht das physische, sondern das geistige, ursprüngliche und allgemeine, und das nicht in einer Frage nach dem Mehr oder Weniger sich auflöst, so gestehe ich, keinen derartigen Unterschied zu kennen, und ich glaube nicht, daß es einen giebt.“ Viele Naturforscher denken wie Herbart, und da einige Verteidiger der Doktrin, nach welcher Tier und Mensch radikal verschieden sind, sich besonders darauf berufen haben, daß das Tier sich durch den mangelnden Sinn sowohl für Aesthetik wie für Religion unterscheidet, so muß die Wahrheit über diesen Punkt festgestellt werden. Entbehrt das Tier den ästhetischen Sinn, wie so oft gesagt wird? Es ist klar, daß hier nicht von einem sehr verfeinerten oder sehr zarten ästhetischen Sinn die Rede sein kann. Dieser Sinn ist überdies selten, veränderlich, launisch, subjektiv, und dasselbe Gemälde, dasselbe Musikstück, dieselbe Skulptur, dasselbe Denkmal machen sehr verschiedene Eindrücke auf den ästhetischen Sinn verschiedener Personen. Es kann hier nicht von ästhetischen Spitzfindigkeiten die Rede sein; es handelt sich nur darum zu wissen, ob das Tier in merkbarer Weise eine Art von Geschmack zeigt, welcher auf elementaren Sinn für das Schöne deutet. Dieser Sinn ist ganz unzweifelhaft vorhanden. Er ist nicht bei allen Tieren bemerkbar vorhanden, und die welche ihn besitzen, zeigen ihn allerdings in verschiedenem Grade, aber es genügt uns, sein Dasein zu erkennen. Die Vögel sind in dieser Hinsicht besonders begabt, und Darwin hat dies so betont, daß es fast überflüssig ist darauf zurückzukommen. Sie finden Geschmack an lebhaften Farben und melodischen Gesängen, und während bei andern Tieren das Männchen den Besitz des Weibchens nur der rohen Kraft verdankt, unterwirft und bestrickt es dasselbe bei den Vögeln durch Entfaltung seines schönen Gewandes oder durch seine Kehlenfertigkeit. Daher besonders die so eigentümlichen Liebesparaden — die des Pfauen ist allbekannt — wovon Darwin und so viele Naturforscher, unter anderen erst neuerdings Hudson, uns Beispiele gegeben haben. Diese Paraden sind wahre Schönheits-Wettbewerbe. Uebrigens giebt es einige Vögel, welche sehr deutlich von einem ganz eigentümlichen ästhetischen Sinn Zeugnis geben. Ein solcher ist der Baya. Er hat eine Leidenschaft für glänzende und bunte Gegenstände (ein mittelmäßiger ästhetischer Sinn, aber entschieden kommen viele menschliche Wesen über dies Niveau nicht hinaus) und besitzt die Gewohnheit, den Eingang zu seinem Nest, das mit unendlicher Kunst und Eleganz erbaut, mit einer Menge von allerhand verschiedenen, hier und da zusammengesuchten Dingen zu schmücken, welche ihm wohlgefallen. Es sind buntschimmernde Federn anderer Vögel, Muscheln, farbige Zeugfetzen, und der Vogel spaziert mit augenscheinlichem Vergnügen dazwischen umher. Die Insekten besitzen gleichfalls einen ausgesprochenen ästhetischen Sinn. Sie ziehen gewisse Farben vor, und die Pflanzen, welche in Bezug auf die Befruchtung von ihnen abhängen, zeigen einen weit größeren Farbenreichtum als diejenigen, bei denen sie durch den Wind vermittelt wird. Auch hierfür hat Darwin, und nach ihm Fritz Müller, Belege von hohem Wert gegeben; es ist unnötig, dabei zu verweilen. Die musikalischen Klänge berühren gleichfalls in auffallender Weise die verschiedenen Tiere; diese haben ihre Vorliebe und ihre Abneigungen. Sicherlich ist der ästhetische Sinn dabei auf keinem sehr hohen Standpunkt, aber er ist in seinem Anfange vorhanden; die Tiere sind nicht gleichgiltig gegen Eindrücke, welche sich bei uns an den künstlerischen Sinn wenden. Offenbar auch täuschen sich die, welche dem Tier das religiöse Gefühl absprechen. Ohne Zweifel ist dessen Religiosität sehr untergeordneter Art, aber gehört am Ende die so vieler Millionen menschlicher Wesen einer höheren Kategorie an? Man analysiere die religiöse Idee, ihrer Umhüllungen und ihres Schwulstes beraubt, was findet man da? Die Furcht und die Liebe, aus denen die Unterwerfung und viele andre Empfindungen hervorgehen, die in verschiedener Dosis jenen beiden Hauptbestandteilen beigemischt sind. Ich denke nicht, daß der vielverehrte Quatrefages verdächtig erscheinen könne, und doch schreibt er: „die Haustiere sind religiös, denn sie gehorchen sogleich jedem, welcher ihnen gegenüber Zucker oder Peitsche anwendet.“ „Es besteht kein Unterschied,“ sagt er ferner, „zwischen dem Neger, welcher ein gefährliches Tier anbetet, und dem Hund, welcher zu den Füßen seines Herrn kriecht, um Verzeihung eines Vergehens zu erbetteln. Die Tiere flüchten schutzsuchend zum Menschen, wie der Gläubige zu seinem Gott. Sicherlich ist ein Unterschied zwischen der Religion des Hundes und der Pascals; aber man bemerke wohl,

daß man alle Uebergangsformen antrifft; der Wilde, und auch der sich für civilisiert haltende Mensch liefern dazu unzählige Beispiele, und zeigen hier wie in vielen andern Punkten, daß es nur Unterschiede des Grades, nicht der Natur sind. Die Tiere besitzen den Sinn des Geheimnisvollen; sie sind Fetischanbeter; sie beleben das Unbelebte; und woraus mehr — ich bitte den Leser — besteht die Religion so vieler unsrer Zeitgenossen? Zwischen dem Heidentum, oder dem primitivsten gröbsten Polytheismus und der reinsten christlichen Religion sind die Unterschiede leise und allmählich, es giebt keine spezifischen und durchgreifenden. Andrerseits behaupten die Unterschiede zwischen den Religionsanfängen der niedrigst stehenden, vergangenen oder gegenwärtigen Völker und gewissen Empfindungen der höchsten Tiere denselben Charakter; sie sind Unterschiede des Grades und nicht der Natur: der Grund ist der gleiche. Das Gefühl des Geheimnisvollen und Uebernatürlichen ist bei einer großen Zahl von Tieren leicht wahrzunehmen, wenn man sie mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet. Herbert Spencer berichtet in dieser Beziehung über einen großen Bullenbeißer, welcher einem seiner Freunde gehörte. Während dieser Hund mit einem ihm zu seinem Vergnügen überlassenen Spazierstock spielte, stieß er aus Versehen mit dem einen Ende heftig gegen den Erdboden, und natürlich schlug ihm das andere Ende mit voller Kraft gegen den Gaumen. Das Tier, über dies unerwartete Erlebnis betroffen, und eine geheimnisvolle Feindseligkeit argwöhnend, versteckte sich. Man konnte ihn nur schwer bestimmen, sein Spiel wieder aufzunehmen. Sein Benehmen zeigte deutlich, daß der Stock, so lange er nur die ihm vertrauten Eigenschaften zeigte, nicht als eine thätige Kraft betrachtet wurde. Aber von dem Augenblick an, wo derselbe dem Hund einen Schmerz verursachte, den die unbelebten Gegenstände ihm bis dahin nie zugefügt hatten, wurde der Hund veranlaßt, ihn zu den belebten Gegenständen zu rechnen, und ihn für fähig zu halten, ihm abermal Schmerz zu bereiten. J. J. Romanes erzählt auch, in seiner „Geistigen Entwickelung im Tierreich" eine interessante Thatsache. Es handelt sich wieder um einen sehr klugen Hund, der sich gern mit trockenen Knochen abgab. Einst befestigte man, ohne daß er es bemerkte, einen Faden an einem solchen Knochen, und als er sich einige Zeit damit amüsiert hatte, zog man den Faden leicht an, während der Knochen auf der Erde lag. „Sein Erstaunen war grenzenlos: er näherte sich zuerst, erregt und furchtsam, aber da der Knochen sich immer weiter entfernte, wurde er gewiß, daß die Bewegung nicht mehr die von ihm verursachte sein konnte; sein Erstaunen wurde zum Entsetzen und er versteckte sich unter den Möbeln, um von weitem das unbekannte Schauspiel des wiederbelebten Knochens zu betrachten." Manche Leute haben dem Tiere sogar eine ganz außerordentliche Gabe des Hellsehens zugeschrieben. Bald spricht man von Vögeln, welche Schreckenserscheinungen in einem Käfig zu haben scheinen, worin einer ihres gleichen gestorben ist; bald handelt es sich um Störche, welche eine Feuersbrunst in Häusern voraussehen, auf denen sie ihre Nester zu bauen pflegen, und sich deshalb einstweilen auf Bäume niederlassen; bald sind es Hunde, welche Visionen haben. Wir sind nicht berechtigt an der Möglichkeit von Hallucinationen oder ähnlichen Illusionen bei den Tieren zu zweifeln; aber man muß zurückhaltend hinsichtlich der Erscheinungen von Hellsehen sein, gegenüber der großen Ungewißheit, welche dieselben selbst bei dem Menschen haben. Es ist ja wahr — oder wenigstens es heißt so — daß Balaams Eselin den Engel sah, welchen er nicht wahrnahm: aber es wäre ziemlich kühn, hierauf eine Theorie zu gründen. Wir begnügen uns — und das ist schon viel — mit dem Schluß, daß die höheren Tiere sicher Rudimente des ästhetischen Sinnes und des religiösen Gefühls besitzen; — für den Augenblick können wir nicht so weit gehen, ihnen eine Bevorzugung durch Eingebungen zuzugestehen, welche sich außerdem seit den Tagen jenes Propheten nicht erneuert zu haben scheinen.

Ein Aufruf an die deutschen Studenten und Hochschulen aller Länder.

Während Oberst von Egidy in Berlin sich als Reichtagskandidaten aufstellen ließ und flammende Wahlreden hielt, hat sein nicht minder energischer Mitstreiter, Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel die Versendung von Egidys Schriften und seiner eigenen, ganz vortrefflichen Zeitschrift „Einiges Christentum" zum Anlaß zweier gedruckter Ansprachen an „die studierende Jugend Deutschlands" und „die Hochschulen aller Länder" genommen, aus deren Wortlaut wir die folgenden beherzigenswerten Sätze mit Freude weitergeben. An diesem oder jenem Wort, dem der Verfasser wohl ganz nach Egidys Art seine individuelle Deutung unterschiebt, ohne daß diese sich stets mit der landläufigen deckt, wird der Einsichtige keinen Anstoß nehmen!

„Commilitonen! Das Wehen eines

Geistesfrühlings geht durch die ganze gesittete Welt. Eine neue auf der Kenntnis der Natur sich aufbauende Weltanschauung sprengt die Fesseln veralteter Formen des Glaubens und Wissens. Angesichts der sich täglich mehrenden Zeichen des Niedergangs jetziger Einrichtungen und Zustände unseres Volkslebens seid Ihr berufen, in dem Entwickelungskampfe der Zeit den neuen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Der Geist der Jugend ist empfänglich für alles Edle, Wahre und Große, und so zögert nicht, mutig und gotterfüllt einzutreten für die heiligsten Menschenpflichten. Jeder sieht staunend die Wunder menschlichen Schaffensgeistes, welche die aus den Naturwissenschaften erwachsene Technik auf allen Gebieten des Lebens hervorgerufen hat. Zu keiner Zeit wurden so massenhafte und kunstvolle Güter erzeugt, wie in der Gegenwart. In der Arbeitskraft eines Volkes liegt somit ein größerer Reichtum als in allen Schätzen des Bodens. Arbeit adelt, und so müßte dieselbe den Menschen zum größten Segen gereichen; doch wie anders ist die Wirklichkeit! Trauernd verhüllt der Genius der Menschheit sein Antlitz, denn von dem Segen der Kultur sind zahllose Menschen ausgeschlossen und werden um ihr Anrecht an die Erde betrogen. Die Sklaverei des Altertums ist zwar abgeschafft, aber die zügellose wirtschaftliche Ausbeutung der Schwachen durch den Kapitalismus hat ganze Volksschichten in die entwürdigendste Sklaverei zurückgeworfen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft schuf eine neue Knechtschaft, da man selbstsüchtig das gleiche Anrecht Aller an die Erde nicht anerkannte und die Armen auf den Himmel verwies. Der Reichtum einzelner wächst auf Kosten immer größer werdender Proletarierscharen, welche durch äußersten Mangel an gesunder Nahrung und Wohnung ein elendes Dasein führen und sittlich verwahrlosen müssen, mag der Opfersinn edler Männer und Frauen auch noch so bemüht sein, durch mancherlei Veranstaltungen Abhilfe zu schaffen. Keinen einzelnen trifft hier die Schuld; wohl aber sind im letzten Grunde die Vorstellungen daran schuld, welche wir von dem Walten der Natur und der Gottheit haben. Lehrte man bisher, daß Wahrheit und Recht von Ewigkeit her für den Menschen feststehende Begriffe seien und jedes Abweichen von den Lehrsätzen der Vorzeit zur Auflösung der menschlichen Gesellschaft führen müsse, so war das richtig, so lange man es für gottgewollt hielt, daß ein Teil der Menschen zu Sklaven der anderen geboren sei. Die christliche Religion und das Innenempfinden eines jeden sagt uns aber, daß, wenn wir auch von Naturanlage nicht gleich sind, wir doch als Brüder uns helfen und schützen sollen. Bisher konnte das nicht zur Wahrheit werden, weil der Sinn der Menschen in althergebrachten Vorstellungen befangen war. Jetzt aber wissen wir: Alles ist Entwickelung; Stillstand ist Tod. Wir müssen also fortgesetzt unsere Anschauungen und Einrichtungen in vernünftiger Weise erneuern. War nicht auch der große Weise von Nazareth ein Neuerer gewaltigster Art? Wir sind schlechte Nachfolger Jesu, wenn wir uns damit begnügen, seinen Ideenkreis von vor fast 2000 Jahren buchstäblich hinzunehmen, anstatt in seinem Geiste fort und fort uns zu entwickeln. »Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Toten?« In uns soll sein Geist auferstehen und lebendig sein. . . . . Verlassen, wüst und tot ist die Landschaft, wo das große Wunder der Weltgeschichte, das Leben Christi, sich offenbarte, eines Menschenfreundes heiliges, dienendes Leben, welches, nicht nur die starren Formen des Judentums zerbrechend, alles Edle und alles Ewige desselben zur Vollendung brachte, sondern auch noch nach Jahrtausenden sich als die unversiegliche Quelle bewährt, aus der das sittlich-religiöse Leben der Menschheit fließt und strömen wird, wenn auch die einzelnen Kirchen, ihre Lehren und Dogmen vergangen, ein Leben, welches die Weissagung des Jesaias vollenden wird: „Ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchen". Jetzt ist die Zeit gekommen, welche durch ein vorgeschrittenes Naturwissen die sittliche Erziehung beherrschen könnte und die Macht hat, aus der Erde einen Garten Gottes zu schaffen und ein Reich Gottes unter den Menschen zu errichten, wie Christus es verkündet hat. — »Die Wahrheit wird Euch frei machen.« Nicht der mystische Glaube, sondern unser Wissen allein kann uns aus den häßlichen und lieblosen Zuständen der Gegenwart erlösen. Wir wissen jetzt, daß Geist und Körper einander notwendig bedingen, und somit ist es ein ungeheurer Frevel, Menschen aus Mangel am Notwendigsten zu Grunde gehen zu lassen. Wir können von den Menschen nicht erwarten, daß sie gut sind, wenn wir ihren Leib dem Siechtum preisgeben und ihren Geist umnachten oder sittlich erkranken lassen. Die Zeit muß endgültig vorüber sein, wo man Kranke als von bösen Geistern besessen erbarmungslos von sich stieß. Wir sollen uns der Hifsbedürftigen und Schwachen annehmen! Es ist freilich nicht die Aufgabe der Jugend, neue staatliche Einrichtungen zu schaffen; wohl aber seid Ihr befähigt, mit warmem Herzen die Ideale der Menschheit zu erfassen und für den großen Gedanken einzutreten, daß die uns von Gott

verliehenen Gaben der Vernunft und der Liebe uns zu viel größeren Leistungen befähigen als wir bisher im Kampfe gegen einander und in ängstlicher Rücksichtnahme auf das eigene Wohl zu vollbringen vermocht. Nunmehr muß es heißen: jeder für alle! Unwahreres hat eine falsche Wissenschaft nie gelehrt, als daß Uebervölkerungen eintreten müßten, wenn nicht Kriege und Seuchen die Menschen dahinrafften. Was für die Tierwelt gilt, hat deshalb doch noch nicht für den vernunftbegabten Menschen, die Krone der Schöpfung, Geltung, der die Erde sich unterthan gemacht hat. Glaubt denen nicht, welche so leichtfertig Beschönigungen für die Selbstsucht hervorsuchen! Giebt es einen Gott, so muß Er auch dafür gesorgt haben, daß alle Menschen auf der Erde leben können. — Die Erde vermag noch sehr viel mehr Menschen zu ernähren, wenn man sie richtig bewirtschaften wollte. Bisher aber haben die Völker auf der Erde wie Barbaren gehaust und den nährenden Mutterboden verwüstet."

Entsprechend heißt es in dem Flugblatt an die „Hochschulen aller Länder": „In der Gegenwart treten in unserem Volksleben soviel häßliche Erscheinungen an die Oberfläche, daß jeder Menschenfreund sich bewogen fühlen muß, den Ursachen derselben bis auf den letzten Grund nachzuspüren und ihnen die Wurzeln abzugraben. Hierfür die Unzulänglichkeit oder Sündhaftigkeit aller Kreatur verantwortlich zu machen, ist zwar die übliche und sehr bequeme Ausrede; allein sie ist trotzdem nicht wahr, denn fast alle Menschen sind zum Gutsein befähigt und würden sich ganz anders als gegenwärtig bewähren, wenn die oberen Kreise darin vorangingen und namentlich den Anfang damit machten, in allen Dingen wahrhaftig zu sein, sowie nicht bloß dem Namen nach Christen zu heißen, sondern edelmütig sich ihrer Menschenbrüder — auch der jetzt noch tiefststehenden und sittlich verwahrlosten — wirklich anzunehmen. Wie der Arzt nicht zurückschrecken darf vor der Fäulnis am Menschenleibe, so dürfen auch wir nicht die sittliche Verkommenheit bloß eindämmen und dieselbe von uns fern halten wollen, sondern wir müssen mutig die Erziehung dieser Unglücklichen in die Hand nehmen und all' das Elend aus der Welt schaffen, welches aus verkehrter Menschenerziehung sich ergiebt. Wir alle tragen Schuld, da wir gegen unser besseres Wissen es dulden, daß veraltete und abgestorbene Ideen noch zum Fundament unserer Gesellschaftsordnung und der Erziehung künstlich am Leben erhalten werden. Unsere gesamten Einrichtungen stimmen nicht mehr mit unserem fortgeschrittenen Kulturbewußtsein überein. Ueber einer mechanischen Ordnung ist das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit verloren gegangen. Der große Beamten-Apparat ist eine Last geworden, welche die naturgemäße Entwickelung hemmt und daher dringend einer Vereinfachung und einer Belebung der persönlichen Initiative bedarf. Wir können auf gesetzlichem Wege aus all' diesen zum Teil unbequemen und lästigen, zum Teil aber auch höchst bedenklichen und mit unserer Menschenwürde nicht länger zu vereinbarenden Zuständen herauskommen und der Entwickelung des Völkerlebens eine gesunde Richtung geben, wenn uns die Ueberzeugung, daß Hauptgrundsätze des menschlichen Zusammenlebens vernachlässigt werden, antreibt, dafür einzutreten, daß alles, was als falsch erkannt ist, auch wirklich und endgültig begraben wird. Nur das wahrhaft Gute und Vernünftige kann Anspruch auf Autorität erheben und wird Einfluß auf die großen Massen gewinnen, welche in geistiger und sittlicher Hinsicht sich jetzt führerlos fühlen. . . . . . . „Auch die Wissenschaft ist um des Menschen willen da," — eine nur zu sehr vergessene Wahrheit! Wir ständen heute nicht so weit zurück, wenn dies mehr beherzigt worden wäre. Es kann nicht ausschließlich unsere Aufgabe sein, immer nur rückwärts zu schauen, nur zu erklären, was vergangen ist, sondern von uns darf das Volk fordern, daß wir darin klar sehen, welche Wege für die Zukunft die richtigen sind. Die historischen Wissenschaften reichen nicht aus, wir müssen all' unser Wissen, über welches wir verfügen, zusammenfassen und nutzbar machen für dieses höchste Ziel, welchem jeder denkende Mensch nachstrebt. Aus der kurzen Spanne Zeit der Völkergeschichte lassen sich aber nicht die großen Gesetze der Menschheitsentwickelung ableiten; es müssen auch die biologischen Wissensgebiete, sowie die Anthropologie und Geologie, überhaupt die Naturwissenschaften, hinzugezogen werden. Und da zeigt es sich denn, daß das alles beherrschende Gesetz der Entwickelung vom Niederen zum Höheren uns die tröstliche Klarheit giebt, deren wir bedürfen. Man kann dieses Gesetz heute ebenso wenig ablehnen, wie dasjenige von der Erhaltung der Kraft. Dieser neuen Weltanschauung gehört fraglos die Zukunft und dieselbe wird nicht ohne Einfluß auf unser ethisches Empfinden bleiben. Wir stehen vor dem unmittelbaren Abschluß einer großen Periode der Menschheitsentwickelung. Von unseren gegenwärtigen Einrichtungen hat vieles abgewirtschaftet und vermag nichts mehr für eine Höherentwicke-

lung beizutragen. So sind die Völkerkriege zwischen den großen Kulturstaaten, nachdem die nationalen Einigungen erfolgt sind, nur noch ein Unglück; sie vermögen nicht, wie in früheren Zeiten, die Kultur in andere Länder zu tragen. Dies geschieht heute viel wirkungsvoller durch unsern jetzigen universellen Verkehr. Eine Zeit, wie die gegenwärtige, ist thatsächlich noch niemals dagewesen und es gelten deshalb auch andere Gesichtspunkte. Der Gedankenaustausch und die schnelle Verbreitung alles Geschehens schließt die Völker enger an einander als je zuvor; wir sind darauf angewiesen, unbeschadet unserer vaterländischen Einrichtungen, eine einzige große Völkerfamilie zu bilden und dementsprechend unsere gesellschaftlichen Zustände einzurichten. Die geistigen Schätze des Altertums sind an die Erben verteilt und unsere Aufgabe ist es, jetzt wieder weiter zu bauen. Die Vertreter der philologischen und theologischen Wissenschaften mögen es bedauern, aber es hilft nichts; sie werden zurücktreten müssen vor den modernen Wissenschaften, vor allem vor den Naturwissenschaften, oder sie werden selbst wieder Naturkundige werden müssen. Albertus Magnus, Kopernikus waren geistlichen Standes und doch hervorragende Naturforscher. Alle Wissenschaften, auch die theologischen, haben ihre Wurzeln im Naturwissen und wenn wir nur ernsthaft eine Verständigung suchen, so werden wir dieselbe finden. Alles ist Entwickelung, Stillstand ist Tod. Wir kommen aber auf der Erde in unserer Fortentwickelung nicht weiter und werden entarten, wenn wir nur die groben Interessen unseres Ichs in den Vordergrund stellen. Der Kulturmensch ist isoliert gar nicht denkbar, und es zieht auch jeden einzelnen in Mitleidenschaft, wenn ein größerer Teil des Volkes körperlich oder sittlich notleidet. Wer wollte verkennen, daß die Not immer weitere Kreise ergreift. Lassen wir darum den wahren Jesus-Geist in uns auferstehen, lassen wir jedem die Freiheit des Glaubens an das große Wunder der Weltgeschichte, das Leben Christi, dieses Menschenfreundes heiliges Leben, welches die starren Formen des Judentums zerbrechend alles Edle und alles Ewige desselben zur Vollendung brachte, gehen wir aber gleich ihm unseren Mitbrüdern voran und schaffen wir überall in Wahrheit menschenwürdige Zustände, damit endlich eine glücklichere Zeit anbricht und niemand mehr, der Menschenantlitz trägt, von unserer Hilfe ausgeschlossen ist. Wer die Zeichen der Zeit versteht, der ist zur Mitarbeit berufen."

Amalie Skram.

Die norwegische, von Gram in Bergen geleitete moderne Zeitschrift „Samtiden" bringt eine Studie von Adolf Skramstad über die naturalistische Schriftstellerin Amalie Skram. Bisher kaum bekannt, wird sie jetzt auch im Auslande geschätzt. 1847 in Bergen geboren, hat sie von kaum 18 Jahren einen Schiffskapitän geheiratet. Mit ihm befuhr Amalie 10 Jahre hindurch, ohne weibliche Gesellschaft, nur unter rohen Matrosen lebend, alle Meere. So lernte sie das Leben ohne die Hüllen der Civilisation und Heuchelei kennen. Des Wanderlebens müde, kehrte sie nach Bergen zurück, trennte sich von ihrem Manne und begann zu schriftstellern. 1884 vermählte sie sich zum zweiten Male mit dem dänischen Schriftsteller Erik Skram. Das Hauptwerk Amalie Skrams ist eine Dichtung „Die Leute vom Hellemoor", worin sie, dem Beispiele Zolas folgend, das typische Schicksal einer Familie von Bauern-Fischern in der Nähe von Bergen schildert. Die Leser der „Freien Bühne" werden demnächst Gelegenheit haben, sich ein Urteil über dieses außerordentlich merkwürdige Werk selbst zu bilden.

Die 25 schlechtesten Bücher Frankreichs.

Die Interviews und litterarischen Enqueten blühen lustig fort, obwohl nachgerade jedem klar sein sollte, daß, so viel Unsinn sonst schon von unsern Litteraturgrößen infolge hohen Alters oder gehirnlähmender Lorbeerüberlastung geredet wird, doch die schlimmsten Sachen immer auf „Verlangen" zum Vorschein kommen. Einerlei: die Resultate sind bisweilen gewissermaßen objektiv lustig. So hat der „Merkure de France" neulich rundgefragt, was wohl die 25 schlechtesten französischen Bücher sein möchten. Das Resultat ist nicht übel, d. h. vom Standpunkt der spaßhaften Weltbetrachtung aus. Die Krone der Abscheulichkeit haben erhalten Taine, Philosophie de l'Art; Emile Zola, le Rêve; Jules Simon, le Devoir; Ernest Renan, la Vie de Jésus; Francisque Sarcey, le Piano de Jeanne; Guy de Maupassant, Plus fort que la Mort; Paul Bourget, Cruelle énigme; Alphonse Daudet, l'Immortel; Henri de Bornier, la Fille de Roland; Pierre Loti, Mon frère Yves; Camille Doucet, le Fruit défendu; Jules Claretie, Monsieur le Ministre; François Coppée, la Grève des Forgerons; Sully-Prud'homme, Oeuvres complètes; Jules Lemaitre, les Rois; Victor Cherbuliez, la Bête; Melchior de Vogüé, Regards historiques; Paul Dérou-

lède, Chants du soldat; Edouard Rod, les Deux Coeurs; André Theuriet, la Maison des Trois Barbeaux; Victorien Sardou, le Crocodile; Arsène Houssaye, Mademoiselle Eve; Juliette Lamber, Madame Adam; J.-H. Rosny, la Mâchoire quaternaire; Edouard Montagne, la Feuille à l'envers ou les Aventures d'un cadenas. Es sind natürlich wesentlich Akademiker und solche, die es werden wollen, — was immerhin ein Zeichen für die besondere Wertschätzung liefert, deren sich diese ehrenwerte Lorbeerinstitution zu erfreuen hat.

„Bewegungen“

nennt Fernand Vandérem eine interessante Plauderei, welche er in der „Revue bleue“ veröffentlicht. Anregung dazu gab ihm eine Rede Zolas auf einem Bankett der Pariser Studenten. Wir teilen den größten Teil des trotz seiner anmutigen Form, scharf satirischen Artikels mit. Vandérem sagt: „Erinnern Sie sich noch der reizenden Episode in Alphonse Daudets schönem Roman, der Geschichte von der Direktion Delobelle, von dem Theater, welches der arme Schauspieler nächstens zu leiten träumt, von dem er unaufhörlich zu jedermann spricht, für das er Bestellungen macht, Engagements abschließt — und das schließlich niemals eröffnet wird? Was mich betrifft, so muß ich jedesmal daran denken, wenn ich die Aufregung all unsrer litterarischen Delobelles sehe, die gleichfalls fieberhaft nach einer wichtigen Leitung streben, der der zeitgenössischen Jugend z. B., oder einer der für hochbedeutend geltenden Bewegungen der modernen Seele. Wie ihr Vetter, der Mastufu, sind sie begeistert und aufrichtig. Sie unterhalten sich offen und geräuschvoll über ihren Einfluß, ihren persönlichen Charakter, ihre Truppe und sie gewinnen die Ueberzeugung, daß sie etwas leiten. Sie machen Zukunftspläne. Sie arbeiten Programme aus. Sie würden gern sagen: „Meine Jugend! meine Bewegung!“ wie jener sagte: „Mein Theater!“ Und wie um den einbildungsreichen Schauspieldirektor, bemüht sich lebhaft um einen solchen Leiter her eine kleine Zahl ehrlicher Seelen, welche an das Unternehmen glauben, sich mit Hingebung daran beteiligen und nach allen Seiten hin die neue Führung rühmen. Wird man nachher gewahr, daß dies alles, wie man zu sagen pflegt, nur auf dem Papier existiert, was thut es? Man wird über die Einfalt lachen, mit welcher man an das abenteuerliche Unternehmen glaubte und die Führer von gestern werden, allein gelassen, dastehen, während man denen von morgen zuströmt. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß wir immer solche Delobelles haben, welche auf der Suche nach einer zu dirigierenden Bewegung sind und stets gläubige Seelen, welche ihnen folgen . . . . .

Das Seltsamste bei diesen Versuchen ist die Billigung, die öffentliche Bestätigung, welche ihnen schließlich stets berühmte Persönlichkeiten zuerteilen, auf deren Mitwirkung man durchaus nicht rechnete. Von solchen unerwarteten Zustimmungen haben wir jüngst ein Beispiel in der Rede gehabt, welche Zola in der Vereinigung der Studenten hielt. Nicht nur hat Zola von der „mystischen Bewegung“ wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, sondern er äußerte sich auch mit einigen erregten Worten über die vorhergehende, die wissenschaftliche Bewegung, die — wenn man ihm glauben soll — zu seiner Zeit die einzige Bewegung war, welche Frankreich mit fortriß. Diese lauten Widerhall findenden Urteile müssen trotz ihrer gefälligen, reizvollen Form, doch einer Prüfung unterworfen werden. Ohne uns über die mystische Bewegung auszusprechen, welche die gegenwärtige, d. h. etwas noch Unbekanntes ist, sehen wir zu, ob wirklich von 1878 bis 1885, zur Zeit von Zola's Blüte, die wissenschaftliche Bewegung es war, welche Frankreich mit fortriß und führte. So viel ich mich erinnere, waren diejenigen Dinge, welche während dieser Periode hauptsächlich das Land mit Leidenschaft erfüllten, die Repressalien für den sechszehnten Mai, die Gesetze gegen die Verbindungen, Tonkin, die Kolonialfrage, der Krach, die Tingeltangel, und die Erregung der sinnlichen Begierden. Als „L'Assomoir“ und „Nana“ in den Buchhandel kamen, wurden Tausende von Exemplaren abgesetzt; aber ich glaube nicht, daß man die Bewegung eine wissenschaftliche nennen konnte, welche die Käufer antrieb, ihre 2 Frank 75 für diese Bücher auszugeben. Es ist wahr, daß Zola damals Artikel veröffentlichte, worin er erklärte, daß die Litteratur entweder wissenschaftlich sein müsse oder nicht. Aber abgesehen davon, daß die Mehrzahl dieser Artikel ins Ausland ging und daß die in französischen Blättern erscheinenden kaum mehr als hundert Leute zu Lesern hatten, deren Geschäft es war sie zu lesen oder die nichts Besseres zu thun wußten, glaube ich, daß man einen Franzosen von 1880 sehr in Erstaunen gesetzt hätte durch die einfache Bezeichnung Zolas als eines „Apostels der wissenschaftlichen Bewegung“, oder auch, wenn man ihn gefragt hätte, was er von dem Sieg des Positivismus über die Metaphysik denke. Zu derselben Zeit gab es eine Menge braver

Leute, die jeden Sonntag die Kirchen füllten, die Leiden bejammerten, welche man über die Priester verhängte, und sich eifrig religiösen Uebungen hingaben ohne einen Augenblick zu ahnen, daß die Bewegung, in der sie sich befanden, keine andere als die große wissenschaftliche Bewegung sei. Kurz die Nation bestand wie heut aus einer atheistischen Menge, die an Zola weniger das Talent und die realistische Tendenz liebte als gewisse Dinge — Dinge, welche die Gläubigen, die ehrlich zu Gott beteten, (trotz dessen was Littré von ihm ausgesagt hatte) ebenso gut kannten. Und diese Nation dachte an nichts weiter als so behaglich wie möglich zu leben, folgte ihren sich widersprechenden Neigungen, und kümmerte sich um Positivismus, Mysticismus und Bewegungs-Doktrin ungefähr so viel wie heut . . . . . . Aber wie dürfte man mit Zola und seinesgleichen rechten, mit ihren Irrtümern und Widersprüchen, wenn man die Manie der Schriftsteller unseres Jahrhunderts kennt, alles auf sich zurückzuführen, sich einzubilden, daß sie der Spiegel des öffentlichen Geistes seien, und daß alles was ihre zurückstrahlenden Seelen erregt, auch die ihrer Mitbürger beschäftigen müsse? In der That, so bald ein ästhetisches Problem, ein philosophischer Streit sie interessiert oder einen Teil der jungen Leute zu interessieren scheint, welche, noch unentschieden und voller Ungeduld, sich um sie her tummeln — sogleich reden unsre Meister sich ein, daß die Frage von nationalem Interesse sei, daß sie die ganze Welt beschäftige, daß an ihrer Lösung die Zukunft, sowie der Blick des Volkes hänge. Je nach dem Seelenzustand, welchen sie bei den verschiedenen Häuflein ihrer dünnen Phalanx von litterarischen Jüngern wahrnehmen, weissagen sie mit Zuversicht unsre Geschicke. Sie sagen: Frankreich wird positivistisch werden. Sie sagen: Frankreich wird mystisch werden. Nachdem sie das ausgesprochen haben, nehmen sie Stellung. Sie treten an die Spitze eines solchen ganz kleinen Frankreichs. Sie werfen sich zum Haupt dieses leichten Getrampels auf, welches man eine Bewegung nennt. Sie heften eine Tresse auf ihren Rock. Sie werden Leiter der Bewegung. Welche Enttäuschungen jedoch bereiten sie sich! Weil man die Sympathien einiger jungen Litteraten gewonnen hat, halten sie sich für berechtigt, ein ganzes Land durch Schulspitzfindigkeiten aufzuregen; bilden sie sich ein, daß man es jemals durch reine Ideen in Thätigkeit setzen werde; glauben sie, daß es mehr als ein wenig Neugier für unsre psychologischen und Berufsstreitigkeiten haben könne. Welch' eitle Hoffnung, welcher Mangel an Einsicht! So starb Chateaubriand in der Ueberzeugung, daß sein „Geist des Christentums“ den Glauben wiederhergestellt, den frommen Eifer der Restauration heraufbeschworen habe. In Wirklichkeit erzeugte der religiöse Schwung sich von selbst, als Gegenwirkung gegen den jakobinischen Atheismus, und hatte nur einen künstlerischen Erfolg, verursachte nur eine litterarische Revolution, erzeugte nur den Romanticismus. Die Beispiele Voltaires und Rousseaus verblendeten damals die Schriftsteller. Und die Verblendung hat fortgedauert. Jetzt glaubt man immer noch, es genüge, gleich ihnen eine Feder in der Hand zu haben, um die Welt in Bewegung zu setzen und Einfluß zu üben. Und doch, welche Macht würden wohl Rousseau und Voltaire ausgeübt haben, wenn sie sich beschränkt hätten auf gesellige Kreise zu wirken, oder Bücher wie die „Bekenntnisse“ und „Candide“ zu schreiben? Gar keine, ohne Zweifel! Man vergißt, daß sie anderwärts sich lauter aussprachen, mit stärkerer Stimme, vor größeren Mengen, nicht einzig über akademische Feinheiten, sondern über sociale Dinge, über Angelegenheiten, welche ihrer Zuhörerschaft am Herzen lagen, deren Wohlergehen berührten, von denen das Glück abhing: über Menschenrechte, Freiheit, Daseinsbedingungen — und daß dies allein ihren Erfolg bedingt hatte. Man vergißt auch, daß später Männer kamen, welche dies Verfahren erneueten. Das waren keine Delobelles, keine Metaphysiker, keine bloßen Männer der Feder. Sie begannen wieder unmittelbar zum Volk zu sprechen von seinen Bedrängnissen und den Mitteln ihnen zu entgehen, und das mit Einfachheit, ohne eine Spur von Mysticismus; ihnen ist es gelungen eine ernste „Bewegung“ hervorzurufen, welche Zola — man weiß nicht recht warum — in seinem Bericht über die Bewegungen des Jahrhunderts nur erwähnt.“ Vandérem schließt mit dem Rate an die Studenten: man möge künftig nicht über litterarische Interna streiten, sondern warten bis die große „Truppe“ der Socialisten ihre Vorstellungen gegeben haben würde.

Wohlfeile Arbeiterwohnungen.

Wie den Arbeitern billige, oder unentgeltliche Wohnungen zu verschaffen seien, ist ein Problem, das alle Menschenfreunde und praktischen Sozialisten beschäftigt. Man muß die Frage aus dem Bereiche der Wohlthätigkeit herausheben und sie zu einer Aufgabe des Staates und der Kommunen machen — anders lassen sich die großen Schwierigkeiten nicht lösen. In Paris hat die Societé philantropique wohlfeile Arbeiterwohnungen

gebaut und dieser Versuch giebt dem Mitarbeiter der Revue socialiste, Charnap, Anlaß zu interessanten Ausführungen, denen wir, mit Ausschluß der rein lokalen Erörterungen, Folgendes entnehmen. Die Ausgabe für die Wohnungen beträgt in Paris mindestens fünfzehn Prozent des Arbeiterlohnes, im Durchschnitt 250 Francs. In Berlin sind vor fünf bis sechs Jahren Erhebungen über diesen Gegenstand gemacht worden. Es ergab sich, daß drei Viertel der Einwohner in kleinen Wohnungen lebten, von denen 44 Prozent aus einem einzigen Raume bestanden, 1 Prozent davon ohne Schornstein, 29 Prozent aus zwei Räumen bestanden. Eine Statistik über diesen Gegenstand giebt es in Paris nicht, jedoch ist anzunehmen, daß der Pariser Arbeiter nicht besser als der Berliner wohnt. Was hat nun der Staat gethan, um diesen traurigen Zustand zu bessern? Die verschiedenen Gesellschaftsklassen haben hier ein gemeinsames Interesse. Die Gesundheit des Reichen hängt von der des Armen ab. Ungesunde Arbeiterwohnungen nähren und begünstigen die Epidemien, welche in ihrem Verlaufe alle Stände erfassen. Der ungünstige Zustand der Arbeiterwohnungen wird mit der Zeit nicht besser, sondern schlechter. Die Preise des Grund und Bodens steigen, die Häuser wachsen in die Höhe, die Gebäude drängen sich an einander; man hat weniger Luft, weniger Licht. Die alte Forderung: „Sonne für Alle" entlockt uns ein Lächeln; die meisten Bewohner der Großstadt sehen die Sonne niemals . . . George Picot sagt in seinem Berichte über städtische Arbeiterwohnungen, daß das Problem im Prinzipe in Frankreich gelöst sei. Die Erfahrungen von Paris, Lyon und Marseille hätten gezeigt, wie man aller Welt gesunde, helle, luftige Wohnungen geben könne. Aber zwischen der Möglichkeit einer Lösung und der Vollendung liegt ein weiter Zwischenraum. Es ist eine Utopie anzunehmen, daß die bestehenden Gesellschaften und Vereinigungen allein der schweren Aufgabe gewachsen wären, der Bevölkerung von Paris billige Wohnungen zu liefern. Es genügt, anzuführen, daß in Paris ungefähr 200,000 Personen unterzubringen sind und die Bauten der Société philantropique höchstens 700 unterzubringen im Stande sind. Andere französische Gesellschaften haben Wohnungen für einige Hundert Arbeiter in Havre und Marseille geschaffen, das ist Alles. Erkennen wir die bisherigen Anstrengungen an und suchen wir etwas Anderes. In Paris hat man Furcht vor der Einmischung des Staates. Man vertraut ihm die Justiz, die Polizei, den Unterricht, die Landesverteidigung, die Verkehrsmittel und viele andere Dinge an; man läßt seine Einwirkung auf die Gesundheit zu, und stößt ihn in Bezug auf die Wohnungsfrage, welche einen Theil der Hygiene bildet, zurück. Als man 1884, nach einer Untersuchung über die Arbeiterlage in Paris, vorschlug, städtische Bauten zu errichten, protestierten die Liberalen: man habe nicht das Recht, die Steuern der Bürger für die Interessen einzelner Klassen zu verwenden. Man vergaß, daß drei Viertel der öffentlichen Ausgaben einer Minorität zu Gute kommen und daß die Masse, welche die Steuern zahlt, keinen Nutzen von diesen Ausgaben hat. Die Aufgabe ist: billige Häuser zu bauen, das Baukapital in drei Perioden von 25, 20 und 15 Jahren durch die einlaufenden Mieten zu amortisieren, sodaß die Mieter des ersten Zeitraumes nur 2 Drittel der sonst üblichen Miete bezahlen, die Mieter des zweiten Zeitraumes die Hälfte und die Mieter des dritten Zeitraumes ein Drittel. Nach sechzig Jahren soll sich die Miete auf die für Reparaturen und Verwaltung nötigen Ausgaben reduzieren. Charnap spricht nun von den drei Pariser Bauten der Société philantropique. Ihre Wohnungen bestehen aus 2—3 Zimmern mit Küche zu einem Mietspreise von jährlich 287 Francs. Das Baukapital verzinst sich zu $5^1/_3$ Prozent. Wenn nun die Kommune den Bau solcher Häuser in die Hand nehme, so würden sich die Baukosten bedeutend verringern, da die Stadt über große Terrains verfügt, die Anlage der Trottoirs u. s. w. zu einem billigeren Preise beschaffen könnte als es im Einzelnen möglich ist. Der Verfasser weist, auf genaue Berechnungen gestützt, nach, daß das Baukapital dieser billigen Arbeiterwohnungen der Kommune sich zu 7 bis $7^1/_3$ Prozent verzinsen würde. Von dem Ueberschusse von $5^1/_3$ zu $7^1/_3$ wären Bons an die Mieter auszustellen, sodaß ein Mieter, welcher 300 Francs zahlte, einen Bon auf 100 Francs erhielte; dieser Bon wäre in der zweiten Amortisationsperiode zahlbar. In der zweiten Periode wäre nur eine Miete von 200 Francs zu zahlen und der Mieter erhielte einen Bon auf 50 Francs, zahlbar in der dritten Periode. In der dritten Periode würde sich die Miete auf 100 Francs reduzieren. Nach 60 Jahren wären das Baukapital amortisiert und die Bons eingelöst und die Kommune könnte den Arbeitern nun die Wohnungen unentgeltlich überlassen. Der Credit, welchen die großen Kommunen genießen und die Sicherheit, mit der man auf die Zahlung der Mieten rechnen könnte, diese beiden Momente machen die Ausführung des Projektes möglich. Dasselbe System ließe sich auch auf Häuser für Beamte, Schriftsteller, Kleinbürger anwenden. Die Verwaltungen der großen Städte mögen ihre Sympathie für den Fortschritt und das soziale Wohlergehen beweisen, indem sie dem Plane näher treten.

Vom Rate der Friedensapostel.

Bertha von Suttners Friedenszeitschrift „Die Waffen nieder“ veröffentlicht eine Reihe von Danksagungsschreiben hervorragender Männer, welche von der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde zu Ehrenmitgliedern ernannt worden sind. Es befinden sich darunter Briefe von dem dänischen Parlamentsmitgliede Fredrik Bajer, von dem französischen Schriftsteller Frédéric Passy, von Hodgson Pratt aus Lausanne von dem schweizerischen Bundesrat Louis Ruchonnet und von Björnstjerne Björnson. Das Schreiben Björnsons ist von Auleſtad bei Littehammer datiert. Die Briefe gleichen sich sehr, sie beschränken sich auf liebenswürdige Versicherungen der Dankbarkeit und Anerkennung. Der Däne Fredrik Bajer allein bringt eine Dosis Politik hinein. Er sagt, er wünsche seine Freundschaft um so stärker zu betonen, als man es als Möglichkeit hingestellt habe, daß Dänemark der Dritte werde in einem Staatenbunde, der einem anderen Bunde, dem Oesterreich angehöre, feindlich gegenüberstehe. „Arbeiten wir mit vereinten Kräften, daß ein neues europäisches „1864“ eine Unmöglichkeit werde.“

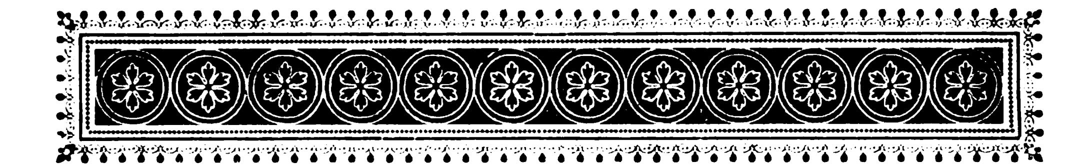
Maupassant.

Im Augenblick, da dieses Heft zum Abschluß gelangt, kommt die Kunde von Maupassants Erlösung durch den Tod. Bedeutsam fällt dieses Datum gerade zusammen mit der Ausgabe des Schlußbandes von Zolas „Rougon-Macquart“. In frühem Ende, wie im satten Ausleben gleichermaßen das Ausklingen einer großen Epoche, die ihr Werk gethan und nun Neuem Raum geben mag!



Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Dramas und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewſs, Magdeburg.



Die letzte Pflicht.

Eine Geschichte ohne Handlung.

Von

John Henry Mackay.

(Schluß.)

Wer froher von den Beiden war, wieder allein zu sein? — Vielleicht doch Schnell.

Sorgsam verbarg er den Brief in der inneren Rocktasche, als er die Treppe hinunterstieg. Aber als er auf der Straße war, begann er zu laufen.

Er überlegte: wohin nun? — Unter jeder Bedingung in ein stilles Lokal. In sein Hotelzimmer? — Ihm graute vor dem düsteren Loch mit den schmutzigen Tapeten. Der große Biersaal, in welchem er gestern Abend die ersten Stunden in Berlin verbracht hatte, fiel ihm ein. Die „Pracht-Säle" konnten nicht weit sein. Und er lief immer stärker, dem Norden der Stadt zu, die lange Straße hinauf, das Trottoir vermeidend, auf welchem sich die Menschen drängten und stießen, zwischen den Wagen durch, und, schneller als sie, an ihnen vorbei.

Die elektrischen Lichtwogen zeigten ihm schon von weitem sein Ziel.

In dem hintersten Winkel des Saales setzte er sich, auf die Empore, wo noch sämtliche Tische unbesetzt waren, und an den entferntesten von allen. Hunger und Durst, an die er diesen ganzen, langen Tag kaum gedacht, begannen ihn plötzlich zu foltern und er schob den Brief, den seine Finger bereits gefaßt hatten, wieder zurück.

Wie erschöpft er war, fühlte er nun erst, als er saß. Seine Knie zitterten und die Fußsohlen schmerzten.

Erst wollte er essen und trinken, ehe er den Brief las. Gierig stürzte er das Bier hinunter, welches der Kellner ihm brachte und hastig aß er.

Nun war er fertig, aber erst ließ er abräumen, ehe er abermals nach dem Briefe griff.

Niemand störte ihn jetzt. Im Saale unten kamen und gingen die Menschen; ihre Stimmen verhallten wie gestern in einem Summen an den hohen Decken zwischen den Pfeilern; er hörte sie kaum.

Mit Fingern, die grau waren von dem Staube des Tages und feucht und kalt vor innerer Erregung öffnete er die Hülle.

Einen einzigen Bogen zog er heraus.

Und er las:

Mein lieber, alter Junge!

Das Leben ist ein großer Unsinn, ich habe es Dir immer gesagt. Leider

wird man dieses Unsinns gründlich erst dann müde, wenn man körperlich so ziemlich futsch ist. Ich bin — Gott sei es gedankt — endlich so weit.

Die Bilanz, die ich heute zog, ergab das folgende zufriedenstellende Resultat: Beide Lungen angegriffen; Magen ruiniert (vom vielen Saufen); Gehirn offenbar nicht mehr in Ordnung — mit einer Regelmäßigkeit, die entzückend ist, wechseln die schwärzesten Trübsinnsanfälle mit den stechendsten Schmerzen in den Schläfen ab. Die Folge davon: totale Mutlosigkeit, Arbeitsunfähigkeit — mit einem Wort — unheilbarer Stumpfsinn. Daß ich auch nicht die Spur von Humor mehr besitze, bemerke ich, während ich Dir diesen letzten Brief schreibe.

Denn es ist mein letzter. Ich habe noch zweihundert Mark. Ich gebe die Hälfte davon dem Weibe, welches den Auftrag hat, diesen Brief zur Post zu geben, falls ich nach acht Tagen nicht zu ihr zurückgekehrt bin. Sie ist ein dummes Luder, denn sie betrog mich so, daß ich es trotz aller Gleichgültigkeit dagegen merken mußte.

Komm' aber nicht nach Berlin, mein Alter. Es hat gar keinen Zweck, dabei herumzustehen, wenn sie einen einscharren. Wärst Du lieber früher einmal gekommen! — Ich denke daran, ich könnte ja auch zu Dir kommen. Aber ich kann doch nicht verlangen, daß Du mit einer halben Leiche Arm in Arm zu ihrem eigenen Grabe spazieren gehst.

Also — leb' wohl! Meine Sphinx gehört Dir. In wessen Hände sie auch zuerst fallen möge, man wird sie Dir nicht vorenthalten können, wenn Du über kurz oder lang doch noch einmal in die „Stadt unserer Jugend" kommst und dies hier vorzeigst.

Ich tauche unter. Nicht wie der weiße, nackte, leuchtende Schwimmer an einem Sommertage mit kühnem Sprung in die geheimnisvollen, kühlen Wellen der Tiefe, sondern wie ein alter, verkommener Söffel in die schwarzen, trüben Massen der Menschen, von denen die moralischen sich bekreuzen, meine wenigen Bekannten sich entsetzen, mein einziger Freund aber nicht weinen wird, wie ein altes Weib, sondern einfach sagen: Ich wußte es längst; so mußte es kommen mit ihm.

Denn das Leben ist das Traurige, nicht der Tod.

Vergiß — und zwar so bald wie möglich — den Menschen, der, wenn Du dies liest, nicht mehr ist, und der genannt wurde, als er noch lebte,

Karl Bergmann.

* * *

Der Lesende hatte geendet. Er warf einen scheuen Blick um sich: kein Mensch war in der Nähe, selbst der Kellner war unten im Saale. Behutsam und eilig faltete er das Blatt wieder zusammen und verbarg es wieder in seiner Brusttasche.

Dann stützte er den Kopf in die Hände und lange saß er so da — unfähig jeden Gedankens und nur noch beherrscht von dem Gefühl des Grauens, welches in ihm emporquoll . . .

Ihn graute vor diesem Briefe und ihn graute vor dem, der ihn schreiben konnte. Weit blieb er zurück hinter der Grenze des Erkennens, welches der verlangte, der ihn geschrieben und welches er ihm zutraute. Dieser Brief — er war ruchlos, roh und entsetzlich.

Heilig war ihm der Tod, wie ihm das in der Pflicht verbrachte Leben heilig war. Der Ton des Spottes dem Geheimnisvollen gegenüber empörte ihn.

Er war ein Christ. Aber der, welcher diesen Brief geschrieben, war ein Heide gewesen.

Er war ein stiller Mensch, der in Allem, wie in den kleinsten Handlungen seines Lebens, nach Versöhnung strebte. Und Versöhnung, welche mild wie Balsam in die frische Wunde seines Schmerzes träufeln sollte, hatte er von den letzten Worten seines Freundes erwartet — liebreich, tröstend, eine bei aller Traurigkeit in ihrer Zartheit schöne Erinnerung sollten sie ihm sein. Dieser schrille Schrei, dieses frivole Lachen, diese ätzende Selbstverspottung — ihn graute davor, ihn graute davor . . .

Das ihm Fremde in Bergmann, vor dem er in früheren Jahren — so manches fiel ihm jetzt wieder ein — schon als vor etwas völlig Unverständlichem schweigend gestanden, und welches ihnen Beide so manche Stunde verdorben, trat ihm hier in das Ungeheuerliche verzerrt noch einmal und zum letzten Mal entgegen. Und er kam nicht darüber hinweg . . .

Wieder blickte er auf. Aber kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Er wollte den Brief noch einmal lesen, aber er fürchtete sich. Und er vermochte es nicht.

Er fuhr plötzlich auf —: wie wenn Bergmann durch — Selbstmord geendet hätte? — Wies nicht alles darauf hin — sein plötzliches Verschwinden? — und dieser Brief? —

O daß er sich auch mit Niemandem aussprechen konnte! — das war es ja gerade, was ihm fehlte. Den ganzen Tag war er umhergetappt, immer in der Dämmerung der Ungewißheit; nun verlangte ihn — damit er dem Grauen in sich entfliehen konnte — nach Menschen, nach Menschen, mit denen er sprechen konnte und die ihm die Last zu tragen helfen gewillt waren.

Er sah nach der Zeit und war erstaunt zu sehen, wie spät es war.

Er rief den Kellner, zahlte, stand auf, und ging hinaus. Leicht fand er die Pferdebahn. Er war ja die Strecke heute schon einmal gefahren. Selbst den Fahrpreis wußte er noch.

Es war dunkel geworden. Aber die Wärme des Tages kämpfte noch mit der Kühle des Abends: der erste schöne Tag des Jahres wollte Ehre einlegen und nicht schlechter enden, wie er begonnen.

Schnell sah und empfand nichts.

Ueber diesen Brief kam er nicht hinweg, und nie würde er über ihn hinweg kommen, das fühlte er.

* * *

Der Wirt eilte sofort auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand.

„Bitte, bitte, Herr Schnell, gehen Sie nur gleich ins Hinterzimmer, die meisten Herren sind schon da.“

Das Hinterzimmer lag für sich abgeschlossen.

Man hatte ihn offenbar erwartet, denn man sprang auf, als man ihn sah, die einen hastig, die andern langsam, und alles sah ihn an.

„Sehr erfreut, Ihre werte Bekanntschaft zu machen, mein Name ist Wernicke“, sagte ein großer Mann mit blondem Bart, und gab ihm ebenfalls die Hand.

Schnell verbeugte sich und nun kamen die meisten näher — alle nannten

ihren Namen und er, linkisch und schüchtern, sagte mehreremale nach einander „Schnell“ — und verneigte sich in der Richtung der Stimmen, die er hörte.

Er war sehr verlegen und froh, als er endlich mit Hilfe des Blonden Hut und Ueberzieher losgeworden war und am Tische saß, in einer Lücke, die man bereitwilligst für ihn durch Zusammenrücken gebildet hatte.

Noch unterschied er keinen der Anwesenden deutlich, außer dem Herrn, welcher ihn zuerst angesprochen. Nur ihm gegenüber, auf dem Sofa, saßen zwei weißhaarige, alte Herren, die einzigen, die bei seinem Eintreten nicht aufgestanden waren und sich im Laufe des Abends, in ihr eigenes stilles Gespräch vertieft, gar nicht um ihn kümmerten. Sie machten einen sehr würdigen Eindruck auf ihn und er quälte sich einige Zeit mit dem Gedanken, ob er ihnen auch regelrecht vorgestellt sei. Denn vielleicht sprachen sie nur nicht mit ihm, weil sie verletzt waren.

Die andern Herren waren sämtlich jünger, in der Alterslage von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren vielleicht. Alle warteten — er fühlte es — offenbar in mehr oder weniger hochgespannter Erwartung auf das, was er ihnen erzählen würde, denn das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen und die Blicke nicht von ihm gelassen.

Wieder war es der Herr, der sich als Wernicke vorgestellt hatte, der dem Verlegenen gegenüber zuerst das Wort nahm.

„Wir haben gestern Abend alle zuerst von dem plötzlichen Ableben unseres Freundes Bergmann gehört und sind durch diese unerwartete Nachricht in große Bestürzung versetzt worden. Sie haben die Nachricht ebenfalls erst gestern erhalten und haben infolgedessen die Reise hierher unternommen?“ —

„Nein, ich habe gestern nur einen Brief erhalten, daß er vermißt wird. Daß er nicht mehr am Leben ist, habe ich erst heute durch den Wirt dieses Lokals gehört.“ Schnell sah nieder, es kostete ihm Mühe zu antworten und ein Gefühl hielt ihn zurück, zu sagen, wessen Brief es gewesen, der ihn gerufen.

Von der andern Seite des Tisches rief Jemand:

„Aber das hat uns doch Timm schon erzählt, Wernicke.“

Schnell sah flüchtig hin. Er war ein kleiner, schwarzer Mann, derselbe der vorhin bei der Vorstellung besonders freundlich seine Hand geschüttelt hatte und hinzugefügt, sie seien Kollegen.

Sicher, sie wußten alle schon durch den Wirt von Paula Lindermanns Brief und schwiegen nur aus Rücksicht auf den Toten; so wollte er auch gar nicht von seinem Besuch bei ihr sprechen.

Daß er auf der Morgue gewesen sei, erzählte er auf die Fragen hin, die nun von mehreren Seiten kamen, auch daß er dort nichts Anderes erfahren, als daß die Leiche dort gewesen und nun hinausgeschafft sei nach Friedrichsfelde, und vielleicht schon begraben; daß es zu spät gewesen heute noch hinauszufahren, sahen Alle ein. Uebrigens schien den Armenkirchhof Niemand zu kennen.

Was Schnell so, auf die Fragen von mehreren Seiten hin, erzählte, enttäuschte etwas. Sie hatten offenbar alle mehr erwartet zu hören, nachdem die meisten schon seit gestern Abend von dem Tode wußten. Am wenigsten wollte es einleuchten, daß der Dahingeschiedene schon begraben sein sollte, ohne daß sie ihm wenigstens noch das Geleit gegeben hatten. Intim mit ihm befreundet war wohl keiner gewesen, aber Bergmann war doch seit einer sehr langen Reihe von Jahren Gast dieses Tisches gewesen, in großen Zwischenräumen freilich, doch nie unwillkommen. Einer der beiden alten Herren — zuweilen hatten

sie doch zugehört, ihr Gespräch unterbrechend — warf ein, er sei, so viel er sich erinnere, der unter den Anwesenden gewesen, den er am längsten kenne.

Und außerdem: wie war er gestorben? — warum außerhalb seiner Wohnung und so plötzlich? — und warum war die Leiche ins Schauhaus geschafft und wie die des Aermsten der Armen verscharrt worden? — Das alles waren Fragen, auf die man Antwort verlangte und Schnell, als man gesehen hatte, daß er ebenso wenig imstande war befriedigende Auskunft zu geben, trat wieder etwas zurück in der lebhaften Unterhaltung, die sich nun entspann, nachdem er eine halbe Stunde lang der ausschließliche Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen war.

Wie wohl ihm das that! — Er war es nicht gewohnt, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu sehen, und nur mit innerer Qual hatte er die Fragen beantwortet, die Blicke auf sich ruhen gefühlt. Zwei Dinge waren seiner Natur immer unerträglich gewesen: das Alleinsein bei Entschlüssen und beim Handeln, und zweitens: das Beachtetwerden. Am liebsten saß er in einer Gesellschaft still, sich nur hier und da am Gespräch beteiligend. Im übrigen sollten die Dinge, die zu ändern er der letzte war, gehen, wie sie gehen mußten. Dem außergewöhnlichsten Ereignis gegenüber, das je in sein Leben gegriffen hatte, war er zu einem schnellen Entschluß zwar fähig gewesen, und unter dem großen Eindruck, welchen dasselbe auf ihn gemacht, hatte er auch heute noch gehandelt. Mit welchem Erfolg aber? — Mit gar keinen.

Er war sehr niedergedrückt, aber zugleich fühlte er sich enorm erleichtert, als sei eine große Last von seinen Schultern genommen, an der er den ganzen Tag seit gestern getragen.

Er wollte völlig in seine Gedanken versinken, als er eine Hand auf seinem Arme fühlte. Neben den seinen rückte einer der Anwesenden einen zweiten Stuhl. Schnell hatte ihn noch nicht bemerkt. Es war eine merkwürdige Erscheinung, wie ihm deuchte. Er sah etwas derangiert aus, aber er hatte ein kluges Gesicht mit lebhaften Augen und nervösem Mienenspiel, ein Gesicht von großer Häßlichkeit.

Er sprach Schnell mit tiefer Stimme an, die zwischen jedem fünften Worte eine Pause machte, als ob es ihr an Atem gebräche.

„Verzeihen Sie, daß ich hier neben Ihnen Platz nehme. Ich heiße Straubelt, falls Sie meinen Namen vorhin nicht verstanden haben sollten. Ich kannte unseren Freund ziemlich gut und ich habe ihn noch vor einigen Wochen gesehen —"

So weit kam er, und Schnell hatte ihm aufmerksam zugehört, als er durch die Bewegung, welche durch alle Anwesenden plötzlich ging, unterbrochen wurde.

* * *

Die Thür ging auf und ein schlanker, noch junger und sehr sorgfältig gekleideter Mann stand auf der Schwelle, lebhaft „Guten Abend, meine Herren!" rufend und mit der Hand nach allen Seiten die Zurufe erwidernd.

„Hertwig — Doktor — Dr. Hertwig" scholl es ihm entgegen. Fragen umschwirrten ihn. Doch der Angerufene warf seinen Ueberzieher ab und über den Stuhl und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung.

„Meine Herren — meine Herren! — wirklich, ich habe nur eine halbe Stunde Zeit, mein Wagen wartet. Ich bin nur hergekommen, um Ihnen einige

Mitteilungen zu machen und vor allem mit diesem Herrn hier" — er stand schon neben Schnell und streckte ihm die Hand hin, „einige Worte zu sprechen." Und er fügte hinzu: „Nicht wahr, Sie entschuldigen uns ein paar Minuten! — Darf ich Sie bitten, Herr . . . Schnell nicht wahr, darf ich Sie bitten mir ein paar Minuten ins Nebenzimmer zu folgen."

Er nahm den Aufstehenden unter den Arm, und den Zurückbleibenden, welche seine Art wohl kennen mußten, noch einmal stillschweigend, aber deutlich abwehrend: Laßt uns allein, bis wir wiederkommen! — führte er ihn durch das Gastzimmer in den Billardraum. Dort setzten sie sich an einen kleinen Tisch einander gegenüber. Schnell hatte noch kein Wort gesprochen. Er stand vom ersten Augenblick an unter der sicheren, kurzen, energischen Leitung dieses Mannes. Er sah in kluge bewegliche Augen, in ein nervöses, graues Gesicht mit scharfen, fast bartlosen Lippen, auf einen Kopf mit schmaler, aber hoher Stirn und sorgfältig an der Seite gescheiteltem Haar, welches schon dünner wurde. Die Art dieses Mannes zu sprechen war ganz die unbedingt bestimmte, klare, kurz angebundene des vielbeschäftigten Arztes.

Noch einmal reichte er Schnell die Hand. Dieser spürte den festen, fast schmerzenden Druck seiner, starkknochiger Finger.

„Sehr brav von Ihnen, daß Sie gekommen sind." Und mit einer Handbewegung, welche sagte: aber nun keine weiteren Einleitungen mehr, sondern gleich zur Sache, begann er seine Fragen:

„Nun — und was wissen Sie jetzt?"

Schnell nahm sich zusammen nach Möglichkeit. Daß er keine langen Erzählungen machen durfte, fühlte er; es war nicht Jacob Timm, dem er gegenüber saß.

Er zuckte die Achseln und machte ein trauriges Gesicht. Eigentlich mißfiel ihm diese geschäftige Kürze doch.

„Auf der Morgue ist die Leiche nicht," sagte er stockend.

„Nein, sie ist in Friedrichsfelde — entweder noch in der Baracke, oder in der Erde, das weiß ich."

Schnell sah erstaunt auf: wie, das wußte er schon?

Der Doktor wurde schon ungeduldig.

„Aber den Brief, haben Sie denn den Brief?" —

Schnell wurde immer bestürzter. Auch das wußte er also. Er vergaß, daß er selbst dem Wirt alles erzählt hatte, was er selbst wußte. Gegen seinen Willen mußte er in die Tasche greifen und Bergmanns letztes Schreiben hervorziehen.

Der Doktor überflog die Adresse und gab es zurück.

„Es ist an Sie gerichtet," sagte er und sah ihn an.

„Lesen Sie es!" — Schnell mußte dem Blicke so antworten, er konnte nicht anders.

„Nein, danke, nicht heute; nur Eins sagen Sie mir: steht irgend etwas von Belang darin — ich meine letztwillige Bestimmungen oder dergleichen?" —

Schnell nickte.

„Dann bitte ich Sie, ihn lesen zu dürfen. Denn ich glaube, Sie werden die Notwendigkeit einsehen, daß wir uns hierüber gemeinschaftlich beraten müssen, wenn wir irgend etwas erreichen wollen?"

„Es ist nur eine einzige Bestimmung, sie betrifft eine Sache für mich," sagt Schnell. Er wurde schon ängstlich, in neue große Geschichten verwickelt zu

werden. Nein, das wollte er nicht; lieber wollte er auf die Sphinx verzichten. Aber noch ängstlicher, fast flehend, fügte er hinzu, als er sah, wie der Andere ihm auf diese Worte hin den Brief zurückgeben wollte:

„Ach nein, bitte lesen Sie doch! — Es ist ein schrecklicher Brief —"

Der Andere ließ den goldenen Kneifer fallen, mit dem er fast unablässig spielte, und las. Er las verhältnismäßig lange, sehr aufmerksam; sein Gesicht, von welchem der Lehrer keinen Blick ließ, blieb unverändert.

„Danke," sagte er kurz, als er geendet hatte, und faltete den Brief wieder, ehe er ihn wieder mit einer kurzen Verbeugung zurückgab.

Eine kleine Pause entstand. Der Arzt sah ernst und nachdenklich vor sich hin und Schnell wagte nicht stören zu stören. Es war genau wie bei einer Konsultation.

„Haben Sie mir noch irgend etwas mitzuteilen, von dem sie glauben, daß es uns helfen kann, die Sachlage klarer zu übersehen?"

Der Lehrer war ganz außer Fassung. Er schüttelte nur den Kopf.

„So lassen Sie uns recapitulieren, ganz kurz, bitte:

Sie kannten Bergmann seit Langem?"

„Ja, seit zehn Jahren."

„Sie sahen ihn lange nicht?"

„Seit sieben Jahren nicht."

„Sie korrespondierten mit ihm?"

Ja, aber ich habe seit einem Jahre keine Nachricht mehr von ihm gehabt."

„Dann erhielten Sie gestern den Brief Fräulein Paula Lindermanns?"

„Ja gestern."

„Kann ich auch diesen Brief sehen?"

Schnell suchte das zerknitterte Papier aus seiner Brusttasche hervor. Genau die Scene wie vorhin. Nur schüttelte der Lesende diesmal den Kopf.

„Toll," sagte er, „ganz toll."

„Der Brief ist ja ganz ohne Adresse," rief jetzt Schnell, „und Bergmanns Wohnung wußte ich auch nicht mehr. Ich habe ihn erst in zwei früheren Wohnungen gesucht, ehe ich auf dem Meldeamte seine jetzige erfahren habe; und in dieser erst habe ich durch einen Zufall die Herren hier gefunden, es lag eine Karte dort —"

„Und hier fanden Sie die Adresse dieses Frauenzimmers?" — Der Doktor gab den Brief mit der gleichen, höflichen, aber kurzen Verbeugung wie vorhin zurück.

„Ja, auch durch einen Zufall."

„Und das weitere weiß ich."

Er rief laut ins Nebenzimmer:

„Fritz, wollen Sie uns hier verdursten lassen?"

Während der Kellner zwei Gläser brachte — er war gegen den fremden Gast, dem er seiner Ansicht nach einen so großen Dienst damit geleistet, daß er ihm die Adresse gegeben, nicht mehr höflich — saßen beide schweigend.

Doktor Hertwig dachte offenbar angestrengt nach.

Er spielte nervöser noch wie vorhin mit seinem Augenglase.

Dann stießen sie an und er wandte sich voll gegen Schnell: jetzt war er mit sich offenbar darüber im Klaren, was zu geschehen hatte.

„Lassen Sie uns die Arbeit teilen, mein lieber Herr, und lassen Sie uns klar darüber werden, was jeder zu thun hat:

„Die Lindermann besuchen Sie wohl nicht gern zum zweitenmal?"

„Nein", sagte Schnell. Ihm graute davor.

„Gut, so will ich sie benachrichtigen. Erstens, daß sie keinen Nachlaß zu erwarten hat, weil keiner da ist. Zweitens, wann das Begräbnis ist. Wenn sie das erstere hört, wird sie von dem letzteren wohl fortbleiben."

„Glauben Sie denn, Her Doktor, daß er noch nicht begraben ist?" — Schnell warf es in fast freudiger Erregtheit ein.

Doch der Doktor ließ sich in seiner Gedankenreihe nicht gern unterbrechen.

„Einen Moment, wir kommen gleich darauf. — Sodann ist der Wirt seiner letzten Wohnung da. Er muß bezahlt werden, was wohl aus dem Erlös der zurückgelassenen Sachen von dem Vater schon geschehen ist. (Bergmann hatte nämlich einen Vater, ich weiß nicht, ob Sie das wissen . . .) Die Sphinx will ich Ihnen zu verschaffen suchen; ich glaube sagen zu dürfen, daß es mir gelingen wird. Ich kenne sie — es ist ein Kunstwerk, um welches ich den Besitzer beneide . . ."

„Nehmen Sie es!" rief Schnell hingerissen. Alles hätte er gethan, um diesem Manne, unter dessen Bann er bereits stand, einen Gefallen zu thun. Aber er erschrak vor seinen eigenen Worten, als er das kurze Zurückweichen, das eigentümliche Lächeln um seinen Mund und den fast erstaunten Blick des Arztes sah, mit dem er gemessen wurde.

Er erhielt kein Wort der Entgegnung auf seinen Ausruf, den er um alles in der Welt zurückgenommen hätte und dessen er sich schon schämte.

„Nun zu Ihnen", klang die klare, präzise Stimme weiter. „Ich nehme an, daß Sie morgen noch hier sind und über Ihre Zeit zu dem Zwecke verfügen, der Sie hierher führte.

Die Leiche ist — daran kann kein Zweifel sein — entweder in der Friedenstraße, oder auf dem Gemeindekirchhof zu Friedrichsfelde, oder bereits begraben. In der Friedenstraße ist sie kaum mehr. Aber Ihr Weg nach Friedrichsfelde führt Sie — Sie wohnen am Stettiner Bahnhof, nicht wahr?" — auch das weiß er, dachte Schnell, er weiß alles und nickte — „so wie so diesen Weg. Es ist das Beste, Sie erkundigen sich dort, bevor Sie das letzte Ziel erreichen."

Der Redende stand auf.

„Ist unser Freund schon begraben, so ist nichts mehr für uns zu thun. — Ist er es noch nicht, so geben Sie den Auftrag, die Beerdigung möge bis übermorgen früh verschoben werden, und — haben Sie die Güte — lassen Sie Timm, unseren Wirt, sobald wie irgend möglich die Stunde wissen, welche Sie mit dem Totengräber vereinbart haben. Nicht zu früh, keinenfalls vor zehn, denn der Weg ist weit."

Er streckte Schnell die Hand hin und lächelte dabei. Noch einmal spürte dieser den eigentümlich festen Druck der feinen Finger.

„Das wäre wohl alles, was zu besprechen zwischen uns notwendig war . . ., oder haben Sie —"

„Herr Doktor, sagen Sie mir nur Eines: glauben Sie, daß Bergmann Hand an sich gelegt hat?" —

Der Doktor setzte sich noch einmal und zog auch Schnell an der Hand, die er noch nicht losgelassen, nieder. Er sah ihn fest und durchdringend an. Dann sagte er langsam:

„Direkt nicht, nein. Ich weiß es. Ich will Ihnen auch sagen, was ich

weiß (und was die Andern nicht zu wissen brauchen), weil Sie sein bester Freund gewesen sind, denn nur diesem hat er seine Sphinx vermacht."

Der Ton seiner Stimme wurde wieder ganz geschäftsmäßig referierend.

„Bergmann verließ das Frauenzimmer etwa vor acht Tagen, nachdem er mit ihr und mit dem Brief an Sie Abschied von Allem genommen, was ihn noch an das Leben band. Was er bis zum vorvorgestrigen Tage, seinem Todestage, getrieben hat, wo er war, wen er gesprochen, das alles wird wohl kein Mensch mehr erfahren. Ich will Ihnen gern meine Vermutung sagen: ich glaube er ging fort mit dem Gedanken den Tod zu suchen, vorher aber noch einmal in einsamen Räuschen — er liebte sie — Vergessenheit zu suchen. Der Tod ist ihm auf halbem Wege entgegengekommen: als er an genanntem Tage im Taumel der Trunkenheit etwa um die Mittagsstunde den Alexanderplatz überschreiten wollte, brach er zusammen und starb auf dem Transport zur Polizeiwache, wohin er gebracht wurde . . ."

Schnell entzog ihm die Hand und legte den Kopf in die Hände. Aber er weinte nicht. Es graute ihn nur — es graute ihn vor allem.

Der Andere wartete schweigend. Dann ließ er ihn vorangehen, wieder in das Nebenzimmer, wo man der Beiden, die noch keine zwanzig Minuten allein geblieben waren, in der gespannten Erwartung der Neugier harrte.

Der Doktor blieb am Tische stehen, ohne sich zu setzen.

„Meine Herren," sagte er, „noch einmal: ich habe wenig Zeit und bitte Sie daher mir gütigst einige Minuten zuzuhören. Was ich Ihnen über unseren Freund Bergmann mitzuteilen habe, ist zwar sehr wenig, aber die paar Nachforschungen, die ich heute angestellt habe, haben immerhin etwas ergeben, das ich Ihnen — ergänzt durch die Mitteilungen unseres Gastes — nicht vorenthalten will . . . .

Meine Herren, diejenigen unter Ihnen, welche Bergmann vor einigen Monaten hier zum letzten Mal gesehen haben, es war der Abend, als wir das Faß zu Ehren Wernickes leerten, wissen, wie krank er schon damals war. Die Krankheit hat seitdem rapide Fortschritte machen müssen, um so mehr, als Bergmann sich nicht im geringsten schonte. Vor etwa vierzehn Tagen nun ließ er sich, — nicht bei mir —, bei einem Kollegen eine Konsultation zum Zwecke einer genauen Untersuchung geben. Acht Tage später verließ er seine Wohnung, offenbar in der Vorausahnung, daß er nicht mehr dorthin zurückkehren würde, denn trotzdem er in derselben scheinbar alles im früheren Zustand ließ, hat er doch seine sämtlichen Papiere, bis auf das letzte, vernichtet.

Was unser Freund nun," der Redende hatte eine kleine Pause gemacht und sein Gesicht wurde noch ernster, „in den Tagen vor seinem Tode gethan hat, wo er gewesen, wann er gesehen, mit wem er gesprochen, darüber könnte höchstens ein Zufall noch Auskunft geben. Wir können hierüber nur Vermutungen aufstellen, welche wir indessen lieber — eben weil es nur Vermutungen sind — für uns behalten wollen.

Die traurige Thatsache ist, daß Bergmann am vorvorgestrigen Tage, also am Sonnabend, mittags um die zweite Stunde etwa, in der Nähe des Bahnhofs Alexanderplatz, in einer wenig belebten Nebenstraße, von einem Herzschlag betroffen, plötzlich umfiel und sofort tot war. Der Tote wurde zur nächsten Polizeistation gebracht, die Leiche noch am selben Tage zur Morgue geschafft und ausgestellt, dort von irgend Jemand recognosciert, der — Vater be-

nachrichtigt . . . Dieser ist es denn ja auch gewesen, der uns die traurige Mitteilung in der Weise gemacht hat, die er für üblich fand und welche Sie kennen."

Er schwieg und zog — während die Anderen über das Gehörte nachdachte — die Uhr hervor. Als er sah, wie spät es war, brachte er die beginnenden Aeußerungen zum Schweigen und fuhr schneller fort:

„Ich habe nun mit dem Jugendfreunde unseres Freundes, Herrn Schnell, der sich heute bereits die undenklichste Mühe gegeben hat, das Folgende verabredet: Herr Schnell fährt morgen nach Friedrichsfelde. Dort erfährt er, ob die Beerdigung schon stattgefunden hat oder nicht. Ist das letztere der Fall, so setzt er sie auf übermorgen früh fest und benachrichtigt uns hier, so daß Jeder von uns, der gewillt ist, unserem Freunde die letzte Ehre zu erweisen, dazu in der Lage ist, wenn er morgen Abend hier nachfrägt — — Aber nun, meine Herren — es ist wirklich Zeit für mich — ich habe heute Nacht eine Geburt und morgen früh eine Operation —" Er wollte gehen, aber man war nicht zufrieden damit.

„Wir können ihn doch nicht wie einen Hund einscharren lassen —" rief Einer.

Und ein Anderer, ganz laut, es war Wernicke:

„Der Alte wird doch hoffentlich für ein anständiges Begräbnis Sorge tragen lassen?!" —

Das war es, was sie alle wissen wollten und was sie alle am meisten quälte: ob der Vater wirklich — —

Dr. Hertwig trat noch einmal an den Tisch. Er war sich offenbar noch nicht ganz schlüssig, was er sagen wollte und wie viel. Dann sprach er und Schnell fiel es auf, wie verschieden seine Art und Weise jedesmal war, je nachdem er zu einem oder zu vielen und über was er sprach: vorhin zu ihm, soeben und jetzt wieder. Er beugte sich vor, um ihn sehen zu können; er wünschte immer in dies unergründliche, schmale und blasse Gesicht und in diese merkwürdigen Augen sehen zu können.

„Wissen Sie, der Alte," begann der Doktor wieder und versuchte nervös mit der Rechten den Kneifer festzuklemmen, „der Alte ist, ich will damit die Gefühle keines der Anwesenden verletzen, aber der Alte ist ganz einfach ein Vieh! Ich erlebe ja manches in meiner Praxis, na ja, aber — nun es genügt, wenn ich Ihnen sage, was mir der Wachtmeister auf dem Polizeiamt eben erzählt hat. Der Alte war nämlich gestern da, wahrscheinlich gleich nachdem — oder auch vielleicht vorher, ich weiß es nicht und es ist auch ganz gleichgültig — ihn unserer wackerer Jacob Timm hier hinausbefördert hatte. Dieser Denkzettel hat offenbar nicht den geringsten Eindruck gemacht, denn auf der Polizei trat er mit der Forderung an, er sei der Vater des Verstorbenen und beanspruche als sein Eigentum, was bei demselben gefunden worden sei. Nun, man hat ihm denn auch gegeben, was da war, die Uhr mit der Kette und das Portemonaie. Papiere sollen nicht vorhanden gewesen sein, in solchen Sachen war unser Freund ja immer sehr vorsichtig und in der Ahnung seines Todes hat er denn wohl auch Alles vernichtet. Der Alte also packt denn auch Alles ein und will gehen. Aber Sie werden Ihren Sohn doch wenigstens begraben lassen wollen? — fragt man ihn. Und da antwortet der Kerl", der Zwicker war dem Sprechenden wieder von der Nase gefallen und nervös mit dem ungeberdigenden hantierend sprach er weiter, „machen Sie doch in Teufelsnamen mit der Leiche was Sie wollen! — Nun, 24 Mark haben sie ihm aber doch abgenommen: so viel kostet das billigste Begräbnis —"

Er schwieg, oder vielmehr, die Entrüstung der Versammelten hinderte ihn am Weiterreden.

„Pfui Teufel!“

„Aber da hört denn doch Alles auf!“

„Nun, wir wissen ja, wie die Beiden immer zusammen gestanden haben!“

„Ich hätte den Kerl geohrfeigt!“

So klang es von allen Seiten.

Nur Schnell schwieg. Nur er allein von allen wußte, woher diese tötliche Feindschaft datierte und er wohl war der Einzige, welchem der Tote einst davon gesprochen, einst, vor langen Jahren, in einer verschwiegenen Stunde des größten Zutrauens der Freundschaft, wo sich die Herzen einander öffnen, um auf den Grund blicken zu lassen, er wußte, daß die Erblindung der Mutter nur die Folge gewesen war von tausend in Jammer durchweinten Nächten, daß der Abscheu des Sohnes geboren war in der Stunde, als er gesehen hatte, wie der eigene Vater die eigene Mutter geschlagen, und daß der Haß des Vaters unversöhnlich geworden war, als er von dem Sohne blutig für seine Scheußlichkeiten gezüchtigt war.

Warum fiel ihm das Alles jetzt erst wieder ein? — Jetzt erst, nachdem ihm doch schon gestern durch den Brief des Weibes und heute Mittag erst wieder von dem Wirt das Gedächtnis dahin gelenkt worden war und er noch eben erst gefragt war: Sie wissen doch, daß Bergmann einen Vater hatte? —

Er hatte seinen toten Freund immer allein gesehen. Immer war seine Gestalt für ihn losgelöst gewesen, fernab von allem Verkehr, nie hatte er ihn gesehen in seinem Berufe, nie in seiner Familie, nie unter Freunden, nie mit einer Frau.

So war er immer ganz sein eigen gewesen — mochte er ihn nun besuchen auf seinem Zimmer, oder ihn treffen in dem Winkel irgend eines Bierhauses, oder mochte er mit ihm lange und einsame Spaziergänge machen.

Und so hatte er geglaubt ihn wieder finden zu müssen — lebend, oder, hätte diese Vorstellung in ihm Möglichkeit werden können, tot: allein, wie er ihn hatte leben sehen, allein unter so vielen Menschen.

Nun aber! — Da war ein Weib, welches er streifen mußte, um seine letzten Worte zu hören: da waren Freunde, oder wenn auch nicht Freunde, so doch Bekannte langer Jahre, aus deren Kreis heraus er ihn finden, und unter die gemischt er ihn, wenn er ihn gefunden, wieder und für immer dann verlieren mußte, und da war — ganz noch im Hintergrunde, aber doch schon drohend sah — diese seinen Gefühlen unfaßbare Gestalt, welche er nicht kannte, die ihm nur einmal, von der Hand des eigenen Sohnes, gezeichnet war vor langen Jahren, die ihn erschreckte und vor der ihn graute!

Nein nicht er, nicht er; er war nicht geschaffen für alle diese Aufregungen.

Er zitterte förmlich; er sah nicht auf, um nicht gesehen zu werden.

Er wurde auch nicht mehr bemerkt. Alle waren im lebhaftesten und lautesten Gespräch begriffen über das zuletzt Gehörte, das Unerhörte, das sie empörte. Hin und her wogte wieder das Gespräch . . .

Dr. Hertwig war gegangen, gleich nach seinen letzten Worten. In der Thür stand Jacob Timm und hörte zu. Fritz lief hin und her, denn es wurde sehr viel Bier getrunken.

Schnell fühlte sich fremd in dem Kreise.

Er hätte jetzt gern das Gespräch mit dem Herrn geführt, der vorher zu

ihm gekommen war: aber der sprach jetzt mit einem Anderen und schien ihn ebenfalls ganz vergessen zu haben.

Er war zu verlegen, als daß er es gewagt hätte, aufzustehen und so von neuem die Blicke aller auf sich zu lenken.

Aber er sprach den Wunsch nach Hause zu gehen gegen den Blonden aus, der Wernicke hieß. Er versprach ihm noch einmal, morgen Nachricht zu geben. Als sie dann zusammen — möglichst unbemerkt — aufstanden, wurde es dennoch gesehen und Alle sprangen empor.

Wie, er wolle schon gehen? — das sei schade. Aber gewiß, er würde müde sein.

Und es war dasselbe Händeschütteln, dieselben Verbeugungen, wie vorhin.

Dann setzte sich alles wieder und das Gespräch war bereits wieder aufgenommen, als Schnell noch in der Thür stand, Fritz bezahlte und sich von dem Wirt verabschiedete.

„Die Hauptsache ist, daß sie ihn ausbaldowern," sagte Timm. „Dann wollen wir ihn auch begraben, trotz dem Kerl, dem Alten."

Und er drückte Schnell mehrmals kräftig die Hand.

Zwei der Herren brachten den Gast bis zur Straßenecke und achteten darauf, daß er in den richtigen Wagen stieg. „Auf morgen!" — waren ihre letzten Worte.

* * *

Er fuhr heim. Er war übermüdet und über alle Maßen traurig, nun, wo er wieder allein war. Aber die Müdigkeit war so groß, daß sie ihm nichts mehr recht zum Bewußtsein kommen ließ.

Einmal sah er auf, als der Wagen hielt und eine grobschrötige Alte sich an seinen Knieen vorbei schob: vor ihm stand wieder — undeutlich verschleiert durch die trüben Fensterscheiben — jenes seltsame Gebäude, welches ihn vor einigen Stunden hatte aufschauen lassen. Auch diesmal starrte er es verständnislos an. Und ein anderes Mal, als der Wagen abermals hielt, zogen in buntem Zuge alle die Straßen, welche er heute — an diesem einem Tage — schon durchfahren, an ihm vorüber und ordneten sich dann zu einer langen Linie, welche ihn im Geiste noch einmal um diese ganze, große Stadt herumführte.

Dann war er in seinem Hotel und lag entkleidet in dem feuchten und harten Bett, unfähig, Schlaf zu finden.

Seine Nerven waren überreizt. Und so lag er fast die ganze Nacht in unruhigem Halbschlummer, welcher ermüdender noch ist als Wachen, und sah sich bedrängt von ungewohnten und fremdartigen Traumgestalten.

Er hatte das Licht brennen lassen, so müde war er gewesen. Nun brannte es langsam nieder, den Raum mit üblem Dunste füllend, und erlosch erst gegen Morgen.

Zuweilen stöhnte der Schläfer und griff mit der Hand ängstlich neben sich; aber der Platz an seiner Seite, wo sonst die warmen Glieder seines Weibes lagen, war leer. Dann fuhr er in die Höhe, um zurückzusinken, ohne zum Bewußtsein erwacht zu sein.

Gegen Morgen wurde er ruhiger. Das letzte Bild, das ihn bedrängte, war das einzige, dessen er sich beim Erwachen noch erinnerte, war: wie Bergmann ihm mit blassem Gesicht und überlegenem Lächeln seinen eigenen Brief vorlas . . .

Es war nicht das schrecklichste dieser Nacht.

III.

Der gestrige Tag war eine große Hetzjagd gewesen. Fieberhafte Unruhe und die ganze Qual des ersten Schmerzes über den Verlust hatten ihn erfüllt.

Den Lebenden, den er gestern noch gesucht, konnte er nicht mehr finden; ihn wiederzusehen, wie er gehofft, das hatte ihn in bebender Erwartung und unruhiger Freude vorwärts getrieben. Heute blieb ihm nichts zu thun mehr übrig, als den Toten zu suchen. Aber der war geduldig geworden und konnte warten . . .

Vielleicht kam er noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Sarg in der Erde verschwand; vielleicht hatte sie ihn schon aufgenommen und alles, was er gewesen war, war verschwunden — ohne Spuren, als einen Hügel frischen Sandes.

Die Wünsche der Ungeduld dehnen die Stunden; die Ruhe giebt ihnen ihr gewohntes Maß. Das empfand Schnell heute. Was er that, that er langsamer; und doch glaubte er überall schneller von der Stelle zu kommen.

Er brach früher auf wie gestern. Schon vor der achten Stunde saß er auf dem Omnibus, dann bestieg er die Pferdebahn und so ging es die ganze traurige und dunkle Landsbergerstraße hinunter bis zum Friedrichshain. — In der Friedenstraße hatte er ziemlich lange zu suchen, bis er die angegebene Nummer fand. Es war das kleine Haus des Totengräbers, welches er endlich fand. Aber die Thür war verschlossen. Ein Hund an der Kette bellte ihn an.

Im Hintergrunde des großen, wüsten Gartens sah er arbeitende Männer. Er ging auf sie zu.

Sie warfen tiefe Gräben auf; Schnell erkannte nicht zu welchem Zweck, aber er sah beim Näherkommen, wie unter den Würfen der Schaufelnden menschliche Gebeine zum Vorschein kamen. Er mußte an einem Haufen aufgeschichteter Knochen vorbei. Sie waren morsch, zerfallen, brüchig, Fleisch und Haut verwest, und sie waren wahllos aufeinander geworfen: hier lag ein Wirbelstück, daneben ein Schienbein, und dort eine Schädeldecke, auf welcher die Haare noch wie eine zerzauste Perrücke saßen.

Schnell ging vorüber. Einer der Männer kam ihm entgegen; die andern hörten auf zu buddeln.

„Ist hier die Sammelstelle für gefundene Leichen?"

„Jawohl."

„Ich möchte mich nach der Leiche eines Freundes erkundigen, die von der Morgue hierhergeschafft ist."

Der Mann nickte gleichgültig. „Wie hieß er denn?" —

„Bergmann — Karl Bergmann."

Der andere gab ihm ein Zeichen, zu folgen, und sie gingen auf ein einstöckiges, freistehendes Haus zu. Es war in drei Räume geteilt und in dem einen derselben standen fünf bis sechs Särge von verschiedener Größe. An jedem hing ein Zettel. Der Arbeiter las an den großen Särgen einen nach dem andern und Schnells Augen lasen mit.

„Nee, hier is er nich mehr. Wann soll er denn herausgekommen sein?" —

Das war es eben, was Schnell selbst noch nicht wußte und wonach er gestern in der Morgue dummerweise nicht gefragt hatte.

„Ja, denn weeß ick et nich," sagte der Arbeiter. „Ick bin ja man bloß

Arbeiter hier. Denn is et schon am besten, Sie gehen zum Totengräber selber" und er zeigte dem Fremden — sie waren langsam bis zum Straßenthor zurückgekommen — das nächste kleine Haus, dessen Giebel kaum über die hohe Umfassungsmauer des Kirchhofs hervorragte.

Schnell dankte dem Manne und ging weiter. Es waren nur wenige Schritte. In dem Bureau des Totengräbers trat ihm, statt seiner selbst eine Frau entgegen, und Schnell stellte seine alte Frage.

„Ja, mein Mann ist ausgegangen", sagte sie, griff aber doch nach den Büchern. Schnell stand dabei, sah, wie sie eins nach dem andern aufschlug und offenbar das rechte nicht fand.

Es war eine hübsche, starke Frau, mit weichem, unordentlichem Haar und offenbar etwas dumm.

„Das vom Armen-Kirchhof finde ich gar nicht", sagte sie. Sie wollte ihm schon gern helfen, das sah er.

„Kann es das nicht sein?" fragte er, denn dicht vor ihm lag ein dickes, noch neues Foliobuch in grauer Leinwand mit schwarzem Rücken.

„Nein", sagte sie, schlug es aber doch auf, und mußte sogleich hinzufügen: „Das ist es ja doch."

Sie standen nebeneinander und sahen gleichzeitig auf die letzte der beschriebenen Seiten. Das erste, was Schnells Blick fand, war der Name seines Freundes.

„Da", rief er, und seine Stimme zitterte vor Erregung, „das ist er!"

„Karl Bergmann", las die Frau.

Und dann lasen sie beide das Datum.

„Den 20. — der war ja erst gestern."

„Wo ist nun die Leiche?" fragte er hastig.

„Nun, in Friedrichsfelde."

„Ist sie schon beerdigt?"

„Das wird sie wohl. Mein Mann sagte mir, daß dort immer alle gleich beerdigt werden, die hinkommen."

Sie sah, wie diese Antwort ihn bedrückte und meinte, indem sie das Buch zuklappte, gutmütig:

„Vielleicht kommen Sie doch noch zurecht, wenn Sie gleich hingehen."

Natürlich wollte er gleich hin und mit dem neuen Ziel: Friedrichsfelde ausgerüstet — diesmal war es wirklich das Endziel — bedankte er sich bei der freundlichen Frau, die in ihre Küche zurückschlürfte, und machte sich auf den weiteren Weg.

Natürlich mußte er wieder fahren. So frug er nach der Strecke, den ersten besten der Vorübergehenden.

„Friedrichsfelde-Lichtenberg?" — war die Gegenfrage.

„Dann steigen Sie man in den Wagen, der auf dies Geleis kommt . . ."

Er wartete; dann stieg er ein. Er wollte sich nicht unnütz ermüden, und setzte sich; er wußte, wie sehr er seine Kräfte heute nötig hatte.

„Nach Friedrichsfelde", sagte er, als der Schaffner kam.

„Wir fahren nach Lichtenberg", sagte der.

„Ist denn das nicht dasselbe?" —

„Nein. Aber Sie können ja mitfahren und dann zu Fuß nach Friedrichsfelde gehen. Also bis zu Ende, nicht wahr?" —

Schnell nickte wieder. Was sollte er jetzt aussteigen, nachdem er schon

eine Strecke weit gefahren war ungefähr in der Richtung, in welcher, wie er wußte, Friedrichsfelde lag? — Er machte einem Umweg. Seinetwegen, ihm war es jetzt schon gleich.

Der Wagen war fast gefüllt von Viehhändlern. Sie sprachen in einer breiten und rohen Sprache miteinander, welche Schnell nur halb verstand.

Er ärgerte sich über sie und er ärgerte sich auch über den Schaffner, der ihm keine nähere Auskunft über seinen Weg gegeben hatte. Fragen mochte er ihn nun auch nicht. Die Menschen waren doch eine unfreundliche Bande.

Er sah durch die bestäubten Fenster des rollenden Wagens.

* * *

Wie für ihn innerlich über dem ganzen Tage, so lag auch äußerlich über der Natur, nicht wie gestern ein lockender, zitternder Sonnenschein, sondern die graue Eintönigkeit eines nüchternen, erwartungslosen Frühjahrsmorgens, ohne Wärme und ohne Leben.

Ein frostiger Wind wehte über die Landschaft und trieb den grauen Sand der leeren und unbebauten Flächen über die noch häuserlosen Straßen.

Er war der letzte Passagier, aber der Wagen fuhr immer weiter — an den langen Mauern des Centralviehhofs vorüber und weiter, bis die ersten Häuser wieder begannen. Sie waren endlich in Lichtenberg. Das halbe Dorf durchfuhren sie, die andere Hälfte mußte er zu Fuß durchschreiten.

Er fragte zwei-, dreimal nach dem Wege nach Friedrichsfelde.

Er bekam Uebung im Fragen und that es ganz dreist. „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht sagen —“ u. s. w.

„Ach, da haben Sie aber noch sehr weit!“ hieß es jedesmal.

Endlich war er auf einer großen graden Chaussee, die sollte er nun noch zwanzig Minuten hinunter gehen. Unverdrossen ging er weiter, nicht schnell, nicht langsam. Er fragte nun auch nicht mehr. Vorwärts kam er ja doch nicht schneller und sie sagten ihm ja doch alle dasselbe, diese dummen Menschen: immer eine halbe Stunde; eine halbe Stunde auch dann noch, wenn er sie schon gegangen war.

Sein Anzug war noch mit dem Staub des gestrigen Tages bedeckt, und seine Stiefel waren schlecht gewichst. Er kam sich verwahrlost vor, wo er die sorgende Hand seiner Frau einen Tag nicht fühlte. Als sei er die ganze Nacht gar nicht aus den Kleidern gekommen, so war ihm. Er hatte auch zu schlecht geschlafen! —

Und welche Träume das gewesen sein mochten, die seinen Schlaf verscheucht hatten! . . . .

Vieles fiel ihm ein, während er so dahin schritt: daß er seiner Frau versprochen hatte, gleich eine Karte zu schreiben und es nicht gethan; daß er sich von Dr. Hertwig gestern abend nicht verabschiedet; daß der Hausknecht in dem Hotel doch eigentlich ein frecher Patron war, was brauchte der ihn wohl so anzusehen; daß er gewiß einen schweren Stand haben würde, wenn er nun zurückkäme nach A., besonders in den ersten Tagen; daß . . . u. s. w.

So ging er hin.

Immer weiter zog sich die Chaussee hin, in grader Linie und in unabsehbarer Länge durch abgebrochene Häuser- und kümmerliche Baumreihen hin.

Viel trieb ihn vorwärts, aber noch mehr hielt ihn innerlich zurück. Er

wollte es sich selbst nicht gestehen, daß er sich fürchtete. Die zehnte Stunde war bereits vorüber. Er wußte es nicht, sonst wäre er vielleicht weiter gegangen. So wollte er noch ein wenig ruhen und trat in einen Garten, der vor einer wüsten Kneipe lag. Er setzte sich an einen der rohen Holztische, auf dem der Staub von der Landstraße sich dicht gelagert hatte.

Kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Als er einige Minuten so gesessen hatte, erschien von der Stadt her ein Haufe junger Burschen. Sie gingen je zwei und zwei, ihnen voran zwei Trompetenbläser, ihnen nach und zur Seite ein sechsmal größerer Haufe schmutziger Kinder.

Es waren Eingezogene. An ihren eingetriebenen Cylinderhüten trugen sie bunte Bänder und an ihrer Brust verwelkte Blumensträuße. Sie waren mehr oder weniger betrunken, augenscheinlich hatten sie die Nacht durchzecht. Nun füllten sie die frühen Morgenstunden mit dem rohen Gebrüll ihrer heiseren Stimmen und den unharmonischen Tönen ihrer Blechinstrumente.

So wälzten sie sich heran, in den Garten, wo Schnell allein saß und alle Kinder strömten ihnen nach. — Sie verschwanden in dem Hause. Die Kinder trieben sich zwischen den Bänken und Tischen herum, ihre Wiederkehr erwartend.

Der Wirt hatte den Gast im Garten gesehen und brachte ihm Bier. Es war ungenießbar.

Der Ekel über das Gesehene trieb Schnell auf: so zogen diese Menschen in das Leben voll Schmutz und Erniedrigung, welches ihm Bergmannn einst als die „dreijährige Lehrzeit im Handwerk des Mordens“ bezeichnet hatte. Wie er, dem selbst jede selbständige Betrachtungsweise fehlte, immer und immer wieder — wenn auch unbewußt — in all' diesen Jahren unter dem fortwirkenden Einflusse seines einzigen Freundes gestanden hatte, so fiel ihm auch in dieser Stunde einer seiner Aussprüche wieder ein. Seltsam! — nie hatte er sich so klar gemacht, wie sehr er doch eigentlich — lange von ihm schon getrennt — noch abhängig von ihm gewesen war bis heute.

Es trieb ihn auf, in Hast, Angst und in einer unsäglichen Bestürzung. Die Kinder stürzten sich auf das kaum berührte Glas.

Unter seinen Füßen quoll der Staub auf und der unfreundliche Wind zwang ihn den ganzen Weg, den Hut festzuhalten. Er sah nicht mehr auf, sondern ging immer geradezu. Erst als er die Eisenbahnbrücke überschritten — man hatte ihm von einer Brücke gesprochen — sah er auf. In der Ferne zur Linken erblickte er jetzt das Ziel seines Weges.

Er schritt, nachdem er nach links abgebogen war, immer noch fünf Minuten.

* * *

Endlich stand er vor dem großen Thore, welches die Aufschrift „Gemeinde-Friedhof für Berlin“ trug, und hinter welchem das gemeinsame Grab aller Armen dieser großen Stadt lag.

Links lag ein Haus. Schnell klingelte an seiner Pforte. Wieder war es eine Frau, welche ihm öffnete und ihn anwies: er möge nur zu dem Aufbewahrungs-Schuppen der Leichen gehen, dort werde er schon einen Arbeiter finden, der ihm Auskunft geben würde.

Und so war es auch. An dem Schuppen — er war recht groß — traf

er auf einen Trupp Arbeiter, welche von den Gräbern her kamen, und einer aus ihm kam sogleich auf ihn zu.

„Karl Bergmann? — nee, der ist hier nicht beerdigt."

Das wurde sehr bestimmt gesagt, aber Schnell ging diesmal anders vor.

„Die Leiche ist hier", sagte er, „wenn sie also nicht beerdigt ist, so muß sie noch hier liegen."

Der Arbeiter zuckte die Achseln.

„Ich habe keinen Totenschein bekommen, ich weiß es ja doch. Aber wir können ja nachsehen."

Er ging und ließ Schnell stehen.

Es verging eine Weile. Schnell sah auf die großen Thüren des Schuppens. Er sieht aus wie eine Wagenremise, grade so, dachte er.

Der Arbeiter kam wieder. Er trug ein Bund Schlüssel, und ein zweiter Mann, ein Alter in grauen Haaren, folgte ihm, welcher fragte: „Wann soll er denn herausgeschafft sein? —"

„Gestern abend. Ich komme eben von der Friedenstraße."

„Det stimmt. Er is hier."

Der erste war noch immer zweifelhaft. Er knurrte irgend etwas. Aber der andere brachte ihn zum Schweigen.

„Et stimmt, sage ich Dir. Die steht noch drin, mach' nur auf".

Da schloß der, welcher die Schlüssel trug, auf.

Schnell wurde blaß vor innerer Erregung. Aber er nahm sich tapfer zusammen.

Endlich also war er am Ziel!

Es war ein kapellenartiger Raum, der sein Licht durch zwei Fenster von der Hinterseite her empfing. Er war vollkommen leer, nur vier bis fünf gelbe und schwarze Särge standen auf dem Boden, der sauber gefegt und mit Sand bestreut war. Diese Särge waren ganz roh, nach einem Modell gearbeitet: aus acht schlecht gehobelten Brettern flüchtig zusammengehämmert und mit etwas Farbe bestrichen.

Zwei der Särge waren Kindersärge in verschiedenen Größen; die Zettel, welche an den andern befestigt waren, wurden von dem Arbeiter halblaut gelesen. Es war grade so wie in der Friedenstraße.

„Hier is er", sagte er bei dem letzten, der am weitesten rechts stand.

Schnell stand mit dem Alten noch in der Thür. Er war noch blässer geworden und am liebsten wäre er umgekehrt.

Aber alles hielt ihn hier: Pflicht, Grauen, Neugier, Furcht. Und, die ihn plötzlich überkam, eine große Sehnsucht, seinen Freund noch einmal zu sehen . . .

Daher trat er vor, als der Arbeiter, noch aus seiner gebückten Stellung die er eingenommen, um den Zettel zu lesen, zu ihm herauf fragte, ob er den Sarg öffnen sollte, und nickte beistimmend und bittend.

Der Arbeiter zog gleichmütig einen kurzen Meißel aus der Tasche und setzte ihn dort, wo ein fast fingerdicker Riß zwischen den dünnen Brettern klaffte, und ein gelbliches Stück Bahrtuch hervorlugte, an. Mühelos, mit ein paar leichten Ansätzen einer Hand hob er den Deckel empor; die Nägel folgten ohne Schwierigkeiten.

Der Deckel fiel polternd zur Seite nieder.

Ebenso gleichgültig zog der Arbeiter das Tuch von dem Gesicht der Leiche fort über die Brust. Dann trat er bei Seite.

Schnell stand jetzt dicht vor dem Sarge.

Aber gegen seinen Willen fuhr er zurück und ein Schauder ergriff ihn:

Das war nicht Karl Bergman! — das war nicht der, den er kannte! — —

Der Körper dieses Toten war lang und mager; die Hände waren zu beiden Seiten niedergefallen. Das Gesicht war entstellt: das Haar klebte zusammen und fiel in zottigen Büscheln über die wachsgelbe Stirn, über deren rechte Seite sich eine tiefe, kaum geheilte Narbe zog; die Augen waren geschlossen, nur das Lid des rechten war etwas emporgezogen und ließ das untere Weiß des Augapfels sehen; die Nase war spitz und zum Munde zogen sich tiefe Furchen; die Lippen waren verzerrt und standen halb geöffnet; das Gebiß war stark lädiert und zeigte Lücken; die Wangen waren fast ohne Fleisch und die Backenknochen traten stark hervor; das Kinn war mit Bartstoppeln dicht bedeckt, wie die Backen. Der ganze Kopf war etwas nach links geneigt und hintenüber gebeugt, so daß Hals und Kehlkopf aus dem mürben Tuche hervorsahen. Unter der gelben Haut schimmerten dunklere, grünliche Flecken, die besonders am Halse sichtbar waren — die Flecken der Verwesung. Es sah aus, als sei das Gesicht durch Faustschläge entstellt und der Hals von krallenden Fingern gewürgt worden.

Um das Gesicht ganz sehen zu können, hätte Schnell sich dicht neben den Sarg, an sein oberes Ende stellen und hernieder blicken müssen.

Aber der Geruch der Verwesung, der emporstieg, war so entsetzlich, daß er es nicht vermochte, sondern sich noch weiter zurückwandte.

„Ja, es is Zeit," sagte der Alte und kam näher, als er den Ausdruck des Entsetzens in dem Gesicht des Fremden sah. Und leiser murmelnd fügte er hinzu: „Erst wollen sie immer, daß man aufmachen soll, und dann hat es doch keinen Zweck —"

Schnell verstand den Sinn und er schämte sich. Nein, er wollte nicht so feig sein, wie dieser Mann da dachte.

Er trat nochmals vor und nun stand er dicht neben dem Sarge zu seinen Häupten.

Er faltete die Finger um den Hut und sah nieder, fest, still, einige Minuten lang. Und nun erkannte er seinen Freund: diese entstellten, verzerrten, schrecklichen Züge verwandelten sich ihm plötzlich und nahmen alte, ihm bekannte Formen an — jetzt sah er in die Augen seines Freundes, die seinen Blick zurückgaben, und jetzt erkannte er diesen Mund, der zu ihm zu sprechen schien ... die tiefen, dunklen, dämmernden Gefühle der Trauer wallten in ihm auf.

Das Grauen fiel ab von ihm und ein tiefer, heißer Schmerz ergriff ihn. Er wollte sich niederbeugen zu dieser Stirn und die Hand seines Freundes ergreifen, um sie noch einmal zu drücken, noch einmal, zum letztenmal — —

„Nee, lassen sie es man lieber," hörte er die Stimme des Arbeiters, der sich unterdessen mit dem Sargdeckel zu schaffen gemacht hatte, und sah dessen abwehrende Bewegung, und plötzlich empfand er wieder den Geruch der Verwesung und das Uebelbefinden ergriff ihn wieder.

Er wandte sich ab und ging zur Thür.

Er schwankte und stolperte. Er sah nicht mehr, wohin er ging. Es war dunkel vor seinen Augen, doch nicht von Thränen ...

Der Alte stand draußen. Er packte den Hinaustretenden beim Arm und reichte ihm eine Flasche.

„Na ja", sagte er, „det ist doch immer so. Trinken sie nur mal, es ist echter Nordhäuser.

Er sah, daß der Fremde kein „feiner Herr" war und vielleicht ebenso arm, wie er selbst; und es war wohl nicht das erste Mal, daß er die Segnungen seiner Pulle in einem solchen Falle erprobte.

Schnell war gerührt durch die Freundlichkeit und nahm einen kleinen Schluck. Er that ihm wirklich wohl.

Dankend gab er die Flasche zurück. Dann suchte er in seiner Tasche nach einem Trinkgeld. Der Alte war zufrieden mit dem, was er ihm gab. Er sah wohl, daß hier nicht viel zu holen war.

„Nun können wir ihn denn wohl beerdigen?" — fragte er.

Dadurch wurde Schnell erst wieder daran erinnert, weshalb er eigentlich gekommen.

Er erklärte die Lage, daß er nicht allein sei, und trug seine Bitte vor, noch einen Tag zu warten.

Ja, einen Tag ginge es schon noch, aber keinenfalls länger; und dann müßten sie sich an die Zeit halten. Morgen um zehn Uhr früh? — Gut, aber dann müsse er auch da sein, denn warten könnten sie nicht.

In dem Raume, dessen Thür noch offen stand, wurde der Deckel wieder auf den Sarg genagelt. Die Hammerschläge tönten laut und hart in den stillen Mittag hinein.

Schnell gab dem Alten die Hand und ging. „Also morgen früh um zehn Uhr!"

Ja, ganz pünklich, er wolle dafür sorgen.

Noch einmal wandte sich der Lehrer schon im Gehen um. Aber er sah nichts mehr, als einen Teil des schwarzen Sarges, und die Armbewegungen des Mannes, welcher an ihm arbeitete.

* * *

Ein kalter Wind kam über die Felder und ein grauer Staub hüllte ihn fast ein, als er der Chaussee zuschritt.

Der starke Alkohol hatte seine Nerven erregt. Wunderbar, dachte er, was so ein einziger Schluck doch für Wirkungen hervorbringen kann.

Er wurde jetzt wehmütig gestimmt.

Nach dem bittern, brennenden Schmerze kam jetzt wieder die Lösung in die stillere Trauer, die ihm wohlthat. Sie glich der kühlen Dämmerung nach der heißen, quälenden Sonne des Sommertages.

Er ging hin, zu Boden sehend, und strebte, vorwärts zu kommen.

Er hatte ihn verloren, seinen besten, seinen einzigen Freund. Doch er mußte sich fragen, ob er ihn nicht erst seit heute, sondern seit langem schon verloren? — Es war eine sehr gute und sehr innige Freundschaft gewesen und doch hatte ihr sicher Eins schon damals gefehlt: das Vertrauen auf der einen Seite. Etwas Fremdes hatte immer für ihn in Karls Erscheinung gelegen, und dies Fremde war sicher nicht nur durch die von den seinen so gänzlich verschiedenen Lebensgewohnheiten und =Ansichten bedingt.

Wenn es wahr war, daß in jeder dauerhaften Freundschaft, wie in jeder

Ehe, der eine Teil der Schwächere und der andere der Ueberlegenere ist, so war er sicher immer der Schwächere gewesen. Er hatte ja auch nie etwas Anderes sein wollen, war er doch schon dankbar genug, daß er überhaupt dieser Freundschaft gewürdigt wurde. Indessen er war älter geworden in den Jahren. Und vielleicht, wenn sie heute noch zusammen wären, vielleicht würde das Verhältnis dasselbe sein, aber was ihm früher nie zum Bewußtsein gekommen, das würde er heute empfinden . . .

Er fühlte, er würde nicht mehr andächtig schweigen können, wie früher, zu Bergmanns barocken, und wie er glaubte, oft ganz ruchlosen Ansichten. Er würde ihm antworten, ihm entgegnen, wäre es auch nur, um seine entgegengesetzte Anschauung nicht feig zu verschweigen, und der allein würde schon eine Störung ihrer Freundschaft bedeuten. Und aus dieser Störung würde eine Verstimmung werden, und aus der Verstimmung ein Riß entstehen, und — —

Er erschrak, als er sich über diesen Gedanken ertappte.

Und er kam soeben von der Leiche!

Er schauderte zusammen und schloß unwillkürlich die Augen, um das Bild nicht mehr zu sehen, welches wieder vor ihm emporstieg in seiner ganzen Schrecklichkeit. Der kranke Geruch der Verwesung umwehte ihn wieder in seiner ganzen Widerlichkeit . . .

Er sah auf. Er war an der Landstraße.

Es war Mittag vorbei. Die Straße war fast leer.

An der Ecke, in einem neuerbauten Hause, befand sich eine Destille mit einem großen Schankraum. Er sah sauber aus und Schnell betrat ihn. Er setzte sich an einen Tisch und trank und aß; er aß mit Hunger, Eier und etwas Käse und Schnitten frischen Brotes. An den anderen Tischen saßen Maurergesellen bei ihrem einfachen Mittagsmahl. Sie kamen von der Arbeit und waren von oben bis unten mit Kalkstaub und Sand bedeckt. Ihre Gesichter sahen aus wie bepudert. Sie brachten die frische Kühle des Tages mit in das überheiße Lokal . . .

Der Lehrer saß ziemlich lange an seinem Tische und lauschte, um seine Gedanken abzulenken, auf ihr Gespräch. Es war die erste Teilnahme seit zwei Tagen, die er der Außenwelt schenkte. Er hatte so lange den Dialekt nicht gehört, der ihm so vertraut war; und er dachte an allerlei Erlebnisse früherer Jahre, die von selbst sich ihm wieder zeigten.

Endlich stand er auf und ging, aber er ließ die Chaussee jetzt rechts liegen und schritt auf den Bahnhof zu, der nur wenige Minuten entfernt war. Ein Zug zum Schlesischen Bahnhof stand grade zur Weiterfahrt bereit und er erreichte ihn noch. Während der Fahrt versank er wieder in kleine, trübe und dunkle Gedanken, wie er überhaupt, seitdem das Ziel so gut wie erreicht war, mehr und mehr zurückfiel aus der plötzlichen Erhebung in die gewohnte Erschlaffung.

Er gab nicht Acht auf seine Umgebung, aber er kam doch in Berlin in die richtige Pferdebahn und nach einer langen Fahrt an sein Hotel.

Er ging gleich auf sein Zimmer und klingelte. Er verlangte eine Postkarte und Tinte und Feder. Denn es lag schwer auf ihm, daß er noch immer seiner Frau die versprochene Nachricht nicht gegeben hatte. Nun konnte er ihr doch die Thatsachen in ihrer traurigen Klarheit geben, auf welche sie in höchster Spannung wartete. Denn alles war ihnen gemeinsam geworden in der Ehe — jede Freude und jeder Schmerz und Verborgenes gab es nicht zwischen

ihnen. Doch während er auf dem Sofa saß und wartete, überfiel ihn eine ungeheure Müdigkeit und kaum hatte der Kellner — ein schmieriger Kerl in abgetragenem Frack und zerknitterten Vorhemd — sich wieder entfernt, als er zurücksank und einschlief; fest und traumlos schlief er fast zwei Stunden, übermüdet von der Aufregung und Unruhe des vergangenen Tages, der erregten Nacht und dieses langen Morgens.

Es dämmerte bereits, als er erwachte. Die vierte Stunde war vergangen. Er war ganz verstört, als er sah, wie lange er geschlafen hatte.

Er mußte ja nach Moabit.

Er ließ sich keine Zeit mehr, die Karte zu schreiben, sondern vertröstete sich mit dem Gedanken, daß sie morgen kaum früher ihr Ziel erreichen könne, als er selbst.

Er wünschte sich Gesicht und Hände zu waschen, aber im Kruge war kein Wasser. Nicht einmal dafür war gesorgt . . . Er mochte nicht abermals den Kellner rufen. Er schämte sich, so lange geschlafen zu haben.

* *
*

Er hatte Kopfschmerzen bekommen von dem Schlafen zu so ungewohnter Zeit, und er verspürte einen üblen Geschmack im Munde. Er hatte keine Lust zu dem Gange zu Jakob Timm und so schlenderte er dahin, bis er die Ecke der Chausseestraße erreichte.

Seltsam: er kam immer wieder in diesen Tagen auf die Plätze zurück, wo er schon gewesen war. Hier hatte er vorgestern Abend, gleich nach seiner Ankunft gestanden, und hier war er gestern zu verschiedenen Malen vorübergekommen.

Als er auf den Wagen wartete, fiel sein Auge auf die bunten Blätter der Litfaßsäule.

„Königliche Schauspiele. Opernhaus. Götterdämmerung.“

Er war musikalisch und spielte gern und ziemlich viel. Für Wagner schwärmte er. — Ein großer, vermessener Wunsch stieg in ihm auf: wenn du hingingest! In die Götterdämmerung!

Zuerst, im ersten Augenblick, kam ihm dieser Einfall ganz ungeheuerlich vor. Er — in Trauer um seinen Freund — von seinem Sarge kommend, um zu seinem Grabe zu gehen — es war einfach unmöglich.

Aber der Wagen, auf den er wartete, wollte nicht kommen. Und ganz langsam begann die Vernunft in ihm zu siegen. Wem schadete er denn damit? — Was war mehr geeignet, seine Trauer zu bannen, was mehr geeignet, ihm edlere Linderung zu verschaffen, als diese Musik? —

Und dann: wer erfuhr denn davon? — Wer kannte ihn denn hier? — Und wer würde ihn denn hier je wiedersehen? —

Eine so große Sehnsucht war in ihm nach diesem Genuß. Durfte er ihn sich entgehen lassen? — Seit langen Jahren hatte er nichts mehr gehört und gesehen, und vielleicht würde sein Leben zu Ende gehen, ohne daß er wieder so nah war dem, was jetzt vor ihm lag.

Der Preis des Platzes schreckte ihn noch. Er würde natürlich einen der billigsten nehmen, aber dennoch — durfte er es? — Er fühlte nach seinem Portemonnaie. Doch — langen würde es schon noch. Zwar war sein Hotel noch nicht bezahlt und das Billet für die Rückfahrt war noch nicht gelöst, aber da-

für hatte er gestern und heute mittag auch fast nichts gegessen, und heute abend konnte er schließlich auch mit einem kalten Happen zu Bett gehen.

Und dann: er fühlte, daß er endlich diesen Gedanken, unter deren tyrannischem Bann er nun seit Tagen gestanden, entfliehen mußte und sei es auch nur auf eine kurze Weile. Nicht daß er glaubte, seine Pflicht nun schon erfüllt zu haben; eigentlich hatte er trotz aller Mühe so gut wie nichts gethan, und das, was er heut abgemacht, auch das würde sonst von diesem energischen Dr. Hertwig gethan worden sein, aber sein Geist war so verwirrt von den Ereignissen der letzten Tage, daß er sich danach sehnte ihn abzulenken. Wie nötig dies war, sah er schon an diesem Widerwillen, mit welchem er sich dagegen sträubte, heute abend in der großen Gesellschaft alles, was geschehen war, noch einmal von A—Z durchzuhecheln.

Ja, er wollte ins Opernhaus! — —

Aber dann mußte er schreiben. Und so — immer wieder den Zettel anblickend, und gestoßen und umdrängt von den eilenden Menschen, immer noch einmal wieder zu der Säule zurücktretend — entschloß er sich endlich.

In den Pracht-Sälen — zum dritten Mal in diesen Tagen betrat er sie — kannte ihn der Kellner schon. Dort schrieb er einen Brief an Timm, des Inhalts, daß das Begräbnis auf morgen früh zehn Uhr angesagt sei und daß er bäte, ihn bei den Herren zu entschuldigen, wenn er sie hiervon benachrichtige.

Er beeilte sich sehr und stand sofort wieder auf, als er die Zeilen geschrieben und noch einmal überflogen hatte; seine Handschrift war wie gestochen, ein Muster der Kalligraphie; für Bergmann war sie — wie ihm jetzt wieder einfiel — stets ein Gegenstand des Spottes gewesen, obwohl er als Stenograph allen Grund gehabt hätte, sie zu würdigen.

Der Rohrpost, von der er gehört hatte, die er aber nicht kannte, traute er nicht recht. So gab er den Brief einem Dienstmann. Er bereute es aber sofort, als er hörte, daß er siebzig Pfennig dafür zahlen sollte; es schien ihm unerhört, so viel Geld für einen Gang auszugeben, den er hätte selbst machen können.

* * *

Die Oper begann früh, aber er wußte, wie schwer es war, in den größeren Berliner Theatern in letzter Stunde noch einen guten Platz zu bekommen und beeilte sich.

Während er so die Straße hinunterging, über die Weidendammer Brücke und an dem Bahnhof der Stadtbahn vorbei, wo ein großes Gedränge herrschte, an den neuen Hotels, den strahlenden Läden, durch diese Gegend, welche sich in den letzten Jahren so sehr verändert hatte, daß er Mühe hatte, sie wiederzuerkennen, dachte er daran, daß dies der erste Gang in diesen Tagen war, dessen Ziel nicht Karl Bergmann war. Und während in ihm wieder ein Gefühl der Unsicherheit über seinen Entschluß aufstieg, konnte er sich doch die Freude nicht verhehlen, welche er empfand, wenn er dachte, welchem Genuß er jetzt entgegenging.

Die Linden lagen schon hell erleuchtet da. Schnell eilte sie hinab.

Die Kasse des Opernhauses war eben eröffnet und langsam schob er sich vor. Das Geld hielt er bereit in der Hand.

Das Treppenhaus war noch fast leer. Nur die Inhaber von unnumme-

rierten und Stehplätzen stürmten an ihm und den würdevollen Beamten vorüber. Er vergaß, daß er keine Eile zu haben brauchte, denn er hatte einen festen Sitz und fast noch eine Stunde Zeit. Er verbrachte sie an dem kleinen Buffet und in den engen Gängen, wo er durch die Scheiben auf die weiten Plätze hinunterlugte, ungeduldig und erwartungsvoll, und eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung war er auf seinem Sitze.

Zum ersten Male seit langen Jahren war er wieder in einem Theater und zum ersten Mal im Opernhause, welches er früher nie betreten. Er saß im dritten Rang und hatte im Hinblick darauf, daß in diesem Bühnenraum die Plätze ohne alle Rücksicht auf das Publikum angelegt sind und gewissermaßen nur eine Umrahmung der „Hofloge" zu bilden bestimmt sind, keinen ganz schlechten Platz.

Langsam füllte sich das große Haus. Er beobachtete alles und ohne Aerger stand er immer und immer wieder auf, um die Ankommenden an sich vorbeizulassen.

Endlich trat die Stille ein, welche den Beginn bedeutete und zu ihm herauf drangen die ersten Klänge des Vorspiels. Der Vorhang hob sich und aus dämmerndem Dunkel heraus ertönte der Gesang der Nornen ......

Von diesem Augenblick an saß der junge Lehrer vornübergebeugt, atemlos lauschend, wie gebannt und alles um sich her völlig vergessend. An nichts Anderes dachte er, als an das, was er sah und hörte. Selbst in den Pausen verließ er seinen Platz nicht. Er fühlte nicht die schwüle Hitze, welche mit jeder Stunde größer wurde bis zur Unerträglichkeit; er empfand nicht die Längen und es störte ihn nicht, daß er nur das Wenigste verstand, denn den Luxus eines Textbuches hatte er sich nicht gestattet.

Es war eine ganz mittelmäßige Vorstellung. Nur Brünnhilde war herrlich.

Außerdem ließ die Ausstattung sehr viel zu wünschen übrig: die Verwandlungen gingen schwerfällig vor sich, die Beleuchtungseffekte, auf welche so viel ankam, versagten des Oeftern, die Mannen standen da wie Holzklötze, Grane, das Roß von so edler Zucht, wie kein anderes, war ein rührender alter Klepper, der aus den Kulissen, hinter welchen er festgehalten wurde, in den Bühnenraum hineinschnupperte und zuweilen mit verwunderten Blicken das Publikum zu fragen schien, was er eigentlich hier solle, und bis zum Schluß, wo rauchende Balken, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ausgestopften Fensterkissen hatten, von dem sehr merkwürdig konstruierten Scheiterhaufen und von der Höhe herniederfielen und die Götterdämmerung in etwas unwahrscheinlicher Weise einbrach, wollte keine recht Illusion aufkommen.

Aber was war das alles für den Lehrer, der nie gewagt hätte, auch nur die leiseste Kritik zu üben und dem alles von Anfang bis zu Ende schön, erhaben, großartig war?! —

Und was war das alles gegen diese Musik, die stundenlang in unerschöpflicher Fülle und Pracht aus der Tiefe empordrang, geheimnisvoll, überwältigend, betäubend, siegend? — —

Alles hatte er vergessen. Und nur einmal dachte er an seinen Freund: als die Männer den toten Siegfried unter den erhebendsten und ergreifendsten Klängen auf dem Schild die Felsenhöhe hinauf trugen . . .

Da ging eine Ahnung, eine dunkle, durch seine Seele, daß der, welcher Karl Bergmann geheißen hatte und nun auch ein Toter war, doch wohl in dem Besten seines Wesens nie von ihm verstanden war, und daß er, der zwar

kein großer Held gewesen war, doch eine Persönlichkeit besessen hatte, die sich in Manchem weit durch eigene Kraft hinausgehoben hatte über den Staub und den Schmutz des Tages, der ihn endlich überflutet und fortgerissen — — —

* * *

Fast taumelnd trat er hinaus aus dem heißen Hause in die kühle Nacht.

Er fühlte sofort, wie müde er war.

Die Richtung seines Weges fand er von selbst. Nur zuweilen sah er auf, wo er war. Es war die Kenntnis vergangener Tage, die ihn richtig leitete.

Es war spät, als er in sein Hotel kam.

Der Portier war trotz seiner Schlaftrunkenheit merklich freundlicher, was der empfindliche, stets ängstliche und mißtrauische Lehrer sofort bemerkte.

Als er gegangen war, sah er den Grund: auf dem Tisch lag ein Brief und ein Paket; beides sei am Abend von einem Herrn „in einem Wagen“ abgegeben worden.

Der Brief lautete:

„Werter Herr Schnell! Auf Ihren Brief von heute nachmittag hin werden sich morgen früh zu der angegebenen Zeit eine Anzahl Herren auf dem Kirchhofe zusammenfinden; ich selbst fahre hinaus und werde mir erlauben, Sie morgen früh, präzise neun Uhr, abzuholen. Haben Sie die Güte, bereit zu sein.

Die Angelegenheiten mit dem Wirte Bergmanns sind ebenso endgültig erledigt, wie jene mit seiner Geliebten; das beiliegende Paket enthält sein Vermächtnis an Sie.

Dr. med. Hertwig.“

Diese Zeilen, welche Schnell mehrmals las, waren auf eine Briefkarte in einer feinen, ausdrucksvollen, originellen Handschrift und mit Blei geschrieben — offenbar in Eile und unterwegs.

Sorgfältig wurde die Umbindung und die Hüllen von der Sphinx gelöst. Als das Seidenpapier entfernt war — es knisterte leise in der Stille des Zimmers unter den Händen des Lehrers — stand die Sphinx da: beleuchtet von der flackernden Flamme des Lichtes.

Wie schön war dieses finstere Gebilde!

Aber der Lehrer hatte — trotz seiner Freude, die über den Brief fast ebenso groß war, wie über den neuen Besitz — keine Augen mehr für seinen Zauber.

Ihn fröstelte, sein Kopf war schwer von der Musik, er war müde. Er suchte das Lager auf und schlief sofort. Und fest, ruhig und traumlos, wie nur je, schlief er diese Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen.

IV.

Er war sehr früh auf an diesem Tage.

Eine traurige Ruhe lag über ihm. Er hatte nichts mehr zu thun. Alles war so klar jetzt. In den letzten Tagen dieser Wirrwarr, seit gestern Abend

alles klar und einfach. Nichts, nichts mehr hatte zu geschehen, als ihn einzusenken in die Erde . . .

Er nahm sogleich nach dem Ankleiden sein Frühstück, denn sein Hunger erwachte mit Gewalt, als ihm einfiel, daß er gestern abend zu Bett gegangen war, ohne ihn zu stillen; er hatte ihn nicht gefühlt.

Der Handlungsreisende schlief noch was Schnell sehr angenehm war.

Gleich nach dem Frühstück ging er aus. Er hatte jetzt noch eine volle Stunde Zeit, bis der Doktor kommen sollte. Er bummelte umher, wieder der Chausseestraße zu. Dort kaufte er zuerst ein Spielzeug für seinen Knaben, dann eine Kleinigkeit für seine Frau. Die Läden — kaum erst geöffnet — waren noch leer und er konnte in Muße mit den wieder arbeitfrischen Verkäufern aussuchen.

Ebenso langsam bummelte er zurück. Fast gegenüber seinem Hotel, in einem Keller, war ein Kranzgeschäft, denn die Bergstraße mit ihren Sophienkirchhöfen war in der Nähe. Dort erstand er einen einfachen Kranz mit weißen Atlasschleifen; solche mit Inschrift wollte er nicht haben.

In seinem Zimmer packte er seine Sachen. Es war in wenigen Minuten geschehen und alles war nun bereit für die Abreise.

Den Kranz stellte er in das Gemach des Portiers. Dann ließ er sich die Rechnung geben und bezahlte sie. Das Zimmer kostete richtig zwei Mark pro Nacht; sonst hatte er nur noch das Frühstück zu bezahlen.

Auch das war geschehen, und um die letzte Viertelstunde nicht allein mit seinen traurigen Gedanken verbringen zu müssen, schlug er noch einmal das Coursbuch nach. Ganz richtig: sein Zug ging um halb Zwei am Nachmittag. Erst gegen acht war er in A. Es war ein Bummelzug, aber einen späteren konnte er nicht gut nehmen, wollte er morgen zur rechten Zeit antreten. Denn seine Schule begann einen Tag um den andern um sieben Uhr.

Außerdem durchschlich heut Morgen so etwas wie Sehnsucht nach seinem kleinen Heim sein Herz und er dachte viel an seine Frau und sein Kind, seit er die Geschenke für sie gekauft. Wie viel würden sie ihn fragen — schon deshalb durfte er nicht mitten in der Nacht ankommen.

Er blickte erwartungsvoll zum Fenster hinaus, die Uhr in der Hand. Pünktlich zur festgesetzten Zeit sah er einen Wagen vor der Thüre halten: er ergriff seinen Kranz und eilte hinaus.

Der Hausknecht schaute ihm nach. Sein Respekt vor dem Schullehrer aus Pommern war im Steigen, auch war das Trinkgeld nicht einmal so schlecht gewesen — er war hier nicht verwöhnt.

* * *

„Ah, schon fix und fertig!“ rief Dr. Hertwig und reichte Schnell die Hand. „Schön. Dann können wir gleich weiter.“

Schnell setzte sich an seine Seite.

Der Kutscher, ein alter, ehrwürdiger Johann, zog leicht an. Es war ein hübsches, kleines, zweisitziges Coupé, in welchem sie nun fast eine Stunde lang dahinrollten, nicht mehr ganz neu, und offenbar als Gelegenheitskauf aus zweiter Hand erstanden, aber höchst bequem und gut gefedert.

Schnell konnte die Male zählen, in welchem er in einem Wagen gefahren war. Abgesehen davon, daß er überhaupt vor der energischen Art und Weise

des Doktors so etwas wie Furcht empfand, und daß er nicht sicher war, ob seine gestrige, schriftliche Botschaft nicht etwa verübelt worden war, bedrückte es ihn, so dahinzurollen, als sei der Wagen sein eigen.

Aber der Doktor fing gleich ein Gespräch an und beruhigte zunächst seine Gewissensbisse. „Sie haben ganz recht gethan, zu schreiben," meinte er. „Was sollten sie auch in dieser fremden Gesellschaft, von der übrigens nur ein kleiner Teil kommen wird! — Gewiß haben sie alte Freunde und Bekannte wieder aufgesucht?"

„Nein," sagte Schnell leise. „Ich habe keinen Freund hier gehabt außer Bergmann."

Der Doktor zog ihm die Decke über die Knie, denn es war empfindlich kühl und der Wind wehte frostig.

„Hm", machte er und rückte seinen Kneifer.

Daß er in der Oper gewesen sei, mochte Schnell ihm nicht erzählen; das lag für ihn selbst hinter ihm, wie ein ganz wunderbarer, unerfaßlicher Traum, in den er sich erst versenken mußte, wenn er in der Oede seiner pommerschen Stille mit sich wieder allein war . . .

Statt dessen wurde er nun viel gefragt: nach seiner Frau und seinem Kinde; nach seiner Stellung, ihren Vorzügen und ihren Nachteilen; nach seinen Neigungen, und nach seinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft: alles in der ruhigen, unbeleidigenden Weise der aufrichtigen Teilnahme. Dennoch aber war es dem Ton der weiteren Fragen anzuhören, daß die Antworten den Fragenden nicht besonders interessierten und dieser lenkte denn auch bald mit ihnen in die Vergangenheit zurück; es war offenbar, daß er wissen wollte, was den Verstorbenen in so außergewöhnlicher Weise für diesen kleinen, schüchternen Mann eingenommen hatte, daß er ihm die beste Freundschaft, der er je fähig gewesen, geschenkt hatte. Aber auch, was er hier hörte, war in der Färbung kaum anders, und Dr. Hertwig sah sich in seiner Erwartung getäuscht, so daß er zu sich sagte: Merkwürdig . . . Nun, es wird eine seiner Launen gewesen sein . . . Hintergrund, den er brauchte . . . Und außerdem: alle Menschen, die bis in ihr spätes Alter hinein so bemuttert werden, haben das Bedürfnis, sich zu rächen, indem sie wieder bemuttern, einerlei, was oder wer es ist . . . Als die Alte tot war, nahm er sich das Weib . . . So sind sie!

Das kleine, braune Pferd lief munter dahin, sanft gestreichelt von Zeit zu Zeit von der Peitsche, froh der Bewegung in der frischen Morgenluft.

Bereits näherte man sich den Grenzen der Stadt.

Schnell kannte die Namen der Straßen nicht mehr, durch welche sie fuhren.

Die beiden Männer im Wagen sprachen jetzt wieder von der Angelegenheit, welche sie zusammengeführt hatte.

„Sehen Sie," sagte der Doktor, „wir hätten schließlich wohl auch so viel zusammengebracht, um ihm ein Grab auf einem der anderen Kirchhöfe zu geben. So ganz schlimm, wenn auch gerade genug für die meisten von uns, die auf ein schmales Gehalt und ein geringes Einkommen angewiesen sind, wäre es nicht gewesen: es hätten sechs Mark für das Auskaufen und vierundsechzig für die Uebertragung bezahlt werden müssen. Aber bedenken sie die Schererei. Bei uns in Deutschland geht nichts ohne Polizei — wir hätten ihre Erlaubnis haben müssen, und das wäre erst der Anfang gewesen. Eine unendliche Kette von Mühsalen aller Art hätte sich daran geknüpft. Ich kenne das. Und wer von

uns hätte die alle auf sich nehmen können? Ich nicht und kein anderer; keiner von uns hat so viel Zeit."

Er schwieg einen Augenblick. Schnell dachte, er habe gewiß genug schon gethan und sagte es auch.

„Ach, das war ja nichts. — Und dann: wie scheußlich ist das nicht für jeden, der nicht, wie wir Aerzte, daran gewöhnt ist, so ein Stück Fäulnis überall herum zu schleppen? — Bergmann, daß weiß ich, hätte es sich verbeten. Dem war es ganz gleichgültig, was mit seinem Cadaver nach seinem Tode geschieht. Denn sentimental war er nicht, unser Freund, das eine muß man ihm lassen....

Ich bin dagegen gewesen und das haben sie denn auch schließlich eingesehen. — Ich" — er sagte es mit anderer Betonung — „ich halte es überhaupt für einen unerhörten Skandal, daß man nicht alles Tote überhaupt sofort verbrennt. Aber das erlaubt der Staat ja nicht, der allmächtige, große; nun, es ist nicht das größte seiner Verbrechen ... Ja, ja, mein lieber Herr, Dummheit, Unbildung, Roheit, Arroganz — die haben noch die Gewalt in allen Dingen..."

Sie schwiegen beide. Schnell wagte nichts zu entgegnen. Das war ja beinah noch schlimmer, wie Bergmann — —

Plötzlich fuhr der Arzt wieder auf.

„Sie haben doch nicht etwa einen Pfaffen bestellt?!" —

„Nein."

„Nun, das war auch gut. Denn sonst, glaube ich, würde Bergmann wieder aufstehen... In solchen Dingen vertrug er keinen Spaß."

Die Häuser von Friedrichsfelde begannen.

Die Fahrt wurde immer ungemütlicher. Der Staub, den die Hufe des Pferdes aufwirbelten, flog den Fahrenden ins Gesicht und der Doktor zog die Krempe seines weichen Filzhutes nieder.

Auf den hügeligen Feldern, welche man jetzt weithin überblicken konnte, drehte hier und da eine einsame Windmühle, die noch aus den guten Zeiten der Postkutsche stammte, ihre schwerfälligen Flügel.

Eine tötliche Stille lag über der Gegend. Selten, daß ein Mensch dem Wagen entgegenkam, noch seltener, daß sie an einem anderen Wagen vorüberflogen.

Und wieder und immer wieder lenkte sich das Gespräch zu Bergmann zurück.

Schnell sah wohl, Dr. Hertwig war ihm nur flüchtig von der Kneipe her befreundet gewesen.

„Wir haben uns zeitweilig ziemlich oft gesehen. In der ersten Zeit haben wir uns ständig gezankt. Die Anderen lachten stets darüber."

„Ja, er war sehr reizbar," bestätigte der Lehrer.

„Aber er war ja krank, unheilbar krank", sagte der Arzt und hob die Hand, um auf ein großes rotes Gebäude, welches zur Linken in weiter Ferne, halb versteckt von den hügeligen Feldern, ragte, zu weisen.

„Dort hätte er geendet, wäre ihm der Tod nicht zu Hilfe gekommen."

Schnell war ernstlich befremdet.

„Das Gefängnis?" — fragte er unsicher.

„Ach was," sagte der Andere fast grob (dieser Lehrer war aber auch gar zu schwer von Begriff), „Bergmann war ein Mann von tadelloser Anständigkeit".

„Es ist das Irrenhaus," fügte er unwirsch und fast widerwillig hinzu.

Schnell sah ein, wie dumm er gewesen war. Er wurde rot. Das war das zweite Mal, daß er diesem Manne Gelegenheit gegeben hatte, ihn zu verweisen.

Sie sprachen wenig mehr und in abgebrochenen Sätzen. Außerdem näherten sie sich nun ihrem Ziele.

* * *

Als der Wagen an der Ecke angelangt war, traten aus der Wirtschaft, in welcher Schnell gestern sein einfaches Mahl verzehrt, vier Männer. Es waren Jakob Timm, in feierlichem, schwarzen Gehrock und Cylinder, Wernicke, der blonde Riese, Straubelt, der sich, wie Schnell erfuhr, stets ganz besonders für Bergmann interessiert hatte, und ein vierter Herr, sehr still und zurückhaltend, dessen Name bei der Vorstellung nicht verstanden wurde, als er ihn dem Lehrer nannte.

Man begrüßte sich fast schweigend und ernst, erzählte, daß man kaum drei Minuten hier gewartet habe und konstatierte, daß man gerade zur rechten Zeit komme: es war genau fünf Minuten vor zehn Uhr.

Der Doktor ließ seinen Wagen hier halten und die sechs Herren schritten dem Kirchhof zu. Sie gingen je drei und drei, Schnell mit Wernicke und Straubelt voran.

Wernicke fragte ihn, wo er gestern gewesen sei und weshalb er nicht gekommen, und Dr. Hertwig, dessen scharfes Ohr diese Frage gleich vernommen — er schritt dicht hinter ihnen — kam ihm zur Hilfe:

„Herr Schnell wird wohl noch andere Bekannte in Berlin haben und die Gelegenheit wahrgenommen haben, sie aufzusuchen."

Schnell wollte durchaus nicht sagen, daß er in der Oper gewesen sei; er schwieg auf die Frage und sagte etwas davon, daß man ihn entschuldigen möge, er sei sehr müde gewesen . . .

Sonst wurde wenig gesprochen auf dem kurzen Wege. Man war sich bewußt, zu welchem Zwecke man gekommen war.

Die Eingangspforte war erreicht und Schnell wies gleich nach links. Uebrigens schien Dr. Hertwig hier ebenfalls bekannt zu sein. Man ging dem Schuppen zu.

Dort waren die Arbeiter schon bereit. Die Thüren des einen Raumes standen auf.

„Guten Morgen." — „Guten Morgen, meine Herren", klang es halblaut. Die Gekommenen sahen sämtlich auf den Sarg, die einen neugierig, die anderen ergriffen von dessen Armseligkeit.

Schnell nickte dem Alten von gestern zu.

„Dann können wir wohl gehen", fragte der eine der Arbeiter, „oder kommt noch jemand?" —

„Es kommt niemand mehr," sagte der Doktor.

Der Alte winkte den anderen Arbeitern und ohne weitere Umstände hoben diese den Sarg in die Höhe und trugen ihn an den Zurücktretenden vorbei; diese schlossen sich in schnellgewählter Ordnung an. Man ließ dem Lehrer den Vortritt, und da dieser mit dem Arzt gekommen war, so gingen die beiden nebeneinander; die anderen vier folgten ebenfalls zwei und zwei.

Keiner sprach mehr.

Alle aber — mit Ausnahme Dr. Hertwigs — waren bedrückt von dem Anblick dieses Kirchhofes: in große Felder abgeteilt, deren Anfang und Ende durch kurze, schwarze Pfähle, auf denen die Jahreszahlen — die „Jahrgänge" — eingeschnitten waren, bezeichnet wurden, reihte sich hier Grab an Grab, eins dicht neben dem anderen. Kein einziger Hügel erhob sich aus dieser Fläche, und nur hier und da, ganz vereinzelt, ragte ein kleines Holzkreuz, ein einfacher Stein, lag eine aufgeschlagene Porzellan-Bibel, ein verdorrter Kranz . . .

Die Namenlosen lagen hier: sie, die jetzt nichts mehr waren, als eine Nummer, die kein Mensch mehr zählte.

Alle lagen sie hier durcheinander und nur eines war ihnen allen gemeinsam gewesen: in ihrem Tode waren sie arm, verlassen, freundlos gewesen und darum hier eingescharrt.

Ganz schmale Fußpfade durchschnitten nach je zwei Reihen diese mit peinlichster Genauigkeit und Einförmigkeit eingeteilten Bezirke, welche man für Beete hätte halten können, wenn ihre Flächen nicht weithin mit Gras bedeckt gewesen wären, welches jetzt das schmutzige Gelbbraun des winterlichen Rasens zeigte . . .

Der Sand der Wege klebte sich an die Stiefel der Männer.

Sie waren an allen Abteilungen vorbeigeschritten und an der letzten Reihe angelangt, wo das brachliegende Land des Gartens begann. Drei Gruben lagen offen da und zwei Arbeiter gruben schon an der vierten.

Bei der ersten hielten die Träger, die Arbeiter hörten auf zu graben und die Leidtragenden stellten sich im Halbkreis um die Erdöffnung.

Einen Augenblick entstand ein lautloses Schweigen. Dann, als keiner sprach, wurden die Stricke um den Sarg gelegt und langsam glitt er in die Tiefe, während alle ihr Haupt entblößten.

Während sie näher an den Sarg herangetreten waren, empfanden alle den starken Verwesungsgeruch, der zwischen den schlechtgefügten Brettern hervordrang. Mit ernsten Augen — jeder mit seinen Gedanken beschäftigt — folgten alle dem allmählichen Verschwinden des Sarges.

Nur Dr. Hertwig, der am weitesten nach hinten stand, sah sich um; sein Gesicht hatte einen abgespannten und müden Ausdruck, nun da ihn niemand ansah.

Der Sarg war unten angelangt und der Alte hielt eine Schaufel Sand den Umstehenden hin: jeder nahm dreimal die Hand voll und leerte sie in die Tiefe, Schnell zuerst, dann Wernicke und Timm, zuletzt der Arzt. Die beiden Kränze folgten, erst warf Schnell den seinen hinunter, dann gab Wernicke dem zweiten einen Schwung.

Jetzt ertönte zum ersten Male die Stimme des Alten in gleichgültigem, unbewegtem Tone:

„Ich bitte um ein stilles Gebet . . ."

Die Stirnen neigten sich. Keiner betete; keine Lippe bewegte sich. Der Doktor wurde unruhig.

Da ertönte plötzlich das fassungslose, gepreßte Schluchzen des Lehrers in die Stille. Er hatte sich lange gehalten; nun überwältigte es ihn.

Es war wie eine Erlösung für alle. Man drängte sich um den Weinenden und gab ihm die Hand; und während man noch die letzten Blicke auf das Grab warf, welches die Arbeiter bereits zuzuschütten begannen, wandte man sich schon zum Gehen, immer um Schnell geschart, der immer heftiger weinte.

Es war, als habe man plötzlich die verlorene Sprache wiedergewonnen.

Man tauschte Bemerkungen in Fülle aus: alles, was jedem eingefallen war während dieser traurigen Ceremonie, welche überstanden zu haben sich jeder freute.

Man sprach durcheinander, jeder mehr als er zuhörte: von der Gemeinheit des Alten, der seinem Sohne nicht einmal ein anständiges Begräbnis besorgt hätte; davon, daß man einen Gedenkstein setzen wolle auf gemeinschaftliche Kosten, er brauche nur ganz einfach zu sein, aber die Stelle sollte doch wenigstens bezeichnet werden; wie traurig der Kirchhof in seiner unermeßlichen Ausdehnung und schrecklichen Oede und Stille sei — ein richtiges Massengrab; und man sprach von der geschäftsmäßigen Eile und Formlosigkeit dieses Begräbnisses . . .

Und man sprach auch wieder von sich. Jeder äußerte seine Meinung über das Begrabenwerden: dem einen war es gleich, was mit ihm geschehe; der andere war wie der Doktor für Leichenverbrennung; Wernicke erklärte, es sei ihm ein unerträgliches Gefühl, nicht in der Nähe der Seinen ruhen zu dürfen: schon sein Vater habe für ein Familienbegräbnis gesorgt, in das kämen sie alle . . .

Sie gingen alle schnell der Chaussee zu, wo der Wagen des Doktors hielt. Es war kalt und von den Feldern her kam der scharfe Wind.

Fast glich es einer Flucht, wie sie so schnell und in eiligen Gesprächen dahin stapften.

* * *

An der Ecke winkte Dr. Hertwig seinen Wagen. Er wandte sich zuerst freundlich, aber eilig an Schnell:

„Wollen Sie wieder mitfahren, Herr Schnell?“ —

Dieser machte ein ängstliches und unschlüssiges Gesicht. Er fürchtete die anderen Herren zu beleidigen, wenn er sich ihnen schon wieder entzog.

„Ich muß um halb zwei reisen,“ sagte er zögernd. „Mein Urlaub geht heute zu Ende.“

„Wir bringen Sie zum Bahnhof,“ sagte Wernicke, „nicht wahr?“ —

„Ja, gewiß. Bleiben wir doch alle zusammen bis dahin, wenn keiner etwas Anderes vorhat.“

„Nun denn —“, war des Doktors Antwort, „aber mich müssen Sie entschuldigen.“ Er verabschiedete sich von allen. Er bemerkte, daß er am Abend kommen werde.

Schnell war der letzte, dem er die Hand gab. Er hielt sie etwas länger.

„Kommen Sie gut nach Hause!“ sagte er. „Ich habe mich gefreut, Sie gesehen zu haben, trotzdem der Anlaß zu unserer Bekanntschaft ein so trauriger war. Sollten Sie je wieder nach Berlin kommen, so treffen Sie uns alle sicher wieder bei Timm.“

Er lüftete seinen Hut und Schnell nahm den seinen ab, indem er etwas von Dank murmelte.

Dr. Hertwig hörte es nicht mehr. Er sprang eilig in seinen Wagen, grüßte noch einmal flüchtig, rief seinem Kutscher zu und alle sahen nach, wie er sich zurücklehnte und sofort ein Buch aus der Brusttasche zog, in welchem er eifrig zu lesen begann.

„Unser Doktor hat wirklich zuviel zu thun,“ erzählte Timm zu Schnell gewandt. „Er kommt ja oft zu mir, aber meist, kaum ist er da, wird er auch schon wieder geholt. Ich müßte eigentlich auch heim —“

„Ach was,“ unterbrach ihn Wernicke, „Deine Frau ist ja auf, und Deine

Mittaggäste können ihren Fraß auch einmal ohne Dich herunterschlingen. Jetzt ist es elf; fahren wir zur Stadt und bringen wir Herrn Schnell zum Bahnhof."

„M. W. —: Machen wir!" rief Straubelt, und Timm gab nach:

„Man kommt so das ganze Jahr nicht hinaus, wenn man Mittagstisch hat und Abends eine solche Bande, wie Ihr seid."

Sie lachten etwas, die beiden Anderen, aber doch nur gedämpft.

Und so gingen sie alle fünf — der, welchen Schnell heute zum ersten Male gesehen, hatte überhaupt noch kein Wort gesprochen — dem Bahnhof zu, denselben Weg nehmend, den Schnell gestern auch eingeschlagen hatte.

Sie hatten also alle Zeit. Wernicke hatte seinen Laden — er war Cigarrenhändler — geschlossen und Straubelt schien überhaupt nichts zu thun zu haben.

Vor dem Bahnhof wurde die erste Station gemacht, alle tranken im Stehen ein Glas Bier.

Man fuhr zweiter Klasse heute; Schnell mußte sich sein Billet lösen; die anderen waren vom Schlesischen Bahnhof gekommen.

Dort angelangt, entstand ein lebhafter Disput über die Wahl der Pferdebahn.

Natürlich wollte man in die Nähe des Stettiner Bahnhofs. Aber man wollte in ein größeres Lokal, wo man zugleich frühstücken und Schnell zu Mittag essen könne. Man einigte sich endlich.

Schnell hatte teilnahmlos zugehört. Als der Doktor ihm vorhin Lebewohl gesagt hatte, war es ihm schwer ums Herz geworden: er würde diesen klugen, feinen Menschen nie mehr wiedersehen, er wußte es.

Auf dem Wege, während des Aufenthalts in der Kneipe, auf der Fahrt waren seine Gedanken immer wieder zu ihm zurückgekehrt.

Nein, er würde ihn nie wiedersehen . . .

Von nun an sank er ganz zusammen. Er ließ sich von den anderen mitnehmen, wohin sie wollten, sie hätten ihn überall hinführen können . . .

Zuerst ging es einen langen Weg mit der Trambahn. Sie wurden getrennt, da der Wagen sehr besetzt war, und Schnell stand vorn mit Straubelt. Der erzählte ihm allerlei und fragte ihn mehrfach. Schnell gab mechanische und gleichgültige Antworten.

Und so war es auch noch während der folgenden Stunde, wo sie in einem Restaurant zusammen saßen, aßen und tranken, viel tranken, und sehr viel redeten. Die außerordentliche Gelegenheit dieser sonst in eintöniger Berufsarbeit verbrachten Stunden belebte sie alle.

Nicht, daß sie zu laut waren. Nachdem sie bei ihrem Eintritt ihrer Cylinderhüte und der schwarzen Handschuhe wegen von mehreren Seiten — Berlin ist eine kleine Stadt — gemustert worden waren, suchten sie sich eine Ecke, wo sie Schnell den besten Platz gaben und sich dann um ihn setzten.

Sie waren höflich und zuvorkommend gegen ihn, Timm von seiner gewöhnlichen herzlichen Freundlichkeit. Aber heraus brachten sie nun nichts mehr aus ihm. Keiner nahm ihm übel, daß er so still war. Jeder schob seine Kargheit im Geben und Empfangen auf den großen Schmerz um den Verlust des alten Freundes, den sie — wer wollte es ihnen verübeln — in dieser Weise natürlich nicht zu teilen vermochten.

Und so stießen sie mit einander an, erst auf das Andenken des Toten, dann auf ihr eigenes Wohl, und noch einmal bot ihnen die ganze, in vielen

Punkten für sie noch so wenig aufgeklärte Affaire Gelegenheit, sie durchzunehmen von ihrem Anfang an bis zu dem heutigen Ende.

Dann, als es Zeit war, gingen sie zum Bahnhof.

Es war nicht mehr weit und sie nahmen keinen Wagen mehr.

Schnell lief in sein Hotel und holte den bereitstehenden grauen Leinwandkoffer.

Die anderen waren in den Wartesaal voraufgegangen. Als er sein Billet genommen, traf er sie dort bei einem neuen Schoppen.

Er nahm sich zusammen, um noch zuletzt nicht unfreundlich zu erscheinen. Er war sehr aufgeregt, wie immer, wenn er auf der Bahn fuhr.

Wieder klangen die Gläser.

Der Portier gab das Zeichen zum Einsteigen mit dem in Deutschland üblichen Getöse.

Sie brachten Schnell zu seinem Zuge.

Er drückte allen die Hand, in seiner krampfhaften Aufregung, Timm am längsten.

Dann hörte er vom Wagenfenster aus noch ihre letzten Zurufe: Glückliche Reise! — Kommen Sie bald wieder! — Suchen Sie uns auf!

Man grüßte mit den Hüten, noch als der Zug bereits im Fahren war.

Dann gingen sie in den Wartesaal. Sie würden noch viele Schoppen trinken an diesem Nachmittage und diesem Abend, denn der Tag war „nun doch einmal hin."

* * *

Schnell lehnte sich zurück.

Wieder war er allein im Coupé.

Gottlob, daß das überstanden war! — — —

Er trocknete sich die Stirn.

Allmählich ließ seine Aufregung nach.

Der Zug polterte in einem gemächlichen Trabe dahin. Fast an jeder Station hielt er. Zuweilen stiegen Passagiere aus und ein, und je später es wurde, desto bekannter und vertrauter wurden ihm die Gestalten und ihre Sprache.

Er versank in eine dumpfe und düstere Trauer. Er war es nicht gewohnt, am Morgen Bier zu trinken, und noch dazu in diesem Maaße. Er bekam Kopfschmerzen.

Es war eine sehr klägliche Fahrt: es war ein Katzenjammer nach einem Rausche der Aufregung.

Er hatte gehofft, während dieser langen Fahrt einen klaren Ueberblick über die wirren Ereignisse der letzten Tage zu erlangen, aber es gelang ihm nicht. Nichts wollte sich ihm ordnen, nicht die Menschen, nicht die Dinge. Nur Vereinzeltes tauchte vor ihm auf, zeigte sich ihm in neuer Gestalt, und verschwand wieder, unhaltbar.

Der Regen begann gegen die Fenster zu klatschen und eine frühe Dämmerung brach ein.

Bei dem unstäten, trüben Licht der Gasflamme wurde die Stimmung des Lehrers noch gedrückter.

Als kehre er in das Gefängnis zurück, dem er eben entflohen, so war ihm.

Die Zukunft lag wieder vor ihm, grau und hoffnungslos.

Das letzte Band, das ihn noch an eine lebendige, reiche Außenwelt gebunden, es war mit Karl Bergmanns Tod zerrissen — er fühlte es.

Am Abend langte er an.

Mit einem Freudenschrei empfing ihn sein Weib; sie war blaß und verhärmt. Alle diese Tage waren Sorge und Ungewißheit nicht von ihr gewichen.

Sie bestürmte ihn mit Fragen . . . — — —

Und es dauerte manchen Abend, bis er ihr die Geschichte dieser letzten Tage, welche das größte Ereignis seines bisherigen Lebens umschlossen, erzählt, und viele, bis er sie ihr wieder- und wiedererzählt hatte.

Ende.

Dämmerung.

Schauspiel in fünf Akten von **Ernst Rosmer.**

Recht der Aufführung und der Uebersetzung vorbehalten. Aufführungsrecht durch die Theater-Agentur von A. Entsch in Berlin.

Dritter Akt.

(Die Vorhänge sind ganz heruntergelassen. Ein paar Sonnenstreifen auf dem Fußboden).

Isolde (liegt auf dem Sofa, blaß, nervös, die Füße aufgezogen).
(Es klopft).

Isolde (zwischen den Zähnen): Wer denn schon wieder?! (laut) Herein.

Carl (tritt ein, in Lodenrock, kurzen Hosen und grünem Jägerhut. Trägt einen großen Strauß von Alpenrosen in der Hand): Servus, Bonni.

Isolde (halb mühsam, halb übellaunig): 'Tag.

Carl (legt seinen Hut auf den Tisch): Na??

Isolde: Was?

Carl: Wie geht's? Dir?

Isolde (mit zorniger Ironie): Aus—ge—zeich—net. Hatten lange nicht die Ehre.

Carl: Drei Tage.

Isolde: Vier.

Carl: Und drei Stunden und zwanzig Minuten und sieben Sekunden. Ich werd' doch noch 'ne Partie machen dürfen. (Giebt ihr den Strauß.) Da.

Isolde: Gekauft?

Carl: Warum nicht gar! (Streift den Rockärmel zurück und zeigt ihr eine große Schmarre): Beinah hätt' ich's dafür gelassen — mein liebes Leben.

Isolde: Ae! Hast du schon wieder das Jägerhemd an — das riecht so verschwitzt.

Carl: In Frack, Claque und Lack kann ich nicht auf die Zugspitze turnen. Z'widerwurz'n!

Isolde: Kannst ja gehen . . . .

Carl (steckt die Hände in die Hosentaschen und marschiert mit großen Schritten umher, einlenkend): Sei nit harb — wie sie da draußen sagen. Ist der Bauer zu Haus?

Isolde: Fort — Stadt.

Carl: Wo? Warum? Was thut er?

Isolde: Singstunde.

Carl: Er giebt Singstunde? Wem?

Isolde: Der.

Carl: Wem der? So red' doch drei Worte hintereinander! Schuß!

Isolde: Der Graef. Er hat ihr ein Piano in ihr Dachloch bringen lassen.

Carl: Die lernt singen? Heiliger Bimbam!

Isolde: (immer zwischen den Zähnen): Oh — sie hat eine schöne Stimme.

Carl: Hast sie gehört?

Isolde: Nein. Der Papa sagt's.

Carl: Dann muß es wohl . . . .

Isolde: Und eine Individualität ist sie. Und voll geistiger Innerlichkeit. Und selbstkräftig. Und bedeutend — und — Gott ich weiß nicht, was alles noch.

Carl: Das sagt dein Papa?

Isolde (giebt keine Antwort, nagt an ihrem Taschentuch).

Carl: Kommt sie noch alle Tage?

Isolde: Nein. Nicht mehr. Der Professor ist wieder da. Der kommt zweimal wöchentlich und mal auch sie. Aber er läuft fast alle Tage hinein. Alle — Tage.

Carl (unsicher): Und was glaubst du denn, daß die — ich meine —

Isolde: Was sie haben — miteinander? Nichts. Gar nichts. Er unterhält sich mit ihr.

Carl: Sie versteht doch nichts von Musik.

Isolde: Die! Oh, das ist eine Ausraffinierte! Mit ihrem nicht eitel und nicht kokett — neue Schuhe hat sie neulich gehabt — Lackschuhe mit Stahlperlen vorne.

Carl: Das hat deinem Papa gewiß keinen Eindruck gemacht. Was kann denn herauskommen bei dem Colleg? Wenn einem eine gefällt, deswegen ist's noch lange nichts Ernsthaftes. Geh', du alterierst dich unnötig.

Isolde: Ernsthaftes? Das wäre noch schöner. Den Hof macht er ihr. Er interessiert sich für sie. Die Alten sind immer die Aergsten.

Carl: Und in ein paar Wochen wächst Gras und Musik drüber. Laß ihn halt.

Isolde: (langsam, stockend, schließlich in fieberhaftes Weinen übergehend): Und ich? — Und ich!! Ich hab ihn lieb und soll zurückgesetzt sein hinter der, und hab' nichts — und nur ihn auf der ganzen Welt, und bin so krank und elend —

Carl: Meinst du denn, er hat dich weniger lieb? Wein' doch nicht, du kleines Nilpferd.

Isolde: Er soll nur mich lieb haben, nur mich. Ich will ihn allein —

Carl: Er hat ja nur dich lieb!

Isolde: So? Aber er fragt lange nicht so oft, wie früher, wie mir's geht. Zerstreut ist er und spielt schrecklich viel Klavier und komponiert, scheint mir. Und Geld schenkt er her für blinde Kinder.

Carl: Wenn nicht blinden Kindern, schenkt er's wahrscheinlich böhmischen Musikanten.

Isolde: Neulich hab' ich einen Hut wollen kommen lassen aus Paris — da hat er nein gesagt. Nein! Er hat mir nein gesagt. Es wär' zu teuer! 80 Francs zu teuer.

Carl: 80 Francs — da kann man sich schon Radierungen von Klinger dafür leisten.

Isolde: Früher hätt' er mir's nicht abgeschlagen — Die ist Schuld daran, die! Ohne die hätt' er es sich nie und nimmer getraut. Nichts soll ich mehr haben, gar nichts. (Mit plötzlichem wildem Aufschrei emporspringend) Was liegt mir denn an dem Hut! Aber meinen Papa will ich wieder haben, meinen Papa! Carl, wenn er mich nicht mehr lieb hat, sondern die, die Gescheite, — dann spring' ich zum Fenster hinaus, daß sie mich tot finden unten!

Carl (nimmt sie erschrocken in seine Arme): Bonni, liebste, einzige, süße, goldene Bonni —

Isolde (zitternd in seinen Armen, sich dicht an seine Brust drängend): Er mag mich nicht mehr — weil ich krank bin und häßlich und dumm und alt —

Carl: Die ist ja viel älter.

Isolde: Aber gesund ist sie! So kalt gesund! Und ich bin krank und kein Mensch hat mich lieb!

Carl (feurig): Bonni, einen giebt es, einen —

Isolde: Ja du — du bist der Einzige, der mich versteht — und du verstehst mich auch nicht. (Schlingt beide Arme um seinen Hals). Du —, du!

Carl (außer sich): Isolde — der Moment ist gekommen! Liebst du mich? So wie Isolde Tristan geliebt hat — nicht bloß so — ich meine weil wir uns schon lange kennen —

Isolde (dicht an ihn gedrängt): Ich hab' so eine Angst in mir, so eine Angst — bin ich wirklich noch ein bißchen hübsch?

Carl: Schön bist du, engelhaft schön — wie eine Göttin!

Isolde: Schöner als die? Und gefall' ich dir?

Carl: Herrin!

Isolde (streicht sich mit einer Hand über's Haar): Ach — ich bin so verrauft!

Carl (hält sie fest an seine Brust gepreßt. Nach einigen Sekunden läßt er sie erschrocken los und kehrt sich schwer atmend ab.)

Isolde (enttäuscht): Nur?

Carl (wendet sich wieder zu ihr): Isolde — nun bist du mein. Ich werde mit deinem Vater reden. Ich werde ihm Vorstellungen machen. Ich könnte sagen, daß es meiner Beobachtung aufgefallen ist —

Isolde: Aber das mußt du sehr geschickt machen, ich will nicht, daß er merkt, daß ich dir etwas gesagt habe — er soll meinen, du hast es aus dir selbst — er soll nicht glauben, ich sei eifersüchtig — dazu bin ich zu stolz.

Carl: Laß mich nur — ich werde es mit aller diplomatischen Ruhe machen — ich bin gerade in der Stimmung —

Isolde (mit leisem langgezogenen Laut, das Gesicht in beide Hände nehmend): Oh — oh!

Carl: Ist dir etwas?

Isolde: Da kommt's wieder — im Aug' — es drückt so — zum Zerspringen!

Carl: Wieder? War es denn — in den letzten Tagen?

Isolde: Am Tage nein. In den letzten Nächten. Und da lieg' ich und schluck's hinunter. Fragt mich ja keiner mehr. Ich kann ja zu Grunde — oh! (Die Stimme versagt ihr, das Gesicht wird starr vor Schmerz).

Carl (planlos hin- und herrennend): Willst du Bier — Wasser — oder was soll ich denn —?

Isolde: Nein — auf's Bett — bitte — führen.

Carl (führt sie in ihr Schlafzimmer und schließt von innen die Thüre).

(Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.)

Ritter (stößt hastig die Verandathüre auf, Sonnenlicht flutet hell ins Zimmer).

Sabine (folgt etwas langsamer. Sie trägt ein einfaches weißes Kleid mit schwarzem Gürtel und großen hellen Strohhut).

Ritter (mit Eifer und Aergerlichkeit im Gespräche fortfahrend): Und ich sage Ihnen, unsere Zeit darf sich nicht des Rechtes begeben, sich im Zusammenhange mit dem Unendlichen zu fühlen. Der Künstler muß es sein, welcher — der Künstler muß ein Befreier des Lebens sein. Die Kunst muß Religion für ihn sein.

Sabine: Und all' die armen Nichtkünstler? Das Volk?

Ritter: Künstler und Volk können zusammentreffen — es giebt ein gemeinschaftliches Gebiet — eben die Religion.

Sabine: Welche Religion?

Ritter: Das Christentum. Natürlich.

Sabine: Welches Christentum? Katholisch, protestantisch —

Ritter: Den Glauben meine ich, die Idee —

Sabine: Glaube, Idee — das sind Sargschiffe. Da kommen wir nicht zusammen. Sie sehen im Menschen das Ebenbild Gottes. Und ich betracht ihn als die höchstentwickelte Tierform. Ich begreife Ihre Gotteswahrheit nicht.

Ritter: Das ist doch kein Beweis gegen meine Wahrheit, daß Sie zu dumm sind, um sie zu begreifen. Ihre Tierwahrheit ist unwürdig, verderblich.

Sabine: Das ist auch kein Beweis dagegen. Nur was in der Kampfschule der Vernunftthätigkeit —

Ritter: Die Vernunft? Was thut sie? Was vermag sie? Negative Wirkungen! Was herauskommt, zeigt uns der Verstandeswahnsinn der französischen Revolution. Was ist sie? Im besten Fall? Die vergoldete Impotenz der Seele.

Sabine (lächelnd): Hat denn die Frau eine Seele? Ein Konzil des Mittelalters stritt darüber.

Ritter: Sie haben eine! Unbedingt. Aber so verkrochen ist sie. Heraus muß es. Das Gemut! Die dumme Froheit! Sie möcht' ich gleich in's Mittelalter zurückstecken. Wo es noch Burgen gab und Ritter und fahrende Sänger —

Sabine: Und den Hemdschilling.

Ritter: (ist einen Augenblick still, dann wütend): Sie sind doch das unausstehlichste Frauenzimmer, was mir noch vorkommen ist! (Läuft hin und her und brummt.)

Sabine: Und Sie sind so lieb — so lieb (auf ihn zu mit gefalteten Händen) Schimpfen Sie mich noch ein bißchen, aber seien Sie mir nicht böse. Was kann ich dafür, wenn ich an geistigem Scotom leide? Wenn ich ein so beschränktes Gesichtsfeld habe? Ich weiß zu viel Kirchhofsgeschichten. Und Schlimmeres. Glauben Sie, daß alle Tragödien mit dem Tode enden? Bitte! bitte!

Ritter (noch brummend, aber schon etwas besänftigt): Na ja — thun Sie mal das Möbel herunter.

Sabine: Was — den Hut.

Ritter: Ja. Das Hutmöbel. Ich seh' Ihren Scheitel so gern.

Sabine (nimmt den Hut ab).

Ritter (hält ihr seine beiden Hände auf die Schultern, sodaß sie ein wenig nach vorne gebeugt stehen muß): Da — das ist gerade wie eine feine Notenlinie. Und nun wollen wir nicht mehr raufen. Nun seien Sie mal ein bißchen liebenswürdig zu mir.

Sabine: Eigentlich habe ich keine Zeit dazu. Ich möchte doch erst Isolde —

Ritter: Schon wieder keine Zeit! Keine Zeit, um liebenswürdig zu sein. (Er drückt sie auf einen Stuhl) Sitzen. So, Sie Arbeitsweib. (Rückt sich einen Stuhl zu ihr, setzt sich, die Beine etwas auseinander, die Arme aufgestützt, die Hände zwischen den Knieen gefaltet und auf und nieder bewegend) Lassen Sie sich mal anschauen. Ganz nett. Ganz nett. Sie werden ordentlich hübsch. Sie gefallen mir. Wissen Sie das?

Sabine (antwortet nicht, sieht ihn groß und gerade an).

Ritter: Wenn Sie sehr brav sind, zeig' ich Ihnen was.

Sabine (aufleuchtend): Komponiert?

Ritter (lacht, mit verächtlicher Handbewegung): Nicht einen Kreuzer wert. Ihnen wird's gefallen. Sie verstehen ja nichts. Aber Sie müssen's singen.

Sabine: Ich? Sie wissen doch, was für eine Angst ich immer vor Ihnen habe. Und Sie haben mich heute schon so viel gezankt in der Stunde.

Ritter: Weil Sie immer den Mund nicht aufmachen (singt nachahmend einen Ton mit geschlossenen Lippen). Immer die Zähne auf einander. Sie werden jetzt singen. Das ist Ihnen ganz gesund, vom Blatt lesen. Gehör haben Sie ja für drei. Also! Keine Faxen. (Er faßt Sabine am Handgelenk und zieht sie ans Klavier, wo er ein verknittertes beschriebenes Notenblatt hervorwühlt). Schauen Sie sich an — (zeigt es ihr). H-dur. Fünf Kreuze. Ganz einfach. (Setzt sich und giebt ihr den Ton an.)

Sabine (von Ritter begleitet, singt erst schüchtern, dann mit wachsendem Mut und unwillkürlichem Ausdrucke.*)

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ritter (hat sie bei „Wehmut" zornig angesehen und ausgerufen): Mund auf! (Sie sind zu Ende).

Sabine (schaut stumm zu Boden).

Ritter (steht auf, ganz unbewegt): War ganz anständig. Noch zu viel Dilettantensentimentalität. Die Terz muß ich übrigens ändern. (Korrigiert mit Bleistift auf das Notenblatt) Ich glaub', 325mal ist die Verskomödie schon komponiert worden. Ich bin der Dreihundertsechsundzwanzigste. (Da Sabine immer noch stumm bleibt) Gefällt's Ihnen nicht? Genieren Sie sich gar nicht.

Sabine (leise): Es ist wunderschön.

Ritter (wiegt den Kopf): Ach Gott, ach Gott! — Mir scheint, ich habe dabei an Sie gedacht. Sie haben manchmal so was wie die — wie heißen sie denn — die dunklen Blumen, die in der Nacht aufgehen —

*) Die Komposition ist enthalten in dem Heft „Sieben Lieder von H. Porges", erschienen bei Alfred Schmidt, München.

Carl (hat die Thüre von Isoldens Zimmer ein wenig zurückgeschoben, ist einen Augenblick stehen geblieben und kommt jetzt vor. Er ist sehr rot und unartig zurückhaltend): Ich habe die Ehre. (Verneigt sich steif gegen Sabine).

Ritter (immer noch an dem Notenblatte korrigierend): Ja der Carl? Grüß' Sie Gott! Glücklich wieder zurück aus den Wolken? Schöne Aussicht gehabt?

Carl: Ich möchte ersuchen, die Gesangsvorträge auf ein andermal zu verschieben. Man hört zu deutlich im Nebenzimmer und da Isolde mir sehr leidend scheint —

Ritter (stürzt gegen die Schlafzimmerthüre): Gott im Himmel!

Carl (hält ihn zurück): Bitte — ich glaube nicht, daß Isolde Sie zu sehen wünscht — nach diesem Konzert.

Sabine (tritt zwischen beide. Vollkommen ruhig, wieder ganz in die Art ihres ersten Auftretens verwandelt, und schon während der drei letzten Worte von Carl einsetzend): Lassen Sie mich — ich werde ja sofort sehen, was es bedeutet.

Carl (bitter): Sie könnten sich täuschen.

Sabine (ohne seine Worte zu beachten): Aengstigen Sie sich nicht unnötig. Es wird nichts zu bedeuten haben. (Ab in Isoldens Zimmer.)

Ritter (läßt sich in einen Stuhl fallen): — — Sind Sie — schon länger bei dem Kind?

Carl (immer unartig und verhalten gereizt): Lange.

Ritter: Ich war bei Fräulein Graef.

Carl: Wie gewöhnlich.

Ritter: Es erfrischt mich. Ich gehe öfters zu ihr.

Carl: Und Isolde ist öfters allein.

Ritter: Ich möcht' ihr ja so gern Verkehr verschaffen — paar nette junge Mädchen — aber wenn man gar keine Familie kennt.

Carl: Jawohl — um ihr den Unterschied zwischen ihrem Jugendleben und dem der anderen noch fühlbarer zu machen.

Ritter: Haben Sie auch Recht. Es ist eine Zwickmühle. Was fängt der Mensch aber an? Ich thu' doch, was in meinen Kräften steht.

Carl (wirft sich in die Brust, mit einem vernichtenden Blick und ausgestreckter Hand): Das thun Sie nicht!

Ritter (dreht sich auf seinem Stuhle um, ungläubig, ob er recht gehört, mit halbem Lachen): Carl — sind Sie schief gewickelt?

Carl (etwas verletzt, aber mit gleichem Pathos): Ich habe mir vorgenommen, Sie auf Ihre Vaterpflicht aufmerksam zu machen. . . . . . Meine Manneswürde verbietet es mir, ferner mitanzusehen, wie Isolde — mißhandelt wird.

Ritter (will in die Höhe fahren, besinnt sich dann und sagt ruhig): Weiter.

Carl: Sie mißhandeln sie nicht körperlich, aber geistig. Ihre kleinsten Wünsche werden ihr rücksichtslos versagt. Um ihr Leiden kümmert sich niemand mehr. Tag für Tag wird sie hilfloser und einsamer. Ihre Jugend und Schönheit verkümmert und verwelkt — sie leidet ein Martyrium — Sie schlagen sie ans Kreuz — (er bricht vor Rührung über seine eigenen Worte in Thränen aus).

Ritter (ist aufgestanden und geht hin und her): Lieber Junge, das ist ja ein blühender Blödsinn, den Sie da zusammenreden. Schnäuzen Sie sich mal aus. Wer hat Ihnen denn das in den Schädel gepflanzt — nun, schnäuzen Sie sich nur mal erst aus.

Carl (tief gekränkt): Für Sie ist die Sache komisch — ja wohl.

Ritter (hält in seinem Gang inne): Nein Carl — für mich ist die Sache

tragisch. (Mit einer Geberde des Unwillens gegen sich selbst). Teufel! Soll ich den Mund darüber aufmachen — daß ich mich aufgegeben habe — für mein Kind? Natürlich thut man seinem Kind alles — ich werde Ihnen doch kein Lied davon singen.

Carl: Sie können nicht.

Ritter: Ich mag nicht — zum Teufel hinein! Wie ein Prahlhans komm' ich mir vor.

Carl: Aber Sie setzen Isolde zurück — gegen andere Personen.

Ritter: Gegen wen setze ich sie zurück, gegen wen? Ich trenne mich von meiner Mutter — ihretwegen. Gut, ich begreife, sie können sich nicht vertragen, ich weiß recht gut, daß Isolde die größte Schuld hat — aber sie ist krank. Also lasse ich die siebzigjährige Frau allein.

Carl (mit kindischer Bosheit): Oh, wie Sie heftig werden, weil Sie sich schuldbewußt fühlen. Ich meine ganz andere Leute — junge.

Ritter: Ich will Ihnen was sagen, Carl. Ich bin nicht in der Geduld und nicht in der Stimmung — marschieren Sie ab. Morgen ist auch noch ein Tag. Vielleicht verständigen wir uns morgen eher.

Carl: Dann nur noch eine Kleinigkeit.

Ritter: Presto!

Carl: Ich habe mich soeben überzeugt, daß Sie nicht nur Ihr äußeres, sondern auch Ihr inneres Vaterrecht an Isolde verwirkt haben. Es wird Ihnen sehr angenehm sein, sie auf gute Manier los zu werden. Ich werde Isolde heiraten.

Ritter (steht mit offenem Mund).

Carl: Isolde ist einundzwanzig, also nach österreichischem Gesetze großjährig.

Ritter (aus seiner Betäubung auf ihn losfahrend): Und Sie sind — (bezwingt sich) und Sie sind minderjährig.

Carl: Wenn Sie glauben, mich mit diesem Ton abzufertigen —

Ritter: Und wenn Sie mich mit Ihren Fastnachtseinfällen nicht in Ruhe lassen — (sich gewaltsam mäßigend) Ah na, na, na, na, na! Sie sind halt jung und überspannt.

Carl: Sie wissen sehr gut, daß der frühe Verlust meines Vaters und meine eigene ernste Natur mich über meine Jahre gereift haben.

Ritter (schon wieder gutmütig und halb lachend): Beweis: der junge Herr will mit einem monatlichen Einkommen - - auf den halben Pfennig kann ich's Ihnen nicht berechnen — und weil Sie ein bißchen lichterlohe Schwärmerei für zwei blonde Zöpfe empfinden —

Carl: Ich liebe Isolde als Mann.

Ritter (steckt die Hände in die Hosentaschen, trocken): Glaub' ich nicht.

Carl: Ich werde es Ihnen —

Ritter (unterbrechend): Beweisen — weiß ich schon. Und ich will Ihnen sogar sagen, wie Sie es beweisen können. Damit, daß Sie mein armes Mädel mit Ihren Thörichtereien in Ruhe lassen. Sie haben ihr doch nichts gesagt?

Carl: . . . . . Nein, aber —

Ritter (fortfahrend): Damit, daß Sie Ihre unglückliche Liebe so rasch als möglich hinunterschlucken. Ich kann sie Ihnen nicht geben. Sehen Sie das nicht selber ein? Wäre ja eine Gemeinheit von mir — auch an Ihnen.

Carl: Weil Sie keine Ahnung von meinem Herzen haben, weil Sie nicht wissen, welch' tiefes, ewiges Gefühl —

Ritter (verdrießlich): Ewiges Gefühl — Papperlapapp.

Carl: Ich werde Isolde besser pflegen als Sie, auch wenn wir arm sein werden.

Ritter: Mit Gasthaussalat?

Carl: Denn ich werde sie mehr lieben. Sie lieben sie nur so nebenher, wo Ihre anderen Interessen nicht dadurch gestört werden. Sie wissen nichts von Opfern und Entsagen, Sie haben keine Ideale —

Ritter: Ihre mal gewiß nicht. Und nun Schluß. Ich hab' Ihnen gut und böse zugeredet. Wenn's Ihrem Schädel doch nichts genützt hat, so gehört er einem Narren oder einem Lumpen. Wollen Sie sich jetzt mit mir schlagen? Waffenzeugs hab' ich nicht —

Carl (weicht vor ihm zurück): Wir sind fertig miteinander.

Ritter: Gut, gut. Auf wie lange?

Carl: Für immer. (Geht nach der Veranda).

Ritter: Also auf Wiedersehen. Uebermorgen.

Carl (ohne zu grüßen ab).

Ritter: Jetzt ist er noch beleidigt!

Sabine (kommt aus dem Schlafzimmer, ihr Gesicht ist blaß und ernst).

Ritter (ihr entgegen): Fräulein Sabine — da hab' ich eben eine Scene gehabt — aber wie geht's denn?

Sabine (ausweichend): Ich werde nachher nochmals nachsehen — was haben Sie gehabt?

Ritter (in seiner Aufgeregtheit sich fortwährend überstolpernd): Der Bursche — der Carl — nein es ist nicht zum glauben — heiraten will er — Isolde — der!!

Sabine (unwillkürlich lächelnd): Oh.

Ritter: Und tritt auf — mit einem Aplomb — und kanzelt mich 'runter — ich liebe sie nicht genug — er liebt sie glühend — und ewig — und ich habe keine Ideale — weil ich daran nicht glaube — an diese Ewigkeit —

Sabine: Hat er Isolde etwas gesagt?

Ritter: Nein. Nicht. Auch noch! — Schließlich hab' ich mir nicht helfen können, und bin grob geworden — nicht viel — und nun ist er auf den Tod beleidigt und kommt nicht mehr. Es wär' mir doch recht arg — recht! Es ist ja eine kolossale Ueberspanntheit — aber es hat doch so was Rührendes.

Sabine: Wollen Sie ihn vielleicht um Verzeihung bitten?

Ritter: Was wär' schließlich dabei .... ich werd' ihm sein Ehrenwort abnehmen, daß er vor Isolde nicht von der Dummheit redet. Und was wird Bonni dann anfangen, wenn er nicht mehr kommt — das Kind war so an ihn gewöhnt. (Sich plötzlich besinnend). Aber! Sie haben mir noch gar nicht gesagt — Sie sind so still — (aufschreiend) Sabine!!

Sabine: Nicht laut — nur nicht laut — (sie nimmt Ritters Hände, ihre Augen sind groß und fest auf ihn geheftet. Er beruhigt sich unter ihrem Blicke).

Ritter: Ja — ja — aber Sie müssen reden —

Sabine (etwas angestrengt): Es geht schlechter.

Ritter (kaum hörbar): Links.

Sabine: .... Auf beiden Augen.

Ritter (läßt ihre Hände los, mit schwerer Zunge wiederholend): Auf — beiden.

Sabine (leise aber rasch, um es abzuwälzen): Starke Druckerhöhung des linken Auges, die ich in geringem Maße an jenem ersten Abende vorfand. Ausgesprochenes Glaucom. Rechts ist kein Druck, aber Iritis.

Ritter: Woher nur, woher!

Sabine: Ihre Augenlider sehen aus, als ob sie geweint hätte, viel geweint. Als Sie mir vorhin die Geschichte erzählten, glaubte ich schon — Hat sie sonst Aufregungen gehabt — Gemütsbewegungen? Heftige Alterationen rufen manchmal Druckerhöhungen hervor —

Ritter: Ich weiß gar nichts mehr.

Sabine: Auch ihr Wesen scheint mir anders — etwas Hartes, Bitteres — kann zwar auch durch die Schmerzen sein.

Ritter (wendet das Gesicht zu ihr und hebt die übereinandergeballten Hände an die Lippen): Helfen Sie — helfen Sie.

Sabine: Man kann helfen. Operieren.

Ritter (wankt. Sabine hält ihn. Nach einer Pause): Muß es?

Sabine: Es muß sein.

Ritter (geht ein paarmal auf und ab, um sich zu fassen, bleibt dann vor Sabine stehen): Was für eine Operation?

Sabine: Am linken Auge. Iridectomie nach oben.

Ritter: Ist es gefährlich?

Sabine (nach einem Moment der Ueberlegung): Nicht ungefährlich. Die Iris wird sehr atrophisch sein.

Ritter: Nicht ungefährlich — Und wann?

Sabine: Sobald es der Zustand des Auges erlaubt. Morgen — übermorgen.

Ritter (immer an dem einen Gedanken hängend): Nicht ungefährlich.

Sabine: Berger ist ein sehr geschickter Operateur.

Ritter (fährt herum): Berger?! Sie!

Sabine (schweigt).

Ritter (eindringlicher wiederholend): Sie doch! Sie!

Sabine: Nein.

Ritter: Fräulein!! Ich hab' nur zu Ihnen Vertrauen, nur — Das ist das Einzige, was mir erleichtern kann — Und Berger wird ja nicht das Geringste dagegen haben — und wenn er's hätte —

Sabine (leise): Ich kann es nicht.

Ritter: Warum, was? Können nicht? Albernheiten! Warum?

Sabine: Weil ich Angst haben werde.

Ritter (halb wütend): Sie haben Angst? Frauenzimmer!

Sabine (mit humorvoller Wehmut): Ja, ich habe das Fürchten gelernt.

Ritter: Warum fürchten Sie sich denn?

Sabine (einfach): Weil es Ihr Kind ist.

Ritter: Aber gerade deshalb müssen Sie mir doch die einzige Liebe thun — wenn Sie nur einen Funken Herz für mich haben. — Sehen Sie, ich will Ihrer verdammten Wissenschaft Abbitte leisten. — Ich bitte Sie, ich bitte Sie .... (er kann nicht weiter reden).

Sabine (mit sich kämpfend): Ich kann ja nie mehr ein Messer in die Hand nehmen, wenn mir diesmal —

Ritter: Nun —?

Sabine (schüttelt den Kopf).

Ritter (in helle Wut ausbrechend): Sie sind eine Gans!

Sabine (schaut ihn an, von tiefem herzlichem Lachen übermannt): Ja, Herr Ritter, Sie haben Recht. Ich bin eine. Und doch nicht sollen Sie Recht haben. Ich mache die Operation. Und ich versprech' Ihnen, daß die Gans das schönste Colobom anlegt, was —

Ritter (halb gerührt, halb brummend): Versteh' ich nicht, aber's wird schon recht sein. Mit welcher Hand schneiden Sie denn?

Sabine: Mit der rechten — natürlich.

Ritter (nimmt sie rasch und küßt sie:) Gut spielen.

Vierter Akt.

(Grauer Regennachmittag. Die Verandathüre geschlossen. Auf dem Klavierstuhl ein schwarzes Jäckchen und der Hut Sabinens. Auf dem Sofa zerdrückte Kissen, eine halb heruntergefallene Decke. Auf dem Tische eine Schale mit stark aufgeblühten Rosen.)

(Ritter und Carl treten durch die Vorzimmerthüre ein. Beide in Hut und Ueberzieher, die Kragen hinaufgeschlagen, naßgeregnet. Hinter ihnen Anna.)

Ritter: Nein, legen Sie nur hier ab, der Korridor ist so dunkel bei dem Regenwetter.

Anna (hilft Carl ablegen und trägt seine Kleider rückwärts auf einen Stuhl, den Schirm daneben lehnend. Ritters Kleider trägt sie in dessen Zimmer. Während sie abgeht, frägt Ritter, mit der Hand auf Sabinens Hut weisend)

Ritter: Sie ist da?

Anna: Fräulein sind bei der Gnädigen.

Ritter (reibt seine roten Hände): Oh, da müssen Sie warten, Carl. Die reine Novemberkälte. Was Warmes, eine Tasse Thee, Carl?

Carl: Danke, danke.

Ritter: Das war 'ne Zeit! Na mein Junge — nun ist alles gut. Wollen Sie den Stuhl, oder lieber den? Oder auf's Sofa? Da liegen halt noch die Kissen — für Bonni.

Carl: Wann war sie zum ersten Mal außer Bett?

Ritter: Vorgestern. Eine Stunde. Man muß sehr vorsichtig sein. Kunststück! Nach so einer Operation. Ich bin vor der Thüre gestanden, sag' ich Ihnen, vor der Thüre — möcht' es nicht zum zweiten Mal durchmachen.

Carl: Sie war nicht chloroformiert?

Ritter: Nein. Fräulein Graef war nicht dafür und Bonni wollte selbst nicht. Sie hat sich gehalten wie eine Heldin. Nicht ein Zucken, nicht einen Laut. Alle waren entzückt. Der Assistent, die Wärterin und der Professor.

Carl: Berger war dabei?

Ritter: Ja. Für die Leute ist das eine Art Theater. Der sagte übrigens, die Graef hätte einfach ein Meisterstück gemacht. Er wird's auch in die Medizinische Wochenschrift bringen. Das schönste Colobom angelegt, das er in seiner ganzen Praxis gesehen habe. Und die Iris war so atrophisch, daß sie sich gar nicht plantieren ließ, und die Sphinkterecken —

Carl: Sie sind gelehrt geworden.

Ritter: Was höre ich denn seit drei Wochen!! Und noch schöner hat sie sich benommen! Nicht von Bonnis Bett gewichen, jeden Verband selbst gemacht, die Nächte im Lehnstuhl neben ihr — und so ruhig, so sanft — wie eine Mutter.

Carl: Es wird ihrem Ehrgeiz geschmeichelt haben — und vielleicht eine gewisse Berechnung —

Ritter: Von Ehrgeiz keine Spur, sag' ich Ihnen. Das ist wirklich so ein seltenes Geschöpf, das gar nicht anders kann als gut sein. Die ist nicht so, daß sie ihre Ueberzeugung auf der einen Seite hat und ihr Thun auf der andern. Das geht so harmonisch mit einander —

Carl: Sie sind bedeutend entzückt von ihr.

Ritter: Habe auch alle Ursache. Ein ganzer Kerl. Respekt vor so was. So eine starke Ehrlichkeit — eine Wohlthat in all dem modernen Schwindel.

(Pause.)

Carl: Hat sie gar nicht gefragt — nach mir?

Ritter: Jawohl — ein paarmal, warum Sie gar nicht kämen. Uebrigens muß ich doch noch ein Wörtchen mit Ihnen reden, ehe ich Sie zu ihr hineinlasse.

Carl: Sie werden mir nicht das Letzte verwehren —

Ritter: Lieber Junge, wir wollen uns nur ganz klar sein über unsere gegenseitigen schönen Gefühle. Sie halten mich für einen Tyrannen und ich Sie für ein seelengutes Kind mit etwas Hirnverbranntheit. Ja. Ja ja ja. Weil Sie aber heute abend abreisen, für lange, sollen Sie Isolde nochmals sehen, Gottes Namen. Ich wüßte auch wirklich nicht, wie ich's ihr motivieren sollte, wenn Sie keinen Abschied nehmen würden. Unter einer blutigen Bedingung. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, mit Isolde nicht zu reden über — über — Ehe und Wehe. Verstanden? Wie froh werden Sie in drei Jahren sein über meine Grausamkeit.

Carl: Sie wälzen mir für zeitlebens einen Stein in die Brust —

Ritter: Ich habe Ihr Wort?

Carl (mit Pathos): Mein Manneschrenwort.

Ritter (legt ihm die Hände auf die Schulter): Gott, Carl, ich hab' Sie ja so gern. Und ich bin Ihnen so dankbar für jede kleine Freude, die Sie dem Kinde gemacht haben —

Carl: Und Ihre Härte —

Ritter: Weil ich mein Kind lieb habe und Sie auch.

Carl: Ich schwöre Ihnen —

Ritter (abbrechend): Sagen Sie der Mama einen schönen Gruß, sie soll nicht zu sehr sparen, und wenn sie was braucht: mir sagen. Und der kleinen Mimi: einen Kuß vom Onkel Heinrich. Seien Sie lustig in den Ferien und studieren Sie ordentlich im nächsten Semester. Wohin geht's?

Carl: Nach Berlin.

Ritter: So so. Lassen Sie von sich hören.

Carl (leidenschaftlich): Seitenlang — und Sie werden mir doch auch Nachricht geben, wie's ihr geht — der Einzigen.

Ritter (gutmütig): Alles sollen Sie wissen. Jeden Huster.

Carl: Vielleicht kommt die Stunde, wo Sie einsehen —

Ritter: Lassen Sie sich in Treuchtlingen Würstchen geben, die sind delikat —

Carl: Ich hab' mir's aufgeschrieben. Oh, wenn Sie eine Ahnung hätten, wie schwer mir's wird —

Ritter: Um alles in der Welt, regen Sie sich nicht auf. Sonst kann ich Sie doch nicht hineinlassen. Kaltes Blut! Ich verlasse mich auf Sie. Werd' mal anklopfen. (Klopft leise.)

Sabines (Stimme von innen): Herein.

Ritter (schiebt die Thüre ein wenig zurück): Darf man 'rein? Carl ist da. Er möchte Adieu sagen.

Sabine (tritt unter die Thüre): Bitte — (geht in das Zimmer vor): Guten Tag.

Carl (verbeugt sich).

Sabine (wirft Ritter einen raschen fragenden Blick zu).

Ritter (antwortet mit einer beschwichtigenden Handbewegung): Bonnis Befinden erlaubt es —

Sabine: Unbedenklich. (Zu Carl) Aber bitte, lassen Sie sie nicht laut und nicht viel sprechen.

Ritter (schiebt Carl zur Thüre hinein): Da Bonni — da hast du deinen Getreuen. Aber schwätzt mir nicht zu viel. (Er schließt die Thüre.)

Sabine: Ist das nicht gefährlich?

Ritter: Ich hab' ihm sein Wort abgenommen. Und er ist schon selbst im Uebergangsstadium. Er fühlt sich schrecklich unglücklich und wird in Treuchtlingen Würstchen essen. Was wollt' ich denn — ich wollte Sie was fragen. Richtig. Sagen Sie mir aufrichtig: entstellt ist das Auge nicht?

Sabine: Garnicht. Das obere Lid deckt den Ausschnitt in der Iris vollständig. Dadurch ist sie auch nicht überblendet.

Ritter: Meine Mutter hat nämlich gefragt — natürlich, Frauenzimmer — da ist die Eitelkeit oben an.

Sabine: Es wird Ihnen doch auch lieber sein, daß es ohne kosmetische Entstellung abgegangen ist. Und vor allem Isolde.

Ritter: Dafür ist sie 'n junges Mädel. Ach bin ich froh, sag' ich Ihnen. Na und Sie? Machen Sie doch nicht so ein weises Gesicht. Es steht Ihnen viel besser, wenn Sie ein bißchen erschreckt aussehen und dumm. Oder so ganz strahlend, wie Sie nach der Operation herauskamen. Waren Sie drollig in Ihrem weißen Kittel und weißen Häubchen! Wie eine Köchin! Was! In dem Augenblick hab ich Ihnen alles verziehen. All' Ihre Gottlosigkeit und Ihren Materialismus.

Sabine: Ich glaube ja an die heilige Cäcilia —

Ritter: Das ist auch so ohne innere Ueberzeugung — nicht bedingungslos.

Sabine: Nein, bedingungslos nicht.

Ritter: Sehen Sie — und darum kommt auch nichts Gescheites dabei heraus. Vielleicht gewöhnen Sie sich's noch ab — das Kritische.

Sabine: Dann muß es aber schnell gehen. Ich habe Ihnen die ganze Zeit nicht davon gesprochen — es wird Ernst mit Berlin —

Ritter: Ernst — wieso?

Sabine: Ich habe heute wieder Nachrichten bekommen — ich habe Aussicht in vier Wochen oder noch früher —

Ritter: Sie wollen von uns fort — Und Sie glauben, daß ich das erlaube?

Sabine (errötet und richtet sich ein wenig auf): Oh —

Ritter: Ja — können Sie denn das? Wie wollen Sie denn existieren ohne uns?

Sabine (verwirrt und bewegt): Und wenn es — wenn es mir noch so schwer wird, Sie zu verlassen — es ist meine Pflicht —

Ritter: Pflicht hin Pflicht her! Nun haben Sie mal ein paar Menschen, die sich für Sie interessieren, und nun wollen Sie weglaufen. . Sie und fort! Sie dürfen nicht nach Berlin! Schönes Nest. Jeder Esel hat dort Verstand. Was wollen Sie denn mehr als hier? Der Professor hat den größten Respekt vor Ihnen, sämtliche Assistenten schwärmen Sie an.

Sabine: Ich muß auf eine vollkommen selbständige Stellung hinarbeiten. Und in einer Großstadt kann ich mehr lernen und mehr nützen.

Ritter: Warum denn eine selbständige Stellung — sogenannte? Partout Doktor Sabine Graef. Erstens erreichen Sie's nicht in unserer heutigen Weltordnung und zweitens hat's gar keinen Wert. Sie üben Ihren Beruf aus, so oder so. Ist das nicht genug?

Sabine (ausweichend): Ich habe aber bestimmte Forschungen im Auge und dafür —

Ritter: Gewäsch! Ausreden! Fräulein!! Sind Sie wirklich nur aus Wissenschaft und Menschenliebe konstruiert? Gar nicht mehr ein bißchen Weib? Mit eigenem Gefühl und eigener Sehnsucht?

Sabine: (schmerzvoll ihre Hände in einander ringend): Es hilft nichts. Ich muß nach Berlin. Ich muß.

Ritter: Mit wem soll ich mich denn raufen, wenn Sie nicht mehr da sind? Mit keinem Menschen hab' ich mich so viel gerauft als mit Ihnen; außer mit Hanslick, dem bissigen Brahmsianer. Ich hatte doch so'ne Oede in mir, ehe Sie kamen.

Sabine: Weil Ihnen der Beruf fehlt, weil Sie wieder eine Thätigkeit —

Ritter: Nein. Auch früher. Bei aller Thätigkeit. Sogar mit Elisabeth — (bricht ab). Es fehlte mir was. (Auf- und abgehend, ganz in Gedanken und ganz unabsichtlich) Ich wartete immer auf was. Und da kamst du und 's wird mir wohl und du willst wieder fortgehen. Ich werde doch nicht der Narr sein. Ich laß dich nicht. Punktum. Streusand drauf. Hörst du? (Besinnt sich an dem letzten Wort wie aus einem Traume erwachend) Ja wa — — — ja natürlich — (Treuherzig) Jetzt merk' ich's erst. Darum! Merkst du nichts? (Rennt auf Sabine zu, die sich vom Augenblicke, da er sie zum ersten Male du nennt, zusehends erbleicht hat, und nimmt sie in beide Arme): Ich darf doch?

Sabine (sinkt langsam ohnmächtig an ihm herunter).

Ritter: Sabine — Mädel — wer wird denn so dumm sein. Ich thu' dir ja nichts. Schau mich doch an!

Sabine (sich langsam erholend): Oh — entschuldigen Sie — aber — (sie macht eine Bewegung nach dem Herzen).

Ritter (läßt sie auf einen Stuhl nieder): Sag' doch was — sonst meine ich ja, du magst mich nicht.

Sabine (halb schmerzlich, halb selig die Augen zu ihm aufschlagend): Wenn — wenn ich Ihnen gut genug bin.

Ritter: Es thut sich, mein Junge. Es thut sich. Ich bin zufrieden mit dir. Du kleines Kindergesicht du! Teufel 'nein, ich bin aber alt für dich. Am End' werd' ich bald grau —

Sabine (leise, aber voll namenlosen Glücks): Werd' nur! Jetzt ist mir alles recht.

Ritter: Ich will aber nicht alt werden. Ich will jung sein für meine hübsche schöne Frau — ich will dir gefallen.

Sabine (aus tiefstem Herzen, indem sie seine Hand an ihre Brust preßt): Oh — du gefällst mir.

Ritter: Sag' mal Heinrich zu mir.

Sabine (zögert ein wenig).

Ritter: Na? Folgen!

Sabine (leise und rasch): Heinrich.

Ritter: So ist's recht. Du wirst mir überhaupt folgen. Neumodische Mucken giebt's nicht. Das heißt: du kannst weiter doktern. (Sie anschauend) Ach — thu' was du willst. Wenn du mich nur lieb hast. Nein, Kinder, so ein Glück auf meine alten Tage. Grad' hinausschreien könnt' ich vor Freude. Und die Mutter! Die wird ja — ganz — (die Stimme versagt ihm.)

Sabine (von einem plötzlichen Schauer befallen, weist nach Isoldens Thüre): Und —?

Ritter (selig, aufgeregt, durcheinander): Bonni? Na wenn die nicht — die Schuhe darf sie dir küssen. Mehr hast du ihr gerettet als das Leben und sie gepflegt obendrein wie ein halbes Dutzend Mütter. Selig wird sie sein. Aber gewiß, ich kenn' mein Kind. Nur geschwind muß es jetzt gehen. Ich kann's nicht erwarten, bis ich dich im Haus habe. Morgen wird angemeldet — mein Taufschein wird sich schon irgendwo finden — du bist doch katholisch?

Sabine: Ich bin konfessionslos.

Ritter: Heiliger! So eine Verrücktheit! Wirst du sehen, was uns das jetzt für Scheerereien macht. Hast du denn nicht an mich gedacht damals.

Sabine: Vor sechs Jahren?

Ritter (ärgerlich): Mit der Kirchentrauung ist's dann nichts. Natürlich. Zu dumm! So einen schönen Chor hätt' man singen können. Aber ein Kleid ziehst du mir an — das sag' ich dir. So ein weißes — so Braut. Und so Schleier — über den Kopf herunter — und so grüne Blätter — du weißt schon, was ich meine. Zum Anbeißen wirst du sein. (Nimmt sie mit einem Arm um die Taille und geht mit ihr im Zimmer herum) Ist das nun nicht hunderttausendmal schöner als die ganze lumpige Medizinkomödie?

Sabine (den Kopf an seine Schulter gelegt): Schöner — ist es.

Ritter: Ich werde dich lehren glücklich sein. Schläge kriegst du, wenn du nicht glücklich bist. Und den Verstand treib' ich dir aus.

Sabine: Ich will ganz dumm werden — ganz glücklich dumm.

Ritter (ihren Kopf in seine Hände nehmend): Guck mal, wie ich dich jetzt anfassen darf Das darf ich jetzt, das darf ich. Das ist mein Recht. Ich darf dir sogar — (stockt.) Lach' mich nicht aus. Dazu hab' ich noch keine Courage. Du hast so was wunderschön Unangerührtes. Es hat dir doch noch keiner einen gegeben?

Sabine: Keiner — nur mein Vater.

Ritter: Gott sei Dank. Es hätt' mich recht unglücklich gemacht, wenn — aber so sag' mir doch was. Bin ich dein Ideal?

Sabine (sieht ihn an und wirft sich in seine Arme): Viel besser.

Ritter (ihr den Scheitel streichelnd und sie in seinen Armen hin und her wiegend): Mein kleines Altstimmchen, das immer die Zähne nicht aufmacht beim Singen — (sieht, daß Sabine weint) Aber Schlingel, was fehlt dir denn —? Warum weinst du denn?

Sabine: Weil ich mich so freue.

(Pause.)

Sabine (löst sich von seiner Brust): — Oh Heinrich — es muß schon spät sein. Wie spät ist's denn? Ich muß ja heim.

Ritter: Bitte — du bist daheim.

Sabine (mit der Wange über seine Schulter streichelnd): Ich werde — Aber auf die Klinik muß ich doch — ich muß nachsehen — die Operierten von heute morgen —

Ritter: Einmal wird das doch der Horn auch können.

Sabine: Nein, den neuen Verband muß ich selbst machen. Sonst hab' ich keine Ruhe. Und heute, wo mir — heut' wär' das eine Sünde! Ich bitte dich! Heut' möcht ich doch alle Schmerzen aus der Welt nehmen. Nein. (Setzt hastig ihren Hut auf und zieht das Jäckchen an).

Ritter (etwas brummend, während er in sein Zimmer geht): Ich will aber die Hauptperson sein.

Sabine (sieht wieder nach Isoldens Thüre, vom gleichen Schauer wie vorhin erfaßt, richtet sich dann stolz empor): Und wenn!

Ritter (kommt mit Hut, Schirm und Ueberzieher zurück): Ich begleite dich. Du wirst dich überhaupt jetzt an Begleitung gewöhnen. Meine Braut ist eine Dame, kein Doktor. Bitte Ihren Arm, meine Gnädige!

Sabine (giebt ihm schüchtern den Arm).

Ritter (mit ihr ein paar Schritte nach der Veranda gehend); Du bist ja mit dem linken Fuß angetreten. Halt! Rechts! So! Du hast noch viel zu lernen, mein Kind. Und nun Takt halten. Eins zwei — eins zwei — (aus dem Zählen in scharf rythmisches Singen übergehend. Die Melodie des Brautchores aus Lohengrin.) Lalalala — lalalala — (Mit Sabine über die Veranda hinaus. Nach einigen Augenblicken wird die Thüre von Isoldens Zimmer geöffnet.)

Carl (sieht heraus, spricht dann zurück): Abgesegelt — scheint wenigstens. (Schiebt die Thüre weiter zurück.) Darfst du wirklich —

Isolde (erscheint in der Thüre. Sie trägt ein schleppendes weißes Negligée, die Zöpfe hängend, aber nicht mit Bändern zugebunden. Das Gesicht ist blaß und mager. Der Zwicker grau und bedeutend dunkler als der frühere. Sie ist bald apathisch, bald erregt, krampfhaft und fiebernd in allen Bewegungen. Während sie sich mühsam vorwärts schleppt von Carl unterstützt): Ich halt' es drin nicht mehr aus, es riecht alles nach Carbol — und das Jodoform. Ich bringe den Geruch garnicht mehr los aus der Nase. (Sinkt in einen Stuhl.)

Carl: Warum bist du nicht früher heraus?

Isolde: Wo die hier war? Ich kann sie nicht zusammen sehen. Wenn er ihr nachläuft mit den Augen — hast du ihn singen hören vorhin?

Carl (traurig zerstreut): Ja ja — Gaudeamus.

Isolde: So viel singt er jetzt — wie einer vom Theater.

Carl: Nun ja, weil du wieder aus dem Korb bist.

Isolde: Und weil sie es so gut gemacht hat. O Carl, wär' ich ihr doch ins Messer gefahren, daß sie mir das Aug' zerschnitten hätte. Hätt' ich mich nur getraut! Ich hasse sie, ich hasse sie.

Carl: Bonni — sie dampft ja nach Berlin ab, ganz sicher, ich hab's gehört.

Isolde: Dann wird er an sie denken. Du wirst sehen, er wird an sie denken. Sie schreiben sich am Ende. Ich will nicht. Ich will ihr nicht dankbar sein.

Carl: Aber wenn sie dich doch 'mal gerettet hat —

Isolde: Was hat sie? Wer weiß, ob ich nicht weniger Schmerzen gehabt hätte, wenn mich der Berger hätt' operiert. Oh — es ist zu gräßlich, wenn man so daliegt und das Blut — ach! Sie war wie ein Stück Eis — nicht gezittert hat sie —

Carl: Sie durfte doch nicht —

Isolde: Und wenn sie mich hundertmal gepflegt hat — lieb hat mich die nicht trotz allem. Lieb nicht. Die schaut auf mich herunter — das spür' ich. Ich lasse mich nicht verachten, ich lass' mich nicht — o wenn ich ihr was thun könnte, was anthun, daß der Papa sie nicht mehr mag —

Carl (ausbrechend): Und ich darf dich nicht retten! Ich muß dich verlassen! Jetzt! Der Einzige, der — (er wirft sich vor ihr auf die Kniee) Und nicht einmal sagen darf ich's dir.

Isolde (argwöhnisch): Was — was darfst du mir nicht sagen?

Carl: Nicht einmal diesen schwachen Trost, mein Herz auszuschütten —

Isolde (mit trockener Kehle und jagender Stimme): Was — du weißt etwas —

Carl: Ich darf's dir nicht sagen, ich darf meinen Schwur nicht brechen —

Isolde: Wem hast du — was hast du geschworen —

Carl: Deinem grausamen Vater, daß ich's dir nicht sage! Sonst hätt' er mich nicht mehr zu dir gelassen. Und ich reis' doch ab. Ich hab' ihm meine Ehre verpfändet —

Isolde: Das ist ganz gleich — du mußt mir sagen —

Carl: Oh Isolde, ich will für dich sterben — aber das kann ich nicht. Ich darf nicht ehrlos werden — das thut kein Student. Wenn du es nicht errätst —

Isolde (schaut ihn lange starr an): Erraten —

Carl (küßt ihr die Hände): Deine armen Hände — du hast ja wie Feuer in den Händen — tröst' mich doch, Bonni — ich muß gleich fort — in einer Stunde geht der Zug —

Isolde: Geh' nicht — geh' nicht fort, Carl, lass' mich nicht allein —

Carl: Ich muß fort — ich hab' doch mein Billet für den Schlafwagen —

Isolde (in krampfhaftes Gelächter ausbrechend): Und er geht fort und sagt mir nichts. (Stößt ihn von sich.) Geh' nur, ich weiß es doch!!

Carl: Du kannst es nicht wissen — das Ungeheure.

Isolde: Ich bin nicht so dumm wie du glaubst. An den fünf Finger kann ich mir's abzählen. Geh' du nur fort für immer. Die ganze Welt verläßt mich. Schon recht so. Ihr sollt es bereuen, wie ihr mich zu Grunde gerichtet habt.

Carl: O Bonni, du zerfleischest mich. (Sieht auf seine Uhr.) Ich muß fort! Es ist höchste Zeit. O gewähre mir Eines. O bitte — einen Kuß. Es ist doch nichts dabei.

Isolde: Garnichts ist dabei, den hättest du lange haben können, wenn du nicht so dumm gewesen wärest.

Carl (umarmt und küßt sie leidenschaftlich, reißt sich dann los, faßt Schirm, Hut und Ueberrock und will über die Terasse abstürzen): Leb' wohl — auf ewig. (Wie er die Glasthüre aufreißt, schlägt ihm Sturm und Regen entgegen. Er fährt zurück.) Ach — ich muß doch den Mantel anziehen — es gießt so — (er spannt den Schirm

auf.) Leb' wohl Isolde — ich gehe in die Nacht. (Er geht, ohne die Thüre fest ins Schloß fallen zu lassen. Es ist sehr dunkel geworden.)

Isolde (wie im Fieber vor sich hinlallend): Stiefmutter — Stiefmutter. (Es klopft leise).

Isolde (antwortet nicht).

Anna (steckt den Kopf zur Thüre herein): Gnädige allein — Herr Carl —

Isolde (macht eine Handbewegung nach der Glasthüre): Ist der Papa — ich will ihn —

Anna: Gnädige Herr sind schon lange fort — mit Fräulein Doktor — im Arm.

Isolde (zuckt zusammen): Was hat er — was hat er sie —

Anna: Arm geführt hat er sie.

Isolde (bäumt sich empor).

Anna (ängstlich näher kommend): Papa wird bald kommen gewiß —

Isolde: Ich brauch' ihn nicht nicht mehr — ich will ihn nicht mehr. Bring' mir — bring' mir — warum bringst du mir's nicht —

Anna: Was denn bringen —

Isolde: Ich hab' dir's doch gesagt —, den roten — das Lavendelsalz im roten Kasten — weil ich Kopfweh — habe —

Anna (läuft in Isoldens Schlafzimmer).

Isolde (reißt in stummer Wut an den Spitzen ihres Kleides, bis ein paar Fetzen herunterhängen, zerrt die Rosen aus der Schale, entblättert sie und wirft sie zu Boden, beißt sich in die Hände, bis sie halb ohnmächtig zurücksinkt).

Anna (kommt wieder, stellt den roten Plüschkasten neben Isolde).

Isolde: Geh' hinaus — ich will ganz allein sein — niemand soll hereinkommen — niemand.

Anna (langsam ab nach dem Vorzimmer).

Isolde (schlägt den Deckel des Kästchens auf, sucht mit zitternden Händen das Flacon heraus und versucht in der Dämmerung die Aufschrift zu lesen. Mit einem tiefen Aufatmen): Das! (Mit sehr lauter Stimme.) Ich habe Mut — ich will Mut haben — und ich will — (Sie löst hastig ihre Zöpfe, daß die Haare lang über die Schultern fallen. Sie steht auf, schüttelt sie zurück und greift wieder nach dem Fläschchen. Von Fieber durchschauert mit lauter Stimme.) Ich habe Mut — ich habe wirklich Mut — Vater unser — der, der du bist — Papa!! Laß mich doch nicht sterben — ich will doch nicht! — Ich habe schon Mut — (sie reißt den Stöpsel aus dem Fläschchen, setzt es an die Lippen und schleudert es im gleichen Augenblicke aufschreiend von sich, indem sie zu Boden stürzt) Ich kann nicht — ich — (Der Wind reißt die Glasthüre auf, Sturm und Regen strömen herein. Isolde, von Kälte überschauert, ächzt noch einmal auf und bleibt dann bewußtlos liegen.)

Ritter (kommt hastig stampfend über die Terrasse): Lalalala — Sapperlott, hat wieder einer die Thüre nicht fest zugemacht — (er bemüht sich, die gegen den Sturm widerstrebende Thüre zu schließen. Es gelingt ihm, er schiebt den Riegel vor und stolpert weiter. Er hat eine Schachtel mit Schwefelhölzchen aus der Tasche gezogen und bemüht sich, sie anzustreichen, während er vorwärts geht. Er stößt mit dem Fuß an Isolde.) Verdammter Schemel. (Das Zündholz brennt an, er sieht auf den Boden, stößt einen markerschütternden Schrei aus, das Hölzchen fällt und löscht wieder aus.)

Ritter (zu Isolde niederstürzend): Mein Kind, mein Kind — Was ist denn geschehen — (er hebt sie empor, lautschreiend) Anna, Anna — Babe — mein Kind — Anna —

Anna (kommt mit einer Kerze hereingestürzt, einige Momente später Babe).

Ritter: Was ist da geschehen — was habt ihr dem Kind gethan — Wasser her — Wasser —

Babe (nimmt ein Glas vom Kredenztisch und sprengt auf Isoldens Stirne).

Ritter: Rennt — rennt. In die Stadt — holt Sabine — mein Kind, o mein Kind, sterb' mir nicht — holt Sabine.

(**Anna** und **Babe** rennen hinaus).

Isolde (mit letzter Kraft aufstöhnend): Nicht — die nicht!

Ritter (steht einen Augenblick versteinert, schwankt, läßt Isolde in den Lehnstuhl gleiten, taumelt an die Thüre.) Anna — den Professor — holt den Professor Berger — ihn selbst — nicht Fräulein Graef — (ins Zimmer zurückkommend bricht er halbwegs zusammen.) Die — nicht!

Der Darwinismus vor Gericht.

Vor einigen Wochen lief die kurze Mitteilung durch die Zeitungen, daß demnächst ein wissenschaftlicher Streitfall seinen Austrag vor Gericht finden werde. Den Anlaß dazu giebt ein Urteil, welches Professor Ernst Haeckel in Jena bei Publikation seiner bekannten Altenburger Rede ausgesprochen hatte: „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft; Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, vorgetragen in Altenburg am 9. October 1892". (Bonn, Emil Strauß). In ihrer ersten Fassung war diese Rede (— mit einigen Zusätzen —) im November-Heft der „Freien Bühne" (1892, Heft XI) veröffentlicht worden. In der erweiterten Form, welche die Broschüre hat, (jetzt bereits in fünfter Auflage erschienen) waren ihr einige Anmerkungen angehängt; Haeckel kritisiert darin die „Gegner der Abstammungslehre" (Anm. 14, S. 42), und unter diesen namentlich seinen früheren Schüler und Assistenten Dr. Otto Hamann (früher Privatdocent in Göttingen, jetzt an der Königl. Bibliothek in Berlin angestellt). Die schweren Anschuldigungen, welche Haeckel in dieser Anmerkung gegen Hamann erhoben hatte, veranlaßten letzteren, seinen früheren Lehrer vor Gericht zu ziehen.

Der Thatbestand dieses merkwürdigen Streitfalles ist, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, folgender. Wie Haeckel in seiner kritischen Anmerkung 14 richtig angiebt, war Hamann seit 13 Jahren sein specieller Schüler und mehrere Jahre sein Assistent. Mit enthusiastischem Eifer vertrat er stets die Entwickelungslehre. Nun wurde vor drei Jahren in Jena die „Ritter-Professur für Phylogenie" vakant, ein dieser Universität eigentümlicher Lehrstuhl, besonders bestimmt für Förderung des Darwinismus und der Entwickelungslehre. Dieser Lehrstuhl war 1886 aus den Mitteln der „Paul von Ritter'schen Stiftung für phylogenetische Zoologie" errichtet worden. (Vergl. „Kosmos", Juli 1886, S. 38). Nach den Statuten dieser Stiftung hat Haeckel das Recht, die Vorschläge für die „Ritter-Professur" zu machen, mit welcher zugleich die zootomische Prosektur verknüpft ist. Nachdem der erste Vertreter derselben, der ausgezeichnete Zoologe Arnold Lang, im Herbst 1889 als ordentlicher Professor nach Zürich berufen war, kamen als Ersatz nicht weniger als 9 oder 10 junge Docenten in Frage. Unter diesen befand sich auch Dr. Hamann, der bis dahin Prof. Haeckel mit Beweisen der höchsten Verehrung und wärmsten Dankbarkeit überhäuft hatte; er bewarb sich bei letzterem eifrigst um die Ritter-Professur, mündlich und schriftlich. Da jedoch zwei ausgezeichnete, in Jena habilitierte Docenten (ebenfalls Schüler von Haeckel) die nächsten und bestbegründeten Ansprüche auf die viel umworbene Stelle hatten, erhielt sie einer von diesen, der durch seine großen Arbeiten über Walfische und zweimalige Reisen nach Spitzbergen bekannte Professor Kükenthal.

Dr. Hamann scheint nun auch in Göttingen, wo er seit einer Reihe von Jahren als Privatdocent thätig war, keine Aussicht gehabt zu haben, die er-

strebte feste Stellung als Professor zu bekommen. Denn er verließ diese Universität vor zwei Jahren und begab sich nach Berlin, wo er unter dem „Neuen Kurse“ mit hochstehenden Personen Fühlung gewann. Als im Januar 1892 der heftige Kampf um den berüchtigten, vom Grafen Zedlitz-Trützschler vorgelegten „Schulgesetz-Entwurf“ tobte, trat Hamann eifrig für denselben ein und erwarb sich als „orthodoxer Naturforscher“ in den Augen des damaligen Unterrichtsministers solche Verdienste, daß ihm der Professor-Titel und eine gut dotierte Stellung an der Königlichen Bibliothek verliehen wurde. Hauptsächlich erwarb er sich die Gunst der rechtgläubigen Kreise durch ein Buch über „Entwickelungslehre und Darwinismus“ (April 1892 erschienen).

In dieser Schrift tritt Hamann als der heftigste Gegner des bisher von ihm eifrig vertretenen Darwinismus auf; er nennt ihn den „Materialismus in der Zoologie“. Aber nicht allein die heute allgemein angenommene Entwickelungslehre wird darin auf das Entschiedenste bekämpft, sondern die ganze damit verknüpfte moderne Richtung der Naturwissenschaft überhaupt. Alle Vorwürfe, welche der Mysticismus und die Orthodoxie auf die letztere seit den Zeiten von Galilei und Giordano Bruno gehäuft hatten, werden wieder aufgewärmt. Die üblichen Vorwürfe, daß der „Materialismus“ der modernen Naturwissenschaft die Sittlichkeit und Religion untergrabe und damit alle sociale und staatliche Ordnung zerstöre, werden mit den alten abgebrauchten Phrasen wiederholt. Die Phylogenie oder Stammesgeschichte — jener von Haeckel 1866 begründete Zweig der Entwickelungslehre, der die historische Umbildung und Ausbildung der organischen Formen auf Grund der Palaeontologie, der vergleichenden Anatomie und Ontogenie erforscht — wird als ein willkürliches, jeder empirischen Begründung ermangelndes Phantasie-Gebäude verurteilt! Und das ist dieselbe Phylogenie, derselbe Darwinismus, deren Förderung Hamann zwei Jahre zuvor zu seinem Lebensberufe machen wollte, um deren akademische Vertretung durch die „Ritter-Professur“ er sich bei Haeckel eifrigst bewarb.

Erscheint schon dieser völlige Abfall von der Wissenschaft, die nackte Verleugnung aller bisher von ihm vertretenen Grundsätze in sachlicher Beziehung kaum glaublich, so sind geradezu unglaublich die persönlichen Schmähungen und Verdächtigungen, mit denen Hamann in seinem Buche alle Vertreter des Darwinismus und der Entwickelungslehre überhäuft, und an deren Spitze den entschiedensten und verdientesten Vertreter derselben, Professor Haeckel. Nachdem er zehn Jahre hindurch für diesen seinen speciellen Lehrer nur die wärmste Begeisterung und die tiefste Dankbarkeit in Wort und Schrift kundgegeben hatte, weiß er jetzt nicht scharf genug seinen Haß und seine Verachtung gegen denselben auszudrücken. Alle möglichen und unmöglichen Vergehen gegen Wissenschaft und Wahrheit werden ihm vorgeworfen — in offenkundigstem thatsächlichen Widerspruch zu den bekannten Ansichten und Schriften **Haeckel's** selbst. Eine Hauptrolle spielt dabei die vielbesprochene, von allen Gegnern Haeckels mit Vorliebe aufgewärmte Cliché-Geschichte (von 1868), deren wahren Sachverhalt derselbe schon in dem apologetischen Schlußworte zur letzten Auflage seiner Anthropogenie (1891) klargelegt hat.

Ganz besonders wird natürlich von Hamann die „Stellung des Menschen in der Natur“ besprochen, und seine göttliche, allem Tierischen fremde Natur verteidigt. Der Mensch, als „Gottes Ebenbild“, ist nach ihm ein ganz eigentümliches Wesen, „abgelöst von allem Tierischen“; insbesondere wird seine Ab-

stammung von anderen Wirbeltieren geleugnet. Das „biogenetische Grundgesetz“ Haeckels, das jetzt fast allgemein in der Entwickelungsgeschichte angenommen ist, wird als eine „Unwahrheit“, und seine Anwendung auf die Wirbeltiere als eine „Unehrlichkeit“ bezeichnet.

Das ganze Buch Hamanns ist voll von solchen unglaublichen Behauptungen und Widersprüchen. Gewiß durfte Haeckel in seiner Kritik (Anmerkung 14 des Monismus) mit Recht sagen: „Es lohnt nicht, die zahlreichen Unwahrheiten und Entstellungen der Thatsachen in Hamanns Buch zu widerlegen; denn der Verfasser glaubt selbst nicht daran“. Und ebenso wird kein unparteiischer und billig urteilender Zuschauer dieses unerhörten Falles es Haeckel verdenken, wenn er seine tiefste moralische Entrüstung über diesen Verrat an Wissenschaft und Wahrheit in den schärfsten Ausdrücken kundgiebt, und wenn er selbst seine orthodoxen Gegner aus dem mystischen und klerikalen Lager vor der Bundesgenossenschaft dieses „gewissenlosen Renegaten“ warnt.

Die Möglichkeit, daß Dr. Hamann die von ihm seit zehn Jahren eifrigst vertretenen und jetzt plötzlich bekämpften Grundwahrheiten der modernen Naturerkenntnis auf einmal als schwere Irrtümer erkannt habe, und demgemäß aus dem Lager des Darwinismus in das des Mysticismus übergegangen sei, erscheint Häckel durch die eigenen früheren Arbeiten Hamanns völlig ausgeschlossen. Zur Erklärung seines vollständigen Gesinnungswechsels bleiben ihm also nur zwei Möglichkeiten übrig: entweder will Hamann an seinem Lehrer Haeckel seine Rache dafür kühlen, daß dieser ihm nicht die erstrebte „Ritter-Professur für Phylogenie“ verschafft hat; oder er hat sich durch sein offenkundiges Renegatentum die Gunst hochstehender Kreise und durch deren Einfluß eine Stellung erringen wollen. Die erstere Möglichkeit ist ihm ganz (oder doch größtenteils) unwahrscheinlich; denn Hamann hatte mit seinem Lehrer niemals einen persönlichen Konflikt gehabt, und daß derselbe auch beim besten Willen ihm seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, wußte er selbst recht gut. Dagegen konnte, meint Haeckel, Hamann mit Recht hoffen, daß sein Abfall von der modernen Entwickelungslehre, und seine Bekämpfung des Hauptvertreters derselben, ihm die Gunst und Protektion jener klerikalen Richtung eintragen werde, die nach dem Abgange des verdienstvollen Goßler im Preußischen Unterrichts-Ministerium das Uebergewicht gewonnen hatte. Diese Hoffnung war um so mehr berechtigt, als gerade damals (Ende 1891 und Anfang 1892) Haeckel jene Richtung auf das Entschiedenste bekämpft und u. A. den Schulgesetz-Entwurf des Grafen Zedlitz-Trützschler auf das Schärfste angegriffen hatte. (Vergl. seinen Artikel über „Die Weltanschauung des neuen Kurses“ in Heft III der „Freien Bühne“, März 1892). Dieser Auffassung und den sich daraus ergebenden Folgerungen hat nun Häckel in jener Anmerkung unzweideutigen Ausdruck gegeben — und das ist das Objekt der Klage.

In den Strafanträgen, welche Herr Hamann in seiner Privatklage gegen Haeckel stellt, verlangt er für diesen wegen „Beleidigung“ eine Geldstrafe von fünfzehnhundert Mark und eine entsprechende Gefängnisstrafe. Außerdem aber beansprucht Herr Hamann für sich selbst die Geldsumme von sechstausend Mark — und zwar wegen „Erwerbsstörung“.

Gewiß ist es höchst selten, und zugleich im höchsten Maße zu bedauern, daß ein wissenschaftlicher Konflikt vor das Forum des bürgerlichen Gerichtes gezogen wird. Wohin sollte die Kritik und die Wahrheit überhaupt kommen, wenn dieses Verfahren sich öfter wiederholte? Herr Hamann wird, ganz abgesehen davon, wie die Dinge sich nun juristisch entwickeln mögen, sich

insofern in der eigenen Schlinge fangen, als sein wissenschaftliches Renegatentum auch von dem urteilsfähigen gebildeten Publikum nun ebenso offen verurteilt werden wird, wie es bisher nur von den sachverständigen Fachgenossen einstimmig verurteilt worden ist.

Anderseits kann Professor Haeckel den Ausgang dieses wunderbaren Rechtsstreites mit vollkommener Seelenruhe abwarten; denn seine Stellung in der Wissenschaft — gestützt auf ein erfolgreiches Wirken von vierzig Arbeitsjahren — wird durch Hamanns Angriffe ebensowenig erschüttert, wie durch den Ausspruch des Gerichts in diesem Prozesse, wie er auch ausfallen möge! Mag man Ernst Haeckel noch so viele Fehler und Irrtümer in seinen zahlreichen Schriften nachweisen, kein ehrlicher und unbefangener Kritiker wird leugnen können, daß das einzige Ziel seines eifrigen Strebens von jeher die Erforschung der Natur und die Erkenntnis der Wahrheit war.

Zur Lutherfestspiel-Volkskunst.

Von

Cäsar Flaischlen.

„Es ist wunderbar, daß ein Haruspex nicht lacht, wenn er einen Haruspex sieht!"

Man hat eine ganze Bibliothek an Broschüren darüber geschrieben und dreimal soviel Zeitungsartikel und vor einigen Wochen noch verkündete Herr Hofprediger Dr. Friedrich Braun aus Stuttgart auf dem Evangelisch-socialen Kongreß urbi et orbi: „Die Wiederaufnahme der einzelnen Passionsspiele da und dort, katholischerseits, und evangelischerseits die zahlreichen Aufführungen der Lutherfestspiele seien die Morgenröte, das Wiedererwachen einer neuen Volkskunst!" und unsere Schuljugend wird klassenweise in das Stück kommandiert, wie die Rekruten zum Abendmahl. Berlin erlebte es im verflossenen Mai und Juni auch wieder, nicht in der Philharmonie, wie vor einigen Jahren, sondern im Cirkus Renz, (der übrigens, ohne Spott, wie geschaffen ist zu dergleichen dekorationslosen Aufführungen) und unmittelbar unter dem Schutze der Kirche: zum Besten des Baues der Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kirche. Ich habe mich wenig darum gekümmert, was die Blätter nach dem ersten Abend darüber brachten. Die Darstellung wurde wie immer „von Angehörigen aller Berufsklassen" gesündigt und so war wohl nicht viel darüber zu bemerken, und die Besprechungen werden sich in der Hauptsache mit der „neuen Volkskunst" beschäftigt haben, die Herrig damit gefunden zu haben glaubte. Als ich aber eines Tages im Schaufenster einer Buchhandlung die zweiundzwanzigste Auflage des Spieles liegen sah, wurde mir doch höchst bedauerlich ums Herz. Jedes Jahr zwei Auflagen — und ein solch' elend jammervolles Machwerk! Ich weiß, daß ich mir durch dieses Epitheton ornans nicht bloß unsere Theologen zu Feinden machen, sondern noch gar viel wohlehrsame Bürgersleute. Man muß dies wenigstens nach den 22 Auflagen annehmen — obgleich ich in den ganzen zehn Jahren noch keinen einzigen Menschen gefunden habe, der von diesem Lutherfestspiel wirklich erbaut gewesen wäre. Der

ganze Erfolg desselben gemahnt äußerst verfänglich an die Geschichte von „des Königs neuen Kleidern“ und ist in der That auch nichts anderes, als eine Lüge — an die man freilich nachgerade selber glaubt. Er ist so gemacht, wie nur etwas gemacht sein kann. Das Stück entstand anläßlich der vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luthers in Worms 1883 — und war für diesen Zweck ganz gut. Von einem Festspiel ist nicht mehr zu verlangen. Nun aber — es zu einer nationalen That aufposaunen zu wollen und die Morgenröte einer neuen Volkskunst darin zu sehen, das ist mehr als Unsinn; das ist direkte Lüge, allerdings durchaus optima fide. Der gute Zweck, dem das Spiel seinerzeit diente und nachher weiter dienen sollte, wirkte auf das Urteil darüber zurück und man hält es in jenen Kreisen, denen dieser gute Zweck zu gute kommt, mit ehrlicher Ueberzeugung für etwas thatsächlich Bedeutendes — und für den Anfang einer neuen, großen, alle socialen Uebel ausgleichenden Volkskunst. Etwas skeptischere Kritiker schüttelten freilich vor Jahren schon den Kopf, sagten sich aber schließlich: Nützt es nichts, schadet es auch nichts! ließen der Sache ihren Lauf und glaubten zuletzt eben auch, was alle glaubten, und lobten zuletzt auch, was alle lobten. Der Zweck war gut, es machte wenigstens den Eindruck und unsere Theologen versicherten es, und somit war auch das Mittel gut. Nun ja! nur ein paar Ungläubige und Querköpfe hatten dann und wann Bedenken. Niemand aber ging auf den letzten Grund und warf die Frage auf, ob denn dieser gute Zweck auch wirklich vernünftig sei, das heißt: ob eine neue Volkskunst — im Sinne dieses Lutherfestspiel — überhaupt möglich wäre? und zweitens: ob denn dieses Lutherfestspiels selbst — auch im engen Rahmen dessen, was es soll — wirklich so große dichterische oder gar nationale Bedeutung hat, als man allerorten lesen kann, als „die Leute“ meinen, und als die Aufführungen und die 22 Auflagen einem weismachen wollen.

Meines Erachtens sind beide Fragen direkt zu verneinen. Die Volkskunst, die Herrig anstrebt, hat weder mit Volk noch mit Kunst was zu thun und ist lediglich private Butzenscheibenliebhaberei, und sein Stück selbst ist barer Unverstand und eine Versündigung sowohl an unserem Volk als an unserer Kunst, denn es ist unmöglich, daß unser Volk aus eigenem Drang sich für ein so armseliges Machwerk begeistern sollte, auch nur insoweit, als es sich thatsächlich dafür interessiert. Oder ist der Pfaffe doch noch so mächtig bei uns? Wo aber bleibt dann unsere Kritik? Wenn irgendwo, so wäre sie hier am Platze! Und hätte hier auf ihrem Posten zu sein! Es wäre ein schwerer Irrtum, die Sache für zu geringfügig zu halten; denn es ist ja schon beinahe ein Kultus geworden, den man mit dieser Lutherfestspielerei treibt. Ich sehe mich vergebens um. Mit ein paar kurzen Bemerkungen da und dort thut man dergleichen nicht, jetzt wenigstens nicht mehr, ab. Oder fehlt es ihr an Mut? Es ist zu betonen: von „Ueberschätzung“ kann dabei kaum die Rede sein. Innerlich hat sich die ganze Sache für alle Einsichtigeren in jeder Hinsicht längst überlebt und „zu Tode gelangweilt“, äußerlich jedoch wird sie von theologischer Seite noch ebenso hoch gehalten, wie vor Jahr und Tag. Unsere Kritik aber schweigt dazu oder sie bespricht sie im Großen und Ganzen so, wie die Leser des betreff. Blattes sie besprochen haben wollen. Und da ist niemand, der einmal den Mund aufthäte und dagegen protestiert, daß man unserem Volk ein solches Phrasengedresch als Kunst vorsetzt; da ist niemand, der dagegen protestiert, daß man unserem Volke einen derart mark- und kernlosen Gesellen als „deutschen Mann“ und als — Martin Luther vormalt, wie ihn Herrig in absolutem Unvermögen auf seiner dekorationslosen Bühne hin- und herlaufen und Sprüche machen läßt. Ich bin ein guter Deutscher — und auch ein guter Lutheraner soweit! aber ich empfinde dieses Verswerk und das Wesen, das man damit treibt, als eine Schande, nicht bloß künstlerisch — und als öffentliche Verunglimpfung des Mannes, dem Deutschland vielleicht am meisten schuldet von dem, was es endlich wurde, und der neben Bismarck wohl der ausgeprägteste und „idealste“ Typus des deutschen Charakters ist. Luther war kein so bloßer Maulheld — ich habe kein anderes Wort — er war kein so armselig

weinerlicher Betbruder und Versmacher, als welchen Herrig ihn zeichnet. Luther war ein Mann und kein altes Weib. Sein Glaube bestand nicht aus eingelernten Bibelcitaten und Weisheitssprüchen, sondern war erkämpfte Ueberzeugung, erkämpftes Leben und mächtig und gewaltig genug, ihn furchtlos selbst Rom entgegentreten zu lassen, wessen sich seit lange kein Kaiser rühmen konnte, selbst Karl V. nicht, — ja so stark und mächtig, ihn eine ganze Kulturepoche über den Haufen trümmern zu lassen. Und dagegen dieser —, dieser Phrasenmacher Herrigs! Man könnte lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre. Dieser — aber wird unserer Jugend und unserem Volke als Martin Luther, als der Mann der Reformation, als die Verkörperung deutscher Gläubigkeit, deutscher Mannestreue, deutschen Mannesstolzes und Mutes vorgeführt! Ein Luther der sich fürchtet, etwas Anderes gegen den Papst zu sagen, als ein paar rügende Phrasen, und der sich bei jedem Worte umsieht, ob er die katholische Kirche nicht verletzt —, ein Luther, der ein Feigling ist!

Herrig konnte aus seinem Helden in der That nicht viel weiter machen, als er gemacht hat, wenn er die Rücksicht auf die „katholische Schwesterkirche“ nehmen wollte, die er genommen hat. Gerade der Kampf gegen das Papsttum aber bildet das Rückgrat in der ganzen Geschichte Luthers und seines Reformationswerkes, — schneidet man dieses heraus, kann selbstverständlich nichts Anderes übrig bleiben, als der Wackelhuber, der Luther in diesem Festspiel ist. Die Gründe, die dafür bestimmend waren, liegen auf der Hand und haben auch ihre gewisse, aus den bestehenden Verhältnissen sich erklärende Berechtigung. Ich gebe das gerne zu — und gebe gerne zu, daß unsere „katholische Schwesterkirche“ zweifellos Zeter schreien würde, wenn man in einem Lutherspiel Luther reden ließe, wie er geredet hat und darstellte, wie er war; man würde im Vatikan höchst verdrossen mit den Kardinalköpfen schütteln, das Centrum wäre einstimmig gegen die Militärvorlage gewesen und die „Germania“ hätte weiß Gott was für Entrüstungs-Artikel gebracht. Das alles aber wäre genau ebenso lächerlich, als die Rücksichtnehmerei, mit der Herrig die Gestalt Luthers und seine Reformation entwürdigt. Man lasse also lieber eine dichterische Verherrlichung jenes ersten gewaltigen Aufsturms unseres germanischen Volkscharakters, jenes ersten deutschen Befreiungskrieges, wenn man sich nicht über die Bedenken hinwegsetzen kann, die dem Stoff an sich politisch gegenüberstehen, oder aber man setze sich darüber hinweg und zwinge beide Seiten zu so viel Vernunft und historischer Einsicht — und bringe das vor allem endlich unserer Jugend bei, sonst wird es nie anders und bleibt eine ewige Spannung bis zum großen Religionskrach überhaupt —, als nötig ist, um einen Mann wie Luther so zu verstehen, wie er verstanden werden muß. Ein Katholik, der darüber loszöge und sich beleidigt fühlte, bewiese damit lediglich, daß er ein braver Katholik wäre, im übrigen jedoch besser den Mund hielte. In jedem Fall aber protestiere man gegen eine Verherrlichung Luthers, wie sie das Genie Herrigs, unklare Rücksichtnehmerei, der Beifall unserer Pfaffen und die wohlwollende Gleichgiltigkeit unserer Kritik in diesem Festspiel zu Stande gebracht und die weit eher eine Verhunzung zu nennen ist. Ich habe dieses Urteil mit von gut kirchlicher und von gut katholischer Seite gehört und in diesem Sinn.

Schon der Gedanke: Luther in Hans Sachsschen Kurzversen reden zu lassen, ist bewunderungswürdig! Luther, den Schöpfer unserer deutschen Prosa! Und dabei war Herrig eigentlich „Germanist“! Ich begreife bloß nicht, daß ihm nicht selber grau und blau vor Augen wurde! Und obendrein dann noch: was für Verse! Es dreht einem ja das Herz um. Wie Schlangenkünstler krümmen sie sich logisch und grammatikalisch in einander, sehen sich durch die Beine und sitzen sich selbst auf dem Kopf. Auch in Bezug auf Reimgewandtheit ist der Dichter Hans Sachs mindestens über! Hans Sachsens Größe jedoch war seine treuherzig ehrliche Naivetät, bei Herrig ist sie künstlich und gemacht. Jede Seite giebt Belege genug dafür; man braucht nur aufzuschlagen. Schlimm dabei aber, ist daß so und so viel „Angehörige aller Berufsklassen“ diese Radebrecherei auswendig lernen und in ihrer Herzensfreude, Theater spielen zu dürfen, sich nicht bloß für das Stück selbst begeistern und es für

etwas Außergewöhnliches und Bedeutendes halten, sondern auch die Sprache womöglich als vorbildliches Deutsch nehmen, als das Deutsch Luthers, während es ein Deutsch ist, das einen Hund jammern muß; ich kann mich wahrhaftig nicht „feiner“ ausdrücken. Dabei aber versifiziert Herrig Luthers Aeußerungen in Bezug auf seine Bibelübersetzung:

„Verdeutschen will ich Gottes Wort,
Das Evangelium übersetzen —
Da muß ich's auch gebührlich schätzen.
Das schreibt sich denn nicht nur so fort:
Soll's uns als Gottes Wort bezwingen,
Darf's nicht wie das 'nes Stümpers klingen,
Auch nicht, wie dunkel und verzwickt
Sich ein gelehrter Magister ausdrückt.
Nein, wie das Volk selbst fühlt und denkt,
Wie's unser Ohr als Kind getränkt,
Und wie die Leute auf den Gassen
Verständlich mit sich reden lassen:
Und zwar, wenn deutsch Gott mit uns spricht,
Sei's, daß er sich braucht zu schämen nicht!
— — — — — — — — — — — — —
Die Sprache des Volkes Seele ist,
Und wenn's die seine gar vergißt,
Wie sollt's noch eine Seele haben?
Da wär's am besten gleich begraben.“
u. s. w.

Amen! d. h. hätte sich das Herrig nur selber gesagt sein lassen.

Und was nun die „Volkskunst“ anbelangt, die der Dichter mit seinem Werke anstrebt, so ist das meines Erachtens eine ebenso verfehlte Sache, wie das Stück selbst. Es wäre komisch, träte einer für Wiedereinrichtung der alten Postkutschenfahrerei auf, um dem großen Luxus unseres modernen Eisenbahnreisens zu steuern.

Was sich überlebt hat, hat sich überlebt! Eine Aufführung mit dekorationsloser Bühne ist dann und wann ein litterarhistorisch höchst interessantes Experiment, nur ein Butzenscheibenschwärmer aber vermag mehr darin zu erblicken. Zukunftswert hat es sicher nicht. Vor allem sind schon die Vorstellungen, die man sich von der alten großen Volkskunst früherer Jahrhunderte macht, durchaus unklare. Selbst bei Herrig, und ich gestehe: es wäre auch bei mir der Fall, denn es giebt darüber so gut wie keine Litteratur, aus der man sich Aufschluß holen könnte, wenn ich mich nicht gerade seit Jahren eingehend mit unserem mittelalterlichen Schauspiel beschäftigt hätte.

Diese alte „Volkskunst“, die man „wiederaufleben“ machen möchte, wie man sich ausdrückt, geht zurück auf die Inscenierungen der mittelalterlichen Mysterien und geistlichen Spiele. Diese wurden anfänglich von der Kirche, d. h. vom Clerus veranstaltet, verweltlichten sich jedoch immer mehr, insbesondere durch Zuziehung von Laien bei den Aufführungen, und gingen zuletzt ganz in die Hände des Volkes d. h. der einzelnen Zünfte und Gewerkschaften über. Dieser Uebergang vollzog sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. An Stelle der früheren ruhigen Feierlichkeit und des erhabenen Ernstes dieser Spiele war mit der Zeit immer größerer Dekorations-Pomp getreten, der sich um so mehr steigerte je mehr diese Spiele „Volkskunst“ wurden. Auf der anderen Seite hatten sich komische Zwischenspiele eingedrängt und festgesetzt. Das Volk wollte lachen, wollte Unterhaltung von „seiner Kunst“. Allerlei Ritterprügeleien, Teufelsscenen und Clownspossen. Die Fastnachtspiele bildeten sich aus. Man war des ewigen Ernstes und der ewigen Passionsgeschichten müde. Man wollte etwas Anderes und verarbeitete nach und nach die ganze Bibel, die ganze Heiligengeschichte, die ganze griechische und römische Sage und Ueberlieferung zu den schönsten Haupt- und Staatsaktionen; mit möglichst zahlreichem Personal,

damit möglichst viele dabei mitthun konnten: während das aktuelle Leben in den Fastnachtspielen einen thunlichst derben und groben Ausdruck fand. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts tauchten dann die englischen Komödianten auf und machten dieser ganzen prächtigen „Volkskunst" ein jähes Ende. Nicht durch ihr dichterisch weit bedeutenderes Repertoire, sondern lediglich durch die Ueberlegenheit ihres schauspielerischen Könnens. Dieses schauspielerische Können bestand in der Hauptsache freilich nur in leichter Improvisations-Gewandtheit und in möglichst krassen, clownhaften Blutwurstereien. Dennoch aber wurde es die Veranlassung zur Ausbildung eines eigenen berufsmäßigen Schauspielerstandes in Deutschland, und mit der alten einfachen „Volkskunst" und mit der idealen Würde, die wir ihr gern andichten möchten, war es vorbei. Rettungslos und unwiederbringlich vorbei. Die verschiedenen Wandertruppen bildeten sich, zogen durch das Reich und gaben bald selbst in kleineren Städten ihre Vorstellungen. Die Leute aber erkannten, daß es nicht bloß viel einfacher, sondern auch viel vernünftiger und weniger zeitraubend und billiger war, sich von Andern, dazu Privilegierten — etwas vorspielen zu lassen, als selber zu spielen; zumal man an den alten ständigen Religionsspielen doch keinen Geschmack mehr fand. Mit der Zeit wurden aus diesen Wandertruppen dann, zunächst in Hofstädten, feste stehende Gesellschaften und eine neue Periode der ganzen Entwickelung begann — die Periode des Kunstdramas — um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen.

Aus diesem geschichtlichen Ueberblick geht schon zur Genüge hervor, was bewiesen werden sollte: wie verkehrt die Vorstellungen sind, die man im allgemeinen mit dem schönen Schlagwort „Volkskunst" zu verbinden pflegt. Das unterscheidende Moment des Begriffes ist, daß das Spiel vom Volk, von Laien ausgeübt wird, und daß diese Aufführungen für die betreffende Stadt und Umgegend zu einer Art von Volksfest werden. Der Gedanke, das Alles „wieder aufleben" machen zu wollen, ist an sich ganz schön, nichts weiter jedoch als Wahn und Illusion. Und noch viel illusorischer ist es, wenn man glaubt, dem „Luxustheater" damit „steuern" zu können. Wir sind nun einmal andere Menschen; und unsere Kultur ist nun einmal eine andere, als vor drei-, vier- und fünfhundert Jahren; und eine Volkskunst wie damals und eine Volkskunst, in dem Sinn, den man gerne damit verknüpfen möchte, ist heute nicht bloß unmöglich, sondern — sociologisch genommen, eine direkte Schädigung und direkter Unsinn. Es fänden sich selbstverständlich immer Leute genug, die Lust hätten: mitzuspielen; zu welcher Dummheit fände man das nicht?! Was dabei herauskäme aber, kann man sich leicht ausrechnen. „Ich will heilfroh sein, wenn die Geschichte vorüber ist! Es ist nichts als eine ewige Lumperei und Kneiperei seit acht Tagen; und zu einer Arbeit kommt man schon seit vier Wochen nicht mehr!" jammerte mir ein befreundeter Schwabe (und Mitspieler) anläßlich der Aufführung des Herrigschen Stückes in Heilbronn. Was ich sagen wollte, ist damit gesagt.

Auch der Ruhm der „dekorationslosen Bühne" ist weit mehr Fabel, als man gemeinhin annimmt. Aber es würde zu weit führen, wenn ich auf Einzelheiten einginge. Das, was wir darunter verstehen möchten, ist in der Hauptsache unsere eigene Erfindung. „Dekoriert" wurde immer und schon in den frühesten Spielen; weit mehr, als wir wissen. Allerdings auf ziemlich rohe und primitive Weise. Schon im vierzehnten Jahrhundert arbeitete man, und nicht bloß in Frankreich, sondern auch bei uns, mit allen möglichen „Dekorationen" und Maschinen und Apparaten. Pappkoulissen hatten sie natürlich nicht. Man darf sich bloß nicht stumpfsinnig an den Buchstaben halten. Um so dekorativer aber war schon die ganze dreiteilige Bühne, sowohl in der ersten Periode ihres Nebeneinander, als auch in der zweiten ihres Uebereinander. Ziemlich dekorationsloser dagegen waren die ersten Bühnen der späteren Wandertruppen; das aber war dann schon Berufsschauspielerei. Und lange dauerte diese „Einfachheit" auch nicht!

Und was endlich das Repertoire dieser neuen großen „Volkskunst" anbelangt, mit der Herrig und seine Schwärmer uns beglücken wollen, so steht es damit mehr als bedenklich. Man müßte gerade die alten Haupt- und Staatsaktionen wieder her-

vorgraben — oder die alten Mysterien der vorlutherischen Jahrhunderte, — Katholik und Protestant aber gerieten wohl auch hierüber noch an einander.

Es bliebe also kaum etwas Anderes übrig: als eben nicht bloß eine „Volkskunst", sondern gleich zwei, eine katholische und protestantische, „wiederaufleben" zu machen, um beiden Teilen gerecht zu werden, denn „patriotische" Stoffe, über die man sich absolut einig wäre, haben wir auch nicht — bis allenfalls auf den deutsch-französischen Krieg. Schlimm, schlimmer, am schlimmsten! Vielleicht aber gelänge es irgend einem Schlauberger à la Herrig am Ende doch, die Schlachten von Metz und vor Paris auf irgend eine Weise mit „Ehrenholden" und dergleichen zu verdramatisieren, und wenn er ein paar fromme Reden darin halten läßt, eine katholische und eine protestantische, hat er von vornherein auch Papst und Konsistorium für sich gewonnen und Herrig und die Volkskunst, gegen die ich mich hier ereifert, hätten doch gesiegt.

P. S. Eine moderne „Volkskunst" wäre es vielleicht zu nennen: wenn Blumenthal und L'Arronge — von den andern wäre „so was" kaum zu verlangen — es über sich und ihre Kasse gewönnen: und meinetwegen regelmäßig einen Abend in der Woche ihr Theater dem „Volk" zur Verfügung stellten — in der Art vielleicht, daß jeder Platz ohne Unterschied Mk. 1. — (je nachdem auch mehr) kosten würde und daß die Billets wie bei der „Freien" und „Neuen freien Volksbühne" einfach und doppelt verlost würden. Zu machen wäre es! leicht! Es handelte sich zunächst lediglich darum, dem Betreffenden, der den Ehrgeiz hätte, den Versuch zu wagen, klar zu legen, daß — — —

Die Berliner Kunstausstellung.

Von

Hugo Ernst Schmidt.

(Schluß).

Die Münchener.

Von denen, die bei uns dem Naturalismus Bürgerrecht errungen haben, ist Fritz v. Uhde eine der hervorragendsten Erscheinungen. Er ist auf dieser ersten Ausstellung der Secessionisten nicht gut vertreten, aber wenn er es auch wäre, das Bild der gesamten Bestrebungen und der außerordentlichen Fortschritte der letzten Jahre würde dadurch nicht verändert werden. Es ist klar, dieser Naturalismus ist eine überwundene Sache und abgesehen von den unendlich weiten Gebieten, die sich die Malerei wieder zurückerobert hat, ist an Stelle der damaligen Graumalerei — sie nannte man schon plein-air und sie verdiente den Namen im Gegensatz zu der braunen Sauce der voraufgegangenen Historienbilder — eine überaus farbige Anschauung getreten. Ueberall und auf jedem Gebiet der Malerei macht sich dies geltend, es ist gleich, ob phantanstische, realistische, oderSujets aus der Geschichte zur Darstellung gewählt werden. Als die Graumalerei Mode war, kasteieten sich die Flagellanten von Hans Marr in demselben grauen Ton, in dem Uhde Jesus die Kindlein zu sich kommen ließ; und die Netzflickerinnen und die Spinnerinnen Liebermanns bis hinab zu den Waisenhausandachten und Sonntagsschulen Walther Firles und der ungeheueren Masse Produkte jener Zeit, alles war, je nachdem das

Talent des Malers größer oder kleiner, in silbrige, feine, graue Töne getaucht, oder in Schlemmkreide und Buttermilch gebadet. Damit ist's nun vorbei, Stuck malt in gesättigten, tiefen, kräftigen Farben, ohne Rücksichtnahme auf Schule und Mode, und Hans Olde ist ein Colorist von so intensiver Kraft, daß neben ihm Uhde schwächlich, grau und farblos wirkt. Und die Schule selbst ist abgelöst und verdrängt worden durch eine neue Mode, die „violett in jedem Falle" auf ihre Fahne geschrieben hat und die in dem talentvollen Münchener Julius Exter und in L. v. Hofmann in Berlin ihre hauptsächlichsten Vertreter gefunden hat.

Das beste von Uhdes hier ausgestellten Gemälden ist das Bildnis des Schauspielers Alois Wohlmuth, der, in Schlafschuhen und Hausrock, in leidenschaftlicher Erregung eine Rolle einstudiert. Man braucht mit dieser Malweise, die etwas Hingewischtes hat, nicht einverstanden zu sein, man kann das schmutzige, durchaus nicht feine Colorit nicht goutieren und man wird doch die Lebendigkeit und Lebenswahrheit, die in der Erfassung dieser Persönlichkeit liegt, bewundern müssen. Nicht so gut ist das Portrait eines in ganzer Figur und sitzender Stellung aufgefaßten, lachenden Mädchens, das, obwohl roh in der Farbe, doch noch lebensvoll wirkt; schwach und Uhdes durchaus unwürdig ist der Kopf eines alten Mannes, der keinerlei Qualitäten besitzt; fast humoristisch wirkt das Bild „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden", weil ein unglaublicher Christus die sonst nicht stimmungslose Landschaft zerstört.

In manchen Dingen diesem Künstler ähnlich ist Albert Keller. Coloristisch oft feiner, ist er doch nie so innerlich und fast nur im Frauenbildnis vermag er seelisch zu wirken. Ganz besonders hat er dies mit dem Portrait einer jungen Dame, die im Lehnstuhl sitzt, erreicht, das nach jeder Richtung überaus feinsinnig wirkt. Mit seltenen coloristischen Schönheiten ausgestattet, ist es lebensvoll im höchsten Maße und von einer Gesamtstimmung, die das Parfüm verrät, das diese augenblauumrandete Seele liebt. Die andern Bilder von ihm sind durchweg schwach, die „römische Idylle" ist Kunsthändlerware und die „Somnambule" läßt das gequälte Modell, mit dem müden, hochgehaltenen Arm, nicht vergessen.

Einer der interessantesten Portraitmaler ist Leo Samberger. Seine Malweise und sein Temperament erinnert lebhaft an Lenbach. So wie diesem kommt es ihm auf die Erfassung des menschlichen Kopfes fast ausschließlich an, und mit Energie weiß er die charakteristischen Züge einer Individualität zu finden. Seine Bildnisse wirken alle ähnlich wie Lenbachs als Studien, und die Langeweile eines bis in alle Ecken „ausgeführten" Bildes erspart er uns immer. Dafür aber schafft er Individualitäten, und überraschend glücklich in der Charakteristik sind seine Männerbildnisse, unter denen das Portrait Fritz v. Uhdes und das eines älteren Herrn im Profil ganz hervorragend sind. Was ich aber nicht acceptiere, ist die altmeisterlich-Lenbachsche Malerei, die bei Samberger einen Stich ins grüne und durchaus etwas auswendig gelerntes und manieriertes an sich trägt. Alle Portraits von seiner Hand — es sind deren neun in der Ausstellung —, haben dasselbe Colorit und es ist zu bedauern, daß er für die charakteristischen Ton- und Farbwerte nicht dieselbe feine Empfindung wie für individuelle Linien- und Formschönheiten besitzt. Er ist kein Maler, der bei einem größerem Publikum leicht Anerkennung finden wird, dafür ist er zu unnachgiebig, und es ist begreiflich, daß in diesen unerbittlichen Spiegel zu schauen nicht viele Menschen den Mut haben.

Liebenswürdiger, weil mit einnehmenderen Eigenschaften ausgestattet, ist Wilhelm Trübner. Seine Bildnisse, die viel reicher als die Sambergerschen an malerischen Qualitäten sind, besitzen eine Ausgeglichenheit, die allem bis zum Hintergrund gerecht wird, bis zu dem Hut, der auf dem Tisch liegt, neben dem der zu Portraitierende sitzt, bis auf die Glanzlichter des Säbelkorbes, auf den der Einjährige die Hände stützt. Trübner ist ein jovialer Geist, der den Menschen mit Humor auffaßt und der seine Schwächen und Albernheiten nicht zu ernst nimmt. Er ist deshalb kein überragender Bildnismaler, ihm fehlt der spürende scharfe Blick, der Individualitäten in Einem zu erfassen vermag, der ins Herz schaut und das höchste Licht ebenso wie

den tiefften Schatten sieht'; der den Menschen in seiner Schönheit und Erhabenheit bewundert und in seiner Schlechtigkeit und Thorheit festzunageln vermag.

Dieses feinere Charakterisierungsvermögen besitzt Reinhold Lepsius in nicht geringem Grade und ihn verleitet es ähnlich wie Samberger zu einem etwas unmalerischen, harten Vortrag. Er zeichnet vortrefflich, ist aber in der Farbe zu unkörperlich und porzellanartig. Seine beiden Portraits erinnern in der scharfen Zeichnung, eindringlichen Charakterisierung und etwas auch in der Art der ängstlichen Malerei, an Bildnisse von Knaus, ganz besonders an das von Mommsen in der Berliner Nationalgallerie.

Viel frischer ist Habermann in dem Bilde einer „Malerin" die in ihrem Atelier am Fenster vor einem grünen Vorhang sitzt. Fein und intim beobachtet und reizvoll in der Auffassung, besitzt es Farbschönheiten von großer Seltenheit. Das Bild enthält Qualitäten wie weniges in der Ausstellung.

Auch Josef Block ist gut mit einem Doppelbildnis vertreten. Es stellt ein Ehepaar dar, das an einem Tischchen sitzt und Roccoco-Nippes studiert. Eine einheitliche Stimmung liegt über dem Bilde und etwas von der graziösen, empfindsamen Träumerei des Roccoco hat sich über dieses Paar gebreitet. Es ist als ob der Geist dieser kleinen Kunstwerke in die Menschen, die sie bewundern, eingezogen wäre, und besonders die Frau in ihrer Liebenswürdigkeit wirkt weich und still wie aus jener Zeit. Gut wirkt auch das Bildnis eines jungen Geigers, das lebensvoll, schlicht und einfach wiedergegeben ist.

Ein feinsinniger Colorist ist Hermann Schlittgen. Sein „Sommerabend" ist ein stimmungsvolles Bild und an Schönheiten reich. Es ist Abend, Spätsommerabend am Meer. Auf der Veranda sitzt eine junge Frau und schaut träumerisch, so in Gedanken versunken in die Ferne, daß sie ihren Knaben zu vergessen scheint, der vorn vor ihr steht und in das Licht eines japanesischen Lampions schaut, den er in Händen hält und der in der nächtlichen blauen Dunkelheit sein Gesicht hell beleuchtet. Coloristisch noch feiner sind die englischen Tänzerinnen, die in ihren bizarren Bewegungen und unheimlichen Seltsamkeiten vortrefflich wiedergegeben sind. Schlittgen ist ein überaus geschickter Künstler, die Eleganz und Sicherheit in der Zeichnung, sowie die Noblesse des Tons und der Farbe verleihen seinen Bildern hohe, eigene Reize.

Nicht so selten und nicht so reich an malerischen Qualitäten ist Peter Behrens. Seine Arbeiten, die zwar immer viel intime Stimmung enthalten, sind doch in dem immer wiederkehrenden Blau zu manieriert, als daß man sie ohne Vorbehalt genießen könnte. Aehnlich wirkt Benno Becker. Zart und intim in der Empfindung, ist er im Gegensatz zu Behrens nur für grün empfänglich, und alles was er malt, ist auf diese Farbe gestimmt. Vorurteilsloser steht Thomas Theodor Heine der Natur gegenüber. Er ist ein vielseitiger Künstler, nicht allzu stark, aber immer liebenswürdig und unbefangen. Seine Landschaften sind oft sehr intim — die Moorlandschaft und der Angler enthalten vortreffliche Sachen, manchmal technisch ein bißchen unbeholfen und dilettantisch, aber immer voll liebevollem Verständnis für die charakteristischen Züge der Natur. Gleiche Liebe zur Natur ist in den technisch viel geschickteren Tierbildern von Hubert v. Heyden, Theodor Hummel und Heinrich Zügel wahrzunehmen. Die Landschaften von Reininger, der breit und kühn ein Ackerfeld im Frühjahr dargestellt hat, die stimmungsvollen und eigenartigen Bilder von Eckmann, von denen ein einsamer Waldweg mit hohen Kiefern in abendlicher nächtlicher Stille auffällt. Der coloristisch schöne und poetisch erfaßte verlassene Steinbruch von Ubbelohde gehört mit zu dem Besten, was auf diesem Gebiet die Münchener leisten.

Gegen diese Produkte einer feingeistigen Kultur wirken die Bilder von Louis Corinth fast brutal. In ihm lebt noch einmal eine Art Naturalismus auf, der nichts mit der Kunst unserer Tage zu schaffen hat. Sein „Spital" mit dem stumpfsinnigen, blöden Alten wirkt ebenso trivial, wie die „Susanna im Bade", die nichts weiter als ein mittelmäßig gemalter Akt ist, und nur die „Schwimmanstalt" besitzt

Qualitäten, die das Bild wertiger machen, als die andern. Auch von den Voraussetzungen dieses Naturalisten ausgegangen, kann man mit seinen Leistungen doch nicht einverstanden sein. Es ist selbstverständlich, daß es eine künstlerische Aufgabe ist, den objektiven Bestand der Natur darzustellen, wir wenden uns nur gegen die einseitige Anschauung, die nur alte Männer und Frauen, große Füße und große Hände, alles graue und triste liebt. Grade in der Erweiterung der naturalistischen Prinzipien liegt die Befreiung von der schulmäßigen Graumalerei.

Hans Olde malt auch nur Dinge der Außenwelt, aber mit welchem Temperament tritt er an alles heran, mit welcher Vorurteilslosigkeit, Freiheit und überschwänglichen Freude faßt er die in Farben strahlende Natur. Noch nie vor ihm ist Sonnenlicht so überzeugend wahr gemalt worden, und seine Bilder sind eine Apotheose des Lichtes und der Farbe. Schlagender, wie das Bild mit den Sonnenblumen wirkt nichts in der gesamten Ausstellung. Es ist ein Hochsommermittag; blendendes Licht übergießt die in leuchtenden, gelben und grünen Farben sich weitenden Wiesen und Felder. Vorn an einem Zaune steht eine Frau mit einem Kind auf dem Arme und spricht mit einem sonnengebräunten Landmann; neben ihnen, links, hohe Sonnenblumenstauden, die mit ihren Rätselangesichtern ins Licht schauen. Ebenso frisch und strotzend an Kraft und Gesundheit ist das Bild, auf dem blaugrünes Meer in leuchtender Schöne seinen wellenreichen Körper auf weißem sandigen Strand heranwälzt, an dem eine Frau und ein Kind spazieren gehen. Noch nie ist das Meer so in seiner grandiosen Einfachheit, die sich mit den verführerischsten Farben schmückt, und bald in Lieblichkeit lächelt, bald im Sturme einherbraust, erfaßt worden. Was ist dagegen Oswald Achenbach mit seinen gelben, gekämmten Nordsee-Wellenbildern?! Man muß von der Natur nichts empfinden, wenn man vermag, die in Schönheit und Erhabenheit strahlende See in einer solchen gelben Sauce zu ersäufen.

Ebenfalls vortrefflich ist die Schneelandschaft und das Erntebild von Olde, auf dem im Vordergrund ein Mann Korn mäht und eine Frau die Garben legt. Das Bild, das ausgezeichnete Qualitäten besitzt, leidet an dem Fehler, daß das Flimmern der heißen Mittagsluft nicht herausgebracht ist und die Empfindung von dem Eindruck gelblicher, bläulicher und rötlicher Farbflecke nicht loskommt. Alles in allem ist Olde eine der allerkräftigsten Erscheinungen der Gegenwart. Er ist eine künstlerische Persönlichkeit ersten Ranges, ein ausgezeichneter Colorist, ein vortrefflicher Zeichner und mit Energie und Mut ausgestattet, die ihn eigene Wege nach eigenen Zielen gehen lassen.

Zum Schluß meiner Betrachtungen habe ich noch einer Anzahl Künstler zu gedenken, die, obwohl außerordentlich verschieden untereinander, doch gemeinsame Züge tragen. In ihnen lebt derselbe Geist, der in der Dichtkunst in dem Franzosen Paul Verlaine, in dem Engländer Swinburne und in Richard Dehmel bei uns zum Durchbruch gelangt. Sie alle haben dasselbe Streben wie die Maler Stuck und Exter und die Radierer Klinger und Greiner, die Gefühle und Ideen zu gestalten, die auf dem Herde ihrer Seelen und in dem Feuer ihrer Wünsche glühen. Unter den bildenden Künstlern dieser Gattung ist Klinger die weitaus überragendste, und die Radierungen von seiner Hand gehören zu dem Schönsten, was Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Klinger ist ein kritischer Geist, der sich über die Menschen und die Welt eigene Gedanken macht, und da ihm die Malerei zu eng für die Niederlegung dieser Ideen war, griff er zum Stichel und schuf sich eine Form, die so neu und eigenartig wurde, wie das, was ihn zur Aussprache trieb. In der Broschüre „Malerei und Zeichnung“ macht Klinger den Versuch, „die Griffelkunst“ auch theoretisch als selbständige und den andern ebenbürtige Kunst hinzustellen. Da aber meines Wissens noch nie im Ernst behauptet worden ist, daß die Stiche Dürers und Goya's nicht Kunstwerke wären, so macht die Schrift mehr den Eindruck einer Rechtfertigung und Erläuterung seiner eigenen Natur. Und sie bereichert in der That die Kenntnis von dieser Persönlichkeit, die auf der Scheide zwischen Dichtkunst

und Malerei steht, und sie ist lehrreich für alle diejenigen, die mit der Schreibfeder malen und dem Pinsel Ideen vortragen.

Unter den hier ausgestellten Radierungen Klingers bewundere ich am meisten das Blatt: „Mutter und Kind" betitelt. Es stellt eine Säulenhalle dar — echt Klingersche, phantastische, nie gesehene Säulen mit den schönsten, wundersamsten Kapitälen — in deren Vordergrund ein Sarkophag mit einer toten, ehern schönen Frau ruht. Auf ihrer Brust sitzt ihr Kind und mit unheimlich ernsten, großen Augen schaut es hinaus in die Welt. Hinter den Säulen schwarze, uralte Bäume, durch die hindurch ein schmaler Weg hinab zur See führt. Ich kenne nichts Großartigeres wie dieses Werk, es ist als ob man in das Weltgeheimnis, in die unbarmherzige, eisige Ruhe schaute, mit der groß und klein, arm und reich, schön und niedrig zermalmt werden. Von eben solch elementarer Wirkung ist die Landschaft, in deren Düsternis vorn, groß, mit erhobenen Händen, ein Jüngling einherschreitet und „einer Welt zu stehen" schwört. Ein anderes Blatt stellt einen Mann, in Kraft und Schönheit blühend, auf dem Wege zum Ruhm dar, dem ein in Gesundheit blühendes, wollüstiges Weib zur Versuchung naht. Ihr sinnlicher Mund verheißt ihm alles und während sie mit der rechten Hand ihr Gewand aufzunesteln beginnt, geht er mit siegesgewissen, leuchtenden Augen vorüber. Wundervoll ist auch das Gebet eines Jünglings „an die Schönheit", der am olivenbekränzten Strande des weiten Meeres zur Andacht in die Knie gesunken ist. Voll Wucht und Leidenschaft ist die fünfte Radierung, die in einem großen, starken geharnischten Weibe, das ein anderes zartes, geflügeltes zertritt, die Zeit darstellt. Das sechste und von Klinger zuletzt komponierte Blatt heißt „Elend". Gedanklich sehr interessant, erscheint es mir doch nicht so wertvoll als die andern. Der Inhalt ist folgender. Vorn auf der Landstraße ruht eine Menschenmasse, Männer und Weiber, aus, die den Berg hinauf Lasten geschleppt haben; man sieht ein riesengroßes Kapitäl und andere architektonische Stücke. Neben ihnen steht der Führer des Trupps mit der Knute in der Hand; in der Ferne auf der Straße kommt ein zweiter Trupp keuchend den Berg hinauf. Eine Menge schöner Einzelheiten enthaltend, quält die Idee, daß das Größte und Schönste auf Erden doch ohne den Schweiß der proletarischen Arbeiter nicht erreicht werden kann, zu sehr und drängt sich vor die künstlerischen Werte dermaßen, daß man nur in geteilte und zerrissene Stimmung kommt.

Zu dieser Größe im stärksten Kontrast stehen die Gemälde Klingers und alles was er ausgestellt hat, von der Pietà bis zur Nymphe hinab muß man als verfehlt bezeichnen. Die Pietà, die etwas erträglicher, als die andern Bilder gemalt ist, lehnt sich vollständig an die altmeisterliche Auffassung dieses Stoffgebietes an, und wenn man schon das nicht gutheißen kann, so ist ganz und gar die Geist- und Seelenlosigkeit der dargestellten Menschen unbegreiflich. Es scheint, als ob Klinger unter den Qualen, die ihm die Malerei bereitet, alles verlöre, denn das merkwürdigste ist, daß dieser sonst vorzügliche Zeichner, wenn er den Pinsel in der Hand hat, schlecht, fast unglaublich schlecht zeichnet. Noch mangelhafter in jeder Beziehung ist „L'heure bleue", das schwächste aber und verfehlteste ist die „Nymphe", ein hart und schlecht gemalter weiblicher Akt.

Ein Künstler von viel größerer technischer Geschicklichkeit ist Franz Stuck. Nicht annähernd so geistvoll und tief als Klinger, überragt er diesen als Colorist und in malerischer Beziehung bedeutend. Sein reifstes Werk ist bis jetzt noch die Kreuzigung Christi. In der Zeichnung streng, mit einem kleinen Beigeschmack von Manierismus, leidenschaftlich und nicht ohne Größe in der Komposition, besitzt es doch nicht jene zwingende, dämonische Gewalt Klingerscher Radierungen, die der Ausdruck einer chaotisch reichen, abgrundtiefen Seele ist. Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Künstler wird klar, wenn man berücksichtigt, daß Stuck mit dem malerisch reizvollen spielt, oft ohne jede Anteilnahme seiner Empfindung für das darzustellende, während Klinger mit absoluter Sicherheit alles nur zu diesem Zweck benutzt und diesen höheren Zielen unterordnet. Aehnlich wie Klinger veranlagt ist Greiner.

Sein „Urteil des Paris" ist durch den Ernst und die Strenge der Auffassung ebenso, wie in der sicheren zeichnerischen Behandlung, den Arbeiten jenes Künstlers verwandt. Ludwig Herterich, der eine vorzügliche Studie zu einem bekannten Bilde dem „heiligen Georg" ausgestellt hat, erreicht, nicht unwesentlich durch die Schotten beeinflußt, in zwei Landschaften eine Tiefe der Stimmung, die fast alles was Stuck außer der Kreuzigung bietet, überragt.

Ein eminent begabter, fantasiereicher Maler ist Julius Exter. Er ist mit so vielen, vortrefflichen Arbeiten vertreten, daß man ihn ganz kennen lernt. Von dem Realismus Löfftzisch-Dietzischer Färbung ausgegangen hat, er eine Zeit lang naturalistische Maximen angenommen, die er durch den Einfluß der Schotten stark nach der coloristischen Seite hin vertiefte, und ist schließlich zum Symbolismus, mit ausgesprochener Neigung zur Mode des „Violett" gelangt, die er aber, vermöge seiner Kraft und seines Temperamentes, das eines Suchers ist, ebenso überwinden wird, wie er den Naturalismus überwunden hat. Abgesehen von dieser alles beherrschenden Farbe, die in tausend Nuancen immer wiederkehrt, offenbart sich Exter als ein überaus poetischer Geist, der zeichnerisch, formal und coloristisch gleich feinsinnig empfindet. Sein schönstes Bild ist die „Welle", ein entzückendes, zartes, graziöses Mädchen, das, mit halb erhobenen Armen und fliegenden Haaren, auf dem Wasser gleich einer Welle, leicht und lebendig dem Ufer naht; im Hintergrund hockt eine andere Frauengestalt, die mit über den Körper herabhängenden Haaren und zusammengekauert die vom Strande zurückfließende Woge versinnlichen soll. Diese zweite Figur empfindet man als störend und überflüssig, die einheitliche Wirkung würde ohne sie um ein bedeutendes gesteigert sein. In diesem Bilde liegen alle Vorzüge und Schwächen Exters. Der starke Hang zu symbolisieren, die schon erwähnte manieristische Anschauung der Farbe bringt für ihn dieselben Gefahren, wie für alle dieser Richtung angehörenden Künstler. In demselben Maße, in dem er sich von diesen einengenden Schranken befreien wird, werden die Schätze seiner reichen Individualität aus Licht kommen, und wenn die Erkenntis, daß weder Naturalismus noch Symbolismus die Zauberformeln darstellen, allgemeiner geworden sein wird, werden nicht mehr Parteien mit Schulmeinungen die Kunst beschwören, sondern Persönlichkeiten in reicher Mannigfaltigkeit werden Kunst schaffen — von der Darstellung des kleinsten Lebens bis zu den höchsten Problemen menschheitlicher Kultur hierauf — ein jeder nach seinem Talent und Geschmack.

Socialaristokratie.

Von

Bruno Wille.

Ein neues Schlagwort ist aufgetaucht im lebhaften Streite über die rechten Mittel und Wege, welche den siechen Körper unserer Gesellschaft zur Genesung und Fülle des Glückes führen sollen. Als einen „Socialaristokraten" bezeichnet sich der ungenannte Verfasser des Buches „Volksdienst"*).

Selbstbewußtsein drückt sich in diesem Titel aus, und, wie mir scheint, ein berechtigtes. Wir haben es hier mit einem Geiste zu thun, der mit reichen Kenntnissen das verbindet, was litterarischen Werken erst eigentlichen Wert verleiht: Scharfsinn, individuelle Beobachtungen und neue Gedanken.

Ich habe nicht die Absicht, ein Referat zu schreiben. Bücher vom Ideenreichtum des vorliegenden lassen sich eben nicht durch knappe Berichte kennzeichnen. Um jedoch wenigstens andeutungsweise seine Gedankenrichtung zu weisen, citiere ich die Worte, mit denen es schließt: „Ehe wir es nicht als unsittlich empfinden lernen, die gesündesten Menschen hinzuschlachten im Kriegsmord; den Selbsttrieb zu verlästern in socialistisch-humanistischem Wahn; dem Nichtsthuer Geld, Macht und Einfluß zu geben durch Erbkapitalismus und Erbtitulismus; das Weib irgend eines Standes von der Arbeit auszuschließen; aus Berechnung ohne Liebe zu heiraten; einen kranken Gatten zu freien und mit ihm sieche Kinder zu zeugen; das Volk durch religiösen Wahn denkunfähig zu machen; die Kinder für die Vergangenheit oder für ein „Jenseits" zu erziehen, statt für die Gegenwart; und dem Recht sich zu beugen, wo es unserer sittlichen Ueberzeugung zuwiderläuft: — so lange ist das Große noch nicht gethan. Für die Tausende aber, die jene Wandlung in sich bereits vollzogen haben, ist es jetzt Zeit, sich zu scharen um die Fahne des Volksdienstes und der Socialaristokratie."

Socialaristokratie! Man wittert in diesem Worte eine Herausforderung, eine Spitze, die sich richtet gegen die Socialdemokratie. In der That gehört der „Volksdienst", welcher in einem Zeitpunkte erschienen ist, da die Socialdemokratie triumphierend vor einem kolossalen Stimmzettel-Haufen steht, zu den sie treffenden Rückschlägen. „So groß das Verdienst der socialdemokratischen Bewegung ist — meint der Verfasser —, daß sie die herrschenden Klassen aus ihrem Schlafe aufgeweckt hat, so beginnt die Bewegung doch nach und nach gefährlich zu werden, und wenn nicht bald ein dem ihren ebenbürtiges oder vielmehr überlegenes sociales Reformprogramm auf den Plan tritt, so ersteht allen Ernstes die Gefahr, daß ein Teil ihrer Pläne in die Wirklichkeit umge-

*) Berlin 1893 bei Wiener. Preis 3 Mark.

setzt werden könnte, einfach durch das Wachsen ihres Einflusses auf die Gesetzgebung." Der Verfasser wirft der Socialdemokratie vor, sie halte die urchristliche Idee, vor Gott seien alle Menschen gleich, in der moderneren Form der Humanitätsduselei und Gleichmacherei aufrecht und treibe einen verhängnisvollen Kultus mit der Masse „alles dessen, was Menschenantlitz trägt". Er polemisiert gegen ihren Wahn, man könne die wirtschaftlichen Werte obrigkeitlich nach einem Schemen „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" oder dergleichen bestimmen, gegen die socialdemokratische Anschwärzung des Eigennutzes, der persönlichen Unabhängigkeit und des freien Wettbewerbes der wirtschaftlichen Kräfte.

Ich stimme unserm „Socialaristokraten" bei, ja ich gestehe mit Befriedigung, daß sein sociales Reformprogramm dem socialdemokratischen in einer Beziehung überlegen ist, insofern er nämlich die Socialbureaukratie, die Staatsallmacht und jene Verirrungen zu vermeiden sucht, insbesondere die individuelle Freiheit und den freien Wettbewerb auf volkswirtschaftlichem Gebiete hochhält. Wenn er aber die Mängel der Socialdemokratie auch dem Socialismus zuschreibt, wenn er z. B. zum „eigentlichen Kern des Socialismus wie der Socialdemokratie" die „Umwandlung der heutigen Konkurrenzproduktion in eine Ring- oder Trustproduktion" rechnet, „deren Ring der Staat, die Gesellschaft, die Gesamtheit bildet", — so befindet er sich in einem Irrtum, — der allerdings teilweise entschuldigt wird durch die Unbekanntschaft des Publikums mit den individualistischen Strömungen innerhalb der socialistischen Bewegung, — die eben nicht mit der socialdemokratischen zu verwechseln ist. Unter den „unabhängigen" und den „anarchistischen" Socialisten in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, England und Nordamerika giebt es eine Richtung, die mit großer Entschiedenheit einen socialen „Staat" oder auch nur eine die Volkswirtschaft beherrschende Gesellschaft ablehnt. Vollends ein Benedikt Friedländer, der Verfasser des „Freiheitlichen Socialismus"*) wird sich dagegen verwahren als ein Gegner der Konkurrenzproduktion bezeichnet zu werden. Und Hertzka, den unser „Socialaristokrat" ausdrücklich zu einem „Socialisten" stempelt, — nun Hertzka ist nichts weniger als ein Feind des freien Wettbewerbs, vielmehr dessen begeisterter Freund, — wie er denn vom manchesterlichen Liberalismus seine Selbsttitulation „Socialliberalist" abgeleitet hat.

Zu den Waffen, welche der „Socialaristokrat" gegen die socialistische Volkswirtschaft ins Feld führt, gehört der Darwinismus. Die Hiebe treffen indessen nicht den Socialismus in seiner Gesamtheit, sondern lediglich seine numerisch stärkste Richtung.

Ob Darwinismus und Socialismus, diese in unserem Jahrhundert hochbedeutenden Ideenkomplexe, sich mit einander vertragen, ist eine nicht mehr neue, aber meines Erachtens vor der Oeffentlichkeit noch ziemlich ungenügend entschiedene Streitfrage. Virchow und Bebel haben gesagt, der Darwinismus führe konsequent zum Socialismus, Oskar Schmidt und Häckel dagegen behaupten, der Socialismus laufe den Thatsachen des Darwinismus zuwider. Unser „Socialaristokrat" stimmt Häckel bei und meint, durchaus nicht zum Socialismus führe der Darwinismus, sondern zur Socialaristokratie.

Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es nicht immer dasselbe. Das scheint mir von Häckel nnd dem „Socialaristokraten" zu gelten. Ich will versuchen, die Stellung zu präcisieren, welche diese „Socialaristokratie" zum Socialismus

*) Kommissions-Verlag von O. Harnisch, Berlin W. Yorkstraße.

einerseits, zu Häckel andererseits gerade bezüglich des Darwinismus und seiner sociologischen Folgerungen einnimmt. Um so besser dürfte meine Erörterung in diese Zeitschrift passen, als es gerade die „Freie Bühne für den Entwickelungskampf der Zeit" war, wo Häckel sich folgendermaßen äußerte*): „Wenn heute noch bisweilen Herr Bebel und andere Socialisten-Führer ihre utopischen Theorien auf die Entwickelungslehre und speciell auf den Darwinismus gründen wollen, so beweisen sie damit nur, daß sie dessen Grundgedanken nicht kennen oder nicht verstehen. Denn der Darwinismus — die Selektions-Theorie — erscheint im Lichte unbefangener Kritik als ein aristokratisches Prinzip; es beruht auf der „Auslese der Besten"! Die Arbeitsteilung, auf welcher vorzugsweise die fortschreitende Entwickelung der organischen Welt beruht, bewirkt mit Notwendigkeit eine stetig zunehmende ‚Divergenz des Charakters', eine immer wachsende Ungleichheit der Individuen, ihrer Thätigkeit, ihrer Bildung, ihrer Lage. Je höher die menschliche Kultur aufsteigt, desto größer müssen die Unterschiede und die Abstufungen der verschiedenen Arbeiterklassen werden, die zu ihrer verwickelten Maschinerie zusammenwirken. Der Kommunismus, oder die von der Socialdemokratie erstrebte Gleichheit der Existenz-Bedingungen und Leistungen würde dagegen gleichbedeutend sein mit dem Rückfall in die Barbarei, in den tierischen Urzustand der rohen Naturvölker". Diese Ausführung will nachweisen, daß die preußische Regierung für die socialen Umsturzbestrebungen nicht die atheistische, sondern die christliche Weltanschauung verantwortlich machen sollte, und daß in der Naturwissenschaft, speciell im Darwinismus geradezu eine Apologie der heutigen Volkswirtschaft mit ihren schroffen Klassenunterschieden, ihrer Zerklüftung der Bevölkerung in Herrschende und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete, obere Zehntausend und elende Proleten liege. Schon jüngst fand diese Ansicht einen kurzen Widerspruch in B. Friedländers Worten**): „Der jetzt unter den Menschen, sogar derselben Nation, tobende unmenschliche und verheerende, ‚Kampf ums Dasein' und besonders die moderne Form desselben, ist, wie auch Häckel einsehen sollte, nichts weniger, als ein a r i s t o kratisches, sondern viel eher ein k a k i s t o kratisches Prinzip, indem sie den größten und geschicktesten Gaunern zur Herrschaft verhilft."

Gesetzt, ein Faktor der Lebensentwickelung z. B. der „struggle for life", der Wettbewerb um die Daseinsmittel, sei es, wodurch die wirtschaftliche Ausbeutung s e i t h e r bedingt worden ist, so wäre es deswegen doch nicht ausgemacht, daß auch h i n f o r t solche Ausbeutung stattfindet. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß andere Faktoren der menschheitlichen Entwickelung, wie Vernunft, Menschenliebe und genossenschaftliche Macht, dermaleinst eine solche Bedeutung erlangt haben werden, daß sie den wirtschaftlichen Kampf ums nackte Dasein, dem „struggle for bare existance" der Menschen unter einander ein Ende machen.

Der Einwand, Naturgesetzen könne der Mensch kein Ende machen, beruht auf einer Unklarheit. Jedes Naturgesetz ist nur eine Regelmäßigkeit von der Form: Wenn A geschieht, geschieht B. Jede naturgesetzliche Wirksamkeit (B) ist also an eine Bedingung (A) geknüpft. Solange diese Bedingung nicht erfüllt wird, bleibt das Naturgesetz außer Wirksamkeit. Die physikalischen Fallgesetze sind nur dann wirksam, wenn hinreichende Bedingungen für das Fallen eines

*) III. Jahrgang, Heft 3.
**) Freie Bühne, IV. Jahrgang, 6. Heft. „Hertzkas Freiland".

Körpers vorhanden sind. Und so ist das Gesetz vom „Kampf ums Dasein" nur da wirksam, wo seine Bedingungen erfüllt sind.

Nun ist der „struggle for life" jedenfalls an folgende Bedingungen geknüpft. Zwei Parteien von Lebewesen müssen Lebensinteressen haben, die miteinander so sehr kollidieren, daß das Interesse der einen Partei die Unterdrückung der anderen verlangt. Dann, aber auch nur dann entspinnt sich ein Kampf ums Dasein. Das bloße Zusammenleben genügt nicht, um einen struggle hervorzurufen. Giebt es denn nicht Tiere, die in Frieden, ja in einem Schutzbündnis miteinander leben? Und wenn auch bisher unter den Menschen Ausbeutung gewaltet hat, so ist es doch gewiß nicht ausgeschlossen, daß sie im Angesicht des technischen und wissenschaftlichen Aufschwunges und des ungeheuren Wachstums der Produktivität zur Erkenntnis ihrer Interessengemeinschaft, zu einer wirtschaftlichen Solidarität gelangen.

Ja gerade der struggle for life wird solche Solidarität herbeiführen. Ich meine den Klassenkampf ums Dasein, den die „Enterbten" der modernen Gesellschaft gegen die Privilegierten führen. Allerdings solange die Ausgebeuteten infolge ihrer Zersplitterung noch schwächer sind, als die von Flinten und Säbeln beschirmten Privilegierten, dauert ihre Ausbeutung weiter. Sobald aber die wirtschaftliche Entwickelung im Verein mit der Aufklärung die proletarische Masse, die ja die große Mehrheit der Bevölkerung bildet, zu einem Bündnisse, zu einer einigen Macht zusammengeschmiedet haben wird, kann keine Regierung, keine Armee, keine Autorität dieser Macht widerstehen; siegen wird sie, die Möglichkeit wirtschaftlicher Ausbeutung beseitigen wird sie kraft des Gesetzes vom „struggle for life", nach welchem der Stärkere siegt.

Es giebt nun Leute, die an dem Siege einer proletarischen Erhebung nicht zweifeln, indessen befürchten, daß er an Stelle der früheren Ausbeutung nur eine neue Form der Ausbeutung, z. B. die Ausbeutung des Individuums durch den Demos, die große Masse setzen wird. Ich teile diese Befürchtung, halte es aber für möglich, daß ein energisches und erleuchtendes Eintreten für Freiheit und Individualismus der geschichtlichen Entwickelung einen solchen Anstoß giebt, daß sie das Uebel nicht, oder wenigstens nur leicht berührt. Und sollten wir dennoch in einen Zwangsstaat, in individuelle Knechtschaft hineingeraten, nun so hoffe ich, das glühende Verlangen nach Freiheit wird sich nicht ersticken lassen, sondern die Menschheit auch aus dieser Patsche wieder herausreißen.

Unverständlich ist es mir, mit welchem Rechte Häckel den Darwinismus und Individualismus ins Feld führt, um eine Lanze für die wirtschaftliche Ausbeutung zu brechen.

Ich bestreite zunächst, daß der Socialismus (abgesehen von rohen verworrenen Vorstellungen, wie sie sich natürlich massenhaft bei den „zielbewußten Genossen" finden) eine „Gleichheit der Leistungen" von der Art erstrebt, daß die Arbeitsteilung verkümmert. Im Gegenteil: der Socialismus will, um die Volkswirtschaft rationeller zu machen, die Arbeitsteilung noch mehr ausbilden.

Wenn nun Häckel der Arbeitsteilung eine Differenzierung der Charaktere zuschreibt, hat er insofern recht, als jede einseitige Beschäftigung dem Beschäftigten einen gewissen Stempel aufprägt und zuweilen von vorn herein besondere Anlagen, meinethalben eine entsprechende „Bildung" erfordert. Inwiefern aber folgt daraus, daß auch die wirtschaftliche „Lage", (wie Häckel sagt)

der Beschäftigten sich differenzieren, daß es (wie Häckel andeutet) auch eine „Abstufung“ in Reiche und Arme geben muß?

Ich bestreite übrigens, daß das Fortschreiten der Arbeitsteilung Hand in Hand gehen muß mit zunehmender „Divergenz des Charakters“ in dem hohen Maße, das Häckel vorschwebt.

Denn nur die einseitige Beschäftigung hinterläßt tiefe Spuren im Wesen des Menschen. Der Socialismus aber will die Monotonie der proletarischen Arbeit mit ihrer Bedrückung und Nivellierung des geistigen Lebens beseitigen durch Einführung einer Volkswirtschaft, die den Arbeitern eine kürzere, angenehmere, wechselvollere und weit ergiebigere Arbeit, folglich Zeit und Gelegenheit zur intellektuellen Bildung und auch einer gewissen Individualisierung darbietet. Ja gerade die entsetzliche Einförmigkeit der heutigen Produktion, die viele Tausende geradezu vertiert, ist eine wesentliche Triebkraft der sozialistisch-revolutionären Bewegung.

Endlich ist nicht ersichtlich, wieso eine „Gleichheit der Existenz-Bedingungen“ uns „in den tierischen Zustand der rohen Naturvölker“ zurückversetzen würde. Eine gewisse Ungleichheit der Existenz-Bedingungen, nämlich unsere Zerklüftung in Reiche und Arme ist es vielmehr, wodurch Millionen Angehöriger unserer „Kultur“-Welt in tierische Zustände versetzt werden. Und der Socialismus, zumal wie ich ihn will, sucht die Existenz-Bedingungen nicht etwa durch Abtragung ihrer sonnigen Höhen, sondern durch Zuschüttung ihrer grauenvollen Schluchten zu nivellieren, also die gesamte Menschheit zu Licht, Gesundheit' Freude, emporzubringen. Professor Häckel scheint dagegen zu meinen, der Socialismus wolle allen intellektuellen Arbeitern ein Schuhputzer- und Steinklopfer-Dasein zudiktieren. Er verwechselt Gleichheit der Existenz-Bedingungen mit Gleichmachung der Individuen in ihrer Natur, ihrer Ausbildung und ihren Bedürfnissen.

Vollends unbegreiflich ist es mir, wenn Häckel meint, die Selektion, der heutige struggle for life in der Menschenwelt sei ein „aristokratisches Prinzip“, das zur „Auslese der Besten“ führe. Also die wirtschaftlich Wohlsituierten sind „die Besten“! Ich gebe zu, daß es teilweise so ist, daß z. B. in Häckel selbst und vielen seiner Standesgenossen Wohlsituiertheit und Tüchtigkeit zusammenfallen. Um das zu erklären, müssen wir aber bedenken, daß die Bildung heutzutage vom materiellen Besitz abhängt, daß jedenfalls zahllose Angehörige der armen Volksklasse nur durch ihre materielle Mittellosigkeit, nicht aber durch Mangel an natürlicher Begabung verhindert werden, sich geistig auszubilden und „den Besten“ gleich zu werden. Der intellektuelle Wetteifer und somit die Auslese der Besten wird durch die wirtschaftliche Ausbeutung nicht begünstigt, sondern in hohem Grade benachteiligt. Sehen wir einmal die wirtschaftlichen Sieger und die Besiegten näher an und prüfen wir, ob „die Besten“ einerseits, die Schlechtesten andererseits stehen; nach ihren körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften prüfen wir den siegreichen Börsenjobber und den ländlichen Tagelöhner, den Leutenant und den Schustergesellen, den Geheimrat und den Kohlengräber, den Geistlichen und den Fabrikarbeiter. Ich wage es nicht, die „oberen Zehntausend“ „die Besten“ zu nennen. Und das Schlechte, was die unteren Volksschichten an sich haben, ist durchaus nicht die Ursache ihres wirtschaftlichen Elends (wie Häckel zu meinen scheint), sondern einfach die Wirkung. Würde das wirtschaftliche Elend beseitigt sein, dann, ja dann erst würde der Schluß von socialer Prominenz auf persönliche Tüchtigkeit Berechtigung haben. Und

die „Auslese der Besten", die dann ohne Hemmung von statten ginge, würde keinen Kampf ums Dasein unter unbilligen Bedingungen zur Voraussetzung haben, sondern einen edlen, gerechten struggle for life der Geister, der Charaktere, der Talente, der Gedanken, Kunstwerke und guten Thaten. Und diese „freie Konkurrenz" würde die Menschheit in immer flotterem Tempo jener Höhe entgegenführen, wo glückselige Freiheit, Schrankenlosigkeit des Individuums, üppigste, doch vernünftige Lebensbethätigung waltet.

Ich möchte noch bemerken, daß die Darwinistischen Gedanken von der Ausschaltung des zum Leben Untauglichen und von der Anpassung der Lebewesen an ihre Existenz-Bedingungen geeignet sind, die Hoffnung auf wirtschaftliche Befreiung der Völker zu bestärken. Mit derselben Wahrscheinlichkeit werden unzweckmäßige Einrichtungen von der menschlichen Gesellschaft abgelegt, wie unzweckmäßige Eigenschaften von einer Organismen-Art. Und wenn schon mangelhaft intelligente Arten die Tendenz haben, eine Anpassung zwischen ihren Bedürfnissen und ihrer äußern Lage herbeizuführen, so wird noch viel energischer und erfolgreicher die Menschheit solche Harmonie erstreben.

Hierzu bieten sich nun zwei Wege dar: Entweder passen wir unsere Bedürfnisse der äußern Lage an, im vorliegenden Falle unserer Volkswirtschaft mit ihrem Privilegium und ihrer Ausbeutung, — und dann wird die Volksmasse zu Kulis; oder wir passen die äußere Lage, die Volkswirtschaft, Produktion und Konsumtion, den Bedürfnissen des Volkes an, — und dann sind wir Socialisten, „Umstürzler", jedenfalls nicht nationalökonomische Gesinnungsgenossen Häckels.

Und unser „Socialaristokrat"? Er beruft sich auf Häckels Ausführung, um zu zeigen, daß der Darwinismus konsequent zu seiner „Socialaristokratie" führe. Was aber versteht er darunter? Etwa die „Aristokratie" der Geburt und des Geldes? Etwa die Herrschaft, die Ausbeutung, die oberen Zehntausend von Heute? — Wie er hierüber denkt, will ich mit seinen eigenen Worten sagen: „Man kann die heutige Gesellschaftsordnung einem Rennen vergleichen, bei dem die Mehrzahl zu Fuß trabt, während viele auf Fahrrädern verschiedener Schnelligkeit sausen, andere hoch zu Roß dahinfliegen, während einige wenige auf einem Blitzzug durch Dampfkraft dem Ziele zusausen. Trotzdem die Fußläufer die größte Arbeit leisten, bleiben sie doch am weitesten zurück — die Arbeiter; während die Erbkapitalisten auf ihren Zweirädern wenigstens noch treten müssen, den Erbadel und Großgrundbesitz das Roß ohne seine Arbeit vorwärts trägt, und den Erbfürsten die Dampfkraft mit allem Komfort ans Ziel trägt, das so fern steht, daß selbst Zweirad und Roß es im Laufe eines Lebens niemals erreichen können. Fände bis zu den Fahrmitteln nur ein halbstündiger Wettlauf statt, und hätten diejenigen, die sie zuerst erreichten, das Vorrecht, sich von nun an ihrer zu bedienen, dann sollte man staunen, wie verändertes Personal sie auf einmal hätten". Das ist nichts weniger als eine Apologie, das ist eine schneidige Geißelung unserer socialen Zustände. Die „Socialaristokratie" ist eine Aristokratie von Morgen, nicht die Aristokratie von Heute, welche Häckel meint.

Sollte natürlich Herr Professor Häckel meine Auffassung seiner Aeußerung als ein Mißverständnis bezeichnen und in ähnlicher Weise, wie es soeben geschah, den „struggle for life" der gegenwärtigen Volkswirtschaft verurteilen, — nun so wären wir im Ziele einig, Häckel, der „Socialaristokrat" und meine Wenigkeit, und es würde sich nunmehr nur noch darum handeln, durch welche

Mittel und Wege die „Socialaristokratie“ am besten erreicht wird. Ich möchte die Bemerkung nicht unterlassen, daß ich die vom Verfasser des „Volksdienstes“ empfohlenen Mittel, z. B. die staatliche Beseitigung oder wenigstens hohe Besteuerung der Erbschaft, für unzureichend halte . . . Doch das ist ein Thema, welches eine besondere, weitläufige Ausführung erfordern würde.

Die Rivalen.

Skizze von **Wilhelm von Polenz.**

Freiherr von Grünau auf Mieszkowo war ein einsamer Junggeselle. — Einsam nicht nur darum, weil er sich nicht hatte entschließen können, zu heiraten, einsam, weil ihm weder Bruder noch Schwester, noch irgend welche nähere Anverwandte lebten, und einsam schließlich auch, weil er in einem gott- und menschenverlassenen Winkel unseres östlichen Vaterlandes wohnte, wo sich, wie das Sprichwort sagt: Wolf und Fuchs „Gute Nacht“ sagen.

Flach wie ein Tisch war die Gegend. Der Sand stritt sich mit dem Sumpfe um die Herrschaft im Gelände. Am Horizonte zog sich eine schier endlose dunkle Linie hin: der Kiefernwald.

Mieszkowo lag auf einer mäßigen Erhöhung, die sich aus der Plattheit der Ebene weithin sichtbar erhob. Das Schloß von Schlachzitzen erbaut, ein Zeuge vergangener Herrlichkeit, mit stolzem Portal, einer Auffahrt und vorspringenden Flügeln, erhob sich aus einem unordentlichen Haufen von Polackenwohnungen: Lehmbauten mit Strohdächern, die sich aus einiger Entfernung wie Maulwurfshaufen ausnahmen. — Abgesondert davon erhob sich eine Gruppe weißgetünchter, ziegelgedeckter Gebäude, von Gärten umgeben, in denen Obstbäume standen, und kleine reinlich gehaltene Blumenbeete nicht ohne Pedanterie abgezirkt waren. Das war eine Kolonie deutscher Bauern: eine germanische Insel mitten im slavischen Gebiet.

Die Deutschen hatten ihre Kirche. Groß war sie nicht, aber freier evangelischer Geist schien aus ihren hellen Fenstern zu blicken. Die verstreuten Protestanten aus zehn umliegenden Ortschaften waren hier eingepfarrt. — Nächst dem Schloß war das evangelische Pfarrhaus wohl der stattlichste Profanbau in Mieszkowo. Man hätte denn der Schenke den Vorzug geben müssen; so wenigstens schienen die Polacken zu denken, die tagein tagaus in der Schenkstube saßen und die dummen Deutschen sich abschinden ließen, den durch langen Raubbau entwerteten Boden in bessere Kultur zu bringen.

Aber auch die Polen hatten ihre Erbauungsstätte. In einem Flügel des Schlosses war die katholische Kapelle untergebracht, und der Priester, ein Kuratkaplan, hatte nicht weit davon in einem aus Trümmern der verfallenden Schloßrampe erbauten Häuschen seine Wohnung. — So hatte es der Vater des jetzigen Besitzers übernommen, als er Mieszkowo von einem bankerotten polnischen Edelmann erwarb.

Freiherr von Grünau saß hier seit manchem Jahre. — Früher war er viel im Lande umhergefahren zu Diners, Bällen, Gelagen und Jagden. Er hatte beim Tanzen, Trinken, Kartenspiel und Waidwerk seinen Mann gestellt. Aber mit dem herannahenden Alter wurde der Freiherr schwerfälliger. Im Trinken und Essen mußte er sich Maß auferlegen; denn schon meldete sich das Podagra. Aus demselben Grunde war er zum Sport verdorben. Und mit den Frauen — das war so eine Sache! — Früher hatte er manches Glück gemacht; auch jetzt noch blitzten ihn die

dunklen Augen polnischer Edelfräuleins verheißungsvoll an. — Aber Grünau war klug genug, um zu verstehen, daß seine kontrakte, durch Platte und gerötete Nase verunstaltete Persönlichkeit schwerlich so feuriges Begehren hervorrufen könne; solches Entgegenkommen galt vielmehr dem Besitzer von Mieszkowo, der mit zwölftausend Morgen Land und überschüssigem Bargeld unter den verschuldeten Grundbesitzern der Umgegend, als Mann von geordneten Verhältnissen, eine vielbeneidete Stellung einnahm.

Und so zog sich denn Herr von Grünau allmählich von aller Geselligkeit zurück, saß einsam in seinem großen Schlosse, von dem er nur wenige Zimmer bewohnte, und widmete sich der Verwaltung seines Gutes.

Aber Schweine- und Schafzucht, Kartoffel- und Körnerbau vermochten doch nicht vollkommen Geist und Gemüt dieses Mannes auszufüllen, der lebhaft und aufgeweckt war von Natur und nicht ohne Sinn für höhere Genüsse.

Herr von Grünau fand, daß die beste Cigarre schlecht schmecke, wenn man sie einsam rauchen mußte, und der Bordeaux — zu dem er sich neuerdings bekehrt hatte, weil der Rheinwein zu viel lästige Salze in seinen Gelenken absetzte — glitt ihm auch angenehmer über die Zunge, wenn er ein wenig über Politik und Geschichte, oder über die neuesten Erfindungen und Mordaffairen, wie sie ihm die Zeitung vermittelte, sprechen konnte.

Nun waren die gebildeten Leute in Mieszkowo ziemlich dünn gesäet. Außer dem Inspektor und dem Schulmeister konnten da nur noch die beiden Geistlichen, der evangelische und der katholische, in Frage kommen.

Mit diesen beiden Herren saß denn der Freiherr auch manchen Abend beisammen, im großen Bankettsaal, beim Marmorkamin. — Manch wilderes Gelage, als dieses zahme Convivium, hatte der Raum schon gesehen, in den Tagen der Jagellonen und später. Aber diese drei Wackeren vertrieben sich die Zeit auch nicht schlecht, bei gutem Wein, echten Cigarren und einer Unterhaltung, die bald ernst war, bald launig, häufig auch belehrend, und auf alle Fälle einen angenehmen Zeitvertreib für die Beteiligten bedeutete. Manch liebes Mal trennte man sich erst, wenn bereits die Morgendämmerung über die östlichen Steppen und Sumpfflächen heraufkam.

Gestritten wurde selten, und gab es ja einmal Meinungsverschiedenheiten, so regten sie doch nicht die Gemüter allzu tief auf, denn Grünau hatte, mit Rücksicht auf die beiden Geistlichen verschiedener Konfessionen, in weiser Vorsicht, ein für allemal das Thema Religion ausgeschlossen. Und da dieses heikle Gebiet eingezäunt war, konnte man sich auf den weiten Gefilden menschlichen Wissens und Verstehens um so lustiger tummeln. Das geschah denn auch um so zwangloser, als diese drei auf eine Scholle zusammengeworfenen Männer wie von Natur dazu geschaffen waren, einander zu ergänzen und zu unterstützen.

Der Freiherr war ein Mann von schönen Gaben, die nicht ausgenutzt waren, aber auch nicht völlig brach gelegen hatten. Er war in seiner Jugendzeit viel gereist. Das Paris zu Napoleons des Dritten Präsidentenzeit hatte er ziemlich so genau gekannt, wie jetzt seinen Schweinestall in Mieszkowo. — Wie unter einer Decke lagen all diese alten Geschichten bei dem alternden Junggesellen. Ein wenig eingerostet war er und verbauert, aber wenn er die nötige Anregung gefunden — was gewöhnlich bei der zweiten Flasche eintrat — konnte er witzig werden und manches Interessante aus der Vergangenheit auskramen.

Der evangelische Pfarrer war ein Mann von gediegenem Wissen, nicht bloß auf theologischem Gebiete. Er konnte noch jetzt seinen Homer, Sophokles und Horaz citieren. Leider neigte er ein wenig zum Doktrinär, hörte sich gern sprechen, und liebte es, mit pastoraler Salbung seine Weisheit an den Mann zu bringen. Aber bei den beiden Andern war er da an die rechten gekommen; sie verstanden es, seiner Beredtsamkeit, wenn sie sich allzusehr ausbreiten wollte, mit guter Laune die Flügel zu stutzen.

Der katholische Kaplan war ein Pfiffikus. Die Tonsur saß ihm auf einem Kopfe voller Raupen und lustiger Einfälle. Gelernt hatte er nicht allzuviel, aber sein Mutterwitz traf darum doch den Nagel viel häufiger auf den Kopf, als die pedantische Gelahrtheit des evangelischen Klerikers. Die kupferne Färbung seiner Nase wetteiferte mit der des Junkers. Aber bei seinen Beichtkindern that ihm das keinen Schaden, die besaßen Verständnis für so etwas. Seine Gemeinde hatte der Kaplan ganz gehörig im Zuge.

Die Harmonie zwischen den beiden Konfessionen war in Mieszkowo bisher nicht ernstlich gestört worden. Die beiden Geistlichen lebten in Frieden nebeneinander; das Bindeglied war der Freiherr und die gemütlichen Abende auf dem Schlosse.

Grünau selbst war evangelisch. Zwar machte er den beiden Klerikern gegenüber kein Hehl daraus, daß er im Grunde vom Glauben nicht allzuviel halte; aber er besuchte das evangelische Gotteshaus des Ortes, dessen Patron er war, allsonntäglich, wohl um des guten Beispieles willen und aus Rücksicht für seinen Freund, den Pfarrer. Auch hatte der Freiherr seinen kirchlichen Sinn, schon anderweit aufs Deutlichste dargethan, indem er zur würdigeren Ausschmückung des Gotteshauses eine Geldspende gemacht, und auch gelegentlich seinem Pfarrer gegenüber Andeutungen hatte fallen lassen, daß er später noch weitere Dotationen vorzunehmen gedenke. — Dem katholischen Gottesdienste, obgleich die Kapelle im Schlosse gelegen war, hielt sich der Freiherr, als Protestant, fern. —

Der Friede, der in dieser Weise eine Zeit lang zwischen den beiden Konfessionen und ihren Dienern in Mieszkowo bestanden hatte, und der allen nur zu Nutz und Frommen gewesen war, erlitt jedoch seine Erschütterung, und gesprengt ward ein für allemal das traute Convivium der drei Männer im Bankettsaale.

Das kam so:

Zum Unterschiede von den beiden anderen Genossen besaß der evangelische Pfarrer eine Frau. —

Schon lange waren der Frau Pastorin die abendlichen Zusammenkünfte auf dem Schlosse ein Dorn im Auge gewesen. Sie fand in dem späten Nachhausekommen ihres Gatten eine unverantwortliche Verletzung der ehelichen Pflichten. Ein wahrer Greuel in ihren Augen waren von jeher die Sitten des Freiherrn gewesen. — Und leider, es muß ausgesprochen werden, sie waren etwas locker, die Sitten des Junkers. Wer wollte es einer wohlanständigen Pfarrfrau verdenken, daß sie alles that, um der Ansteckung ihres Eheherrn durch lasterhaftes Beispiel vorzubeugen? —

Es war schon früher gemunkelt worden, daß Herr von Grünau mit diesem oder jenem weiblichen Wesen im Dorfe zarte Beziehungen aufrecht erhalte — genaues wußte man nicht. Einem einzelnen Herrn wird leicht etwas nachgesagt. Sicher ist, daß das Herz des Junkers, trotz seiner Jahre, nicht frei war von Schwächen und Thorheiten.

Eine neue Wirtschafterin kam aufs Schloß. Raphaela hieß sie; mit weißem ovalen Gesicht, und den schönen dunklen Augen der polnischen Rasse. — Und nun ereignete sich eine sehr menschliche Geschichte. Zwei Kinder gebar Raphaela ihrem gnädigen Herrn, einen Knaben und zwei Jahre darauf ein Mädchen.

Der Frau Pastorin war das außer dem Spaße. Sie stammte aus anständiger Familie — Kreissekretär war ihr Vater gewesen, wie sie gern erzählte — sie wußte daher, was sich gehörte. Drei Töchter saßen ihr daheim. Hübsch waren diese Mädchen nicht, aber sittsam; das Haus eines jeden Edelmanns hätten sie geschmückt, wenn sich ein solcher nur um sie hätte bewerben wollen. —

Der evangelische Pfarrer hatte anfangs ein Auge zugedrückt zu dem Thun und Lassen des Freiherrn. Er wußte, warum: der Junker hatte seinen Kopf für sich und ließ sich von niemandem in seine Privatangelegenheiten hineinreden. Aber die Frau Pastorin lag ihrem Gatten in den Ohren ,bohrte so lange, bis er schließlich,

wenn auch mit schwerem Herzen, daran ging, dem Freiherrn Vorstellungen über seinen Lebenswandel zu machen.

Der Pfarrer kam nicht weit mit seiner Moralpredigt. Herr von Grünau erklärte ihm rundweg, er möge sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Von da ab trat eine Abkühlung ein zwischen dem Pfarrer und dem Besitzer von Mieszkowo. Seltener und seltener wurde der Geistliche aufs Schloß gebeten, und wenn er kam, war es nicht mehr das alte gemütliche Verhältnis. Er hatte das Gefühl, als warteten die beiden Anderen nur auf sein Gehen, um ungeniert zu sein, womöglich, um sich über ihn lustig zu machen. In den zwinkernden Schalksaugen des Kaplans funkelte etwas wie triumphierender Hohn. Der Pfarrer fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft und so blieb er allmählich ganz weg; nicht ohne schwere Bekümmernis im Herzen.

Dieser Zwist mit seinem Patronatsherrn hatte manchen schönen Plan für den Geistlichen zerstört. Unter anderem wurde die Dotation, welche Herr von Grünau der evangelischen Kirche in Aussicht gestellt hatte, in Frage gestellt. Wer weiß, was der Kaplan im Schilde führte! Diesen römischen Füchsen konnte man ja nie über den Weg trauen.

Der Kaplan hatte jetzt Oberwasser. Oefter denn je war er auf dem Schlosse zu finden. Freier und lustiger gestalteten sich jetzt die Abende seit der steifleinene Doktrinär gegangen, und mancher Witz wurde auf seine Kosten gemacht. Jetzt waren sie unter sich und sprachen dem Weine stärker zu, als früher. -- Die Gicht des Junkers wurde schlimmer und das Pfäfflein ward manchmal in einem Zustande gesehen, welcher der Würde seines Amtes nicht entsprach.

Und der evangelische Geistliche dachte gar manches Mal, wenn er mit seiner energischen Ehehälfte und den zur Altjungferschaft heranreifenden Töchtern des Abends beisammensaß, und von den Frauen gar mancher Stich mit der Nadel ins Zeug und nicht minder mit den spitzen Zungen in die Haut des Familienhauptes geführt wurde — wie oft gedachte der Arme da der heimlichen Stunden, die er bei flackerndem Kaminfeuer im herrschaftlichen Bankettsaale, bei trefflicher Unterhaltung verbracht hatte.

Häufiger aber noch als die Wehmut regte sich die Galle bei ihm, wenn er sah, wie der katholische Geistliche mehr und mehr in die Gunst des Freiherrn hineinwuchs.

Ueberall glaubte er jetzt den Einfluß des Rivalen zu spüren. Des Freiherrn und Raphaelas Kinder waren nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden. Kein Zweifel, das war das Werk des Kaplans.

Der Pfarrer wollte vor Neid vergehen. Jener saß so recht an der Quelle; jederzeit durfte der Kaplan mit dem Freiherrn verkehren, der für ihn, seinen eigentlichen Beichtvater, nur noch in Geschäften zu sprechen war. — Die Rittergutsloge in der evangelischen Kirche war jetzt häufig leer. Eines Tages wurde dem Pfarrer eine Nachricht hinterbracht, die ihn geradezu erschreckte: Der Freiherr war in der katholischen Kapelle zur Messe gesehen worden.

Jetzt wurde die Sache ernst. Der Pfarrer glaubte nun zu verstehen, worauf es der Andere absehe: Der Gutsherr sollte dem Katholizismus gewonnen werden. Das wäre der Gipfel der Schmach, wenn es seinem Rivalen gelänge, den alternden Junker zum Konvertiten zu machen. Welch peinliches Aufsehen mußte ein solcher Fall erregen — was würde die hohe evangelische Kirchenbehörde dazu sagen! -- Und womöglich fiel dann die schöne Dotation, die er bereits als sicheres Erbteil seiner Kirche angesehen, dem Gegner zu.

Entrüstung, Aerger und Neid wuchsen in der Seele des Pfarrers, verstärkt durch das Gefühl völliger Ohnmacht.

Am schwersten erschien es ihm, das Benehmen des Kaplans zu ertragen. Man konnte es nicht vermeiden, sich hin und wieder zu sehen, in dem kleinen Orte. Der katholische Priester floß bei solchen Gelegenheiten stets von Freundlichkeit über, fragte

mit der ernstesten Miene der Welt nach dem Befinden Hochwürden des Herrn Bruders. Ja, der Erzschelm brachte es fertig, den anderen, wegen seiner gelben Farbe zu bedauern und ihm ein kräftiges Tränklein anzuempfehlen.

So gingen wieder mehrere Jahre ins Land. Die drei Männer wurden älter, aber nicht glücklicher und besser. — Der Freiherr war inzwischen ein siecher Mann geworden. Raphaela hatte schwere Tage bei seiner Pflege; denn er war ein schwieriger und eigensinniger Kranker.

Das feiste Gesicht des Kaplans schimmerte ins Violette, und sein evangelischer Amtsbruder wartete in freundlicher Gesinnung längst darauf, daß der Rivale ein Ende mit Schrecken nehmen solle.

Und so kam es auch. — Als einige seiner Beichtkinder eines Morgens bei dem Kaplan eintraten, um ihn zu einer Totenmesse abzuholen, lag er im Bette und rührte sich nicht. Die Braven dachten, Hochwürden habe seinen letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Aber, als sie nach einigen Stunden zurückkamen und ihr Hirte lag noch immer in derselben Ruhe, lang ausgestreckt, mit bleichem Gesicht, da merkten sie es: Gott der Herr hatte ihn zu sich genommen.

Thränen aufrichtigen Schmerzes wurden dem dicken Kaplan nachgeweint. Er war doch ein lieber Mann gewesen, leutselig, auf das Wohl seiner Herde bedacht und kein Spaßverderber. Für den Freiherrn bedeutete sein Tod einen herben Verlust. Es ging von da an bergab mit seiner Laune und seinem Befinden; die Gesellschaft des lustigen Zechgenossen fehlte ihm.

Nur einer freute sich über diese Wendung der Dinge und sah darin deutlich den Finger Gottes: der evangelische Pfarrer. — Sein Rivale war vom Kampfplatze abgerufen, der dämonische Einfluß des römischen Priesters über den Gutsherrn ein für allemal beseitigt. Nun sollte sein Weizen wieder zur Blüte kommen.

Bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Schlosse fand der Geistliche den alten Herrn zugänglicher als sonst. Die Jahre hatten auch an ihm gearbeitet. — Ein alter Praktikus, wie der Pfarrer von Mieszkowo, wußte nur zu gut: den Tod vor den Augen werden auch die hartgesottensten Sünder weich. Jetzt galt es nur, mit Vorbedacht vorgehen, um diesen alten Wolf mit stumpfen Zähnen einzufangen. Der Pfarrer hatte auch etwas gelernt von dem verstorbenen Rivalen; mit römischen Mitteln, fein und vorsichtig wollte er diesmal operieren.

Das Glück schien ihm günstig. Der junge Kaplan, der an die Stelle des Hingeschiedenen trat, sah nicht wie ein gefährlicher Rivale aus. Er war klein, von dürftiger Figur und machte einen bescheidenen, ja geradezu schüchternen Eindruck.

„Der trübt kein Wässerchen!" dachte der Pfarrer bei sich und schmunzelte selbstzufrieden, im vollen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit solcher Grünheit gegenüber.

Das Ende des alten Herrn von Grünau nahte inzwischen mit schnellen Schritten; ein wenig zu schnell für die Pläne des Geistlichen. Er hätte gern etwas mehr Zeit gehabt, die Seele des Sterbenden auf das Jenseits vorzubereiten.

Häufig, wenn er aufs Schloß kam, hieß es, der Kranke könne heute niemanden sehen — und wenn er es glücklich einmal durchgesetzt hatte, an das Lager des Freiherrn zu gelangen, war Raphaela stets im Zimmer. — Der Kranke selbst war meist in stumpfe Apathie versunken; der Pfarrer konnte daher nicht feststellen, welchen Eindruck seine Tröstungen und gelegentlichen Mahnungen auf ihn hervorbrachten.

Die Dinge wollten nicht recht vorwärts rücken. Und dabei war doch Gefahr im Verzuge. Wenn man sich nicht dazu hielt, so starb der Mann in seiner Sünden Blüte, ohne Reue und Buße. — Und an wen seine irdische Habe fallen würde, war auch noch eine offene Frage. — Ob er bereits sein Testament gemacht? — Und wen mochte er darin bedacht haben? — Ob er sich seines Versprechens, die Dotation der evangelischen Kirche betreffend, wohl noch entsann? Das waren Dinge, die dem Pfarrer viel im Kopfe herumgingen.

So beschloß er denn, einen Hauptsturm zu wagen. Er stärkte sich durch Gebet und ging aufs Schloß. Seiner Frau hatte er hinterlassen, sie solle ihm den Talar und die heiligen Gefäße sofort nachschicken, sobald er durch Boten darum bitten lassen würde.

Auf dem Schloßhofe schon merkte er, daß heute etwas Besonderes vorgehe. Die Leute liefen in großer Aufregung durcheinander. Es stehe ganz schlimm mit dem Herrn, erfuhr er auf sein Fragen. — „Nun gilt's!" dachte er bei sich und schickte den Boten an seine Frau ab. —

Während er die steinernen Stufen zum ersten Stock emporstieg, überflog er noch einmal schnell die Worte, mit denen er dem Sterbenden ins Gewissen zu reden gedachte. Seit Wochen bereits trug er sie mit sich herum. Der Hinweis auf das Jenseits: die Freuden des Himmels für den Bußfertigen, die Strafen der Hölle für den Verstockten. — Und dann mit einem feinen Uebergange — auf den er sich nicht wenig einbildete — die ernste Mahnung an den Sterbenden, von allem Irdischen jetzt Abschied zu nehmen, von Geld und Gut, das er ja doch einmal hienieden zurücklassen müsse — sein Haus zu bestellen und auch der Kirche nicht zu vergessen, der er in seinem Leben angehört. — Sanft und voll Schonung wollte er zu Anfang sprechen, aber wenn sich der Sterbende harthörig zeigen sollte, scharf und eindringlich. — Nur keine falsche Sentimentalität jetzt! Es galt ja einem guten Zwecke. —

Die Thür zum Krankenzimmer war nur angelehnt. Der Pfarrer blieb einen Augenblick stehen; von drinnen hörte er Weinen und Schluchzen. — Er trat ein.

Befremdet blickte er auf eine seltsame Gruppe. Herr von Grünau lag in seinem Bette mit geschlossenen Augen. Hinter dem Lager, aufgerichtet, stand der junge Kaplan im Ornate. Auf dem Boden knieend, eine ältere Frau, in der er Raphaela erkannte, zwischen ihren beiden Kindern. —

Unserem Pfarrer wurde eigentümlich zu Mute. Was war hier vorgegangen?

Stark aus dem Konzepte gebracht, näherte er sich der Gruppe. — Stotternd erklärte er, daß er gekommen sei, dem Sterbenden die letzte Speisung zu bringen, falls er danach Verlangen trage.

Der junge Kaplan, dem in diesem Augenblicke von Schüchternheit durchaus nichts anzumerken war, lächelte unmerklich. Dann, mit ernster Miene, sagte er: Der Freiherr von Grünau ist soeben von Gott dem Allmächtigen abgerufen worden." — Raphaelas und der Kinder Schluchzen bestätigte das Wort.

„Und — und — — So ist er ohne Tröstung dahingefahren!"

„Mit nichten, Herr Pfarrer!" meinte der junge Kaplan mit weich schmiegsamem Organe. „Er hat das heilige Abendmahl aus meinen Händen empfangen — ist absolviert und mit der letzten Oelung versehen worden."

„Aber — er war Protestant! —"

„Freiherr von Grünau hat auf dem Sterbebette unseren Glauben angenommen."

Der evangelische Geistliche machte in diesem Augenblicke kein besonders geistreiches Gesicht.

Was blieb ihm anderes übrig, als sich darein zu finden. Der Freiherr war tot. Wer wollte den römischen Fuchs Lügen strafen? — Der Kaplan ließ sich unbekümmert um die Gegenwart des Anderen neben der Leiche auf die Kniee nieder und stimmte ein lateinisches Gebet an.

Der evangelische Geistliche hielt es für geraten, zu gehen. Auf der Treppe traf er auf seinen Küster mit Ornat, Kelch und Hostienbüchse. Er hieß ihn umkehren.

Kleinlaut begab er sich nach Haus. Er hatte den Kürzeren gezogen. Rom hatte wieder einmal gesiegt.

* * *

Ein paar Tage darauf stand es in allen Blättern der Provinz zu lesen:

„Auf Schloß Mieszkowo verstarb Herr Karl Friedrich Freiherr von Grünau.

Kurz vor seinem Tode zum römischen Glauben übergetreten, ist er, mit den Gnadenmitteln der katholischen Kirche versehen, selig entschlafen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen hat der Verstorbene zur Hälfte seiner getreuen Wirtschafterin und Pflegerin vermacht, zur anderen Hälfte für die Begründung einer selbständigen katholischen Kirche in Mieszkowo bestimmt."

Ein Wort an Frau Irma von Troll-Borostyáni.

Wir lasen mit dem lebhaftesten Interesse in den letzten Nummern der „Freien Bühne" die Essays über „Das Recht der Frau" von Irma von Troll-Borostyáni. Fast durchweg stimmten wir den sehr vernünftigen und logisch ausgeführten Ideen der geehrten Verfasserin bei. Gewiß, Frau von Troll hat recht: unsere socialen Institutionen sind, was die Stellung der Frau betrifft, nicht mehr im Einklang weder mit der heutigen Kultur, noch mit der durch feineres Verständnis vertieften modernen Moral. Die unter der lange verpönten Rubrik „Frauenfrage" beanspruchten Aenderungen verlieren ja mehr und mehr den Anschein des Excentrischen, Unausführbaren, den sie anfangs auch für diejenigen hatten, welche nicht vorweg gegen die Sache eingenommen waren. Der Glaube, daß das durch jahrhundertlange Ausübung zur Sitte Gewordene das einzig Richtige sein müsse, ist mit den andern Sorten von Autoritätsglauben ins Wanken geraten. Auch wir sind der Ansicht, daß man sich „nach einer Spanne Zeit darüber wundern wird, daß es eine Zeit gegeben, da man fragen konnte, ob der einen Hälfte der Menschheit die gleichen Menchenrechte gebühren, wie der andern Hälfte". Aber auch wir dehnen, gleich der Verfasserin, diese Spanne Zeit über ein paar Jahrhunderte aus.

Die bedenklichsten Hindernisse, die sich der Erlangung und praktischen Ausübung der Gleichberechtigung von Mann und Frau entgegensetzen, liegen, unserer Ansicht nach, in zwei Grundmotiven, die zu ändern es der Macht einer langsam vorbereitenden Zeit bedarf. Die schlimmste Schuld an der so zähe anhaltenden Ungerechtigkeit trägt wohl die weibliche Natur selbst. Die moralische Erziehung der Frau ist keine so leichte Sache, wie die geehrte Verfasserin vom „Recht der Frau" zu glauben scheint. Wie die den Juden untergeschobenen Fehler das Resultat jahrelanger Unterdrückung sein können, ebenso ist die Frau durch ihre langjährige Stellung dem Manne gegenüber zu dem geworden, was sie heutzutage ist. Die von Frau von Troll so treffend ausgedrückten Gefühle, welche „alles Phrasenwustes entkleidet" dem Verdammungsurteil zu Grunde liegen, das die Gegnerinnen der Frauenemanzipation gegen diese Bewegung schleudern, enthalten die schärfste Kritik der modernen Frau. Diejenigen, welche die von der Verfasserin ihnen unterlegte Gesinnung hegen, sind noch nicht reif für die Stellung, die Frau von Troll ihnen angewiesen sehen möchte. Was uns im Umgang mit Frauen oft so unsympathisch berührt und uns, ich will nicht sagen, die Oberherrschaft des Mannes als gerecht erscheinen läßt, aber uns für die Zeit, wo Mann und Frau gleichberechtigt sein werden, tausenderlei Unannehmlichkeiten voraussehen läßt, das ist das Kleinliche, das Persönliche, Interessierte, das bei der Frau so leicht obenauf kommt. Was, auch die leider so stark vertretene Sorte von Frauen, die alles auf sich selbst beziehen, denen der ganze Weltlauf nur insofern von Wichtigkeit ist, als ihre kleine Persönlichkeit dabei in Betracht kommt, diese Mütter, welche das als uneigennützig reputierte Gefühl der Mutterliebe zu etwas, ihren Zwecken, ihrer Selbstverherrlichung Dienendem herabdrücken — sie sollen die gleichberechtigte Hälfte der Menschheit ausmachen? —

Vorläufig ist die Anzahl dieser engherzigen, kleinlichen Weiber noch sehr groß. Diejenigen Frauen, welche der Verfasserin als Gesinnungsgenossinnen vorschweben, wir meinen solche, die fähig sind, mit reiner Hingabe an's allgemeine einer Idee zu dienen — sie sind nicht zahlreich, denn bei wie vielen liegt selbst hinter ihrem leidenschaftlichen Interesse für eine Idee die Hingabe an einen sie bestimmenden Mann! — Diese Frauen müssen durch ihr Beispiel erst nach und nach eine Selektion unter ihrem Geschlecht hervorbringen. Dann werden die Aenderungen in unsern gesellschaftlichen Institutionen von selbst sich vollziehen, wie es an manchen Orten in der Praxis schon geschehen ist, auch wenn der Buchstabe des Gesetzes noch nicht umgeändert ist.

Nehmen wir ein Beispiel: sehen wir uns die Stellung der Frau in Frankreich näher an. Das Gesetz, die consecrierten Institutionen sind ihr nicht günstiger als anderswo, der und jener Paragraph im Code Napoleon giebt sie so gut wie irgendwo in die Abhängigkeit des Mannes. Aber die Französin ist aus Temperament das was die deutsche Frau nur mit Ueberlegung und oftmals nie werden kann: une femme de tête, d. h. zu deutsch: eine kluge Frau. Wir wollen nicht behaupten, daß die Beweggründe für ihre Klugheit bei der Französin sehr idealer Natur seien. Das, was sie als Tribut ihrer Macht beansprucht, beschränkt sich gewöhnlich auf Privilegien sehr positiver Art. In den meisten Fällen begnügt sie sich damit, das stillschweigend anerkannte oder unbewußt geduldete Oberregiment zu führen im Zusammenleben mit dem Manne. Man muß in Paris leben um zu erfahren, welche Macht die Frau besitzen kann, auch wenn ihr im öffentlichen Leben scheinbar die Gleichberechtigung abgeht. Der Grund, warum in Frankreich die Frauenfrage verhältnismäßig wenig Beachtung findet, liegt weniger im leise Lächerlichen, das den lärmenden Rechtsforderungen einer Hubertine Auclerc, einer Pauline Mink, einer Marie Deraisme oder einer Madame Astié de Valzeyre anhängt, und wofür der sceptische Franzose ein gar feines Ohr hat, sondern vielmehr darin, daß die französische Frau es nicht für nötig hält, eine Stellung zu ändern, die sie sich schon ganz vorteilhaft zu gestalten gewußt hat. Wir wollen nicht von den Frauen sprechen — es giebt deren genug, auch in den respektabelsten Kreisen — deren Macht in einer raffinierten Kenntnis ihres physischen Reizes besteht, sondern von denen, welche durch ihre Klugheit, ihre Kunst, sich zu benehmen und Leute und Verhältnisse zu nehmen, sich ein absolut freies, unabhängiges Leben schaffen. Welchen Takt, welche Ausdauer und unter Umständen welche Energie weiß eine kluge Französin zu entfalten! — Was kümmert es sie, daß sie nicht wahlfähig ist, daß sie von gewissen Aemtern und Würden ausgeschlossen bleibt, ja sogar „daß der Ehebruch beim Manne nur bestraft wird, wenn er seine Konkubine im gemeinschaftlichen Hause hält". — Die Frau kommt doch zu ihrem Recht, wenn sie nur den Kopf hübsch oben behält. Beispiel der gegenwärtig das gebildete Pariser Publikum so lebhaft beschäftigende Fall des Direktors der „Revue des deux mondes," der innerhalb vierzehn Tagen von seiner in ihren Rechten gekränkten Gattin geschieden, seines Amtes entsetzt und der Verwaltung des Vermögens seiner Frau verlustig erklärt wurde.

Anders verhält es sich mit einem andern, tiefgehenden Motiv, das zwar der Frauen-Emanzipation nicht direkt im Wege steht, das aber als späteres Resultat derselben bei allen Weitsichtigen schwere Bedenken wecken muß. Es sind dies die ökonomischen Zustände der Jetztzeit, welche bei einer freien Zulassung der Frau zu allen Berufsarten mehr in Betracht kommen dürften, als es Frau von Troll zu ahnen scheint. Die geehrte Verfasserin spricht wohl von dem Einwurfe, „daß eine völlige Freigebung aller Berufsbahnen an die Frauen einen wilden Konkurrenzkampf entbrennen lassen würde" — aber nur um nachzuweisen, daß die Frau, physisch und intellektuell ganz wohl dazu ausgerüstet sei, diesen Kampf aufzunehmen und in den meisten Fällen siegreich zu bestehen. Wir haben hieran nie gezweifelt. Es gilt gewiß jedem unparteiischen Beurteiler als Thatsache, daß für eine Menge von Berufsarten die Frau wenigstens ebenso gut veranlagt ist, als der Mann. Es wäre hierbei höchstens eine tiefergehende psychologische Einwendung zu machen, zu deren

Feststellung es aber vor allem der die Erfahrung ermöglichenden Gleichberechtigung bedürfte. Sollten nicht in mancherlei Stellungen gewisse, als hauptsächlich weiblich anerkannte Tugenden, wie die Herzensgüte, außerordentliche Befähigung zum Mitleid rc., auf gefährliche Weise ins Spiel kommen? Es ist unleugbar — Frau von Troll ist viel zu gescheit, um das in Abrede zu stellen — die psychologische Veranlagung der Frau unterscheidet sich, ebenso wie die physiologische, wesentlich von derjenigen des Mannes. Die meisten der sogenannten weiblichen Tugenden lassen sich zurückführen auf eine stärkere Suggestionsfähigkeit beim Weibe. Diese Suggestionsfähigkeit ist notwendigerweise gepaart mit einer gewissen Schwäche zum Raisonnement und zum Widerstand. Die Frau läßt sich leichter beeinflussen als der Mann; es fällt ihr schwerer, Menschen und Verhältnisse völlig objektiv, mit dem reinen Verstande zu beurteilen. Wenn einmal der Frau ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit offen stehen wird, dürfte diese pathologische Sonderheit nicht immer ohne Gefahr sein. Doch wie gesagt, es bleibt der Zukunft anheim gestellt, diese feineren Erfahrungen zu bestätigen. Sehen wir vorerst die Frau beim Werke.

Näher liegt der oben erwähnte Einwand, den Frau von Troll nur vorübergehend und mit tiefer Verachtung berührt: die Konkurrenznot, die Angst des Mannes, daß die Frau ihm den schwer errungenen Erwerb vorweg nehmen möchte. Es läßt sich schlechterdings heutzutage nicht so leicht chevaleresk sein, wie die geehrte Verfasserin es zu glauben scheint. Die stets wachsende Schwierigkeit für den Einzelnen, sich den genügenden Unterhalt zu schaffen, machen es sehr entschuldbar, wenn die Männer mit wahrem Schreck dem Augenblick entgegensehen, wo die nur allzu sehr anerkannte Befähigung der Frau, mit dem Manne in den meisten Berufszweigen gleichen Schritt zu halten, den Kampf ums Dasein noch grausamer gestalten wird. Es ist ja richtig, die Stellung der zahlreichen unbemittelten Mädchen, die keinen Mann finden, hat etwas außerordentlich Demütigendes; aber wird es erquicklicher sein, dann, wenn eine Anzahl dieser Mädchen in verschiedenen Berufsarten ihren Unterhalt gefunden haben, an ihrer Stelle den im Kampf ums Dasein besiegten Junggesellen zu begegnen, denen mitleidige Verwandte das Gnadenbrot verabreichen? — Eine Frau kann sich schließlich auf hunderterlei Weise nützlich machen, der Mann hingegen, der es zu nichts gebracht hat, ist eine ganz erbärmliche Erscheinung. Einträgliche Carrièren giebt es nun einmal nur in beschränkter Anzahl. Wenn erst einmal die entlegenen, unwirtlichen Gegenden mit dem Ueberschuß der weiblichen Aerzte, die in den Städten keine Kundschaft finden, reichlich versehen sein werden — wenn neben einigen vorzüglichen weiblichen Advokaten, die glänzende Erfolge feiern, eine Menge vom Schicksal weniger bevorzugte Kolleginnen herum vegetieren — wenn in hundert Berufsarten für ein freies Plätzchen zu den zwanzig schon vorhandenen männlichen Bewerbern auch noch zwanzig weibliche gekommen sein werden, was dann? — Wir kennen die Nachteile der Ueberfüllung schon längst im Erziehungsfach. Ungefahr tausend ausgezeichnet vorbereitete junge Lehrerinnen verlassen alljährlich die in allen Departements von Frankreich zur Bildung von Erzieherinnen trefflich eingerichteten Normalschulen. Dieselben werden bis jetzt alle vom Staate in den öffentlichen Schulen untergebracht, da bei dem erst allmählich eingeführten Laienunterricht in den Staatsschulen noch immer eine bedeutende Nachfrage nach den die Priester ersetzenden Lehrerinnen anhält. Diese Gewißheit, einen sichern, wenn auch mühsamen und sehr gering besoldeten Lebensunterhalt zu finden, treibt eine Menge Mädchen zu diesem Berufszweig. Diejenigen nun, welche die Prüfungskommission, die natürlich nur über eine beschränkte Anzahl von Freiplätzen zu verfügen hat, von deu Normalschulen ausschließen muß, haben es jedes Jahr schwieriger, sich auf eigene Gefahr hin eine Stellung im Erziehungsfach zu schaffen. Der vortreffliche öffentliche Unterricht tötet je mehr und mehr die einzelnen Privatunternehmen und die bescheidenen Hauslehrerinnen beklagen sich bitter über die Unmöglichkeit, ihr Brot zu gewinnen. Frau von Troll wird mir antworten, gerade für diese Ueberzähligen beanspruche sie Berufsfreiheit. Das Lehrerinnenfach sei überfüllt, weil kein genügender

Ausfluß in andere Berufszweige existiere. Handelt es sich hier nicht bloß um eine temporäre Besserung? — In zwanzig, funfzig, hundert Jahren, wenn alle Frauen ihren passenden Beruf gefunden haben werden, wird sich nicht dieselbe Stauung, nur um vieles peinlicher, bemerkbar machen? — Anstatt derjenigen, welche durch die Ungerechtigkeit der von den Männern eingesetzten socialen Einrichtungen daran verhindert sind, ihr Brot zu verdienen, werden andere getreten sein, die, mit allem ausgerüstet, um ihren Weg zu machen, sich den Kopf einrennen werden an der Mauer der sich stets komplizierenden ökonomischen Zustände. Freilich eine Genugthuung wird den Frauen zu teil werden: unter den zu Grunde Gehenden werden Mann und Frau in gleicher Anzahl Seite an Seite fallen.

Diese Schwierigkeiten werden übrigens den Lauf der Bewegung nicht aufhalten. Die Reform zu Gunsten der Frau liegt in der Luft unseres Jahrhunderts. Ce que femme veut, Dieu le veut. Vielleicht auch wird, nach den großen socialen Umwälzungen, die sich mit der ernsten Logik des Unabwendbaren vorbereiten, der Kampf ums Dasein in einer andern, uns unbekannten Weise wieder aufgenommen werden. Vielleicht kommt es einmal dazu, daß der Berechtigte auf natürliche Weise zu seinem Recht kommen wird. Vorderhand können wir uns von einer neuen, gerechteren Art, das Leben zu leben, noch keine bestimmte Vorstellung machen. Unser kleiner Beitrag zu der noch lange nicht erschöpften Frauenfrage hat nur den einen bescheidenen Zweck: das Verhalten der, von Frau von Troll etwas stark mitgenommenen Männer gegenüber der Frauenbewegung in einigen Punkten zu entschuldigen.

B. Jeanine
(Paris.)

Wozu erziehen wir?

Von Otto Rittmann.

So oft die Erziehungsfrage in ihren Beziehungen zur Socialreform besprochen wird, stellt man die Parole: „Es giebt keine Privaterziehung mehr!“ an die Spitze. Vom Standpunkte des socialistischen Zukunftsstaates mag das nur konsequent erscheinen, im Sinne einer naturgemäßen Entwickelung vom Bestehenden zum Kommenden liegt darin ein gewaltiger Anachronismus. Anstatt fertige Schlösser in die Luft zu bauen, empfiehlt es sich auch hier, erst eine Brücke über jene Kluft zu schlagen, die zwischen der augenblicklichen Wirklichkeit und der geträumten Zukunft gähnt. Wir wollen nun untersuchen, ob nicht gerade die Privat-Erziehung diese Brücke abzugeben berufen sei.

Als Savigny seiner Zeit zur legislatorischen Arbeit in dem wiedererstandenen deutschen Reiche herangezogen werden sollte, lehnte er die Mitwirkung mit dem denkwürdigen Ausspruche ab, daß „nur die Generation zur Gesetzgebung berufen sei, welche die vorangegangenen Geschlechter an Einsicht überrage.“

Dieser Satz läßt sich mit der entsprechenden Modifikation auch auf unsere sociale Bewegung anwenden. Daß das kommende Jahrhundert ein vorwiegend sociales sein werde, wohingegen das ablaufende ein nationales war, liegt auf der Hand. Ob aber die darauf bezüglichen Bestrebungen dauernde Erfolge erzielen werden, hängt davon ab, in wie weit man neben der bisher geübten bloß wirtschaftlichen Betrachtungsweise auch allgemein ethische Gesichtspunkte in Rücksicht ziehen wird. Die sociale Reform wird eine vorwiegend ethische sein müssen oder sie wird nicht sein! Mit Menschen, deren Recht nichts ist als eine Furcht vor entehrenden Strafen des Gesetzes, deren Sittlichkeit nur in schlauer Verhüllung der niedrigsten Ausschweifungen besteht, die in Entrüstung

geraten, so oft der Finger sich auf ihre Wunden legt und dabei der lockeren Sittenregel huldigen: „Der Himmel ist hoch und Väterchen ist weit!" — mit solchen Menschen läßt sich ein ideales Gemeinwesen nicht denken. Man wende dagegen nicht ein, daß den Leidenschaften im Zukunftsstaate der Boden entzogen sein werde. Nie wird es ein Bürger der Zukunft so wenig nötig haben zu stehlen und zu betrügen wie ein vielfacher Millionär in unseren Tagen, dennoch fehlt es bekanntlich unter den Dieben und Betrügern auch an solchen nicht. So lange die sittlichen Ideen eben nicht in der Gesinnung wurzeln, kann es kein wahres Recht, keine Billigkeit, keine echte Freiheit des Individuums, keine Vollkommenheit und keine Vergeltung im richtigen Sinne des Wortes geben! Eher noch ließe sich dann ein Idealstaat mit unwissenden Tempel- und Kirchengängern erzielen. Diesen schwebt doch wenigstens die mit allen ethischen Vorzügen ausgestattete Gottheit vor, welche die Hand strafend nach dem ausstreckt, der ihren Geboten zuwiderhandelt, und sie werden schon darum trachten die „Wege des Herrn" zu wandeln. Allein das wüste Volk von heutzutage, dem man seinen Gott genommen hat, ohne die sittliche Einsicht an dessen Stelle zu setzen, wird auch die vollkommenste Gesellschaftsordnung gar bald zu Fall gebracht haben.

Man beliebt gegenwärtig die traurigen Erscheinungen des allseitigen Verfalles sämtlich auf die Rechnung der Vererbung zu stellen. Eine leichtfertigere Einseitigkeit ist schwer zu finden. Denn — abgesehen davon, daß es neben der ererbten doch auch eine erworbene Entartung giebt, — lehren uns die Naturwissenschaften, wie längst zurückgebildete Organe ꝛc. durch den Gebrauch wieder zu voller Entwickelung kommen können. Wo dies nicht mehr der Fall ist, da waltet eben die Natur unerbittlich ihres Amtes als Vernichterin der Degenerierten.

Um nun rechtzeitig für die sittliche und physische Regeneration der Gesamtheit einzutreten, muß man nicht gerade socialistische Neigungen hegen. Auch die bestehende Gesellschaftsordnung hat daran ein vitales Interesse. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man erst beweisen, wie Erziehung, sittliche Kraft und Blüte eines Staatswesens zusammenhängen. Die Kulturgeschichte aller Völker, insbesondere der des Altertums, giebt hierüber genügenden Aufschluß. Vergleichen wir aber die Dekadenz z. B. der Römer und alle ihre Symptome mit den Erscheinungen aus der Gegenwart, dann drängt sich bei der großen Zahl frappant ähnlicher Züge unwillkürlich die Frage auf: Wie lange kann das noch währen? Man empfindet das bange Gefühl, als müßte auch unsere schöne Kultur über kurz oder lang durch den Ansturm wilder, aber jungfräulich starker Horden niedergeworfen werden. Doch uns verbleibt ein Trost! Wir sind den seligen Römern überlegen durch den Besitz von Mordwerkzeugen, die einen Teil physischer Kräfte ganz gut zu ersetzen vermögen und dann — was das wichtigere ist! — befinden sich die „wilden Horden" in keinem jungfräulicheren Zustande als wir selbst. Die „Segnungen der Kultur" haben Eingang in die dunkelsten Erdteile gefunden, und der mosaische Volksfluch wirkte bei ihnen schon, als diese Horden noch in den Kinderschuhen staken. Ein trauriger Trost fürwahr, wenn man erwägt, daß mehr als 15 Jahrhunderte menschlicher Entwickelung nicht hingereicht haben, uns einen höheren Vorsprung gegenüber den Alten gewinnen zu lassen! Und doch liegt in diesem Zeitraum das Christentum, das zwar lange mit fremden Lehren durchsetzt war, endlich aber doch durch die Reformation und sehr spät durch die Philosophie und die

Naturwissenschaften zu durchsichtiger Klarheit gediehen ist. Nach dem Stande der heutigen Wissenschaft müßte man das Zeitalter, von welchem Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ spricht, für gekommen erachten. Dennoch will die Morgenröte nirgendwo am Horizont sich zeigen. Die Ursache davon liegt in dem Mangel an philosophischem Geiste, durch den unser Zeitalter sich vor allem hervorthut. Beim Aussprechen dieser Behauptung fühlt man das mitleidige Lächeln des in der Sackgasse seines Specialwissens Verrannten, der dort ein endlos scheinendes Mäuseloch gräbt und auf himmelanstrebenden Pfaden zu wandeln vermeint. Der philosophische Geist ist gar kein so gefährliches oder lächerliches Ding, wie man in letzter Zeit allenthalben annahm! Wenn von ihm die Rede ist, muß man nicht gerade an metaphysische Spekulation denken. Er offenbart sich, wie schon Herbart sagt, in der Erkenntnis vom Zusammenhange aller Wissenschaften. Diese Erkenntnis ist aber durch unsere, im übrigen höchst segensreiche, Teilung der Arbeit allmählich ganz abhanden gekommen, wiewohl nur durch sie eine nutzbringende Anwendung des gesamten menschlichen Wissens erzielt werden kann. Daher kommt es, daß wir die abenteuerlichsten und einseitigsten Versuche zur Weltverbesserung gleich Raketen blendend in die Höhe steigen und erfolglos verpuffen sehn. Die Philosophie allein hat sich auch hier als das erwiesen, was sie ist, — als die Mutter aller Wissenschaften. Wenn auch ihre Kinder hinausgeflattert waren ins Unabsehbare, wenn sie auch ein Gebiet nach dem andern für sich abtrennten: die „Königin der Wissenschaften“ beschränkte sich still und wohlwollend auf das ihr verbliebene Reich, sammelte hier und dort von den Früchten der Kinder und ist heute bereit, an die Menschheit abzugeben, woran es dieser gebricht. Leider giebt es aber nur wenige, die auch nur imstande wären, nach diesen Früchten der praktischen Philosophie verständnisvoll zu langen. Man bringt der Nationalökonomie, den einzelnen Zweigen der medizinischen Wissenschaft Interesse entgegen, die Weiber raufen bereits förmlich um einzelne Paragraphen der zu trockener Gesetzeskunde verschrumpften Rechtswissenschaft, — die philosophische Ethik aber, die Psychologie, welche beide längst die nötige Revision vorgenommen und alle Gebiete der Anthropologie verarbeitet haben, fristen ihr Dasein in den Kreisen der Fachleute. Soll das nun ewig so währen? Und wer ist berufen die Theorie endlich zur Anwendung zu bringen? Der Staat? Die Familie?

Die Staatswissenschaften stehen den Grundsätzen der Pädagogik kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Es sieht fast aus, als hätte der Staat nur daran, ein Interesse eine gewisse Summe von Wissen bei seinen Angehörigen zu vermitteln. Die Familie hingegen scheint ihm ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie die Sorg- und Lieblosigkeit nicht gerade bis zur Kindesweglegung treibt. Mütter bieten in öffentlichen Blättern ihre Kinder zum Verkaufe oder als Geschenk an, und niemand frägt, was aus einem solchen Handelsobjekt wohl werden mag, wenn es keinen Abnehmer findet. Die Natur im Menschen wird von Kindesbeinen an ins Lächerliche verzerrt, auf den Straßen sammelt sich die heranwachsende Generation aus den niederen Volksklassen und entwickelt sich vor den Augen der heiligen Hermandad zu dem, was diese später in sicheren Gewahrsam bringen wird.

Ja, der Staat blickt eben nicht in das Innere! Er nimmt, was brauchbar geworden ist und konstatiert die stetige Abnahme des Brauchbaren mit stoischer Resignation in seinen statistischen Aufzeichnungen. „Er braucht Soldaten,

Beamte und dergleichen und prüft jeden auf seine Leistungsfähigkeit", sagt Herbart. „Der Schwächere tritt ihm vor dem Stärkeren zurück: die Mängel des Einen werden ihm durch die Vorzüge des Anderen ersetzt. Die Lehrer an den öffentlichen Schulen können nicht viel tiefer dringen. Auch ihnen ist mehr an der Summe des Wissens gelegen, als an dem Einzelnen selbst und an der Art, wie er sein Wissen verarbeitet!" Wahrer lassen sich die bestehenden Beziehungen des Staates zur Erziehungsfrage nicht schildern. Seit der Zeit aber, aus welcher diese Worte stammen, hat die Menschheit an Erfahrungen viel gesammelt und nur wenige dürften diese Zustände als unausweichliche und selbstverständliche ansehen. Es ist doch eine verzweifelt seichte Auffassung der Sachlage, wenn man meint, daß nur der Familie „bloßes Außenwesen" nicht genüge, daß nur ihr kein Fremder ersetzen könne, was an einem Angehörigen fehlt. Auch der Gesellschaft kann ja kein Zweiter Ersatz bieten für den Entgang der produktiven Kraft des Einen. A + B ist immer wertvoller als A. Wenn aber B zurückbleibt, dann verwandelt sich das Additionsverhältnis sogar in A — B, denn der eine Summand wird zum Subtrahend, indem er nicht tot liegen bleibt, sondern am Marke der Gesellschaft saugt, der er ein brauchbares Glied hätte werden können. Sie muß für den Einzelnen aufkommen, sei es auch nur, um einen Platz im Landgerichte, im Irrenhause oder im Gefängnisse zu reservieren oder den Scharfrichter zu bestellen. Dem Staate, der Gesellschaft gehört der weitaus größere Abschnitt im Leben des Einzelnen. Die Familie kann sich des Entarteten zum gegebenen Zeitpunkte entledigen, aus der Gesellschaft ist er nicht zu entfernen.

Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß in der vorstehenden Betrachtung Staat und Familie einander wie feindliche Parteien gegenüberstehen, die darüber zu streiten hätten, wem die Begleichung einer Rechnung zufalle. Die Familie ist ja ein integrierender Bestandteil des Gesamtwesens und wie die Verhältnisse nun einmal liegen, der wichtigste Faktor bei der Ausbildung der Individuen. Eben aus diesem Grunde soll aber darauf hingewiesen werden, welche Pflichten des Einen den Rechten des Anderen gegenüberstehen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Familie unter normalen Verhältnissen ein hohes, ja das erste Interesse an dem Gedeihen seiner Angehörigen habe. Wo dieses Interesse richtig verstanden wird im Hinblicke auf die Gesamtheit sowohl, als auch mit Rücksicht auf den Angehörigen selbst, da werden beide Teile nur dort zu kurz kommen, wo die Natur selber Hindernisse bereitet hat, mit anderen Worten, wo physische Gebrechen eine Ausbildung an und für sich ausschließen.

Die Familie ist zur Einwirkung auf das Individuum schon darum berufen, weil ihr Autorität und Liebe — die wichtigsten Erziehungsmittel — von selbst zufallen. Die Autorität, weil die Mutter das Kind in der Zeit seiner Hilflosigkeit ganz in der Gewalt hat, die Liebe, weil beständiger Umgang und Erweisung von unerläßlichen oder Lust erregenden Leistungen beide Teile aufs Innigste verbinden.

Nichtsdestoweniger bleibt das Interesse der Familie ein mehr ideales oder aber es artet zu materiellem Sonderinteresse aus. Im ersteren Falle darf die Gesellschaft sich der Familie bedienen und sie wird dabei gewiß gut wegkommen, vorausgesetzt, daß in „den Häusern richtige pädagogische Begriffe erworben seien". Hier aber liegt das punctum saliens, das ist die wunde Stelle in der Familienerziehung; auf keinem anderen Gebiete herrscht wohl eine ähnliche

Begriffsverwirrung, wie in der Frage über die Ziele der Erziehung, eine Verwirrung, die vorläufig Staat und Familie gemeinsam ist.

Den staatlichen Anstalten schwebt, wahrscheinlich infolge des bekannten Mißverständnisses, mit dem man die Absichten der ersten Humanisten realisierte, als Ideal der Erziehung das der alten Griechen vor. Diese verfolgten in ihren Anstalten das Ideal des Wissens. Im Monotheismus des Altertums begegnen wir dem Ideale des Handelns, welches auch Kant noch vertreten hat.

Die Familie dagegen schwankt zwischen allen, je nachdem, ob diese oder jene Richtung zufällig bei ihr Eingang gefunden hat. Und das sind die besten Fälle. Im allgemeinen bilden aber überhaupt keine Ideale den Leitstern, sondern es wirken, wie schon erwähnt die sogenannten praktischen Gesichtspunkte, wonach jeder möglichst schnell einem möglichst einträglichen Berufe zugeführt werden soll. Hierüber soll bei einer anderen Gelegenheit noch gesprochen werden, heute handelt es sich darum, zu zeigen, welches Ideal die moderne wissenschaftliche Pädagogik anerkennt.

Das Ideal des Wissens kann es nicht sein, weil ja gerade die Art, wie jeder sein Wissen verwertet, das Wichtigste ist. Auch der Hochstapler muß ja heutzutage über ziemlich umfassende Gebiete des Wissens informiert sein. Das Ideal des Handelns allein dürfen wir ebenso wenig erstreben, weil derjenige, welcher das Gute bloß thut, nicht aber auch ernstlich will, unter stetem äußerem Zwange stehen muß, sei es daß er die Strafe seines Gottes, oder die des Gesetzes oder aber die Schande fürchtet. Die Erziehung aber muß den Zögling zu innerer Freiheit entwickeln, das heißt, er muß das sittlich Gute als solches erkennen, er muß es wollen und freudig thun, unbekümmert um Ehre und Lästerung, um Lob oder Tadel. Das ist das Ideal der Gesinnung!*)

Um dieses zu erreichen, bedarf es natürlich vollkommenerer Veranstaltungen, als die gegenwärtig zu Gebote stehenden. Sittliche Einsicht kann nur derjenige dem Zöglinge beibringen, dem eine genaue Kenntnis der gesamten Ethik es möglich macht, sich deren einzelne Gebiete beständig gegenwärtig zu halten. Diese Einsicht bildet sich in der Jugend leicht aus, wenn man nicht, wie Laien gerne zu thun pflegen, mit langen Tiraden einherzieht, sondern an fremden Beispielen den Zögling sich ergötzen und bilden läßt. „Die sittliche Einsicht soll ja zunächst eine bloß ästhetische Beurteilung der Willensverhältnisse sein." (Herbart). Unterricht und entsprechende Spiele, Lektüre und Erzählung werden, unter diesen Gesichtspunkten dargeboten, das Ziel nie verfehlen.

Es ist selstverständlich, daß die auf psychophysischer Grundlage aufgebaute Methode der Pädagogik auch hierbei niemals die harmonische Ausbildung zwischen Geist und Körper aus dem Auge verliert. Schon die in der Ethik vertretene Idee der Vollkommenheit weist ja darauf hin.

Das alles kann jedoch nicht erzielt werden, solange die Erziehung nicht kontinuierlich wirkt. Da aber der Staat beim besten Willen unter den herrschenden Zuständen die Mittel nicht aufbringen kann, um seine Schulen zweckentsprechend zu erweitern, da andererseits die Familie teils durch ökonomische Rücksichten, teils durch Mangel an der nötigen Einsicht oder an gutem Willen verhindert ist, an die Arbeit der Schule anzuknüpfen, — so bleibt vorläufig nur die durch Privatpädagogen geübte Erziehung als bindendes Glied übrig.

Daß die Stellung derselben eine von der Familie unabhängige sein müßte,

---

*) S. Ziller. Allgemeine Pädagogik.

ist bei anderer Gelegenheit bereits begründet und ausgeführt worden. Auch der Arzt wird ja von der Familie bezahlt, dennoch ist diese in der Krankenpflege an seine Vorschriften gebunden!

Die Arbeit der kompetenten Kreise muß sonach vor allem darauf gerichtet sein, daß an den Hochschulen eine möglichst große Zahl von Erziehungskräften ausgebildet werde. Der Errichtung von Privat-Anstalten darf nicht nur kein Hindernis entgegengestellt werden, man muß ihr im Gegenteil in jeder Hinsicht Vorschub leisten. Der erste Schritt hierzu liegt in der Einführung von Universitätsübungsschulen, an welchen die angehenden Pädagogen unter entsprechender Leitung oft die schwierigsten Fälle der Erziehung kennen lernen würden. Die gelegentliche Heranziehung der Psychiater wird diesen willkommen und beiden Teilen nutzbringend sein. Ohne solche Uebungsschulen ist eine allseitige Ausbildung von Pädagogen ebenso wenig möglich, wie die des Chemikers ohne Laboratorium und des Mediziners ohne Klinik. Mit ihrer Hilfe aber wird sich „die freie Schulgemeinde" zum wichtigsten Faktor im Kulturleben der Menschheit entfalten.

So lange die vierte Fakultät nicht ihre praktische Vertretung in der Gesellschaft hat, bleibt diese defekt und steuert dem Siechtum immer mehr entgegen. Die erotischen Auswüchse unserer Zeit, die an die wüstesten Scenen des dekadenten Griechen- und Römertums erinnern, werden zu immer stärkerer Wucherung gelangen. „Erziehung und Lebensweise üben auf die vita sexualis den größten Einfluß" sagt Krafft-Ebing, und an zahllosen Beispielen sehen wir bei ihm, wie durch rechtzeitiges Eingreifen der Erziehung gar vielem Unheil gesteuert werden könnte; durch die Erziehung wird ja die Lebensweise bestimmt!

In einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift wurde die Frage der praktischen Pädagogen bereits des Näheren erörtert. Es ist klar, daß ihre Einführung auch vom praktischen, wirtschaftlichen Standpunkte nur empfehlenswert sei. Wie vielen Personen, die sich infolge der herrschenden Uebelstände so schnell als möglich von erzieherischer Arbeit zurückziehen, würde sich hier ein würdiger Beruf eröffnen! Die Lehrkräfte, die sich heute gleichzeitig an den Schulen in ihre Arbeit teilen, kämen allmählich dazu, dieselbe alternativ vorzunehmen und somit zu dem geforderten Maße auszudehnen. Denn jeder nur halbwegs Bemittelte wird dann die Arbeit der Pädagogen dem Besuche der überfüllten Schulen vorziehen. Man wende nicht ein, daß hiedurch ein neues Vorrecht für die vermögenden Klassen geschaffen würde! Nur blinde Prinzipienreiterei könnte solches behaupten. Die entlasteten öffentlichen Schulen werden ebenso hiedurch in die Lage versetzt werden, dasselbe zu leisten, was der „praktische Pädagog" erzielen wird. In das kleinste Dörfchen wird die ethische Erziehungsarbeit langsam eindringen, zahllose Talente, die heute unerkannt verkümmern, werden ans Tageslicht befördert werden.

Wenn dann in der Zukunft die kommenden Geschlechter an dem Verstaatlichungsgedanken festhalten, dann werden sie die praktischen Pädagogen und deren Anstalten in diese mit einbeziehen. Was immer sie aber beschließen werden, es wird Bestand haben, denn unter gesinnungslosen Menschen ist ein ideales Gemeinwesen nicht denkbar, würdevollen, wahrhaft freien Menschen gestaltet sich jede Gesellschaftsordnung von selbst zu einem Ideal!

Kleine Geschichten.

Von
Peter Nansen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Der Weihnachtsbaum.

Sie stehen im Kreise und warten, bis Mutter das letzte Licht ausgepustet hat und sagt: „Nun dürft Ihr abplündern."

Und die Kinder fahren drauf los, jedes nach Gaben und Verstand.

Es sind dumme Kinder darunter: sie greifen nach vergoldeten Aepfeln und Rauschgold, das in Büscheln hängt.

Es sind dicke und bequeme Kinder da: sie stellen sich ganz ruhig hin und leeren Düten und Netze, und finden sie Pfeffernüsse darin, so schmuggeln sie sie listig in andere Verstecke hinüber, und behalten selbst bloß die leckersten Dinge.

Es sind schwache Kinder da: sie werden bei Seite gepufft und stehen verzagt, mit Thränen im Halse hinter den andern, bis einer der Erwachsenen sie entdeckt und ein paar Handvoll für sie einsammelt.

Und ehrgeizige Kinder sind drunter, die auf die Stühle klettern und auf den Zehen stehen, so lange bis sie den Stern auf dem Gipfel herunter gezerrt haben. Neben ihm hängen gewöhnlich auch delikate Marzipanfiguren und saftige Apfelsinen, die mit in den Kauf gehen.

So plündern die Kinder den Weihnachtsbaum, jedes nach Gaben und Verstand.

* * *

Das Kind schläft ein, die Augen voll von Lichtgeflimmer, den Magen voll von Süßigkeit und Leckereien.

Es schläft schwer und unruhig, träumt eine Menge von leuchtenden Sälen und Gesang und Musik und Wirrwarr und Lärm.

Es erwacht zeitig und erinnert sich, daß es Weihnachten ist. Die Geschenke liegen in der Wohnstube unter dem Baum. Wie sie wohl bei Tage aussehen? — Vater und Mutter schlafen noch. Es schleicht sich hinaus, auf bloßen Füßen, im Nachthemdchen; hinaus durch den kalten Korridor, hinein in das Speisezimmer. Dort ist es fast dunkel, die Gardinen sind vorgezogen. Die Wohnstubenthür steht angelehnt — wie schwarz es drinnen aussieht!

Das Kind bleibt auf der Thürschwelle stehen, ihm ist unheimlich. Der

Baum steht wie ein drohender Schatten, kalt und kahl, sich vorwärtsstreckend mit langen Armen. Es ist so grabesstille drinnen im dunklen Zimmer, daß es sich anhört als fielen die Nadeln von den Zweigen. Und dann begegnen die stieren Blicke dem Bilde einer kleinen, weißgekleideten Gestalt im Spiegel, der schräg über dem Sofa hängt.

Das Kind sputet sich atemlos zurück, stößt mit den kleinen Füßen an Tisch- und Stuhlbeine, hat keine Zeit die Thüren zu schließen und kriecht zitternd zwischen die Pfühle, die noch warm sind. Da drückt es sich hinein; darf nicht aufsehen vor Angst etwas Gräuliches zu erblicken, ist nahe daran zu weinen und fällt schließlich wieder in Schlaf

Wenn dann Mutter aufsteht, guckt sie nach dem Kleinen, das ganz in den Kissen vergraben liegt. Sie beugt sich nieder, küßt die heiße Stirn und lächelt.

* * *

Der Baum wird ins Schrankzimmer gestellt; dort steht er und schüttelt seine Nadeln herab von Weihnachten bis Neujahr. An den Zweigen kleben lange gelbe und rote Stearinflecke — das ist sein ganzer bunter Putz. Die Kinder gucken zu ihm hinein, anfangs etwas scheu und feierlich, aber bald sind sie weniger befangen. Sie kehren jeden einzelnen Zweig um, legen sich mal auf den Bauch und graben im Sand des Kübels um zu sehen, ob sich doch nicht hier oder da etwas Gutes versteckt halten sollte.

Und dann bekommen sie zu wissen, daß der Baum am Neujahrsabend wieder geputzt werden soll.

Das war also das Ganze! Ein Weihnachtsbaum ist bloß ein geputzter Tannenbaum, gar nicht was apart Wunderschönes, das Weihnachten gebracht hat, sondern etwas, das man haben könnte, so oft man wollte, wenn man nur Mutter dazu bringt, Naschwerk und Putz herzugeben.

Sie stehen und warten vor der Wohnstubenthür. Durch die Spalten können sie sehen, wie es heller und heller wird. Das ist Vater, der drinnen anzündet.

Es ist ihnen wirklich ein bißchen flau; sie können gar nicht so gespannt und erwartungsvoll sein, wie Mutter will, daß sie sein sollen.

Dann geht die Thür auf. Nicht die Kinder des Hauses, nur das kleine Mädchen der Waschfrau sagt: „aah!“ Die andern schleichen stille herum, finden den Baum ärmlich, finden, daß viel weniger Lichter da sind, als neulich, mustern alles genau, was angehängt ist und warten nur drauf, daß die Lichter ausbrennen sollen.

Nun sehen sie, wie das Ganze gemacht ist. Sie bemerken alle Lichthalter und jedes Band; sie sehen, daß viele der Düten und Körbchen zerknittert oder zerrißen sind.

Und darauf geht eine steifröckige, sechsjährige Docke hin und sagt in schwätzerhaftem Tone zur kleinen Tochter der Wäscherin:

„Findet Stine nicht, daß der Weihnachtsbaum wunderschön ist?“

Ballunterhaltung.

(Nach Tisch.)

In einer geschlossenen Veranda, voll von Pflanzen in Töpfen und Kübeln, sitzt eine junge Dame im Ballkostüm auf einer ganz kleinen Gartenbank. Ein junger Herr steht neben ihr. Aus der Wohnung klingt Tanzmusik heraus. —

— Man kann sich gewiß gar nicht auf Sie verlassen, Kandidat Birker?
— Meinen Sie etwas Unpassendes, gnädiges Fräulein?
— Ja, eben. Sie sind ein Hanswurst. Sie glauben, alle Damen, die Sie etwas freundlich behandeln, sind in Sie verliebt.
— Nein, Gott bewahre mich!
— Sie sind obendrein unartig.
— Nur höflich.
— Das verstehe ich nicht.
— Ja, ich nehme an, daß die jungen Damen viel zu wohlerzogen sind, um unfreundlich gegen einen armen Fremdling zu sein, der ihnen niemals etwas Böses gethan.
— Kandidat Birker!
— Fräulein Krogh!
— Sie sind ein unangenehmer Mensch.
— Ich kann die Artigkeit leider nicht erwidern. Im Gegenteil, ich finde Sie bezaubernd.
— Wissen Sie, was an Ihnen so empörend ist?
— Nein, darüber habe ich nie nachgedacht.
— Sie meinen nicht, was Sie sagen. Sie sind gleich gegen alle Damen: gleich schmeichelnd, gleich lächelnd, gleich unausstehlich.
— Darf ich nicht lächeln?
— Ja, wenn Sie wirklich etwas damit meinen.
— Darf ich jetzt lächeln?
— Sein Sie nun vernünftig, Birker, und setzen Sie sich. Es ist noch ein bißchen Platz neben mir übrig.
— Nun sitzen wir wie zwei verlobte Hühner auf einem Stock. Oh, wollen Sie mir Ihren Fächer leihen?
— Birker, können Sie jetzt einen Augenblick vernünftig mit mir sprechen?
— Wollen Sie sich die Mühe machen?
— Nein, ich will nicht mit Ihnen sprechen — gehen Sie!
— Ich kann nicht . . . ich sitze fest.
— Sagen Sie mir, Birker, gehen Sie jemals in die Kirche?
— Ja—h!
— Wen pflegen Sie zu hören?
— Das kann ich mich, weiß Gott, nicht erinnern. Das kommt meist auf die Leiche an.

— Die Leiche?
— Ja, die beerdigt wird.
— Wissen Sie, was man von Ihnen sagt?
— Nein.
— Man sagt, Sie seien ein Freidenker.
— Das ist nicht wahr. Sie machen mich ganz verdutzt. Ich hatte gehofft, es würde so etwas, wie Kindermord, oder Bigamie sein.
— Pfui, Birker, wie leichtsinnig Sie reden. Man sollte fast denken, Sie meinen es.
— Na, Gott sei Dank, so wissen Sie also, daß ich niemals meine was ich sage.
— Sind Sie immer so?
— Ja, ich bin leider sehr verdorben. Aber wissen Sie, wovon das kommt?
— Wovon?
— Ich liebe unglücklich. Wollen Sie eine traurige Geschichte hören?
— Birker . . . . das ist nicht Ihr Ernst?
— O ja. — Es ist gerade ein Jahr her . . . . Sie brauchen nicht mit der Bank umzuwerfen . . . . Ich war jung, lebensvoll, vertrauensvoll, hoffnungsvoll — voll von alle dem Edlen, wovon ein junger Mann voll sein soll.
— Ihr Ruf war doch nicht so besonders gut.
— Giftiges Gekläff, Fräulein Krogh. Ich war beinahe unschuldig.
— Waren Sie auch gläubig?
— Ich war in der Frauenkirche zur Konfirmation einer Cousine, und ich stand Gevatter beim Kinde eines Freundes.
— Haben Sie verheiratete Freunde?
— Nicht verheiratete, aber —
— Was, aber?
— Liebes Fräulein, lassen Sie uns leicht über das hingleiten, was sich weder für mich paßt zu erzählen, noch für Sie, mich erzählen zu hören . . . Ich war also jung und unschuldig. Aber da kam ich auf einen Ball.
— War das so schlimm?
— Ist das die Art, wie Sie ernst sind? . . . Auf dem Ball traf ich sie. Sie war schön, blendend schön. Hoch, schlank, blond, feurig, herrliche Zähne, eine Haut, so fein, ein Hals, so weiß . . . .
— Sie brauchen nicht weiter zu gehen.
— Ich bin auch gleich fertig. Mein Wissen geht auch nicht viel weiter. Es fehlen nur noch die Lippen . . . zu denen komme ich um ein Kleines. Ich tanzte den Tischtanz und den dritten Walzer mit ihr — sie betrog meinetwegen einen Lieutenant von der Marine um den letzteren. Während wir beim ersteren austanzten, hielt ich an und bekam Ja. Während wir Eis im zweiten aßen, küßte ich sie auf den Mund . . . heiße, frische, flaumweiche Lippen. Ich vergesse diese Lippen nie. Es kann nichts nützen, daß Sie versuchen aufzustehen, Fräulein . . . wir sitzen fest, bis wir uns beide auf einmal erheben.
— Sie können sich den Rest der Geschichte sparen. Am nächsten Tag schreibe ich, daß das Ganze natürlicherweise nur dummes Zeug gewesen von Ihrer und von meiner Seite. Ich bat Sie nur um eins — das haben Sie nicht erfüllt. Es ist nicht hübsch von Ihnen, Birker, die dumme Geschichte wieder aufzuwärmen.

— Ach, Fräulein, Sie sagen die dumme —

— Als ob Sie es anders meinten —? War das Ihre unglückliche Liebe?

— Sie sind so hitzig, Fräulein Krogh. Wenn Sie mich nur ausreden lassen wollten .... Ich fand Ihren Brief so vernünftig, so richtig. Ich war gerade im Begriff gewesen einen einigermaßen gleichlautenden an Sie zu schreiben .... Aber wissen Sie, was ich nie aus unserer — ja, ich darf wohl sagen: Verlobungszeit? vergessen kann? Das waren Ihre Lippen — heiße, frische, flaumweiche. Diese Lippen wurden meine unglückliche Liebe. Sie jagten mich hinaus in Wildheit und Gottlosigkeit, der Glaube verließ mich, denn ich fand nie, was ich suchte. — Fräulein Krogh!

— Ja.

— Nun sind wir einander nach Verlauf eines Jahres im selben Haus, in den selben Umgebungen begegnet ... Alles ist wie damals.

— Nur daß ich keinen Lieutenant mehr Ihretwegen anführe.

— Nun haben wir einander zu Tisch gehabt. Vor einem Jahr hielt ich an. Das war albern.

— Sie brauchen nicht ungalant zu sein.

— Darauf küßte ich Sie. Das war das Vernünftigste, was ich jemals gethan habe.

— Herr Birker!

— Die Reihenfolge der Faktoren war verkehrt. Nr. 2 hätte Nr. 1 sein müssen, und Nr. 1 hätte niemals existieren sollen ... Sie zerreißen sich Ihr Kleid, wenn Sie jetzt aufstehen .... So — jetzt verbessern wir das Rechenstück.

— Bir—ker!

— Darf ich Sie zum Tanz auffordern. Passen Sie nur auf: eins, zwei, drei! Das gelang. Lassen Sie mich Ihre Schleppe in Ordnung bringen.

— Wissen Sie, Birker, daß ich so böse sein sollte, daß ich gar nicht mit Ihnen spreche.

— Das weiß ich, Fräulein. Aber das sollte Sie milder stimmen, daß Sie eine fromme That verrichtet. Sie haben einem argen Zweifler seinen Kinderglauben wiedergegeben.

Der Kanarienvogel.

Der Kanarienvogel hatte am offenen Fenster in einer Winternacht geschlafen.

Als das junge Fräulein am anderen Morgen kam, um „Pippip“ zu ihm zu sagen, lag er in einer Ecke des Bauers und zitterte.

Die junge Dame brach in Thränen aus und sagte verzweifelt, sie sei eine Mörderin.

Sie wagte Pip nicht anzusehen, denn es kam ihr vor, als blicke er vorwurfsvoll auf sie.

Ihre Mutter ging aus und ein, und deckte den Tisch. Die Tochter stand am Fenster und weinte, immer stärker und stärker, denn jedesmal, wenn die Mutter herein kam, sagte sie: „Nun hast du es Flora. Nun stirbt Pip und du bist Schuld daran. Glaubst du, du wirst diese Nacht ruhig schlafen?“

Da kam der Student, der Mediziner und Pensionär des Hauses war.

Er sprach ermunternde Worte zu dem jungen Mädchen und bat sie, Zuckerwasser zu holen. Dann nahm er Pip in seine warme Hand und goß ihm Wasser in den Schnabel, und Pip erschrak so über das Wasser, daß er lebhaft mit den Flügeln zappelte.

„Da sehen Sie", sagte er zu Flora, und Flora lächelte unter Thränen.

Und während die Mutter aus- und einging, standen sie am Fenster und puschelten um Pip, aber wenn die alte Dame draußen war, kamen sie einander sehr nahe.

Jedesmal, wenn die Mutter hereinkam, sagte sie: „Gott sei Dank, daß wir Herrn Holmer haben. Sei du froh darüber, Flora."

Pip lag in Floras Hand und Holmer beugte sich über ihn. Es kam so natürlich, daß er — jedesmal wenn die Mutter hinausgegangen war — seine Hand über ihre legte, weich und vorsichtig, um Pip mehr Wärme zu geben. Zufällig begegneten sich ihre Augen, und unwillkürlich schloß sich seine Hand fester um die ihre. Aber auf einmal riß sie ihre Hand los. Pip hatte gleichsam wie nach Luft geschnappt.

Sein Schnabel stand weit offen und seine Augen starrten matt, wie betaute Steinkohlenperlen. Dann fiel er zusammen, streckte die Beine gerade hinter sich aus und wurde steif.

Flau, ohne Worte standen sie und sahen erst den toten Vogel, dann einander an.

Da kam die Mutter mit der Terrine herein.

„Stehen Sie noch da, Herr Holmer? Weißt du, Flora, ich muß dran denken, wie reizend Herr Holmer an einem Krankenbett sein würde."

Moral heutzutage.

An den Herausgeber der „Freien Bühne".

Der geistvolle Aufsatz, den Sie neulich unter der Aufschrift „Moralische Stickluft" brachten, und die redaktionelle Notiz, die Sie ihm beifügten, veranlassen mich, ein paar Reflexionen niederzuschreiben und Ihnen vorzulegen, die nicht für noch wider die Tendenz der Gerecke'schen Schrift Stellung nehmen, sondern nur die Frage nach allgemeingültigen ethischen Normen von meinem Standpunkt aus einseitig beleuchten sollen.

Wenn Sie finden, daß mein Standpunkt der Standpunkt mehrerer ist — oder sein könnte — so giebt es vielleicht eine Gelegenheit, auch Ihren Lesern diese Sätze mitzuteilen.

Auf eines freilich muß ich rechnen: daß Sie und Ihre Leser nicht nach absoluter metaphysischer Wahrheit trachten, sondern daß philosophische Gedankenreihen Sie nur als psychologisches Material, als Illustration individueller Geistesthätigkeit, kurz, als eine besondere Art von documents humains interessieren.

Solange die Religion das Denken beherrschte, mußte eine Sittenlehre, die mit dem Schimmer rechtgläubiger Mythologie umgeben war, als einzig, absolut und wahr gelten. Es kam ihr zu statten, daß sie sich in vielen Fällen mit den empirisch erprobten Gesetzen des menschlichen Verkehrs deckte, und daß sie wegen ihrer Tendenz, den Schwachen vor dem Starken zu schützen, den ritterlich gearteten Kulturvölkern sympathisch war. Ihre radikale Einfachheit, ihre Vorliebe für die Armut machte Sie dem gemeinen Mann einleuchtend, während der Philosoph aus ihrem praktischen und ökonomischen Wert für seine Gottesbeweise, Theodiceen und sonstigen von der Kirche bestellten Arbeiten Nutzen zog.

Nunmehr ist die Trennung von Religion und Wissenschaft schon fast vollzogen; dem Forscher gilt die alte Sittenlehre nicht mehr als ein absolutes Erzeugnis einer höheren Intelligenz sondern als ein Entwickelungsprodukt. Und wenn diese Sittenlehre auch stärker als wir oft glauben in unseren Instinkten, in unseren Schätzungen, in unserem Geschmack sich ausdrückt, so sehen wir doch nicht mehr unsere ausschließliche sittenphilosophische Aufgabe in der Ergründung ihres Wesens. Wir streben vielmehr danach, aus der unendlichen Vielheit möglicher Moralsysteme dasjenige zur Gültigkeit zu erheben, welches uns entweder am meisten zusagt, oder als allgemeinnützigstes erscheint. Schon die letzte Generation hat von Stirner bis Nietzsche diesem Versuche Liebe und Ausdauer zugewendet; als Bezeichnung für diese Bestrebungen erfand Nietzsche die schönen und konkreten Wendungen: Schaffen neuer Werte, Umwerten aller Werte, Schaffen neuer Tafeln. Aber die neuen Tafeln waren jedesmal wieder so absolut und ausschließlich als es die alten gewesen waren, sie galten für alle Menschen zugleich, und wer sie nicht anerkannte, der gehörte zu den Vielzuvielen, den Thoren, die die Rolle der „Gottlosen" von ehedem übernehmen mußten, während die neuen „Gottlosen" die Katheder der alten „Frommen" bestiegen. Auch die Uebereinstimmung fand sich, daß wie ehemals die Gottlosen, so jetzt die Thoren die große Mehrzahl bildeten.

Wenn ich die Frage nach der Aufstellung neuer ethischer Systeme ganz allgemein fasse, so scheint mir, als könnte ich beim Kunstruieren dieser Systeme nur nach folgenden Grundprinzipien verfahren — immer vorausgesetzt, daß „höhere Ideen", „der Begriff des Guten" und ähnliche Dinge aus dem Spiel bleiben:

1. für mein eignes Handeln ohne Rücksicht auf andere Normen zu finden,
2. die Menschheit möglichst glückselig zu machen,
3. den Verkehr zu erleichtern,
4. die menschliche Rasse nach gewissen Prinzipien zu veredeln,
5. die Menschen für gewisse eigene oder Klassenzwecke gefügig zu machen.

Es thut nichts zur Sache, wenn sich derartiger Gesichtspunkte noch einige mehr aufstellen lassen; sie werden immer das gleiche Aussehen haben. Ich will zunächst nur bei dem ersten verweilen, der in gewissem Sinne der modernste und aussichtsvollste zu sein scheint.

Unter „Ich" sei ein Individuum mittlerer intellektueller und sittlicher Begabung, wie es für diese Frage in Betracht kommt, verstanden; ob ich selbst „besser" oder „schlechter" geartet bin, bleibt unerwogen.

Normen für mein sittliches Handeln zu abstrahieren habe „ich" nie das Bedürfnis empfunden. Ich bin mit mir selbst nicht unzufrieden, halte auch mich für „leidlich tugendhaft" und gelte dafür, ja selbst für besonders taktvoll. Fast niemals bin ich in sittliche Konflikte geraten, wie man solche zu meiner

Zeit in Schulaufsätzen behandelte; ebensowenig habe ich Grund gehabt über meine Handlungen im voraus vom Standpunkt der Moral zu meditieren. Diese moralische Abschätzung ist bei mir ebensogut Instinktssache, wie das Urteil, ob ich einen Gegenstand mit der Hand erreichen kann ohne vom Sitz aufzustehen. Gewissensbisse empfinde ich dementsprechend seit meiner Kindheit selten; eigentlich fast immer nur nach materiellen Delikten: Ausschweifung oder Trägheit. Ich betrachte sie alsdann als eine Art physischer Reaktion und hänge ihnen nicht nach; vielmehr suche ich sie gleichzeitig mit ihren Ursachen zu beseitigen. Auch nach Zornausbrüchen, nach Rücksichtslosigkeiten, sowie nach unmotivierten Regungen des Mitleides habe ich schon Gewissensbisse gespürt. Indessen sind sie im Vergleich zu dem Bewußtsein, eine Dummheit gemacht zu haben, in der Regel eine verhältnismäßig schwache Empfindung.

Die Versuchung, unehrenhaft, betrügerisch, diebisch, hinterlistig zu handeln — ich glaube, ich kann ohne Ueberhebung sagen, ich kenne sie nicht. Was mir an Handlungen dieser Klasse zuwider ist, ist noch mehr der Begriff demütigender, niederer Heimlichkeit als der des Unrechts gegen andere. Ich lüge auch ungern und niemals freiwillig, aber wo es mir unumgänglich scheint, ohne Bedenken und ohne Verlegenheit. Dagegen würde es mir, wie ich annehme, sehr schwer, vielleicht unmöglich sein, eine Unwahrheit einzugestehen. Haß und Rachsucht, Neid, Habsucht und Herrschsucht sind mir mehr Leiden als Leidenschaften. Ich bekämpfe sie schon deshalb, weil sie peinigen. Und ihnen ist durch Vernunft leicht beizukommen! Meine Ansicht über mich selbst ist für mich kein Gegenstand moralischer Kritik. Ich freue mich nicht über die Perioden der Selbstunterschätzung, und ich erwarte gefaßt die der Ueberhebung. Beide kenne ich genau in allen ihren Symptomen; ihr Eintreffen, ihre Dauer, ihre Wirkungen und studiere sie mit psychologischem Interesse. In gleicher Weise übersehe ich die periodisch wechselnde Neigung zu Ausschweifung und Abstinenz: wenn ich sie möglichst auszugleichen suche, so folge ich mehr der Hygiene als der Moral.

Von Mitgefühl und Mitleid werde ich zu Zeiten heftig, zu Zeiten gar nicht geplagt. Normalen Impulsen dieser Regung folge ich gern; der Sensation wegen die ihre Befriedigung hervorruft. Wenn die Regung ausbleibt, so bin ich mir nicht unzufrieden; doch da ich das Mitleid nicht für eine schädliche, weit eher für eine dem Menschengeschlecht heilsame Neigung ansehe, so lasse ich in diesem Sinne bisweilen eine kleine Korrektion eintreten. Zeigt sich das Mitgefühl anormal lebhaft oder unmotiviert, so hinterläßt es gelegentlich, wie erwähnt, eine Art von Unbehagen in der Form, daß ich mir Schwächlichkeit vorwerfe. — Auf Tiere erstreckt sich mein instinktives Mitgefühl viel weiter als ich es verantworten kann. Ich gebe dieser Schwäche nach, weil es mir zuwider ist, einen harmlosen Instinkt mutwillig zu unterdrücken. Selbst leblose Organismen, Arbeitsprodukte, Institutionen bin ich gewohnt um ihrer selbst willen zu schützen. Ich mag keine Pflanze verstümmeln und keine Wand bekritzeln; ich begehe keine Bestechung, und eine glückliche Ehe gilt mir heilig.

Soll ich diese Sittencharakteristik in ein Schema fassen, so kann ich sagen: mein erstes Prinzip ist Entwickelung meiner körperlichen und geistigen Kräfte. Soweit mir dann noch Spielraum bleibt, folge ich einfach meinem Geschmack. Meinem Geschmack entspricht es, einen Begriff zu realisieren, der allenfalls gekennzeichnet werden kann durch den burschikosen Ausdruck: ein anständiger Kerl. Ich glaube, ich brauche diesen Ausdruck nicht zu erläutern. Wie viel der Begriff selbst willkürliches, ja selbst unzeitgemäßes enthält, ist mir bewußt. Trotz-

dem unternehme ich es nicht, meinen Geschmack nach der Richtschnur des Denkens zu züchten, weil er mir individuell ist, und weil ich ihn liebe. Ich liebe auch die Menschen, die einen ähnlichen Geschmack haben, mehr als andere und halte es für unzuträglich, in so innerlichen Fragen mit Menschen, die mir lieb sind, uneins zu sein.

In Summa muß ich gestehen: meine Moral ist — teils Hygiene, teils Willkür."

Ich will nicht behaupten, daß die Mehrzahl der geistig Freien auf dem Standpunkte des Individuums steht, das ich skizziert habe. Trotzdem ist es einer der wenigen, die sich mit den religiösen und wissenschaftlichen Ansichten unserer Generation vertragen — und die übrigen sind nicht „besser", im alten Sinne. Soviel ist klar: wenn ich als moderner Mensch die Prinzipien meines eigenen moralischen Handelns abstrahieren will, um ein allgemeingültiges ethisches System zu bilden, so komme ich nicht zum Ziel. Es giebt Menschen von derartig perversen Instinkten, daß ihre „Hygiene" sich nur mit Schauder denken läßt, und der moralische „Geschmack" gar Vieler hält alles für Spitzfindigkeit und Raffinement, was das Strafgesetzbuch nicht ausdrücklich erwähnt.

Will ich also einen Codex der sittlichen Werte aufstellen, so muß ich ihn nach Maßgabe der anfangs erwähnten Prinzipien Nummer 2 bis 5 komponieren. Das gemeinsame dieser Prinzipien ist, daß sie außerhalb des Gebietes der eigentlichen Ethik liegen. Außerdem weisen sie alle in die Zukunft.

Nicht in die Zukunft der nächsten noch der nächstfolgenden Generation, sondern in die blaue Zukunft der Spekulation, der Freiheits- und Friedensapostel, wie sie uns aus populärwissenschaftlichen Schriften und Ausstattungsstücken geläufig ist. Selbst wenn ich annehme, daß es nützlich ist, sich mit dieser Zukunft zu befassen, so bin ich noch nicht viel weiter. Denn nur zum Beispiel das Glückseligkeitsmaximum der Menschheit richtig herzustellen, brauche ich als Requisiten ein Vergleichsmaß aller Arten von Lust und Unlust, die Kenntnis des Werthes von Leben und Existenz, die Uebersicht der Ernährungsfähigkeit der Erde, die Gesetze der Ausbreitung der menschlichen Gattung, ein zuverlässiges sociales System. Als Bildner und Züchter von Zukunftsracen muß ich über die Entwickelung und Geschichte der Arten über die Tendenzen aller Entwickelung über den „Zweck" der Organismen eine beruhigende und sichere Ueberzeugung besitzen. Und so fort. Ergebnis ist: die Ethik als theoretische Betrachtung ist nicht selbständig; sie ist die Fortsetzung und Konsequenz eines jeden philosophischen Universalsystems, der Schlußstein einer jeden metaphysischen Weltanschauung. Ich habe vor der Philosophie allen Respekt. Ich betrachte sie als eine Art abstrahierender Dichtkunst; ich glaube, daß sie die leitenden Denkformen, die jede Epoche besitzt, in reinster Form ausspricht, ja oft die Denkformen späterer Zeiten präsummiert. Im Zusammenhang mit ihr scheint mir die theoretische Ethik ein bedeutsames Problem, losgelöst halte ich sie für ein Spiel der Imagination. Es kommt mir vor, als wollte einer eine Zollpolitik entwickeln ohne die Produktion noch die Bedürfnisse seines Landes in Erwägung zu ziehen.

Aber wäre nicht eine allgemein anerkannte praktische Sittenlehre, gleichviel wie und durch wen aufgestellt, ein Bedürfnis unserer ethisch gestimmten Zeit? Ich glaube, ohne religiösen Apparat, ohne irdische Vergeltung, himmlischen Lohn und höllische Strafen, ohne gemeinschaftliche Götter, Götzen und Ideale kann keine Sittenlehre einen entschiedenen Einfluß gewinnen. Und was wird uns von all' dem bleiben? Vielleicht der Spiritismus.

Von jeher ließen sich die Menschen außer durch die Furcht Gottes und der Gesetze nur bestimmen durch die Rücksicht auf Achtung und Verachtung bei ihresgleichen und die instinktiv abstrahierte Selbstachtung. Der Mechanismus des Gewissens, dieser eigentümlichen und präcisen sittlichen Steuerung ist wesentlich aus den verborgenen Begriffen der religiösen Furcht und der Selbstachtung zusammengesetzt; und die Furcht überwiegt. Durch Erziehung und Ererbung von Generationen um Generationen ist das Gewissen ein mächtiger, fast unausrottbarer Instinkt geworden. In ihm wird die alte religiöse und sittliche Ueberzeugung vielleicht fortleben, wenn sie im Bewußtsein schon längst untergegangen ist.

Trotzdem muß im Verlauf ungläubiger Geschlechter das Gewissen verblassen. Umsomehr, als auch die Begriffe der Achtung und Verachtung je kraftloser werden, je mehr der Glauben an Selbstbestimmung, freien Willen und Verantwortlichkeit schwindet. Wenn ich von einem Verbrecher weiß, daß er eigentlich ein Kranker am Geiste ist, so kann ich ihn hassen und verabscheuen: aber die gesunde alte Pharisäerverachtung, die dem anderen so peinlich war wenn sie ihm bethätigt wurde — deren bin ich nicht mehr fähig.

An Stelle des Gewissens kann eine neue Moral keinen annähernd so wirksamen selbstthätigen Regulator ersinnen. Zudem krankt sie an ihrer anscheinenden Willkür. Die alte Sittenlehre trug den Stempel des Absoluten an der Stirn, indem sie alles verpönte, was menschlich war und auf das Göttliche hinwies. Alle rücksichtslosen und natürlichen Lebensäußerungen erklärte sie für sündhaft; sie gestattete nur, was sich unter gewisse höhere Ideen unterordnete. Dem gemeinen Mann war das deutlich; er merkte, daß alles gut war, was ihm schwer wurde, er fühlte sich als Sünder und in diesem Sinn dem Höherstehenden gleich, vielleicht gar überlegen. Er lernte seine Sinne, seine Rücksichtslosigkeit, seinen Ungehorsam und Trotz im Zaume halten und sich demütigen und bescheiden, doch immer im Hinblick auf eine einstmalige Abrechnung. — Mehr verbieten, weniger gestatten wird keine der neuen Lehren. Eine jede wird durch das gekennzeichnet sein, was sie einzäumt, und schließlich wird alles mindestens einmal gestattet worden sein.

So wird der Glauben an die Zuverlässigkeit moralischer Lehren untergraben. Es entsteht die Frage, ob ohne jede Moral, nur durch die Gesetze des Rechtes, des Verkehres, durch Achtung und Verachtung, Liebe und Haß eingeschränkt, die menschliche Art bestehen kann.

Ich glaube, sie kann es und wird es müssen; aber ich überlasse es jedem gern, diese Häresie zu widerlegen.

Wir stehen im Anfang einer Periode der Mystik und der Transcendenz. In ethischen Vereinigungen, in gedankenreichen Schauspielen, in belletristischen Journalen werden der sittlichen Systeme mehr und mehr proklamiert werden. Zunächst wird das beitragen, die letzten Muckereien und Tartüfferien aufzustören, aber das thut wohl in den Ländern der Prüderie mehr als bei uns not. Zu guterletzt wird dann wohl, wie gesagt, die ganze alte Moral und Moralität auffliegen.

Aber auch den Frömmsten bleibt ein Trost: kann unser Geschlecht ohne absolute Moral im alten Sinne nicht auskommen, so ist die Notwendigkeit der Religion, oder theologisch gesprochen, die Existenz einer persönlichen Gottheit bewiesen.

Walther Hartenau.
(Berlin.)

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Bierbaum über Uhde.

Fritz von Uhde von Otto Julius Bierbaum. (Mit einer Heliogravüre nach Sambergers Bildnis des Künstlers. 1893. Verlag von D. E. Albert & Co. in München.) Die von der Vergangenheit weit abweichende Art und die eigentümliche Kunst der modernen Kunstweise hat eine besondere Richtung der Kunstkritik hervorgerufen und um so mehr zur Geltung gebracht, je weniger die konventionelle Schablonenkritik mit ihren Censuren oder den öden Fachsimpeleien Persönlichkeiten wie Uhde, Liebermann, Klinger, Thoma u. a. gerecht zu werden wußte, weil sie für die Neuartigkeit dieser Künstler keine fertigen Formeln besaß hier und dort bisher Forderungen an ihre „beamteten Richter" von Gabe der Charakteristik, von Erfindungskraft in neuen Bezeichnungen, von poetischer Vorstellungsfähigkeit unerhört schienen. Wer von Liebermann nicht mehr zu sagen weiß, wie ein paar Bemerkungen über seine Technik, die vom alten Standpunkt ohne Frage schauderhaft wirken muß, ist nicht mehr wie ein Richter, der nur nach der Physiognomie seiner Parteien das Urteil fällt, ohne ihre Gründe und ihre Sprache zu verstehen. Von innen her mußte die neue Betrachtungsweise kommen, mit Achtung vor der Individualität und Fähigkeit sie zu erfassen, aber auch künstlerisch darzustellen durch Sprachkunst, was Geheimnisvolles und Eigenes in neuen Gedanken und neuer Farbenart lag. Helferich ist in Deutschland der erste Vertreter dieser künstlerischen Kunstkritik auf derem Wege Bierbaum in München und der Schreiber dieser Zeilen weitergebaut haben. Bierbaum ist der eigentliche Poet dieser Richtung, sein Uhdebuch ihr erstes großes Wahrzeichen. Die starke Individualität des dargestellten Künstlers ist mit eiserner Folgerung in jedem ihrer Manifeste respektiert, sie entfaltet sich in weiter Aushholung von ihren Vorbedingungen zur Reife ihres religiösen Neu-Idealismus, sie steht plastisch vor uns als Ausdruck des schlummernden und leise sich regenden Volks- und Zeitgeistes, gleich einer Glioriole umloht von den Feuerbränden, durch welche der Wahn ihr Wachsen zu zerstören und aufzuhalten suchte. Sie steht schließlich vor uns als ein Produkt äußerer und innerer Notwendigkeit des Werdens. Aufgebaut ist dies Künstlerbild mit Bierbaums blendendem Reichtum an Associationen, mit seiner Fülle und krystallenen Charakteristik des Stils, der in Reibung an Gedanken und Formen des Künstlers knisternde Funken in Menge erzeugt, — eigenartige Vorstellungen, die selbst von Kraft neuartiger Poesie sind. Für die kritische Objektivität der Auffassung Bierbaums von Uhde möchte ich aber meine eigene, binnen kurzem in einer Monatsschrift erscheinende Arbeit über denselben Künstler anführen, weil in beiden dasselbe Ergebnis erzielt ist und dieselbe Auffassung durch den Text geht, ohne daß ja eine Aussprache oder eine Berührung zwischen beiden Autoren stattgefunden hätte. Meine Würdigung von Bierbaums Uhdebuch als eines glänzenden Manifestes der modernen künstlerischen Kunstkritik schöpft ihr Urteil darum aus genauester Vertrautheit mit dem Gegenstande.

Franz Hermann Meißner.

Vom deutschen Philologendünkel.

Es giebt vielleicht keinen Stand, der seine eigene Thätigkeit so gründlich geringschätzt, wie der der zwangsweisen Alltagskritiker, die wöchentlich ihr halbes Dutzend Romane oder Theaterstücke abfertigen und mit einer unfehlbaren Sicherheit wissen, daß die Kritik niemand den leisesten Nutzen bringt und morgen schon so radikal vergessen ist wie ein beliebiges welkes Eichblatt, das im menschenfernen Walde vom Ast sinkt. Wenn aber der Kritiker dieser Sorte, das arme Opfer wirtschaftlichen Druckes, sich eine gute Stunde macht, so träumt er von einer großen, echten Kritik, die nur geschrieben wird aus heiliger Liebe zur Sache heraus. Und er denkt wohl mit dem Neid des litterarischen Proleten dann an die streng wissenschaftlichen Fachblätter, in denen irgend ein

heilig begeisterter Professor, der es „garnicht nötig hat," doch das Wort ergreift und einem neuen Buche seiner Wissenschaft lange Spalten widmet, das Gute und Schlechte reiflich erwägend und die Schale völlig parteilos senkend nach der Seite der denkbar objektivsten Wahrheit. Dort liegt das gelobte, das einzige Land der Kritik, so träumt der arme dürre Karrengaul der Eintagspresse. Unglücklicher Kritikerparia: wie in so vielen Dingen von heute geht es auch bei Dir, — nicht einmal Deine Träume haben das Privilegium der Wahrheit. Die sogenannte hohe, wissenschaftliche Kritik von heute ist, weiß Gott, an nur zu vielen Stellen kein Haar besser als Deine Zeilenschmiererei. Du behandelst Dein Theaterstück vielleicht schlecht, weil Du Zahnschmerzen hast und doch ins Theater mußt, oder schreibst baren Unsinn über Deinen Roman, weil Du das Honorar für Deine dreißig Zeilen Kritik brauchst und keine Zeit mehr hast, den Schlußband noch durchzulesen. Das ist ganz abscheulich, gewiß! Der Herr Professor, der im Fachblatt nach mehrmonatlicher tiefsinniger Ueberlegung endlich seine vielspaltige Besprechung vom Stapel läßt, wird Deine leichtfertigen Gründe niemals vorschützen. Und doch: was erlebt man alle Tage auch da! Zu welchem Rattenkönig verknoten sich in dieser sogenannten „hohen Kritik" Eitelkeit und Rechthaberei, Streberei der Jungen und Baumeister-Solneß-Angst der Alten vor der „Jugend, die an die Thür klopft", engherziger Genossenschaftsdünkel und Cliquenwesen, feige Autoritätskriecherei und mißtrauische Behauptung der eigenen papierenen Autoritätsstellung. Umsonst ist alles Bemänteln: die Kritik im ganzen liegt darnieder bei uns, ist durch und durch vergiftet durch die ganze Art und Weise, wie in unserm wirtschaftlichen Leben die Wissenschaft, die Wahrheitsforschung mehr und mehr grob gewertet werden als Objekte, für die man Geld, Einfluß und großen Namen einwechseln kann. Um das Unglück voll zu machen, mischt sich aber gerade in die „hohe Kritik" viel nachhaltiger noch als in die kleine des Tages die wirkliche Borniertheit. Je größer der zur Verfügung gegebene Raum, je feierlicher die Zeitschrift, desto klotziger türmen sie sich auf, die eigentlichen Versteinerungen der Wissenschaft, desto breiter wachsen die Pagoden, desto blecherner klingeln die Glöckchen des Chinesentums. Es lohnt sich, Streifzüge durch die moderne Fachkritik aller Orten zu thun, ganz ohne Unterschied des Stoffgebietes. Ueberall weist sich in der Methode nackt und jammervoll gerade hier die dunkle Seite unserer so oft vom eigenen Licht berauschten Wahrheitsforschung. Ein hübsches Beispiel liegt gerade vor, — es sei wenigstens in kurzem Auszuge festgenagelt.

Vor zwei Jahren erschien aus der Feder von Ernst Krause (Carus Sterne) ein umfangreiches mythologisches Werk „Tuiskoland", Das Buch war ebenso reich an originellen und unerwarteten Schlußfolgerungen, wie an schlechtweg interessantem Material. Wie bekannt, ist der Verfasser von Haus aus Naturforscher, vor allem ein unermüdlicher und äußerst nachhaltiger Verteidiger und Verbreiter der Entwickelungslehre. Bei der allgemeinen Unsicherheit, die auf mythologischem Gebiete herrscht, mußte das Interessante seines Versuchs jedenfalls wesentlich darin liegen, daß hier einmal ein nach jeder Richtung seines Faches kompetenter, von den modernsten Ideen befruchteter Naturforscher das Wort zur Debatte ergriff. Ueber die weittragende Bedeutung einer Berührung von Philologie und Geschichtsforschung mit der Naturwissenschaft innerhalb der Mythenforschung könnte ein Zweifel nicht bestehen, wie man meinen sollte. Zum Ueberfluß war vor Jahren schon ein Philologe, der wenigstens hier und da sich in der Zoologie und Botanik umgesehen hatte, Viktor Hehn, auf einem verwandten, auch in urgraue Dinge, bei denen nur die Hypothese ein flackerndes Lämpchen leiht, umschweifenden Gebiete von den philologisch historischen Kreisen mit einstimmiger Begeisterung aufgenommen und für einen wahren Klassiker erklärt worden. Darüber hinaus konnte man natürlich über Krause's Schlüsse sich redlich zanken und ihm im Einzelnen Recht geben oder nicht. Wie es aber in Wahrheit gekommen, darüber giebt er selbst in einem eben erschienenen neuen Bande seiner mythologischen Studien (Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau, bei Flemming 1893) erbaulichen Bericht, der ein in der That höchst artiges Kapitel zur Naturgeschichte der „hohen Kritik" in Deutschland liefert. Auf den eigentlichen wissenschaftlichen Inhalt des neuen Buches einzugehen, behalten wir uns für später vor. Auf eine engere Beweiskette beschränkt, erscheint das zweite Werk durchsichtiger und überzeugender als das umfassendere, aber auch zersplittertere und sprunghaftere erste. Die Fülle des Interessanten, die es an reinem Material bietet, ist eine ganz außerordentliche, und totschweigen kann man nach solcher Aufhäufung des einschlägigen Details die Schlüsse, zu denen es sich bekennt, nun schlechterdings nicht mehr. Was uns hier einen Moment beschäftigen soll, trifft bloß die ersten dreißig Seiten! Hier liefert Krause unter der Ueberschrift „Eine Verteidigung gegen den deutschen Gelehrtendünkel als Vorwort" eine kurze methodologische Untersuchung

über die Art, wie eine Anzahl philologischer Fachkritiken mit seinem „Tuiskoland" umgegangen sind. Da hört man denn nun Dinge, bei denen allerdings alles aufhört. Und zwar hört eben methodologisch, vom Standpunkte der Kritik an sich aus, alles auf, ganz einerlei, wie viel Recht oder Unrecht auf Seiten der wissenschaftlichen Thesen „Tuiskoland's" bleibe. Krause sagt zunächst zur Charakteristik der Kampfesart im allgemeinen, die man gegen ihn angewendet: „Schon auf der ersten Seite meines Buches hatte ich erklärt, daß dasselbe einen neuen Weg der Mythendeutung einschlägt, der nicht von der gelehrten Bücherforschung, d. h. nicht vom philologischen Standpunkte, sondern von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, und was war die Antwort der sogenannten Fachkritiker auf diese neue Methode: Der Nachweis einer Reihe wirklicher oder eingebildeter Sprachsünden, die ich, namentlich in etymologischen Richtungen, begangen haben soll. Ich bin nun durchaus kein Anhänger des weitverbreiteten Glaubens an die eigene Unfehlbarkeit, habe in der Vorrede ausdrücklich vorausgesagt, daß das Buch genug Irrtümer und falsche Schlüsse enthalten werde, und von dem Irrwahn, dem Leser neue sprachliche Entdeckungen bieten zu wollen, war ich vollkommen frei. Mein Bildungsgang war durchaus nicht darauf angelegt, auf dem Gebiete der alten Sprachen etwas Neues zu bieten, und die angegriffenen Etymologien rühren mit geringen Ausnahmen garnicht von mir her. Aber wenn alle diese Vorwürfe so berechtigt wären, wie die meisten es nicht sind, was ist das für eine verlotterte Kritik, die einem Schriftsteller, der erklärt, die ihm allein aussichtsvoll erscheinende naturwissenschaftliche Mythendeutung zu versuchen, mit keinem Schritt auf sein Gebiet folgt, sondern ihm dafür seine Sprachschnitzer, Schreib- oder Druckfehler in reichlicher Blumenlese vorhält!" Sehen wir uns ein paar der fürchterlichen Schnitzer an, die da auf Krauses Kerbholz kamen. An einer Stelle will er belegen, daß auch die Goten nach Wintern zählten. Er citiert dazu sechs Worte aus Ulfilas. Da er eine Quelle zweiter Hand benutzt, die ihm sonst zuverlässig dünkt, fügt es sich, daß sein wörtliches Citat den Text nicht gotisch, sondern altschwedisch wiedergiebt. Das rügen vier philologische Kritiker und einer leitet daraus in Verbindung mit ein paar andern kleinen philologischen Detailsachen das Urteil ab, daß ein Buch, in dem so etwas vorkomme, einfach „Makulatur" sei. Keiner der vier Kritiker aber erwähnt, daß durch das ungenaue Citat der Sinn, auf den es hier allein ankommt, nicht im mindesten berührt wird! Ein besonders heftiger Kritiker, Professor E. H. Meyer in der „Philologischen Wochenschrift", leistet sich das Folgende. Er bringt eine Blumenlese Krausescher Irrtümer, die besonders „ungeheuerliche Etymologien, wie sie heutigen Tages nicht mehr vorkommen sollten" betreffen. „Thatsächlich" erläutert Krause, entstammen die meisten der Etymologien . . . . von Seite 34—35, woselbst Professor Penka in Wien 4 mal, schreibe viermal, als Urheber derselben genannt wird. Es kommt hier nicht darauf an, ob Herr Penka — den ich für einen gewiegteren Sprachforscher halte als Herrn Meyer — mit seiner Ableitung des Namens der Romani von den Ariomani, und seiner Deutung der Völkernamen Chattuarii, Ansuarii u. s. w. das Richtige getroffen hat oder nicht; aber es kommt einer wissenschaftlichen Fälschung nahe, wenn mir Meyer Etymologien unterschiebt, die ich in einem referierenden Kapitel mit dem vollen Namen ihres Urhebers anführe. Ich muß eine Stelle der Meyerschen Kritik hier wörtlich anführen, um zu zeigen, mit welcher Unverfrorenheit solche gehässigen Fälschungen in die Welt geschleudert werden, nur um ja jedermann abzuhalten, das Buch selbst anzusehen. Herr Meyer sagt Spalte 697: „Es kommt ihm übrigens nicht so genau darauf an; denn Seite 247 stellt er Ares und Orion, Oarion zusammen, die ihm unter Voraussetzung eines verloren gegangenen Digammas mit dem englischen warrior (!) die größte Aehnlichkeit darzubieten scheinen." Schlagen wir nun die Seite auf, so finden wir zu unserer Ueberraschung folgendes: „Es kann kaum bezweifelt werden, daß Eure, Eor und Ares auf ein und dieselbe Wurzel zurückgehen, eine Wurzel, von der Earendel und Orendel, vielleicht auch Orion abzuleiten sind, wenn nämlich Buttmann recht gesehen hat, daß die Namen Ares und Oarion gleichen Ursprungs erschienen und unter Voraussetzung eines verloren gegangenen Digammas mit dem englischen Worte warrior (der Krieger) die größte Aehnlichkeit darböten." Der Verfasser von „Tuiskoland" wird also mit Ausrufungszeichen (Hört! Hört! was so ein Kerl fertig bringt!") für eine Etymologie Buttmanns angerüffelt, obwohl er ausdrücklich die Verantwortlichkeit dafür diesem berühmten Philologen zugeschrieben hat!" Krause fügt bei, daß, wenn hier keine mala fides des Kritikers vorliege, überhaupt keine Grenze mehr existiere zwischen Tadel und Verleumdung. Nun, über die mala fides ist bös streiten. Für unsern Zweck ist wesentlicher, hier so recht eindringlich den Bankerott der „hohen Kritik" zu konstatieren. Was thut der kleine Hunger-Kritiker schlimmeres, der das Theater schwänzt und doch eine Kritik einliefert, als

der Professor, der aburteilt, ohne die betreffenden Seiten ordentlich gelesen zu haben, und der grade gegen das philologische Gebot, richtig zu citieren, aufs gröblichste verstößt! „Die Zeit“ sagt Krause mit einer Grobheit, die angesichts solcher Vorfälle gewiß nicht übertrieben ist, „ist längst gekommen, daß der in Deutschland mehr als in anderen Ländern wuchernden schmachvollen Ueberhebung der deutschen Gelehrtenzunft, die uns zum Gespötte des Auslandes macht, die Maske abgerissen werde, um zu zeigen, welche geistige Armut in der Regel hinter diesem hochmütigen Gebahren steckt. Diese sonderbaren Käuze werden vollkommen berauscht von ihrer Beherrschung eines einzelnen Faches, und statt nun wenigstens, wie wirkliche Gelehrte thun, einzugestehen, daß sie in den anderen Fächern völlig unwissend bleiben müssen, um es in ihrer Beschränkung ein bißchen weiterbringen zu können, daß sie oft an allgemeinener Durchbildung hinter dem Privatmann, der nach vielen Richtungen studiert hat, weit zurückstehen müssen, maßen sie sich an, von ihrem lediglich eingebildeten Thron tief auf alles herabzusehen, was neben ihnen vorgeht, um sich ein ebenso unfehlbares Urteil über andere Gebiete anzumaßen, wie sie es auf dem engen Winkel ihres vielleicht sehr unwichtigen Special-Studiums haben mögen. Wie echte Winkelspinnen schauen sie nicht über ihr Gewebe hinaus; aber wehe dem, der sich demselben nähert! Nirgends ist dieser Dünkel so verbreitet, wie in Deutschland; in keinem Fache aber entwickelter als bei den Philologen . . . . Solange das deutsche Volk fortfahren wird, an den eingebildeten Wert der alten Sprachen auch ferner zu glauben und so die Vertreter der Sprachforschung für eine höhere Menschenklasse zu halten, als diejenigen jeder anderen Forschungsrichtung, solange der ungleich höhere Bildungswert einer tüchtigen naturwissenschaftlichen Schulung nicht zur Anerkennung gelangt, wird auch dieser an Größenwahn streifende und für jeden vernünftigen Menschen verächtliche Hochmut der Philologen kein Ende finden. Je enger der Horizont, um so größer die Anmaßung der Zopf- und Perrückenträger, die da wissen, daß keiner der vor ihrem Katheder sitzenden Knaben oder Jünglinge ihnen widersprechen darf, und die sich aus „Mangel an gesundem Menschenverstand“ einbilden, auf offenem Markt müsse es ebenso zugehen, auch hier müsse jeder andächtiglich dem lauschen, was der Herr Professor aus seinem zerblätterten Kollegienheft der Welt verkündet. Aber die Ehrfurcht vor den alten Texten und vor der Unfehlbarkeit ihrer Ausleger ist längst erschüttert; ein Frühlingswehen hat die Geister ergriffen; sie schütteln den Schulstaub von sich, überlassen die hohen Autoritäten ihrer naiven Selbstbewunderung und kehren ihnen lachend den Rücken, um künftig mit eigenen Augen, statt durch die vom vielen Textlesen trüb gewordenen der Herren Professoren die Welt zu beschauen.“ Der Hinweis auf den „Bildungswert einer tüchtigen naturwissenschaftlichen Schulung“ und den Mangel einer solchen in unserer modernen Normalbildung trifft den Nerv der engeren Sache, die hier, abgesehen von der Gesamtverlodderung der Kritik, in Frage kommt. Man würde sich getrost verpflichten können, in einem Buche für Philologen den allergröbsten naturwissenschaftlichen Unsinn zu schreiben — den Sirius meinetwegen für einen der Gürtelsterne des Orion zu erklären, vom Ichthyosaurus zu sagen ‚er möchte wohl zur Zeit der alten Germanen noch gelebt und die Drachensagen verursacht haben, oder die Koralle unter die Pflanzen zu zählen: die Schnitzer werden nicht bemerkt werden. So lange aber ein derartiger Zustand besteht, wird es verlorene Mühe sein, vom Philologen officieller Sorte Verständnis für die wahre Hilfe zu verlangen, die der Naturforscher ihm auf Gebieten wie der Mythenforschung gewähren kann.

Die Theosophie im Waschhause.

Die Theosophen in London wagen es, unter der praktischen und philosophischen Leitung von Frau Annie Besant, die Einprägung der Geheimnisse dunkler Philosophie mit der Errichtung einer Waschanstalt zu verbinden, welche Ertrags-Dividenden gewährt. Diese Anstalt soll auch durch die „League of Theosophical Workers“ überwacht werden. Frau Besant sagt in ihrer Aufforderung zu dem Werke: „Wir haben ein Gebäude im Auge, welches für die Zwecke einer großen Waschanstalt umgewandelt werden kann; dies beabsichtigen wir mit der besten jetzt zu Gebote stehenden Betriebseinrichtung auszurüsten, so daß die Frauen von der schweren und gesundheitsschädlichen Arbeit des Reibens und Ausringens der Wäsche befreit werden. Die Einrichtung wird anfangs kostspielig sein, ebenso wie die Beschaffung geeigneter Trockenräume u. s. w. und die Sicherung einer dauernden Ventilation. Aber das alles sind Bedingungen des Erfolges und wesentlich für den Zweck, welchen wir im Auge haben, nämlich die Arbeit des Waschens zu einem gesunden und bequemen Lebenserwerb zu machen.

Wir beabsichtigen, den wöchentlichen Lohn etwas höher anzusetzen, als er jetzt tüchtigen Wäscherinnen gezahlt wird und dazu einen

Anteil an den Ertrag zu fügen, als viertel- und halbjährliche Prämie. Wir ziehen dies der Einrichtung einer auf gemeinsamer Arbeit beruhenden Waschanstalt vor, aus dem einfachen Grunde, weil wir unter den Frauen, welchen wir zur Hilfe kommen möchten, nicht die genügende Geschicklichkeit finden würden, um so bedeutende Arbeitsthätigkeit erfolgreich auszuführen. Wenn reiche Menschenfreunde uns das zum Beginn erforderliche Geld geben wollen, wie wir unsere Zeit und Arbeit dazu geben, so brauchte von dem Gewinn nichts für Zinsen abgezogen werden; wird uns aber Kapital zu 4 Prozent geliehen, so muß dies von dem Ertrag abgehen. Ein Teil des letzteren wird für Ausbesserungen, Abnutzung der Maschinen u. s. w. zurückgelegt werden, und sollte er sich als bedeutend erweisen, so wird ein Teil zur Anlage anderer Hilfs-Centren dieser oder ähnlicher Industrien Verwendung finden.

Wir bitten um die nötige Beihilfe, damit wir die Ausführung des Plans auf einer hinreichenden Grundlage beginnen und dadurch den Erfolg sichern können. Hierzu würde es einer Summe von 2000 Pfund bedürfen. Diejenigen, welche einfach schenken können, werden ersucht, Beiträge — je größer, desto besser — einzusenden. Die, welche ohne Zinsen darleihen können, mögen uns von ihrer Bereitwilligkeit, zu helfen, in Kenntnis setzen, aber kein Geld einschicken, bevor sie dazu aufgefordert werden; Darlehen dieser Art werden von 1 Pfund ab angenommen. Diejenigen, welche auf Zinsen leihen wollen, mögen es uns anmelden, aber das Geld noch nicht einschicken; solche Darlehen dürfen nicht unter 50 Pfund sein."

Amerika, das Zukunftsland der Kunst.

In der Zeitschrift „Arena" stellt ein M. O. Patridge die Behauptung auf, daß der amerikanische Bildhauer das Zeug dazu habe, dem besten der antiken griechischen Bildhauer an die Seite zu treten. Indem er über die Lebensbedingungen in den Vereinigten Staaten spricht, glücken ihm die nachfolgenden konservierten Prachtsätzen: „Wir, gleich den Griechen, sind freie Männer. Unsere Lebensbedingungen — das neue Leben, welches überall beginnt — sind ziemlich dieselben wie die Athens in den glorreichen Tagen seiner Kunst. Die Erziehung ist frei und allgemein. Wir werden nicht durch Kriege heimgesucht, noch durch ein Militärsystem, welches eine Zahl der besten Jahre aus dem Leben eines Mannes nimmt und sie dem Soldatendrill opfert. Wir sind ein wohlhabendes Volk; verkommene Armut kommt selten unter uns vor. Wir besitzen auch zahlreiche Verfahren, um Kunstwerke zu vervielfältigen und sie in jede Heimstätte des Landes zu tragen, damit allen bekannt werde, was andere in Kunst und Wissenschaft geleistet haben. Wir sind die Erben — in höherem Maße vielleicht als irgend ein Volk gegenwärtig — der vergangenen Geschichte der Welt. Das Leben ist, im ganzen, frank und frei bei uns. Man setzt von jedermann voraus, daß er irgend eine Beschäftigung habe. Unsere Religion legt uns keine Fesseln an. Wir dürfen ungehindert in Skulptur und Malerei darstellen, was uns beliebt, so lange es nichts Unwürdiges oder Frivoles ist; gegen derartige Darstellungen bestehen Gesetze. Wir sind ein schönheitliebendes Volk; dafür zeugen reichlich unsere Dichter, Historiker und Novellisten. Unsere Kunst ist noch in ihrer Jugend, aber der amerikanische Genius hat etwas dem griechischen Verwandtes — eine köstliche Eigenschaft: die Kraft sich endlos zu entwickeln und entwickelt zu werden. Bisher hat er sich hauptsächlich in der Wissenschaft und den mechanischen Künsten bethätigt; aber diese sind die natürlichen Vorläufer der Kunstepochen."

Glückliches Amerika, — du hast in der That schon alles, was zum Gedeihen einer Kunstblüte nötig ist: „Gesetze" gegen das „Unwürdige" und „Frivole" in der Kunst. „Entwickele" dich nur in ihrem Schatten „endlos," wir haben vorläufig an unserem eigenen „Athen" genug, wenn du uns nichts Besseres zu verabreichen weißt!

Ein Schlußurteil über die „Tisserands".

Die hochangesehene Monatsschrift „Mercure de Paris" bringt noch einen Artikel über „Die Weber". Wir glauben, ihn unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

„Die Weber", fünfaktiges Drama von Gerhart Hauptmann. Ich brauche nicht auf den erschütternden Erfolg dieses kolossalen Dramas zurückzukommen. Ganz Paris erbebte, wie Berlin erbebt war; die Presse vermochte nichts als sich niederzuwerfen und den Orkan über sich hin brausen zu lassen und sich dann vorsichtig wieder aufzurichten, erschüttert und verwirrt, um sich über die vernichtende Wirkung klar zu werden, und mit scheuem Blick die letzten Wolken mit dem Sturme kämpfen zu sehen. Man hörte nur einen Schrei, in Paris sowohl wie in Berlin, einen Aufschrei, zugleich ein Gefühl der Befreiung und des Entsetzens gegenüber dem Furchtbaren, was man durchgemacht. Man empörte sich gegen das Gräßliche dieses Bildes. Blut — immerhin! Metzelei — sei es drum! Die Bluthochzeit, die Inquisition,

selbst das Leiden des Heilands — alles! aber nur nicht der Hunger! nicht das Elend, welches eine Klasse menschlicher Wesen, eine Herde von Brüdern erwürgt, sich wie das antike Schicksal ihrer bemächtigt und sie durch den Kugelregen hindurch jagt in ihren Nöten um das tägliche Brot! Das ist zu häßlich und zu grausam! Es giebt Scenen, vor denen sich das Haar sträubt: die, welche sich vor unsrer stumpfen, unreinen Seele wie anklagende Gespenster erheben, die alten betäubten Gewissensbisse wach geißeln; die, nach welchen jeder Zuschauer, weil er sich schuldig fühlt, das feige Bedürfnis empfindet, nicht an das zu denken, was er gesehen hat, und „etwas Anderes" zu sehen. Und in Paris wie in Berlin erscholl der Ruf: Gefährlich! ungesund! unsittlich! und man fiel auf die Knie und flehte: Censur! Censur! O Censur, schütze du uns! Und die Censur trat ein, hilfreich, beruhigend, und da sie diesmal durch die allgemeine Furcht unterstützt ward und übrigens gleichfalls das Werk so beredt, so mächtig, so durchdringend wirksam fand, daß es zu einer Gefahr für die Gesellschaft werde, dekretierte sie: „Es ist nicht gut, daß man das Vorhandensein des Elends erfahre!" Und das auf einen Augenblick in seinem ruhigen Speisungs- und Verdauungsgeschäft gestörte Publikum begann abermals vertrauensvoll zu weiden. Nämlich das Bild des Volks, des Volkes, welches sein Geschlecht im Kampf auf Hungerleben und Tod fortpflanzt, ist noch niemals so tragisch heraufbeschworen worden. Noch nie hat ein volkstümliches Stück eine so hohe Stellung eingenommen, und dies durch einfache Mittel. Ich nehme dabei selbst „Wlastj Tmy" („Die Macht der Finsternis") von Tolstoi nicht aus, der durch alle Schrecken der Trunkenheit, des Verbrechens, der Vertiertheit hindurch nicht einen so starken und vollständigen Eindruck erreicht. Ach, wir sind hier weit entfernt vom Melodrama, wir sind sehr fern von dem realistischen Stück mit lebenden Bildern „nach der Natur", das sich nie von der Uebertreibung, vom Romantizismus, von der falschen Erhabenheit, von dem in Frankreich bei jedem Bühnenstück nun einmal unentbehrlichen komischen und sentimentalen Elemente loszumachen wußte. Hier ist weder Deklamation, noch Effekthascherei, noch Kunstkniffe, noch leerer Wortschwall. Nichts von dem allen, sondern das Leben, das wahre Leben, das wahrscheinliche, und immer jenes große Gesetz, nach dem es so werden mußte. Und da alles mit wunderbarer Kunst ausgewählt, verteilt, in Bewegung gesetzt ist — um so wunderbarer, weil das Kunstreiche nicht einen Augenblick durchscheint — so geht daraus ein Meisterwerk an Kraft, Logik und Gefühlserregung hervor, welches sich unwiderstehlich des Zuschauers bemächtigt, ohne eine Fuge zu lassen, wo das Vernünfteln eindringen kann, das der Tod des künstlerischen Eindrucks ist. Und wir begegnen keiner Moral. Besteht nicht das Drama, das große Drama darin, daß es uns zittern und leiden läßt ohne ausgesprochene Tendenz, nur weil „leben" leiden heißt, und weil wir fühlen, daß das Verhängnis über den Menschen schwebt und ihnen das Martyrium bringt? Die „Weber" sind ebenso wenig ein sozialistisches Stück wie „König Oedipus" ein royalistisches ist. Es ist die menschliche Tragödie, oben und unten, der Kampf ohne Resultat und das schauervolle unverdiente Unglück. Das Schicksal arbeitet, und der Mensch ist sein Werk. Die einzige Lehre ist die, welche das Dasein selbst giebt, und zwar die erhabenste, welche es geben kann: die Anweisung zum Mitleid, zur Demut, zur Wohlthätigkeit. Das ist die Moral, wenn es einer solchen bedarf."

Nach Wiedergabe der unseren Lesern bekannten Besprechung Schlenthers in der „Freien Bühne" schließt die Kritik mit einem Hinblick auf die Pariser Aufführung des Dramas. „Die Weber" sind durch Antoine ganz vorzüglich in Scene gesetzt worden. Die Pariser Wiedergabe des deutschen Werkes zeichnet sich besonders durch ein Ensemble in einem durchgehenden Ton der Gewaltsamkeit und Leidenschaft aus. Wer diese durch Verzweiflung, Alkohol und Rachbegier bis zum Wahnsinn getriebenen Handwerker gesehen hat, wird sie sobald nicht vergessen. Die Berliner Darstellung war nicht zu einer gleichen Mächtigkeit gelangt. Dagegen erschienen die bürgerlichen Typen in Berlin in einer entsprechenderen Schale, besonders die Persönlichkeiten des Fabrikanten Dreißiger und des Pastors, die in Paris nicht so gut gegeben wurden."

Eine Pilgerfahrt im Jahre 1894.

Der Herausgeber der höchst populären englischen Monatsschrift Review of Review, Herr W. T. Stead, macht wieder von sich reden. Er fordert zu einer Pilgerfahrt im Frühling 1894 auf, um die interessanten Stätten englischer Geschichte zu besuchen. Die Pilgerfahrt soll an der Küste entlang auf einem Schiffe, die May Flower, unternommen werden. Nur 200 Teilnehmer werden zugelassen, der Preis der 14 tägigen Fahrt beträgt 20 Pfund. Anmeldungen nimmt Mr. Stead schon jetzt entgegen. Was uns bei der Sache interessiert, ist die originelle, zugleich phantastische und praktische Art, in welcher Stead seine Idee in Scene

setzt. Um den Leuten Lust zur Reise zu machen, giebt er einen fingierten illustrierten Bericht der Fahrt, als wenn sie schon geschehen wäre. Alle Einzelheiten sind hier erwähnt; nicht allein die durch bekannte Bischöfe und Diakone abgehaltenen Gottesdienste in den historisch interessanten Kathedralen, nicht nur die Vorträge berühmter Schriftsteller und Professoren auf den geweihten Stätten englischer Geschichte, sondern auch die — Seekrankheit der Passagiere, die Leistungen des Amateurphotographen u. s. f. Stead hat an eine Anzahl hervorragender englischer Persönlichkeiten Rundschreiben gerichtet, in denen er sie um ihre Meinung über die Pilgerfahrt befragt, zum Teil sie selbst dazu auffordert. Die meisten haben mit begeisterter Anerkennung geantwortet. Stead veröffentlicht in der Review of Reviews eine Menge solcher Antwortschreiben, z. B. das des Bischofs von Durham, des Bischofs von Rochester, des Lords Spencer von der Admiralität, des Earl von Meathe, des bekannten Romanciers Walter Besant und vieler Anderer. Die Pilgerfahrt soll bis auf Kleinigkeiten ein treues Bild alter Zeit zurückzaubern und das wird nicht allein durch Vorträge und Erklärungen berufener Forscher und Dichter, sondern auch durch Mahlzeiten im Charakter der berühmten Epochen englischer Geschichte geschehen (!!)

Noch eine zweite Ankündigung giebt Mr. Stead im letzten Hefte seiner Review. Stead ist, wie bekannt, Spiritist; er beabsichtigt nun, eine neue Vierteljahrsschrift „Borderland" (Grenzland) herauszugeben. Dieselbe soll einen Ueberblick über den Stand des Spiritismus in den verschiedensten Ländern geben. Stead veröffentlicht eine Liste der spiritistischen, theosophischen, astrologischen, magischen, hypnotischen Blätter, über welche in „Borderland" sorgfältig berichtet werden soll. Es ist eine stattliche Liste von Journalen aller Länder. Wir führen nur einige der Blätter an: „Licht des Ostens, Calcutta. — Der Theosophist, Madras. — Efferot, Stockholm. — Pauses, Bombay. — Le Lotos bleu, Paris. — Der Bote, Lüttich. — Carrier Dove, San Francisco, u. s. w. Im ganzen 46 Journale. Um die Sache zu fördern, bittet Stead seine Gesinnungsgenossen, sich zu Gruppen zu vereinen und auf verschiedenen Feldern spiritistischer Wissenschaft Beobachtungen anzustellen. Die Resultate dieser Beobachtungen sollen in „Borderland" veröffentlicht werden. Jeder, der Interesse für die Sache hat, solle sich für eine Sektion melden. Die einzelnen Sektionen sind: 1. Hellsehen, Hellhören, Träume u. s. w. 2. Telepathie, telepathisches Schreiben, Gedankenlesen u. s. w. 3. Voraussehen zukünftiger Dinge, 4. Geistererscheinungen im Augenblicke des Todes, nach dem Tode, 5. Spiritualismus, 6. Hypnotismus, 7. Astrologie u. s. f.

Unter solchen Auspicien geht das neunzehnte Jahrhundert, dessen Geburtsstunde Goethe und Schiller einweihten und in dem Darwin geboren wurde und starb, zu Ende: „Pilgerfahrten" mit dem Apparat Stangens — und Astrologie!!!

Russisches Bettlerelend.

Der „Siewiernyj Wiestnik" bringt einige Artikel des russischen Schriftstellers L. Wiesine über die Bettelei in Rußland. Manche der angeführten Thatsachen werden auch in Deutschland Interesse erregen: ergreifende Bilder der Welt, in der Tolstoi waltet!

Die Hungersnöte stellen das größte Kontinent zu den Bettlern in Rußland. So war es in der Vergangenheit, so ist es noch heut. Nach jeder Mißernte werfen die Hungernden sich in die Städte, um Aushilfe in mehr oder weniger einträglicher Bettelei zu finden.

Im Jahre 1880 verließ ein Teil der Einwohner des Gouvernements Samara das offene Land und überschwemmte die Städte. Die zahlreichen deutschen Bewohner dieser Gegenden folgten dem von den Russen gegebenen Beispiel. Die Eltern verließen ihre Kinder oder gaben sie Fremden und gingen bettelnd in die Städte oder auf die großen Landstraßen.

Die Teuerungen von 1889, 90 und 91 haben die Zahl dieser Unglücklichen noch vermehrt. Sie reisen in Massen mit ihren Pferden und all' ihren „Schätzen", und begehren bei der Ankunft an einem Landorte zugleich Brot für sich und Heu für ihre Pferde. An manchen Orten verjagt man sie, an anderen nimmt man sie mit offenen Armen auf. Die Ortsbehörden legen sich zuweilen ins Mittel, um die Einwohner zur Barmherzigkeit zu nötigen, oder um zu ihrer Abschiebung auf andere Stellen zu helfen. Die Viehseuchen, welche den Teuerungen folgen oder vorhergehen, richten gleichfalls die Bewohner der Steppen, die zahlreichen Kirghisen und andere nomadische Bevölkerungen, zu Grunde. Ihres Viehes beraubt, ergeben sie sich der Bettelei oder der Räuberei. Nach der Katastrophe von 1880 haben die Kirghisen alles, selbst ihre Kinder verkauft, wobei sie sich „für einen kräftigen gesunden Jungen 1 und selbst 2 Pud (70 Pfund) Mehl bezahlen ließen". Schwächliche Kinder und die armen kleinen Mädchen wurden dem Zufall Preis gegeben.

Dies sind die hauptsächlichen Ursachen der Bettelei. Es giebt noch andere nicht ge-

ringere. Das chronische Elend der Landleute zwingt sie, das zum Unterhalt Notwendige in den ausgedehnten Provinzen des Reichs zu suchen Diese planlosen Wanderungen enden oft auf tragische Weise. Nach einem Ort gelangt, wo man keine Arbeiter braucht, suchen die Ankömmlinge endlich bettelnd ihr Leben zu fristen. Dabei vergesse man nicht, daß es Provinzen giebt, wo mehr als 70 Prozent der Einwohner ihr Brot fern von ihren Wohnorten suchen. Die Zeitungen bringen von Zeit zu Zeit tragische Einzelheiten über die in ihrer Hoffnung getäuschten Unglücklichen. Mengen beschäftigungsloser Arbeiter — sagt eine Korrespondenz aus Samara, in dem „Wolzski Wiestnik“ — lagern unter freiem Himmel. Die Straßen sind voll dieser Hungernden, welche bettelnd und weinend vergebens Nahrung suchen. Gleiches findet in Kiew, in Odessa statt.

Uebrigens, führt Wiesinc aus, ist nicht allein das Volk, sondern es sind auch die intelligenten Klassen der Russen allmählich so herabgekommen, daß sie zu verschiedenen Formen des Bettelns gr ifen müssen, um nicht vor Hunger umzukommen. Um eine noch so erbärmliche Stelle bewerben sich Hunderte. Die, welche auf der Straße bleiben, müssen zu den entsetzlichsten Mitteln greifen, um sich ihren Unterhalt zu erwerben. Viele ziehen den Tod diesen endlosen Entbehrungen vor; zum Beweis dessen berichten die Zeitungen immer häufiger Beispiele solcher durch das Elend bewirkten Selbstmorde.

Aber neben diesen gelegentlichen Bettlern giebt es gewerbsmäßige. Diese weniger interessanten, aber erfolgreicheren, haben in Rußland den Gipfel der Vollendung erreicht.

Es giebt ganze Dorfschaften, welche nur vom Bettel leben; im Gouvernement Penza sind Orte, wo 50 Prozent der Bevölkerung sich ihm ausschließlich gewidmet haben. In Galitzim, wo die Landleute großenteils gut gestellt sind, spannen sie sofort nach beendigter Feldarbeit die Pferde vor ihre „Telegen“ und fahren auf Bettelei aus. Sie verlassen ihr Dorf als Handelstreibende, verkaufen Ringe, Fingerhüte ꝛc. In einer gewissen Entfernung vom Dorfe verwandeln sie sich plötzlich in Blinde, Lahme, und beginnen zu betteln . . .

Die Einwohner gewisser Dörfer im Gouvernement Moskau haben die Besonderheit, als Opfer von Feuersbrünsten betteln zu gehen. . . . Sie verschaffen sich falsche Bescheinigungen von Lokalbehörden und üben ihre Industrie unter dem Schutze „amtlicher Zeugnisse“ aus. Diese Landleute haben den Namen „Occidentale“ und treiben ihr Bettelgewerbe von Vater zu Sohn . . .

Ungefähr 700 Familien aus dem Arrondissement Chochlof durchziehen jährlich bettelnd Rußland.

Die Bewohner von Kawaksin (Gouvernement Nijnei-Nowgorod) betteln für den Bau von Kirchen, und zwar mit Hilfe falscher Dokumente, und solcher, die ihnen aus Gefälligkeit von Unterbeamten der geistlichen Verwaltung erteilt werden. . . .

In dem Gouvernement Smolensk greifen die Einwohner zu feineren Mitteln. Die Wohlhabenderen mieten für die Saison hier einen Lahmen, da einen Blinden, dort eine widerwärtige Mißgestalt und besuchen mit diesem Gefährten die Messen. Man betreibt diese Industrie zu Zweien und Dreien. Nahe beim Ort bleibt einer der Landleute bei Pferd und Wagen, während die Uebrigen in den Flecken gehen, um zu „arbeiten“. . . . Die kein Pferd haben, thun sich gewöhnlich mit solchen zusammen, welche eins besitzen; es bildet sich eine Art Gesellschaft, deren Mitglieder den Ertrag teilen.

Die Bettelei steht im Weißen Rußland ebenso in Blüte.

Die Bettler werden im Gouvernement Mohilew „Blinde Greise“ genannt, und sie selbst heißen sich untereinander „Lioubka“.

In Städten wie Kiew, Woronesk, Troitsk, wo berühmte, Pilger anziehende Klöster bestehen, sind die Bettler unzählbar . . . Kiew besitzt sogar den Bettlern ausschließlich vorbehaltene Häuser. Diese vor mehr als 100 Jahren errichteten Wohnstätten gehören ihren . . . Bewohnern. Die Polizei sucht sie jedoch allmählich auszurotten. . . .

Gewöhnlich wohnen die Bettler beider Geschlechter zusammen. Es wäre unnütz, über die Sittlichkeit in diesen Bettelpalästen zu sprechen. Dennoch giebt es eine gewisse Organisation und gewisse Regeln für das Bettelwesen. So haben die Bettler sich in die Stadt Kiew geteilt, und wehe dem, welcher es sich einfallen ließe. den Rayon außerhalb seines Bereichs auszubeuten.

Die Kinder spielen eine besondere Rolle in dieser seltsamen Industrie. Die Bettler pflegen sie bei Zeiten zu mieten. Es giebt auch Eltern, welche Kinder in aller Form verkaufen. Der Verfasser führt Fälle an, aus welchen hervorgeht, daß ein kleines Mädchen von 8 Jahren 5 bis 8 Rubel, eines von 3 Jahren ungefähr 7 Mark kostet. Die Kinder spielen verschiedene Rollen. Gewöhnlich macht man sie zu Führern der „Blinden“. Man mietet dazu Kinder von 8 bis 12 Jahren, gewöhnlich auf mehrere Jahre. Die „Blinden“ beköstigen (!) und kleiden (!) das Kind, und zahlen den Eltern im Voraus eine gewisse Summe. Im Gouvernement Mohilew richten die „Blinden“ sich sparsamer ein, und mieten zu Dreien oder Vieren nur einen

Führer. Die Beziehungen zwischen „Blinden“ und „Führern“ sind schauderhaft: die verzweifelten Kinder laufen häufig davon und lassen ihre grausamen Herren mitten im Walde. Zuweilen schickt man die Kinder auf eigene Hand betteln. Im Gouvernement Kherson thun dies die Eltern, „damit sie nicht müßig gehen“, und nach Vermögen zur Bestreitung des Haushalts beitragen. Es giebt Orte mit Lehrschulen für die zum Betteln bestimmten Kinder.

Selbstverständlich gelangen die Bettler zu einem Grad von Wohlhabenheit, welcher den armen Landarbeitern unerreichbar bleibt. So begegnet man unter den Bettlern einer beträchtlichen Anzahl von Eigentümern.

Die Bettler bedienen sich einer besonderen, je nach den Orten übrigens verschiedenen Sprache. Diese Idiome haben sogar verschiedene Bezeichnungen. Auch haben die Bettler ihre besondere „Poesie“. Es ist die religiöse, für ihren Gebrauch durch anonyme Dichter zurecht gemachte. A. Kesolowskij, der dieser Poesie des Bettelns ein bemerkenswertes Studium gewidmet hat, sagt, daß deren Gegenstand zumeist den Legenden der Bibel, den Evangelien, entlehnt ist. Ihr Ursprung ist sehr alt, und scheint sogar aus der Epoche der „Bylinen“ zu stammen, dieser reizenden Originaldichtung des russischen Volks. Seltsam, alle ketzerischen Lehren des alten Rußlands schimmern durch diese eigentümliche, vor den Thüren der orthodoxen Kirchen gesungene Poesie hindurch. Diese Dichtungen müssen die Kraft haben, die russische Bevölkerung zu ergreifen, denn der Bettler pflegt dieses „Genre“ mit großem Eifer. Im Gouvernement Mohilew giebt es besondere Hütten, worin die Blinden sich eine Zeit lang zurückziehen, um sich gegenseitig in ihrer Kunst zu unterrichten. Es giebt sogar „Lehrer“, welche die Bettelkandidaten in religiösen Gesängen unterweisen. Diese Lehrer pflegen sich aus den erfahrenen Bettlern zu rekrutieren und lassen sich ihren Unterricht teuer bezahlen. Die Gesangskurse dauern gewöhnlich 1 bis 2 Jahre. Außer den paar Rubeln, welche er dem Lehrer geben muß, verpflichtet der Schüler sich, während des Cursus für ihn zu arbeiten. Nach beendigten Studien bietet jeder Schüler seinem Lehrer eine Mahlzeit. Uebrigens giebt er ihm bei jeder Gelegenheit zu trinken, so oft er ihm während oder nach der Ausübung seines Gewerbes begegnet. Die besten Schulen dieser Art bestehen in Zerebno, Horodetz, Pinet, Chotowie. Dies den Etnographen zur Nachricht, welche die ebenso thränenreiche wie einträgliche Volkspoesie zu studieren wünschen, die beweist, daß sich in unserer modernen Gesellschaft wenigstens der Keim zu einer Dichtkunst findet, welche deren Pfleger bereichert.

Der Schädel des Sophokles.

Die geniale Theorie Lombrosos, wonach alle Dichter überhaupt, und die lobenswerte Einschränkung des Herrn Nordau, wonach bloß alle modernen Dichter geisteskrank sind, haben eine ausgezeichnete Ergänzung und Berichtigung erfahren. Wenn die Archäologen nicht auf Grund irgend eines X für ein U nachträglich noch ihr Veto einlegen, so ist neuerlich in der Nähe von Athen das Familiengrab der Familie Sophokles aufgedeckt worden. Der Schädel des Dichters ist wohlverpackt an Virchow gesandt worden und dieser hat in eingehendem Bericht der Berliner Akademie der Wissenschaften von den Absonderlichkeiten des Beingehäuses, dessen weichen Inhalt einst Antigone entsprang, erschreckende Kunde gethan. Im allgemeinen nicht abgeneigt, den Schädel wirklich als solchen des Sophokles anzuerkennen, hebt der Bericht doch als besonderes hervor: Eine recht auffällige Erscheinung ist die Plagiocephalie, die Schiefheit des Schädels. Virchow weist nach, daß hier nicht etwa eine Alterserscheinung, sondern ein pathologischer Vorgang vorliegt: „Der wachsende Schädel wurde an gewissen Punkten in seiner Entwickelung behindert, fand aber nach anderen Richtungen eine Entschädigung dafür. Wäre nur die Behinderung vorhanden gewesen, so würde auch das Gehirn davon betroffen worden sein, und es hätte sich wahrscheinlich eine Geistesstörung ausgebildet. Die kompensatorische Erweiterung anderer Schädelabschnitte gestattete dagegen eine Verschiebung und eine mehr normale, höchstens vielleicht durch Neigung zu besonderen oder excentrischen Thätigkeiten ausgezeichnete Ausbildung des Gehirns. Nach modernen Vorstellungen würde man daraus vielleicht eine Prädisposition zu verbrecherischen Handlungen ableiten; frühere Pathologen gedachten dabei leichter der Excentricitäten der Dichter und Schwärmer.“ Es ist nicht bekannt, daß Sophokles in seiner Jugend eine Erkrankung durchgemacht hätte, in der eine Verwachsung der Schuppennaht entstehen konnte. Auch findet Virchow nirgends einer Verunstaltung des Kopfes Erwähnung gethan, oder diese an den uns erhaltenen Skulpturen dargestellt. Auf der anderen Seite hebt Virchow hervor, daß selbst stärkere Verunstaltungen des Kopfes unter einem kräftigen Haarwuchs oft unbemerkt bleiben, und es sei ein Gegengrund gegen die Identifikation des Grabschädels mit dem

sophokleischen aus dem Mangel eines litterarischen oder artistischen Hinweises um so weniger zu entnehmen, als die Schiefheit des Kopfes manches geistreichen Mannes und Forschers bekannt sei. Also auch der alte Sophokles! Nicht bloß Ibsen, Strindberg und Zola. Und wie lehrreich, daß gerade die tiefe physiologische Verwandtschaft von Dichter- und Verbrechertypus hier hervortritt! Sollte Athen nicht bloß an seinen Dichtern zu Grunde gegangen sein, Herr Nordau? Jedenfalls hat der geisteskranke Sophokles nachwirkend Goethe und Schiller infiziert, die also endgültig auch nicht mehr intakt sind. Herrliches Jahrhundert, in dem wir leben! An die Stelle der genügsam abgegrasten ästhetischen Kritik der Dichtergrößen tritt die Schädel-Kritik. Sie ist viel lehrreicher, und unsere Dichter und Denker (auch Herr Nordau selbst!) sollten bei Zeiten daran denken, ihre Schädel irgendwo erblich zu deponieren, damit man aus ihnen erkenne, was ihre nachgelassenen Werke oft nicht feststellen lassen: ob sie wirklich große, echte Dichter und Denker gewesen sind.

Weibliche Freiwilligencorps.

In der „Modern Revue" für Juni spricht Ethel Stokes dringend zu Gunsten der Errichtung weiblicher Freiwilligencorps! „Auf, Ihr Frauen", sagt sie, „spielt den Mann." Es ist dies ein unglücklich gewählter Ausdruck, fügt die „Revue of Revues", der wir diese Notiz entnehmen, hinzu: denn er legt die Entgegnung nahe, daß es eben nur Spiel sein werde. Schließlich, wenn Freiwillige Soldaten spielen, und Frauen Männer spielen, wird die edle Waffenkunst zu einem Zeitvertreib. Aber Scherz beiseite, die Anregung ist eine ganz gute. Es liegt kein Grund vor, warum Frauen nicht als leichte Reiterei dienen sollten, und es würde ihnen sehr wohlthätig sein, wenn sie an die Disziplin und die körperliche Uebung gewöhnt würden, welche der Soldatendienst mit sich bringt. Ob Ethel Stokes Aufruf einen praktischen Erfolg haben wird, läßt sich nicht vorhersehen. Sie sagt weiter: „Es giebt unter den Engländerinnen solche, die sich anstrengen können, und die das Thun den Worten vorziehen. Diese, wenn anders unser Schluß richtig ist, fordern wir auf, sich in Freiwilligencorps zusammenzuthun, und dadurch zu beweisen, daß sie und ihr Geschlecht des Stimmrechts würdig sind, welches sie nicht als die Begünstigung eines verhätschelten Kindes annehmen möchten."

Nette Welt, in der man die Freigabe des Stimmrechts an die Frau damit erkaufen zu müssen glaubt, daß man ihr eine Patronentasche umhängt und sie in die Kaserne schickt. Vom Kasernendrill zum Parlament — das ist gewiß der sicherste Weg!

Zolas nächste Werke.

Ein interessantes Interview mit Zola bringt der „Idler". Zola äußerte sich zu dem Interviewer über die ihn jetzt beschäftigenden Romane wie folgt: „Ich arbeite gegenwärtig an „Dr. Pascal", der meine Folge der „Rougon-Macquard"-Romane abschließt. Es wird dies eine philosophische und wissenschaftliche Verteidigung des Hauptwerkes meines Lebens. Sie sehen, daß ich das größte Gewicht darauf lege und deshalb besondere Achtsamkeit auf mein Werk verwende, mit dem ich eine Rechtfertigung meiner Theorien und „Kühnheiten" bezweckte. Danach will ich mich an „Lourdes" machen. Auf „Lourdes" wird „Rome" folgen, und darauf „Paris". Diese Werke sollen eine Trilogie bilden. Im ersten werde ich zu beweisen versuchen, daß die große wissenschaftliche Entwickelung unserer Zeit Hoffnungen in den Gemütern aller Klassen erweckt hat, welche sie nicht zu erfüllen vermochte, besonders nicht die Hoffnungen der am leichtesten erregbaren und daher begehrlichsten und unverständigsten Menschen. Ich will schildern, wie diese Gemüter zu dem Glauben an das Bestehen von etwas Mächtigerem als die Wissenschaft zurückgekehrt sind, zu etwas, das die Uebel zu erleichtern vermag, unter welchen sie leiden oder zu leiden sich einbilden. Unter diesen mag es sogar socialistische Philantropen geben, welche ein göttliches Eingreifen für wirksamer halten um die Leiden des Volkes zu heilen, als anarchistische Theorien. In meinem „Rome" behandle ich den Neukatholizismus mit seinem ehrgeizigen Streben, seinem Kampf u. s. w., und seine Verschiedenheit von dem religiösen Gefühl der Pilger von „Lourdes". In „Paris" endlich will ich versuchen, die Verderbnis und das Laster bloßzulegen, welche diese Stadt verwüsten; zu welcher Lasterhaftigkeit und Verderbnis die ganze civilisierte Welt ihren Anteil hinzubringt."

Der „ideale Mensch" als Preisfrage!

Die „Revue des Revues" berichtet: Wir haben Ausstellungen von Wundern der Industrie, was ist da einfacher, als eine Ausstellung unsrer Träume zu veranstalten? Gesagt, geschehen. Von den Höhen des „New-York-Herald" fiel an einem schönen Tage des Jahres 1891 wörtlich diese Frage: „Welches

sind die wesentlichsten Eigenschaften die im Menschen noch entwickelt werden müssen, damit er vollkommen werde?" Das vollkommene Journal der Gegenwart, welches sich so neugierig darauf zeigt wie der vollkommene Zukunftsmensch beschaffen sein wird, wünscht zunächst, daß man ihm in 250 Worten antworte. Nicht mehr, nicht weniger! So sagten die an alle bedeutenden Leute der ganzen Welt gerichteten Cirkularschreiben. Wir übergehen die Aengste, welche an den Weisen und Staatsmännern, den Politikern und Weltreisenden, den großen und kleinen Frauen, kurz an all den Glücklichen nagten, welche aufgerufen wurden, sich über den Menschen der Zukunft auszusprechen. Wir wollen nur sagen, daß sie alle beigesteuert haben, und daß Wallace Wood, Professor an der New-Yorker Universität, der mit der Organisation dieses großen „Bazars der Träume" beauftragt war, uns eine ganz staunenswerte Ausstellung zubereitet hat. Das monumentale Werk, welches gewürdigt ist, die goldenen Träume der heutigen Menschheit über die von morgen zu enthalten, trägt den anregenden Titel: „Lebensideale. Menschliche Vollkommenheit. Wie sie zu erreichen ist. Ein Symposium über den kommenden Menschen." Da sind wir also erbaut und unterrichtet, nicht nur über die Ideale des Lebens, die Mittel zur Vollkommenheit zu gelangen, sondern auch über das innerste Wesen dieser so wundersamen Kreatur — der unfaßbare Mensch der Zukunft! Besprechen wir denn dies Rätsel, da es ein Rätsel ist. Wie wird der beschaffen sein, welcher berufen ist, in einigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden auf uns zu folgen? Beachten wir zunächst, daß außerhalb Amerikas und Englands die Gelehrten nicht reichlich hierbei vertreten sind. Können es die 250 Worte sein, was sie, als Schranke für den überquellenden lyrischen Schwall, zurückgeschreckt hat? Sagte die Idee eines solchen Bazars den Europäern nicht zu? Thatsache ist es, daß Woods Veröffentlichung fast ausschließlich amerikanische und englische Größen aufzunehmen hatte. Einige spärliche Italiener und Franzosen finden sich daneben, aber möglicherweise zu dem einzigen Zweck, die auserlesenen Schönheiten der Träume Bruder Jonathans und John Bulls hervorzuheben. Die wesentliche Bedingung, um ein Ideal-Mann zu werden? „Eine gute Verdauung und weiter nichts", sagt der edle Lord Randolf Churchill. Und als höre er im voraus das allgemeine Zetergeschrei, welches diese Behauptung hervorrufen wird, setzt der Staatsmann hinzu: „ich kenne keine andere!" D. Stanley Hall, der ehrwürdige Rektor der „Clark University", entwickelt denselben Gedanken mehr im einzelnen: „gut essen, gut trinken, gut schlafen, und darauf dann viel baden, viel Bewegung". Aber er vervollständigt seine Idee; er sagt: außer einer guten Verdauung müsse man auch Religion haben. Diese macht es uns möglich, zu entbehren was uns fehlt, und die Leiden des Lebens zu ertragen, wenn sie über uns kommen. Cope, Professor der Universität von Pensylvanien, findet, daß der vollkommene Mann, der ideale Mann 160 Pfd. wiegen, daß sein Temperament nervös sein müsse; seine Reproduktionskräfte dürfen nichts zu wünschen übrig lassen . . . Als Erfindung ist das recht dürftig. Sehen wir uns unter den großen Philosophen und Denkern um. Maudsley läßt sich ein Geständnis von grausamem und verzweifelndem Pessimismus entschlüpfen: „Der vollkommene Mann, der Ideal-Mann trägt in sich selbst einen offenbaren Widerspruch. Man möchte ihn stark wie Herkules sehen, schön wie Apollo und behende wie Merkur: Man vergißt jedoch, daß jede dieser drei Eigenschaften sich auf Kosten der andern entwickelt, und daß eine gewisse Unverträglichkeit zwischen ihnen besteht. Dasselbe wird auf dem moralischen Gebiet, auf dem des Gedankens statthaben. Ein nachdenklicher, philosophischer, ein tiefer Geist wird stets zu kühnen Unternehmungen unfähig und seinen Mitlebenden immer untergeordnet sein, wenn es sich um Aufgaben des praktischen Lebens handelt. Wer dazu gelangt, seinen künstlerischen Sinn aufs Höchste zu verfeinern, wird mit Notwendigkeit seine männliche Kraft einbüßen und so empfindsam wie die Frauen werden. Der Mensch muß unvollkommen bleiben, denn so wie er ist, bildet er einen Teil des gesellschaftlichen Organismus, dessen Vollkommenheit aus allen menschlichen Unvollkommenheiten zusammengesetzt ist." John Lubbock bietet uns nichts als eine Reihe von Gemeinplätzen: kühler Kopf, warmes Herz, kräftiger Körper, gesunder Geist. Nicht mehr noch weniger. Nach Mantegazzas Ansicht müßten bei einer Menschheit, welche ideal genannt zu werden verdient, die Krankheiten, die Schmerzen, die Kriege, der Haß verschwinden. Und was müßte der ideale Mann thun, um sich dieser Bezeichnung würdig zu machen? Keine Leiden ertragen, außer wenn sein Schmerz anderen nützt, nur eine Frau lieben, ein Arbeits-Maximum vollbringen, indem er alle seine Kräfte auf sein eigenes Glück und das seines Nächsten verwendet. Er soll seinen Blick nur auf Schönes und Erhabenes richten, und in der süßen Hoffnung sterben, daß seine Kinder besser sein werden als er, und seine Enkel noch vortrefflicher als seine Kinder. Der Optimis-

mus einiger Denker mischt sich seltsam mit dem übertriebenen Pessimismus anderer. Der große New-Yorker Rabbiner, Gottheil, tritt in die Fußstapfen Mandsleys. Ihm zufolge hat die Philosophie in dem menschlichen Leben das Schönste vernichtet, was es hatte: den religiösen Glauben. Die Moral ist vertrieben, vom richtigen Wege abgebracht. Und der Ideal-Mensch? Der Ideal-Mensch, sagt schalkhaft der große Rabbiner, das wäre ich, wenn ich meine Fehler abgelegt hätte, ich wäre es und abermals ich, wenn ich all' das Gute zu entwickeln vermöchte, das in mir liegt. Und die Religion dieses Idealmenschen würde die meinige sein, um so mehr, da ich keine bessere kenne . . . Uebrigens, hat nicht ein persischer Weiser gesagt: „Wer Gott kennt, der schweigt?" Gottheil folgt seinem Beispiel; allerdings nachdem er mehr als nötig gesprochen hat. J. G. Farrar, der würdige Archidiakonus bringt uns als Heilbalsam einige hygienische und religiöse Ratschläge. „Der ideale Mann wird der sein, dessen Körper sich eine kräftige Gesundheit bewahren kann, der sich mäßig und keusch zu erhalten vermag, in dessen Gehirn sich Wissen aufgespeichert hat, und dessen Phantasie nur Schönes und Reines beherbergt; endlich der, dessen Gewissen immer gut mit seinem Gott steht, und sich nichts wegen des Nächsten vorzuwerfen hat." Der fromme Ton scheint in den amerikanischen Untersuchungen vorzuherrschen. Alle Propheten nehmen ihre Sache ernsthaft und lassen sich als solche von einem Mystizismus leiten, würdig der Auserwählten des Himmels. Miß Willard ruft enthusiastisch aus: „Nur das Reich Gottes auf Erden kann vom Himmel jede Art der Glückseligkeit auf das Menschengeschlecht herabrufen." Sobald der göttliche Geist in unsre Körper wieder einziehen wird, können die menschlichen Wesen sich in Engel wandeln, würdig der Träume . . . unsrer idealen Miß. Gestehen wir jedoch in aller Demut, daß diese beträchtliche Anzahl von Gelehrten und auserlesenen Geistern uns nichts Neues zu lehren hatte. Die hohen Dinge, welche sie uns zum besten geben, sind schon viel bündiger vor einigen Jahrtausenden ausgesprochen worden. „Mens sana in corpore sano", darauf kommen alle Voraussagungen und alle Vorschriften zurück. Jedoch nur Havelock Ellis hat den Mut gehabt, dies offen auszusprechen. Für ihn besteht die ganze Philosophie in Bezug auf den Idealmenschen in der „gesunden Seele im gesunden Körper". Einige zwanzig Personen oscillieren um diesen Ausspruch herum, und bemühen sich ihn neu aufzustutzen. All diese witzigen Geister scheinen nicht zu ahnen, wieviel leichter es ist, diese Vorschrift anzupreisen, als sie zu verwirklichen. Der gesunde Körper hängt häufig von unserm besten Willen nicht ab. Er ist meist einfach ein Geschenk, oder wenn man lieber will, eine große durch die Erblichkeit überkommene Last. Und während unsre Körper aus den vergangenen Generationen zu uns gelangen, ist unser Geist ebenso den Einflüssen der Vergangenheit und der Gegenwart unterworfen. Wir erben krankhafte Ideen und krankhafte Körper und müssen sie notgedrungen annehmen, ohne die Rechtswohlthat „der Annahme unter Vorbehalt". Und da die Wissenschaft behauptet, daß wir eher das Schlimme als das Gute erben, so häufen die Krankheiten und alle Arten von Elend sich auf unserm Rücken, und die künftigen Geschlechter mögen noch so gern einen gesunden Geist im gesunden Körper bewahren wollen. . . Aber gehen wir die Reihe der Propheten weiter durch: So glaubt John Bascom, Professor an der Universität Massachusets, das Ideal des Menschen bestehe in der Gleichstellung der geistigen Fähigkeiten und der physischen Kräfte. Diese Harmonie soll sich über die Gesellschaft der Zukunft ausbreiten, die nur aus Menschen bestehen wird, welche nach der Verwirklichung des Ideals streben. Der Forschungsreisende Stanley behauptet dasselbe, mit Verwendung von etwas mehr . . . Worten. Die vollkommene Menschheit wird zwei Gestalten haben: die moralische und die physische. Die Elemente einer jeden müssen entwickelt werden, einerseits der Mut, die Aufrichtigkeit, die Wahrheitsliebe u. s. w., andrerseits die leibliche Gesundheit. Sein Ideal des Menschen besteht im Aufhören der selbstsüchtigen Empfindungen. Professor Pepper spricht in begeisterten Worten aus, man müsse die Jugend „die Wirklichkeit des Ideals" lehren, die Süßigkeit der Aufopferung und den Wert großartiger Grundsätze. Miß Spoffort kommt auf Stanley zurück und sieht unsre Zukunft im Aufhören der Selbstsucht. Nach Miß Howard wird die Menschheit in der Hochherzigkeit zur Vollendung gelangen. Wenn sie nur nicht darin zu Grunde geht! Denn von der Hochherzigkeit scheint sie ernstlich bedroht zu sein, und alle großen und kleinen Misses der Vereinigten Königreiche und der Vereinigten Staaten verheißen sie der Menschheit. Inmitten dieser Flut weiblicher Gefühlsseligkeit ist die mächtige Stimme Clemence Rogers ein begeisterter Hymnus auf die menschliche Vernunft. Der ideale Mann ist nur der, welcher vor allem die Wahrheit sucht, und dessen Wille stets mit der Vernunft im Einklang, durch die Wissenschaft bereichert und fruchtbar gemacht ist. Charles Barnard schlägt einen heiteren Ton an. Er glaubt

an die Zukunft und ist ganz überzeugt, daß der Mann der Zukunft weniger arbeiten, fröhlicher sein wird, mehr Künstler, weniger Philister und Geschäftsmann als der heutige. Vielleicht auch etwas weniger allgemeiner Moral-Schwätzer, — möchten wir dem lustigen Bericht der „Revue“ beifügen!!

Noch eine internationale Abstimmung.

Die französische Zeitschrift L'Eremitage“ hat junge Schriftsteller der ganzen Welt (meist solche unter 35 Jahren) um ihre Ansicht über Freiheit und Disziplin befragt. Es haben 99 Schriftsteller geantwortet, darunter 50 Franzosen, 9 Belgier, 4 Spanier, 10 Engländer und Amerikaner, 8 Deutsche, 13 Italiener, 5 Schweizer und 2 Russen. Von den Antworten interessieren uns hauptsächlich die der Deutschen. Wir beginnen daher mit ihnen. Max Halbe entscheidet sich für den Liberalismus und Individualismus, aber dem der Zukunft, welcher die Menschen auf die gleiche Basis absoluter socialer Freiheit stellt. Diese Freiheit soll durch kein Privilegium und keine äußere Schranke eingeengt werden, nur durch die natürliche Achtung vor den gleichen Rechten aller gezügelt werden. Julius Hart ist ebenfalls Individualist, denn das Reich des Poeten gehört jener Welt an, welche weder Herren noch Diener kennt. Nach Otto Julius Bierbaum bildet die Aristokratie des Geistes, die sich an der Spitze des Volkes befindet, die ideale Regierungsform. Die Rechte der Geburt, des Vermögens, der Zahl müssen abgeschafft werden, nur die der Intelligenz sollen gelten. Oskar Wilde schreibt aus London: „Ehemals war ich Poet und Tyrann. Jetzt bin ich Künstler und Anarchist!“ Die Meisten begeistern sich für eine „spontane Organisation“, ohne sich viel Mühe zu geben zu erklären, wie sie sich dieselbe vorstellen. M. Maeterlinck wünscht die spontane Organisation auch, fürchtet aber, daß sie unmöglich sei, „so lange die Menschen mit dem Leben nicht dieselben Beziehungen haben, wie die Dichter und Weisen mit der Schönheit.“ Rémy de Gourmont meint, der Künstler müsse allem mißtrauen, da er sicher sei, von jeder socialen Maschine zermalmt zu werden. M. E. Gosse in London ist für eine methodische und disziplinierte Form der Gesellschaft.

Verlaine.

In der skandinavischen Zeitschrift „Tilskueren“ giebt Johannes Jörgensen eine Studie über neue Dichtung und analysiert mit großem Scharfsinn Paul Verlaines Werk „den alten Ahasver, der durch den ewigen Kampf zwischen Fleisch und Geist zerrissen, zwischen den beiden Polen des Menschenlebens hin und herschwankt: der christlichen Reinheit und der heidnischen Wollust“. Dasselbe Heft bringt noch ein Opus über Verlaine, nämlich „Eine Nacht mit Verlaine“ von Sophus Claussen. Man sieht, Verlaine ist in Skandinavien Mode geworden.

Zur Charakteristik Daudets.

In der englischen Zeitschrift „Idler“ veröffentlicht Miß Bellor einige Züge aus dem Leben Daudets. Einer der anziehendsten Charakterzüge Alphonse Daudets ist seine Liebe für und sein Stolz auf seine Gattin. Er sagt: „Alles Beste an meiner litterarischen Arbeit verdanke ich ihrem Einfluß und ihrer Eingebung. Es giebt ganze Reiche der menschlichen Natur, welche wir Männer nicht erforschen können. Unsere Augen haben keinen Blick, unsere Herzen kein Verständnis für manche zarten Dinge, welche eine Frau sogleich auffaßt; jawohl, die Frauen haben eine Aufgabe zu erfüllen in der heutigen Litteratur.“ Daudets Handschrift ist klar, etwas weiblich in der Form; er bedient sich stets einer Stahlfeder. Bis seine Gesundheit zusammenbrach, schrieb er jedes Wort seiner Manuskripte selbst, aber in der letzten Zeit mußte er seiner Frau und zwei Schreibern diktieren, wobei er jedoch viele Aenderungen am Rande vermerkte, und auf den Probebogen Zusätze und den letzten Schliff anbrachte. Daudets Novellen sind wirklich menschliche Dokumente, denn von frühster Jugend an hat er Tag für Tag, fast Stunde für Stunde, alles aufgezeichnet, was er gesehen, gehört und gethan hat. Er nennt sein Notizbuch „mein Gedächtnis“. Beim Beginn eines Romans macht er sich einen allgemeinen Entwurf; dann schreibt er aus seinem Notizbuch alle Einzelheiten ab, welche ihm von Wert für seine Erzählung erscheinen. Der nächste Schritt ist, ein flüchtiges Verzeichnis der Kapitel zu machen, und dann beginnt er mit unendlicher Sorgfalt und beständigen Verbesserungen sein Buch niederzuschreiben, wobei er jede Seite der Kritik seiner Gattin unterwirft, mit ihr die Ausarbeitung alles Einzelnen, die Anordnung jeder Episode bespricht. Der von ihm am meisten geschätzte dramatische Autor ist Shakespeare, den er jedoch nur aus der Uebersetzung kennt. Hamlet und Desdemona stellt er als Held und als Heldin in der Dichtung überhaupt am höchsten, obgleich er Balzac als seinen litte-

rarischen Meister ansieht. Wie Daudet sein Leben als lyrischer Dichter begann, sich dann als Dramatiker entwickelte, später 4 Jahre hindurch einer der Sekretäre des Herzogs von Morny war — dies und vieles andere Interessante erzählt Miß Bellor. In Bezug auf das Jahr 1870—71 sagte Daudet zu ihr: „Dies entsetzliche Jahr hat mich vieles gelehrt. Ich lernte da zum ersten Mal unsere Arbeiterklasse würdigen, „das Volk". Ohne das, was ich damals durchgemacht habe, wäre eine ganze Seite der menschlichen Natur mir stets verschlossen geblieben. Der Pariser „Arbeiter" ist ein prächtiger Kerl, und zu meinen besten Freunden zähle ich einige von denen, welche im Jahre 1870 neben mir kämpften."

Impressionismus in der Kritik.

Vor kaum 10 Jahren schickte ein junger Student, namens Jules Lemaitre, aus der Provinz seine ersten Artikel litterarischer Kritik der „Revue Bleue" ein. Fast sogleich wurde dieser Anfänger einer der glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit. Er ist heut sicherlich der anziehendste, und einer der gehaltvollsten, und am meisten zum Denken Anregenden. So beginnt ein größerer Essay der „Revue Bleue" über den bekannten französischen Kritiker Lemaitre. Wir entnehmen der feinsinnigen Arbeit von René Doumic einige, auch für unser Publikum interessante, psychologische Bemerkungen. Mehrere der heutigen Schriftsteller sind von Priestern erzogen. Vielleicht ist dies eine der Ursachen, weshalb die zeitgenössische Litteratur sich soviel mit religiösen Dingen beschäftigt. Aus ihrer ersten geistlichen Erziehung her sind jenen Autoren unverwischliche Gewohnheiten geblieben. Diese sind: eine außerordentliche Höflichkeit, mit etwas Demütigem in der ganzen Haltung, etwas Rücksichtsvolles, Einschmeichelndes, bescheiden Zurücktretendes. Ferner gehört dazu eine Art Heimweh nach dem Christentum, wie es anfangs innig mit dem ganzen Leben verwebt war. Mag man auch selbst den Glauben verloren haben, man behält wenigstens die Fähigkeit, ihn bei andern zu begreifen. Man verfolgt gern seine Wirkung unter unserer Umgebung. Man spricht gern davon. Und für sich selbst hat man aus den früheren religiösen Uebungen innerliche Lebensgewohnheiten behalten, die Sorge um die Beratung des Gewissens. Alles dies tritt bei Jules Lemaitre sehr deutlich hervor. Es begegnet ihm, Redewendungen von den Theologen zu entleihen, und seinem Stil besondere Ausdrücke ihrer Sprache beizumischen. Gelegentlich rügt er bei den zu wenig mit der Ausübung des Kultus vertrauten Schriftstellern Verstöße gegen den Ritus; er bemerkt z. B. daß man beim Begräbnis kleiner Kinder nicht die Absolution erteilt. Aber besonders hat niemand schöner als er über den gesunden Samen gesprochen, welchen das Christentum in unsern Seelen zurückläßt. Die Ehre davon gebührt ein wenig seinen Lehrern im Seminar. Jules Lemaitre erzählt uns, welche Rolle er einst bei einem Frohnleichnamsfest spielte, wo man einen Altar aufgebaut hatte. „Ich stellte den kleinen Johannes den Täufer vor, führte unter dem Baldachin ein lebendiges Lämmchen ähnlich gelockt wie dieses . . ."

Es wird uns nicht allzuschwer, ihn uns so vorzustellen. Es hat immer ein wenig vom Chorknaben behalten, der sich gern mit den Altargeräten zu schaffen macht. Ueber Lemaitres kritische Thätigkeit sagt der Essayist, indem er ein Wort Lemaitres anführt: „Die, welche gleich mir überall einzudringen suchen, haben oft keine Behausung für sich, und sind zu beklagen." — Mit dieser Aeußerung giebt Jules Lemaitre zu verstehen, daß er die Gabe besitzt, aus sich herauszugehen und mit den anderen Sympathie zu empfinden. An dieser Gabe erkennt man den Kritiker — Er ist neugierig. Indem er verschiedene Existenzen im Hinblick auf das Vergnügen vergleicht, welche man von ihnen erwarten kann, bezeichnet er die eines Don Juan als den meisten Genuß versprechend. Vielleicht täuscht er sich. Denn jede Beschäftigung verliert von dem Augenblick an, wo sie berufsmäßig wird, unendlich an Reiz. Aber es giebt eine Neugier, welche sich nie abstumpft: die geistige, die Wißbegier. — Diese Gabe der Neugier und der Sympathie verbinden sich bei Jules Lemaitre mit einem lässigen der Anstrengung abgeneigten Temperament. Er besitzt von Natur keine Indolenz, eine Weichlichkeit, eine behagliche Trägheit, eine fast sinnliche Lust am sich-gehen-lassen und sich-leben-lassen. Dies mußte ihn dahin führen, die Kritik in einer ihm eigentümlichen und ganz neuen Weise aufzufassen: nämlich nicht als ein Mittel, gewisse Theorien zu bekräftigen, sondern als „eine Kunst die Bücher zu genießen, und durch sie die Gefühle zu bereichern und zu verfeinern"; oder um es noch bestimmter auszudrücken: als eine Kunst, in den Büchern sich selbst zu genießen. Wenn man die Kritik so auffaßt, dann ist der Genuß ihr einziger Zweck, der persönliche oder mit andern Worten, der selbstsüchtige Genuß; darauf kommt alles an, und darauf ist alles zurückzuführen. Es ist eine auserlesene Form des Epikureismus. Diese Kritik wird auch selten in Bezug auf

frühere Schriftsteller geübt; sie begnügt sich, diese im Vorbeigehen zu begrüßen wie es sich gehört, wenn sie ihnen begegnet und die Gelegenheit sich dazu bietet, aber ohne ihnen entgegen zu gehen und die Gelegenheit herbeizuführen. Denn um die Schriftsteller der Vergangenheit zu genießen, bedarf es der Anstrengung, sich in Ideen hineinzuversetzen, welche nicht mehr die unsrigen sind; eine Art des Denkens und Ergriffenwerdens anzunehmen, die gleich geliehener Kleidung, sich uns schlecht anpaßt; durch künstliche Mittel einen Geisteszustand in uns zu erzeugen, den wir uns leichter vorstellen als wahrhaft empfinden können. Hingegen sind wir alle einigermaßen beteiligt an dem, was unsre Mitlebenden fühlen. Um dieselbe Zeit in die Menschheit eingetreten, sind wir keinem unserer Altersgenossen gegenüber ein Fremdling. Was bei einem von ihnen zu völliger Reife gelangte, war bei uns wenigstens im Keim vorhanden. Oder es war, wenn man will, eine latente Energie, die Fähigkeit, so und so von den Dingen berührt zu werden; diese Fähigkeit erwacht, entwickelt sich und bringt ihre Wirkungen hervor. Dergestalt finden wir in den Werken unserer Zeitgenossen uns selbst wieder, kommen uns selbst besser zum Bewußtsein. Wir erfreuen uns des Verkehrs mit der modernen Seele überhaupt, und dadurch auch des innigeren Verkehrs mit der unsrigen. Aus diesem Grunde hat Jules Lemaitre nur über die Schriftsteller unserer Zeit gesprochen. Begegnet es ihm einmal, eines der Meisterwerke wieder zu lesen, welche uns nur noch durch die Beurteilung der Ausleger vermittelt werden, und von denen wir kaum mehr einen unmittelbaren Eindruck empfangen, so bewundert er ohne Zweifel, aber er ist nicht ergriffen, er fühlt nichts. Die zeitgenössische Litteratur hingegen regt sein ganzes Wesen auf: „Wenn ich aufs Geratewohl ein Buch des Tages aufschlage, so schüttele ich mich zuweilen vor Behagen, fühle mich von Vergnügen daran bis ins Mark durchdrungen, so sehr liebe ich diese Litteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — so geistvoll, so ruhelos, so toll, so mürrisch, so verderbt, so zart; so sehr liebe ich sie bis in ihre Erkünstelung, ihre Lächerlichkeiten, ihre Uebertreibungen, zu denen ich in mir selbst die Keime fühle, und die ich mir nach und nach aneigne!“ Die Autoren, welche er am meisten aus der Fülle des Herzens bespricht, sind diejenigen, welche seiner Generation angehören: Loti, Bourget, Maupassant, Anatole France. Man sehe, in was für einen Zustand ihn ein Werk einer dieser Dichter versetzen kann: „Wenn ich das letzte Blatt umschlage, fühle ich mich ganz trunken. Ich bin erfüllt von dem köstlichen und traurigen Nachklang einer wunderbaren Menge tiefster Gefühle, und mein Herz ist von einer allgemeinen, unbestimmten Rührung geschwellt ... Das Vergnügen daran ist zu stark, zu scharf, es dringt mir zu tief ins Fleisch“ ..... Ein gutes Mittel, das Vergnügen neu zu erwecken, ist das Analysieren desselben; in der Empfindung selbst liegt ein geistiges Element, welches sich verfeinert und schärft; deshalb spricht man von einer Erziehung der Sinne. Indem man die Empfindung schildert, verlängert und erneuert man sie. Aber sie entschwindet, sobald man sich ihrer bemächtigen will; man zerstört sie durch das Bestreben, sie von sich abzulösen, um sich über sie klar zu werden. Ueberdies ist die Empfindung in hohem Maße relativ und wechselnd. Sie ändert sich von einer Persönlichkeit zur andern, und von einem Tag zum andern bei demselben Individuum. Nehmen wir einst sehr geliebte Bücher heute in die Hand, so vermissen wir darin mit Erstaunen und Betrübnis, was uns sonst in süße Trunkenheit stürzte. W i r sind es, die anders geworden. Wir lesen ein Buch nicht zweimal mit denselben Augen. Darum enthalte man sich des Aburteilens. Jedes Urteil über ein Kunstwerk ist nur der Ausdruck eines individuellen, veränderlichen Vergnügens, welches andere vielleicht nicht teilen können und welches wir selbst vielleicht nie so wiederfinden. — — — Dies ungefähr kann man den Impressionismus in der Kritik nennen.

M. v. Egidy über „Deutschtum“.

In der neuen (vierten) Lieferung der „L e h m a n n - H o h e n b e r g s c h e n V o l k s s c h r i f t „E i n i g e s C h r i s t e n t u m“ entwickelt Herr von Egidy eingehend seine Ideen über D e u t s c h t u m und i n t e r n a t i o n a l e s W e s e n. Wir können uns nicht versagen, ein paar charakteristische Sätze daraus mitzuteilen, die für den Freund wie für den Gegner dieser merkwürdigen Bewegung reichen Debattenstoff abgeben dürften.

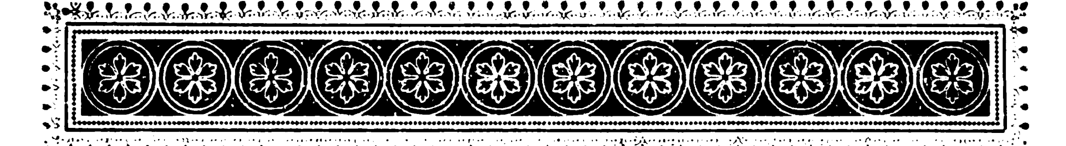
Gewiß hat jedes Volk seine Eigenart: das Ergebnis der von Gott — andere sagen: von der Natur — ihm gestellten Lebensbedingungen: Bodengestaltung, Bodenbeschaffenheit, Klima, Tier- und Pflanzenwelt und alles damit Zusammenhängende. Diese Eigenart erzeugt Eigenbegriffe von recht und richtig, von gut und böse. So lange die Völker abgeschlossen von einander lebten, mögen diese Begriffe recht verschieden gewesen sein, wie sie heute noch verschieden sind zwischen Kulturvölkern und Barbaren.

Die Kulturwelt aber hat sich, je mehr sie in Gedankenverkehr getreten, gleichwertige Begriffe angeeignet; nur engherziger Hochmut Einzelner hat für diesen Entwicklungsstandpunkt der Menschheit kein Verständnis. — Die Volksart macht sich innerhalb der Kulturwelt nur noch durch die äußeren Formen, durch Gebräuche durch Sitten, durch das Wie, durch das Temperament der Aeußerung eines an sich gleichen Empfindens geltend. Diese Aeußerungsart wird allzeit und wenigstens so lange eine verschiedene bleiben, als die Erdachse so zur Sonne steht, wie heute sie gestellt ist; so lange also, als es heißblütige und ruhiger atmende Völker giebt; so lange auch, als unsere Erdoberfläche ihre Mannigfaltigkeit der Gestaltung beibehält. Das Zur-Geltung-bringen der Eigenart, das Sich-ausleben der Volksart braucht und darf aber keine Feindseligkeit gegen eine andere Volksart einschließen oder gar bedingen. Selbst etwas sein, aber auch andere für etwas halten; sich selbst ausleben, aber auch andere ihre Eigenart ausleben lassen. Jeder eine eigene, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, niemand aber der Feind des andern; jedes Volk seine eigenen, in seiner Art vollendeten Einrichtungen, keinerlei Feindseligkeit aber zwischen den Völkern. Das ist der Zustand, auf den uns ernste Religiösität verweist; das ist der Standpunkt, auf dem die Menschheitsentwicklung angelangt ist. Neben dem ausgeprägtesten Persönlichkeitsbewußtsein das Gefühl für alle: neben dem kraftvoll sich geltend machenden Individualisieren ein umfassendes Universalisieren. Dazwischen liegt der sich als natürliche Gruppe ergebende Begriff: Volk, Nation, Land (Staat). Dieser Begriff soll fortan nicht Gegensätze in der Gesamtheit darstellen; er verkörpert nur die Zusammengehörigkeit der unter gleichen, natürlichen oder geschaffenen Einflüssen stehenden Menschen. Unter diesem Gesichtspunkte die Völker der Erde klassifizieren zu wollen, erscheint mir Frevel gegen den Schöpfer, vor dem jede Art den Wert hat, den Er ihr gab. Jedes Volk bildet sich sein Ideal im Rahmen seiner Volksart; der Hellene ein anderes wie der Engländer. Wer diesem Ideal ähnelt, überragt seine Volksgenossen und darf zu deren „Häuptern" gezählt werden; wer hinter dem Ideal zurückbleibt, auf den muß eingewirkt werden. Dieser Einwirkung Geheimnis ist: wir müssen Zustände schaffen, die jeden, der sich zum Deutschen Volke zählt, zu einem Ideal Deutschen erziehen.



Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Dramas und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewsz, Magdeburg.



Die Leute vom Hellemoor.

Sjur Gabriel.

Erzählung

von **Amalie Skram.**

Aus dem Norwegischen.

Einzig berechtigte Uebersetzung.

Von **Marie Herzfeld.**

I.

Im Helle, eine halbe Meile nördlich von Bergen, lebte vor 60 Jahren etwa ein Bauersmann, namens Sjur Gabriel.

Das Gehöft, welches er besaß, war so elend von Ansehen, daß es fast einer Oedmark glich, und das Haus, das er bewohnte, war nicht größer als eine Käthnerhütte.

Er hatte außer Frau und fünf Kindern noch vier Kühe, sieben Schafe und ein Schwein zu versorgen.

Der Hof hieß der Hellemoorhof und dieser Name hatte guten Sinn. Steingeknolle und Moorboden war es durchaus, und hatte die schwarzen, nackten Berge und die dunkelgrüne See zur Einhegung.

Als Nebenerwerb trieb Sjur Gabriel Fischerei. Oft lag er die Nächte lang draußen in dem kleinen verteerten Zweiruderboot, mit einem der größeren Jungen, der ins zehnte Jahr ging, — zumeist bei Regenwetter, denn da bissen die Fische am ehesten an. Dann ruderte er des Morgens die halbe Meile in die Stadt hinein, wo er den Fang für ein paar Ort Münze hergab. Die Fische waren billig zu jener Zeit. Dorsch und Kabeljau standen im Preis von vier bis zehn Schilling per Stück.

Sein Weib Oline lag ungefähr einmal des Jahrs im Wochenbett. Nach einer zwölfjährigen Ehe hatte sie neun Kinder zur Welt gebracht. Die vier letzten waren gestorben, und so kam es, daß ihr jüngstes, Klein-Adna, wie man sie rief, schon fünf ein halb Jahre alt war.

In der Zeit, wo sie gerade kein Kind an der Brust hatte, ging sie manchesmal mit, wenn der Mann fischte. Sie hatte soviel Glück mit der Angel, und dann war sie im Rudern so geschickt wie irgend ein Bursche, trotzdem ihr Körper klein und zart wie bei einem fünfzehnjährigen Mädchen war.

Aber der größere Verdienst, den ihre Hilfe gab, ging zumeist wieder gleich in Branntwein auf. Denn sie hatte die Gewohnheit, einen Tropfen über den Durst zu nehmen, sobald nur irgend eine Möglichkeit vorhanden war. Sjur Gabriel konnte thun, was er wollte, — immer wußte sie auf der Fahrt nach der Stadt ein paar Fische beiseite zu stecken, mit denen sie dann, unter dem Vorgeben ein oder des anderen Geschäftes, davon ging und die sie im Torvegaard oder nebenan in der Branntweinskneipe verkaufte.

Eines Freitags hatten sie erst nach Mittag zu fischen begonnen und kamen deshalb erst zwischen fünf und sechs Uhr in der Stadt an. Dafür hatten sie aber Glück beim Verkauf und setzten den Fisch in einer Stunde Zeit ab.

Sjur Gabriel hatte immerfort ein Auge auf Oline gehabt und ihr streng verboten, den Kahn zu verlassen. Er wollte doch sehen, ob es nicht möglich war, sie auch nur einmal in nüchterner Verfassung heim zu bringen. Der Sohn, Jens, war zum Bäcker geschickt worden, um ein paar Kuchen zu kaufen, die sie mit nach Hause nehmen sollten.

Nun saß Sjur Gabriel, mit dem Rücken gegen Oline gewendet, auf der vorderen Ruderbank und redete mit Einem im Nachbarboot, der große Seefische hatte, die er nicht los geworden.

Oline saß im Achtersteven, vornübergebeugt, die Ellbogen auf den Knieen und das Kinn in den Händen. Mit ihrem kleinen, ausdruckslosen Kindergesicht und der schwarzen Mütze, die sich dicht um die Stirn schmiegte, glich sie einem halbwüchsigen Mädchen, das sich zum Spaß als eine Frau verkleidet.

Sie sah mit einem lauernden Blick, ohne den Kopf zu rühren, nach der Seite hin. Das Boot war im Triangel vertaut und die Landungsbrücke so nah, daß man direkt darauf steigen konnte.

Sie erhob sich mit Vorsicht, blieb ein bißchen stehen und schaute auf den Rücken ihres Mannes mit furchtsamen Augen und offenem Mund. Dann beugte sie sich sachte und nahm vom Boden des Kahnes etwas auf, das ihr Rock versteckt hatte, so lange sie saß. Es war ein Bündel, in ein blaukarriertes Tuch gehüllt und so geknüpft, daß man es in der Hand tragen konnte.

Wieder stand sie einen Moment still und bedachte sich. Dann sprang sie mit einem plötzlichen Satz auf die Rehling des Boots und von da auf die Treppe.

Blitzschnell hatte Sjur Gabriel sich umgedreht, die Knöchel der rechten Hand zur Stütze auf die Ruderbank gelegt und mit einem Sprung sich achterwärts geworfen, das Knie an die Bootrehling gedrückt und den Arm nach Oline ausgestreckt, deren Rock er gerade noch erwischte.

„Wohin willst denn?“ rief er mit gedämpfter Stimme, jedoch mit verbissenem Verdruß, während er an ihrem Gewand zerrte.

Oline faßte das Geländer, um nicht rückwärts zu fallen und riß dabei nach Leibeskräften, um loszukommen.

„Bleib' stehn oder i' reiß' Dir Dein' Kittel abi'! Wo gehst denn hin, frag' i Di'?“

Oline hielt sich für verloren. Sie murmelte etwas wie, sie müsse zu „der Guri“, welche bei einem Bauern im Torvegaard diene.

„Was hast da in Dein Bündel drin?“

Es sei ihre Teerjacke, erklärte sie. Sie habe die Naht daran aufgerissen und nun wolle sie zur Guri, um Nadel und Zwirn zum Flicken zu holen.

Sjur Gabriel knirschte mit den Zähnen und schnarrte einen Fluch hervor.

Er hatte gesehen, wie das Bündel sich bewegte.

„Gieb's her," sagte er verbittert und zog so stark am Rock, daß Oline einige Stufen herabfiel.

„Da hast den ganzen Schmarren!" sie hob den Arm mit dem Bündel, welchen sie die ganze Zeit über versucht hatte, hinter sich zu halten, und schleuderte ihn mit aller Kraft gegen den Boden des Kahns.

Sjur Gabriel wandte sich unwillkürlich, um zu sehen, wohin es fiel, und zu gleicher Zeit entschlüpfte der Rock seiner Hand.

Im selben Nu sprang Oline die Stufen hinan, eilte über die Triangel und schloff wie ein Aal in die Torvegaard hinein.

„Teufelsfrauenzimmer," murmelte Sjur Gabriel, als er merkte, daß sie fort sei. „Hiatzt probier's und fang's a'!"

Er nahm den Südwester vom Kopf, kraute sich im Haar, setzte den Hut wieder auf, spuckte hinaus in die See und fing an das Bündel aufzulösen, wo er zwei Lyrfische*) und einen mittelgroßen Dorsch in die Theerjacke eingewickelt fand.

„Dö Pfiffigkeit", sagte er halblaut und blieb mit den Armen auf den Knieen und den Händen zwischen den gespreizten Beinen, über die halbtoten Fische gebeugt sitzen.

„Heda, Stril**), Du drunten im Boot, wieviel magst für Dein' Lyrfisch?"

Sjur Gabriel sah auf und bemerkte eine Dienstmagd mit einem Tuch um den Kopf und einem Korb an dem Arm; sie lehnte über das Brückengeländer und betrachtete die Fische, welche mit der Schwänzen matt auf den ungewohnten Frieß der Teerjoppe schlugen.

Ohne eine Miene zu ändern, ließ Sjur Gabriel seinen Kopf wieder sinken.

„Was antwortst' denn nöt, Du Strillümmel Du? Was kriagst für Dein' Lyrfisch? Heda, hörst epper gar nöt? Bist wohl terisch, Du armes Haschérl, Du?"

Sjur Gabriel würdigte sie nicht eines Wortes.

Das Mädchen nahm einen neugekauften Kehrbesen aus dem Korb, streckte sich über den Rand des Geländers so weit herab, daß sie förmlich darauf lag und balancierte, klopfte Sjur Gabriel mit der Spitze der Besenrute auf den Südwester und schrie: „Bist D' eing'schlafen oder hast a Brettl ums Ohr? Was D' haben willst für Dein' Lyrfisch, da, Du Strilehanswurst? Ob's D' mir an Antwort giebst? Oder soll i' Dir d' Polizei auf'n Hals schicken?"

„Bist leicht gar selber a Stril, Du Stadtgredl Du," rief eine zornige, gellende Stimme und ein Bub' in Zipfelmütze, grauem Frießwams mit Zinnknöpfen und einem Behältnis in der Hand hüpfte von der Treppe ins Boot hinein. „Mir sein keine Strils, mir," fuhr er herausfordernd fort und griff nach dem Besen, „mir sein nördlich vom Hellemoor her."

„Was geht's mi' an!" kam es schnippisch von den Lippen der Magd, die vor Anstrengung puterrot war. „Die Strils, die sein wohl grad' so guat als wie andre Leut'."

„Was magst also für den Lyrfisch, Du nördlich vom Hellemoor, Du?" begann sie dann wieder.

„Zehn Schilling 's Stück", brummte Sjur Gabriel.

---

*) Lyrfisch = Gadus Pallachius.

**) Stril = Spottname der Bewohner der Bergenser Umgegend.

„Bist D' verruckt, Stri . . a, was i sagen wollt': Mann? Dös kann doch wohl nimmer Dein Ernst nöt sein! — Wann's D' willst, zwoa!"

Sjur Gabriel rührte sich nicht.

„Na also dreie!"

Keine Antwort.

„Was, mehr als dreie willst gar? Schamst Di' nöt? So a Mistzeug; der eine ist ja nöt größer als wie a Seibrut!"

Sie wartete ein wenig.

„Sei g'scheit, Stri — Du da vom Helle droben. Für die kleinen unausg'wachsenen Fischpatzerln giebt Dir ja kein Mensch nöt mehr. Die Leut' sein ja nöt alle verruckt!"

„Der eine is' a Dorsch," bemerkte Sjur Gabriel ruhig.

„Dann ist der Preis schon gar unverschämt, — so an aufg'weichter Stockfischroggen! Aber los*) amal auf — i' gieb' Dir sieben Schilling für dös ganze Zeug; 's is' wohl viel z' viel; ich hab' aber nöt so viel Zeit, mit Dir da no' lang herumz'streiten."

„Du mußt mir acht Schilling geben."

„Fallet mir gar nöt ein! — Was meinst denn? Sieben und nöt an' Heller mehr!"

„Anders kriagst's nöt!"

„No, so komm her damit!" rief sie zornig. „I' sag' Dir's, du wirst an anderstmal warten können, eh' Dir wieder amal wer so a Blutgöld für so an Schmarrenfisch giebt."

Sie nahm aus ihrem Korb eine Düte aus grauem Packpapier, die sie öffnete und welche schmutzige mit Grünspan bedeckte Kupfermünzen enthielt.

Sjur Gabriel hängte die Fische ruhig bedächtig an eine Weidengerte, deren Enden er zu einem Henkel zusammenknüpfte. Dann stand er auf, stieg auf die Ruderbank und streckte die Hand nach dem Gelde aus.

Die Magd zählte mit lauter Stimme die Schillinge eins um eins ihm in die Hand.

Da erst lieferte Sjur Gabriel die Fische aus.

„Du Rauberskerl Du!" rief sie höhnend; „a Stril bist und a Stril bleibst!" Sie schlug ein gellendes Lachen an und eilte davon.

Sjur that, als höre er nicht und begann das Boot zur Abfahrt klar zu machen.

„Wo is denn d' Muata?" fragte Jens.

„Davong'ganga, i woaß net, wo s' hin is."

Er ließ den Blick über die Triangel streifen und guckte nach dem Torvegaard. Dann bückte er sich um Olines Teerjacke, die er nach rückwärts schlenderte und setzte sich nieder, das Boot leer zu schöpfen.

Jens befestigte am Ruder ein neues Weidenband anstatt des gesprengten, rollte die Dreggleine zusammen und schaute immerfort nach der Triangel und der Landungstreppe. Da nichts mehr für ihn zu thun übrig war, stellte er sich mit gespreizten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, das Gesicht dem Land zugewendet, vorne auf. Seine Miene war traurig, der Blick unruhig und gespannt.

---

*) losen = horchen, hören.

Als das Boot leer war, warf Sjur Gabriel den Schöpfeimer hinter sich, nahm ein Stück Kautabak aus der Westentasche und biß davon ab. Dann saß er da, kaute, die Hände in die Hüften gestemmt und schaute in dieselbe Richtung wie sein Bub. Hie und da seufzte er schwer, brummte etwas leise für sich und rückte auf seinem Sitz. Das Licht des Tages war im Sinken, allein es schien der Mond und das Wetter war still.

Endlich erhob er sich.

„Halt Di' beim Boot," sagte er zu Jens ohne sich nach ihm umzudrehen. „I' kimm' glei' z'ruck."

So schritt er zur Treppe, stieg langsam hinauf und verschwand zwischen Lastträgern und Fährleuten, die zu Haufen auf der Triangel standen.

II.

Als Oline ein Stück den Torvegaard hinaufgekommen war, ging sie in ein zweistöckiges Haus, welches über der Eingangsthür ein Schild trug mit der Inschrift:

„Bauernwirtshaus.
Zu zwei Schilling die Nacht; mit warmem Kaffee
vier und Butterbrot zu sechs. Mittag-
essen, und dgl. mehr. Samt Bedienung und
Verkauf von Branntwein und Bier u. s. f."

Gegenüber dem Gang, der von Fusel roch, befand sich eine Treppe und zwei Thüren, zu jeder Seite eine, von welcher die zu linker Hand weit offen stand. Auf der Thüre rechts las man: „Schänkstube". Von drinnen hörte man den Lärm heiserer Stimmen, Gelächter und Gejauchze und Gejohle, dröhnende Schläge auf den Tisch und Zurufe, die wie Drohung oder Brüllen klangen.

„Geh, kannst mer net sag'n, wo der Rubakken haust."
„Der Rubakken haust, der Rubakken haust?
„Der wohnt in an' Holzhaus in Norwegen draußt,
„In an' hölzernen, hölzernen draußt,
„Hei vallerala, hei vallerala!" —

— sang eine kreischende Weiberstimme, begleitet von einem plätschernden Scheuergeräusch; und mitten auf dem Fußboden der Stube deren Thüre offen stand, sah Oline die Rückseite einer breitgebauten Dirne, welche Bauernkleider trug und die Füße in ein Paar Holzschuhen stecken hatte, deren Sohlen emporstanden. Sie lag auf allen Vieren, zwischen einem Wasserkübel und einer Holzschale voll Sand, und rieb den Boden aus aller Macht mit einem Basttuch. Längs den Wänden standen unbemalte Doppelbetten aus Holz, einige mit Woll-Laken und langen Kissen in Sackleinenüberzug, andere nur mit einer Lage Stroh bedeckt. Neben den Betten standen lange Bänke, welche in neugescheuerter Feuchtigkeit blinkten. Eine Menge Spucknäpfe voll Schmutz und Nässe standen aufeinander geschichtet um den schiefen Kachelofen, der eine Kochvorrichtung und einen weißen Untersatz hatte und mit Flecken in jedmöglicher Form und Größe übersäet war. Auf einer der Bänke stand eine Thranlampe, deren rote Flamme im Zugwind flackerte, so oft sich die Thür der Schänkstube öffnete.

„G'segnete Arbeit!" sprach Oline und trat zum scheuernden Mädchen.

„Sein die Leut' vom Hellemoor draußen a wiader da?" versetzte Guri, ohne ihr Thun zu unterbrechen.

„Z' thuan herin", nickte Oline, steckte die Hände unter das Fürtuch und rieb sie gegeneinander.

Guri stand auf, zog den Kübel und die Sandschale ein wenig weiter herab, legte sich wieder auf die Knie, schöpfte mit dem Basttuch Wasser auf den Boden, streute Sand darauf und begann zu reiben, daß alles krachte.

„Schön's Wetter", bemerkte Oline, da Guri mit dem Scheuern einhielt und das Tuch in die Butte that, um es auszuschwemmen.

„Wohl, wohl", war die Antwort.

„Viel' Leut' einlogiert?" fragte Oline nach einer Pause.

„Jede Nacht g'stopft voll."

„Kann mir's denken."

„Magst Di net setzen?" sagte Guri und stand wieder auf, um ein neues Stück anzufangen.

„Dank' schön. — Muß eh' glei' wieder fuat."

„Laßt si' vorstellen. — 's wird eh' g'schwind finster."

„Mir hab'n hiatzt Vollmond, muß i' Dir sag'n."

„Ja, dös wohl — der Mond is guat für d' Leut, die draußen auf'm Wasser sein."

Olinens Hände wurden stets unruhiger. Es sah aus, als habe sie ein Katzenjunges unter der Schürze.

„Hiatzt muaß i' wiader hoam", sagte sie, setzte sich aber statt dessen auf eine Bank.

„Wo hast denn Dein' Mann?" fragte Guri, nachdem sie wieder eine Zeitlang geschwiegen hatten.

„Beim Boot drenta", antwortete Oline, und da das Scheuern gerade Zeit zum Hören ließ, fuhr sie fort: „mir waren mit a paar Fisch' herin, die ma g'fanga haben."

„Dös glaub' i' gern", — Guri sah aus, als habe sie etwas sehr Tiefsinniges gesagt.

„Und hiatzt hätt' i' no' allerlei Kloani'keiten für d' Kinder z' ka'ffa!"

„Kann mir's schon denken". Guri wand' ihr Tuch aus, so daß es Wasser spritzte.

„Wer nur a' Göld hätt'."

„Ja, a Göld brauchet ma'", erwiderte Guri mit der gleichen, tieffsinnigen Miene.

„Er is' halt gar a so viel g'nau, der Sjur Gabriel. Nöt möglich, nur a Bröserl fia si' herausz'kriag'n."

„Ah geh!" sagte Guri in dem Ton, als habe sie eine angenehme Neuigkeit vernommen.

„Die Mannsleut' sein halt gar so unterschieden; a jeder hat sei' Art und sein' ein'bildte Meinung", fuhr Oline fort; „drum muaß an arm's Frauenzimmer si' scho' manch'smal selber helfen".

„Na ja freilich." Guri nickte leicht mit dem Kopf.

„Was soll ma' aber anfanga, wann ma's kan Schilling nöt' hat?"

„Dös geht nöt a so", versicherte Guri. „Was soll ma denn anfanga!"

„Ja, wann ma' nur wen hätt', der Ein'm borgen thät!"

„Wär nöt uneben, dös."

„A Pfand hätt' i' schon."

„Geh', zeig!" rief Guri eifrig, ließ das Bodentuch los, richtete sich auf und setzte die Hände in die Seiten.

„Dös Brusttüachl da", sagte Oline, heftelte ihr Mieder auf und zog einen mit bunten Perlen überstickten Latz heraus.

„Kimm' her; D' stehst z' weit weg."

Oline ging hin zu ihr.

Guris Augen wurden rund und glänzten, als sie die glitzernden, vielfarbigen Perlen sah, welche in zackigen Bordüren einen achteckigen, leuchtenden Stern umgaben und das mit brandgelbem Kaliko eingefaßte und gefütterte Zeugstück bedeckten.

„Wieviel hast Dir denn dafür ausdenkt?"

„Ein Ort".*)

„Soviel is' nöt wert", sagte Guri und machte sich wieder über den Boden.

„Dös da, nöt wert! I' selber hab' drei Ort und zwölf Schilling dafür 'zahlt."

„Zu derer Zeit wohl. — Hiatzt is' alles viel billiger. I bin ganz g'wiß, i' kunnt' mer für einen Ort glei' a neu's kaufen, da drunten in der Gassen, bei der Weistendalin." Guri schwemmte Wasser über den Boden und sah drein, als habe sie das Ganze aufgegeben.

Oline ging zur Thür. „I' gieb's nöt anderst aus der Hand als wia um an' Ort", sagte sie.

Guri schielte ihr nach, wusch aber eifriger denn je.

Oline bedachte sich.

„Was gäbast ma denn d'rauf?" fragte sie und stand schon wieder neben Guri.

„Zwölf Schilling", antwortete diese gleichgiltig.

„A so an Unverschamtheit!" rief Oline und stieß halb im Scherz nach ihr. „Alles eins, i muaß halt mit die zwölfe z'friaden sein. Her mit'n Geld; i hab's schreckli' eilig."

Guri strich sich das braune, dickliche Wasser vom Arm und schüttelte die Hände, so daß es ringsum floß, trocknete sich die Hände in der Schürze und nahm hierauf das Brusttuch, welches Oline ihr reichte, zwischen die Spitzen von Daumen und Zeigefinger.

„I' geh' nur in mei' Kammer 'nauf", sagte sie, schnallte die Holzschuhe ab und lief die Treppe hinan.

Oline bewegte sich während Guris Abwesenheit unruhig herum. Sie ging zum Fenster und guckte durch die dicken, kleinen, unklaren Scheiben, warf lange Blicke über den Gang zur Schänkstubenthür, setzte sich auf die Bank und stand dann wieder auf, um zu lauschen.

Endlich hörte sie die Stufen unter Guris raschen Schritten krachen.

„Schau her", sagte sie und reichte Oline ein silbernes Zwölfschillingsstück.

„Recht a schön' Dank dafia", sagte Oline.

„Selber Dank", antwortete Guri munter.

„Wenn's Di nur nöt nachher g'reut; denn dös weißt ja recht guat, daß D's nimmer auslösen kannst."

„G'reuen thuat mi eh' alles, was i thua und alles was i nöt thua. Dös is schon amal a so." Damit faßte Oline die Eisenklinke der schweren, mit gekreuzten Paneelen geschmückten Thür und zog sie nach sich zu.

---

*) Ein Ort (nicht mehr gebräuchlich) hatte 24 Schillinge.

„Brauchſt nöt zuaz'machen!“ rief Guri, die ſchon wieder an der Arbeit war.

„Dann kimmat's z' kalt auf Di',“ erwiderte Oline und beeilte ſich zu ſchließen.

Als ſie ſich draußen im Gang befand, ging ſie wie jemand, der hier wohlbekannt iſt, hinter die Treppe. Da hob ſie das Kleid auf, taſtete mit der Hand an der Innenſeite des Unterrocks herum und zog mit Hilfe vieler Grimmaſſen eine Anderthalb-Pegel-Flaſche aus der Taſche hervor. Sie ſteckte ſie zwiſchen die Zähne, während ſie auf ihre ſteifen Röcke ſchlug und die Knie auf und nieder beugte, um die Kleider in Ordnung zu bringen. Dann verbarg ſie die Flaſche unter der Schürze, guckte vorſichtig herum und ſchlich ſich ganz lautlos an der Treppe vorüber zur Schänkſtube; ſie öffnete raſch die Thür und trat ein.

Das Zimmer war von der gleichen Größe und Form, wie jenes mit den Betten. Unter den Fenſtern, welche bis über die Hälfte mit grünbemalten Läden bedeckt waren, und längs der Wände ſtanden längliche ungehobelte Tiſche, getragen von Böcken, die mit Sparren roh zuſammengezimmert waren und an denen man die Spuren kotiger Stiefel wahrnahm. An der grau-paneelierten Langwand hingen Thranlampen aus Eiſenblech, welche kleinen Oelkannen glichen. Auf den Bänken, entlang den beiden Tiſchſeiten, ſaßen Gäſte mit Branntweingläſern und Bierkrügen vor ſich. Einige redeten zu einander mit tiefſinnigen Mienen, andere ſuchten Händel und drohten ſich mit der Fauſt. Einzelne lagen ſchnarchend, mit Arm und Geſicht auf dem beſchmutzten Tiſch. Ein qualmender Duft von Branntwein, Thran und Frieß erfüllte die Luft.

Mitten im Zimmer, wo die Tabaksſpucke ſich in braunen Teichen anſammelte, ſtand eine vierſchrötige Geſtalt, welche eine Weſte und eine graugetupfte Wolljoppe über die Hoſen gezogen an hatte. Sein rotgeſprenkeltes Antlitz war ſo ſtark aufgeſchwollen, daß man die blinzelnden Augen kaum ſah. Auf das Rückenfutter der Weſte war ein Beleg von geſteppten Zeugſtücken genäht, und darüber ein Lederlappen, der ſo abgetragen war, daß er glänzte. Auf der Schulter hatte er einen Strick zum Laſttragen, mit einer eiſenbeſchlagenen Handhabe, die ihm nach rückwärts hing wie eine Achſelſchärpe. Das wirre Haar ſträubte ſich nach allen Richtungen und machte den Kopf unförmlich und groß. Rings um ihn ſtanden einige mehr oder minder betrunkene Bauern und ein paar Burſche in ähnlichem Anzug, wie ſein eigener war. Er ſchwatzte und erzählte mit einer heiſeren Stimme, die ſich hie und da in mühſames Flüſtern verlor; er ahmte fremde Stimmen nach, lachte dazwiſchen laut auf und machte allerlei Geberden.

Oline ſchlich über's Zimmer nach links hin zum Schänktiſch, auf welchem in einem Blechleuchter ein Talglicht brannte. Da ſtand der Wirt, ein ältlicher plump gebauter Mann mit großen bartloſen Wangen. Er hatte eine dunkelblaue Jacke an, welche über eine Menge anderer Kleidungsſtücke gezogen ſchien, eine Latzſchürze aus weißen Drill, die an einem Band um den Hals hing und eine weiße Zipfelmütze mit rotem Rande auf dem Kopf.

„Is' d' Gabriels Oline heint wiaderum in der Stadt?“ ſagte er in ſchlechtem Bauerndialekt, und nickte mit ſeinem gleichgiltigen Geſicht.

„Ja, ja freili'“, antwortete Oline, zog die Flaſche hervor und ſetzte ſie auf den Tiſch.

„Wieviel denn?“ fragte er und griff nach der Flaſche.

„Mir ſcheint, an Pegel hat er geſagt, der Sjur Gabriel“.

Der Wirt ging zu einem Seitentisch, steckte einen Trichter in die Flasche und nahm ein Pegelmaß, das er aus einem Fäßchen anfüllte.

„Na, hiatzt werd'ts Oes was höan," begann der Mann mit dem Tragriemen, „hö, hö, hä, hä, hä!" Er that, als könne er nicht reden vor Lachen; er focht mit den Armen herum, als gälte es etwas Unsichtbares zu treffen und machte unaufhörlich kleine schlingernde Hopser, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. „An der Ecken vom Markt treff' i just den Stiftpropst und sag' z' eahm: ‚Um Verzeihung Herr Stiftpropst', sag' i, hihihi! ganz bleich is er g'worden! Denn er kennt mi' scho'; er fürcht't si' vor mein' Maul, hahaha! Thuat, als höret er mi' nöt, die Canaille! I' ihm aber glei' wiader nah' bei der Seiten. ‚Um Verzeihung', sag' i' wiaderum, ja wol, denn höflich sein g'hört si', und grüaß' ihn a so", er griff mit seinem unsicheren Arm an den Kopf und zeigte, wie er gegrüßt hatte, — „‚Is' an ernst's Wuat derlaubt, Herr Stiftpropst?' — ‚Nein', sagt er und fangt zum eilen an. I' eahm nach. — ‚Sein Sö an Diener des Herrn, Herr Stiftpropst, und mögen an ernst's Wuat nöt anhör'n', sag' i'. — Da hätt's Oe's 'n seg'n sull'n!" Der Lastträger stieß ein unartikuliertes Lachgeheul aus und ging hin und her, während er seinen Körper in schräger Stellung hielt, als wollte er im nächsten Moment umfallen.

Die anderen lachten mit und fragten um den Rest.

„‚I' hätt' dem Herrn Stiftpropst', sag' i', ‚nur danken woll'n', sag' i', ‚für d' scheene Predigt, die S' am letzten Sunnta' g'halten haben', sag' i'. ‚Wann alle Leut' dös befolgen thäten, was Sie da gesagt haben, es wuad'n aus ihnen allen a so buaßfertige Sünder wia Sä und i san, Herr Stiftpropst.'"

Er lachte wieder so, daß er dem Ersticken nahe war; die Zuhörer stimmten ein. Einige bogen sich und schlugen sich laut klatschend auf die Knie und thaten, als müßten sie gleich umkommen.

„Der Tippe Tue! Der Tippe Tue! Teufelskerl, dös!" rief einer von ihnen.

„Nein, schaut's ma do' amal dös narrische kloane Weiberl da an!" Die betrunkene Stimme des Lastträgers bekam einen Zusatz von zärtlichem Uebermut.

„Woher kimmst denn, Mutterl?" Er langte nach Oline, die eilfertig zur Thür ging, und ergriff sie an der Schulter.

Oline riß sich mit einem Ruck los, murmelte etwas, das wie das Knurren eines Hundes klang, der beißen will, und streckte die Hand nach der Thürklinke aus.

„Daherein, Mutterl!" rief der Träger und verzog seinen schiefen Mund mit den blauen Lippen zu einem feuchten Lächeln, während er das eine Bein wie zu einem Hallingsprung hob und Olinens Arm so auf und nieder schwang, daß die Gelenke krachten.

„Her mit Dein' Pratzerl und mach' mer an Hopser!"

„Obst mi auslaßt, laß mi' aus, Du Racker, Du!" Oline stieß diese Worte zischend hervor und biß murrend die Zähne zusammen und wand und drehte sich, um die Hand los zu kriegen und streckte den Oberkörper wie zur Abwehr vor.

Die Zuschauer lachten und kamen mit allerlei Zurufen, welche ihr Interesse und ihren Beifall zu erkennen gaben. Der Wirt sah mit gekreuzten Armen zu; er lehnte sich hinter dem Zahltisch an die flaschenbesetzten Regale der Wand zog die halbkreisrunden Brauen hinauf und schob die schmalen Lippen in einer melancholischen Grimasse vor.

Endlich gelang es Oline, ihre Hand zu befreien. In diesem Moment taumelte der Träger stark vornüberhängend auf sie hin. Sie hob den Arm, krümmte die Finger, und während sie das Untergesicht vorschob, so daß sie an ein Raubtier mahnte, bohrte sie mit aller Kraft die Nägel ins Gesicht ihres Gegners, sprang dann behend wie eine Katze beiseite, kriegte die Thür auf und flüchtete aus dem Haus. Sie hörte nur noch das Dröhnen von etwas Schwerem, das zu Boden fiel, vermengt mit Rufen und Lachen und anderem Tumult.

III.

Sie lief über den Torvegaard in ihren selbstgefertigten Lederschuhen ohne Absatz, die eine Unterlage von Stroh innen auf der Sohle hatten, und mäßigte ihren Schritt erst, als sie merkte, sie werde nicht verfolgt. Der Mondenschein fiel als ein schmaler Lichtstreifen mitten auf die eine Hausreihe des Platzes; die andere Seite war dunkel.

Oline stand bei einer offenen Packhausthür still und guckte hinein. Etwas Längliches, Umfangreiches, das in einem Tau hing, wurde langsam zu einer viereckigen Bodenluke emporgehoben, aus welcher ein schwacher Lichtschimmer herunterdrang. Droben hörte sie jemanden, der hißte und zog, während sie unablässig wiederholten: „Ah hoi, ah hoi!“ Sie ging hinein, stahl sich hinter die Thür, nahm den Pfropf aus der Flasche, setzte die Oeffnung an den Mund und trank.

Ach, wie das wärmte und wohl that!

Sie streichelte sich die Brust vor Entzücken, während das starke Getränk sie im Halse kratzte und ihr das Wasser im Munde zusammenlief. Dann trank sie wieder und fühlte sich so froh und so leichten Muts.

„Hm hm,“ sagte sie halblaut, — „hab' mein Lebtag a so was Verruckt's nöt g'seg'n,“ — sie brach in ein Gelächter aus und sank halb in die Knie, unter dem Bestreben, es lautlos zu machen. — „Mit an alten Weib Halling tanzen! Herein da, Mutterl,“ — sie äffte die Stimme des Lastträgers nach. „Ja freili', Du hast Dein Mutterl g'kriagt, Du Vagabund, Du.“ — Sie lachte wieder, daß ihr die Thränen in die Augen kamen. — „Wer ihn nur so recht g'seg'n hätt', wia a so hin'purzelt is'!“ — Plötzlich hörte sie Schritte auf einer Treppe, die sie nicht sehen konnte. Hurtig steckte sie die Flasche in die Brust, schmiegte sich hinaus und ging nach der Strandgasse.

„Du mein, wie liacht und schön alle Kramladenfenster sein, und dö Laternen! Die waren ehnder am Abend nöt an'zunden; aber dös woa wohl, weil's no z' hell woa. — Lampen auf der offenen Gassen! — 's ist do zum Verwundern, wie kostbar und seltsam s' alles da drenta in der Stadt ham!*) Wer nur da herinnen wohna kunnt', anstatt af 'm Hellemoor; dös waret do' ganz was anderscht, als wia im Sumpfwasser und auf die Steiner herumz'stampfen und, ab's hiatzt blast aber**) regnet, auf der See draußt z' liag'n.“

Sie blieb vor einem Fenster stehen, das mit Flaschen gefüllt war; reihen-

*) drunten: Bergen liegt südlich vom Helle.

**) aber = oder.

weise standen sie auf weißgemalten Brettern und hatten rot und blaue Etiketten mit vergoldeten Rändern.

In der Mitte stand eine Lampe auf einem Messingfuß und breitete einen gelblichen Lichtschein um sich.

Oline war ganz in Beschauung versunken. „Was nur in denen schen' Flascha drin is'! Leicht was Siaß's und Dick's und fiachtali' Stoak's ...... — Wer nur da drenta wohnen thät' und a Göld hätt', immar, und immar a Geld! — Ja ja ja, — wann's ihr nöt' gar a so schlecht g'ganga waret auf der Wölt, so kunnt's hiatzt d' Frau von an reichen, großen Herrn sein, wer woaß, epper von an Prinzen, — hat sie's denn g'wißt? Ah, Gott steh' ma bei!" Sie lachte matt und schüttelte den Kopf über ihr eigenes Elend, strich sich dann über die Augen mit den Knöcheln ihrer Hand und rieb sie dann wieder an der Schürze trocken. Sie kriegte einen Stoß von einem Vorübergehenden, der sie vom schmalen Bürgersteig in die Rinne hinabpuffte, wo sie auf die Seite hintaumelte, aber noch die Hand ausstreckte und so zu hocken kam.

„Ma muaß aufpassa da drenta in der Stadt," murmelte sie mit verständnisvollem Nicken und stand wieder auf. „Si's do' ganz was anderst dahoam auf der Wiaf'n. War' nöt schlecht!"

Sie huschelte weiter, erfüllt von einer wohlwollenden halb gerührten, halb lustigen Stimmung. Sie wollte nur eine kleine Tour durch die Strandgasse machen, nicht weiter als bis zum Smörsalminding*); da gab es so viel Rares zu sehen; dann wollte sie umkehren und zum Boot hinabgehen. Bis dahin würde Jens vom Bäcker zurück sein und da wäre dann alles in Ordnung. Aber erst mußte sie noch das Tröpfel in der Flasche austrinken; was war denn da dran noch aufzuheben.

Sie bog um die Ecke des Sakritsgaards, ging ein paar Schritte hinein, und da niemand zu sehen war, zog sie die Flasche hervor, setzte sie an den Mund und leerte sie.

Nein, aber daß gar nichts mehr übrig war! Sie leckte sich die Lippen und schlug den Pfropf mit der geballten Faust fest hinein. Doch merkwürdig, wie wenig an so einem Pegel war! Wie dumm von ihr, daß sie nicht die Flasche voll gekauft! Aber was schadete es; sie konnte es ja wieder gut machen; sie hatte ja Geld genug für noch einen Pegel, wenn sie vom allerordinärsten nahm. Wie, wenn sie den Smörsalminding hinablief zu dem alten Geizhals mit einem Auge? Ja, es stand fest; das wollte sie.

Sie strich weiter ohne nach rechts oder links zu schauen und hielt sich dicht an den Rinnstein, wo sie am ehesten Ruhe fand vor Stößen und Püffen. Sie war gut gelaunt, wie ihr schien. Wenn sie nur hie und da in die Stadt hinein kam, so war es immerhin recht schön auf der Welt, und Sjur Gabriel war ein guter und ordentlicher Mann, wenn er sie auch manchesmal schlug, und dann war es so brav an ihm, daß er nichts lang nachtrug. Wenn er am Abend zornig gewesen war und sie geprügelt hatte, so war es am Morgen wie fortgeblasen. Und dann war es so hübsch an ihm, daß er bei Tag nicht mit ihr redete, weder Gutes noch Uebles. Sjur Gabriel war nun einmal gar so ein mäßiger, nüchterner Mensch! Hatte er einmal dazwischen etwas getrunken,

*) Alminding nennt man in Bergen die sehr breiten, und zum Teil bepflanzten Hügelplätze, die sich an vielen verschiedenen Orten von den höher gelegenen Straßen zu den niedriger liegenden herabsenken. Die Almindinge haben zu beiden Seiten Häuserreihen, die aus der Entfernung aussehen, als wären sie auf Terrassen gebaut.

er, wie so mancher andere auch, — na, es war halt jeder, wie Gott ihn geschaffen hatte.

„Ja, ja, Gott helfe uns allen miteinander!"

Unter diesen Betrachtungen erreichte sie ihren Bestimmungsort. Sie ging ins Verkaufslokal, verlangte ein Pegel Fusel, bezahlte mit ihren letzten Hellern und trank im Gange draußen alles auf einmal aus. Dann zog sie die Röcke empor, verbarg die Flasche und begab sich auf denselben Weg zurück, den sie gekommen war.

Sie ging etwas schwankend. Alles vor ihren Augen schwamm in rötlich-violettem Nebel. Sie lachte und schwätzte und hielt dabei die Hände unter der Schürze gefaltet. Und die ganze Zeit über dachte sie daran, daß Sjur Gabriel, wenn sie zum Boot hinabkam, nicht merken dürfe, daß sie getrunken.

Sie erreichte den Torvegaard und bog da ein. Als sie mitten auf den Platz gekommen, stand sie einen Moment still, strich sich über die Kleider, wie um zu fühlen, ob alles in Ordnung sei. Dann ging sie weiter, erfüllt von einem Drang zu singen, den sie nur halb bekämpfte. „Und als er nach Norwegen kam, kauft' er sich einen Hund", — summte sie. Es war die Fortsetzung des Liedes, das Guri gesungen hatte. Mit einmal hielt sie inne. Sie fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück und drückte sich an der Dunkelseite gegen eine Hausmauer. Da, es war kein Zweifel möglich. Das war Sjur Gabriels große, breitschultrige Gestalt, dies der gebeugte Rücken und der wegstehende Bart unter dem Südwester, Sjur Gabriel, den sie hinein gehen sehen in die Wirtsstube, in welcher der Lastträger mit ihr hatte tanzen wollen. Sie war's, die er suchte; das wußte sie, wie umnebelt sie auch war, ganz deutlich. Sie bebte an allen Gliedern und beeilte sich, an der Schänke vorbeizukommen, nach welcher sie nicht einmal zu blicken wagte, erreichte das Ende des Gaard, bog um die Ecke und befand sich eine Minute später auf der Triangel. Es schwebte ihr vor, sie müsse im Boot sitzen, wenn Sjur Gabriel kam, auf ihrem Platz, bei den Rudern, in der Teerjoppe, und ihn erwarten.

„Wo war denn d' Muata?" frug Jens, da sie einstieg und die Jacke anzog.

Sie antwortete nicht gleich.

„Wo is' Dein Vatta?" kam es nach einer Pause von einer Zunge, die nicht recht gehorchen wollte. „I' ha' g'moant, mia fahreten hiatzt."

„Mir san a scho' längst firti'", sagte Jens. „Da Vatta is' fuatganga, d' Muata sucha."

„So miass'n ma halt warta, bis daß er z'ruck kimmt", antwortete sie mit ihrer dicken, erfrorenen Stimme und setzte sich zwischen das Paar Ruder, das sie zu führen gewohnt war.

Sie saß zusammengekrochen, die Ellbogen auf dem Knie und die Wange in der Hand und rührte sich unablässig, als ob leise Kälteschauer ihr über den Rücken liefen. Die Kiefer bewegten sich und sie murmelte singend die Weise vom Rubakken. Dann kam ein glucksendes, heiseres Gelächter und darauf ein Schluchzen, als sei sie im Begriff zu weinen.

Jensens Antlitz wurde so wunderlich alt, während er so da saß.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam Sjur Gabriel. Er ging direkt ins Boot hinab, ohne ein Wort zu sprechen, löste die Vertauung und setzte sich ans Ruder.

Oline wartete, bis sie an den vielen Fahrzeugen, die im innern Hafen lagen, vorüber waren. Dann tauchte sie die Ruder ein und griff aus. Aber

es ging ihr nicht. Sie konnte nicht rudern, saß nur da und plätscherte und murmelte vor sich hin, wie „z'wiada" die Ruder geworden seien.

Als sie um die Festungsspitze herumgekommen waren, zog Sjur Gabriel die Ruder ein und stand auf. Dann ergriff er Oline im Nacken und nahm ihr die Ruder weg, das eine nach dem andern. Hierauf hob er sie in die Luft, und warf sie achterwärts in den Bugsteven nieder und prügelte sie da mit seinen großen, geballten Fäusten so lang als er es vermochte, und ohne zu achten, wohin die Schläge trafen.

Jens, der am Vorderschooten saß, stand auf, sah mit aufgerissenen Augen zu und jammerte: „Aber Vatta, aber Vatta!"

Oline nahm alles hin, ohne einen Laut von sich zu geben und blieb den ganzen Heimweg über wie eine leblose Masse, halb auf dem Bauch, das Gesicht an die Bootseite gedrückt, liegen.

Jens setzte sich auf den Platz der Mutter und ruderte. Er war voller Angst, daß der Vater die Mutter erschlagen habe; allein er wagte nicht ein einziges Mal, sich vom Platz zu heben und nach ihr zu sehen, aus Furcht, den Vater zu reizen, welcher dasaß und ruhig und taktfest ruderte, — mit zusammengezogenen Brauen, die wie Donnerwolken über den Augen lagen, — der weit über die See hinausstarrte und manchesmal große Flocken brauner Tabakspucke über die Bootsrehling trieb.

IV.

Als sie in klarem Mondschein am Hellemoor anlegten, stieg Sjur Gabriel an Land, griff nach den Rudern und Fischgarnen, welche Jens ihm reichte, und trug sie in den Schuppen. Kam dann zurück, um den Speisekorb und die Teerjacke zu holen und befahl Jens barsch, an Land zu gehen.

Jens sah auf die Mutter und richtete dann einen flehenden Blick auf den Vater, wobei er unwillkürlich den Kopf auf die Seite legte.

„Kimm aufi, sag' i'", schrie Sjur Gabriel und drohte mit der Faust.

Jens stieg aus und gehorchte stumm der kommandierenden Geberde des Vaters, ihm beim Heraufziehen des Bootes auf die Bretter zu helfen. Hierauf sperrte Sjur Gabriel die Schuppenthür zu, band das Boot fest und hängte die Kette unter ein Vorlegeschloß.

Dann machte er sich mit dem Speisekorb in der Hand und der Teerjacke über den Arm auf den Weg über die knorrigen Hügel mit den großen, moosüberwachsenen Felsknollen und den grasarmen Wiesenflecken. Jens folgte ein Stück hinter ihm, erfüllt von drückender Sorge um die Mutter. Daß sie sich so gar nicht gemuckst hatte! — und dann war sie so schwer hingestürzt.

Die Thränen rannen unablässig über sein Gesicht, das von dem Rudern noch dampfte. Hie und da rieb er sich die Wangen und schneuzte sich in die Finger.

Endlich erreichten sie die Hütte, welche sie bewohnten. Sie bestand aus einer Küche mit einem schwarzen Herd und einer Stube mit einer Balkendecke und einem einzigen, ellenhohen Fenster mit winzig kleinen Scheiben, deren einige zerbrochen und durch aufgekleisterte Fetzen erstattet waren. In der Küche

war eine kleine Luke, die bei gutem Wetter, wenn sie offen stand, ein wenig Licht gab. In schlechtem Wetter, wenn der Wind blies und Regen mit sich führte, war es ganz finster drin.

Sjur Gabriel hob die hölzerne Klinke der Thür und wandte sich nach Jens um, der zehn, zwölf Schritte hinter ihm daherschlich.

„Möcht'st nöt 'leicht a biss'l d' Haxen heben?“ rief er ärgerlich.

Jens machte längere Schritte.

„D' Muata dafriat draußt“, sagte er, als er näher gekommen war.

„Willst Dein Maul halt'n, Fratz Du?“ Er wurde an der Schulter genommen und durch die Thüröffnung hineingeschoben.

Wie jemand, der gewohnt ist, sich im Dunkeln zu behelfen, schritt Sjur Gabriel über die hohe Schwelle in die Stube und ging zum langen, schmalen Tisch hin, der eine Bank zwischen sich und der Wand hatte. Da setzte er sich hin, fand einen Löffel, zog eine Holzschüssel und eine Holzschale zu sich hin und begann zu essen.

„Kimm her und thua essen!“

Jens setzte sich neben ihn, griff auch nach einem Löffel und nach einer Schale mit ein wenig saurer Milch. Er langte in die gleiche Schüssel wie der Vater, tauchte den Löffel in die Milch und schluckte die Speise mit gluckſendem Laut. Die kalte Hafergrütze, die so dick und steif war, daß er sie nur mit Mühe vermittelst des Löffels abschnitt, wollte heute durchaus nicht hinuntergleiten. Nachdem er ein paar Mundvoll gegessen hatte, leckte er den Löffel rein, strich ihn am Aermel ab und legte ihn in die Tischlade. Dann blieb er still sitzen, während der Vater die Grütze und die Milch in sich hineinschlürfte und der pustende Atemzug seiner schlafenden Geschwister die Luft um ihn herum erfüllte.

Ein Schimmer Mondlicht fiel durch die Scheiben. Jens unterschied dort unten beim Kachelofen, wo sie für sich und die Kleinste jeden Abend ein Bett bereitete, die Umrisse des schwarzhaarigen Kopfes der ältesten Schwester, mit dem roten Hanfband.

Als Sjur Gabriel satt war, reinigte er seinen Löffel auf die gleiche Art wie Jens, erhob sich, so lärmend, daß die Stube dröhnte, und begann sich auszukleiden.

Einen Augenblick später saß er auf der Bettkante und schleuderte die Stiefel von sich.

„Geh und leg Di' niada,“ sagte er zu Jens, hob die Beine ins Bett und zog den Kotzen über sich.

Jens dachte an den leeren Platz der Mutter im Bett und ging still in die Küche hinaus, tappte sich mit den Händen fort und erwischte die Leiter, welche an die Kante der offenen Dachbodenthür gelehnt stand. Er fing an hinanzuklettern, hielt ein und bedachte sich.

Nein, es war doch am sichersten, er that, als lege er sich nieder. Wenn er dann gewiß war, daß der Vater schlafe, so wollte er in den Strümpfen hinabschleichen und nach der Mutter schauen. Da konnte sie sich doch wenigstens auf den Herd setzen oder sich in der Küche auf den Boden legen — wenn sie nicht tot war oder mindestens um die Gesundheit geschlagen. Wenn sie nur nicht vorher erwachte und aufstehen wollte und kopfüber in die See fiel. Ah, was für eine Schmach und Elend! Denk' Dir, wenn sie etwa am Morgen

von Südhelle herüberkamen und die Mutter wieder so erblickten! Nein, er mußte und wollte sie ins Haus kriegen.

Er erreichte die oberste Sprosse der Leiter, bog da oben bei der Kante der Oeffnung die Knie und kroch in den kleinen Bodenraum, der so niedrig war, daß er nur in der Mitte aufrecht stehen konnte. Durch eine Luke, die halb offen stand, fiel ein kleiner Lichtschein auf den Fußboden hin, wo zwei Knaben im Alter von sieben und neun Jahren, auf einem Bund Stroh, mit den Köpfen unter den Dachsparren und den Körpern unter ein paar Wolldecken, dalagen und schliefen.

Jens ging mit stampfendem Schritt durch die Kammer, zog sich die Schuhe mit dem größtmöglichen Gelärme aus, legte die Joppe ab und streckte sich neben die Brüder aufs Stroh.

Kaum hatte er sich zurecht gelegt, so vernahm er schon von unten her auf das dröhnende Schnarchen des Vaters. Im selben Nu war er wieder auf, kleidete sich stille an, nahm die Schuhe in die Hand und kroch vorsichtig die Leiter hinab. Er eilte zur Thür hin, hob die Klinke, um sich zu vergewissern, ob es wirklich das Schnarchen des Vaters sei, das zu ihm herausklang, und schmiegte sich dann durch die Thüröffnung, vorsichtig und lautlos wie ein Dieb. Als er hinausgelangt war, zog er die Schuhe an und setzte dann im Laufschritt über die flache Moormark, welche die Hütte und die Außengebäude umgab, und eilte über die Hügel hinab zur See.

Der Weg war so weit, daß man unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Viertelstunde brauchte, um hinab zu kommen, und fast eine halbe Stunde, wenn es hinaufging. Aber Jens sprang so hurtig, daß er nach sieben Minuten neben dem Boote stand und sich über die Mutter beugte, die noch in derselben Stellung da lag.

„D' Muata muaß hiatzt auf kimma“, sagte er und rüttelte sie. Da sie kein Lebenszeichen gab, wiederholte er seine Worte lauter und zerrte sie mit aller Macht am Arm.

Sie stieß ein heiseres Grunzen aus und rückte den Arm, als wollte sie Frieden haben.

„D' Muata muaß aufsteg'n und hoamgeh'n“, wiederholte er ein paarmal mit einer Stimme, welche scheltend und angstvoll zugleich klang.

Sie versuchte sich zu erheben, taumelte aber zurück und drehte dabei den Kopf so, daß sie das Gesicht frei kriegte. Dann führte sie hastig den Arm vor die Augen und sagte demütig jammernd: „Thua mi' nimma hauen, Sjur Gabriel; dös oanmal hab' an Einseg'n, um Gott Vater und Gott Sohn z'wegen, Sjur Gabriel!“

„Ja, hört denn d' Muata nöt, i' bin's ja“, rief Jens und brach zugleich in lautes Weinen aus.

Oline faßte mit der einen Hand die rückwärtige Bank, stützte sich auf die andere und gelangte so in eine sitzende Stellung.

„Ah Du mein, der kleine Jens is 's ja“, rief sie erleichtert aus und sah sich um. „Ja, was heulst denn daher?“

Jens weinte bloß mehr und mehr.

„Was hast denn, Burscherl?“ — sie stand auf, schwankte aber so auf den Beinen, daß sie sich ein paarmal bücken und an der Bank anhalten mußte, ehe sie festen Fuß faßte. Sie fror, daß ihr die Zähne klapperten.

„Was is' denn aus Dein' Vatta g'wua'n?" fragte sie, während sie Jens an der Schulter faßte und aus dem Boot kletterte.

„Dahoam is' er", schluchzte Jens.

„Geh' Du a hoam", sagte sie ängstlich. „Und tummel' Di' nur, sonst kimmt er z'ruck und haut Di'!"

„Da Vatta liegt und schlaft z' Haus'".

„Ja freili'", sagte sie ungläubig. „Dös is a dicke Luag'. J' setz' mi' da a bissel her, dann kimm' i' Dir nach". Sie hob den oberen Rock auf, schlug ihn über Kopf und Schultern und setzte sich mit dem Rücken an die Bretterhütte gelehnt, zurecht.

Dann erzählte Jens, wie die Sachen stünden und bat sie, gleich zu kommen.

„Jens, Du Jens!" murmelte sie mit gebrochenem Kehllaute und schüttelte langsam den Kopf. „Du hast Di' um Dei' arme Muata umg'schaut! Der liabe Gott g'segn' Dir's!"

Sie stand auf, ließ den Rock wieder herabfallen und begab sich auf den Weg über dieselben Höhen, über die eine Stunde vorher Jens und der Vater gegangen waren. Sie ging im Anfang langsam und unsicher, mit vorhängendem Oberkörper, als ob ihr die Brust weh thäte und sie sich nicht aufrichten könnte. Nach und nach wurde sie besser Herrin über ihre Bewegungen und schließlich wurde ihr Gang rasch und sicher und hielt sie ihren Leib so steif wie eine Nadel. Und die ganze Zeit stieß sie einen wimmernden Klagelaut aus, wie jemand, der in Leid und Nöten ist und unwillkürlich jammert.

„Ah ja, ah ja, Jens", sagte sie, als sie über die Hügel hinweg gekommen waren und den sumpfigen Fußsteig der Moorwiese einschlugen, die unter ihren Schritten schwankte. „Wanns D' amal a Mann bist, so schamst Di' leicht wegen Dein' Muata; drum bitt' liaber unseren Herrgott, daß er's guat macht und mi' bei Zeiten fuatnimmt." Sie wiegte langsam den Kopf, während sie sprach. „Dein' Muata is' a nöt allweil a so a grauslich' Weibsbild g'we'n," — fuhr sie gleich darauf fort; — „'s g'schiacht ein'm aber recht hoat auf derer Welt; an manchen von uns arme sündige Leut' geht's fest an 'n Kragen."

„Wenn d' Muata in der Stadt drenta nur a bissel auf si' schauen that'," sprach Jens in Jammerton.

„Sag' dös liaba zum Teufel", antwortete sie ohne stehen zu bleiben oder sich umzudrehen.

„Kunnt'n S' ihm denn nöt saga, Muata, er soll schauen, daß er in sein' Höll' abi' kimmt?"

„Dös han i scho mehr als wia g'nua 'than und 's hilft a'; aber er kimmt halt wiader, er kimmt halt wiader, Du mein Gott, Du." Die letzten Worte begleitete ein tiefes, seufzendes Stöhnen.

„Und d' Muata weiß ja, wie zornig der Vatta wird", rief Jens vorwurfsvoll.

„'S liagt ma so viel schwar auf da Brust", begann Oline wieder, „so viel schwar!" Jens hörte an der Stimme, daß die Mutter weinte. „J' woaß nöt, wia dös kimmt; 's is mar aber g'rad, als ob ma 's Herz zerspringen müssat vor lauter Kummer und Traurigkeit, von der Fruah' an bis auf d' Nacht, und von der Nacht an bis auf d' Fruah'." Sie putzte sich die Nase und die Stimme wurde immer schluchzender. „Mir is 's, als wäret alles so schwar und z'wiada, so schreckbar fad' und grausli', alles, was i z' thua han'. J' wünsch' ma nur, i' wäret gar ma nöt auf d' Welt 'kimma. Wann i' aber dann an Tröpferl trink', dann wird all's so leicht und liacht und fein und guat,

daß man si' gar nöt g'nua dran derschaun kann. Dann liagt ma gar nix mehr an den Engländer und 'n ganzen Schmarren."

„Der Engländer? wer is' dös?" fragte Jens.

„Mit dem han i' mi' versprocha g'han, wia i' siebzehn Jahr alt war. Er hat mi' heuern wöll'n und nach 'n Paradies mitnehma; und glei' d'rauf geht er hin und dersauft, der Narr, der."

„Dös war a Spitzbubenstückel; denn a Paradies, dös giebs nöt hier auf derer Wölt. Dös war amal wo im Himmel droben, wo der Adam und d' Eva g'lebt han."

„Dös woaß i' nöt a so; aber nach 'n Paradies hätt'n ma sollen, und Göld hat er ma a g'geben, daß ich mi sauber anziech für die Roas'!"

Nun waren sie bei der Hütte angekommen. Jens eilte der Mutter voraus und öffnete vorsichtig die Thür.

„'S is g'scheiter, er hört uns nöt", — flüsterte Jens. „D' Muata müaff'n d' Schuach abziag'n."

Er lehnte sich gegen die Wand und zog die Schuhe aus. Oline folgte seinem Beispiel und dann schlichen sie leise hinein.

„Legen si' d' Muata glei' ins Bett?"

„I moan', i' kunnat 's probieren. Dein Vatta hat an festen Schlaf".

„Aufpassa, aufpassa", flüsterte Jens angstvoll, als die Thür im Oeffnen einen pfeifenden Laut gab.

„I' mach' scho' zua". Er stellte sich in die Thüröffnung, nachdem Oline über die Schwelle getreten war. „I' schau' nur, wia's geht".

Er sah undeutlich die Umrisse ihrer Gestalt, während sie zur Bank hinschritt und sich die Kleider aufheftelte. Gleich darauf war ein dunkler Klumpen da, der unten am Fußende hinein ins Bett kroch und sich langsam zur Wand hin wälzte. Er blieb ein weg stehen und horchte dem schwachen Knistern des Strohs, das vom Bett her drang, aber bald aufhörte. Der Vater schlief ungestört und die Mutter lag still wie eine Maus. Dann schloß er die Thür, kletterte die Bodenleiter hinan und streckte sich zur Ruh'. Im nächsten Augenblicke schlief er.

V.

Sjur Gabriel wußte nicht mehr Rat für sich. Oft und oft hatte er geschworen, er nehme nie mehr Oline in die Stadt hinein mit, aber eben so oft war er zu der Erkenntnis gelangt, daß es noch schlimmer sei, sie daheim zu lassen.

Denn Oline kam dennoch fort.

Wenn sie die Trinklust packte, war sie nicht zu halten. Sobald der Mann weg war, dingte sie sich mit dem Versprechen, zu rudern oder durch Erlegung eines Milcheimers oder eines anderen Gegenstands in ein vorüber fahrendes Boot ein. In der Stadt verkaufte sie dann den Fisch, den sie in der vorigen Nacht heimlich gefangen hatte, und trank für das Geld sich voll.

Oft geschah es da, daß sie in einem Bauernwirtshaus sitzen blieb, oder sie trieb sich auf den Plätzen oder in der Strandgasse so lang herum, bis sie kein Boot mehr fand, das sie nach Haus geleitete. Sie mußte den Landweg nehmen,

der über Stock und Stein und das nackte Gebirg' ging, davon zu schweigen, daß er fast doppelt so lang war wie der Seeweg.

Dann kam sie des Nachts oder gegen Morgen nach Hellemoor heim getaumelt und kriegte zumeist Schläge vom Mann, der mit der Sonne aufstand, wenn Oline nicht, was manchesmal geschah, von den Strapazen war nüchtern geworden oder in einem Felsspalt sich niedergelegt hatte und ihren Rausch ausgeschlafen, so daß sie gleich an die Arbeit konnte. Da begnügte er sich damit, auszuspucken und pfui zu sagen und sie aus der Ferne auszuschelten.

Manchesmal war sie betrunken, ohne in der Stadt gewesen zu sein. Es war das, wenn es ihr gelang, mit irgend einem Boot, das nordwärts wollte, über den Fjord nach Salhus zu kommen. In Salhus nämlich gab es eine Krämerei mit Ausschank von Bier und Branntwein. Allein da es oft mit Schwierigkeit verbunden war, wieder heim zu kommen, griff sie nicht gern zu diesem Ausweg.

In den Sommermonaten, in denen Sjur Gabriel nicht fischte, weil er zusehen mußte wie ein Schmied, um die armselige Heuernte zu bergen, war Oline in der Regel genötigt, den Branntwein zu entbehren. Hie und da kriegte sie allerdings einen Schluck bei der Holzhof-Kari, einer uralten Ausgedingerin des Nachbarhofes; aber einesteils war es so äußerst schwierig, einen Anlaß zu finden, um sich nach dem Holzhof hinüber zu stehlen, und andererseits war das, was Kari hergab, so wenig, daß es auf Oline keine Wirkung übte. Und nach der Stadt sich schleichen, oder nach Salhus hinüber, während Sjur Gabriel auf dem Hofe war, das wagte sie nicht.

Wenn aber der Herbst kam und der Mann wieder begann den Fischfang zu treiben, nahm sie des Glückes wahr und ging bei der ersten besten Gelegenheit durch.

Kam sie den Seeweg zurück, war sie immer ganz toll und voll getrunken. Man erzählte sich, daß sie auf diesen Heimfahrten in fremder Leute Boot übermäßig lustig war, sang und trällerte und lachte und schwatzte, so daß man sie kaum in Zaum halten konnte. Setzte man sie dann bei der Hellemoor-Schiffshütte ab, so ging sie taumelnd und sprechend, lachend und stolpernd über die Anhöhen. Sie ließ sich hübsch Zeit und ruhte sich auf den Steinen an der Wegkante oft genug aus. Kamen Menschen vorbei, so redete sie mit ihnen und begleitete sie, ohne zu achten, ob es vor- oder zurückführte, während sie von Allerweltsdingen faselte, auf die niemand Antwort gab.

Kaum fiel ihr Blick aber auf Sjur Gabriel, so wurde sie stumm wie ein Fisch. Wie maßlos betrunken sie auch war, vergaß sie niemals ihrer Furcht vor dem Mann.

Es geschah auch daß sie in der Stadt doch gar zu viel zu sich genommen hatte und daß sie unterwegs einschlief und zur Bootshütte hinaufgeschafft werden mußte, wo sie dann liegen blieb, bis Sjur Gabriel oder eines der Kinder sie auffand.

Uebrigens ging es auf- und abwärts mit ihr. Manchesmal konnte sie sich sechs, sieben Wochen hinter einander ordentlich halten, — auch während der Zeit, wo der Mann gewöhnlich fort war. Aber plötzlich kriegte sie dann einen Raptus, der wochenlang währte, lief ihres Wegs, so oft als sie konnte, und trank sich schlimmer voll denn jemals.

Schließlich kam Sjur Gabriel zur Ueberzeugung, es sei am besten, sie zum Fischfang und in die Stadt mitzunehmen, wenn nach seiner Berechnung

gerade ein Anfall drohte. Da ersparte man doch jedenfalls, was sie als Fährlohn ausgab; denn keiner würde ihm einreden, daß jemand dumm genug war, ihr freie Fahrt zu gönnen. Wenn sie ihn begleitete, so war ja doch eine Möglichkeit da, ein bißchen auf sie zu schauen, obwohl sie ihm wie ein Aal durch die Faust durchschlüpfte. Und dann war ja noch der Umstand, daß sie ihm beim Fischen und beim Rudern guten Nutzen that, so lang als sie nüchtern war.

Das war im Spätherbst. Der Winter kam mit Finsternis und Schneegestöber, schlechtem Wetter und aller Art Schrecken. Er ging seinen mühvollen, langsamen Gang, und die Tage wurden wieder lang . . .

VI.

Eines Tages um die Mitte des April befand sich Sjur Gabriel mit dem Konfirmandenboot in Strudshavn. Ingeborg, seine älteste, nahm Unterricht und kam alle vierzehn Tage zu dem Pastor der Hauptgemeinde. Die Gehöftsleute rings in der Umgegend ruderten abwechselnd je zu dreien die Kinder in Magne von Südhellemoors großem Boot hin und her. Magne war der wohlhabendste unter den Vätern und stellte das Fahrzeug bei, um mit dem Fahren nichts zu thun zu haben.

Sjur Gabriel hatte in der letzten Zeit sich leichter ums Herz gefühlt. Nun waren zehn Wochen vergangen, seit Oline zum letztenmal Branntwein gekostet; das war seit vier Jahren nicht passiert. Die Arbeit war in dieser Zeit in und außer dem Hause rasch von statten gegangen. Alles war zu rechter Zeit geschehen und er war mit der Frühlingsarbeit im Felde weiter, als die im Holzhof drüben.

Auf dem Heimweg dachte er daran, wie viel Oline und die Knaben auf dem Kartoffelacker mochten angebaut haben. Des Morgens, als er wegfuhr, waren sie in gutem Zug, und wenn sie fleißig gewesen, so würde es nicht so wenig austragen. Oline, die war halt gar so tüchtig und flink bei der Arbeit, und das, obwohl sie wieder in der Hoffnung war. Ja, die Arme, sie war wirklich ein braves Leut'. Wenn sie so blieb, wie in den letzten Monaten, konnte er sich niemals eine bessere Frau wünschen.

Als Sjur Gabriel und Ingeborg am Nachmittag von Strudshavn zurückkamen und sich dem Hofe näherten, sahen sie Jens und Klein-Adna vor dem Hause da stehen und mit langen Stöcken im Brunnen rühren. Hie und da sprangen sie in die Höhe und stießen eifrige Rufe der Freude und Ueberraschung aus.

„Mir scheint, dö fischen scho' wiader Kroten!“ rief Ingeborg.

„Teufelsfratzen!“ murmelte der Vater und machte längere Schritte. Oline war doch nicht am Ende wieder durchgebrannt. Er wurde gelb im Gesicht, ballte die Faust und drohte in die Luft hinaus. Wenn Oline daheim war, wie konnten sie da stehen und das Wasser aufwühlen, anstatt auf dem Kartoffelfeld zu sein! Aber er wollte sie krank schlagen, die verfluchten Schadenstifter!

Und er begann über den sumpfigen Weg zu laufen, so daß es um ihn spritzte.

Ingeborg bekam Angst. Ohne es zu wissen, lief sie dicht hinter dem Vater her und versuchte Jens und die Schwester zu warnen, indem sie Psalmbuch und Katechismus schwang, die sie in ein Tüchlein gebunden in der Hand trug. Zu rufen wagte sie nicht.

Aber Jens und Adna waren zu ausschließlich damit beschäftigt, am Brunnenrand eine große Kröte aus ihrem Versteck zu treiben. Plötzlich sah Jens im Brunnen einen blaubemalten Kasten und gleich darauf des Vaters erbittertes Gesicht, und im Moment ließ er seinen Stock fallen und stürzte, barfuß wie er war, im Sturmlauf am Haus vorüber, über das flache Feld hin, über Geröll, quer durch den halbfertigen Erdäpfelacker, und dann weiter, schwang sich über eine Hecke der benachbarten Außenmark und hielt nicht an, ehe er eine Scheuer erreicht hatte, in welcher Torf aufgestapelt lag. Da flog er hinein, warf sich auf alle Viere nieder, und guckte hervor.

Klein-Adna, welche den Grund von Jens Benehmen nicht ahnte, drehte ihren spitzen, kleinen Kopf mit dem goldbraunen Haar, das im Nacken zu einem Knödel zusammengeknüpft war, um dem Bruder nachzusehen. In demselben Augenblick bekam sie von rückwärts einen so gewaltsamen Schlag über's Ohr, daß sie wie ein Ball zur Seite flog, umfiel und sich die Stirn gegen einen Stein schlug. Sie blieb einen Moment liegen ohne sich zu rühren. Dann zappelte sie ein wenig mit den Armen und Beinen und kam auf die Knie empor. Sie sah sich scheu um und griff an den Kopf, welcher brannte und hämmerte, während es ihr schien, als liefe ihr etwas Lauwarmes über die Nase. Gleich darauf bemerkte sie Blut auf ihrem Mieder, ihren Hemdärmeln, ihren Fingern und vorn auf ihrem triefnassen Rock. Da begann sie zu heulen, wild, durchdringend, ohne Unterlaß. Von der Ferne hätte man glauben müssen, daß man hier Ferkeln schlachte, eins nach dem anderen, und daß es kein Ende nehme.

Sjur Gabriel ging einstweilen weiter, ohne nach Adna zu sehen. Nils, den ältesten, der auf der Steinflur vor der Thür saß und sich eine Rohrflöte zuschnitt, stieß er mit dem Fuß beiseite und stieg mit einem Fluch über Magne, den jüngsten, der auf dem Rücken in der Küche lag und mit einem Kätzchen spielte.

Beim durchdringenden Geschrei des Kindes wendete Sjur Gabriel sich halb um und schielte hinaus. Da er das Blut bemerkte, welches sie überströmte, erhielt sein Gesicht einen verlegenen Ausdruck und es kam etwas Hilfloses über seine Gestalt. Er kratzte sich hinter dem Ohr und drehte den Kopf weg. Dann fiel sein Blick auf Olinens Mieder und Alltagsrock, welche neben dem Herd an einem winkelförmigen Holznagel hingen.

„Na, ob i' 's nöt g'wißt han'," brummte er halblaut und nickte hoffnungslos.

Er warf sich über den Küchentisch, stützte die Ellenbogen darauf und begrub das Gesicht in den Händen. Er that ein paar tiefe, stöhnende Seufzer und murmelte einige unverständliche Worte.

Gleich darauf hörte das Geschrei draußen auf und es wurde alles still. Wie einer, der sich fürchtet entdeckt zu werden, näherte er sein Gesicht dem Rand der offenstehenden Küchenthür und guckte hinaus. Da lag Ingeborg auf den Knieen, mit aufgeschürztem Rock und einem Wasserkübel vor sich und wusch Klein-Adna das Blut ab. Das Kind stand mit steif vorgestreckten Armen da und krampfhafte Zuckungen liefen über die mageren kleinen Schultern. Ingeborg war bleich und ihr Gesicht verzogen, als wolle sie zu weinen beginnen. Er

hörte sie der Schwester in beruhigendem mitleidigem Tone, zureden. Die Brüder standen stumm und sahen zu.

„Hiatzt müass'n mer eini und schaun, was mer um Dein Köpferl binden," sagte Ingeborg, stand auf und nahm des Kindes Hand und wollte es mit sich nehmen.

„Na, na," schrie Klein-Adna. „I mag nöt. Da Vatta haut mi'!" Und mit den Zeichen heftigsten Schrecks probierte sie sich loszureißen.

Ingeborg bückte sich hastig, ergriff sie an den Beinen, hob sie auf den Arm und trug sie zur Hüttenthür, während sie Nils zurief, er solle den Bündel mit den Büchern nehmen.

Klein-Adna klammerte sich an den Hals der Schwester, wendete den Kopf weg und jammerte: Da Vatta haut mi', — da Vatta haut mi'!"

„Aber nein, er haut nöt; sitz' nur still; wirst scho' seg'n, daß er Di' nöt amal mit an Finger nöt anrühren thuat. Was hast denn im Brunn' drein wöll'n? Woaßt do', daß er dös nöt leid't. Um dessetwillen is er a so bös' g'wuar'n."

Sjur Gabriel ging in die Stube ohne die Thür zu schließen.

Klein-Adna schielte nach ihm, während Ingeborg sie in der Küche auf den Fußboden setzte, und sie schien beruhigt, als sie ihn den Rücken wenden und langsam seinen Frießrock ausziehen sah.

„Bleib a wengerl stat*)," sagte Ingeborg und ging in der Küche herum und suchte etwas, womit die Wunde verbinden.

„Da hast a Tüach'l", rief Sjur Gabriel und nahm ein gelbblumiges Baumwolltuch aus einem eisenbeschlagenen Schrein, den er unter dem Bett hervorgezogen und mittels eines Vorlegeschloßschlüssels geöffnet hatte. Er reichte das Tuch aufs Geratewohl in die Luft hinaus und stand immer noch mit dem Rücken gegen die Küchenthür.

„Is dös da nöt z' guat?" fragte Ingeborg bedenklich und nahm das Halstuch zögernd. Sie wußte, welchen Wert der Vater auf dies Prachtstück legte.

„Verliert's es nur nöt," sprach Sjur Gabriel resigniert. „Mach's erst a wengerl naß," fuhr er fort und ging ihr in die Küche nach.

Klein-Adna packte Ingeborg am Rock und starrte entsetzt auf dem Vater.

„Wo is' ihr denn was gescheg'n?" fragte er und beugte sich über das Kind.

„Da", antwortete Ingeborg und deutete auf eine Wunde oben an der Stirn, aus welcher immer noch ganz leise Blut hervorrieselte.

„'S war gar nöt sie schuld dran," sagte er weich und strich ihr über das Haar. „Armes, kloan's Adnerl, der Jens, der hätt's kriag'n sollen."

Ingeborg legte das Tuch zusammen, tauchte es in Wasser und band es der Schwester um den Kopf.

„'S wird scho' bald wiaderum guat, kloan's Adnerl," sagte der Vater, der sich neben sie gehockt hatte und sachte ihre kleine, nasse Hand klopfte.

„Dö kloane Adni, dö wiad si' hiatzt glei' niaderlegen. — Sie derf im Bett drinnert liagen, beim Vatta." Seine Stimme klang liebkosend. „Hernach kriagt's die Backerei zum kosta, die mer kriagt hab'n, bei der Pastorsfrau." Er faßte sie unterm Arm und hob sie auf.

*) stat = ruhig; — wengerl = wenig.

„Geh, ziag' ihr dön nassen Kittel aus, Ingeborg," fuhr er fort und hielt das Kind vor sich hin. Dann trug er sie zum Bett und breitete die Decke über sie, worauf er ihr einen syrupbeschmierten Lefse in die Hand steckte.

Nils und Magne waren in die Stube getreten. Sie warfen lange Blicke auf den Speisekorb, mit den Lefse, welche Sjur Gabriel mitgebracht hatte.

„Is scho' lang her, daß d' Muata fuat is'?" fragte Sjur Gabriel, während er auf der Bank saß und seine Beinkleider wechselte.

„Mir wissen's nöt," antworteten sie beide zugleich.

„War s' dahoam, wie Des z' Mittag g'gessen habt?"

„Ja freili'. Mir hab'n a' no' a Jauf'n g'kriagt."

Sjur Gabriel stand auf und sah auf's Bett. Klein-Adna war mit dem Lefse in der Hand, den Mund noch ganz voll vom Kuchen, eingeschlafen.

„Schaut's her," sagte er und nahm ihr das übrig gebliebene weg. „Dös könnt's unter Enk austeil'n."

Ingeborg richtete gerade das Bett neben dem Kachelofen her.

„I' moanet', d' Buab'n kunnaten scho' auf'n Boden aufiziag'n," sagte er und hängte seine Sonntagskleider an die Wand. „'S is' so woam g'wuar'n."

„Dann müasset 'n ma muag'n recht zeiti' a Stroh holen," versetzte Ingeborg.

VII.

Oline erwartete ihre Niederkunft von Tag zu Tag.

Während der letzten zwei Monate war sie wieder enthaltsam gewesen. Allein das hatte nun seine besonderen Gründe, dachte Sjur Gabriel. Erstens war es jene Zeit des Jahres, wo er selbst stets daheim blieb, und zweitens fühlte sich Oline so beschwert und schlecht in der Gesundheit, daß ihre gewöhnliche Unternehmungslust sie im Stiche ließ. Und schließlich hatte Sjur Gabriel den Pastor vermocht, sie zu ermahnen. Dieser hatte ihr vorgehalten, daß sie in dem Zustand, in welchem sie sich befand, doppelt Ursache habe, sich nicht zu versündigen. Wenn sie nicht abstand von ihrem ruchlosen Leben, mußte sie darauf vorbereitet sein, daß der liebe Gott in seinem Zorne hinging und ihr ein mißgestaltetes Kind gab. Dergleichen hatte man schon oft gesehen.

Seine Worte hatten Oline erschreckt. Sie weinte oft in dieser Zeit und ging beständig mit dem Gedanken an den Tod um. Manchesmal saß sie zusammengekauert lange Stunden hintereinander auf dem Herd, wiegte den Kopf hin und her und stierte steif vor sich hin. Im Uebrigen achtete sie auf ihre häuslichen Verrichtungen wie immer. Das Essen war stets zu rechter Zeit fertig und sie nahm an den Feldarbeiten Anteil, das bißchen, das sie vermochte, bis zum letzten Augenblick. Sie ging langsam und schleppend, hatte Mühe sich zu bücken, stöhnte oft laut und redete fast nie.

In der letzten Woche hatte Sjur Gabriel gesagt, es sei am besten, wenn sie sich ans Haus halte. Heu und Getreide waren unter Dach gekommen und das, was noch zu thun sei, konnte er mit den Kindern schon fertig bringen. Sie mußte ja doch auch sehen, Kinderzeug und Wiegenwäsche herzustellen, damit sie etwas hätten, das Kleine einzuhüllen, wenn es kam.

Oline nahm einen Korb und ging auf den Boden hinauf. Da kniete sie vor einer Kiste hin und zog die wenigen Hemdlein und Windeln heraus, die sie noch liegen hatte, that sie in den Korb hinein, eine Menge Tücher und Wollzeug darauf und trug alles hinab in die Stube, wo sie sich dann hinsetzte, zum Schneiden und Flicken und Zusammennähen, während ihr die Thränen von der Nasenspitze auf die Arbeit fielen. Dies that sie einige Tage hintereinander, dann wusch sie die kleinen Kleider und was sie selbst etwa brauchen würde, trocknete es in der Luft und glättete es auf einem Rollstock mit einem Mangelbrett. Sjur Gabriel trug die Wiege vom Boden herab und legte neues Stroh hinein. Oline verfertigte ein Kopfkissen, das sie mit kleingeschnittenen Flecklein füllte. Ueber die Halme breitete sie den ganzen Rest eines zerschlissenen Wollkittels, darüber legte sie ein Stück Baumwolldrill und deckte das Ganze mit einer Tuchet zu, die sie aus einem alten Unterrock und einem Stück blaugestreiften Zeugs mit einer Lage Werg dazwischen neu hergestellt hatte.

Sjur Gabriel freute sich über diese Hervorbringungen, die zu betrachten er sich heimlich hinstahl, wenn Oline nicht in der Stube war. Wenn alles neu gekauft und ersten Rangs gewesen wäre, hätte seine Bewunderung und Zufriedenheit nicht können größer sein.

Wie flink und geschickt doch Oline war! Es gab nicht ihresgleichen in der Beziehung. Dessen war er stets gewiß gewesen. Da, eines Nachts, in den letzten Septembertagen, erwachte Oline mit Schmerzen im Rücken und merkte, daß ihre Stunde gekommen sei. Sie erhob sich, kroch vorsichtig aus dem Bett, warf einen Rock über und setzte sich auf die Bank, wo sie leise jammerte, während sie mit beiden Händen sich den Rücken hielt. Es war stockfinster in der Stube und Sjur Gabriels lautes Schnaufen übertäubte ganz ihr Stöhnen. Sie saß und dachte daran, daß sie ihn wohl wecken müsse, entschloß sich aber doch nicht dazu. Statt dessen stand sie nur auf und schleppte sich jammernd in der Stube hin her, vorgebeugt, die Hände immer noch auf dem Rücken. Dann bekam sie einen so gewaltigen Schmerzensanfall, daß sie umsank und auf allen Vieren liegen blieb. Als er sich ein wenig gab, kroch sie zum Bette hin, faßte es und richtete sich mit Mühe auf.

„Sjur Gabriel,“ rief sie klagend und zog ihn bei der Schulter am Hemd. „Mir scheint, hiatzt gehts bei mir an.“

Er schlief wie ein Stein.

„Sjur Gabriel,“ wiederholte sie lauter. „D' muaßt glei' um d' Lars-Adna danni.“

Er erwachte mit einem Schluchzlaut im Halse.

„W's giebt's denn?“ fragte er schlaftrunken. „Von wegen was bist auf-g'standen?“ Er setzte sich verwirrt auf, da er merkte, daß sie nicht an seiner Seite liege.

„'S kimmt hiatzt,“ sagte sie. „Tummel' Di' nua!“

Sie schleppte sich zur Bank und nahm ihre frühere Stellung ein, während sie lauter und lauter jammerte und große, kalte Schweißtropfen ihr über die Stirn herabliefen.

Ohne ein Wort zu sagen, hob Sjur Gabriel die Füße über's Bett, griff nach den Beinkleid, das auf dem Bettpfosten hing und zog es an. Dann tastete er mit den Händen über den Boden und fand seine Schuhe.

„I' hätt' Dir eppa 's Liacht anzünda soll'n?“ fragte er, als er seine Joppe zugeknöpft hatte und an der Wand nach der Mütze tappte.

„Nöt notwendi' — o Herr Du mein Gott, o Gott, o Gott, derbarm' Di' dö'! — O Gott Vater und Gott Sohn, hilf und derlös' mi'! — Au — au — au! — Jessas, Jessas, wie wird dös werd'n! — O je, o je, o je!"

Sjur Gabriel hörte sie, während er über die Sumpfwiese lief und nach rechts drehte, wo er den Weg einschlug, welcher von der See an der Hellemoors-mark vorüber und zu den umliegenden Gehöften führte. Es herrschte starker Südwind, der Regen peitschte ihm gerade in die Augen, und die Nacht war dunkel. Aber Sjur Gabriel lief den buckligen Weg, der sich zwischen den schweren, moosbewachsenen Felsblöcken hinschlängelte, so rasch und sicher, als ob es lichter Tag gewesen.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten merkte er, daß er in etwas Weiches trat. „Dös könnt' dem Holz-Lars sei' Erdäpfelacker sein," dachte er, rückte ein wenig nach links und bekam festeren Grund unter die Füße.

Da mußte er ja beim Haus sein. Ja, da unterschied er auch richtig die Umrisse des langgestreckten Baues mit dem Eingangsthor in der Mitte. Er nahm die zwei Steinfliesen, die wie eine Art Treppe aufeinander gelegt waren, mit einem Schritt und trommelte im nächsten Moment mit geballter Faust auf die eisenbeschlagene Thür, die in zwei Hälften geteilt war.

Ein heftiges Hundegeheul antwortete ihm.

Er klopfte wieder und der Hund bellte, — als würde er gezahlt dafür.

„Schiffer! Schiffer!*) Ob D' Dei' Maul haltst, Du verflixtes Viech! — So, so, herein da! herein da!"

Sjur Gabriel erkannte den Holzhof-Lars an der Stimme.

Der Hund hielt knurrend in dem Kläffen inne, und gleich darauf öffnete sich die obere Halbthüre.

„Wer is' denn da?" fragte eine barsche Stimme.

„D' Hellemoorsleut'," antwortete Sjur Gabriel atemlos, nahm die Mütze ab und klopfte die Nässe heraus.

„Ma' kunnat rein glaub'n daß 's d' Thür einhauen wöllt's," sagte die Stimme aufgebracht. „A so a Heidenspektakel, mitten in der Nacht!"

„Dö Adna muaß glei' mit mir kumma," sagte Sjur Gabriel.

„Dö Adna is' nöt z' Haus."

Es war Sjur Gabriel, als hätte man ihm einen Pfropf in den Hals gesteckt. „Wo is' 's denn?" fragte er.

„Nach Asköya is' ganga."

„Wann haben's 's g'hoult?"

„Gestern am Abend."

„Leicht kimmt s' bald zaruck?"

„Waret scho' mögli'. Wissen kann ma's nöt."

„Hm, hm," murmelte Sjur Gabriel und wand und riß seine Mütze hin und her. „Mei' Alte is' recht ölend dran. Mir scheint, 's sein d' Wehen."

„Kunnat eh' sein," sagte der Andere gleichgiltig. „D' Adna, dö kimmt nöt z'ruck, ehnder 's Tag wird," fügte er nach kurzer Pause bei.

Sjur Gabriel fragte, wieviel Uhr es sei.

„G'rad' hat's zwölfe g'schlag'n," war die Antwort.

Also fünf Stunden, ehe es licht ist, dachte Sjur Gabriel. Er stand mit gebeugtem Nacken da. Der Regen peitschte ihm an den Kopf und rieselte vom

*) Name des Hundes.

Haar herab übers Gesicht. Ohne es zu wissen, setzte er die Mütze auf und seufzte tief.

„I' woaß ma nöt z'hölfen," murmelte er, wie zu sich selbst.

„'s is' ja no dö alte Kari da, mei' Schwiagermuatta," sprach Lars.

„Dö war's freili'," antwortete Sjur Gabriel zögernd und unsicher.

„Dö is' a nöt vernagelt. Selbige hat's ja derer Adna g'lernt — was dös anbetrifft."

„Ob s' nur mit mag," sagte Sjur Gabriel, — „i' trau' mi' nöt — — a Sauwetter is a . . ."

„Kimmt ganz drauf an, in was für an Hamur s' grad' is."

„Epper möchtst es Du fragen?"

„I' moan, 's is am besten, Du fragst 's glei' selber," sagte Lars und öffnete die untere Halbthür.

Sjur Gabriel trat hinein. Der Hund begann gleich aufs neue zu bellen und Lars brachte ihn wieder zum Schweigen.

Sjur Gabriel tappte ein paar Schritte vorwärts und erfaßte eine Leiter, an welcher er hinauf kletterte.

„Dö Thür is glei' daneben, auf da linken Seiten," rief Lars ihm nach, während er wieder hineinging, den Hund mitnahm und sich niederlegte.

Gleich darauf stand Sjur Gabriel in einer schrägen, kleinen Bodenkammer, die ihm gegenüber den Schimmer einer Fensterscheibe zeigte.

„Wer is 's denn, wer kimmt?" fragte es aus einem Winkel heraus.

Sjur Gabriel wußte nicht, wie es kam; aber Alt-Karis Stimme brachte ihm stets eine kranke Katze in Erinnerung, die ihm einmal knisternd die Zähne gewiesen hatte.

Er nannte seinen Namen und Auftrag und machte seine Stimme so freundlich und sanft wie möglich. Er wußte, daß Kari ihm nicht sehr hold sein konnte. Er hatte nämlich, wenn er Kari je in Olinens Nähe getroffen, seine Gesinnung nie verborgen gehalten. Einmal hatte er sie sogar einen Saufhals gescholten und ihr, als er sie vor nicht gar langer Zeit auf dem Hellemoor herumschleichen fand, mit Prügeln gedroht.

„Hm," sagte Kari mit höhnischem Knurren. — „Na, daß der Sjur Gabriel hiatzt auf anmal d' alte Kari brauchen thuat, den Saufhals, den — — Ja, ja, es geht halt gar seltsam zua auf derer Welt!"

„Wohl, wohl," versetzte Sjur Gabriel.

„Ja, ja; Hochmut kimmt vor dem Fall. Ja wohl, dös thuat er, dös." Ein leises gluckendes Lachen folgte diesen Worten.

„Wann's si' um so was Großes handelt — Kindsnöten . . Sie hat so geschrian, mei' Alte. — Mir sein ja Alle Menschen" — Sjur Gabriel stammelte in abgebrochenen Sätzen und drehte seine feuchte Mütze.

„Da hast nöt dran denkt, wia Du an' alten abg'hetzten Weib Schläg' antragen hast, da wohl nöt —. 'S war a recht a schöner Willkommgruaß, den D' ihr 'boten hast."

„D' muaßt kemma, Kari," sagte Sjur Gabriel überredend. „Was soll denn aus der Frau werd'n? — Sie setzt 's Leben dran — und 's Kind. — Wo soll i' denn anderst hin in derer Nacht?" Er rückte hin und her und sprach in flehendem Ton.

„Ja, d' Not macht die Harten woach," sagte Kari und lachte auf die gleiche, unheimliche Art.

„I' zahl' Di'," fuhr Sjur Gabriel fort. „Du kriagst, was D' verlangst."

„'S war' am gescheitesten, wir macheten's glei' aus. Auf wieviel laßt Di' ein?"

„Auf an halben Speziesthaler," sagte Sjur Gabriel nach momentanem Zaudern.

„Ja, glaubst wohl, Du kimmst so billi' draus; aber da wird nix draus, mein Liaber."

„An' ganzen alsdann!" schrie er fast.

„An' ganzen," wiederholte sie und schmatzte an den Worten, als habe sie etwas Wohlschmeckendes in den Mund bekommen. „Für an' ganzen thua i's. — Ah, Du mein Gott, so daher z' kemma und an alten Krampen in der schwarzen Nacht aus ihrem Bett ziag'n!"

Sjur Gabriel hörte am Ton, der aus jenem Winkel kam, daß sie sich im Bette aufgesetzt hatte und sich anzog, während sie mit ihrer trockenen, schnarrenden Stimme unaufhörlich mit sich selber sprach. Es schien, als fragte und antwortete sie, und dazwischen stieß sie ein: Hehehe! aus.

Sjur Gabriel wußte nicht, ob sie lache oder pfauche.

„Zum Teixel no' amal!" rief sie und stöberte im Bett herum. „I' moan' gar, d' Flöh' muass'n d' Strumpfbänder mitg'fressa hab'n. Geh', zünd' mir a' Liachtstümpferl an — schau, da, kimm her, i' reich' Dir 's zubi!"

Sjur Gabriel trat näher, fühlte mit der Hand vor und bekam ein Stückchen Licht in die Hand.

„Mach' 's Ofenthürl auf — schau, da, da, — grad' vor Dir. D' findst 's Reiser auf der Erd'."

Sjur Gabriel machte einen Schritt und fand instinktmäßg gleich, was er suchte. Er öffnete die Thür des Kachelofens, bohrte in den Torfstücken herum, die auf der Unterseite glühten, blies darauf, steckte einen dürren Zweig hinein und zündete damit das Licht an. Dann ging er hin und reichte es Kari.

Sie schob eine Holzschale mit Grützenresten und einen Zinnstüber weg, die auf dem Tisch vor dem Bette standen, träufelte etwas Talg auf die Platte, um die Kerze fest stehen zu machen, wenn sie sie wegthat, und begann von neuem überall im Bett nach dem Strumpfband zu graben. Sjur Gabriel folgte ihren Bewegungen mit Augen, die vor Ungeduld glühten.

„Mein Lebtag hab' i' so was nöt g'seg'n! Mir scheint, da steckt der Schwarze sölber dahinter!" murmelte sie.

Sie glich vollkommen einer Hexe, wie sie so dasaß mit dem verschrumpften Gesicht, dessen zahllose Falten von altem Schmutz ausgefüllt waren. Die lose Haut der schlaffen Wangen hing neben dem Kinn herab und der unterste Zipfel der roten, schnupftabaktriefenden Nase schien angeleimt. Die Augen verschwanden fast unter den geschwollenen Lidern und den grauen Augenbrauen, die über der Nase in zwei steifen Borsten wegstanden. Kopf und Ohren waren in einem schwarzen, wollenen Tuche eingemummelt, das rund um den Nacken ging und auf dem Scheitel zusammengeknüpft war. Das graue Frießhemd stand in einem Bausch von der stark eingefallenen Brust weg, das grüne Mieder war nicht zugeheftelt und die Röcke saßen in einem Wulst um die Hüften. Die Beine waren von langen Strumpfschäften bedeckt, die bis über's Knie reichten und die Füße staken in schwarzen Filzsocken. Sie saß zusammengekauert, denn die Kammer war nicht hoch genug, um sich aufzurichten.

Endlich fand sie das Strumpfband unter einem Paar mit Wollzotten bedeckter Karden, die auf dem Tische lagen.

Sie knüpfte das Band um, rückte vorsichtig aus dem Bett heraus und ließ die Röcke über die Beine fallen.

Sie schob die Schuhe auf die Füße, heftelte das Mieder zu, setzte mit einiger Mühe eine schwarze Mütze auf den Kopf, zog eine Frießjoppe an und nahm eine Schürze aus der Truhe, dem einzigen Möbelstück, das außer dem Bett, dem Tisch und dem Holzstuhl noch in der Kammer stand.

Und die ganze Zeit bewegte sie ihren großen flachen Mund und lachte dazwischen wie eine Elster, die Sturm erwartet.

„Grobes Wetter", sagte sie und schaute aufs Fenster, an das der Regen antrieb.

„Kimm hiatzt, Kari", sagte Sjur Gabriel.

Sie nahm einen Rock, der an der Wand hing, schlug ihn um Kopf und Schultern und befestigte ihn vorn mit einer Nadel.

„Und den Thaler giebst ma, wann's vorbei is," sagte sie und heftete einen lauernden Blick auf Sjur Gabriel.

„Derfst Di' verlassen drauf", versetzte er und ging zur Thür.

Kari fürchtete übrigens nicht für ihr Geld. Sie wußte, daß sie für eine Hexe galt, die, wenn sie Lust hatte, Menschen und Vieh etwas anthun konnte.

„J' kimm scho' — geh' nur fira — i' lösch' no' 's Liacht aus."

Sjur Gabriel that, wie sie sagte und ging rücklings über die Leiter hinab.

Kari näherte sich dem Bett, hob das Kopfkissen auf, und zog eine Flasche heraus, von der sie den Pfropf abnahm und die sie dann an den Mund setzte. Hierauf steckte sie sie unter den Wamms in die Brust, blies die Kerze aus und folgte Sjur Gabriel.

Als sie hinunter kamen, begann der Hund in der Stube wieder zu bellen. Kari murmelte eine Verwünschung über ihn, öffnete die Thür und ging mit Sjur Gabriel hinaus in Regen und Finsternis.

Er schritt voran, sie ging ein paar Schritte hinter ihm. Keines von beiden sprach ein Wort auf dem Weg.

VIII.

Als sie sich dem Hellemoorhaus näherten, vernahmen sie Olinens durchdringendes Geschrei. Durch die Fensterscheibe sah Sjur Gabriel, daß drinnen Licht angezündet war. Er ging rascher zu, Kari humpelte nach, so gut sie es vermochte, und einen Moment später waren sie in der Stube.

Oline lag auf den Knieen vor der Bank mit dem Rücken gegen die Eintretenden. Sie focht mit den Armen herum und stieß den Kopf gegen die Wand. Neben ihr stand Ingeborg und hielt sie beim Rücken.

Kari nahm sich den Rock ab, sagte Sjur Gabriel, er solle ihr helfen und hob Oline vom Boden auf. Dann machte sie ihm ein Zeichen, sich auf die Bank zu setzen und Oline auf den Schoß zu nehmen. Mit Müh' und Not bekam sie Oline so angebracht, wie sie es wollte. Sjur Gabriel lehnte sich an die Wand und bedurfte all' seiner Kraft, um sie zu halten. Sie war

wie rasend vor Schmerz, biß sich in die Arme, wand sich nach allen Seiten, warf sich nach rückwärts und riß Sjur Gabriel am Haar, während sie ein langgedehntes Jammergeheul ausstieß.

Kari nickte mit ihrer Hexennase und murmelte, daß es bald kommen werde. Sie kniete vor Oline nieder und begann ihre Untersuchung. Dann bat sie Ingeborg um etwas, womit das Kind entgegen nehmen.

Ingeborg, deren Antlitz vor Weinen aufgedunsen war, zog den Korb mit Kinderwäsche zu ihr hin. Kari wühlte drin umher und fand ein Stück Flanell, das sie sich über den Schoß breitete. Dann verlangte sie eine Schere, etwas geschmolzenen Talg und zwei Butten. In der einen brauche sie warmes Wasser, sagte sie zu Ingeborg und bat sie, es in Bereitschaft zu halten.

Die Wehen folgten Schlag auf Schlag. Sobald die Schmerzen nachließen, fielen Olinens Arme schlaff nieder, die Augen schlossen sich, das schweißtriefende Gesicht wurde leichenblaß und sank zurück an Sjur Gabriels Brust. Sie schien in Schlummer zu verfallen.

Aber sie hatte nicht länger als eine Minute Ruhe.

Dann fing es wieder an, ärger und ärger, je später es wurde.

Kari zog die Flasche aus der Brust und bat Ingeborg um eine Schale. Sie goß in dieselbe etwas vom Inhalt der Flasche und ließ es Olinen trinken. Sjur Gabriel roch ganz gut, was es war, aber er machte keine Einwendungen. Er wußte, daß man es für gut hielt, in diesem Falle Branntwein zu geben.

Es schien auch, als habe der Trank auf Oline eine belebende Wirkung. Sie kam wieder zur Besinnung und fragte nach Lars-Adna. Aber gleich darauf ballte sie die Hände und brach in einen so lauten und entsetzlichen Schrei aus, daß Sjur Gabriel zitterte und bebte. Es folgten ihm noch mehrere nach und schließlich endete es in ein heiseres, unmenschliches Brüllen.

Sjur Gabriel merkte an Karis Bewegungen, daß etwas vorging und im selben Augenblick vernahm er die zarte, klagende Stimme des neugeborenen Kindes. Kari nahm die Schere und beugte sich tiefer über Olinens Körper. Dann warf sie die Schere weg, schlug das Flanellstück um das Kind und reichte es Ingeborg, welche sich damit auf einen Schemel setzte und den Unterteil ihres Rockes darüber wickelte.

Es tanzten feuerrote Punkte vor Sjur Gabriel. Er preßte die Augen zu und fühlte eine warme Feuchtigkeit auf seinen Wangen.

„Nun loben alle Gott“, sagte er mit lauter Stimme und that einen Seufzer der Erleichterung.

Oline hing in seinen Armen wie eine leblose Masse, während Kari ihre Arbeit an ihr fortsetzte.

„Hiatzt muass'n ma s' ins Bett eini kriag'n“, sagte sie zu Sjur Gabriel und erhob sich mit Anstrengung, „I' moan' epper gar, sie is' eing'schlafa?“ rief sie aus und zog rasch wieder die Flasche heraus, griff nach der Schale und schenkte ein. Sie mußte mit Gewalt Olinens Lippen, welche dicht geschlossen waren, öffnen, um sie zum Schlucken des Branntsweins zu bringen.

Wie das erstemal, that es auch diesmal Olinen gut. Sie öffnete die Augen und sah sich matt um.

Als sie merkte, daß sie erlöst sei, faltete sie die Hände und brach in Thränen aus.

„Gott Vatta und Gott Sohn sei's g'lobt und gedankt!“ wiederholte sie mehreremale.

Sjur Gabriel hob sie auf, indem er die eine Hand um ihre Schultern und die andere unter die Knie legte, und trug sie ins Bett.

Kari folgte ihnen, zog Oline die Röcke herab, wickelte ihren Leib in eine lange, wollene Binde ein, deckte sie zu und ging und nahm das Kind, welches ganz erbärmlich schrie.

Sjur Gabriel war um das warme Wasser draußen gewesen, das er nun in die Butte goß.

Kari steckte das Kind ins Wasser, trocknete es im Zeugstück ab und begann es anzukleiden.

„Is 's a Dearndl?" fragte Oline vom Bett her.

„A Bua is'", antwortete Sjur Gabriel, obwohl er scheinbar gar nicht aufs Kind geschaut hatte. „Groß und g'rad g'wachsen".

„Wiader a Bua, — Gott sei Lob und Dank für alles miteinand'!" seufzte Oline.

Sjur Gabriel nahm die andere Butte, trug sie hinaus und leerte den Inhalt ins Feuer des Herdes.

Dann kam er mit Wasser zurück und wusch vom Boden vor der Bank, auf welcher er mit Olinen gesessen war, eine Blutlache auf.

Als das Kind fertig war, glich es einem Zwölfschillingbrot, das man in ein Tuch gewickelt. Das kleine rote Gesicht umrahmte eine wollene Haube, die unter dem Kinn gebunden war. Das Kind schrie unaufhörlich.

„Hiatzt muaßt D' a Bröserl was essa", sagte Sjur Gabriel, nachdem Kari das Kind dazu gebracht hatte, die Brust zu nehmen. Er stellte ihr Speise vor.

„Setz' Di' nöt in Unkösten", sagte Kari und schielte nach dem Tisch.

„Meinertreu, D' muaßt d' frisch g'rüahrte Butta verkosten", behauptete Sjur Gabriel. „Und da is' a Häringsuppen. Thu's essa, so lang als s' woam is'".

„I' brauch' nix nöt", murmelte Kari und setzte sich.

Sjur Gabriel mußte mehrmals seine Aufforderung wiederholen und ihr förmlich den Löffel in die Hand zwingen, ehe sie zu essen anfing.

Ingeborg stand weiter weg bei der Mutter. Sie wurde es nicht müde, ihren neuen Bruder anzuschauen.

„Dö kloan winzigen Fingerl — dö kloane Nasen — und Nagerl hat er a! I' moan' gar, es sein Haarerl unter seiner Hauben!" rief sie in Zwischenräumen aus.

Als Kari gespeist war, erhob sie sich. „Dank' schön", sagte sie und nahm mit ihren steifen, verschrumpften Finger Sjur Gabriels Hand.

„Wohl bekomm's", antwortete er.

Hierauf reichte sie die Finger Ingeborg und Olinen, obwohl diese eingeschlafen war, sagte allen dasselbe und erhielt dieselbe Antwort.

„So geh'n ma' halt wiederum auf d' Wanderschaft", sagte sie dann und gähnte und rülpste und endete mit den Worten: „Jessas! Hör' nur amal, als wia schön satt i' bin!"

Sjur Gabriel hielt etwas Flaches in der Hand, das in ein schwarzes Seidentuch mit brandgelben Borden eingehüllt war. Als er es aufwickelte, erwies es sich als ein Bankbuch. Aus diesem nahm er einige schmutzige, sorgfältig geglättete Ortezettel, indem er seine Finger zwischen den Lippen befeuchtete.

„Schau amal her", sagte er zu Kari, welche den Rock über den Kopf

geschlagen hatte und nun reisefertig dastand. „Oans, zwoa, dreie, viere, fünfe, — dös macht oan' Thaler."

„Macht oan' Thaler", versetzte sie.

„Zähl' nach, was D' kriagt hast, daß i' Di' nöt epper trüag'n thua", fuhr er fort und sah unverwandt auf die Zettel.

Sie führte sie dicht vor die Augen und ließ die Finger durchgleiten.

„Ja, 's is' eh' ganz g'nau und richti'."

Dann rollte sie das Geld zusammen und steckte es oben beim Hals in die Kleider.

„Und so sag' i' Da halt Bhüat Gott und an schön' Dank."

Sie reichte ihm wieder die knotigen Finger.

„Selber schön' Dank."

Dann ging sie zum Bett und bot Ingeborg Lebewohl und Dank. Oline, die von neuem eingeschlummert war, wurde ohne Barmherzigkeit wieder aufgeweckt.

„Ja ja, ja ja; es geht kurios zu in dieser Welt. Hochmut kommt vor dem Fall," murmelte sie mit einem bösen Seitenblick auf Sjur Gabriel, indem sie aus der Stube humpelte.

Am vierten Tage nach diesem stand Oline in der Küche, dünn und eingefallen, und stampfte auf dem Herde Grützbrei. Die Wangen waren graublaß und hohl, die Lippen trocken und gelb. Um die Augen, welche mit kummervollem Ausdruck vor sich hinstierten, lagen blauschwarze Ringe. Vor ihr, in einem Tuche, das um den Hals zusammengeknüpft war, hing das Neugeborene und sog an ihrer Brust. Magne lag da und bohrte im Kachelofen und unterhielt sich damit, Asche auf den Boden zu streuen. Klein Adna saß auf der Stubenthürschwelle und weinte laut. Ingeborg ging hin und her und trug dem Schweine Futter zu. Jens und Nils waren mit dem Vater fort und fischten.

IX.

Es war eine strenge Zeit gewesen für die Leute vom Hellemoor. Oline war den ganzen Winter über mit offenen Wunden an den Beinen herumgegangen. Die Holzhof-Kari, zu welcher Sjur Gabriel wieder mußte Zuflucht nehmen, hatte sie besprochen und beschworen, mit innerlichen und äußerlichen Mitteln gequacksalbert und aller Art heimliche Hexenkünste betrieben, um Olinen zu kurieren, die Wirkung war aber nur die gewesen, daß die Wunden immer schlimmer und schlimmer wurden und die Schmerzen immer unerträglicher.

Sjur Gabriel hatte sie in dieser Zeit oft in berauschtem Zustand gefunden, — sowohl, wenn er aus der Stadt kam als auch sonst. Er wußte, daß es Kari sei, die ihr den Branntwein schaffte, und ebenso, daß Oline das Wenige, was sie an Silberschmuck und Staat besaß, als Bezahlung dafür hingab. Er wagte jedoch nicht, Kari gegenüber seinem Grimme Ausdruck zu leihen, aus Furcht, sie könne dann aufhören, nach Olinen zu sehen. Allein als er schließlich dahinter kam, daß Oline ihm Geld gestohlen hatte, um Kari für den Branntwein schadlos zu halten, da konnte er sich nicht länger steuern. Er prügelte Oline so, daß ihr das Blut aus Mund und Nase floß und am nächsten Tag warf er Kari zur Thür hinaus und schwor, wenn sie je wieder auf seiner Mark

sich zeige, so werde er sie in ihren Korb hineinstopfen und mitten im offenen Fjord versenken.

Kari war mit einer schrecklichen Verwünschung über ihn und alles, was sein war, und mit der Drohung, sich zu rächen, vom Hof gegangen. Dies legte Sjur Gabriel eine neue Last auf die Schulter. Unablässig peinigte ihn die Furcht vor dem Uebel, das Kari ihm und seinem Eigentum zufügen wollte. Als eine der Kühe bald darauf siech ward und er sie schlachten mußte, bezweifelte er nicht einen Augenblick, daß Kari dies verursacht habe. Groß war daher seine Erleichterung, als er einen Monat später erfuhr, sie sei in der Trunkenheit von der Leiter gefallen und habe sich auf der Stelle totgeschlagen.

Oline war in den letzten Wochen stets im Bette gelegen. Es war ihr nicht mehr möglich, sich herumzuschleppen mit diesen aufgeschwollenen Beinen, die unaufhörlich flossen und bluteten.

Das Kind, welches im Herbst war geboren worden, erhielt in der Taufe den Namen des Vaters. Trotz ihres Elends fuhr Oline fort, es zu säugen. Es bekam blasse, aufgedunsene Wangen, blieb aber mageren Körpers, schrie Tag und Nacht und war stets von Leibschmerz geplagt.

Endlich hatte sich Sjur Gabriel bequemen müssen, für Olinen den Arzt zu holen. Da dieser ihren Zustand sah, hielt er sich mit der Hand die Nase zu und erklärte, sie müsse augenblicklich nach der Stadt gesendet und in ein Krankenhaus gelegt werden. Wenn nicht, so käme der Brand zu den Wunden und müßte das Bein abgenommen werden.

„Ja, was soll aus dem armen Wurm da werden?“ hatte Sjur Gabriel gefragt und auf die Wiege gezeigt.

Der Doktor hatte geantwortet, er könne seinem Gott danken, daß der Bub nicht schon lang gestorben sei an der verdorbenen Milch, mit der ihn die Mutter ernährt.

Schweren Herzens entschloß sich Sjur Gabriel zu thun, wie der Arzt es sagte. Er lieh sich beim Holzhof=Lars einen Düngerschlitten aus, in welchem er Oline bis zur See hinab führte, dann legte er sein Weib auf den Boden des Boots und ruderte mit ihr fort. Jens und Nils, die mit waren, blieben bei der Mutter im Schiff, während Sjur Gabriel ins Spital ging und einen Platz dang. Nach einer halben Stunde kam er zurück, begleitet von zwei Männern, welche eine graubemalte, sargähnliche Einrichtung in Riemen an der Schulter trugen. In diese Bahre legten die Leute Olinen hinein und gingen mit ihr fort.

So hatte denn Sjur Gabriel das halbjährige Kind in seine Obhut nehmen müssen. Mit Unermüdlichkeit hatte er seine ungewohnten Pflichten erfüllt. Bei Nacht, wenn er in seinem besten Schlafe lag, müde und matt von des Tages Mühen, und vom Kindergeschrei geweckt ward, stand er auf und ging herum und wiegte den Kleinen stundenlang in seinen Armen, oder er nahm ihn zu sich ins Bett, steckte ihm eine Zulle in den Mund und legte ihn an seine Brust, damit er sich einbilde, neben der Mutter zu sein und sich so leichter beruhige. Hatte das Kind sich in der Wiege beschmutzt, so wechselte er die Windeln und wusch es mit Läppchen in lauem Wasser, das er immer in der Torfglut draußen auf dem Herde stehen hatte.

Anfangs kam eine ältliche Magd ins Haus, die kürzlich ihr drittes unächtes Kind zur Welt gebracht hatte, und gab Klein=Gabriel einmal des Tags zu trinken. Aber das machte das Uebel noch schlimmer und Sjur Gabriel

mußte sich selber sagen, es sei am besten, sie höre damit auf, denn auf diese Weise würde er den Jungen nie entwöhnen.

Von da an verdoppelte er seine Sorgfalt für das Kind. Das ging so weit, daß er es fast nicht vertrug, wenn ein anderer sich dessen annahm. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, daß niemand es so gut könne wie er selbst. Was ihn in dieser Meinung bestärkte, war, daß Klein-Gabriel sie zu teilen schien. Bekam das Kind seine Weinkrämpfe, so war es kein anderer als der Vater, der mit ihm umgehen konnte und es zufrieden stellen. Dies Bewußtsein erfüllte Sjur Gabriels Herz mit heimlicher Freude und Stolz und knüpfte ihn stets fester und fester an den Knaben.

Tagsüber, wenn er auf dem Felde arbeitete, fand er keine Ruhe. Jede halbe Stunde mußte er heim und nachsehen, ob Klein-Gabriel wach sei oder um zu untersuchen, was Ingeborg mit ihm vornehme. Dann setzte er sich nieder, gab ihm zu essen, schläferte ihn ein und ging wieder, mit vielen Ermahnungen für Ingeborg, doch gut auf die Wiege zu passen.

Ingeborg, die nun dreizehn Jahre alt war, mühte und plagte sich, so sehr sie konnte. Jedoch, obwohl sie groß und geschickt und der Arbeit gewohnt war, kam doch nichts recht von statten. Sjur Gabriel sagte, man müsse alles gehen lassen, wie es ging. Es ruhte allzu viel auf ihr. Wenn der Brei klumpig und halbroh war, so wußte er, die Ursache sei, daß sie nicht die Kraft besaß, die Grütze ordentlich zu stampfen. War er verbrannt, aß ihn Sjur Gabriel ohne zu zanken und bat Ingeborg bloß, ein andermal nicht so große Holzscheite unter den Topf zu legen. Er war froh, daß er sie hatte, nun, da Oline fort war, obschon er nebenbei sich grämte, daß sie nicht in Dienst gekommen, wie es die Absicht gewesen, als sie so frühzeitig konfirmiert wurde.

Er selbst robotete vom Morgen bis zum Abend wie ein Leibeigener, besorgte die Feldarbeit, molk die Kühe, rührte die Butter und fegte unter dem Schweine weg, wenn es daselbst allzu schlimm aussah. Und hätte er wenigstens seine Nachtruhe gehabt! Aber damit sah es traurig aus. Er sehnte sich danach, daß Oline heimkehre, und er sah mehr denn jemals ein, daß sie, trotz ihrer großen Fleischesschwäche, ein arbeitsames und tüchtiges Weib war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herkunft des Lebens.

Von

Theodor Jaensch.

Wie man weiß, nimmt die neuere Naturforschung schon seit geraumer Zeit an, daß die sogenannten chemischen Elemente, auch Grundstoffe oder Urstoffe, deren zur Zeit etwa siebzig verschiedene gezählt werden, in Wirklichkeit garnicht wesensverschieden seien. Zwar lehrt uns die Chemie immer noch neue kennen; aber einerseits betreffen diese Entdeckungen fast stets nur seltene Vorkommnisse, andererseits giebt sie selbst die Handhabe dafür, immer mehr Beziehungen aufzufinden, die es wahrscheinlich machen, daß der Ursprung aller stofflichen Verschiedenheit schließlich doch ein gemeinsamer sei. Mit anderen Worten, die Elemente stellen sich immer mehr als bloße Grund-, aber nicht als Urstoffe heraus. Im Gegenteil dürfte der Urstoff nur ein einziger, einheitlicher sein, und wenn es nicht der Wasserstoff, der dünnste und feinste der bisher chemisch zugänglichen, selbst ist, so sind sie wahrscheinlich alle, ihn eingeschlossen, auf einen noch dünneren und feineren zurückzuführen, mag dieser nun der Aether der neueren Physik sein oder mag man ihm einen besonderen Namen, wie Protyl oder dergleichen geben.

Die Erforschung der Gesetzmäßigkeiten, auf die sich diese Anschauungen gründen, ist in letzter Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts, ja einem gewissen Abschlusse nahe gekommen. Einer unserer hervorragendsten Naturforscher, der bekannte Physiologe Professor Preyer, hat ein sogenanntes genetisches System der Elemente, also sozusagen einen Stammbaum des Stoffes aufgestellt, der die überraschendsten Beziehungen zwischen den sämtlichen bisher bekannten Grundstoffen hinsichtlich ihres chemischen und physikalischen Verhaltens ans Licht fördert. Zwar hatten schon frühere Forscher, besonders die beiden Chemiker Lothar Meyer und Mendelejeff, ein System periodischer Abhängigkeit mancher Eigenschaften der Grundstoffe von ihrem sogenannten Atomgewichte aufgefunden, allein sie waren weit entfernt von einer genetischen Auffassung desselben, und außerdem blieben eine ganze Anzahl wichtiger Eigenschaften außerhalb ihrer Betrachtung. Das Verdienst Preyers ist es, sie alle herangezogen und eingereiht, die Lücken größtenteils geschlossen und dem Ganzen eine genetische Bedeutung gegeben, ferner dies auch sonst in einleuchtender Weise begründet zu haben. So hat Preyer zum Beispiel gezeigt, daß auch die sogenannte spezifische Wärme der einzelnen Stoffe in bestimmter Beziehung zu ihrem Atomgewichte stehe, er hat die magnetischen und elektrischen Eigenschaften berücksichtigt, und es ist ihm gelungen, seiner Zusammenstellung eine Form zu geben, in der alle die fraglichen Gesetzmäßigkeiten gleichzeitig deutlich erkennbar sind. Er hat aber ferner noch eine Theorie

über die Art des genetischen Zusammenhanges hinzugefügt, deren Folgerungen weit über das bloß chemische Gebiet hinaus greifen und eine ganz allgemeine Bedeutung beanspruchen, indem sie geradehin unsere Anschauung vom Wesen und Begriffe des Lebens berühren.

Bekanntlich versteht man unter dem Atomgewichte eines bestimmten Grundstoffes eine Zahl, die angiebt, in welchem Gewichtsverhältnis (einfach oder mehrfach) er überhaupt Verbindungen mit anderen Grundstoffen eingeht. Man kann daher das Atomgewicht selbst schon als eine Eigenschaft des jeweiligen Grundstoffes bezeichnen, und es wird angenommen, daß diese Eigenschaft auf der Eigentümlichkeit der Lagerung seiner kleinsten Teilchen, der Atome, beruhe. Bei der Vergleichung der verschiedenen Atomgewichte stellte sich nun heraus, daß zum Beispiel mit dem Steigen des Atomgewichtes die sogenannte chemische Wertigkeit in regelmäßiger Wiederkehr zu- und abnehme, daß das Eigen- oder Raumgewicht davon abhängig sei, und so weiter. Preyer nimmt nun an, die verschiedenen Atomgewichte beruhten auf verschieden starker Verdichtung eines ursprünglichen einzigen weltbildenden Elementes, und zwar nach bestimmten Gesetzen des Verdichtungs-Grades. Dieses Gesetz wiederholt sich in sieben, unmittelbar vom Wasserstoff abgeleiteten Stammfamilien; mit anderen Worten, durch verschiedengradige Verdichtungen entstehen aus dem Wasserstoff zunächst sieben neue Grundstoffe, sozusagen des Wasserstoffs Söhne, und von diesen leiten sich in bestimmter Entwickelung durch wiederholte, teils unmittelbare, teils mittelbare Verdichtung in gleicher Weise Enkel, Urenkel u. s. w. ab.

Wenn nun bei einer derartigen Aufstellung nicht bloß die Atomgewichte, sondern auch alle übrigen chemisch-physikalischen Eigenschaften bei der Vergleichung die überraschendsten Gesetzmäßigkeiten zeigen, derart, daß sich aus dem Platze, den ein bestimmter Stoff in der Stammtafel einnimmt, auch auf noch nicht bestimmte oder bekannte Verhaltungsarten schließen läßt, sowie auch andererseits die Entdeckung noch ganz unbekannter Grundstoffe mit bestimmten Eigenschaften vorausgesagt werden kann — so ist es mehr als unwahrscheinlich, daß hier bloße Zufälligkeit obwalten sollte, und auch die theoretischen Rückschlüsse Preyers gewinnen an Wahrscheinlichkeit. Diese aber laufen, kurz gesagt, darauf hinaus, daß nicht das organische Leben überhaupt an gewisse Grundstoffe gebunden sei, sondern nur das uns gegenwärtig auf der Erde bekannte, während es denkbar wird, daß in früheren Zeiten auf unserem, und jetzt noch auf anderen Weltkörpern, ein Leben geherrscht habe oder herrsche, dessen stoffliche Grundlage von anderen Elementen gebildet wird (z. B. indem darin statt des Kohlenstoffs etwa das Eisen die Hauptrolle spielte). Die Hauptsache aber ist, daß das jetzige Erdleben nach Preyers Voraussetzungen in unmittelbarer Abstammung von einem solchen, an andere Stoffe und Stoffgruppierungen gebundenen Urleben gedacht werden kann.

Es hat sich nämlich aus früheren Untersuchungen Preyers bereits ergeben, daß die Atomgewichte der Grundstoffe auch in Beziehung zu der Häufigkeit ihres Vorkommens in organischen Verbindungen stehen. Es ist ja bekannt, daß keineswegs alle Elemente als Bestandteile lebender oder lebensfähiger Körper vorkommen können, sondern daß deren nur eine kleine Anzahl sind, wie vor allem Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, nebst Phosphor und Schwefel. Im ganzen aber sind es 14, von Preyer organische Elemente (erster Ordnung) genannt. Preyer hat nun zuerst darauf auf-

merksam gemacht, daß alle diese organischen Grundstoffe zu denen mit den *niedrigsten Atomgewichten* gehören. Sie sind also die wenigst dichten, somit nach Preyers genetischer Auffassung zugleich die *ältesten*, die zuerst geformten, entwickelungsfähigsten, dem Urstoffe noch jetzt am nächsten stehenden.*)

Bekanntlich ist nun der Träger aller eigentlichen Lebensäußerungen das sogenannte *Protoplasma*: kein bestimmter Stoff, wie man früher glaubte, sondern ein stets wechselndes *Gemenge* verschiedener Stoffe, in denen aber die schon genannten organischen Elemente die Hauptrolle spielen. Es bildet den Keim jedes lebenden Wesens, aus ihm formen und scheiden sich alle anderen Bestandteile lebender Wesen aus; es allein leitet und lenkt auch im ausgegliedertsten Körper alle Bewegungs-, Empfindungs- und Bewußtseinsvorgänge. Dem Keimplasma des Keimes entsprechen in ihrer Gesamtheit die Sonderplasmen des ausgebildeten Lebewesens; Muskelplasma zieht sich zusammen und dehnt sich aus, Blutplasma atmet, Nervenplasma leitet Reize, Hirnplasma denkt. So verschieden nun auch dieses zähflüssige Stoffgemenge bei jedem einzelnen Lebensgebilde und in jedem einzelnen Augenblicke seines Lebensverlaufes auch ist, es enthält stets chemische Verbindungen, die nur unter gewissen, verhältnismäßig eng begrenzten Wärme- und Druckverhältnissen bestehen können, die erst möglich waren, als unsere Erde annähernd bis auf den heutigen Grad abgekühlt war, und die jedesfalls in einem Zustande, wie ihn beispielsweise unsere Sonne jetzt aufweist, auf keinem Weltkörper denkbar sind, ohne sich sofort in ihre Bestandteile aufzulösen. Aber auch umgekehrt, bei zu *geringer* Wärme, sind sie undenkbar, weil sie dann starr sind, zum Leben aber Beweglichkeit, also ein flüssiger oder halbflüssiger Zustand gehört.

Denken wir uns nun chemische Gebilde aus *anderen* Grundstoffen, die bei unseren gegenwärtigen irdischen Wärmeverhältnissen unbedingt starr sind, etwa den physikalisch-chemischen Einflüssen ausgesetzt, wie sie auf der Sonne herrschen, so ist es zunächst durchaus vorstellbar, daß sie in einen Zustand geraten, der als Leben bezeichnet werden müßte, insofern er leichte Beweglichkeit, Atmung, Wachstum, und Selbsterneuerung durch Ernährung und Fortpflanzung aufwiese, — von Empfindung und Bewußtsein, die überhaupt nicht an Bewegungen gebunden sind und von denen das letzte ja schon bei den Pflanzen nicht mehr festzustellen ist, ganz abzusehen. Hat die Erde also einst einen solchen Zustand durchgemacht, so kann sie solches Leben auch damals beherbergt haben, und die Sonne und unzählige andere Weltsterne können es noch jetzt; wenn es auch nicht Leben derselben Art ist, wie es unseren Sinnen allein zugänglich erscheint. Mit anderen Worten, man kann sich ein feurig-flüssiges, oder auch feurig-gasiges *Protoplasma* denken.

Sind aber die verschiedenen Elemente im letzten Grunde *eines*, stellen sie nur verschiedene Verdichtungsstufen derselben Urmasse dar, sind die jetzt stärker verdichteten, die sich uns als Eisen, Kiesel u. s. w. darstellen, einst durch die geringe Verdichtungsstufe jener hindurch gegangen, dann ist es nicht notwendig, anzunehmen, daß jenes feurige Urleben *erloschen* sein müsse, um einem *neuen* Platz zu machen, sondern viel wahrscheinlicher, daß dieses neue *die unmittelbare Fortsetzung des alten ist.*

---

*) Für naturwissenschaftlich gebildete Leser, die vielleicht näheren Anteil daran nehmen, bemerke ich, daß Preyer nach verschiedenen anderen vorausgegangenen Veröffentlichungen seine Theorie kürzlich in einer besonderen Schrift veröffentlicht hat, die den Titel führt „*Das genetische System der chemischen Elemente*“ (Berlin 1893).

Noch heute giebt es Nebelflecke, die nur aus einigen wenigen der dünnsten und feinsten von den uns jetzt bekannten Grundstoffen bestehen; aber wenn Preyers Verdichtungslehre richtig ist, so wird in ihnen wahrscheinlich die Bildung der übrigen auf der Erde vertretenen im Laufe der Zeit und bei fortschreitender Abkühlung ebenfalls vor sich gehen. Und ebenso wäre es umgekehrt anzunehmen, daß auch unser eigener Weltkörper einst nur aus den Grundstoffen aufgebaut war, wie diese Nebelflecke durch das Spektroskop allein sie uns zeigen, also aus denen, die dem Wasserstoffe am nächsten stehen, die seine unmittelbarsten Abkömmlinge, zugleich aber die Vorläufer der jetzt bei uns nicht mehr lebensbildsamen Stoffe darstellen. Sind diese aber erst die Ergebnisse späterer Zusammenrückung der Urteilchen jener, dann können, wie sie selbst, auch ihre Verbindungen allmählich in die jetzt dem organischen Leben zu Grunde liegenden Formen übergegangen sein, und das Wort Tyndalls, daß das Leben dem Feuer entstamme, erhält einen deutlicheren Sinn, als man ihn ihm jemals hätte beiliegen können. Und wenn Preyer schon vor achtzehn Jahren aussprach, daß das Anorganische, das Unlebendige nichts anderes als ein Rückstand des Lebendigen sei — daß also das Tote aus dem Lebenden und nicht das Leben aus dem Tode stamme, wie es die Anhänger der sogenannten Urzeugung wollen, — dann erscheinen seine letzten Forschungen auf theoretisch-chemischem Gebiete nur als Bestätigung seiner damals schon ausgesprochenen Gedanken.

Bekanntlich versteht man unter der Lehre von der „Urzeugung" die Annahme, es müßte sich entweder einmal in früheren Zeiten Lebendiges aus Unlebendigem durch bloßen chemischen Zusammentritt einzelner an sich lebensunfähiger Stoffe gebildet haben, oder noch jetzt und jederzeit von neuem bilden. Beide Auffassungen haben ihre Vertreter auch unter den heutigen Naturforschern. Man hat auch ihre versuchliche Bestätigung angestrebt, aber alle Versuche schlugen fehl: entweder gelang es nicht, Leben künstlich zu erzeugen, oder wenn es scheinbar gelang, stellte sich hinterher heraus, daß die Vorsichtsmaßregeln, schon vorher vorhandenes Leben auszuschließen, ungenügend gewesen waren; es hatte sich also nur um eine Vermehrung bereits vorhandener Keime gehandelt. So kam man immer wieder auf die alte Formel „Omne vivum e vivo" zurück, zumal Preyer nachwies, daß die Versuche auch insofern verfehlt waren, als die Stoffe, in denen man Leben künstlich zu erzeugen unternahm, zwar nicht mehr lebendig, aber doch von solcher Art waren, wie wir sie nur als Ergebnis bereits vorhandener Lebensthätigkeit kennen, sodaß auch im Falle des Gelingens für die ursprüngliche Herkunft des Lebens gar nichts damit bewiesen gewesen sein würde. Wenn nun dennoch von verschiedenen Seiten und auch von bedeutenden Forschern und Denkern immer noch an der theoretischen Urzeugung festgehalten wurde, so beruhte dies, da der Beweis des Gegenteils ebenfalls nicht erbracht war, nur auf der festen Ueberzeugung von dem einst glühend feurigen Urzustande unseres Gestirns, verbunden mit der Thatsache, daß die in allem Protoplasma enthaltenen Eiweißstoffe sich in der Hitze zersetzen. Denn war die Erde einst in einem Zustande, in dem diese nicht bestehen konnten, das Leben aber an Protoplasma, das Protoplasma an Eiweiß gebunden, so konnte es freilich erst in einem späteren Zeitpunkte ihrer Entwickelung auf ihr entstanden oder von anderen Weltkörpern her eingeschleppt sein, auf denen es sich aber auch nur gebildet haben konnte, als sie denselben Grad der Verdichtung und Abkühlung erreicht hatten. Die Annahme der Urzeugung setzte also noch zwei andere Annahmen voraus, nämlich erstens die Kant-Laplacische Weltbildungs-

lehre, und zweitens die, daß es kein anderes Protoplasma als das uns bekannte, an Eiweiß gebundene, geben könne. Gerade diese letztere Voraussetzung erschüttert zu haben, ist eines der größten Verdienste Preyers und einer der wesentlichsten Fortschritte in Beziehung auf unsere Anschauung vom Wesen und Begriffe des Lebens, und im Lichte der neuen Auffassung konnte auch das Wort gesprochen werden: „Omne plasma e plasmate." Wir verstehen nach ihm unter Protoplasma jedes Stoffgemenge, dem die Aeußerungen des organischen Lebens oder die Fähigkeit zu ihnen zukommen; das aber, was diesen eigentümlich ist, kommt lediglich zustande durch das Aufeinanderwirken, durch die unaufhörliche Selbstzersetzung und Neubildung aller der einzelnen, in Menge und Verteilung durchaus verschiedenen Bestandteile, gleichwie das Waldesrauschen durch die unzähligen Blätter und Blättchen zustande kommt, die einzeln im Winde zittern, die aber erst dem lauschenden Ohre vernehmbar werden, wenn sich alle zusammen erheben. Nur wenn wir annähmen, die einzelnen Ur- und Grundbestandteile der Stoffe und Stoffverbindungen zeigten allein für sich gar kein Leben, gar keine Kraft- oder Reizwirkung und gar keine Spur einer ihnen zu Grunde liegenden Empfindung oder eines Empfindungsvermögens, dann könnte ihr Zusammenwirken kein Leben sein, ebenso wenig wie das bloße Dasein von Millionen ruhender Baumblätter ein Rauschen hervorbrächte. Aber eben davon ist auch keine Rede, denn die heutige Naturforschung ist auf einem durchaus anderen Wege, als ihre Gegner zu wähnen pflegen: nicht das Lebende führt sie zurück auf das Tote, sondern das sogenannte Tote erhebt sie, recht verstanden, zum Leben. Indem sie die hergebrachte Unterscheidung von Leben und Tod in dem wesentlichen Sinne, in dem sie so vielfach irrig aufgefaßt wird, verwirft, leugnet sie keineswegs das Leben, sondern knüpft ein Band, durch das das „Tote" oder Unlebendige zum zitternden, selbst schon lebendigen Blatt erhoben wird, zu dem Blatte, das freilich erst mit ungezählten Scharen anderer im gleichen Sinne schwingen muß, um auch den Eindruck des Lebendigen hervorzurufen, — aber unerkannt verrauscht, sobald es allein seine verborgenen Lebensäußerungen vollführt.

Erst durch diese Erkenntnis aber wird die Einheit der Weltanschauung verwirklicht, die unter dem Schlagworte des Monismus die ganze heutige Naturforschung beherrscht. Noch immer ist es beliebt, die falsche Gegenüberstellung von Materialismus und Spiritualismus zu machen, wo es sich um Monismus und Dualismus handelt. Nicht bloß Gegner, selbst Anhänger der einheitlichen Weltlehre werfen Monismus und Materialismus, Dualismus und Spiritualismus ohne weiteres zusammen, während doch offenbar alle vier etwas anderes besagen, und die Bezeichnungen nach Stoff und Geist überhaupt erst unter der Voraussetzung eines angenommenen Dualismus einen Sinn erhalten. Denn nur der Dualismus erkennt Kraft und Stoff, oder Geist und Körper, als etwas wirklich Geschiedenes, für sich Bestehendes an, der Monismus betrachtet beide nur als begriffliche Abzüge; für ihn giebt es ebenso wenig ein Ding ohne Eigenschaften, wie Eigenschaften ohne einen Träger, dem sie anhaften. An einem roten Stück Zinnober ist gewiß der Begriff der Zinnobermasse verschieden von dem der Röte, aber es fällt dem monistischen Denken nicht ein, sich den Zinnober aus Masse und Röte zusammengesetzt vorzustellen; es denkt nicht daran, von der Verschiedenheit auf die Geschiedenheit schließen zu wollen. Es hat deshalb für den Monismus gar keinen Sinn, materialistisch oder spiritualistisch sein zu wollen; er ist beides

zugleich, da ihm Stoff und Geist untrennbar sind, und wenn er trotz alledem noch oft mit dem Materialismus gleichgesetzt wird, so liegt ein logischer Fehler vor, der zwei sich umschließende Begriffe für sich deckende nimmt. Es ist freilich für die Gegner des Monismus leichter, den Materialismus statt seiner zu bekämpfen, besonders da die Begreiflichkeit der einfacheren Kraftäußerungen, wie zum Beispiel der Schwere, so allgemein und so grenzenlos überschätzt wird. Wie wenige Menschen findet man, die sich klar gemacht haben, daß das Fallen eines losgelassenen Steines, oder das Klingen einer schwingenden Saite, eine bloße Erfahrungs-Thatsache und innerlich ebenso wenig begriffen ist, wie die verwickeltste Empfindung oder das zusammengesetzteste Bewußtsein — ja daß die Unbegreiflichkeit des Zusammengesetzten doch erst aus der des Einfachen folgt! Gerade der Dualismus unterstützt diese Ueberschätzung fortwährend durch sein unaufhörliches Zurückkommen auf den untergeschobenen Materialismus, und indem er die Unbegreiflichkeit der verwickelteren Erscheinungen in falschen Gegensatz zu der angeblichen Begreiflichkeit der in ihren Gesetzen allerdings leichter durchschaubaren bringt, und sich in diesem Windmühlenkampfe wohlfeile Lorberen holt, sägt er selbst den Ast ab, auf dem er sitzt, und merkt gar nicht, wie gerade er die Welt entgeistigt. Und doch ist es für eine einfach logische Betrachtung ohne weiteres klar, daß ein „toter Materialismus" nur da einen Sinn hat, wo auch eine tote Materie als wirklich genommen wird; so gut wie ein Spiritualismus nur da, wo ein stoffloser Geist geglaubt wird. Im strengen Sinne kann daher Materialismus nur eine dualistische, eine zweiheitliche Weltansicht bedeuten, die die Umkehrung zum Spiritualismus darstellt: nämlich den Geist oder die Kraft aus dem toten Stoffe hervorgehen läßt, wie jener den Stoff aus dem stofflosen Geiste. Der Monismus steht beiden ablehnend gegenüber, er kann die Kraft nur als dem Körper eigen, aber nicht von ihm geschaffen, er kann überhaupt keine Schöpfung eines Neuen aus einem ihm gänzlich wesensfremden Alten vorstellen. Eben darum aber kann er im strengen Sinne auch keine Urzeugung für möglich halten, denn Urzeugung ist Schöpfung, und widerspricht, wie ebenfalls Preyer schon vor Jahren gezeigt hat, den von der ganzen Naturforschung anerkannten Gesetzen von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, die uns lehren, daß Kraft und Stoff weder jemals verschwinden noch neu entstehen, sondern in ihrem Gesamtbetrage gleich bleiben und nur andere Formen annehmen. Eine Schöpfung aus gänzlich Anderem ist auch eine Schöpfung aus Nichts, und es verschlägt deshalb für die logische Betrachtung wenig, ob dabei ein bewußter oder unbewußter Urheber gesetzt wird. Man könnte sagen: „Schöpfung" ist theologische Urzeugung, „Urzeugung" ist naturwissenschaftliche Schöpfung. Aber Entstehen oder Schaffen aus Nichts ist gleich widersinnig und unfaßbar für unser Denken; und in der Erfahrung giebt es kein Beispiel für irgend eine „Entstehung", sondern nur für Entwickelungen. Die Frage nach der „Entstehung" ist falsch gestellt und enthält schon eine unbeweisbare Hypothese. Auch das Ursächlichkeits-Gesetz verlangt eine solche Entstehung nicht, da sich alle unsere Beobachtungen über Ursache und Wirkung nur auf Veränderungen bereits vorhandener Dinge, nicht auf das Hervorbringen von gänzlich Neuem beziehen. Was nach dieser Richtung früher „beobachtet" worden ist, ist längst widerlegt und beruhte auf der Unvollkommenheit der Beobachtung und der Beobachtungs-Werkzeuge.

Hiergegen kann nicht eingewandt werden, daß auch die Annahme der Ewigkeit (des Stoffes oder des Lebens) eine bloße Hypothese sei, da sie eine

Unendlichkeit sei, unsere Erfahrung aber uns nur Endliches kennen lehre. Die sogenannte Unendlichkeit ist hier nur die Unausmeßbarkeit für unsere menschlichen Kräfte. Niemand wird sie für wirklich nehmen, der sich bewußt wird, auf welchen logischen Widerspruch (was ja viele Gebiete der Mathematik so deutlich zeigen) sie führt. Sie ist in demselben Sinne zu nehmen, wie die Ewigkeit der Zeit als das Nunc stans, nicht als die temporis sine fine successio.

Wie als Vorahnung künftiger Erkenntnis aber muß uns, wenn sich der Stammbaum des Stoffes bewahrheitet, die Vorstellung unserer natursinnigen Vorfahren erscheinen, die sie allein sich gebildet und zum Urgrund der Weltsage gestaltet, vom Muspelheim, jener uranfänglichen, unerschaffenen, lebendigen Flammenwelt, die auch Wodan, der in christlich romantischer Umschaffung als Faust Mensch gewordene, sich vom Erdgeist verkünden läßt als:

„Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.“

Dämmerung.

Schauspiel in fünf Akten von **Ernst Rosmer.**

Recht der Aufführung und der Uebersetzung vorbehalten. Aufführungsrecht durch die Theater-Agentur von A. Entsch in Berlin.

Fünfter Akt.

(Heller Herbsttag. Die Glasthüre ist geöffnet. Welkes Laub auf die Schwelle geweht. Im Garten kühler Sonnenschein. Ritter gebeugt mit vergrämtem gealtertem Gesichte steht am Klavier, müde vor sich hinstarrend. Isolde sitzt im Lehnstuhl, abgemagert, mit durchsichtigem Gesichte und fast weißen Lippen, völlig erblindet. Sie hat eine Schüssel im Schoß mit zusammengeschütteten Erbsen, Linsen, Bohnen, Reiskörnern und sucht sie vorsichtig mit den Fingerspitzen fühlend auseinander, um jede Sorte in ein besonderes hölzernes Schüsselchen zu legen, deren vier vor ihr auf dem Tische stehen.)

Isolde (wendet den Kopf nach der Thüre rechts, Ritter dort vermuthend): Papa — schau mal nach, ob ich's recht mache. Ich mein', ich hab' da eine Erbse zu den Linsen —

Ritter (herankommend): Ich bin hier, Kind, hier.

Isolde (wendet den Kopf nach dem Klange der Stimme): Ach so, ich meinte, du wärst an der Thüre. (Tastet auf das erste Schüsselchen) Lauter Bohnen?

Ritter (mit den Fingern durchfahrend): Lauter Bohnen.

Isolde (auf das zweite weisend): Erbsen?

Ritter: Da ist eine Linse — zwei. Du hast dich vielleicht in den Schüsselchen geirrt.

Isolde: Ich hab' wohl nicht recht aufgepaßt. Und die Linsen?

Ritter (das dritte Schüsselchen durchwühlend): Eine Erbse. Die ist aber wirklich genau wie eine Linse.

Isolde: Und der Reis?

Ritter: Der — der ist ganz richtig. Du bist ja schon eine kleine Meisterin.

Isolde (vergnügt): Nicht wahr, es geht schon viel besser. Das erste Mal! Da brachte ich alles durcheinander. Nun werde ich bald Flechtarbeiten bekommen und da flecht' ich dir dann so einen hübschen Papierkorb. Gerade so schön wie die geschicktesten Blinden im Blindeninstitut.

Ritter (preßt sich die Fäuste auf den Mund, wie um einen Schrei zu ersticken, und wendet sich ab).

Isolde (nachdem sie einen Augenblick auf Antwort gewartet): Wird dich das nicht freuen, Papa?

Ritter (müde): O ja mein Kind.

Isolde (stellt die Schüssel von ihrem Schoß auf den Tisch zurück, immer vorsichtig tastend): Ich werd' aber jetzt doch aufhören. Zuletzt kribbelt's einem ganz in den Fingerspitzen von dem ewigen Fühlen und Fühlen und man spürt gar nichts mehr. (Sie steht auf.)

Ritter (macht eine ängstliche Bewegung auf sie zu): Nimm dich in acht — du wirst dich stoßen.

Isolde: Ach du dummer Papa, du weißt gar nicht, wie gut ich's schon kann das Alleingehen. (Streckt in falscher Richtung abwehrend die Hände aus.) Laß mich nur.

Ritter: Du wirst dir etwas thun —

Isolde (langsam auf ihre Schlafzimmerthüre zugehend): Nicht das Mindeste. Da — ist der Stuhl — und da — der Tisch — und nun geh' ich da herum — und nun muß ich gerade auf die Thüre — (macht ein paar raschere Schritte vorwärts und stößt sich gegen die Thüre) Oh!

Ritter (auf sie zu): Siehst du — siehst du!

Isolde: Es thut mir gar nicht weh. Das war nur ein Zufall. Man darf mich nur nicht irre machen, wenn ich gehe.

Ritter: Ich bin in einer Angst — daß du einmal fällst —

Isolde: Ich falle nicht, Papa — geh' nur weg — du wirst sehen, wie ich ganz schön wieder in meinen Stuhl zurückkomme. Jetzt lerne ich — das Laufen eben zum zweiten Male. (Setzt sich in den Stuhl) Da wären wir! Bewunderst du mich nicht?

Ritter (mit Wehmut sich über sie neigend): Ja . . . .

(Pause.)

Isolde: Arg still bist du Papa — so wenig reden — du mußt endlich wieder mal ausgehen — in die Stadt.

Ritter: Ich habe nichts zu thun in der Stadt.

Isolde: Damit du mir was erzählen kannst. Ganz lange sechs Wochen hast du keinen Schritt mehr aus dem Hause gemacht.

Ritter: Es passiert nichts in der Stadt.

Isolde (kopfschüttelnd): Du mußt aber doch mal wieder hineingehen. Du bist mir so still.

Ritter (nimmt ihre Hand): Laß mich bei dir bleiben, Bonni.

Isolde (seine Hände streichelnd): Armer Papa. Und spielen thust du auch nicht mehr.

Ritter: Wenn du willst — soll ich dir von Chopin vorspielen — das Nocturno — mit dem schönen Mittelsatz —

Isolde (hastig): Nein, nein. Du spielst ihn doch nicht gern. Und es gefällt mir nicht mehr so . . . . ich werde dich um was anderes bitten.

Ritter: Um was anderes? Was denn?

Isolde: Ich hätt' schon früher daran denken sollen und hab' es immer wieder vergessen — im Leichtsinn. Weißt du, die Kleine von Frau Blättner, die mir vorliest — sie hat wirklich viel Talent zum Klavierspielen — die Kleine — nämlich — ob du ihr nicht Stunden geben wolltest?

Ritter: Hast du sie denn gehört?

Isolde: Nein — aber die Mutter sagt, sie hätte viel Talent.

Ritter: Die Mutter!

Isolde: Hören kannst du sie mal ja — und wenn es wahr ist — dann giebst du ihr Stunden — mir zu liebe.

Ritter: Was du willst — alles, was du willst.

Isolde (summt leise vor sich hin): „Am stillen Herd, zur Winterszeit“ — (bricht ab) War der Briefträger schon da?

Ritter: Ja, schon vor einer Stunde.

Isolde: Schon so spät ist es — hat er was gebracht?

Ritter: Von Carl — paar Worte.

Isolde: So — was?

Ritter: Wie's dir geht — ich soll ihm ausführlich schreiben — was soll ich ihm schreiben? Ich weiß nicht, wie ich es ihm sagen soll.

Isolde: Ganz ruhig kannst du ihm es sagen. Weißt du, was er thun wird? Er wird fürchterlich weinen und sich auf den Boden werfen und mit den Händen ins Holz kratzen — und wenn er sich einen Schiefer eingezogen hat, wird er ihn mit einer desinfizierten Nadel wieder herausmachen. Und dann wird er ein sehr langes tragisches wunderschönes Gedicht verfassen. Ja. Und darum kannst du's ihm ruhig schreiben.

Ritter: Und der Großmama?

Isolde: Der Großmama — vielleicht wär's besser, wenn man es ihr sagt — mündlich.

Ritter: Sagen — wer — ich?

Isolde: Oder ich.

Ritter: Wie denn — soll sie herkommen?

Isolde: Ich könnte ja hinkommen — zurück — nach Wien?

Ritter: Nach — Wien?

Isolde (über ihre Kniee streichend, ein wenig mühselig aber sanft): Ich weiß eigentlich nicht, warum ich hier bleiben soll . . . . es ist doch aus. Der Professor hat selbst gesagt, daß man mir nicht mehr helfen kann. Ich bin ja ganz zufrieden. Ich meine eben — also ist eigentlich kein Grund mehr, hier zu bleiben. Wir sind doch wegen dem Professor her. Und wenn er mir nicht mehr helfen kann —

Ritter (eintönig wiederholend): Nicht mehr — helfen kann — Aber schau, Bonni — du hast dich doch auch mit der Großmama nicht so — verstanden und vertragen —

Isolde: Damals, damals. Ich habe eben nicht gemußt. Heute — muß ich.

Ritter: Warum mußt du?

Isolde (den Kopf leise hin- und herwiegend): Ich muß, ich muß. Und es wird jetzt besser gehen mit Großmama. Sag' mal, Papa — ganz aufrichtig — bin ich sehr häßlich geworden?

Ritter: Nein — Gewiß nein.

Isolde: Aber die Augen — ganz blöd und starr —

Ritter (leise): Man sieht sie ja nicht — wenn du das Glas aufhast.

Isolde: Und das werd' ich vor Großmama nie herunterthun. Nie. Du wirst sehen, wenn ich ein feines schwarzes Kleid anhabe, im Salon Spitzer gemacht — recht schlank und recht blaß und die blonden Zöpfe auf dem schwarzen Kleid — dann werden die Leute immer noch sagen: das arme hübsche

Ding. Und Großmama wird weinen und wird mich aber doch sehr lieb haben vor Mitleid und Stolz. (Sie lacht leise) So ist's. Ganz gewiß. Ich kenne meine Pappenheimer.

Ritter: (schmerzlich ungläubig): Ob du Recht hast, Bonni, — ob das dauern wird —

Isolde (hastig): O ich habe Recht. Ich bin überhaupt gescheiter geworden. Findest du nicht auch, Papa? Es ist merkwürdig. Früher habe ich immer geglaubt, ich muß das haben und das und das — und nun seh' ich, daß man's nicht haben muß und gar nicht unglücklich darüber wird. Wenn man sein bißchen Essen hat und Bohnen und Linsen und Erbsen zum Spielen — gar nichts brauch' ich weiter. (Gezwungen scherzhaft) Nicht einmal dich, Papa.

Ritter: Sag' das nicht, Bonni. Das ist ja noch mein einziger Trost, daß ich bei dir bin.

Isolde: Das ist recht schön. Du kannst aber doch nicht immer bei mir bleiben.

Ritter: Ich will immer bei dir bleiben.

Isolde: Nein, Papa, das wäre sehr unklug von mir. Da hättest du mich bald satt. Das bildet man sich ein im Anfang, daß es mit dem Mitleid immer fortgeht. Das ist gar nicht möglich. Eines Tages wirst du gewöhnt sein, daß ich — daß ich — nicht sehe und an dem Tage werde ich dir über sein.

Ritter (wendet sich mit einer verzweifelten Geberde von ihr).

Isolde (auf eine Antwort wartend): Nun?

Ritter: Was?

Isolde: Ich habe gemeint, du sagest mir was.

Ritter (schweigt).

Isolde: Du bist ein Einsilbiger. Nicht ein Mal hast du mehr Gans zu mir gesagt. Bist du krank, weil du nicht schimpfst?

Ritter: Nein.

Isolde: Ja — nein. Nein — ja. Papa. Ich werde dich auf Reisen schicken.

Ritter: Mach' doch keinen Scherz.

Isolde: Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen,
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reisen wählen.

Drum, Herr Urian, Sie werden reisen.

Ritter (fängt an, ihre Absicht herauszufühlen, mit verhaltenem Atem): Wohin denn? Ich habe nirgends was zu suchen.

Isolde: Glaubst du denn, die Leute, die auf Reisen gehen, suchen alle was? Zerstreuen sollst du dich — nach Dresden — Leipzig — vielleicht Berlin.

Ritter (Isolde genau beobachtend): Nein Bonni.

Isolde (eigensinnig): Aber warum denn nicht? Du bist nie dort gewesen. Und es ist jetzt doch das Centrum.

Ritter: Und was wirst du thun, wenn ich fort bin?

Isolde: Ich? Ich werde an dich denken und allein sein. Nein. Ich mein', allein sein und an dich denken.

Ritter: Es ist dir nicht lieber, wenn ich bei dir bin?

Isolde (ausweichend): Lieber? Es ist einem eine ganze Menge lieber und wenn man's nicht hat, ist doch kein Malheur.

Ritter (leise, flehend): Willst du — nicht mit mir gehen.

Isolde: Wohin — mit dir?

Ritter: Nach — Berlin?

Isolde (emporschnellend mit all ihrer früheren Leidenschaft und Maßlosigkeit): Nie! Nie! Nie!

(Pause).

Isolde (ist ganz in ihren Sessel zurückgesunken, sie zittert und gräbt die Zähne in die Lippen).

Ritter (fährt sich über die Stirne, geht zu Isolde und nimmt ihren Kopf in die Hände): Mein Kind, mein Kind — wir werden nach Wien zurückgehen. Beide — aber nicht bei Großmama wohnen — nicht in der staubigen Praterstraße. Draußen im Cottage wird sich schon was finden — was Hübsches — mit einem Garten. Und da werden wir mit einander sein — alle Tage — und fröhlich sein.

Isolde: Nein Papa, nein, du sollst dich nicht opfern.

Ritter: Ich bitte dich, laß mich bei dir bleiben.

Isolde (ist still, dann qualvoll aufschreiend): Wenn ich dich nur sehen könnte, wenn ich dich nur sehen könnte! — — nicht wegen dem Sehen, ich möchte nur wissen, was du für ein Gesicht hast — so das geduldige mit den stillen Augen — ach Papa nur nicht das geduldige, nicht das geduldige! Ach wär' ich doch tot, hätt' ich doch den Mut gehabt!

Ritter (vor ihr auf den Knieen, ihre Hände küssend): Und ich bitte dich, daß du lebst, daß du bei mir bleibst, bei deinem alten Papa, der nichts auf der ganzen Welt mehr hat als dich.

Isolde (gequält): Aber ich weiß doch und wenn du hundertmal nein sagst, ich fühle es doch —

Ritter: Was weißt du . . . .

Isolde: Sie . . .

Ritter (aufstehend, sich zur vollen Ruhe überwindend): Hast du's immer noch im Kopf, das dumme Zeug? Wie hast du dich denn da hineingebohrt?

Isolde: Ich hab' dich doch nicht mehr. Wenn du auch bei mir bist. Ich hab' dich nicht mehr. Drum will ich dich lieber ganz hergeben. Ich hab' mir vorgenommen, sehr vernünftig zu werden. Du hast die vernünftigen Leute lieber als die unvernünftigen. Das hab' ich schon bemerkt. Drum will ich vernünftig werden. Soviel ich kann.

Ritter: Und ich will dir alles zu liebe thun.

Isolde: Zu liebe thun — aber lieb haben . . .

Ritter (leise): Lieb haben. Lieb haben.

Isolde (greift nach seinem Gesicht, um es zu streicheln): Ach Papa — wenn's möglich wäre, daß du mir verzeihst — weil ich doch selber schuld bin, daß es so schief gegangen ist . . . . Du sollst sehen, ich kann noch allerlei lernen. Wenn du mir mal vorlesen wolltest aus gescheiten Büchern — (etwas zaghaft) Kant — meinst du?

Ritter: Du Gutes. Nein, nein. Deinen armen Kopf anstrengen —

Isolde: Jetzt ist er gar nicht arm. Ich habe keine Schmerzen mehr. Das ist doch ein riesiges Glück. O die Schmerzen — die letzten — wo dann das Sehen aus war —

Ritter: Denk' nicht daran. Bonni. Denk' an Wien — und wie du es dir da einrichten willst.

Isolde: Papa! In Wien wird's doch auch arme Kinder geben. Meinst du nicht, ich könnte mir eine Kleinkinderschule machen — denk' mal — und ihnen neue Schürzen schenken — und wenn recht viel gescheite darunter sind — vielleicht ist einer mit einem Genie dabei, das sonst verloren ginge — das wär' doch edel von mir — von uns — denn du mußt auch helfen —

Ritter: Luftschlösser bauen.

Isolde: Ich habe eben so einen Berg Zeit —

Anna (kommt hastig über die Veranda heraufgelaufen, eine Visitenkarte Ritter übergebend).

Ritter (wechselt die Farbe, legt den Finger auf den Mund und frägt kaum hörbar): Wo?

Anna (weist mit der Hand in den Garten).

Ritter: Bitte.

Anna (ab in den Garten).

Isolde: Papa — ist nicht jemand da?

Ritter: Anna war's — sie kommt gleich wieder. Willst du nicht in den Garten mit ihr? Eh' die Sonne hinunter ist? Dann wird es zu feucht. Du warst heute noch so wenig im Freien.

Isolde (steht auf): Ja — aber sie darf mich nicht führen.

Ritter (ruft in den Garten): Anna!

Isolde: Sie soll nebenher gehen. Ich geh' allein und zähle Schritte —

Ritter: Nur vorsichtig.

Isolde: Ich weiß schon ganz genau — sogar ums Rondell herum bis zur Thüre hab ich jetzt zwölf Schritte. (Zählt und geht) Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf — (bleibt stehen).

Ritter: Noch zwei, Kind, noch zwei.

Isolde (ärgerlich): Ach — ich muß sie zu klein gemacht haben — wie dumm!

Anna (ist die Treppe wieder heraufgekommen mit Sabine, welche sich stehenbleibend ganz in den Thürbogen zur Seite drückt).

Isolde: Wo ist denn die Anna?

Anna (tritt an ihre Seite und giebt ihr den Arm).

Isolde: Ueber die Treppe darfst du mich führen, aber dann gleich wieder loslassen. (Geht langsam mit Anna die Stufen hinunter.)

Sabine (tritt ein. Schwarz gekleidet. Sehr bleich, mit dunklen Ringen unter den Augen).

Ritter (geht ihr ein paar Schritte entgegen, sie stehen sich in der Mitte des Zimmers stumm gegenüber).

Sabine (schaut mit tiefem Schmerz auf seine gebeugte Gestalt).

Ritter (endlich mit einer Handbewegung nach dem Garten): Blind.

Sabine (leise): Ich weiß.

(Pause.)

Sabine: Ich wär' nicht gekommen gegen deinen Willen — wenn ich nicht —

Ritter: Bitte, setz' dich.

Sabine (geht auf die andere Seite, setzt sich in Isoldens Stuhl, nimmt ihren Hut ab).

Ritter: Hast du — ich hab' dir ja doch — nicht wahr ich hab' dir geschrieben?

Sabine: Ja.

Ritter: Hast du den Brief denn verstehen können? Er war gewiß unsinnig — ich war selber so aus allen Fugen —

Sabine: Alles hab' ich verstanden. Isolde wollte sich das Leben nehmen, weil wir —

Ritter: Weil wir beiden — und ist blind geworden. Und das Fieber — ach!! Ausgelöscht — jeder Tropfen Licht.

Sabine: Glaucom auf beiden Augen — ich weiß — von Berger.

Ritter: Verzeih' mir nur — aber ich durfte dich nicht mehr kommen lassen. Sie wär' mir wahnsinnig geworden. Und weg von ihr konnte ich auch nicht. Ich weiß, es hat Klatsch gegeben. Du hättest die Operation verfehlt — und die Kur war falsch —

Sabine: Ach das! Was Menschen reden. Ich dachte nur an dich.

Ritter: Isolde haben wir gesagt, daß du schnell nach Berlin hättest müssen — in die neue Stellung —

Sabine: Deswegen komme ich. Morgen soll ich fort.

Ritter (ins Innerste getroffen): Morgen!

Sabine (steht auf): Soll ich? — Heinrich?

Ritter (legt die Hände über die Augen): — Ja.

(Pause.)

Ritter: Ich kann sie nicht verlassen — die Blinde, so muß ich dich hergeben.

Sabine: Du mußt nicht. Ich hab' mir's in den vielen Nächten zu Ende gebracht. Ich will meinen Beruf aufgeben. Ganz. Ich will mit dir gehen — und sie pflegen. Ich will gar nichts für mich brauchen. Ich will so sparsam sein. Ich will alles thun, was sie will. Nur daß ich bei dir bin. Nur daß ich bei dir bin.

Ritter: Du goldner Kerl — und wenn ich mir dein Leben schenken lass' — es geht nicht. Gerade das nicht. Sie wird sich verzehren und verzehren — jetzt weiß ich's.

Sabine: Aber was will ich denn? Nichts von dir! Begreif' mich, Heinrich. Nichts. Nicht deinen Namen, nicht — dich! Nimm mich als Pflegerin ins Haus — für sie. Nur daß ich da bin. Daß du nicht allein bist. So verlassen — so grenzenlos verlassen — Gott im Himmel, und wenn sie dein Weib wär', so könnt' sie mir doch das nicht verweigern!

Ritter: Sie wird es auch nicht — vielleicht nicht — aber sie wird sich tot kränken. Red' Vernunft! Red' dem blinden Geschöpf Vernunft. Verlang' von der Blinden die Selbstlosigkeit, die wir zwei Gesunden nicht haben. Sie hat ja Recht. Tausendmal Recht. So lieb wie dich — hab' ich sie nicht. Und du liebst mich. Sie ist zwischen uns ein Zuviel. Ja freilich! Wenn die Ratsherrn heimkommen — (er drückt sich mit den Fingerspitzen in die geschlossenen Augenwinkel).

Sabine (starrt vor sich nieder).

Ritter: Ich weiß wohl, Sabine, daß du dir sagst, ich sei ein Waschlappen. Ich weiß auch ganz gut, was das Stärkere zu thun wäre. Mit dir in ein neues kräftiges Leben — fest drauf los — sich den Kuckuck um andere scheeren —

Sabine: So komm! So komm!

Ritter: Können! Ich bin ganz einfach zu schwach. Ich hab' keine Spur Talent zum Helden. Ich bin ein armer Lump und kriech' in den Herdwinkel.

Sabine: Ist sie es auch wert, daß du so für sie leidest?

Ritter: Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie blind ist. Blind um uns.

Sabine (macht eine Bewegung).

Ritter: Laß! Das redest du mir nicht aus. Ach!! Einen ganzen Buckel voll Sünden hab' ich mir aufgeladen. Wie steh' ich vor dir da! Was hab' ich dir gethan! — — Kannst du mich nicht rasch vergessen?

Sabine (wehmutsvoll lächelnd): Glaub' kaum.

Ritter: Radier' mich aus. Stell' dir nur vor, wie schlecht ich mich gegen dich benommen hab'. Ach Gott! Verzeih's dem alten Esel, daß du ihm gar so gut gefallen hast. (Er streicht ihr mit liebkosendem Murmeln über den Scheitel. Sich besinnend) Ja — nicht wahr. Wie dumm ich Abschied nehme. Ich bin halt so gewöhnlich.

Sabine (ausbrechend): Aber ich sterbe ja, ich sterbe ja —

Ritter (ihre Hände fassend, tief und innig): Du nicht! Du hast das Zeug in dir, über deinen eigenen Jammer hinauszukommen. Du kannst einer von den Menschen werden, die über alle andern hinwegschauen — still und riesengroß. Selber merken sie's gar nicht. Aber der Alte da oben paßt schon auf.

Sabine (steht vor ihm, zitternd, mit glühendem Gesicht, fassungslos): Ich bin aber nicht wie du dir denkst — aus dir heraus denkst, weil du so bist — nicht gut bin ich — nicht still — hätte ich bei dir sein können, ich hätt' es überwunden — aber fortgehen für immer, für immer und nie — (sie drückt die Hände in die Brust) Da! Da! (Sie fällt vor ihm auf die Kniee).

Ritter (alles vergessend reißt sie zu sich empor): Mein Weib — mein Weib! (Indem er sie auf die Lippen küssen will, sieht er ihr ins Gesicht und bleibt an ihren Augen gefangen) Mein Weib ..... das darf ich dir nicht thun. Das nicht. (Bleibt ganz in ihre Augen verloren ein paar Sekunden unbeweglich, löst dann seine Hände von ihr und faltet sie vor seinen Lippen) Betend — daß Gott dich — — — ich bin ein schlechter alter Kerl. Vielleicht sagst du — ich bin feig. Aber wie darf ich denn dir so was thun. Dir! Veracht' mich nicht. Veracht' mich nicht!

Sabine (aufschreiend): Heinrich! Du heiliger Mensch — (Wie ein Kind mit seitwärts geneigtem Kopf und verschlungenen Händen zu ihm aufsehend) Nun hab' ich Frieden. Nun geh' ich. (Sie wendet sich ab und geht langsam. Er will ihr folgen, sie weist ihn mit der rückgewendeten Hand ab.) Ich darf dich nicht mehr sehen. Wenn ich dich sehe — dann kann ich nicht gehen. (Sie verschwindet über die Treppe in den Garten.)

Ritter (schaut ihr lange nach, setzt sich dann ans Klavier und weint bitterlich).

(Es dämmert.)

Isoldens (Stimme aus dem Garten): Nein, ich will es tragen, ich will es ihm selbst geben, er wird sich so freuen!

Ritter (richtet sich auf, trocknet sich die Augen, und schnäuzt sich gewaltsam).

Isolde (hastig über die Treppe heraufstolpernd, ein Büschel stark entblätterter armseliger Spätrosen in der Hand, hinter ihr Anna): Papa, heute ist ja der vierzehnte. Dein Geburtstag. Und nun hab' ich nichts, als die letzten Rosen da! Aber

ich habe sie selbst gepflückt. Und denke nur, ich kann nach dem Duft unterscheiden, ob es rote oder weiße sind. Da — wo bist du denn, Papa?

Ritter (ist aufgestanden und zu ihr getreten): Hier mein Kind.

Isolde: Sind sie nicht schön? Wie sehen sie denn aus?

Ritter: Sehr schön. Stich dich nicht — es sind so viel Dornen.

Isolde: Anna soll sie in die Venetianer Vase thun.

Ritter (giebt Anna die Blumen): Ja wohl.

Anna (geht nach dem Vorzimmer ab).

Isolde (mit ihrem Arm nach Ritter suchend): Und nun gieb mir einen Kuß, lieber Papa. Ich bin so vergnügt. (Er küßt sie.) Bist du nicht feucht auf der Backe?

Ritter (wischt mit dem Taschentuch): Nein — ich weiß nicht.

Isolde: Nicht wahr, du bist heute fünfzig geworden? Aelter will ich auch nicht werden. Und dann bist du achtzig. Das sag' ich dir gleich, Papa. Wenn du stirbst, bring' ich mich auch um. Und dann werd' ich Mut haben.

(Es dunkelt immer mehr.)

Isolde: Nun hat's mich müde gemacht — im Garten. Es ist wohl schon zum Abend?

Ritter: Ja. Es ist spät.

Isolde: Ist die Sonne noch da?

Ritter: Nein. Die Sonne ist fort.

Isolde: Komm' zu mir, Papa. Also finster. Früher hab' ich mich gefürchtet im Finstern und jetzt gar nicht mehr. Weil ich immer drin bin. Kommt heute Mond?

Ritter: Vollmond. Da drüben — grad' steigt er über die Bäume — schau nur (sich besinnend) Ja so.

Isolde: Papa, wenn du mir davon erzählst, seh' ich's inwendig. Ich bin gar nicht blind, ich sehe in mir. Ganz prächtig. Nur daß es schwarz ist. Es ist gar nicht so schlimm . . . Man kann auch im Dunkeln leben.

Ritter (hat sie an seine Brust gezogen): Ja mein Kind — man kann auch im Dunkel leben. (Sie stehen fest umschlungen. Das helle Mondlicht fällt über sie).

Ende.

„Grün“- und Grau-Deutschland.

Eine komische Litteraturgeschichte.

Von

Jost Seyfried.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum!“

Wenn man mir erzählte, Maximilian Harden sei Geheimer Privat-Sekretär bei Caprivi geworden und Wildenbruch dichte zur Abwechslung an einem fünfundzwanzig-aktigen Attila in altmongolischen Knittelversen; . . . oder wenn man mir erzählte: Heinrich Hart sei mit seinem Lied der Menschheit fertig und lasse eben den vierund-zwanzigsten Gesang erscheinen, — ich würde alles glauben. Ich würde es auch glauben, wenn Einer käme und behauptete: Hermann Bahr habe sich im Kloster des heiligen St. Non-Possumus bekehrt, habe die Dichterei an den Nagel gehängt und werde Mönch — — — daß aber ein Profoß an Stelle seines Delinquenten aus purer . . . Harmlosigkeit sich selber an den Pranger stellt und es nicht einmal merkt, das würde wohl niemand für möglich halten — und dennoch liegt es auf 246 Seiten gedruckt und schwarz auf weiß beweisbar und bewiesen vor mir. Und daß dieser Unglücksmensch obendrein noch ein „Denker und Dichter“ und Professor Dr. sein muß, macht die Sache noch boshafter.

Es ist der Fall Kirchner: Gründeutschland, ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Professor Dr. Kirchner (Wien, Kirchner und Schmidt, Mk. 5.—).

Ich hatte mich zuerst wirklich gefreut, in der Erwartung: es komme einmal Einer, der da gut mache, was die „Graudeutschen“ mit ihrer Philisterkritik und die Indolenz unseres lieben großen Publikums seit Jahren nun an dem ernsten, redlichen Wollen so mancher „Gründeutschen“ gesündigt; ich hatte gedacht, es komme Einer, der endlich einmal ein entscheidendes Wort spräche, so oder so, Einer, der etwas ver-stände und denen, die's zu toll trieben, den Kopf zurechtsetzte, und der ein Ziel wiese, das aus dem Zwiespalt und aus der Haltlosigkeit unseres ganzen künstlerischen Lebens zu etwas Positivem führe, ein moderner Lessing, der längst not täte! — es war eine bittere Enttäuschung. Nichts von alledem! Nichts, als die tausendmal gehörten Phrasen, mit denen eben die Leute der „Grauen Theorie“ alles abzuthun pflegen, was nicht in die Schablone ihrer mühsam eingetrichterten Schulgelehrsamkeit paßt oder jenseits des idyllischen Horizonts ihres Krautgartens liegt. In dem ganzen Buch ist nicht ein Gedanke, bei dem der Verfasser sich etwas gedacht haben müßte, als er ihn zu Papier brachte, und nicht ein Satz, aus dem hervorgehen könnte, daß er die Be-wegung, über die er sein Verdammungsurteil verkündet, auch nur halbwegs ver-standen hätte oder überhaupt auch nur verstehen gewollt hätte. Und das ist das Verblüffende dabei. Die fast rührende Harmlosigkeit, mit der Kirchner andere blamieren will und lediglich sich selber blamiert. Im ersten Augenblick zweifelte ich, ob nicht eine Mystifikation vorläge und Friederike Kempner sich am Ende den Scherz geleistet: unter dem Pseudonym eines Professor Dr. moderne Litteraturgeschichte zu treiben, um sich mit neuem Ruhme zu bedecken. An unfreiwilliger Komik giebt das

Buch ihren Gedichten nichts nach. Man sagte mir aber, daß Kirchner keinerlei Pseudonym sei, sondern der wirkliche Namen des Verfassers und daß derselbe thatsächlich Professor am königlichen Realgymnasium wäre und Licentiat und Dozent an der Humboldt-Akademie, und früher sogar bedenklich liberale Neigungen gehegt hätte, wovon er jedoch längst wieder zurückgekommen sei. An seinem Werk selbst ändert das alles freilich nichts. Es bleibt, was es ist: ein in seiner Art einziges Zeugnis der fast grauenhaften, natürlichen und künstlichen Dummheit und moralischen Beschränktheit und Krähwinkelei, womit unser großes Publikum sich gegen alles panzert und verpallisadet, was nicht seine Autorität als oberstes Gesetz anerkennen will. Vielen sicherlich aus dem Herzen geschrieben, wird es ebenso vielen direkt zu einem Evangelium über die jüngste deutsche Dichtung werden. Ein einziges Sortiment hat innerhalb vierzehn Tagen über zehn Exemplare davon abgesetzt. Verloren ist damit allerdings nichts; an solchen Leuten ist nichts zu verlieren; und Kirchner mag sich ruhig sonnen in ihrer Anerkennung und in dem Ruhm seines — Genies.

Schon die Disposition des Ganzen ist wunderbar. Sie gliedert sich in die Abschnitte: 1. Die Vertreter „Gründeutschlands". 2. Wesen und Ursprung des Naturalismus. 3. Der Naturalismus und die Liebe. 4. Die soziale Dichtung und der Naturalismus. 5. Die Principien der neuen Richtung.

Philosophisch-ästhetisch am rührendsten ist der Abschnitt über: „Wesen und Ursprung des Naturalismus", nachdem Kirchner im ersten, in reizend „litterar-historisch" chronologischer Reihefolge, das Münchener „Moderne Leben" von 1891, sodann die „Modernen Dichtercharaktere" von 1885 und endlich den Bierbaumschen „Modernen Musen-Almanach" von 1892 excerpiert und die einzelnen Gedichte in max-und-moritzhafter Weise mit Randbemerkungen versehen hat. Mit pikantestem Scharfsinn untersucht er, was man eigentlich unter Natur zu verstehen habe und zwar 1. im Gegensatz zu Kultur, 2. im Gegensatz zu Charakter und 3. im Gegensatz zu Individuum. Er operiert aber in edler Bescheidenheit und heiliger Autoritätsscheu lediglich mit Citaten aus Schiller, weil er weiß: wie „abschätzig Gründeutschland von diesem Dichterphilosophen denkt". Als 4. Gegensatz findet er dann noch den von Natur und Kunst. Auf den Gegensatz zwischen Natur und Eiweiß und zwischen Natur und Wellblech hätte allerdings auch hingewiesen werden sollen, vielleicht aber holt dies eine zweite Auflage des Buches bald nach. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, den Ausführungen Kirchners in all ihren Feinheiten zu folgen, man wird aber schwindelig dabei und gerät in einen derartigen Sumpf von Citaten, Phrasen, Gemeinplätzen und grauesten Einmaleins-Weisheiten, daß man ordentlich froh ist, wenn man sich wie Münchhausen an dem Haarzopf der eigenen Dummheit wieder herausziehen kann.

Sodann unterwirft er „die drei Gesetze" „der Determination, der Vererbung und des Darwinismus" an der Hand von Wilhelm Bölsches „die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie", einem Buch, das leider „von der naturwissenschaftlichen Phrase beherrscht" ist, an der Hand von Edgar Steigers Broschüre „Kampf um die neue Dichtung" und mit Hinweis auf seine eigenen Schriften über Psychologie, Pädagogik und Willensfreiheit einer näheren Prüfung.

Sie werden in größter Gemütsruhe mit ein paar Sätzen widerlegt und ad absurdum geführt, und zum Schluß wird auch Nietzsche noch mit ein paar kurzen Bauchstößen abgethan. „Solch pessimistische Lehren können natürlich nicht zur Veredlung der Gesellschaft beitragen," Lehren, die „nichts mehr göttlich" nennen, „als Frechheit, Lüge, Bestialität!" Daß es auf solche Aeußerungen hin sehr nahe liegt und der Wahrheit wohl ziemlich entspricht, wenn man annimmt, daß Kirchner seine ganze Nietzsche-Wissenschaft nicht Nietzsche selber, sondern den Vorträgen jenes ihm allerdings durchaus congenialen Herrn Türck, den er ein paarmal anführt, verdankt, wird er selbst wohl niemand übelnehmen. Dann bekommt W. Bölsche noch einmal Eins ab: „Für den Dichter als Dichter habe das Studium der Naturwissenschaft sehr wenig Bedeutung . . Neue Gegenstände mögen ihm dadurch erschlossen werden, um seine Gedanken daran zu knüpfen, aber sein Stil, sein Können, seine Ideale hängen

nicht davon ab. Der Dichter schildert uns ja doch die Erscheinung der Dinge und Personen, er studiert ihre Seele, die Naturwissenschaft zerstört beide."(?) Und als Gewährsmann für diesen Ulk citiert er sich keinen Geringeren als Klopstock, der „den Gegensatz zwischen Naturforscher und Dichter" schon „1753 treffend" gekennzeichnet habe. Die Verse sind so schön, daß ich sie ebenfalls anführen möchte, zumal Klopstock auf andere Weise in der „Freien Bühne" sonst wohl kaum zu Wort kommen dürfte:

„„Der Schule Lehrer kennet des Tiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärk're,

Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.""

Unser Herr Professor fährt dann ebenso klopstockisch-klassisch fort: „Um Sommer und Winter, Vogelsang und Blumenduft, Lieben und Hoffen, Mut, Ehrgeiz, Eifersucht, Habgier u. s. w. anschaulich, ergreifend, erschütternd zu zeichnen, dazu bedarf es wenig Naturwissenschaft — man denke an Homer, Sophokles, Shakespeare!"

Und wenn sich hierüber Einer ereiferte und so grob darauf antwortete, als sich auf solch haarsträubende Kindergärtnereien gehörte: das *ist* ja doch der Unsinn! Wir wollen ja doch einmal über euern ewigen Homer- und Sophokles- und Shakespeare-Stiefel hinaus! Wir *sind* nun einmal andere Menschen; und wollen drum auch eine andere Kunst, eine Kunst unseres Lebens!" Es würde unserem Philosophen völlig an Capisco dafür fehlen; er würde mit derselben Pagoden-Ruhe sitzen bleiben und mit erhaben treuherzigem Lächeln korrigieren: Es giebt nur *eine* Kunst! die Kunst Homers, Sophokles' und Shakespeares, „wie Schiller schon sehr treffend sagt" u. s. w. Wenn man dabei aber bedenkt, daß ein Mann mit solch gußeisernem Begriffs- und Denkvermögen sich anmaßt, zu Gericht zu sitzen über Leute, die vielleicht schon zehn Jahre lang für diese ihre andere Kunst thatsächlich gelitten, gehungert und sich verblutet haben, und gehungert und sich verblutet eben unter der elementaren Uebermacht der geistigen Borniertheit unseres Publikums, die ihnen überall unsichtbar entgegensteht und die hier in Kirchner einmal äußere Gestalt annahm, wenn man das bedenkt, so ist es am Ende nicht allzu unbegreiflich, wenn Einer sich allmählich selber lächerlich vorkommt und als einzige Antwort auf all den Stumpfsinn nur noch die Losung Cambronnes weiß und Litteratur und Kunst und Publikum überhaupt den — Rücken dreht oder . . . verrückt wird.

Unser Grauer würde das freilich nie begreifen; aber es wäre auch thöricht, ihm das anzurechnen. Er kann eben nicht. Es hat keinen Zweck einem Eskimo oder Zulukaffern klar machen zu wollen, daß nicht die Sonne sich um die Erde, sondern daß die Erde sich eigentlich um die Sonne drehe. Ein Galilei hat es sogar einem Papst gegenüber vergeblich versucht; wie viel vergeblicher also würde es einem Porzellan-Pagoden in einem Porzellantempel gegenüber sein.

Es ist nun freilich nicht ausschließlich bloß ein Nicht-verstehen-können, es ist auch ein gut Teil Nicht-verstehen-*wollen* in dem Evangelium unseres Dalai-Blama. Das geht schon aus dem einen Umstand deutlich hervor, daß er die „Modernen Dichtercharaktere" von 1884, über welche die Akten längst geschlossen sind, volle 20 Seiten lang kreuzigt, während er den ungleich reiferen Bierbaumschen Musen-Almanach mit zehn Seiten erledigt.

Recht charakteristisch für seine ganze „Kritik" ist eine kleine Bemerkung am Schlusse seiner Besprechung der erstgenannten Sammlung. Sie lautet: „Wir — er schreibt immer Plural, wie alle die kein eigenes Ich haben, und sich nur als Vertreter einer vagen Masse fühlen — „Wir könnten noch die Sammlungen von

O. Bierbaum, Henckell, J. Hart, O. Linke, R. Dehmel u. a. ausführlich besprechen, wenn es uns nicht an Raum fehlte, und wenn nicht der Gesamteindruck überall derselbe wäre: Talent, aber Mangel an Selbstzucht!"

Diese Stelle gehört zu den malitiösesten des ganzen Buches —: „Wenn es uns nicht an Raum fehlte!" Man heißt das wirklich ein großes Wort gelassen aussprechen! Denn es ist nichts als eine Ausrede. Mit Ausreden aber kritisiert man nicht, und zumal mit derart faulen und windigen, wenn einem etwas an seinem litterarischen Namen liegt. Die Verleger hätten gewiß mit Vergnügen das Buch noch um einen Bogen dicker gemacht, wenn Kirchner gewollt hätte. Jedoch er wollte gar nicht, obgleich er sich hätte selber sagen müssen, daß man anstandshalber niemand bloß nach zwei oder drei Gedichten beurteilt, die ein Sammelwerk bringt, wenn von dem Betreffenden größere eigene Sammlungen vorliegen. Kirchner aber wollte gar nicht, und das ist das „Malitiöse" dabei, weil er diese Einzelsammlungen überhaupt nicht kannte (vielleicht, da sie noch nicht bei Reclam erschienen, à 20 Pfg); und weil es ihm überhaupt nicht um eine sachliche, ernste Kritik zu thun war, sondern lediglich um Polemik, . . . obgleich er, und es sei dies gleich hier genagelt, im Vorwort mit vollendetstem Bückling versichert, daß seine „Schrift keinerlei Polemik der gewöhnlichen Art" sein solle, „welche den Gegner mit einigen Phrasen und Schlagwörtern abthue, sondern ein Versuch, die modernen Dichter vom litterarhistorischen Standpunkte aus zu würdigen." Trotzdem aber fehlt es ihm dann schon auf Seite 35 an Raum, die verschiedenen Sammlungen der einzelnen Dichter zu besprechen, und obwohl er sich von Seite 15 an zwanzig, sage zwanzig Seiten à 35 Zeilen, also 700 Zeilen Raum gestattet, eine längst begrabene Leiche wieder auszugraben und noch einmal tot zu schlagen! . . . Seine Politik aber ist gar nicht so übel: die Geschmacklosigkeiten und Rüpeleien, die sich die Kerle damals, 1884, mit 20 und 21 Jahren in der Wut ihrer Begeisterung und in der Hitze des Gefechts geleistet haben, hängt er tiefer und beleuchtet er aufs Eingehendste mit der Thranlaterne seiner Nachtwächterbesorgnis, für das aber, was sie später gegeben, nachdem sie ein paar Jahre älter geworden und ruhiger und vernünftiger, fehlt es ihm dann an Raum. Das ist bloß Polemik, trotz der schlauen Vorwort-Erklärung: „nach möglichster Gerechtigkeit gestrebt zu haben." Vielleicht hätte er, um diese Leute und sich noch lächerlicher zu machen, noch schlauer gethan, sich ihre Schulaufsatzhefte zu verschaffen, und sie darnach zu beurteilen. „„Wir"" hätten uns auch darüber nicht gewundert.

Doch ich will unserem Graudeutschen lieber selbst das Wort lassen. Ein paar kurze Proben seiner Dialektik.

Zu Hanns von Gumppenbergs „Entdeckung", „Seelenstand von einem Schüler Hermann Bahrs" im Münchener „modernen Leben" schreibt er: „Ob dies Ernst oder Satire gegen den Naturalisten Bahr sein soll, tritt nicht ganz deutlich hervor. Jedenfalls ist die Darstellung, wie ein Jüngling endlich entdeckt, daß er eine Cigarre zu rauchen Lust hat, seltsam." Er zitiert Einiges —:

„Es war ein Wunsch, ja. Ein Verlangen, beinahe.
Und da war es wieder, wahrhaftig.
Und wuchs immer höher.
Höher.
Leider. Denn es war ihm noch nicht klar.
Und doch war es etwas. Und schon da, beängstigend, beinahe.
Und er wußte noch immer nichts.
Nichts, ganz unzweifelhaft . . . .

Und „in diesem unsinnigen Hin und Her" schließt Kirchner seine Kritik, „geht es weiter — höchst langweilig!"

Liliencron „besitzt eine Gewandtheit, Verse zu schmieden, die bisweilen an Rückert erinnert. Nichts in der Welt ist ihm zu prosaisch, er bringt's in Reime." . . .

Verschiedene seiner Gedichte „gefallen sich in einer drastischen Ausmalung des geschlechtlichen Verkehrs, die uns zu realistisch ist."

Arno Holz kommt etwas besser weg, auffallend gut sogar. Nur ist er ihm zu unphilosophisch. Seine Weltanschauung scheint ihm völlig unhaltbar, und „die Religion" höchst „sonderbar", welche erklärt: „Ich bin mein eigener Jesu Christ" oder „Mein Herz ist das Herz der Welt." „Und wie die Religion, so betrachtet Holz auch die Geschichte unphilosophisch" und „wozu so viele kraftgenialische, derbe, ja cynische Worte, um etwas energisch zu sagen!" „Wie häßlich ist z. B. die Ballade vom alten Eremiten im heiligen Hain zu Singapur, der an seiner Nabelschnur kaut? Daß unser Theorie-Mann das Gedicht nicht ganz versteht, wie er zugiebt, ist erklärlich und glaubt man ihm gerne.

So pikant wie seine Ausrufungszeichen zu Nietzsche, sind auch seine Aeußerungen über Zola. „All sein Streben scheint allein darauf gerichtet, uns mit dem bekannt zu machen, wovon man nicht spricht! Es mag etwas Prüderie dabei sein, daß man es nicht thut . . .", aber es gehört sich eben nicht! Bravo! Wovon man nicht spricht! Was man aber trotzdem sehr genau kennt, und am Ende auch selber schon . . . Pfui! oder: „Man kann ihn als den Schöpfer einer neuen Art von Hintertreppenlitteratur bezeichnen . . . er watet förmlich mit Wollust im Schmutze; er ist nicht derb, sondern cynisch, nicht natürlich, sondern gemein."

Im dritten und vierten Abschnitt behandelt er dann das Gros der Gründeutschen in einem großen „Allerlei": ein Stück Gerhart Hauptmann, dann Richard Voß, Kretzer, Liliencron und wieder Gerhart Hauptmann und Bölsche und Alberti, wie es gerade kommt. Es fehlt mir aber nun faktisch an Raum und auch an Lust, auf Einzelheiten einzugehen. Das Gesagte genügt. Nur noch eine kleine Blütenlese, „wie es gerade kommt." Man findet nicht gleich wieder trotz aller mala fides so viel unfreiwillig drastische Komik so eng bei einander.

Sein Schlußurteil über Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" z. B. lautet: „Das eigentlich „„Moderne"" an diesem Drama: Helden, deren Charaktere uns kein Interesse abgewinnen, eine gewöhnliche Ausdrucksweise und die Vermeidung von Monologen, wirkt abstoßend. — Das Gute an dem Stücke: geschickter scenischer Aufbau und effektvolle Aktschlüsse, gehört dem Dichter, das Schlechte dem Naturalismus!" Bums! . . . aber noch besser: „Wie viel richtiger und gesünder ist die Darstellung desselben Problems bei Richard Voß in seinem Drama: „„Die neue Zeit"."

Beim „Friedensfest" „fragt man sich vergeblich nach dem ästhetischen oder moralischen Werte dieses abstoßenden Dramas." Es verdient den Namen „Colportage-Stück", „denn die häßlichsten Seiten der menschlichen Natur sind hier mit wenig Witz und viel Behagen ausgemalt," und „die Sprache der Personen . . . ist ebenso gewöhnlich wie ihr Charakter!"

„College Crampton" aber „führt uns noch tiefer in die Alkohol-Atmosphäre hinein". Wie beim „Friedensfest" liegt der Fehler auch hier nicht nur in der Wahl des häßlichen Stoffes, sondern auch darin, daß wir fortwährend mit derselben Elendigkeit gepeinigt werden. Es fehlt an Abwechselung, an Erhebung, ja an Kontrasten. Anstatt hin und wieder ein Goldfischchen vorüberhuschen zu lassen, zeigt uns Hauptmann beidemal ein schwarzes Gekrabble, ohne Luft, Licht und Freude!" Man kann hiebei nur einen Wunsch haben, nämlich: Herr Professor Kirchner möchte die Welt einmal mit einem Stück seines Genies beglücken, er würde mit der Erhebung, mit den Kontrasten und mit den vorüberhuschenden Goldfischchen, die er darin anbrächte, zweifellos sämtliche Klassiker der Welt-Litteratur entthronen! O heiliger Eremit von Singapur.!

In den „Webern" ist „von einer Fabel des Stückes nicht die Rede. Der eigentliche Inhalt ist nur ein Aufstand, der allerdings motiviert, aber nicht zu Ende geführt wird." „Der Eindruck, den das Stück auf den Leser macht, ist jedenfalls ein abstoßender, etwa dem ähnlich, den die „„Familie Selicke"" hervorruft."

Die „kritischen Waffengänge" der beiden Hart werden, obwohl der Verfasser

ein Buch als „von litterarhistorischem Standpunkt aus“ geschrieben verstanden haben will, in einer Anmerkung erledigt. Von Heinrich Hart kennt er überhaupt nur, was in den „Modernen Dichtercharakteren“ von ihm stand, also ein paar Gedichte und den „prachtvollen Vorgesang zum Lied der Menschheit.“ Von Julius Hart, „dessen Feuerseele uns auch aus dem gährenden „Sansara“ entgegenleuchtet“, erwähnt er nach einer Rezension der „Freien Bühne“ das Gedicht „Anna“. Im „Sumpf“, den er sicherlich nur aus Zeitungsbesprechungen kennt, „fühlt sich der Held, wie in Blumenthals „Großstadtluft“, von der Kleinstädterei angeekelt.“

Zu Holz und Schlafs „Familie Selicke“ heißt es: „Als Stück betrachtet, fehlt dieser Anreihung trostloser Scenen, deren Lebenswahrheit im Einzelnen wir nicht bestreiten, jede Handlung . . .“ und „vor allem fragen wir: welchen Sinn hat das Ganze? Welchen Wert diese wortgetreue Wiedergabe einer scheußlichen Existenz? . . . Und nun die Sprache dieser Leute! Fast alle sprechen das ordinärste Berliner Platt. Und endlich das stete Geschluchze und Gethue der Mutter, des Vaters, der Tochter – es wird einem ganz weh dabei!“

„Die reizendste Satire aber gegen den modernen Naturalismus“ hat (natürlich!) E. von Wildenbruch, mit seinem „heiligen Lachen“ geliefert. Seine „Eifernde Liebe“ jedoch scheint ihm trotz „großer Schönheiten“ und „vortrefflicher Schilderung“ „an einigen groben Unwahrscheinlichkeiten zu leiden“ und vor allem „der poetischen Gerechtigkeit nicht genug zu thun, sofern der Maler gar nicht zur Rechenschaft gezogen wird.“

Von Karl Bleibtreu, dessen „Propaganda der That“ „überaus packend“ ist, und „sich wie ein Drama liest“, weswegen er „den Verfasser bitten möchte, ein Drama daraus zu machen“ zitiert er mit Vergnügen dessen Polemik im „Größenwahn“ gegen die „realistischen Grünlinge mit ihren nassen Familienjammer“, obgleich er zugiebt, daß sich Bl. selbst „nicht von den gerügten Fehlern der Grünlinge frei hält“ und daß sich in seinen Romanen „viele recht abstoßende Stellen finden“, wozu unser Singapurer mit philologischer Akribie eine ganze Reihe Seitenzahlen vermerkt, damit man diese nachlesen könne.

Mackays Anarchisten sind „kein eigentlicher Roman, denn es passiert fast nichts“ und Goldfischchen huschen darin auch nicht vorbei. Außer „den Menschen der Ehe“ kennt er von ihm auch noch ein Gedicht aus dem „Modernen Musen-Almanach,“ in dem „sich Mackay in seinen letzten Tag träumt und dann hofft, noch einmal das Bild seines Liebesglückes zu schauen.“

Bölsches „Mittagsgöttin“ dagegen hat ihn, „abgesehen von dem wenig wahrscheinlichen Schlusse aufs Höchste interessiert.“ Bölsche war freilich auch so klug in der Vorrede zu sagen, was er mit dem Roman gewollt, und so findet unser Goldfischchen-Mann denn auch mit dem ihm eigenen Scharfsinn ganz richtig heraus, daß der Verfasser darin habe zeigen wollen: „Wie sich beim Spiritismus Betrug und Selbstbetrug, Zufall und psychologische Momente merkwürdig vermischen.“ Bölsche spricht nun, und auch Kirchners eigenem Citat nach, allerdings von „bewußtem Betrug“ von „unbewußter Selbsttäuschung“ und von „Zufall“ — auf die überflüssigen „bewußt“ und „unbewußt“ kommt es ihm jedoch nicht weiter an und die „psychologischen Momente“, die sich Kirchner dazu denkt, wird Bölsche auch wohl nur vergessen haben. Außerdem passen „psychologische Momente“ heute ja zu allem.

Zu Albertis „Vorurteil“ bemerkt er: „Das Vorurteil, welches Alberti bekämpft, ist die Ansicht, daß ein bescholtenes Mädchen für immer verloren sein soll: vielmehr steigt in seinen Augen ein Mädchen, das seine Liebe in Leidenschaft frei verschenkt!“ . . . „Wir fragen nur“, heißt es dann weiter, „wohin sollte die Gesellschaft kommen, wenn des Verfassers Ansicht allgemein würde?!“ Aber das sind diese Leute, die anderswo dann stets den Mund voll christlicher Nächstenliebe haben! Gott sei Dank! Wir Wilde sind doch bessere Menschen.

Ueber Max Halbes „Jugend“ genügen ein paar Zeilen.

Hartleben gehört zu den Längstverlorenen, „vielleicht aber sieht er doch noch

ein, daß die Worte seines Rentiers (in „Angele") richtig sind: „Die Welt ist gottlob größer und Dein Milieu nicht das einzige.""

Flaischlens „Toni Stürmer" ist eine „ins Extrem getriebene Polemik gegen lange Verlobungen." Das ist cum grano salis etwa wie: Baumeister Solneß ist eine Polemik gegen die Unsitte, nach Vollendung eines Kirchenbaus auf der Turmspitze einen Kranz anbringen zu wollen, oder wie: Schiller schrieb seinen „Tell", um zu zeigen, von welchem Vorteil es sei, wenn einer gut Armbrust schießen könne.

Hermann Bahrs „Neue Menschen" sind „künstlerisch, dramatisch ganz unbedeutend, jedoch kulturhistorisch wichtig, denn die ganze Richtung hat sich hier köstlich blamiert: . . . aber es ist das Verdienst Bahrs, wenn auch durch unfreiwillige Selbstironie, die Karten seiner Gesinnungsgenossen offenherzig aufgedeckt zu haben."

Sudermann wird ziemlich eingehend behandelt. Kirchner scheint hier Vorarbeiten gehabt zu haben, an die er sich halten konnte. Es genügt zu bemerken, daß er aber trotzdem den Inhalt der einzelnen Stücke z. B. so wiedergiebt, daß man eigentlich nur Mitleid empfinden kann. Dasselbe schwindet freilich sofort: wenn er zu „Sodoms Ende" mit echtem und gerechtem Pharisäerpathos ausruft: „So etwas darf bei uns in Deutschland dem Publikum, den Frauen und Mädchen, geboten werden!"

Franz Held „hat zum Besten des Vereins „Fresko-Bühne" (1892) ausgewählte Gedichte „Groß-Natur" erscheinen lassen, welche manchmal ans Komische streifen."

Felix Holländers und Hans Lands „heilige Ehe" „ist im Kern unmoralisch, äußerlich dagegen wenig anstößig." „Was am meisten verletzt, das ist die Ironie, mit welcher die Ehe behandelt wird". . . . und: „Was soll das Stück? Will es sagen, so ist die Ehe meistens, so ist es eine starke Uebertreibung; — so ist sie manchmal, so war der Titel ganz falsch gewählt. Felix Holländers „Jesus und Judas" dagegen hat zuerst „einen tiefen Eindruck" auf ihn gemacht . . . obgleich es nachher heißt, als er das Nietzsche'sche Motto entdeckt hat: „Anstatt die heranwachsende Generation" — denn „diese Romane werden meist von jungen Leuten gelesen" — zu erheben, zieht ein solches Buch herab; anstatt sie zu veredeln und zu stärken im Kampf ums Dasein, bestätigt es alle niedrigen Instinkte; anstatt ihr im Glauben oder im Wissen einen Stecken zur Lebensfahrt in die Hand zu geben, zerstört es ihr allen Halt." Ich glaube fast, Kirchner fehlt auch ein bißchen Stecken . . . . .

Albertis Roman „Wer ist der Stärkere" „gehört jedenfalls zu den besseren Dichtungen des jüngsten Deutschlands" . . . womit Alberti ja wohl einverstanden sein wird. Uebrigens „behandelt R. Voß in seinem Drama „Malaria" einen ähnlichen Stoff, aber in idealerer Weise."

Sudermanns „Katzensteg" „haben wir nicht ohne tiefe Teilnahme gelesen. Mitleid und Furcht oder vielmehr Abscheu haben sich seltsam in uns gemischt. Boleslav hat entschieden etwas Heroisches an sich, er der die Schuld, ja den Fluch für seinen Vater auf sich nimmt, aus Kindesliebe zwar nicht, aber aus Trotz und Rachsucht. Doch bleibt er uns ein Rätsel . . . . und Regine? Was sollen wir von ihr denken?!" Da er aus einigen Stellen aber wieder etwas wie Nietzsche wittert, wird er noch unruhiger als zuvor, wie ein Pudel, wenn er den Mond sieht, und findet den Roman „viel zu romantisch und daher unwahrscheinlich." „Immerhin" aber, heißt es dann zum Schluß, „erscheint uns der Verfasser hier, wie auch in „Frau Sorge" als ein ernster von sittlichen Idealen beseelter Mann."

Bei Heinz Tovote nagelt er verschiedene Stilkuriosa und Nachlässigkeiten. Wer aber selber so im Glashaus sitzt, wie Kirchner, sollte lieber zuerst bei sich selber nageln. Daß Tovote seinen „Frühlingssturm" einen „Berliner Liebesroman" nannte, will ihm gar nicht in den Kopf. „Soll das heißen", quält er sich ab, „so liebt man in Berlin? Aber wer liebt da so? Und ist das überhaupt noch Liebe? Oder tierische Sinnlichkeit oder Schlimmeres?" . . . Ein Kritiker sollte nie so viel fragen, Herr Professor! — Ein non plus ultra aber leistet er sich in folgendem Passus: „Wie

sehr Tovote", schreibt er, „in Anlage und Ausführung seinem Ideal Zola nachgeeifert hat, ist ihm selbst, wie er sagt, aufgefallen, so daß er, um eine zu große Aehnlichkeit mit dessen „‚Sappho'" zu vermeiden" . . . u. s. w. Zola hat nun allerdings so viel zusammengeschrieben, daß am Ende auch eine „Sappho" darunter sein könnte, einem „Litteraturhistoriker" aber, wie Kirchner, sollte dergleichen doch nicht passieren, wenn ihm an seinem wissentschaftlichen Ruhme etwas liegt. Bloßer Schreibfehler ist es nicht; denn auch in dem, sehr sorgfältig gemachten Register des Buches steht „Sappho" ruhig neben „Germinal" unter Zola. Der Student nennt so was persönliches Pech.

„Aus dem Ueberblick haben wir die Tendenz der Jüngstdeutschen genügend erkannt." Beginnt dann der fünfte Abschnitt über die Principien der neuen Richtung. Er citiert kurz, wie sich Eugen Wolff und Anton Schmid in ein paar längst makulierten Broschüren hierüber ausließen und verkündet dann in folgenden fünf Punkten sein eigenes, „Gründeutschland" sowohl kritisch als moralisch absolut vernichtendes Urteil:

„1. Der moderne Naturalismus versteht Naturwahrheit nicht in ästhetischem, sondern in physiologisch-pathologischem Sinne.

„2. Er fordert, daß in Leben und Dichtung das Sinnliche, Gemeine herrsche, besonders auch in der Liebe.

„3. Er wendet die naturwissenschaftliche Betrachtung auf die Poesie an und leugnet demnach die Ethik, d. h. sittliche Ideale, Freiheit und Gewissen.

„4. Seine Schilderungen der Gesellschaft, die er einseitig für alle Laster und Verbrechen verantwortlich machen will, sind falsch.

„5. Die soziale Frage mißversteht er daher und trägt nicht zu ihrer friedlichen Lösung, sondern zur Verschärfung der Gegensätze bei.

Auf eine zusammenfassende nähere Beleuchtung läßt sich unser Graudeutscher nicht ein, sondern macht gleich weiter: „Interessant ist die souveräne Verachtung, mit der diese Stürmer und Dränger alles bisher auf dem deutschen Parnaß Geleistete behandeln" u. s. w. Auch ich möchte mich auf keine nähere Beleuchtung einlassen. Es genügt, an ein paar Sätze aus dem Vorwort zu erinnern: „Ich habe nach möglichster Gerechtigkeit gestrebt. Darauf deutet auch der Titel „Gründeutschland"; denn in ihm liegt nicht etwa Ironie, sondern die Anerkennung, daß die deutsche Poesie durch die Jüngstdeutschen grüne, das heißt frisch und fröhlich treibe. Hat doch jedes Neue an sich schon etwas Herzerfreuendes und ein Recht auf den Beifall jedes Menschen, der nicht einseitig das Alte bewundert." Ich bemerke dazu: daß auch in der Bezeichnung „Graudeutscher" nicht etwa Ironie liegt, sondern die Anerkennung, daß die Poesie der Jüngstdeutschen einem „Grauen" gar nicht anders als grauenhaft vorkommen kann! Direkt lächerlich aber ist es auf dieses fünffache Anathema hin, wenn es daselbst noch weiter heißt: „Wir haben trotz mancher Uebertreibung, Verirrung und Verzerrung doch eine so große Zahl tüchtiger Leistungen gefunden, daß wir dem alten Goethe freudig beistimmen, wenn er sagt:

„Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen!
Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Widerschein von seinen Sternen
Die späten Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höheres zu berichten."

Das Vorwort ist für den Autor selbst in der Regel mehr ein Nachwort, ein P. S. zu dem fertigen Werk. Bei Kirchner wird es wohl ebenso sein. Dasselbe steht aber mit jedem Satz in einem derartigen Widerspruch zu seinem Buch, daß man sich unwillkürlich selber an den Kopf greift. Er redet hier plötzlich von „Sonnenaaren", die er mit dem alten Goethe freudig fliegen sähe, während er in seinem Buch selbst, wie wohl genugsam belegt, ausschließlich von „Mistkäfern" weiß, um mich naturalistisch

auszudrücken. Das ist ein Widerspruch, der nicht absichtslos entstanden sein kann, denn für so gedankenlos und naiv halte ich — selbst Kirchner nicht, daß er, mit seinem Machwerk zu Ende, nicht mehr gewußt haben sollte, was und wie er darin geschrieben habe. Wohl aber mag sich unser Eremit von Singapur und Goldfischchen-Heiliger zuletzt selbst etwas fragwürdig vorgekommen sein, und als ein trotz alledem geschäftskluger und fürsichtiger Mann sich gesagt haben, daß es doch weit nobler und vertrauenerweckender aussähe, wenn er im Vorwort wenigstens auch ein paar Worte der Anerkennung von sich gäbe und nicht bloß „herunterreiße". Er hielt sich dadurch gleichzeitig ein Hinterthürchen offen, und das ist für derartige Dunkelmänner immer etwas Wesentliches. Ich hoffe: die Kritik, und auch diejenige, die „Gründeutschland" sonst gar nicht grün ist, vernagelt ihm dies Hinterthürchen, wie es sich gehört, mit ein paar soliden Drahtstiften für Zeit und Ewigkeit. Vorsicht ist ja auch eine Tugend, aber sie darf nicht zu Feigheit und Unehrlichkeit werden.

Falls ich recht gezählt, hat Kirchner vom Jahr 1873 an bis heute die stattliche Reihe von 34 Schriften veröffentlicht. Das ist fast ebenso fleißig, wie sein Liebling, Richard Voß, den er einmal einen „bedeutenden Psychologen" nennt, und der es in selben Zeit auf über 40 Werke gebracht hat, da ihm nicht wohl ist, wenn er nicht jedes größere Zeitereignis zu einem Theaterstück vergewaltigt. Honny soit qui mal y pense! Die Masse muß es eben machen! Den Titeln nach zu urteilen, gehört Kirchner mit zu den vielseitigsten Gelehrten des Jahrhunderts, denn es ist kaum eine philosophische Disciplin, die er nicht zu einem Handbuch, oder wie man dergleichen nennt, verarbeitet hätte. In der Liste der „von demselben Verfasser erschienenen" Werke steht wenigstens außer einer „Geschichte der Philosophie" auch eine: Logik, Ethik, Pädagogik, Psychologie und Diätetik. Daß der Laie aber Unrecht hat, wenn er ohne weiteres annimmt, ein Autor müsse von den Dingen, über die er schreibt, auch etwas verstehen, das beweist unseres Herrn Professors Gründeutschland wohl ohne nochmaligen Kommentar. Vielleicht erklärt sich auch die Zerfahrenheit und Unlogik des Verfassers am einfachsten eben aus seinen vielen philosophischen Studien. Philosophie im landläufigen Sinne des Wortes wenigstens, ist eine Sache, ob der schon ganz andere Köpfe schließlich dumm geworden sind. Und es wäre schon darum längst an der Zeit, mit dem ganzen Plunder einmal gründlich tabula rasa zu machen und sämtliche Systeme von Aristoteles bis auf den Unbewußten unbarmherzig in die Rumpelkammer zu werfen, wohin sie seit dem 24. November 1859 überhaupt gehören.

Ein anderes größeres litterarhistorisches Werk Kirchners, ebenfalls in diesem Sommer erschienen, betitelt sich: „Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" und wird vom Verleger jedenfalls als etwas Epochemachendes empfohlen.

Doch genug, mehr als genug! Ich wiederhole nur: ich hätte mich gefreut, wenn einmal Einer gekommen wäre, der da gewußt hätte, was los sei, der den Mut der Ueberzeugung gehabt: wahr und vernünftig und rücksichtslos zu sein, kein feiger Spruchemachr, ein Großer, ein Zielweiser, ein Sieger, ein moderner Lessing, der Ordnung geschaffen hätte und einen Weg gebrochen aus all der Wirrnis zu neuen, triebkräftigen Idealen . . . unser Goldfischchen-Pfiffikus ist nur eine melancholische Blasphemie auf diesen Wunsch!

Amen!

Seine Cousine.

Von

Walter Leistikow.

Tik, tak — tik, tak, es war die Uhr im Nebenzimmer, die Thür geschlossen, ganz leise — kaum hörbar, ihm aber wie eine zermarternde, qualschaffende, ungeheure Maschine, hier oben im Hirn, dort in der Brust, jetzt in den äußersten Fingerspitzen unten, dann wieder wo anders, hier wie dort, überall. Eben holte die Uhr zum Schlage aus: eins, zwei, drei — langsam. Totenstille. — Da vom Nachbarhause her heisere abgebrochene, dann langanhaltende heulende Töne — das arme Vieh, der Hektor konnte sich noch immer nicht an die Kette und das Nachtwachen gewöhnen. — Er schlug die Augen auf, richtete sich im Bette empor, dämmeriges Dunkel im Zimmer, durch das kahle Fenster, ohne Vorhang, ohne Gardinen flimmerte und leuchtete der stirnige Frühlingshimmel. Dunklere Schatten im dunkeln Raum die wenigen Möbel, Schrank, Tisch, die beiden Betten der Brüder — man hörte ihre ruhigen langsamen Atemzüge — nur die weißen Bezüge stachen heraus in fahlem leichenkaltem Grau. Eine Weile saß er so, regungslos lauschend, mit den Augen aufs Fenster, den Nachthimmel starrend. Eben fiel eine Sternschnuppe, da wieder eine. Er lächelte. Wenn er sich just jetzt etwas wünschte, so mußte es in Erfüllung gehen! Er bemüht sich hinterher darüber klar zu werden, hatte er in dem Momente überhaupt etwas gedacht, hatte er etwas gewünscht? Er überlegte; zunächst dachte er an Hektor, dann an die schlafenden Brüder — es war ihm sonderbar, daß er gerade wach liegen mußte, er allein, warum die andern nicht auch — sie hätten dann so gut plaudern können, hier in der Stille. — Da mit einem Male stand sie wieder vor seiner Seele, klar greifbar, vor allem die Augen, die konnte er nicht vergessen, diese sanften, großen, blauen Augen mit ihrem verschleierten, fast etwas trüben gedrückten Blick. Dieser leichte Schleier war es, der die tönendste Saite in seiner Seele bewegt hatte. Dann die langen hellblonden Zöpfe, die sie so geschicklich und anmutig zu tragen verstand, sie wiegte sich tänzelnd beim Gehen in den Hüften, das mochte er gern, er hätte ihr immerwährend nachsehen mögen. Und dann, wie natürlich war sie, so ganz anders, als er sie sich vorgestellt, so recht kameradschaftlich, so ganz seinesgleichen — sie hatte durchaus nichts von der großen Dame, nichts von der eleganten Großstädterin, wie er immer heimlich gefürchtet hatte. Wie sie sich gleich in den großen Kreis hineingefunden hatte; schließlich waren sie ihr doch eigentlich fremd. Was half da die Verwandtschaft! Zwölf Jahre hatte sie niemand von der Familie gesehen und das wollte doch viel sagen, zumal sie eben erst sechszehn geworden. — Und nun mußte er wieder daran denken, wie sie sich gute Nacht gesagt. Einer nach dem andern von den Brüdern kam an die Reihe, sie küßte jeden mit der gleichen Freude auf den Mund, sah jeden mit dem gleichen, langgezogenen, verschleierten Blick an, als wollte sie sagen: ich habe Dich lieb, Dich auch, Dich auch. Und nun gute Nacht und schlaft wohl und träumt auch ein bißchen von mir — und ich freue mich so, Euch zu haben und Ihr seid so lustig und ich will Euch so lieb haben, wie Brüder, denn ich bin immer allein gewesen und das ist manchmal ein bißchen traurig und ein bißchen langweilig, immer so allein . . . . .

Und dann dachte er auch an ihre Mutter, seine Tante, doch dies beschäftigte ihn nicht lange. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr zurück. Und dann sah er sie wieder vor sich, abgewendet, wieder wiegte sich in den Hüften ihre feine und doch jugendlich kräftige Gestalt, den großen Hut hielt sie in der Hand, das volle Licht erfreute sich an ihrem glänzenden, blonden Haar, die langen, blonden Zöpfe in ringelnder Bewegung, wie zwei glänzende, glatte Schlangen, als sie so die breite Steintreppe hinunterhüpfte. Da kribbelte es ihm in den Fingerspitzen, er mußte nach diesen gleißenden, beweglichen Schlangen haschen und er hielt sie fest in der Hand und zog langsam, mutwillig den schönen Kopf hinunter. Sie drehte sich ein wenig. „Du!“ sagte sie drohend, in scherzhaft ernstem Tone — dabei traf ihn wieder so ein verschleierter Blick der blauen Augen. Es flammte in ihm auf, bis zur Stirne, er fühlte die Glut in den Wangen, er wußte, daß er rot geworden. Das ärgerte ihn. Rasch ließ er los und ging an ihrer Seite, so durchschritten sie beide den Hof in dem kleinen Garten seines Vaters. Lang um das große Rondel, drei=, viermal. Dabei plauderte sie lustig und unbefangen von der großen Stadt, in der sie lebten, von den vielen Menschen dort, von ihren Puppen, mit denen sie seit zwei Jahren nicht mehr spielte, die sie aber doch liebte immer noch wie eine gute Mutter ihre Kinder. Sie erzählte von ihrem Leben zu Hause, wie still es dort wäre, der Vater auf seinem Bureau, sie mit der Mutter allein, tagelang, ach und wie lang so ein Tag wäre, davon hätte er mit seinen Brüdern gar keine Ahnung! Ihr liebster Freund sei Jolly, aber auch er wäre nun schon etwas alt und bequem und wenn er ihr seine Kunststücke vormachen sollte, die sie ihm gelehrt, als sie noch ein ganz kleines Mädchen — — so klein wäre sie auch gewesen, sie zeigte mit der Hand fast auf die Erde, ob er das wohl denken könne — — wenn er ihr seine Kunststücke vormachen sollte, dann sähe er sie immer mit einem so langen, wehmütigen Blick an „ja und weißt Du, das kann ich nicht mit ansehen, der arme Jolly, und dann gebe ich ihm immer gleich sein Stückchen Zucker und sage: nicht wahr, Jollychen, es wird Dir schwer, na, laß man sein, später, wenn Du wieder kräftiger geworden, holen wir alles nach. Ach ich möchte nie alt werden, hu, ich habe ordentlich Angst davor, immer jung sein und hübsch und lustig“ — klapp, schlug sie ihm fröhlich mit der flachen Hand auf die Schulter, drehte sich wie ein Kreisel und stürzte davon, mit einem Sprunge über das Beet auf den Rasen, die Röcke flatterten lustig um die feinen Knöcheln. „Greif mich doch, wenn Du kannst, ha ha“, sie lachte aus vollem Halse, als sie ihn so verdutzt stehen sah. Und wie er sich nun anschickte mit mächtigen Sätzen sie einzuholen, da blieb sie ruhig stehen, bückte sich nach einer winzigen Frühlingsblume und lachend und knixend reichte sie ihm das Blümchen, doch erst sog sie lange und gierig den Frühlingsduft ein „als Heilung für die Wunde, die ich meinem Ritter geschlagen“, sagte sie. Und dann gingen sie wieder langsam um das Rondel.

„Und Du willst nun fort und Maler werden? Ach, was muß es schön sein so ein Künstlerleben! Können Maler auch alt werden? Ich glaube, die werden nie alt! Ach wäre ich auch ein Künstler! Musik, Musik, liebst Du Musik? Ich glaube, jeder Mensch muß die Musik lieben, aber am meisten liebe ich Chopin. Ich lache mit ihm und dann wieder muß ich weinen, daß mir die Thränen auf die Hände rieseln und schluchzen, als sollte mir das Herz brechen vor Weh und Leid, vor Sehnsucht und Reue. Ach in Tönen entfliehen, in Tönen die Seele verhauchen — — —“ Er hörte ihr zu, er wollte ihr nachfühlen — es war wie ein schmerzlicher Ruck in seinem Innern, es war als langte leise eine Hand nach dem Bilde des blonden Mädchens, als zöge diese Hand langsam einen Schleier darüber, er strengte sich an, sie genau zu sehen, er wollte sie wieder klar vor sich haben, aber immer nebeliger wurde das Bild, langsam zerflatternd in Tönen — er griff nach den blonden Zöpfen — — krampfhaft umschloß seine Hand die Bettdecke, — leise tikte die Uhr nebenan tik tik, tik tik tik tik tik tik — tak. Wehmütig und leise, die Musik brauste in seinen Ohren, schmerzhaft zuckte sein Herz, er seufzte tief auf und war fest entschlummert.

*

Ein Jahr später war es nun doch dazugekommen. Er hatte bis zuletzt nicht recht daran glauben können. Nun lebte er in Berlin, um Maler zu werden. Was ein Maler sei und was er selber malen wollte, davon hatte er eigentlich nur eine sehr schwache Vorstellung. Und dann, er traute sich auch nicht. So sehr er seine Kunst liebte — für nichts weiter hatte er Augen und Ohren, es interessierte ihn eigentlich nichts auf der Welt als Bilder — konnte er doch das Gefühl nicht los werden, als stünde er auf einem verlornen Posten. Es wurde ihm unsäglich schwer in dieser Zeit auf der Akademie. Es waren durchaus nicht Lorberen, die er erntete. In dieser lärmenden, übermütigen, mut- und siegesfrohen Menge der Kollegen spielte der blasse, schlanke, junge Mensch, der sich möglichst ungeschickt und unsicher benahm, keine glänzende Rolle. Dazu seine nervöse Reizbarkeit und der gewisse Stolz, den er schon in der Wiege mitbekommen. Die andern merkten es ihm wohl an, trotz all seiner Stümperei, die er übrigens offen eingestand; es war so, als hätte er so innerlich irgendwo, vielleicht in weiter Ferne, vielleicht noch gar nicht sichtbar, einen Schatz von Tüchtigkeit, der ihn weit über die andern stellen mußte. Doch dies war noch ganz nebelhaft, es konnte ihm selber gar nicht zum klaren Bewußtsein kommen, nur daß es ihm ein gewisses Relief gab. So schloß er sich denn auch nur schwer an; zwei, drei, mit denen er umging, die übrigen vermied er fast sichtlich. Einen Bekannten hatte er hier gefunden, aus seiner Heimat, von der Schule her. Es war ein offener, fröhlicher Mensch, auch Maler, einige Jahre älter, mit einem Zutrauen zu sich selber, das oft in komischster Weise sich äußerte. Man lachte über ihn, doch kränkte ihn dies niemals. Er war aus kleinen, beschränkten Verhältnissen hervorgegangen. Dieses Parfüm des Kleinbürgers hing ihm an, er wurde es nie los. Er hatte einen großen, blonden Schnurrbart, eine bewegliche Figur, schwatzte fortwährend und war immer heiter. Den Frauen gefiel er ausnehmend. Seine Art, ihnen Schmeicheleien zu sagen war nicht die taktvollste, doch führte sie ihn zum Ziel. Dabei besaß er ein wunderbares Gefühl, die Richtigen herauszufinden. Niemals verschwendete er unnütz Zeit. Die beiden hatten sich getroffen, teilweise die Beziehung aus der Heimat, teilweise gewisse gegenseitige Sympathien, genug, sie zogen zusammen. Sie wohnten in einem großen Hause, natürlich hoch oben, vier Treppen unter dem Dache; es war etwas beschwerlich hinaufzukommen, doch das ist nicht anders und Maler müssen sich bei Zeiten daran gewöhnen. Ihr Wirt war ein Pferdebahncontrolleur, ein junger, angenehmer Mensch mit einer hübschen jungen Frau und zwei oder drei Kindern. Die Familie wohnte in der Küche oder auf dem Korridor, die beiden Zimmerchen hatte man den Malern abgetreten. Später im Sommer wurde es erst idyllisch; der Wirt spazierte gewöhnlich im Hemde, mit bloßen Füßen umher, die Frau hatte auch nicht viel mehr an, denn es war heiß hier unter dem Dache und dann, es störte ja auch niemand. Hier lebten die beiden herrliche Stunden. Am liebsten lagen sie in den kleinen Fenstern und starrten hinaus auf die Straßen. Unten genau vor ihnen die Potsdamer Brücke mit dem Gewühl von Menschen, Wagen und Pferdebahnen. Dann der Kanal mit der Königin Augusta-Straße, von beiden Seiten die schönen Bäume, namentlich die Kastanien liebten sie und den dunkeln, kühlen Schatten darunter im grellen Sonnenlichte; zu beiden Seiten, unabsehbar, die Potsdamer Straße. Da lagen sie und starrten hinein und konnten sich gar nicht satt sehen an dem bunten Gewühl, dem hastigen Treiben. Stundenlang, den ganzen Nachmittag, bis dann die Sonne hinter den Häusern verschwand, mählige Dämmerung heraufstieg, dunkle, wohlige Schatten sich auf die Straßen und das Leben dort unten legten, bis sie langsam höher und höher krochen und endlich auch die großen, hohen Häuser einhüllten in heimliches Grau, nur der Kanal zog sich wie ein gelbes, schwefliges Band glänzend durch die Fahle. Dumpf und verworren der Lärm der Bewegung, noch atmet die Stadt, noch lebt sie und arbeitet und wie ihre Brust sich hebt und senkt, da rollen und grollen unten die Wagen, da wogen die Mengen, sie eilen, gleiten hastig weiter, fort in Bewegung. Nach und nach flammen die Laternen auf, die roten und grünen Lichter der Omnibusse und Pferdebahnen, wie feuersprühende, giftige

Drachenaugen flammend, darüber hin wogend und wallend der Dunst und Dampf der Stadt. Und während der Freund plaudert und lustige Geschichten erzählt, da ballen und gestalten sich dem andern die wogenden Nebel und er sieht weit hinten die Heimat liegen in der lachenden Sonne, halb noch verschleiert, bis sich eine Figur dann abhebt von alldem, eine schlanke, elastische Figur, sie wiegt sich beim Gehen in den Hüften, zwei lange blonde Zöpfe ringeln gleich Schlangen den Nacken hinunter, die Röcke flattern lustig um die feinen Knöchel und sie winkt ihm schon von weitem und nimmt ihn bei der Hand und führt ihn mit sich auf blumigen Wiesen. Ein gelinder Puff läßt ihn aufsehen. „Aber Mensch, sag, schläfst Du denn, warum antwortest Du mir nicht? Ich frage Dich schon immerzu, wollen wir nicht Abendbrot essen? Ich habe Hunger!" „Ja, ja, komm'," sie treten beide vom Fenster weg, „Du, heut habe ich ein Mädel gesehen, die erinnerte mich riesig an meine Cousine, nur die Haare waren dunkler." — „Ja," antwortet er und dabei verzieht ein gutmütiges Grinsen sein Gesicht, „wirst Dir schon noch abgewöhnen, immer Deine Cousine zu sehen, später giebt sich das! Ich hab' Dir ja erzählt, wie verrückt ich war, wie ich der Anna nachlief als Pennela: Geh' Du nur hin, ich hab' mein Teil, ich lieb Dich nur aus langer Weil, ohn' Dich kann ich schon leben . . . ." Und dann fing er wieder an aufs Umständlichste diese Liebesgeschichte zu erzählen; daran reihten sich andere und andere und wieder andere „und die Weiber sind eben nichts anders wert, und man muß sie nehmen, wie sie sind!"

Eins wurde ihm schwer und daran konnte er sich nur langsam gewöhnen. Es war der frivole Ton, mit dem in seinen Kreisen über alles, namentlich über das Weib und das Geschlechtliche gesprochen wurde. Ganz allmählich bereitete sich ein Umschwung in ihm vor. Langsam, nach und nach mußte er eine nach der andern fahren lassen, von den schönen Wahnvorstellungen, mit denen er sich seine Welt gebaut. Er hielt daran fest, zäh und ausdauernd — aber zuletzt erlahmten doch seine Kräfte und seufzend gab er ein Stück nach dem andern preis, die Trümmer aber raffte er zusammen und verschanzte sich desto fester dahinter. Die andern lachten über den närrischen Kauz, aber ließen ihn gewähren. Oft genug freilich reizten sie ihn absichtlich im Scherz, ohne zu ahnen, wie tief sie ihn verletzten. Seine Seele war wie eine fast zu straff gespannte Saite, bei der geringsten Berührung vibrierte sie tönend, und meist waren es qualvolle, schmerzliche Töne. Da war es denn natürlich, trotz der großen Freundschaft, die ihn mit dem Andern verband — es war doch etwas Fremdes zwischen ihnen, ein winziger kleiner Körper vielleicht, man konnte ihn nur finden, wenn man ganz genau alles durchsuchte und danach forschte in Kopf und Herz. Aber das war's ja eben — weiß man's erst einmal, daß hier ein Knopf fehlt, dann vermißt man ihn immer. So, natürlich, gab es doch einsame Stunden für ihn, Stunden, in denen er sich fremd, wie ausgestoßen fühlte und dann empfand er wieder jenen eigentümlichen Duft, diesen scharfen Geruch der Großstadt, der ihm, in der ersten Zeit namentlich so aufgefallen war, so unangenehm, so ungewöhnt, so fremd. Und dann war es wie ein leises Ziehen und Sehnen, wie ein Flüstern und Locken nach dem Kieferndufte der heimatlichen Wälder — nach dem leichten, vertrauten Aroma der Räume, in denen er seine Kindheit verträumt. —

*

Nun aber hatte er sich gefunden, so allmählich, tastend, fühlend; er wurde fester in sich, es kam dies auch in seinem Wesen, in der Art und Weise, wie er sich gab, zum Ausdruck. Die Natur draußen, die weite Ebene seiner Heimat mit ihren Stimmungen, grau, trüb und einsam, die ziehenden Wolken, der weite Horizont nahmen ihn gefangen, er mußte Landschafter werden. Es war nichts mit dem Figurenstudium. Die Kollegen auf der Akademie nannten das fahnenflüchtig werden, die Kunst aufgeben, um Landschaften zu malen. Er stürzte sich mit Eifer auf das neue Ziel. Den Frühling über hatte er sich in Westpreußen auf dem Lande herumgetrieben,

malte, was er fand, so gut er es konnte. Die Liebe zum Weiten, Unbegrenzten führte ihn zur Küste. Und dann, es traf sich vortrefflich. Die Cousine war mit den Eltern in Zoppot, sie hatten geschrieben, man wollte sich treffen, er wurde erwartet. — Die See, die See, er fieberte vor Erwartung, nur als Kind hatte er sie gesehen, seine Vorstellungen waren nebelhaft, verschwommen. Die Sehnsucht wuchs, je näher er kam. Während der ganzen Fahrt saß er am Fenster, starrte hinaus, im Fluge zogen die Bilder vorüber, er sah nichts von allem, traumhafte Erinnerungen beschäftigen ihn, das große Wasser und dazwischen wieder die blonden Zöpfe. Ha da! Fern ein blitzender Streifen, da war es! Sein Herz klopfte mächtig. Nun hielt der Zug. Sie waren alle drei auf der Bahn und führten ihn im Jubel in sein Zimmer; es lag in einem kleinen Häuschen, dicht neben ihrer Wohnung. Ein wohlthuendes Gefühl bemächtigte sich seiner: auf dem Tische standen einige Feldblumen im Glase, sie hatte sie für ihn gepflückt. Er wußte es. Wie er sie dankbar ansah, da fiel ihm erst auf, wie hübsch sie geworden. Das war die Seeluft, die hatte ihren frischen Farben neuen größern Reiz gegeben. Sobald er sich ein wenig erholt und zurecht gemacht, sollte er hinüberkommen, den Thee mit ihnen trinken. Das war eine gemütliche Stunde. Alle vier plauderten lustig und heiter. „Nun aber mußt Du kommen, ich freue mich ja so schrecklich drauf, Dir die See zu zeigen. Was Du bloß sagen wirst! Ich sage Dir, ich bin ordentlich rot geworden, solch freudigen Schreck bekam ich! Und gerade jetzt gegen Abend, da ist sie am schönsten. Was wirst Du bloß sagen!" Und schon stürzten sie fort durch die Straße in den Kurgarten und dann auf den Steg. Es wimmelte von Menschen. Die Sonne war eben hinter eine große Wolkenmasse gesunken, das Wasser blitzte und funkelte, plätschernd schlugen die leichten Wellen ans Holzwerk. Lange standen sie da. Sie hing an seinem Munde, als erwarte sie irgend ein Ungeheures von Gefühlsausbruch. Er schwieg aber beharrlich. Wie er nun doch was sagen mußte, da war „schön" alles, was aus ihm herauszubringen. Dann nahm er ihren Arm und beide promenierten hier auf und ab. Er war in der glücklichsten Stimmung. „Und habt Ihr Euch wirklich gefreut, daß ich gekommen bin? Hast Du die Blumen wirklich für mich gepflückt?" „Ja", sagte sie lachend, „glaubst Du, ich hätte sie Dir sonst ins Zimmer gestellt? Nun mußt Du mir aber viel erzählen von Berlin; wie lebt Ihr da eigentlich, gehst Du alle Abend ins Theater und die Concerte? Aber nein, heut nicht, morgen will ich erst alles wissen, jetzt habe ich Dir noch zu viel zu zeigen. Sieh da hinten, das ist Adlershorst und das da ist Hela, da bin ich auch schon gewesen, aber mit dem Dampfer natürlich, zum Segeln ist es ein bißchen weit — ach und der Papa ist so schrecklich ängstlich, er läßt mich nur ins Boot, wenn das Wasser ganz glatt ist. Weißt Du, wir wollen immer heimlich fahren, nachmittags geht es ganz gut, da schläft Papa, Du kannst doch rudern? Wir sind doch auch bei Euch gerudert, auf dem Kanal, das ist freilich wie eine Waschschüssel hiergegen. — Sieh' die kleinen Russenkinder; sind sie nicht komisch? Was für Mützen und die langen Röcke!" Sie lachte hell auf. „Ich habe auch einen komischen Anzug, einen roten Krebs, zum Baden. Der ist ganz närrisch, ich werde ihn Dir morgen zeigen. Und tanzen können wir auch, alle Sonntag ist Soiree hier im Kurhaus, da kommen immer die Kadetten und die Offiziere von der ‚Niobe', die liegt da draußen. Ich habe noch gar nicht getanzt, ich kenne keinen einzigen Herrn. Papa ist so furchtbar abgeschlossen hier, das ist wirklich langweilig!" Er strahlte ordentlich — See, Malen, Hela — alles hatte er vergessen, das machten ihre sanften, blauen Augen mit dem ihr eigentümlichen Blick, alles andere hätte für ihn gar nicht existieren brauchen. Dann kamen die Eltern, alle vier setzten sich in den Garten zur Musik. Der Vater war ein hübscher Mann, er wußte es und hielt etwas auf sein Aeußeres. Sein Anzug war tadellos, fast pedantisch regelrecht. War er in Laune, so sprudelte er von Witz und Liebenswürdigkeit. Ging er neben der Tochter, da dachte man eher an Bruder und Schwester. Seine Frau, eine kleine Figur, sehr schwächlich, fast dürftig, sie hatte etwas von einem verkümmerten Wiesenblümchen. Sie war

gewöhnlich sanft und liebenswürdig, doch oft plötzlich, scheinbar ganz ohne Grund sprang ihre Stimmung um, und was dann zum Vorschein kam, war von einer erschrecklichen Verbissenheit und Giftigkeit.

Kurz nach neun brach man auf; die beiden Alten voran. Die Jungen folgten. Als sie den Kurgarten verlassen hatten, und in die dunklere Straße einbogen, verlangsamte sie plötzlich den Schritt, ergriff seine Hände, erhob sich auf die Zehen und ihm den Mund zum Kusse hinreichend, sagte sie: „Der Vater sieht's nicht gern, es ist aber doch nichts Unrechtes, gute Nacht!“ Sie küßten sich als gute Kameraden, die beide wissen, daß sie zu einander gehören. Dann eilten sie den Eltern nach. Als er allein war, überlegte er einen Augenblick, sollte er noch einmal an den Strand zurückkehren? Nein, er hatte genug. Er war so fröhlich und zufrieden. Langsam ging er heim. In seinem Zimmer war wieder das erste der Duft der Blumen, der ihm auffiel. Lächelnd zündete er ein Licht an, nahm das Glas mit den Blumen zur Hand, betrachtete sie von allen Seiten. Dann trat er ans Fenster, atmete tief die laue, kräftige Luft ein. Er entkleidete sich langsam; kaum lag er im Bett, so war er entschlummert.

Tage auf Tage folgten. Am schönsten waren die Nachmittagsstunden: die beiden Alten schliefen, sie saßen gewöhnlich auf dem Balkon, das Mädchen mit einer Handarbeit, er rauchte eine Cigarette. Oft während sie sprachen, von irgend einer ganz gleichgültigen Sache, von einem Romane, den sie eben gelesen, oder vom Pudel der Frau Apotheker, der vormittags vom Stege ins Wasser gefallen, aber glücklich gerettet worden, sahen sie plötzlich einander an, ihre Blicke versenkten sich in einander, die Arbeit entfiel ihren Händen. Er ergriff sie, glücklich einen Moment in ihrem Besitze. Oft ging dann leise die Thür zum Zimmer auf, die Mutter stand auf der Schwelle. Lächelnd drohte sie mit dem Finger. „Ei, ei, Kinder! Du sollst doch arbeiten — pst! Der Vater wird gleich kommen!“ Lächelnd und leise wie sie gekommen, verschwand sie. Oder sie saßen im Boot, sie steuerte, er ruderte. Aber immer wieder dieselbe Geschichte. Glücklicherweise war das Wetter andauernd gut, die See glatt wie ein Teich, das Boot konnte ruhig führerlos schaukeln. Täglich brachte er ihr eine Rose, eine gelbe, glühende, die liebte sie besonders. Wenn sie so beide neben einander gingen, war er glücklich. Jeder, dachte er heimlich, müsse ihn beneiden, um das Glück neben so einem Mädchen. — Am letzten Tage vor ihrer Abreise hatten sie sich wieder heimlich fortgestohlen. „Noch einmal muß ich Boot fahren, um Abschied zu nehmen,“ sagte sie, dabei war ihre Stimme bewegt und unsicher, in ihren Augen brannte eine trübe Glut, sie schauten noch weicher und verschleierter als sonst. Wie sie ans Wasser kamen, ging die See unruhiger. Es war bedenklich, sie mußten einen Schiffer mitnehmen. Es dauerte lange, ehe sie einen fanden, die meisten wollten heute nicht fahren, endlich nahmen sie ein Boot mit zwei Leuten zum Rudern. So konnten sie auf einer Bank nebeneinander sitzen, er hüllte sie in sein Plaid und nahm ihre Hände in die seinen. Der Wind wehte heftig. Plötzlich schlug eine große Welle ins Boot, ohne das Plaid wäre sie völlig durchnäßt worden. So rückten sie noch enger an einander, da fühlte sie sich sicherer. „Weißt Du, was ich wollte,“ sagte er leise — sie erzitterte, wie er sprach, — „ich wollte, es käme noch eine größere Welle, und eine immer größere und größere und die allergrößte zuletzt nähme uns beide und führte uns hinunter in die Tiefe,“ er flüsterte immer leiser und schneller — sie las die Worte von seinem Munde — „ich bin ein verwunschener Prinz und Du meine Prinzessin und mein Vater hat unten ein krystallenes Schloß. Wenn die Sonne oben ins Wasser scheint, leuchtet es wie rotes, glühendes Gold, aber des Nachts, beim Mondenschein, da flimmert's und glänzt's, wie silberne Fischschuppen, es ist ein dämmeriges Licht und sieh! jetzt — siehst Du die Sonne? jetzt geht sie unter, jetzt wird es Nacht — — ich wollte, sie bliebe ewig, jetzt kommt der Mond, da singen die Fischweiber und Nixen und erzählen Märchen ihren Kleinen von den Menschen oben, die so aufrecht gehen, die Sonne lieben und die Nacht hassen. Aber innen im Herzen, da ist's dunkel und

wenn sie sich lieben, betrügen sie sich, weinen dann und sterben vor Schmerzen und Reue. Horch! hörst Du sie? Aber ich selber bin ein Nix und Du meine Braut und darum können wir treu sein und lachen unten über die thörichten Menschen — —"

„Still," sagte sie erschauernd, „wir müssen umkehren, sieh, es wird dunkel. Mich friert —" Sie zitterte heftig. Dann nach einer Weile seufzend: „Du weißt es ja, ich werde eine alte Jungfer mit einem blauen Strickstrumpf und der schwarzen Mieze. Und wenn Du dann ein berühmter Maler geworden bist und Deine Villa hast, da oben auf Adlershorst oder wo anders, wo es hübsch ist, dann räumst Du mir, wie Du versprochen, das Turmzimmerchen ein, nicht wahr und wir sind beide dann zufrieden?" „Ja," sagte er einfach — „aber ich werde nie eine Villa haben und Du wirst nie eine alte Jungfer werden!" „Doch, doch," sagte sie eifrig, „Du kannst es mir glauben!" Da waren sie, das Boot hielt an der Anlegetreppe. Er sprang zuerst heraus, half ihr beim Aussteigen, dann gingen sie eilends; unterwegs kaufte er ihr eine glühende Rose, die letzte zum Andenken. „Damit Du mich nicht ganz vergißt unterwegs, so lange sie duftet, hörst Du?"

Nachdem sie fort waren, litt es ihn auch nicht länger. Schon am nächsten Morgen packte er seine Sachen, mittags fuhr er.

* * *

Die Tage wurden kurz und dämmerig. Er wohnte wieder hoch oben an der Potsdamer-Brücke, allein, der Freund hatte Berlin verlassen, er wollte es wo anders versuchen, in München oder wo, es mußte jedenfalls ein stillerer Ort sein, wo weniger mit Mädchen Zeit vergeudet und mehr gearbeitet würde. In der ersten Zeit schrieb er öfter, doch was war da viel zu erzählen! Das Rechte hatte er immer noch nicht gefunden. Aber zum Teufel auch hier lebte man lustig. Sein altes Wort: „Einen Tag früher oder später ein großer Künstler," war noch immer die Devise. „Und werde Du nur kein Mucker da allein in Berlin", war der gewöhnliche Schlußsatz. Mehr und mehr brach in den Briefen im Ton der praktische Bourgeois durch. Wovon soll man denn eigentlich leben später, was denkst Du denn, Bilder verkaufen? Dummes Zeug! Man muß sehen, wie man sich durchwindet. Mir ist alles recht, jede Gelegenheit, Hauptsache: Geldverdienen."

Natürlich, es war das beste, hol' der Geier die Ideale! So brauchte er denn nicht erstaunt zu sein, als jener die Sache ganz an den Nagel hing. Es war sein letzter Brief, kurz und bündig, „der Bruder meines Vaters ist gestorben in Breslau, Du weißt, ich bin der Erbe, das schöne Geschäft, ich denke nicht daran, es in fremde Hände übergehen zu lassen! Kerlchen, ich rate Dir, mach's wie ich: Ist ja ganz schön mit der Malerei, aber nur kein Märtyrer!" Nein, dazu hatte er das Zeug wirklich nicht, nein — Märtyrer! Er mußte lachen, wie er ihn sich so vorstellen wollte, mit dem lustigen blonden Schnurrbart, die Hände fromm über dem Bäuchlein gefaltet, Scherze erzählend. Wie er sich hinsetzte, ihm zu schreiben, da erst fiel es ihm ein — seine Cousine — die würden ja nun in einer Stadt leben, er müsse natürlich gleich hin, Grüße bestellen aus Berlin, „schöner Märtyrer, ich wünschte wahrhaftig, ich wäre an Deiner Stelle!"

So langsam hatte er mehr Menschen kennen gelernt; er konnte und wollte sich nicht mehr so abschließen wie früher, das war überwunden, Thorheit. Er wurde heiterer und lebenslustiger. Die Freude am Leben stieg, je mehr er seine Kraft fühlte. Wie es nur anging, malte er draußen in Wilmersdorf oder an der Anhalter Bahn. Der Winter wich. Die ersten lauen Tage. Man patschte im fließenden, weichenden Schnee, die Luft schwebte in wässrigen, braungrauen Fetzen über dem Terrain. Das reizte ihn. Er war zufrieden mit seiner Arbeit und brachte fröhlich das Blatt heim. Doch wie er's sich aufstellte im Zimmer, kritisch, sich zur Rechenschaft — da sah er's. Es war nichts. Selbstbetrug, infamer Selbstbetrug! Schnell mußte er fortsehen, es stieg ihm herauf bis zum Halse, zum Uebelwerden. Zitternd

vor Erregung nahm er das Messer, trat an das Bild, wie er schon ansetzte, besann er sich — nein, besser so, er drehte es an die Wand, ging zurück und setzte sich aufs Sopha. Der Hut lag auf dem Tisch, den Ueberzieher hatte er anbehalten. Das fiel ihm erst jetzt ein. Rasch zog er ihn aus und brachte ihn fort, dann setzte er sich wieder, starren Auges durch das Fenster in die Dämmerung blickend. Mählich wurde es finster. Gespenstisch huschten eilige Lichtreflexe an Wand und Decke, unten von der Straße. Eine eisige Traurigkeit kroch langsam wie ein Wurm durch das Zimmer, gerade auf ihn zu, an ihm herauf bis ans Herz, bis an die Gurgel. Es war zum Ersticken. Vergebens wehrte er sich, bis alles eingehüllt war in graue, sackige Trauer ringsum, ohne Ende, unabsehbar, er mitten drin, ohne Rettung, ohne Gedanken, hilflos. Wie er dann sich besonnen und Licht machte, fand er einen Brief. Es war ihre Photographie, kein Wort dabei, sie schrieb ihm nie, der Vater — er wußte schon. — Sein Herz schlug hörbar erschreckt vor Freude. Krampfhaft führte er das Bild an die Lippen. Wie dumm! Er ärgerte sich über seine Thorheit. Aber doch noch einmal, verstohlen, wie im Versteck vor sich selber. Dann betrachtete er es lange, lange. Er fand es sehr gut. An der Brust hatte sie eine Rose, eine gelbe, glühende natürlich! Wie gut sie war!

*

Im Sommer hatte er in Pommern am Strande gemalt. Gerade im Begriff zu packen, bekam er eine Karte, „Wir sind in Göhren, bleiben nur noch einige Tage, wo steckst Du? Die Eltern würden sich freuen, Dich zu sehen". Die Karte war ihm nachgeschickt, daher verspätet. Früh um sechs saß er auf dem Dampfer. Zu dumm! Dieser langweilige Prerowstrom. Gegen Mittag in Stralsund erreichte er gerade den Zug nach Greifswald zum Anschluß an das Göhrener Schiff. Das Wetter war schlecht, windig, regnerisch. Wenig Leute fuhren. Ein junges Ehepaar fiel ihm auf, sie hatten dasselbe Ziel. Es waren angenehme Leute. In Mariendorf nahm man gemeinsam einen Wagen. Alle drei sahen Rügen zum ersten Mal. Die junge Frau war entzückt und plauderte lustig. So verging die Zeit. „Da vorn liegt Göhren, das ist der Nordpeert", der Kutscher zeigte mit der Peitsche. Noch der letzte Hügel, jetzt waren die ersten Häuser erreicht. „Halt, Kutscher, halt!" Oben auf dem Hügel hatte er eine schlanke Gestalt bemerkt, sie wiegte sich in den Hüften beim Gehen. Ihm mit dem Rücken zu. Ihr nachstürmend, mit eiligen Sätzen, atemlos, keuchend. Sie hörte das Schnauben hinter sich und wandte sich um: „Was Du? Wie schade, warum kamst Du nicht früher, wir fahren morgen!" Wie er ihre Hände ergriff, sie an sich zu ziehen, zuckte sie fast unmerklich zurück. „Nicht doch! Komm zu den Eltern!" Er stand betroffen. — Zusammen den Berg hinab legte er leis die Hand um die Taille, sie langsam zu führen, wie sonst. „Laß mich, ich bitte", sie machte sich frei und eilte voran. Den Abend über bekam er sie nicht wieder allein zu fassen. Sie wäre so müde und morgen müßte sie so früh auf „ich will mich gleich hinlegen, gute Nacht!" Sie reichte ihm kaum die Fingerspitzen.

Glühende Hitze umstrickte ihm Kopf und Herz, dann wurde es eiskalt, tötend, ersterbend. Er fröstelte. Was war das? Ah, das Wetter, natürlich! Er dachte an die zugige Fahrt heute morgen und die Zeit auf dem Dampfer, so naß, so kalt. — Die Nacht schlief er unruhig. Er warf sich hin und her. Früh beim grauen Dämmer war er auf den Beinen. Was nun? Er überlegte, wie sonderbar gestern, was sie nur hatte? Es ist aus damit, vorbei — eine Stimme sagte es ihm, er hörte sie so deutlich, daß er erschreckt sich umwandte, ob jemand neben ihm sprach. Schließlich begleitete er sie nach Mariendorf, dann noch weiter auf dem Dampfer bis Lauterbach. Er hoffte auf irgend einen Fingerzeig, eine Erklärung. Doch nichts davon. Der Morgen war frisch, fröstelnd. So bot er ihr sein Plaid an; sie nahm es dankbar. Diese langweilige Fahrt! Sie konnte nicht schnell genug nach Haus. Es war ja sehr schön hier, aber man bangt sich doch nach Haus und dann, man

muß hier so viel vermissen. All die Freunde, Theater, Konzerte — ja, Musik, vor allem Musik. Wie sie sich darauf freue, wieder am Flügel zu sitzen! Er saß neben ihr, wie damals im kleinen Boot, er mußte daran denken, daß ihm der Kopf weh that in den Schläfen, Schlag auf Schlag, pochend. Die Hand zerrte am Kragen, es war ihm so enge am Halse, so prustelnd, erstickend. — Feiner, dichter Nebel fiel herab, feucht, naß, kalt auf Schiff und See. Jetzt waren sie ganz eingehüllt. Er schmeckte ihn hinten im Halse innen. Weiter kroch es; er fühlte das Feuchte, Kalte wie eine zerrende Schlinge um sein Herz winden, starr es umfassend. Er wollte schreien vor Schmerz — er fand keinen Ton, stumm wie ein Fisch, der im Trockenen nach Luft schnappt, gierig in Aengsten. Mit dem Ellenbogen berührte er ihre Gestalt, er suchte sie mit den Augen, umsonst. Alles leer, alles einsam. Nebel ringsum, ringsum. Allein — verlassen — —

*

Unter den Postsachen war auch ein Brief von Hause; er erbrach ihn freudig und las. Ah so, daher der Wind! Er lächelte gutmütig und pfiff die Melodie: Geh' Du nur hin. Er kannte sie noch so gut aus seiner ersten Studienzeit. Das erinnerte ihn an den Freund, den Liebesphilosophen, ja, ja — er hatte Recht behalten. „Später giebt sich das!“ „Welch' ein idealistischer Esel ich war!“ sagte er halblaut, „na, Lehrgeld ist nie zu teuer bezahlt!“ Er nahm den Brief wieder zur Hand; also man munkelt etwas von einem reichen Fabrikanten, er kommt stets vierspännig vorgefahren, fast täglich; wenn sie nur will, sie hat es in der Hand. — „Ich habe sie wirklich gern“, sagte er zu sich, als er die Farben auf die Palette setzte, „sie ist ein gutes Mädel, wer weiß, vielleicht hat er sogar noch ein Herz außer den vier Pferden!“

Gegen drei wurde es schummerig; riesige, weiche Schneeflocken fielen langsam, schwebend, man konnte es durch das große Atelierfenster so gut beobachten, wie sich draußen Dächer und Straßen mit ihrem Gewirr die graue Decke über Kopf und Ohren zogen. Er horchte ein paarmal nach der Thür und zog die Uhr. Draußen ein scharfer Glockenzug. Ah ha! „Na Else, wie geht's?“ „Gut, danke!“ Sie warf den Pelzkragen und den Muff ab, „uff, hier ist's warm!“ Sie pflanzte sich gerad' vor das große Bild auf. „Viel hast' nicht gemacht, Faulpelz!“ „Zum Teufel auch, ich hab' auf Dich gewartet, ist das nicht genug?“ Sie drehte sich hastig zu ihm und küßte ihn schnell. „Danke, nun will ich mich aber fertig machen, damit wir was zu essen bekommen, Heut' abend bleiben wir hier, willst Du!“ Sie nickte stumm.

Seit einigen Wochen hatte er dies Verhältnis. Er war auf etwas romantische Weise dazu gekommen, das reizte ihn. Damals in Göhren traf er einen Mediziner, einen Bekannten aus Berlin, der hatte sie ihm auf die Seele gebunden. Er erzählte ihm ihre Geschichte, wie er sie verzweifelnd eines Nachts auf der Friedrichsbahn gefunden, halb wahnsinnig aus Reue, vielleicht auch aus Hunger. Mit einem riesigen Hausschlüssel schlug sie vor ihre Stirn, daß es dröhnte, am liebsten wäre sie wohl ins Wasser gesprungen, doch sie hatte den Mut nicht. Genug, der menschenfreundliche Mediziner hatte sie in eine Droschke gepackt und nach Haus genommen, und da sie ihm gefiel, fütterte er sie auf. Doch dauerte die Freude nicht lange, er mußte Berlin verlassen, sie konnte natürlich nicht mit in die kleine Stadt. So war er denn glücklich, als der Maler versprach, sich um sie kümmern zu wollen. Das ging so ganz gut. Sie hatte etwas Verschüchtertes und scheu Ergebenes, das rührte ihn immer. Aber schließlich, so recht befriedigt war keiner. Sie konnten sich zu wenig bieten. Es war doch nur ein bissel äußerlich. Man so obenhin. Sich mit seinem Herzen tiefer einzulassen, davor hütete er sich wohl, er hatte einen heilsamen Schrecken, nein, nie mehr! Er schwur es sich täglich. So waren sie denn auf das Sinnliche allein angewiesen, das wurde ihm widerwärtig auf die Dauer. Nach der letzten Nacht, die sie zusammen waren, wachte er mit einem so öden, dumpfen Gefühl auf. Beide

zogen sich schweigend an; er half ihr artig bei Jacket und Hut. Während sie an den Handschuhen nestelte, ging ihr Blick scheu im Atelier umher, es schien, als wollte sie etwas sagen, doch kam nur „Adieu" heraus. Sie reichten sich die Fingerspitzen. Dann ging sie. Das letzte Mal. Sie sahen sich nicht wieder. Später kamen andere an die Reihe, wieder andere. Nein, es war nichts! Ihn ekelte. Er stürzte sich in das gesellschaftliche Leben, tanzte wie die andern, schwatzte Unsinn, wie die andern, schnitt die Cour, übte sich in fadenscheinigen Komplimenten, wurde durch diese Tugenden Liebling der Damen, gern gesehener Gast der Ballmütter, politisierte mit den Herren, hypnotisierte mit spiritistisch angehauchten Jungfrauen herum, kritisierte mit den Zunftgenossen, frisierte seine Haare, lackierte seine Bilder. — Er war auf dem Wege, berühmt zu werden.

* * *

Da im Frühjahr, um Ostern rum, traf er sie wieder in seiner Heimat, im Hause seines Vaters. Wieder gingen sie die breite Steintreppe hinab über den Hof in den kleinen Garten, rund um das Rondeel. Er hatte ihr den Arm geboten. Seine Stimme hatte einen harten Ton, sie klang nicht wie früher. Es war etwas Fremdes darin, etwas Mokantes, Verächtliches, wie er ihr seine Zukunftspläne enthüllte: heiraten, ja heiraten wollte er — natürlich eine reiche Frau, die allein konnte er gebrauchen, Liebe? — seine Mundwinkel krümmten sich spöttisch — Ballast! „Du bist anders geworden, seitdem," sagte sie traurig. „Anders? freilich mein Schatz," sie hatten sich auf die Bank gesetzt, hinten am Zaun, „wird sich älter, wird sich klüger! Aber sei ruhig," er sah sie scherzend an, „Du bist meine einzige Liebe geblieben!" „Ach Du — Du —" die Stimme blieb ihr in der Kehle stecken — leidenschaftlich warf sie sich ihm um den Hals, küßte ihn zitternd, fiebrig, die Augen geschlossen, der Kopf fiel hintenüber, schlaff glitt ihr Körper. Er mußte sie halten, erschrocken. Wie sie sich erholt, führte er sie rasch ins Haus. Ihm war sehr unbehaglich; den Abend über blieb er ihr fern, nahm seinen Bruder bei Seite, ihn bittend, er möchte ein bissel Acht geben, sie nicht wieder beide allein lassen, ihm wäre es lieber so. Und dann — es wäre auch besser.

Am Abend vor seiner Abreise waren sie alle im Garten, sie und die Eltern. Ein dumpfer, keimender Geruch lag über der Erde. Sie ging an seiner Seite, still und beklommen. So oft vorgeschlagen wurde, lieber nach oben zu gehen, bat sie: „Ach nicht doch, noch ein Weilchen, es ist so herrlich heute!" Es dunkelte stark. Nun wurde es aber doch Zeit, man brach auf. Da plötzlich fühlte er etwas an der Hand, am Finger. Ehe er sich's klar machte, war sie verschwunden, den andern voran. Ein schmaler Goldreif, vier blaue Steine um eine winzige Perle. Sie hatte ihn getragen, so lang er sie kannte. Vergißmeinnicht! „O nein," er lachte trüb vor sich hin, „armes Ding, es muß doch nichts mit dem Vierspännigen geworden sein!" —

* * *

„Die Welt ist doch närrisch!" Ein knappes Jahr darauf hatte er die Anzeige, sie hatte sich verlobt mit seinem alten Freunde und einstigen Stubengenossen. — Ob sie sich lieben? Warum nicht! Er ein guter Kerl, sie ein nettes Mädchen. Er freute sich aufrichtig und schrieb ein paar kurze, herzliche Zeilen.

* * *

Am Abend war er in der Philharmonie gewesen. Es wurde Chopin gespielt, auch der Trauermarsch. — Nun schlief er unruhig. Seltsam wüste Träume, dazwischen immer Takte aus dem Trauermarsch bum bum, bum bum bum bum bum

bum bum . . . — Musik, aber am meisten liebe ich Chopin . . . — Er träumte ihn wieder, den Traum seiner Jugend. Gegen Morgen schlief er schwer und fest. Er erwachte erst, als ihm eine Postkarte ins Zimmer gereicht wurde. Verwirrt und schlaftrunken starrte er darauf — alles ohne Sinn — Zeichen — Worte. — Doch da! plötzlich wie ein Blitz zuckte es in ihm auf, das Verständnis — — Ein heiserer Schrei stieg in ihm hoch, rauh, schmerzend. Er ballte die Fäuste, fiel zurück, in die Kissen den Kopf vergrabend. Nachher, als er aufgestanden, mechanisch, ohne Denken, graue, öde Leere in Kopf und Herz, nahm er sein Album vor, blätterte, bis er sie hatte, die Photographie, die sie ihm einst geschickt, krampfhaft, ungestüm wie damals den Kopf mit Küssen bedeckend. — Tot, so plötzlich — am Abend vor der Hochzeit. —

Er schüttelte sich. — Wie er dann ging, den Kranz zu bestellen, da wußte er es, hier innen in der Brust, da war etwas tot seit heute, das er schon gestorben glaubte vor langer Zeit.

Die Moral der Moral.

Von
Willy Pastor.

„Sie fragen mich, was alles Idiosynkrasie bei den Philosophen ist? Zum Beispiel ihr Mangel an historischem Sinn, ihr Haß gegen die Vorstellung selbst des Werdens, ihr Aegypticismus. Sie glauben einer Sache eine Ehre anzuthun, wenn Sie dieselbe enthistorisieren, sub specie aeterni, — wenn Sie aus ihr eine Mumie machen."

Es ist eine der großen Kriegserklärungen jenes kleinen Buchs, mit dem Nietzsche den Philosophen sein Ultimatum stellte. Mangel an historischem Sinn warf er ihnen vor. In der That dürfte das der Grundfehler aller Philosophen sein, deren uraltes Privileg ja darin besteht, einzelne Begriffe aufzustellen und ihnen alle möglichen Eigenschaften beizulegen, um sie schließlich so abergläubisch zu verehren, wie der Wilde sein selbstgeschnitztes Götzenbild. Merkwürdig ist nur eins: wie war es möglich, daß Nietzsche selbst zeitlebens ein Philosoph blieb? Denn das war er, nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach. In unzähligen Einzelheiten ist ihm die große Umwertung wohl gelungen, hat er sich über die Begriffsgötzendienerei zu erheben gewußt und den Philosophen hinter dem Psychologen zurücktreten lassen. In dem Problem jedoch, das ihn am meisten, am tiefsten beschäftigt hat, im Problem der Moral, da ist er Philosoph geblieben, Mumie geblieben, da hat er — mit Verzweiflung sogar — ans Seiende geglaubt. Wie irgend eine allgemeine körperliche Krankheit, vor der kein Klima und keine Tagesstunde schützt, so etwa dachte er sich die Moral. Sie mochte epidemisch auftreten oder pandemisch oder endemisch, mochte akut verlaufen oder chronisch — an ihrem eigentlichen Bild wurde darum nichts geändert.

Nietzsche hat Schule gemacht. Es ist das gute Recht aller Schüler, die Fehler ihres Meisters zu übertreiben. Die übermenschlichen Anhänger des Zarathustraphilosophen haben sich dieses Recht nicht nehmen lassen. Allen voran die Moralisten, oder vielmehr die Immoralisten, die Epilogiker und Leichenredner der Moral. In dem Krankheitsbild, das sie von der Moral entwerfen — es gilt ihnen ausgemacht, daß die Moral eine Krankheit ist — tritt das Summarische der Methode ihres Meisters um so deutlicher hervor, als sie sich mit besonderer Liebe auf die Ausmalung der Einzelheiten verlegen. Sie haben die moderne Technik durchgemacht und verstehen sich auf „die Kunst der Beobachtung mit dem Notizbuch in der Hand". In allen Straßen und Gassen und Höfen früherer Zeiten, in den geheimsten Schlupfwinkeln der verschwiegensten Seelen haben sie nachgesucht, und wo sich etwas in ihr eigenes Fachgebiet

„Einschlägiges“ zeigte, da waren sie mit dem Bleistift bei der Hand. Zu Hause aber, beim Licht der Studierlampe, da ordneten sie gar gewissenhaft die bunte Musterkarte ihrer Forschungsreise, teilten sie hübsch ein, und — die Physiologie der Moral war fertig.

Seltsames Bild, das uns diese Enquête von der Moral entwirft! Da wird uns geklagt, die Moral zwinge zur Heuchelei, da sie Unmögliches verlange und man genötigt sei, was man in Wirklichkeit nicht könne, mindestens scheinbar zu thun. Die Moral soll krank machen, soll die Züge der Flagellanten und der Heilsarmee, der Veitstänzer und Mäßigkeitsapostel anführen. Die Moral soll mit ihren unsinnigen Geboten Verbrecher aus Verzweiflung schaffen. Die Moral soll schuld sein an der Langeweile der Skat- und Kaffeetische, da ja die Moral zur Normalisierung führe, zur Nivellierung, Verflachung, Verpöbelung u. s. w. Die Moral soll — genug! Die Moral individualisiert (denn Verbrecher und Heuchler sind ja Individuen auch nach der Nietzscheschule), und die Moral normalisiert ... ist es auch Philosophie, so hat es doch Methode. — —

Als Schopenhauer modern war, gehörte es zum guten Ton, in Hegel einen jener akademischen Unsterblichen zu sehen, die bedeutend sind nur durch ihre Zugehörigkeit zu einer staatlich konzessionierten Clique. Man gewöhnt sich jetzt allmählich über Schopenhauer etwas ruhiger zu denken. Vielleicht fängt man nun auch an, den Mann etwas gerechter zu beurteilen, dem die Entwicklungsgeschichte fast eben soviel verdankt wie Darwin. Es wäre noch manches von ihm zu lernen. Einen Satz namentlich, ein Leitmotiv seiner Geschichtsbetrachtung, könnte man sich gelegentlich ins Gedächtnis zurückrufen: die Lehre von der Notwendigkeit jeder großen geschichtlichen Erscheinung. Die Moral soll etwas unter allen Umständen Verderbliches, Schädliches sein. Diese Moral, so alt wie die ältesten Gentilordnungen, hat eine Vergangenheit von ungezählten Jahrtausenden. Hält man wirklich die Menschheit für so schwach in ihren Instinkten, hat man so wenig von der Entwickelungsgeschichte gelernt, daß man ihr einen so langen Irrtum zutraut? Das einzige gemeinsame Merkmal aller Moralen, das negative der Unterdrückung einer Willensregung, betrachtet: sollten die Gehirnleiden kranker Spinneweber wirklich ohne allen Grund von jeher so ernst genommen worden sein, daß die Menschheit sich ruhig eine Willensregung nach der andern untersagen ließ?

Nehmen wir einen bestimmten Fall, und zwar gleich den bekanntesten: die christliche Moral. Wie war es dieser Moral möglich, mit ihrem Princip einer gründlichen Verneinung aller positiven Willensregungen von einem Weltteil über ein Jahrtausend anerkannt zu werden? Nietzsche, der dieser Frage tiefer nachgeht, sieht ein, daß hier das an sich Schädliche der Moral in irgend einer Weise nützlich gewirkt haben müsse. Der schauerliche Ernst, den man den asketischen Idealen des Christentums entgegenbrachte, läßt ihn tiefer nachgraben. Und was findet er bei seiner Maulwurfsarbeit? Die asketischen Ideale des Christentums, wie die verneinende Seite der Moral überhaupt stellt sich ihm dar als eine Art Schonzeit eines decadierten Geschlechts. Der Uebermut, die Ueberfröhlichkeit eines stärkeren Geschlechts haben der Art zuviel zugemutet, und man muß nun durch größere Sparsamkeit die allzuhohen Ausgaben wieder auszugleichen suchen.

Nun denke man sich die Völker, die das Christentum eigentlich annahmen, alle diese frischen, fröhlichen Scharen der Völkerwanderung als eine überlebte Generation, die sich nur dadurch retten kann, daß sie sich ängstlich jeden Genuß

versagt! Dieser einzige Hinweis genügt zur Wiederlegung der Nietzscheschen Theorie. Der Grundfehler dieser Theorie — die im Grund übrigens nichts anderes ist als das Straußsche „Perser nennens bidamag buden, Deutsche sagen Katzenjammer" — dieser Grundfehler liegt darin, daß Nietzsche der Entstehung der Moral zu großen Wert beilegt. Er sieht die ersten Ansätze der asketischen Ansätze, ja aller Moral, Wurzel fassen auf angefaultem Boden, und glaubt nun, die ganze Pflanze könne deshalb nichts taugen. Zugegeben, daß die Ideale zuerst in schwachen Gemütern einen Wiederhall finden, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß diese asketischen Ideale selbst ein Produkt der Schwäche sind. Im Gegenteil, so sicher die ersten Träger neuer Ideale Geschöpfe und nicht Schöpfer dieser Ideale sind, so sicher beweist die Moral damit, daß sie mit ihren asketischen Forderungen zuerst bei Schwachen einsetzt, gerade ihre Stärke. Wenn das Wasser der Hochebene auf den Widerstand einer Felsengruppe stößt, bricht es sich Bahn an der schwächsten Stelle des Bergs, um sich von dort in die Tiefe zu stürzen. Ist damit etwas gegen die Kraft des Stroms gesagt? Wird sich nicht gerade an dieser schwächsten Stelle seine ganze Kraft zusammenpressen? Die Antwort giebt uns ein Blick ins Thal, wo die Hütten und Mühlen der Menschen sich gerade an der schwächsten Stelle des Bergs aneinanderdrängen — um die ganze Kraft des Stroms ausnutzen zu können.

Aber was bedeutet denn die negative Seite der Moral, ihr Neinsagen zu natürlichen Regungen des Willens? — Das Beispiel des Christentums verrät es uns deutlicher als jedes andere. Es ist bekannt, daß mit der Einführung des Christentums die eigentliche Kultur Europas beginnt. Der Orient und seine Völker hatten das Ihre gethan. Die Völker des Abendlandes aber hatten sich über die Stufe der Barbarei noch nicht erhoben. Die rohen Bedürfnisse der noch uncivilisierten Menschen machten den ganzen Inhalt ihres Fühlens und Denkens aus. Das Einzige, was dieses Menschenmaterial zur Lösung der neue Aufgaben vor dem Orient voraus hatte, war die ungeheure Kraft, die frische, unverdorbene Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke. Aber auch zur Aufnahme solcher Eindrücke waren sie fähig nur unter einer Bedingung: es mußte in ihrem Innern zunächst aufgeräumt werden mit dem ganzen Wust der primitiven Wünsche, Gedanken und Anschauungen, die einstweilen ihr Seelenleben ausfüllten. Das Mittel hierzu? Man wird es bereits erraten haben: es ist das Ideal der Askese, die „Verleugnung der Sinne."

Hier treffen wir auf das innerste Wesen aller Moral. Was sie bezweckt mit ihrer Unterdrückung irgend einer Willensregung, das ist die Ausschaltung, die Freistellung einer Kraft, deren sie zur Lösung ihrer eigenen Aufgabe bedarf. Alle die mannigfachen Erscheinungen aber, die uns der Fleiß der Moraluntersuchungskommission so gewissenhaft zusammengestellt hat, sind nichts als die organisch auftretenden und organisch verschwindenden Begleiterscheinungen der Moralentwickelung. Etwas Pathologisches haftet ihnen nicht an. Selbst die Geißelbrüder, die Märtyrer, Einsiedler und andere Heilige mit ihrer gesamten Arzneimittellehre von Beten, Fasten u. dergl. werden uns verständlich unter diesem Gesichtspunkt. An zwei Punkten der moralischen Entwickelungsgeschichte treten sie am stärksten auf: am Anfang und am Ende. Dort sind sie ein Symptom, das von der beginnenden Unterdrückung der für die Moral notwendigen Kraft redet (unmittelbar begreiflich wie die orientalischen Speiseverbote und priesterlichen Reinlichkeitsgesetze), hier geben sie ein Zeichen davon, daß die Aufgabe der betreffenden Moral gelöst, die Kraft somit wieder frei ist.

Will man Beispiele für den ersten Fall, so wird man deren in der Anfangsgeschichte jeder Religion zur Genüge finden; das junge Cristenthum namentlich ist reich daran. Will man den zweiten Fall prüfen, so ließe sich etwa auf die junge Renaissance verweisen. Doch da besonders naheliegende Beispiele entschieden den Vorzug verdienen, so möchte ich nicht an die Kreuzzüge und Totentänze erinnern, sondern — an die Schriften der modernen Immoralisten.

Immoralisten, jawohl. Ich bin zu wenig Theologe, um über die Richtigkeit jener Centrumsweisheit zu entscheiden, die so kühn behauptete, wer nicht an den Teufel glaube, glaube auch nicht an Gott. Soviel ist mir jedenfalls klar: es ist keiner mit dem alten Gott in sich fertig geworden, der noch irgendwie den Beruf zum Teufel in sich fühlt. Wenn Fürst Peter Krapotkin bekennt: „Widert es mich an, unmoralisch zu sein, so werde ich mich dazu zwingen, wie ich mich als Jüngling dazu zwang, mich nicht vor dem Dunkel der Friedhöfe, vor Gespenstern und Toten zu fürchten“ — so beweist er damit nur, daß er noch ebenso unter dem Bann der Moral steht, wie der reuemütige Augustin unter dem des Heidentums. Nicht umsonst hatte der scharfsinnige Römer für Fluchen und Beten dasselbe Wort. Nicht verdammen, nicht vergöttern, sondern verstehen! „Das Radikale ist das letzte Vorurteil“ — ich kenne keine moralischeren Leute, als unsere Immoralisten, deren ganze Weisheit schließlich doch in der Behauptung mündet, die Moral sei — unmoralisch. Wenn es wahr ist, daß wir mit der überlieferten Moral zu brechen haben — und ich bin der letzte, der das bestreitet — dann ist es vor allen Dingen nötig, daß wir diese einseitige Verurteilung aller Moral überwinden. Zur Kritik dieser Kulturerscheinung ist genug gesagt. Man merke nun außer auf die negative Seite der Moral auch einmal auf die weitaus bedeutenderen, tieferen, nützlicheren, positiven Seiten der Moralen. Ist wirklich die Moral ein abgeschlossenes Kapitel im Buche der Menschheit, nun, so mache man den Ueberschlag und werde sich klar über die Moral der Moral.

Die Aufgabe der Moral ist (oder war?) die der Erziehung. Sie steht damit da als eine der wichtigsten, vielleicht als die wichtigste Bedingung in der Entwickelung unseres Geschlechts. Deshalb allein konnte man sie so lange ernst nehmen, deshalb verdient sie auch heute noch jedenfalls soweit ernst genommen zu werden, daß man sich bemüht sie zu verstehn. Wie blind die Parteileidenschaft der Immoralisten bei ihrem einseitigen Veto wird, dafür ist Nietzsche ein beredtes Beispiel. „Der Einzelne“ meint er in der Götzendämmerung, „ist ein Stück Fatum, von vorne und von hinten. Zu ihm sagen »ändere dich«, heißt verlangen, daß alles sich ändert sogar rückwärts noch.“ — Nun, die Moral war doch gewiß auch ein Stück Fatum. Zum Einzelnen aber sagen „Du kannst Dich nicht ändern“, heißt das Gesetz der Anpassung leugnen, heißt die organische Entwickelung nicht anerkennen, heißt Philosoph sein, Mumie sein — Moralist sein.

Krafft-Ebings neue hypnotische Experimente.

Von
Albert Moll
(Berlin).

Wenn Erscheinungen, die man bisher kaum kannte, eine wissenschaftliche Prüfung erfahren, so pflegt gewöhnlich im ersten Augenblick ein allgemeines Interesse weite Kreise für das neue Gebiet zu erfassen. Später kann man dann oft beobachten, daß mancher sich von dem neuen Forschungsgegenstand abwendet und daß ihm dauernd nur wenige ihre Kräfte in ernster Arbeit widmen. Wer dann oberflächlich die Sache ansieht, glaubt, daß überhaupt auf dem Gebiete nicht mehr gearbeitet werde, während eine genaue Betrachtung im Gegenteil zeigt, daß nur jene Elemente von der Mitarbeiterschaft sich zurückgezogen haben, denen es mehr um Neugier und nicht um mühsame wissenschaftliche Thätigkeit zu thun war. Wenn man dann weiter nach einer Reihe von Jahren die Fortschritte überschaut, die solche Arbeit gebracht hat, dann ergiebt sich nicht selten, daß sie, obschon man von dem Gegenstand weniger spricht, einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat und daß sie nicht vergebens gewesen ist.

Recht deutlich kann man diesen Verlauf bei einer Uebersicht über die neue Litteratur auf dem Gebiete des Hypnotismus und Suggestion beobachten. Als vor etwa vierzehn Jahren die Schaustellungen Hansens stattfanden, fanden sich in Deutschland zahlreiche Gelehrte, die die Hansenschen Experimente prüften: Weinhold, Heidenhain, Grützner und viele andere. Doch nur wenige zeigten Neigung, in Einzelheiten einzudringen und durch jahrelange, mühsame Arbeit dieses Gebiet zu erforschen. Aber schon nach wenigen Jahren kam eine neue Periode der Arbeit, als durch Gelehrte in Nancy, die zum Teil Mediziner, zum Teil Juristen waren, der weitgehende Einfluß der Suggestion erwiesen wurde; es sollten danach zahlreiche Vorgänge im Leben durch sie erklärbar sein. In allen Kulturländern fanden sich fleißige Männer, die eine Nachprüfung der einzelnen Behauptungen vornahmen und diese zum großen Teil bestätigten. Dann wurde es anscheinend eine Zeitlang etwas stiller. Wer aber genauer die Frage verfolgte, und wer z. B. einen Blick auf die Medizin warf, konnte beobachten, daß fast überall Spuren der Studien über Suggestion sich zeigten. Man erkannte in der Macht derselben einen Faktor, den man früher fast gänzlich übersehen hatte. Gar mancher frühere Forscher mußte sehen, wie bei Berücksichtigung der Suggestion seine Behauptungen eine ganz neue Beleuchtung erfuhren und zum Teil dadurch widerlegt wurden. Ist es doch zweifellos, daß viele ärztliche Mittel, von deren Wirksamkeit auf den Körper man überzeugt war, lediglich dadurch den Kranken heilen, daß dieser an die Wirksamkeit glaubt,

nicht aber durch den unmittelbaren Einfluß auf den Körper! Peinlich mußte es manchen Kliniker berühren, wenn er zusah, wie seine jahrelangen Studien in dieser Weise plötzlich jede Bedeutung verloren. Mancher selbstgefällige Herr wurde dadurch ein Feind des Hypnotismus und der mit ihm eng zusammenhängenden Suggestion. Dieser Umstand wird denjenigen nicht in Erstaunen setzen, der weiß, wie richtig die Beschreibung des Brotgelehrten, die uns Schiller gegeben hat, noch heute ist. Dieser Brotgelehrte haßt alles Neue, soweit es seinen Ruhm verdunkelt und seine Eitelkeit verletzt. Wenige Arbeiten aber haben so sehr den Wert medizinischer Forschungen vernichtet wie die Studien über Suggestion.

Nehmen wir als Beispiel die Magenkrankheiten. Hier glaubten eifrige exakte Forscher, daß, wenn ein Patient über irgend etwas klagte, fast stets eine Magenerweiterung gefunden werden müsse. Bei einigem guten Willen kann man allerdings bei jedem Menschen durch genaue Untersuchung feststellen, daß der Magen erweitert ist. Aber ob nun Magenerweiterung vorlag oder nicht, konnte es ein besseres Mittel geben, einen kranken Magen zu heilen, als den Gebrauch einer Magenpumpe oder eines ähnlichen Apparates, durch den man den Magen örtlich behandeln konnte? Bald wurden mit diesem nützlichen Instrument Medikamente in den Magen hinein, bald Speisen herausbefördert, wie es gerade dem geistvollen Spezialisten für Magenkrankheiten gut schien. Mitunter sah der Arzt einen schnellen Erfolg. Der Kranke, der früher an Appetitlosigkeit litt, fing wieder an zu essen, alle möglichen lästigen Symptome hörten auf, jeder war befriedigt, der Patient nahm wieder Speisen zu sich, der Magenarzt sein hohes Honorar. Da kommt nun in neuerer Zeit ein kleiner Störenfried und erklärt, dem Patienten ohne Magenpumpe guten Appetit verschaffen und ihn gesund machen zu wollen; man könne dasselbe durch Suggestion erreichen, die Manipulation mit dem Instrument habe in zahlreichen Fällen nur eine suggestive Bedeutung gehabt. Die Magenpumpe als solche habe dem Kranken gar nichts genützt, sondern nur der psychische Eindruck, den sie machte, wie auch der berühmte Breslauer Kliniker Ottomar Rosenbach wiederholt hervorhob. Der Beweis für diese Behauptung ist oft geführt worden, und man muß den Magenspezialisten, z. B. Ewald in Berlin, ihren gegen die Suggestion gerichteten Groll als menschliche Schwäche fast verzeihen. Den Herrn berührt nicht etwa die Befürchtung unangenehm, daß er eine wichtige Einnahmequelle, wie es die Magenpumpe und die anderen Apparate sind, verlieren könnte; er ist dazu viel zu selbstlos und in materieller Beziehung rein wie ein Engel. Aber eine gewisse Eitelkeit steckt doch in jedem Menschen. Daß also die Widerlegung ihrer exakten Forschungen in dieser Beziehung manche Magenspezialisten nicht gleichgiltig ließ, wird man leicht verstehen.

Auch auf vielen anderen Gebieten der Medizin zeigte sich der Einfluß der Suggestion. Mit Recht wurde von einigen Forschern hervorgehoben, daß die Elektricität häufig nur durch Suggestion heile, nicht durch einen direkten Einfluß auf den menschlichen Körper. Um diesen Angriff zu widerlegen, kamen vor etwa zwei Jahren einige Elektrotherapeuten Deutschlands in Frankfurt a. M. zusammen, da sie sich doch nicht so leicht ihre Elektrotherapie nehmen lassen wollten. Aber trotz aller Bemühungen konnte die Frankfurter Versammlung die gegnerischen Behauptungen nicht widerlegen, ja, auf der Versammlung selbst zeigte sich Opposition. Aehnliches findet man auf vielen anderen medizinischen Gebieten. Kaltwasserkuren, Apothekermittel, Badekuren, alles wurde vom Stand-

punkt der Suggestion aus betrachtet und untersucht, und gar oft fand man, daß nur der Glaube heilte. Manche frühere Arbeit wurde dadurch wertlos, daß die Macht des Glaubens bei der Beurteilung der Heilwirkungen früher übersehen war, jetzt aber erkannt wurde.

Zu denen, die in besonders gereizter Stimmung gerieten, als ihre Irrtümer durch die neueren Untersuchungen über Suggestion aufgedeckt wurden, gehört Professor Moriz Benedikt in Wien. Nur seine Selbstüberhebung kann seine heftigen Ausbrüche gegen die Suggestionsstudien erklären. Benedikt hatte z. B. behauptet, daß er imstande sei, durch Anlegung eines Magneten an den menschlichen Körper Veränderungen, ja Heilungen herbeizuführen, die von anderer Seite bestritten wurden. Die Suggestion hat gezeigt, daß man solche Veränderungen häufig herbeiführen kann, lediglich auf dem Wege der seelischen Beeinflussung, daß also der Magnet, den Benedikt anlegte, oft, vielleicht immer, nur dadurch wirkte, daß der Patient an die Wirkung des Magneten glaubte, nicht aber durch die physikalische Kraft des Magneten selbst. Aehnlich erging es Benedikt mit vielen anderen Behauptungen. Es konnte ferner gezeigt werden, daß viele Forscher und ganz besonders wieder Benedikt in Autosuggestionen befangen waren, d. h., daß sie sich dieses oder jenes einredeten, was andere nicht erkannten und nicht sahen. Zu den zahlreichen Autosuggestionen, die bei Benedikt — der überhaupt ein Muster für Autosuggestibilität ist — beobachtet wurden, gehörte auch die, daß er ein kritischer Forscher sei, während vorurteilslose Beobachtung seine fast absolute Kritiklosigkeit ergab. Benedikt glaubte Abweichungen bei Verbrechern zu sehen, die Menschen mit normalen, geistigen Kräften entgingen. Seinen ganzen Groll über den Angriff, den in dieser Weise die suggestionistischen Arbeiten gerade gegen Benedikt machten, hat er in neuerer Zeit bei Veranlassung von Versuchen seines ihn unendlich überragenden Wiener Spezialkollegen, Krafft-Ebings, entladen. Es wird wohl allerdings keinem ernstlich einfallen, Benedikt mit einem Krafft-Ebing vergleichen zu wollen.

Was nun die Krafft-Ebingschen Versuche über Hypnotismus betrifft, so bieten sie in mancher Beziehung ein hohes Interesse dar. Die Experimente, die in vielen Tagesblättern gegen den Willen des Urhebers ausführlich besprochen wurden, waren an einem Fräulein P. angestellt worden, und zwar zum Teil in einem ärztlichen Wiener Verein. Was bei den Versuchen am meisten auffiel, war der Umstand, daß die P. in verschiedene frühere Lebenszeiten zurückversetzt wurde. Allerdings konnte dies nur auf einem Umwege, nämlich durch posthypnotische Suggestion, geschehen. Wer derartigen Experimenten ferner steht, könnte daraus vielleicht den Schluß ziehen, daß die Versuchsperson, während sie infolge einer Suggestion jünger zu sein glaubte, nicht in Hypnose war. Es gelang nämlich nicht, die P. in eine frühere Zeit zurückzuversetzen, ohne daß die Hypnose beendet wurde. Die Versuchsperson erwachte vielmehr sehr schnell bei einem derartigen Versuche, während auf posthypnotischem Wege die Suggestion gelang. Wurde der P. während der Hypnose die Suggestion gegeben, daß sie nach dem Erwachen alles thun und alles glauben würde, was Krafft-Ebing ihr sagte, dann trat mit Sicherheit der Erfolg ein.

Es bestehen überhaupt in Bezug auf die Frage der Wirkung posthypnotischer Suggestionen noch viele Unklarheiten. Man findet im allgemeinen die Ansicht verbreitet, daß, wer posthypnotisch irgend einen Auftrag ausführt, hierbei vollkommen wach sei und als Wachender handele. Nehmen wir ein Beispiel. X wird hypnotisiert, es wird ihm der Auftrag gegeben, einige Minuten nach

dem Erwachen einen Stuhl zu nehmen und auf den Tisch zu stellen. X wird geweckt und führt den Auftrag aus. Es ist aber eine vollkommen falsche Anschauung, nun anzunehmen, X müsse diesen Auftrag immer im wachen Zustande ausführen. Es kommt dies vor; aber es giebt doch Fälle, wo ein abnormer seelischer Zustand in dem Augenblick eintritt, wo eine solche posthypnotische Suggestion sich realisiert.

Zunächst kann es vorkommen, daß X in demselben Augenblick, wo er den Stuhl ergreift, in einen Zustand verfällt, der mit einer Hypnose identisch ist. X ist dabei denselben Suggestionen zugänglich wie vorher, und es treten die gleichen Hallucinationen auf. Giebt man ihm während der Ausführung des ersten Auftrages einen neuen Befehl, so führt ihn er aus, sagt man ihm etwa, daß ein Knäuel Baumwolle eine Birne sei, so glaubt er dies und beißt hinein. Auch nach Ausführung der posthypnotischen Suggestion bleibt dann X in dem Zustand der Hypnose und der Suggestibilität; es ist notwendig, X erst noch einmal zu wecken, um das Ende der neuen Hypnose herbeizuführen. Mitunter tritt jedoch die Verwirklichung der posthypnotischen Suggestion in anderer Weise ein. X gerät in dem Augenblick, wo er den Stuhl anfaßt, in einen abnormen seelischen Zustand; aber sobald er den Stuhl auf den Tisch gesetzt hat, ist der abnorme Zustand vorüber. X erinnert sich dessen nicht, was er soeben gethan hat, er erinnert sich auch nicht, daß er einen Auftrag, den Stuhl auf den Tisch zu setzen, erhalten hat. Man kann sich mit X nach Realisierung der posthypnotischen Suggestion über alles in normaler Weise unterhalten, der Zustand erhöhter Suggestibilität ist geschwunden. Endlich giebt es Fälle (und diese betrachten viele als die häufigsten), in denen in der That X vollständig wach ist, während er den Stuhl auf den Tisch stellt. Er benimmt sich dann wie jemand, der eine unsinnige Handlung ausführt. Die Erklärungsversuche, die in solchem Falle X giebt, wenn man ihn darüber fragt, was er eben gethan habe, lauten verschieden. Häufig sucht dann X eine Scheinerklärung für seine Handlung. Fragt man ihn, warum er den Stuhl auf den Tisch gesetzt habe, so giebt er, wie es eine mir bekannte Versuchsperson that, an, der Stuhl habe im Wege gestanden, es sei doch besser, daß der Platz frei sei, deswegen habe er, d. h. X, den Stuhl auf den Tisch gestellt. Kurz und gut, der Betreffende erinnert sich nicht des ihm gegebenen Auftrages, führt diesen aber doch im wachen Zustande aus und sucht hierfür ein Motiv. In anderen Fällen merkt die Versuchsperson ganz deutlich, daß sie unter einem Zwange gehandelt hat. Sie weiß, daß es eine unsinnige Handlung ist, den Stuhl auf den Tisch zu setzen; sie fühlt sich aber innerlich getrieben, dies zu thun. Der Stuhl wird auf den Tisch gesetzt, aber nachher von X die Erklärung gegeben, daß er den Stuhl hinaufgesetzt habe, weil er dies habe thun müssen. Selbst wenn nach dem Erwachen aus der Hypnose Amnesie, d. h. Erinnerungslosigkeit bestand, kann X aus dem Zwange, den er innerlich fühlte, sehr wohl die Vermutung schöpfen, daß er die Handlung infolge einer posthypnotischen Suggestion ausgeführt hat. Es beruht dies darauf, daß X überzeugt ist, er würde etwas so Unsinniges spontan nicht thun. X weiß ferner, daß er hypnotisiert war, und daß er gelegentlich schon derartige erfolgreiche posthypnotische Suggestionen erhalten hat. Aus allen diesen Umständen macht schließlich X den sehr richtigen Schluß, daß die Handlung, die er ausführte, die Folge einer in der Hypnose ihm gemachten Eingebung gewesen ist. Mitunter kann man beobachten, daß eine Versuchsperson, X, wenn

sie in dieser Weise posthypnotisch etwas thun soll, erst einen innerlichen Kampf aushalten muß, ehe sie die befohlene Handlung ausführt.

Ein großer Teil der in der Heilkunde erzielten Erfolge beruht auf der posthypnotischen Suggestion, und selbstverständlich kann es sich hierbei fast immer nur darum handeln, den Heilerfolg so zu gestalten, daß er während eines vollkommen wachen Zustandes sich zeigt. Denn wenig würde dem Patienten genützt sein, wenn das Krankheitssymptom geschwunden ist, er selbst aber in einem suggestibilen Zustand sich befindet. Nehmen wir eine Person mit einer funktionellen Lähmung der Beine an. Giebt man der Patientin in der Hypnose den Auftrag nach dem Erwachen ruhig aufzustehen und sagt ihr, sie würde es thun können, so wird man zweifellos in einer Reihe von Fällen einen entsprechenden Erfolg haben. Oder nehmen wir an, es handele sich um eine Person mit einer nervösen Lähmung der Stimmbänder, die zu einer Heiserkeit führt. Man giebt der Patientin die Versicherung, daß sie nach dem Erwachen würde sprechen können. In der That zeigt sich der Erfolg. Die Person kann sprechen; aber es würde ihr wenig damit genützt sein, wenn sie nun nach Beendigung der ursprünglichen Hypnose sofort in eine neue Hypnose verfiele und nur in dieser imstande wäre, zu sprechen. Es ist also das Bestreben der Medizin, den Heilerfolg für einen wirklich normalen psychischen Zustand sich fortsetzen zu sehen.

Dennoch kommt, wie schon erwähnt, die Realisierung posthypnotischer Suggestionen in einer solchen Weise vor, daß gleichzeitig mit dem Eintritt der Verwirklichung eine neue Hypnose entsteht. Recht deutlich zeigt sich dies in dem Falle Krafft-Ebings. Es gelang dem Experimentator zwar, dem Fräulein P. einzelne Suggestionen zu geben; aber wenn er den Versuch machte, die Person in ein früheres Lebensalter zurückzuversetzen, so zeigte sich kein Resultat. Besonders gelang es nicht, wenn die P. hypnotisiert war, sie in der Hypnose selbst die Augen öffnen zu lassen. Es trat vielmehr dann ein Fall ein, den man häufig sieht: die Person kann trotz dringender Suggestion die Augen nicht mehr öffnen, sie ist zu passiv, die Müdigkeit ist zu groß, das Schlafbedürfnis überwiegt. Es giebt zwar ähnliche Fälle, wo es schließlich gelingt, die Augen öffnen zu lassen, aber gleichzeitig mit dem Oeffnen der Augen ist die Hypnose beendet. Um diesen Hindernissen zu entgehen, wurde bei der P. der Versuch gemacht, posthypnotisch gewisse Experimente auszuführen. Es wird ihr nämlich in der Hypnose erklärt, daß sie, nachdem sie erwacht sei, von dem Experimentator in etwas verwandelt werden würde, was sie dann sein müsse. Die Versuchsperson erwacht gähnend und wischt sich die Augen. Nachdem Krafft-Ebing sich überzeugt hatte, daß sie wirklich wach ist, wird sie in verschiedene frühere Lebensalter zurückversetzt. Der Experimentator unterscheidet diesen neugeschaffenen Zustand sowohl von dem eigentlich hypnotischen als von dem Zustand des Wachens. Von einem normalen Zustand kann natürlich nicht die Rede sein, da die P. den verschiedensten Suggestionen jetzt zugänglich ist. Ich will hier die Streitfrage nicht erörtern, welche Beziehung dieser neue Bewußtseinszustand zur Hypnose hat. Ich habe bereits früher in einer ausführlichen Arbeit nachzuweisen versucht, daß in der That der neue Bewußtseinszustand als eine Form der Hypnose betrachtet werden muß. Der hypnotische Zustand ist hier nur auf einem andern Wege entstanden als es gewöhnlich der Fall ist. Während man häufig die Hypnose dadurch einleitet, daß man die Person auffordert zu schlafen, oder dadurch, daß man sie einen Punkt fixieren läßt, oder daß man die sogenannten magnetischen Striche macht, ist hier die Hypnose auf

andere Weise eingeleitet worden, nämlich durch eine posthypnotische Suggestion. Wir können den Eintritt der Hypnose auf diesem Wege wohl am ehesten in folgender Weise unserem Verständnis näher bringen. Die Person P. war in der Hypnose; es wird ihr gesagt, daß sie nach dem Erwachen auf Befehl dieses oder jenes thun müsse; sie wird geweckt, und nun wird ihr der entsprechende Befehl gegeben. In dem Augenblick, wo das geschieht ist die P. zwar wach, aber es tritt durch Associierung nun derjenige Bewußtseinszustand ein, in dem der P. zum ersten Male vorher erklärt wurde, daß sie dem Befehle folgen müsse; dieser Bewußtseinszustand war aber eine Hypnose.

Wir können vielleicht in gewöhnlichen Vorgängen etwas Aehnliches sehen. Es hat eine Person, X, einen Streit mit einer andern, Y. Es kommt zu heftigen Wutausbrüchen des X, nach einiger Zeit ist der Streit vergessen, und X ist wieder beruhigt. Sobald aber bei irgend einer Gelegenheit dieser an die Quelle des Streites denkt, so kann ein ähnlicher Bewußtseinszustand und besonders derselbe Affekt eintreten, wie bei dem wirklichen Streit. Es kann sogar soweit kommen, daß X auf nichts weiter achtet, als auf das, was sich unmittelbar auf seine Differenz mit Y bezieht, und in ähnlicher Weise kann der posthypnotisch gegebene Befehl, zu einer bestimmten Zeit dies oder jenes zu thun, wieder einen ähnlichen Bewußtseinszustand schaffen, wie derjenige war, der bei Erteilung des Befehles vorlag. Es hat deshalb schon vor längerer Zeit ein Psychologe, Delboeuf in Lüttich, erklärt, eine posthypnotische Suggestion geben bedeutet soviel, wie sagen, der Betreffende soll in eine neue Hypnose kommen und in dieser das Befohlene thun. Zweifellos geht dieser Ausspruch zu weit, wie Delboeuf selbst später erklärte, da es Fälle giebt, wo die Suggestion ohne Hypnose sich realisiert.

Was die weiteren Versuche an der P. betrifft, so sind sie von einzelnen Seiten für unmöglich erklärt worden, und doch wüßte ich nicht, mit welchem Recht. Wenn wir uns den Unterschied zwischen hypnotischem und nicht hypnotischem Zustand vergegenwärtigen, so ergiebt sich, daß wir schon von diesem Gesichtspunkt aus etwas Unwahrscheinliches oder gar Unmögliches in den Experimenten nicht zu sehen brauchen. Der hypnotische Zustand unterscheidet sich von dem normalen wesentlich dadurch, daß der Wille gehemmt oder gelähmt ist. Nun kann sich der Wille nach zwei Richtungen äußern, erstens in Bewegungen und zweitens in dem Verlaufe von Vorstellungen; man kann bis zu einem gewissen Grade den Verlauf seiner Vorstellungen willkürlich gestalten. Man kann z. B. über eine Frage nachdenken; es werden dann willkürlich andere Vorstellungen erweckt, als wenn man sich passiv den von der Außenwelt einwirkenden Eindrücken aussetzt. Jedenfalls aber ist diese Willkür in der Lenkung der Vorstellungen während des hypnotischen Zustandes zum Teil gehemmt. Wenn wir ferner berücksichtigen, daß die Hypnose durch die außerordentliche Suggestibilität sich von dem gewöhnlichen Zustande unterscheidet, d. h., um es kurz zu sagen, dadurch, daß der Hypnotisierte sehr leichtgläubig ist, so haben wir gar kein Hindernis, die Behauptungen Krafft-Ebings vom theoretischen Standpunkt aus als richtig anzusehen.

Wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß eine Vorstellung, die in dem Menschen erweckt wird, nicht für sich isoliert bleibt, sondern daß gewöhnlich jede einzelne Vorstellumg eine Reihe anderer Vorstellungen reproduziert. Wer von St. Helena hört, denkt sofort an Napoleon I., wer vom siebenjährigen Kriege hört, an Friedrich den Großen. Die Gesetze der Ideenassociation wirken

auch in der Hypnose, und es hat dies mit unseren obigen Angaben von der Hemmung des willkürlichen Verlaufes der Vorstellungen in der Hypnose nichts zu thun, da die Ideenassociation eine willkürliche Seelenthätigkeit ist. Es wird daher jemand, der in der Hypnose von St. Helena hört, vorausgesetzt, daß er den notwendigen Bildungsgrad hat, auch sofort an Napoleon I. denken. Wir wissen nun ferner, daß der Hypnotische geneigt ist, vieles zu glauben, was unter normalen Umständen nicht geglaubt wird. Man kann ihn selbst glauben machen, daß er eine andere Person sei. Wenn man nun einem Hypnotischen sagt, er sei Moltke, so wird bei genügend entwickelter Suggestibilität diese Suggestion angenommen, und die betreffende Person glaubt, Moltke zu sein. Sobald dies der Fall ist, treten Vorstellungen, die der Betreffende vorher hatte, nicht mehr ins Bewußtsein. Nehmen wir an, die Versuchsperson X sei ein Assessor, so wird X nicht mehr sich als Assessor fühlen, von seinen eigenen Eltern und Verwandten wird er nichts mehr wissen, hingegen werden jetzt alle diejenigen Vorstellungen bewußt, die sich an Moltke anschließen; X wird sogar glauben, daß er Schlachten gewonnen hat. Selbstverständlich hängt die Schaffung einer solchen neuen Persönlichkeit durch Suggestion von verschiedenen Anlagen der Versuchsperson ab. Es ist keineswegs jeder dazu befähigt, sondern es sind am ehesten diejenigen zur Schaffung einer objektiven anderen Persönlichkeit geeignet, bei denen auch unter normalen Verhältnissen die Ideenassociation lebhaft ist, bei denen insbesondere ein Reichtum von Vorstellungen, die sich an die suggerierte anschließen, vorliegt. Wenn jemand daher erst lange nachdenken muß, wer Moltke gewesen ist, so ist er zu derartigen Suggestionen nicht tauglich, hingegen wird derjenige recht leicht als Moltke auftreten, bei dem die Vorstellungen gewissermaßen blitzschnell sich anschließen.

Ebenso sind Personen, die unter normalen Verhältnissen schauspielerisch veranlagt sind, oft auch in der Hypnose, wenigstens für Schaustellungen, die dankbarsten Versuchsobjekte; denn die Fähigkeit, sich schnell und vollständig in andere Situationen zu versetzen, besteht auch in der Hypnose, und wird bei genügender Suggestibilität die betreffende Person die ihr suggerierte Rolle ceteris paribus vollständiger durchführen lassen, als eine andere Person ohne schauspielerische Veranlagung. Selbstverständlich sind wissenschaftliche Forschungen keineswegs immer hiervon allein abhängig. Es können Dinge, die nicht zur Demonstration für Laien interessant sind, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus Bedeutung haben. Es kann z. B. wertvoll sein, zu untersuchen, ob, in welchem Grad und mit welcher Schnelligkeit sich neue Vorstellungen an die alten anschließen. Geschieht dies sehr träge, wie es bei einzelnen Leuten der Fall ist, so wird dies immerhin auf die Untersuchungen über Hypnose ein Licht werfen, wenn auch, wie gesagt, für Schaustellungen hier kein geeignetes Objekt gefunden ist.

Es ist ferner die Art und Weise, wie der Betreffende als neue Persönlichkeit sich benimmt, auch von der Form der Hypnose abhängig. Wir nehmen am besten zwei Formen an, eine aktive und eine passive Hypnose, die natürlich durch zahlreiche Uebergänge miteinander verbunden sind. Beide unterscheiden sich durch die Art der Bewegungen von einander. Diese sind mitunter in der Hypnose so deutlich, wie im normalen wachen Zustande; solche Fälle pflegt man als aktive Hypnose zu bezeichnen, im Gegensatz zur passiven, bei der die Bewegungen schwerfällig sind. Suggeriert man z. B. einem Manne in passiver Hypnose, daß er den Arm heben, oder einen Apfel essen solle, so findet

man, daß er diese Bewegungen nur langsam und träge ausführt, ja unter Umständen fast ganz ohne Bewegung bleibt, während der in aktiver Hypnose befindliche äußerst schnell jede Bewegung macht. Wir können Zustände, die mit der aktiven Hypnose die größte Aehnlichkeit haben, bei manchen Leuten beobachten, die an spontanem Somnambulismus in ausgeprägter Form leiden. Sie erheben sich des Nachts vom Lager, gehen an den Tisch, arbeiten dort, und kaum wird einer, der sie beobachtet, ohne mit ihnen zu sprechen, vermuten, daß es sich um einen Schlafenden handelt. Der Somnambule macht vielmehr in seinen Bewegungen oft den Eindruck eines wachenden, bei der Arbeit befindlichen Menschen. Wenn man jemand in der Hypnose die Suggestion giebt, daß er sich in irgend einer Situation befinde, so wird äußerlich derjenige am meisten der neuen Situation entsprechend sich benehmen, der sich in aktiver Hypnose befindet; denn nur in diesem Falle besteht bei den Bewegungen die notwendige Lebhaftigkeit. Die Suggestibilität selbst kann auch in der passiven Hypnose sehr groß sein; eine Person in passiver Hypnose bietet dann manche Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Schläfer dar, der, ohne wesentliche Bewegungen zu machen, zahlreiche Dinge träumt und sich in die verschiedensten Situationen versetzt fühlt. Es kann sich bei demselben Individuum bald die aktive, bald die passive Form der Hypnose zeigen. Verhältnismäßig deutlich ausgeprägt war dies bei der Krafft-Ebingschen Versuchsperson, die, auf gewöhnliche Weise hypnotisiert, den passiven Charakter der Hypnose darbot, während, wenn der P. die posthypnotische Suggestion gegeben wurde, alles zu glauben, was man ihr sagen würde, die aktive Form eintrat.

Man ist meistens imstande, den augenblicklichen Gesichtskreis des Hypnotischen sehr schnell durch Suggestion zu verändern. Allerdings hat man für die Suggestibilität verschiedene Grade zu unterscheiden. Es kommt vor, daß jemand sich in Hypnose befindet, daß aber nur die Antworten ihm suggeriert werden. Giebt man einer dreißig Jahre alten Frau die Suggestion, daß sie sieben Jahre alt sei, so erwidert sie zustimmend, dennoch zeigt sich bei genauer Beobachtung, daß sie nicht glaubt, sich wirklich in dem Alter von sieben Jahren zu befinden, daß sie vielmehr nur dem Experimentator die entsprechende Antwort giebt. Dies ist natürlich keine Simulation. Hier ausführlich auf diese Frage einzugehen, würde zu weit führen. Man kann, wie ich nur kurz bemerken will, mitunter durch die spätere Erinnerung der hypnotisierten Person und durch eine genaue psychologische Analyse des Zustandes selbst feststellen, ob nur die Antworten suggeriert wurden oder ob die Person wirklich alles glaubte, was ihr gesagt wurde. Hier giebt es auch viele Uebergänge, indem anfangs zuweilen nur die Antwort suggeriert wird, während später die suggerierte Situation für die Wirklichkeit genommen wird. Es wird einer Person, X, die in Hypnose sich befindet, gesagt, sie solle einen Apfel essen, statt dessen giebt man ihr ein Stück Papier. Es kommt nun vor, daß die Person die befohlene Bewegung ausführt, aber zunächst nicht glaubt, daß es sich um einen Apfel handelt; zwangsartig vielmehr beißt sie in das Papier hinein. Nun kann aber allmählich, während diese zwangsartige Handlung ausgeführt wird, auch eine Täuschung über das Objekt eintreten, und der Gegenstand, der anfangs mit Recht für Papier gehalten wurde, wird später für einen Apfel angesehen.

Wenn die Suggestibilität genügend entwickelt ist, pflegt der Hypnotische fast alles zu glauben, was man ihm sagt. Man kann ihn dann, wie schon angedeutet, sogar über seine eigene Persönlichkeit täuschen, ebenso, wie es gelegentlich

im nächtlichen Traume geschieht. Insbesondere aber kann man den Hypnotischen dann leicht über sein Lebensalter täuschen, eine Erscheinung, die deshalb schon nicht unwahrscheinlich ist, weil dies doch auch im gewöhnlichen Schlafe nicht selten der Fall ist, wo man sich häufig in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt fühlt. Wenn wir nun die Ideenassociation berücksichtigen, so haben wir in der Suggestibilität, sobald sich jemand in aktiver Hypnose befindet, alles, was erforderlich ist, um den betreffenden in seinem gesamten Vorstellungsleben und in seinem Benehmen in irgend eine frühere Zeit zurückzuversetzen.

Daß sich Vorstellungen in der Hypnose mitunter schnell aneinander anschließen, ist schon erwähnt. Dies kommt natürlich auch bei Personen vor, die im normalen Zustande keine schauspielerische Anlage darbieten. Offenbar werden sogar diese Associationen in der Hypnose dadurch erleichtert, daß während des hypnotischen Zustandes andere als die suggerierten Sinneswahrnehmungen nicht stattfinden Es wird der Person suggeriert, daß sie sieben Jahre alt sei. Ebenso, wie m.an dies des Nachts träumen kann, so nimmt jetzt die P. diese Suggestion an. Einen großen Teil der anwesenden Menschen und Gegenstände bemerkt sie nicht, obwohl natürlich diese Objekte alle auf ihr Auge wirken. Es wird in der Hypnose durchaus nicht der physikalische Prozeß im Auge selbst zunächst verändert, wohl aber wird das bewußte Sehen verhindert. Häufig werden dann die Objekte und Personen durch Autosuggestion, entsprechend der vorherrschenden Idee, von der Versuchsperson falsch aufgefaßt. Ein erwachsener Mann, den man in die Kindheit zurückversetzt, nimmt z. B. einen Stock als sein Steckenpferd, einen Stuhl als ein Schaukelpferd. Natürlich muß die neue Situation der Stärke des Erinnerungsvermögens entsprechen. Denn ohne Erinnerung an die früheren Erlebnisse ist es nicht möglich, daß irgend etwas wieder bewußt wird.

Es dürfte zweckmäßig sein, an dieser Stelle zunächst etwas über das Gedächtnis und die Erinnerung in der Hypnose zu sagen, da gewöhnlich falsche Meinungen hierüber bestehen. Die meisten glauben, daß derjenige, der im hypnotischen Zustande war, nach dem Erwachen keine Erinnerung an das Vorgefallene habe. Zum Teil kommt diese irrige Vorstellung davon her, daß man oft annimmt, es müsse in der Hypnose stets ein Schlafzustand bestehen. Selbst wenn diese Ansicht richtig wäre, könnte trotzdem eine Erinnerung nach dem Erwachen bestehen. Wir wissen, daß viele Leute des Nachts schlafen und sich nach dem Erwachen ihrer Träume erinnern; es ist also eine Erinnerungslosigkeit an sich für den Begriff des Schlafes nicht notwendig. Allerdings wird der normale Mensch, selbst wenn er sich der Träume erinnert, das Bewußtsein haben, daß er geschlafen und geträumt hat, und daß es sich nicht um Wirklichkeit handelte. Dieses Bewußtsein, geschlafen und geträumt zu haben, finden wir auch bei vielen Hypnotischen, wenn sie erwacht sind. Es giebt aber zahlreiche Fälle von Hypnose, bei denen überhaupt weder von dem Hervortreten eines besonderen Traumzustandes die Rede ist, noch die Erinnerung nach dem Erwachen irgend welche Lücke zeigt. Derartige Personen sind in der Hypnose zahlreichen Suggestionen, besonders aber solchen, die sich auf Bewegungen erstrecken, zugänglich, sie haben ihr normales Selbstbewußtsein, aber gleichzeitig das Gefühl, daß sie willenlos sind, und sie können den gegebenen Suggestionen nicht widerstehen. Erklärt man ihnen, daß der Arm gelähmt sei, so können sie ihn nicht heben, versichert man ihnen, daß sie nicht sprechen können, so sind sie stumm, sagt man ihnen, daß sie nicht mehr die Stadt, in

der sie sich befinden, nennen können, so sind sie imstande, alles andere zu sagen, nur den Namen dieses Ortes auszusprechen ist ihnen unmöglich. Bei solchen Personen ist die Erinnerungskette dann nicht im geringsten unterbrochen. Sie wissen also nach dem Erwachen genau alle Erlebnisse der Hypnose. Dieses Verhalten des Gedächtnisses ist bei den hypnotischen Zuständen sogar der häufigere Fall. Wenn wir aber von diesen hier beschriebenen Fällen absehen und uns auf diejenigen beschränken, die zwar den kleineren aber doch in mancher Beziehung den interessanteren Teil bilden, so haben wir es mit Zuständen zu thun, bei denen nach dem Erwachen die Erinnerung an alles während der Hypnose Vorgefallene fehlt. Interessant ist aber, daß, wenn auch nach dem Erwachen die Erinnerung an die hypnotischen Ereignisse fehlt, während der Hypnose die Erinnerung an die Vorfälle des wachen Lebens besteht, und selbst wenn dies zuerst nicht der Fall ist, ist man imstande, durch entsprechende Suggestionen in der Hypnose die Erinnerung zu beleben. Was aber ferner solche Zustände charakterisiert, ist der Umstand, daß in der Hypnose auch die Erinnerung an das in früheren Hypnosen erlebte wieder aufgefrischt werden kann, während im wachen Zustande hieran die Erinnerung fehlt. Es umfaßt also der hypnotische Zustand viel mehr als der wache Zustand. Ich will auf die geistvollen Untersuchungen von Max Dessoir, der in seiner Arbeit über das Doppel-Ich hierauf ausführlich zurückkommt, nicht eingehen. Halten wir nur fest, daß in der Hypnose Erinnerungen wieder geweckt werden können, die im normalen Zustande nicht mehr bestehen. Ja, es können seit dem früheren hypnotischen Zustande viele Jahre vergangen sein, und trotzdem ist man in einer späteren Hypnose imstande, die Versuchsperson sich ihrer Erlebnisse während der früheren Hypnose wieder erinnern zu lassen. Ein Fall ist uns berichtet worden, wo sogar nach dreizehnjährigem Zwischenraum dies noch gelang.

Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß man in hypnotischen Zuständen nicht nur imstande ist, Ereignisse früherer Hypnosen wieder in das Gedächnis zurückzurufen, sondern daß man, wenn auch in seltenen Fällen, die Erinnerung an Ereignisse des früheren normalen Lebens wieder zu wecken vermag, obschon im wachen Zustand eine Erinnerung nicht mehr besteht. Ein solcher Fall macht häufig mehr den Eindruck eines Kuriosums, aber er ist trotzdem sehr lehrreich. Von diesem Gesichtspunkt ging Krafft-Ebing aus, und er hatte sich die Frage vorgelegt, ob es nicht möglich sei, bei der Person in der Hypnose frühere Erlebnisse wieder bewußt werden zu lassen, die sie im wachen Leben nicht mehr kannte. In einzelnen Fällen von Hypnose treten solche Erinnerungen gewissermaßen spontan auf; eventuell genügt es, die Suggestion und den Befehl zu geben, daß sich die Person dieses oder jenes Falles noch erinnern müsse. Krafft-Ebing aber benutzte einen Kunstgriff hierzu, indem er der Person die Suggestion gab, daß sie sieben oder fünfzehn Jahr alt sei, obwohl sie in Wirklichkeit bereits dreiunddreißig Jahre zählte. Ein ähnlicher Vorgang ist bereits in der Heilkunde verwertet worden. Es handelte sich um den Fall einer hysterischen Lähmung; die betreffende Person konnte zwar in Hypnose versetzt werden, aber es gelang auch in dieser nicht, die Patientin zum Gehen zu bringen. Da versetzte der Arzt die Person in eine frühere Lebenszeit zurück, in der sie noch den normalen Gebrauch ihrer Glieder hatte. Die Patientin nahm diesen Befehl so vollständig an, daß sie, da sie damals gesund war, sich sofort erhob und ging.

Krafft-Ebing versuchte, bei seinen Experimenten festzustellen, ob die Person auf Grund solcher Suggestionen wieder frühere bereits vergessene Erlebnisse wissen würde. Meines Erachtens fehlen hier einige Kontrolversuche. Vielleicht sind sie gemacht worden, ohne ausführlich veröffentlicht zu sein. Es wäre vorteilhaft gewesen, wenn man zunächst im wachen Zustande festgestellt hätte, wie weit die Erinnerung der P. an die Kindheit geht, und wenn man damit die Ergebnisse der Suggestion bei den hypnotischen Experimenten verglichen hätte. Es macht aber entschieden mitunter die Versuchsreihe den Eindruck, als ob es gelungen sei, in dieser Weise frühere Vorstellungen wieder zu erwecken. Jedenfalls gewinnt aus der ganzen Versuchsreihe der Fachmann die Meinung, daß von einer Simulation der P. nicht die Rede ist, daß sie wirklich sich in Hypnose befand, ein Umstand, über den allerdings nur sachverständige und erfahrene Experimentatoren zu urteilen das Recht haben. Für Fachleute sind Krafft-Ebings Versuche von größter Wichtigkeit, und besonders die schöne und ausführliche Veröffentlichung,*) die uns der Experimentator geliefert hat, ist äußerst lehrreich. Wenn man mitunter die hochnäsigen Urteile einzelner Leute, die von der Hypnose keine Ahnung haben, über solche Experimente liest, und wenn man von ihnen das Wort „unmöglich" hört, so ist man über diesen Ton und über das Unwissenschaftliche einer solchen Kritik erstaunt. Um so mehr aber werden die wirklichen sachverständigen Forscher auf dem Gebiete der Suggestion ernstlich solche Experimente, wie sie Krafft-Ebing gemacht hat, prüfen müssen.

Mit vollem Rechte hebt dieser Gelehrte hervor, daß es nicht möglich sei, in der Hypnose jede einzelne frühere Vorstellung wieder zu beleben. Allerdings ist es die gewöhnliche Annahme der Physiologen, daß jedes frühere Erlebnis einen gewissen Eindruck in unserem Gehirn hinterlasse. Daraus könnte man den theoretischen Schluß machen, daß man von keinem Erlebnis, von keiner Vorstellung behaupten kann, daß sie nicht unter günstigen Umständen wieder bewußt werde. Die Thatsachen aber beweisen, daß wir nicht die Mittel in der Hand haben, alle früheren Vorstellungen wieder zu beleben, daß wir aber, zum Teil durch Experimente, zum Teil durch Zufall, in der Lage sind, Vorstellungen wieder in das Bewußtsein treten zu lassen, die bereits jahrelang dem Individuum unbewußt waren.

Das Benehmen der P., wenn sie um eine Reihe von Jahreu durch Suggestion jünger gemacht wurde, ist äußerst lehrreich. Ihr Benehmen z. B. als siebenjähriges Kind, wie es Krafft-Ebing in seiner Broschüre beschreibt, ist, psychologisch sehr interessant. Sie ist in Mimik, Pose und Benehmen, wie der Autor sagt, ein siebenjähriges Mädchen; sie zupft einen Mann am Bart, setzt sich rittlings auf einen Sessel, obwohl hierbei ihre Waden sichtbar werden, und die Antworten, die sie auf verschiedene Fragen giebt, machen durchaus den Eindruck, daß die Person wirklich sich als siebenjähriges Mädchen fühlt. Dies kann nach dem, was ich oben über die Ideenassociation sagte, nicht verwundern. Daß, nachdem die P. eine Suggestion, z. B. die, sieben Jahre alt zu sein angenommen hat, andere Vorstellungen sich um diese eine Vorstellung gruppieren, daß die P. mit einer kleinen Puppe zu spielen glaubt, daß sie über alle möglichen kindlichen Spiele und Ereignisse, die sie als kleines Kind durchgemacht hat, spricht, ist nicht wunderbar.

*) Krafft-Ebing, Hypnotische Experimente, Stuttgart 1893.

Wie man auch über Krafft-Ebings Versuche denken mag, zugegeben muß werden, daß die von ihm geschilderte Methode, bereits unbewußt gewordene Eindrücke wieder zu beleben, äußerst wichtig ist. Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß weder dieser Gelehrte noch andere durch irgend welche Opposition sich werden zurückschrecken lassen, weitere Forschungen nach dieser Richtung hin vorzunehmen. Daß der Groll des eitlen Benedikt daran niemand verhindern wird, das wird wohl jeder für selbstverständlich halten, der diese Null auf dem Gebiete der Kritik kennt.

Höhen-Aussicht.

Aus meinen Sommeraufzeichnungen.

Von

Heinrich Hart.

I.

Zum ersten Mal in den Alpen! Und wie ein Verliebter umarm' ich jeden Felsenleib, streichle die nackten Bergrücken und wühle im Schnee, wie im Gelock einer verführerischen Nixe. Nur eins ärgert mich jeden Tag: ein Name. Wohin ich auch krauche, wohin ich mich winde, überall grinst eine Tafel mit der frechen Unterschrift „Verschönerungsverein“. Gegen die Existenz dieses Vereins habe ich nichts einzuwenden. Es ist dann und wann recht angenehm, auf gebahntem Steig emporzupilgern und an jedem Luginsland sich auf bequemer Ruhebank ausstrecken zu können. Aber der Name, der Name! Da sitz' ich nun auf der Verschönerungsbank und starre den Watzmann an — mit den Augen, aber meine Seele sieht ihn nicht. Die quält sich inzwischen an dem vertracktem Wort Verschönerung ab. Wie können sich diese Tröpfe von Schuster, Schneider und Hutmacher einbilden, daß es in ihrer Hand liegt, die Alpen zu verschönern! Dieser Gipfel wilde Starrheit, dieser Matten zehnfarbiges Grün, dieser Wälder düstre Erhabenheit verschönern wollen! Natürlich haben die braven Krämerseelen eines solchen Wahnwitzes sich selbst im Traume nicht vermessen. Ihre Absicht war, einen Bequemlichkeitsverein zu begründen; sie wollten den Fremden mit den großen Geldtaschen das Steigen bequemer machen, damit sie der Kraxelei nicht allzubald müde würden und allzuviel Markstücke wieder mit nach Hause nähmen. Um diesen sehr verständigen Zweck zu erreichen, galt es die Natur ein wenig zu frisieren, abzustriegeln, zu verfeinern. Und wenn nun auf den Tafeln und Bänken statt Verschönerungs-: Verfeinerungsverein prangte, so hätten mir die guten Berchtesgadener eine Stunde langweiliges Denken erspart. Und ich hätte den alten Watzmann durch mein blödes Anstarren nicht zu beleidigen brauchen. So ein Wort ist doch nichts Gleichgültiges, alle Begriffsklarheit hängt an der Wortklarheit. Die Natur verschönern, — das vermöchte selbst kein Gott, denn das Schöne *ist*, es läßt sich nicht machen. Aber die Natur verfeinern, das läßt sich nicht nur vorstellen, es ist vielmehr die eigentliche Beschäftigung des Menschen vom Anfang seines Erdendaseins an.

Alle Kultur ist nichts anderes als Verfeinerung der Natur, der menschlichen und außermenschlichen Natur. Wir verfeinern beständig unsere Nerven und Sinne, unsere Organe und unsere Hirnwindungen, unsere Empfindungen und unser Wollen, und die Produkte dieser Verfeinerung heißen Ethik und Kunst, Bildung und Gesellschaft. Je zarter und empfindlicher unsere Nerven werden, desto leichter können sie sich in die Welt einfasern, desto inniger verknüpfen sie sich mit allem, was Leben heißt, desto mehr also lernen sie alles Leben verstehen, mitempfinden, wie ein Eigenes mitleben. Nicht ohne Feinheit nennen wir daher auch die höchste Tugend, zu der es der Mensch im Verkehr mit seinesgleichen bringen kann, Takt oder Feingefühl. Der Feinfühlige ist gerecht, denn er empfindet jeden Druck, der auf Anderen lastet, wie einen Druck auf sich selbst; er scheut alle Rohheit, alles Gräßliche, weil beides seine Sensibilität zehnmal so stark verletzt, als die dicken Nervenstränge eines menschlichen Ochsen; und die Allseitigkeit seiner Empfindungen schützt ihn vor den wüsten, grobschlachtigen Einseitigkeiten, die unter den Namen Fanatismus, Parteiwut, Chauvinismus gehen. Und wie in der Abwehr des Abstoßenden, so bezeugt sich die Verfeinerung auch in der Zukehr zum Angenehmen, im Aufsuchen immer neuer, immer edlerer Genüsse. Mit jeder Schärfung der Sinne, — technisch heißt solche Schärfung Teleskop, Telephon, Spektroskop, — entdecken wir zugleich einen ungeahnten Genuß, jede weitere Zuspitzung der Empfindungen zwingt uns, einen tierischen Genuß aufzugeben und einen Hirngenuß dafür einzutauschen. Aus dem Lachen wird ein Lächeln, aus dem Weinen eine ernste Schmerzgeberde, aus dem Gejammer ein Seufzer. Wohl giebt es Leute, die in dieser Kulturverfeinerung die höchste Entartung sehen und im pommerschen Bauern das menschliche Ideal. Diese Leute merken nicht, daß alle Verfeinerung nichts als eine allmähliche Wandlung, ein Variieren im Sinne der Darwinschen Entwicklungsgesetze ist; langsam bildet sich in uns ein neuorganisiertes Hirnwesen heraus. Aber die Nervosität — die Blasiertheit! Ach was! Das sind die Krankheiten derjenigen, die äußerlich den Kulturprozeß mitmachen müssen, ohne innerlich dazu reif zu sein. Das ist ja freilich gewiß, daß ein feinerer Nerv auch für allerlei Unannehmlichkeiten empfindlicher macht. Aber mit irgend etwas muß die Fortentwicklung erkauft werden. Als den Wiederkäuern des Tertiär der erste Hornansatz aus der Stirn wuchs, wird das auch nicht ohne Jucken abgegangen sein. Gerade so geht es uns, nur daß wir keiner Verhornung bedürfen, sondern im Gegenteil die Reste seelischer und geistiger Hornhaut abwerfen müssen. Zu alledem kommt, daß derjenige, bei dem die Verfeinerung des Hirns mit der der Nerven gleichen Schritt hält, imstande ist, manche Unannehmlichkeit einfach wegzulächeln und wegzudenken . . Recht ergiebig könnte vielleicht auch der Begriff Verfeinerung für die Aesthetik werden. Mit dem altgewohnten Begriff Naturnachahmung sitzt sie ja doch längst auf dem Trockenen. Eher wohl ist es die Aufgabe der Kunst, die Natur zu verfeinern und zwar durch Schöpfung einer Phantasie-Gemüts- und Geistesnatur zweiten und höheren Grades. Selbstverständlich kann diese höhere Natur aus dem Natürlichen nicht heraus, ist doch der Mensch mitsamt seiner Phantasie, seinem Empfinden und Denken nichts anderes als Natur. Aber, was er nur zu oft vergißt: höchste, höchstentwickelte Natur. Mit der ganzen Außennatur steht er unter den gleichen Gesetzen, aber er steht nicht unter jener Natur selbst, sondern über ihr. Und so kann er freilich nichts Anderes schaffen, als die von ihm unabhängige Wirklichkeit, aber er kann anders schaffen als sie. Er kann die Elemente anders kombinieren,

die Farben anders mischen, alle Erscheinungen anders gruppieren. Nur soll er das nicht im Sinne der Vergröberung, sondern der Verfeinerung thun. Er soll einen Sinn in den Zufall bringen, eine Harmonie in den Wirrwarr, kurz er soll in Phantasie-Gebilden der verehrten Wirklichkeit zeigen, was sie leisten könnte, wenn sie nicht eine so träge Masse, sondern bereits in ihrer Ganzheit so verfeinert wäre, wie ihr höchstes Produkt: der Mensch. Daraus ergiebt sich zwar eine idealistische Kunst, aber das ist auch die einzig menschenwürdige, sobald sie nicht gegen die Natur, sondern über die Natur hinaus gerichtet ist. Diese Kunst hat schon einen Meister und zwar den echtesten Künstler der Zeit: Böcklin. Die Natur nachahmen, eine zweite Natur wie sie ist, schaffen, das ist das überflüssigste Ding von der Welt; wir haben an der einen gerade genug. Aber die Natur, einem Böcklin gleich, verfeinern, das heißt die Kräfte und Fähigkeiten der Natur, wenn auch nur in Wort und Bild — zu dem Höchsten entfalten, was potentiell in ihnen liegt, was die Natur selbst aber noch nicht, weil sie mit ungefügerem Stoff arbeitet, als die Phantasie, herausgebracht hat. Und die Natur, die künstlerisch zu verfeinern ist, steckt nicht nur in modrigen Nebeln und einförmig grünen Wiesen, sondern auch in unseren Einrichtungen, Ordnungen, Sitten. Das alles ist von Leuten geschaffen, die noch zu wenig aus der allgemeinen Naturmasse hervorragten, noch mit allzu dicken Nerven und allzu grober Hirnsubstanz durchs Leben watschelten. Ihre Einrichtungen in der Wirklichkeit zu verfeinern, das verwehren vorläufig die Kanonen, diese sehr dauerhaften Schutzfutterale für verlebte Zustände, aber die Phantasie steht glücklicherweise über aller Kanone.

* * *

Auf der Höhe! Dem Himmel nicht näher, aber doch weit von den Niederungen, wo die träge Masse schlingt, trinkt und schnarcht, sich plackt und betet! Hier ist nur Ich, ein stolzes und demütiges Ich. Ein Ich, das sich über das ganze All erhebt, denn in diesem Augenblick lebt das ganze All nur durch dies Ich. Keine Bewußtheit sonst ringsum! Ohne eine Bewußtheit aber hat das All nur Existenz, leben kann es allein in ihr. Und doch ein demütiges Ich. Denn es weiß, daß es keine Besonderheit ist für sich, daß sein Ich nur ein kurzer Traum, eine der Sommerblüten ist, in denen das All sich zum Bewußtsein erschließt. Bald ist der Sommer verrauscht, die Blüte liegt welk am Boden und das All erschließt sich in neuem Gartenflor. Das ist demütigend für den Ichwahn, und doch wie köstlich ist diese Gewißheit für den, der den düsteren Wahn durchbrochen hat! Welch' ein Empfinden ohne gleichen: kein bloßes, beschränktes, eingemauertes Ich zu sein, das immerfort in derselben Haut steckt, in alle Ewigkeit nicht aus sich herauskann, nicht ein einziges Mal ein anderes sein, ein Nichtich sein darf, Kerkermeister und Gefangener in einer Person — welch ein Empfinden, so nicht zu sein, sondern All zu sein, Mit-All, heute in dieser Wesenheit, morgen in jener emporzublühen, jetzt ein Strahl des Sonnenballs und jetzt ein „König auf den Aldebaran“, ewig im All und ewig das All in mir! Das All in mir! Und ist es nicht auch heute in mir? Ja es ist. Wer es versteht, sich mit dem All zu sättigen, sich zu erfüllen ganz mit ihm, für den ist das Ich kein Kerker mehr, es ist durchbrochen, und lauter Freiheit grüßt ringsum. Nur er verdient zu leben, denn er allein weiß dies Leben auszuleben. Wer im Ichwahn steckt, der bangt in beständiger Furcht um das liebe Ich, den

reut das Vergangene und ängstigt das Kommende; wie ein Sänger die kostbare Kehle, muß er das liebe Ich sorgsam umwickelt tragen, daß kein Wind es durchkältet und kein Stoß es zerknickt. Wie aber kann genießen, wer immerfort bangt? Da sitzen sie drunten und stöhnen: „Wie so lastvoll ist doch das Leben, wie so schwer zu ertragen! Am besten würfe man es weg, wenn es nicht eine Prüfung wäre für die Ewigkeit, wenn uns nicht die Unsterblichkeit winkte als Lohn für alle Plagen hienieden.“ Ja, Kinder, ihr besteht die Prüfung vorzüglich. Mit den 70 Jahren Erde könnt ihr Jammerkerle nicht fertig werden, ja ihr wüßtet nicht, was ihr mit der langen Zeit anfangen solltet, wenn ihr nicht Schlaf, Skat und Kaffee-Klatsch hättet, — und trotzdem vertröstet ihr euch der Ewigkeit, die doch mindestens dreimal so lange währt, als die 70 Jahre hienieden. Was wollt ihr denn mit einer solchen Ewigkeit anfangen, zumal wenn im Jenseits die Karten verboten sind und Kaffee nur an keuschgebliebene Jungfrauen verabreicht wird? Hofft lieber nicht auf die Ewigkeit — erhängt euch! Wir aber, die wir dem All leben, nicht dem Ich, wir können alle Dinge auskosten, jede Lust pflücken, alles Große an uns ziehen, alles Herrliche umfassen — ohne Sorge um uns selbst, ohne Furcht vor Göttern. Uns enthüllt Natur ihre geheimsten Schönheiten. Denn wir sind eins mit ihr, wir sperren uns nicht gegen sie ab, wie die Frau Bürgermeisterin gegen den Pöbel. Uns offenbart sich der Geist in all seinen Höhen und Tiefen, denn bei uns findet er offene Thore, er braucht nicht fortwährend Rücksicht zu nehmen auf das zarte Ich, nicht immer zu hören: „Leise, leise, Herr Geist! Sie verletzen das gute Ich beständig in seinen süßesten Illusionen, in seinen gepflegtesten Eitelkeiten; bitte, kommen Sie doch nur noch portionsweise, nicht in Ihrer ungeheuren Größe auf einmal.“ Wer will es dem Geist verdenken, daß er sich von diesen Ichzärtlingen lieber ganz fernhält? In uns ist das All, in uns findet der Geist wohnlichen Raum, nirgendwo stolpert er über ein kindliches Vorurteil oder stößt sich wund an einem Knorr von Aberwitz. Und wenn heute oder morgen der Samumhauch des Todes verdorrend über unser Leben hinwegfegt — was schert uns das Ich, das da vergeht? Wir sind ewig, wir sind All. Wir haben es verstanden, zu leben, wir bringen dem All das Reifezeugnis mit. Unsere Bewußtheit kann es weiter gebrauchen; auf welchen Posten es uns auch stellt, wir füllen ihn aus. Wir haben das Genie des ewigen Lebens, doch nicht wir, sondern in uns das All. Und darum noch im Sterben der Ruf: Es lebe das Leben!

* * *

In meine Abgeschiedenheit verirrt sich ein Buch. Dührings „Größen der modernen Litteratur“. Wie ein Lämmergeier stürz' ich mich darüber . . . Und ich lese: Schiller — nicht ohne lyrisches Talent, aber ein unklarer metaphysischer Faseler. Seine Dramen? Ja, was soll uns, die wir Republikaner sind allen Königen und Göttern gegenüber, was soll uns diese orleanistische Jungfrau mit ihrer christlichen Verzücktheit und ihrer loyalen Schwärmerei für Karl VII? Was geht es uns an, ob der Herr von Wallenstein um 1630 herum König von Böhmen werden wollte oder nicht? Und nun erst Maria Stuart „mit dem Zubehör von katholischem Interesse, welches den Religionsfanatismus Einzelner, versetzt mit etwas Liebeswahn, zu Werkzeugen hat?“ Aber weiter, weiter! Der Name Byron taucht auf. Aha! Nun heißt es gewiß: Was soll uns dieser Kain mit seinem alttestamentlichen Schnack, was geht es uns an, ob die Herren Sarda-

napal und Falieri ersoffen oder gehängt oder verhungert sind, was schieren uns die kindischen Liebeleien des verstorbenen Don Juan? Fehlgeschossen! So heißt es nicht. Mit einem Male bläst Dühring auf einer ganz anderen Flöte. Byron ist der große Geist des Jahrhunderts, ein vollkommener Mann, ein vollkommener Poet. Bedauerlich nur das Eine, daß er durch die Verhältnisse zum dichterischen „Handwerk verurteilt“ war, daß ihm keine Gelegenheit gegeben war, Thaten zu thun, war er doch ein „wirklicher Mann, dem im Grunde That mehr gelten mußte als Dichtung“ . . . Man bedenke nur, was es in dieser Welt nicht alles zu t h u n giebt: Leute schinden, Steuern zahlen, Bomben werfen, Verfassungen machen, Kamerun entdecken, Hasen jagen und Tauben schießen. Das alles sind Thaten. Exekutor, Unteroffizier, Charlotte Corday, Bismarck und Jack der Aufschlitzer, das sind Thatmenschen. Der Kampf mit dem Knüppel, ja das allein ist That. Aber der Kampf mit der Feder, Anregungen in die Welt werfen, die die Geister aufrütteln, die Gesinnung auf neue Bahnen lenken, den Enthusiasmus für alles Große und Vorwärtsreißende schüren, Anregungen, ohne die der Knüppel ewig in der Ecke stehen bliebe, — das sind natürlich keine Thaten, das ist öde Faullenzerei. Ich denke mir, Bismarck ist nicht gerade das Ideal, das Dühring verehrt; mit um so boshafterer Freude will ich ihm verraten, daß Bismarck sich in genau derselben Weise über That und Litteratur, (unter die er übrigens Philosophie, Volkswirtschaftslehre, Naturwissenschaft und andere Dühringiana mitbegreift) ausgesprochen hat, wie der Denker von Großzehlendorf. Und dieser Denker, der uns von den Göttern jeglicher Gestalt befreit hat, ist der Mann, dessen Geist ich vor allen anderen in dieser Zeit bewundere. Aber in dem einen Punkte, von dem ich mehr verstehe, als er, in Sachen Kunst finde ich ihn schauerlich. Mit dem Verstande allein ist der Kunst nicht beizukommen; sie wendet sich eben nur nebenbei an den Verstand, in der Hauptsache aber an ganz andere Faktoren des Seelenlebens, Faktoren, die weder dem Verstande noch der Wissenschaft zugänglich sind. Wer nicht einsieht, daß es dem Dichter der „Jungfrau“ vor allem darauf ankommt, überhaupt Enthusiasmus zu erregen, den Hörer mit loderndem Feuer zu erfüllen, daß es ihm aber nebensächlich ist, aus welchem Kamin der Enthusiasmus der Jungfrau selbst weht, aus dem patriotischen oder religiösen, — der lernt noch am Abc der Kunst. Mir persönlich ist es gleichfalls lieb, wenn der Dichter einen Stoff wählt, dem auch mein Verstand, meine moderne Weltanschauung Beifall zollen kann, aber wenn er, trotz des mir unsympathischen Stoffes, durch die Größe und Tiefe seiner Emfindungen, durch die Macht seiner Phantasie mich hinzureißen, meine Seele aufzurütteln versteht, dann macht ihn das in meinen Augen eben nicht kleiner. Wenn in Dührings Buch nicht so vieles andere gestreift würde, nicht so viel Anregung nach anderer als litterarischer Seite hin steckte, — ich ließ es einfach in die Ecke segeln. So aber lese ich weiter: Uhland „schwäbischer Advokat“, seine Lyrik schmeckt nach gelehrten Studien, — Dunst — Boniertheit; Rückert — Unnatur, unheimliche Verschrobenheit; Herr von Strehlenau kürzte „seinen richtigen Namen in die nichtssagenden (!) Endsilben Lenau“ ab, der vorherrschende „Grundzug bei ihm war eine besondere Spezies von Egoismus und Schwahn, die sich mit der fixen Idee an den Tod verband“; Zola „französisch schreibender Geschäftsromancier, augenblicklicher Modenamen von Gnaden der Reklame und Judengenossenschaft“; Krapotkin wird durch die Charakteristik, anarchistisch kommunistelnde Tiermoral“, Tolstoi durch „dickster Aberglaube“ abgemacht. Wer von nun an noch etwas mehr in diesen Leuten findet, für den

ist in Dührings Ehrentitel-Lexikon weiter nichts als die Bezeichnung „Schafskopf“ übrig. Die verehrten Herren Dichter mögen sich übrigens trösten an der Genossin, die sie im Elend haben; der Poesie selbst geht es nicht viel besser als ihnen; sie ist im Grunde für Dühring nur eine Spielerei und für echte Männer etwas wie eine Galeere, denn man wird, (laut Seite 193) zum poetischen Handwerk „verurteilt“. Seltsam, daß ein Denker, wie Dühring sich herabläßt, mehrere dicke Bände über die Geschichte einer derartigen Spielerei vom Stapel zu lassen! Mit gleichem Fug könnte ich eine zweibändige Musikgeschichte schreiben, denn ich verstehe, wie ich aus dem Munde von Musikverständigen weiß, von den höchsten und wesentlichen Wirkungen der edlen Tonkunst genau so viel, wie Dühring von denen der Poesie. Wäre es anders, so würde mich die Prophezeihung Dührings, daß wahrscheinlich noch einige Jahrhunderte verfließen werden, bis wieder eine litterarische Größe, so groß wie Byron oder Bürger, ersteht, aufs tiefste erschüttern. Ich bin nämlich auch zu dem traurigen Handwerk des Dichtens verurteilt; wenn ich aber bestimmt wüßte, daß ich nur eine Kleinheit bin, dann würde ich gleich morgen Thatmensch: Schuster, Raubmörder oder Feldherr mit einem Stich ins Cromwellhafte. Aber seien wir ernst, so ernst und olympisch wie es Eugen Dühring in jeder Zeile ist! Wir Schaffenden von heute wissen es am besten, daß unsere Zeit für Kunst keine Zeit hat, daß die Welt in Sachen Kunst aus lauter Dührings zusammengesetzt ist, aus lauter ernsten, wichtigen Leuten, denen die Aufgabe obliegt, die Menschheit vom Hunger und von der Dummheit zu erlösen. Wir selbst fühlen es am besten, daß wir heute in die leere Luft hineinarbeiten. Aber trotzdem haben auch wir eine Aufgabe: die Kunst aus dieser Zeit des Kampfes, des Wirrwars und der Wichtigthuerei in eine neue Zeit des Lichts und der Lebensfreude hinüberzuretten. Diese Rettung kann kein Toter, und heiße er auch Byron oder Bürger, vollziehen; sie hängt ab vom Weiterschaffen der Lebenden. Und deshalb schaffen wir weiter, ohne Ermunterung, in beständigem Ringen mit Alltagssorge und Not, über die Achsel angesehen von allen Dührings unserer Zeit. Wir schaffen weiter, weil wir wissen, daß die Kunst für eine gesunde Menschheit, die wahrhaftes Leben in sich fühlt, mehr ist, als eine Spielerei. Auf diese Menschheit warten wir und nehmen inzwischen den Spott auf uns. Das ist auch ein Heroismus und einer, der nicht eben von Kleinmenschlichkeit zeugt. Ob aber „Größen“ unter uns sind, das entscheidet nicht Dühring, sondern die Zukunft.

Zum Fall „Hamann-Häckel“.

Ein paar subjektive Bemerkungen
von
Wilhelm Bölsche.

Die Grundlagen des juristischen Streites, der im Moment, da diese Zeilen in die Welt gehen, zum öffentlichen Austrag gebracht wird, sind im letzten Heft der „Freien Bühne“ eingehend dargelegt worden. Ueber die Schlußpointe der seltsamen Historie werden wir in der Oktobernummer entsprechend berichten. In der Zwischenzeit aber sei es gestattet, von einem persönlich neutralen Boden aus dem ominösen Hamannschen Buche einige Worte einer rein sachlichen Kritik zu widmen, die es verdiente, auch wenn jener Konflikt nicht die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt hätte.

Das Buch Otto Hamanns „Entwicklungslehre und Darwinismus“ (Jena, bei Costenoble 1892) verdient jene besondere Aufmerksamkeit als rein sachlich angesehene Tagesneuigkeit nicht deshalb, weil es ein besonders geistreiches Buch wäre. Es trägt formal durchaus den Charakter einer flüchtigen, rasch hingeworfenen Arbeit an der Stirn: ohne jede höhere Komposition aneinander gestoppelte Kapitel, Widersprüche innerhalb des Textes in Hülle und Fülle, kurz das gerade Gegenteil einer reifen Gedankenfrucht, die man als solche würdigen müßte, auch wenn man sich auf sehr verschiedenem Boden fühlt.

Was ihm seine relative Bedeutung giebt, ist das Publikum, an das es sich wendet.

Auf dem Titel liest man schon „gemeinfaßlich geschildert“, die Rede geht also an weitere Kreise als die der Naturforscher. Aber innerhalb dieser „weiteren“ zielt sie wieder auf eine ganz bestimmte Gruppe. Die Lektüre läßt von Beginn an darüber keinen Zweifel. In einer Anmerkung wird zwar gelegentlich mit Behagen eine Aeußerung Hensens citiert, die es unter die schwersten Sünden Häckels rechnet, daß dieser nicht bloß Naturforscher, sondern auch „Theologe“ d. h. negativer, sein wolle. Aber schon in Hamanns eigenem Vorwort lesen wir, daß „vielleicht auch der Theologe, der gezwungen ist, der Entwickelungslehre näher zu treten, durch diese Darstellung der ihn berührenden Fragen dazu gelangen werde, einen festen Standpunkt der Abstammungslehre gegenüber einzunehmen“. Was der Theologe — das Wort im strikten Sinne des „Gottesgelahrten“ aufgefaßt — denn auch wirklich in dem Buche als Wichtigstes mitbekommt, ist der Nachweis, daß (S. 215) der darin bekämpfte Darwinismus seine windigen und vorübergehenden Triumphe letzten Endes bloß der gründlichen „Leugnung“ des „Schöpfers“ verdanke, wohingegen Herr Hamann der Ansicht ist, daß das „religiöse Bewußtsein“ gerade das sei, „was den Menschen von

den Tieren so himmelweit unterscheidet", und daß gerade der Naturforscher anzuerkennen habe (Schlußsatz des Buches): „Das Verursachende ist der Wille, die Schöpfung die That GOTTES" (die Schreibart des Namens Gott findet sich so im Text!!).

Nun muß ja allerdings zugegeben werden, daß das Wörtchen „Gott" an sich noch tausenderlei Deutungen zuläßt. Hamann sorgt aber aufs Ausreichendste dafür, daß über seine Definition kein Zweifel bleibt, vorausgesetzt, daß man sich nicht an einem der zahllosen Selbstwidersprüche des Buches stößt. Es steht ja freilich S. 54 zu lesen, der Naturforscher habe stets in zweifelhaften Fällen „nach einer natürlichen Erklärung zu suchen." Aber das entschlüpft nur so nebenbei wie eine Reminiscenz aus dem verlassenen Sündenbabel. Hat der Leser doch schon auf S. XVIII der Einleitung den Satz genossen, daß „die mechanische Erklärung der Entstehung der Lebewesen nicht mehr die unsere sein kann", daß vielmehr mit Recht von einigen der größten modernen Naturforscher erkannt worden ist, daß jede Erklärung der Lebenserscheinungen notwendiger Weise teleologischer und mechanischer Natur sein muß." S. 176 liest man, daß der Darwinismus gerichtet sei, weil er „das Vorhandensein von bestimmten Lebenserscheinungen, die nichts zu thun hätten mit den chemisch-physikalischen Gesetzen", leugne, und S. 261 heißt es, daß „der Hinweis auf das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das man versucht hat, auf das Gebiet der lebenden organischen Substanz zu übertragen, gescheitert ist." Dagegen lebt, wie an den verschiedensten Stellen des Buches ausführlich dargelegt wird, in den Organismen ein besonderes Prinzip der Aktivität. Aus den Definitionen, die diesem Prinzip (allerdings in verworrenster Ausdrucksform) gegeben werden, geht so viel evident hervor, daß es sich dabei im Gegensatz zu sonstigem Geschehen in der Welt um „Aktionen" handelt, bei denen nicht bloß die gegebene mechanische Kraft restlos und überschußlos zum Ausdruck kommt (in dem Falle bliebe ja das Gesetz von der Erhaltung der Energie auch hier bestehen!), sondern bei denen vielmehr ein Plus entnommen wird aus dem „Ziel" des Vorgangs und ein Stück Kraft entspringt aus dem Zweck selbst. Entkleidet man das aber seiner komplizierten halbwissenschaftlichen Terminologie, so stellt sich für diesen „Zweck", der selbstschaffend in die Dinge eingreift und Kraft aus dem Nichts zu zaubern weiß, ein uralt ehrwürdiges Synonym ein: nämlich — der Finger Gottes. Der Gott aber, und damit wird die Sache völlig klar, — der Gott, der mit dem Attribut der Finger versehen ist, die auf dem Naturklavier willkürliche Zweckmelodieen spielen — dieser Gott ist ein ganz bestimmter Gott, und wir wissen nun über Hamanns Gottesdefinition genügend Bescheid, — mit dem streng orthodoxen, bibelgläubigen Theologen wird er ihretwegen nicht in Konflikt geraten! Mit dem echten Naturforscher wird er umgekehrt allerdings unter dieser Devise ebenso jegliche Fühlung verloren geben müssen, — er hat einfach die „Natur" als solche aufgegeben. Und so ist er dieser ganzen Grundanschauung nach nicht der Naturforscher, der Zoologe, der den Theologen über den Stand der Dinge in der Forschung aufklären kann, sondern der Vertreter eben der Theologie in einer ganz besonderen extremen Form, der die Biologie von neuem modeln möchte nach einer bestimmten, uralten und im orthodoxtheologischen Lager als treuester Stammgast ansässigen Hypothese.

Wenn trotzdem eine größere Anzahl schwankender Gemüter aus der Lektüre des Buches den Eindruck gewinnen sollten, als liege es genau umgekehrt und

als resultiere hier jene alte Gottesfinger-Weisheit gewissermaßen neu aus einer streng fach-zoologischen Untersuchung, so ist dies Mißverständnis nur möglich auf Grund der haarsträubenden Konfusion der Dinge, die in dem Werke herrscht und auf den Laien einen verhängnisvollen Eindruck allerdings ausüben kann. So werden beispielsweise eine Anzahl Specialdebatten innerhalb des Darwinismus aufgegriffen und viele Seiten lang in einem Sinne behandelt, als gehe es darin dem Darwinismus überhaupt an den Kragen. Zu den interessantesten, aber auch schwierigsten Problemen der Phylogenie, der Stammesgeschichte der Organismen, gehört bekanntlich die Frage nach dem ursprünglichen Zusammenhang der großen Hauptstämme des Tierreichs. Die Lehre Darwins fiel bei ihrem ersten Auftreten schon in eine viel zu weit vorgeschrittene Epoche der Zoologie, um noch einmal den Irrtum der alten naturphilosophischen Schule aus Okens Tagen zu wiederholen, der jene Hauptstämme einfach wie Treppenstufen aufeinandersetzte und etwa das niedrigste Wirbeltier aus dem höchst entwickelten Gliedertier, das niedrigste Gliedertier aber aus dem höchsten Sterntier u. s. w. sich entwickeln ließ. Die neue Systematik des Darwinismus hielt von vorne herein an dem Gedanken fest, daß man hier unbedingt mit dem Prinzip paralleler Stämme arbeiten müsse und daß es sich wesentlich nur darum handeln könne, eine Verknüpfung an der Wurzel zu finden, dagegen nicht um ein schematisches Aneinanderleimen der Wipfel. Ueber die Art, wie diese Wurzelverknüpfung zu denken sei, hat man sich dann gestritten. Häckel hat, wie bekannt, sich für die Ansicht entschieden, daß die sämtlichen Hauptstämme (Wirbeltiere, Gliedertiere, Sterntiere, Weichtiere, Würmer und Pflanzentiere) nicht erst ganz zuletzt im Urreich der einzelligen Wesen ihre Annäherung fänden, — er hat vielmehr aus Einzelligen zunächst eine Grundgruppe hervorgehen lassen, die er als Urdarmtiere bezeichnet und deren Abbild in allen jenen Hauptstämmen als Larvenform (Gastrula) wiederkehrt, von diesen Urdarmtieren leitet er dann als erste Parallelen die Pflanzentiere und die Würmer getrennt ab, im Stamm der Würmer erst aber gabeln sich ihm schließlich auch die höchsten Stämme endgültig auseinander. Das Detail gehört hier nicht zur Sache, auch die Beweiskraft an sich nicht: was deutlich werden muß, ist vor allem nur so viel, daß dieser speciell Häckelsche Stammbaum ein Einzelversuch innerhalb der Wissenschaft der Phylogenie ist. Wenn ein Anderer einen ganz anderen Stammbaum konstruieren wollte, so käme es eben bloß auf die stärkere Beweiskraft an, jeder Versuch der Art bliebe aber ebenso innerhalb der Hauptdebatte. Und so auch der, daß Einer wirklich nun doch alle Stämme zu echten Parallelen machte und sie unabhängig von einander sämtlich aus eigenen Urformen hervorgehen ließe. So zäh Häckel auf seinem eigenen Boden aushält, so hat er doch auch jenen extremen phylogenetischen Experimenten stets theoretisch ihr Recht zugestanden, z. B. in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", achte Auflage, S. 409, wo die polyphyletische und monophyletische Descendenzhypothese völlig objektiv nebeneinander gestellt werden.

Nun muß man sehen, wie Hamann diesen möglichen Streit innerhalb der Phylogenie verwertet, um dem Leser den Anschein zu erwecken, als sei die Wissenschaft der Phylogenie an sich eitel Schwindel. Reichlich die Hälfte seines ganzen Buches und nahezu das ganze zoologische Material, das er überhaupt vorbringt, betrifft lediglich Kritik der monophyletischen Versuche und Verteidigung einer völligen Loslösung der Haupttypen voneinander bis zu den Urformen herab. Kritik wie Beweisführung sind an sich schon des lange nicht

ausreichenden Raumes wegen sehr oberflächlich, — die Kritik zumal macht es sich vielfach dadurch ungemein leicht, daß sie alle möglichen z. T. sehr konfusen Hypothesen z. B. über die Ableitung des Wirbeltierstammes von den Wirbellosen als gleichwertig nimmt und in einer Weise abhandelt, als entsprängen sie sämtlich derselben engeren Schule und böten sämtlich Exempel auf „den" Darwinismus. In dem letzteren Verfahren äußert sich aber eben der eigentliche rote Faden des Ganzen. Mit der größten Behaglichkeit wird allerorten bei Hamann jener Kampf um die Typen-Ableitung innerhalb der Phylogenie aufgespielt als absolute Kritik der Phylogenie selbst und des Darwinismus überhaupt. „Die Darwinisten" heißt es gleich in der Einleitung S. XVII, „lassen die einzelnen Baustämme des Tierreichs mit einander derartig verwandt sein, daß sie den einen von dem andern herleiten." Nach Hamann ist diese Herleitung im Detail nicht stichhaltig, folglich sind „die Darwinisten" gerichtet. Ein andermal liest man „Die Ansicht der Darwinisten, daß aus Pflanzentieren, also aus für eine enge Bedürfnissphäre zugeschnittenen Tieren, andere Typen sich herausgebildet hätten, verwerfen wir." Die Logik der Hamannschen Beweisführung ist dabei strikt die folgende: Innerhalb der Wissenschaft der Phylogenie giebt es zweierlei Stammbäume; der eine, richtige wird von Hamann aufgestellt und ist polyphyletisch bis zum Extrem; der andere ist ein Kollektiv-Stammbaum aus Häckelschen, Semperschen, Kleinenbergschen und noch allerlei andern mehr oder minder einander widersprechenden Hypothesen; der letztere Stammbaum ist falsch; folglich ist die ganze Phylogenie „ein aus lauter subjektiven Ansichten zusammengesetztes" Ding, das gar keinen Wert hat, und der Darwinismus ist als Ganzes geschlagen und abgethan. Und das ist das Raffinement des Buches, daß es sein ganzes Arsenal aus jenem engeren Stammbaumzwist auffährt, bis der Laie übertäubt ist mit lauter Fachzoologie, — um dann jählings mit einem Salto Mortale das Ganze zu überspringen und den Schein zu wecken, als sei die Kritik der Typenableitung eine Kritik des Darwinismus gewesen. Auf das Detail, wie Hamann als Kritiker verfährt, kann ich hier verzichten, ich wollte bloß die Hauptlinie des Fehlschlusses darlegen, die für den Unbefangenen die Gefahr enthält. Engerer Fachkritik mag da eine Ausbeute für sich gelassen sein. Die Flüchtigkeiten sind jedenfalls bisweilen rein unglaublich, z. B. S. 94, wo uns versichert wird, es gebe „Beuteltiere heutigen Tages nur in Neuholland" und ähnliches. Es würde in anderem Zusammenhange vielleicht kleinlich sein, auf so etwas hinzuweisen. Aber das Buch will eine Art biologischen Lehrbuches für Theologen sein und vor der Leichtfertigkeit der meisten übrigen Fachgenossen ausdrücklich warnen: — in solchem Falle wiegt auch das Kleinste doppelt.

Der karge Rest zoologischen Materials, den das Buch neben jener „polyphyletischen" Debatte noch enthält, betrifft die Frage, ob die Entwickelung der Organismen langsam, im Sinne der Darwinschen Zuchtwahl-Theorie, vor sich gegangen ist oder ruckweise, in plötzlichen Umformungen. Hamann vertritt den letzteren Standpunkt, aber sein Versuch, die Zuchtwahllehre zu widerlegen, ist ebenso oberflächlich wie seine Begründung der eigenen Ansicht konfus. Kunterbunt durcheinander laufen bei ihm die verschiedenartigsten Möglichkeiten einer solchen ruckweisen Umwandlung. Bald ist er der kühnste Lamarckianer (also selbst auf dem Boden einer durchaus mechanischen Hypothese), so wenn er uns erzählt, (S. 161) daß ein fleischfressender Vogel, der plötzlich an Körnerfutter gewöhnt wird, sofort und innerhalb derselben Generation eine durch-

greifende Veränderung seiner Magenschleimhaut erfährt, die ihn zum Körnerverdauen geeignet macht. Ein andermal beruft er sich auf Friedrich Albert Lange, der ebenfalls sprungweise Entwickelung vertreten habe; aber Lange hat, wie die citierte Stelle selbst beweist, an ruckweise Umformung innerhalb der Darwinschen Anschauung vom Kampfe ums Dasein gedacht, in der Weise nämlich, daß geologisch auf Zeiten größerer Stäte der Existenzbedingungen solche größerer Störungen dieser Bedingungen gefolgt seien, wobei gerade im Sinne Darwins die stärkere Umwandlung und Auslese der Arten jedesmal in die Zeit der Störungen gefallen sein müßte, was dann den Eindruck ruckweiser Umformung hervorrufe. An den entscheidendsten Stellen endlich aber wird die sprungweise Umformung außerhalb aller mechanischen Vorgänge als Ausfluß eines teleologischen Prinzips dargestellt: eine besondere immanente Gabe erlaubt es den Organismen, sich von Zeit zu Zeit genau nach dem Rezept des großen Zoologen Freiherr von Münchhausen am eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen und auf eine andere Stufe zu stellen.

Mit dem letzteren Prinzip ist, in Hinsicht auf den ganzen Eingang des Buches, jedenfalls das für Hamann wichtigste aufs Tapet gebracht: der Finger Gottes. Von ihm aus erhält man auch erst eigentlich den Schlüssel dazu, warum Hamann mit so rührendem Eifer die polyphyletische Hypothese verteidigt. Seine zoologischen Anschauungen sind nämlich auch in einer höchst drolligen Weise „zielstrebig" und schöpfen ihre Beweiskraft für den theologischen Leser genau so eigenartig aus dem „Zweck" des Ganzen, wie die Organismen des teleologischen Biologen ihre mechanische Kraft aus ihrem Zweck heraus erzeugen. Das Ziel der Hamannschen Beweisführung ist, den Menschen zu retten! Vom Tiere fort für Gott und das eigene Gefühl des Gottesgnadentums zu retten!

Der Mensch darf nach Hamann nicht vom Tier abstammen. Wir haben den Menschen, steht S. 83 wörtlich zu lesen, als das allein mit Vernunft begabte Wesen frei von allem Tierischen zu halten. „Eine Brücke, die Tier und Mensch verbände, giebt es nicht." (S. 120.) „Die Art und Weise, wie eine Abstammungslehre sich zu dem Ursprung des Menschen verhält, entscheidet über ihr Sein. Eine Abstammungslehre die es noch heute unternimmt, den Menschen vom Affen abzuleiten, verdient keine ernste Zurückweisung mehr. Ihr geschieht recht, wenn sie in der Weise des Reymond belacht und bespöttelt wird." (S. 84.) Denn die Affen zeigen nur „Abschreckendes" (S. 105), sie sind, wie es S. 114 besonders geschmackvoll heißt, nur „Biester". Und der ganze Zweck der darwinistischen Hypothesen war letzten Endes bloß „das Bestreben, den Menschen möglichst von dem Standpunkte, auf den er als Herr der Schöpfung gestellt worden ist, herabzuziehen." (S. 118.) Vollends scheint es „a priori (sic!!) eine Ungeheuerlichkeit" den Menschen von noch niedrigeren Tieren als den Affen, z. B. „Wesen, zu denen unser Regenwurm ja auch gehört," herleiten zu wollen. „Wäre es nicht ein unfaßbares Rätsel wie aus Wesen, die so aufgehen in ihren Bedürfnissen, ein Mensch solle hervorgegangen sein mit seinem Sehnen und seiner Vernunft?" (S. 44).

Man sieht leicht, wie von solchen Forderungen „a priori" aus für Hamann, wenn er nicht den ganzen Entwickelungsgedanken schlechthin aufgeben wollte (er steht nahe genug dabei, aber den ganzen Fluch der Lächerlichkeit, der in diesem Unterfangen läge, hat er doch nicht auf sich zu nehmen gewagt), nur übrig blieb, die polyphyletische Ableitung so ins Extrem zu treiben, daß der Mensch vom Urwesen bis zum Homo sapiens seine eigene von den Tieren

unabhänige Ahnenkette erhielte, in der, im Gegensatz zu den tierischen Ketten, der reine, ungetrübte Gottesstrom aufwärts rauschte. In Ueberresten erhalten ist von diesen inspirierten Menschenahnen ihres embryonisch weichen Zustandes wegen absolut gar nichts, wir können uns über sie „nur wenige Gedanken machen". „Die Grundform" heißt es S. 147, „die nicht einer bestimmten Ordnung den Ursprung gebend „stetig zur Menschwerdung hinarbeitete", also die Fähigkeit bewahrte, dereinst die höchsten Geisteseigenschaften, Sprache, Religion und Moral auszubilden, haben wir uns als den direkten Vorfahren des Menschen zu denken." So ist der Mensch vom Tier errettet. Ueber seiner Herkunft liegt von neuem der Schleier des nie zu Ergründenden. Der Alp der Paläontologie, der Embryologie, der vergleichenden Anatomie sind wieder von der armen, so schwer bedrängten Schöpfungskrone genommen. Wie diese Wissenschaften der Reihe nach zum Tempel hinausgeworfen werden, das ist die leichteste Arbeit des Buchs. Die embryologischen Analogieen sind teils bewußte Fälschungen Häckels, teils Irrtümer anderer, — was bei der haarsträubenden Konfusion der Polemik übrigens nicht ausschließt, daß an andern Orten Hamann selbst die Embryonalähnlichkeiten für sich verwertet und mit dem biogenetischen Grundgesetz selber operiert. Je nach Bedarf werden genau dieselben Gewährsmänner dem Laien als absolute Autorität hingestellt und dann wieder als ganz schwache Köpfe ohne Wert. Wenn Karl Ernst von Baer die zum Verwechseln hohe Aehnlichkeit junger Wirbeltierembryonen betont, so ist das ein „Geschichtchen", das er sich geleistet, und seine Ansicht würde sich heute der vorgeschrittenen His'schen Embryologie gegenüber jedenfalls ändern müssen. Wenn aber derselbe Baer das Schwänzchen des Menschenembryo für eine Fabel erklärt, so ist er der unvergleichliche Altmeister der Embryologie, den man absichtlich totgeschwiegen hat. Und wie mit den menschlichen Autoritäten, so geht es mit den Thatsachen. Eine paläontologische Uebergangsform von Klasse zu Klasse wie der Archäopteryx wird abgethan als der „unglückliche Archäopteryx, der eine Zeitlang es sich gefallen lassen mußte, als hypothetische Stammform zu gelten", durch „die Untersuchungen von Dames" aber „wieder zum Vogel degradiert worden" ist. Vor einer angeblichen Lücke in der Paläontologie wie dem Fehlen der Säugetiere in der Kreide wird dagegen mit Pathos verlangt, daß man endlich eine Erklärung, die dieser Thatsache gerecht werde, geben möge, — nebenbei bemerkt eine Forderung, die selbst in dieser Begründung seit Erscheinen des Buches durch die Funde in Nordamerika antiquiert ist und sich deshalb doppelt drollig liest.

Machen wir Schluß. Die Methode des ganzen Werkes dürfte auch dem Laien, der über den Wert der thatsächlichen Angaben aus dem zoologischen Fachgebiet nicht miturteilen kann, genügend klar geworden sein. Die Methode ist aber das einzig Originale des Buches. Das sachliche Material, ist, so weit es sich gegen den Darwinismus richtet, nicht nur in der angedeuteten Weise schwach, sondern es ist auch überwiegend uralt. Wer die ältere Litteratur des Darwinismus einigermaßen kennt, begegnet den sämtlichen alten Bekannten aus den ersten Kämpfen wider die neue Lehre. Die kleine Studie des greisen Baer ist, in Citate zerteilt, fast ganz bei Hamann wieder abgedruckt, und das Buch Eduard von Hartmanns über Wahrheit und Irrtum des Darwinismus feiert eine fröhliche Auferstehung. Wenn man bedenkt, daß Hamann noch 1889 begeisterte Häckelianer war und Professor der Phylogenie in Jena werden wollte, daß das Buch aber bereis 1892 erschienen ist, so sollte man doch eher erwarten,

seine rasche Bekehrung müsse erfolgt sein auf Grund besonders auffälliger neuer Forschungsresultate. Mit jener älteren kritischen Behandlung der Darwinistischen Probleme sollte er doch wohl schon zu Beginn seiner gesamten biologischen Studien überhaupt sich auseinandergesetzt haben, anstatt daß er sie jetzt als für ihn neue Heilswahrheiten erst entdeckt. Doch dem sei wie ihm wolle: alt und neu ist hier eine Personenfrage. Die wissenschaftliche Frage ist: logisch oder unlogisch. Hamanns Buch, wie es dasteht, ist ein wahres Monstrum innerer Unlogik. Ein Eindringen in den letzten, eigentlich philosophischen Teil des Ganzen würde das noch in tollster Gestalt zeigen. Doch hier ist die kritische Analyse kaum so nötig. Ueber die Heilsthat des Dubois-Reymond'schen Ignorabimus baren Unsinn schreiben, ist nicht halb so gefährlich, wie Theologen über fachzoologische Debatten in einer gefärbten und unzulänglichen Weise, aber mit dem vollen Pathos des Fachmanns aufklären zu wollen.

Darüber ist objektiv kein Zweifel, daß ein Buch wie dieses einer Strömung des Moments, die sich bei uns der materiellen Macht erfreut, äußerst gelegen kommt. Der Geist, der durch gewisse Luftschichten bei uns immer stärker bläst, immer mehr sich anschickt, aus aller Salbung herauszufallen und ein rechter, echter Sturm wider die Freiheit der Gedanken zu werden, kann nichts mit mehr Freude begrüßen, als die Rettung mystischer Gottesmission im Menschen, — nicht der Mission, die ein Mann wie Goethe in sich fühlte, der stolz war, ein Kind der Natur sich zu nennen und an allem teil zu haben, was der Kosmos umschloß, — sondern jener, die sich nur sicher fühlt, wenn sie eine besondere Reihe göttlich inspirierter Ahnen hinter sich hat, die sich als schützende Leibwache zwischen sie und die „abschreckende" Allgemeinheit der Dinge schiebt.

Ueberlassen wir das Werk dem traurigen Schicksal, dort der willkommene Lehrmeister zu sein, — es verdient es nicht besser!

Zola's Doctor Pascal.

Von **Georg Ledebour.**

In der Widmung, die Zola dem „Doctor Pascal“ voraufschickt, bezeichnet er diesen letzten Roman der Rougon-Macquart-Kette als „das Resumé und den Abschluß seines ganzen Werkes“. Den hier skizzierten Zweck erfüllt die Arbeit gewiß; aber unter dem Bedürfnis zu resumieren und abzuschließen hat „Doctor Pascal“ als Erzählung beträchtlich an Wert eingebüßt. Aus einem Roman ist dem Verfasser unter den Händen ein im Romangewand gekleidetes und mit naturwissenschaftlichen Bemerkungen gespicktes Nachwort zu den voraufgegangenen wirklichen Romanen geworden, dem nur das einen Wert verleiht, was uns einen Einblick in die Denkweise des Verfassers und somit die bessere Erkenntnis seiner dichterischen Eigenart gestattet.

Die Fabel des Romans ist leicht erzählt. Es ist die Liebe eines rüstigen Greises, eines selbstlosen Mannes der Wissenschaft, und seiner jugendlichen Schülerin, an sich ein häufiger und psychologisch leicht erklärlicher Vorgang. Phantasievolle, lernbegierige junge Mädchen, besonders solche, die wenig oder gar keine Gelegenheit haben, mit jungen Männern ihres Alters in engeren Verkehr zu geraten, verlieben sich meist — erfahrene Schulvorsteherinnen befürchten sogar, immer — in ihre Lehrer. Deren höheres Alter ist da kein Hindernis, sofern nur körperliche Rüstigkeit und geistige Frische des verehrten Lehrers dem jungen Mädchen den naiven Glauben ermöglicht, daß sie das Muster aller Männlichkeit und geistigen Heldenhaftigkeit vor sich schaue. Die Phantasie des Weibes und ihre ersten Blutwallungen thun dann das übrige, und wenn Umstände und Gelegenheit günstig sind, nimmt die Liebe zwischen Abälard und Heloise ihren naturgemäßen Verlauf, auch dann, wenn Abälard statt 30 schon 60 Jahre zählt.

Die Umstände sind in diesem Falle für Abälard-Pascal und Heloise-Clotilde so günstig wie möglich. Pascal Rougon führt als Arzt, der von seinen Renten leben kann, ein beschauliches Gelehrtendasein in einer idyllisch gelegenen gartenumgebenen Villa in der Nähe seines Geburtsortes Plassans. Clotilde, die Tochter seines Bruders, des Finanzschwindlers Aristide Rougon, genannt Saccard, des Helden von „L'Argent“, wächst unter Pascals Obhut auf als seine Schülerin und Gehilfin bei wissenschaftlichen Arbeiten. Wie Pascal frei geblieben ist von den unangenehmen Eigenschaften der Familie Rougon, artet Clotilde auf ihre mütterlichen Ahnen, ein lebensfrohes, gutherziges Mädchen von normaler Intelligenz und gestaltbarer Individualität, die unter den Händen ihres Onkels sich zum Guten entwickelt. Eine Zeit lang treibt der Ueberschwang ihrer Einbildungskraft, das einzige Erbteil vom Vater, sie zur Mystik und Religionsschwärmerei. Die Verhetzungen der bigotten, selbstsüchtigen Großmutter entfremden sie vorübergehend dem Oheim, den sie durch allerhand Gewaltmittel und Fallenstellereien für den Himmel zu retten hofft. Schließlich indeß behält der überlegene und humane Gelehrte in diesem häuslichen Kampfe den Sieg und indem er ihren Geist überzeugt und ihren Körper bändigt, erweckt er in ihr die volle Geschlechtsliebe, deren Macht sie veranlaßt, sich ihm rückhaltlos hinzugeben. Pascal, der seine Nichte längere Zeit im stillen geliebt, genießt eine kurze Zeit des höchsten Glücks. Beide bekennen ihre Liebe

offen, ohne sie weder durch einen Priester noch durch das Standesamt obrigkeitlich registrieren zu lassen; derartige Nebendinge verschieben sie auf eine gelegenere Zeit. Pascals Mahnwort an Clotilde: „Lerne das Leben kennen, liebe es, lebe es so, wie es gelebt sein muß: es giebt keine andere Weisheit!" bethätigen Lehrer und Schülerin in wechselseitiger Glückschaffung. Alles das ist hübsch gedacht von dem Dichter, läßt indeß in der Darstellung der seelischen Prozesse die Vertiefung vermissen. Die ganze Liebesentwickelung spielt sich mehr in äußerlichen Vorgängen ab, die wiederum nicht gerade durch Originalität und Feinheit der Schilderung fesseln. Das Abälard- und Heloise-Motiv, das dieser Liebesgeschichte zu Grunde liegt, wird nun keineswegs zu seinem Vorteil verändert durch ein anderes uns weniger sympathisch berührendes. Der Dichter selbst zieht mit einer herausfordernden Aufdringlichkeit wiederholt ein anderes litterarisch berühmtes Liebesverhältnis — oder sagen wir lieber Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Weib — zum Vergleich heran: die Beziehungen des König David zu der schönen Sulamith, die er sich auf den Rat der Aerzte als Bettgenossin zugesellte, um durch ihren jugendfrischen Körper seinen alternden Gliedern neue Lebenskraft zuzuführen. Daß dieses alttestamentarische Heilmittel seinen Zweck erfüllt, unterliegt immerhin noch gerechtem Zweifel; indeß Zola, der moderne Mediziner und realistische Poet, adoptiert es rückhaltslos, schwelgt in der Ausmalung dieses Vergleichs und läßt das Liebespaar selbst darin schwelgen. Clotilde malt sich als Sulamith, auf deren nackten Oberkörper der greise Pascal-David sich stützt. Als sie im Verlaufe ihres Liebeslebens ihrem „vieux roi" einmal mit ihrem Körper eine „fête royale" bereitet, leitet sie das ein durch eine langatmige Aufzählung der Körperreize, die sie seinen Liebkosungen preiszugeben beabsichtigt. Eine solche greisenhafte Schwatzhaftigkeit mag vielleicht einem alternden Psalmendichter oder Romancier angebracht erscheinen, sie klingt uns unfein im Munde eines liebenden Mädchens in solcher Stunde. Cela ne se dit pas. Eine Heloise, die in glühender Liebe und Bewunderung ihrem Abälard sich hingiebt und wäre er ein Greis, ist uns auch jetzt noch eine der edelsten weiblichen Idealgestalten, aber eine Sulamith, deren orientalischen Sklavensinn es schmeichelt, einem gekrönten Greis als lebende Wärmflasche und Regenerationsmittel zu dienen, steht doch zu tief unter dem Empfinden eines Kulturmenschen. Man sollte uns doch mit den unappetitlichen Typen des alten Testaments in modernen Dichtungen verschonen.

In ihrem Liebesleben erfahren Pascal und Clotilde, abgesehen von dem mißgünstigen Geklatsch etlicher Philister und alter Weiber, keinerlei Anfechtungen, bis eine wirtschaftliche Katastrophe über Pascal hereinbricht. Der Bankier, bei dem er sein Vermögen hinterlegt hat, macht Bankrott. Zola beabsichtigt, aus dieser Katastrophe die Beweggründe zu einer Trennung zwischen Pascal und Clotilde herzuleiten, die schließlich zu dem plötzlichen Tode des vereinsamten greisen Liebhabers führen soll. Die psychologische Begründung der freiwilligen Trennung beider ist nun aber völlig mißlungen. Man stelle sich vor, wie Zola uns den Mann und das Weib schildert: völlig vorurteilsfrei, ohne Besitzerraffungsinstinkte, die Wissenschaft über alles andere menschliche Streben stellend und in ihrer wechselseitigen Liebe beide ihr höchstes Glück erblickend. Da bricht die Katastrophe herein. Pascal ist für den Augenblick einkommenlos. Das vorhandene Geld ist bald bei der Sorglosigkeit des alten Gelehrten aufgezehrt. Die aus seiner nebenher betriebenen Praxis ihm zukommenden ärztlichen Honorare hat er nie eingefordert. Was ihm nicht freiwillig zuging, ließ er ausstehen. Jetzt macht er sich daran, schriftlich und schließlich mündlich diese Honorare einzufordern. Das mißlingt völlig; kein Pfennig kommt ein. Nebenbei bemerkt, ist das ein völlig unrealistischer Zug, den der große Realist skrupellos in sein Romangewebe einflickte, da er die plötzliche Mittellosigkeit Pascals motivieren mußte. Unrealistisch, unwahr ist deshalb dieser Zug, da es bei der Durchschnittsbeschaffenheit menschlicher Charaktere ganz undenkbar ist, daß eine Anzahl zahlungsfähiger, wenn auch noch so engherziger Schuldner einen Arzt, dem sie Heilungen zu danken haben, von dem sie vielleicht noch ärztliche Behandlungen erwarten

samt und sonders in Stich lassen trotz seiner Mahnungen und trotzdem sie wissen, daß er unverschuldet in Not geraten ist. So etwas thun selbst nicht einmal die Philister der Kleinstadt Plassans. Bei einem Prozentsatz der Aufgeforderten wenigstens siegt das Rechtlichkeitsgefühl über befriedigte Mißgunst und philiströse Knauserei.

Schlecht motiviert wie die augenblickliche Geldlosigkeit ist auch die vorausgesetzte dauernde Mittellosigkeit Pascals, denn er hat noch ein unverschuldetes Haus und kann sich für die Zukunft wenigstens einigermaßen auf die finanzielle Ausnutzung seiner Praxis verlassen.

In dieser Lage bietet sich nun für Clotilde eine Unterkunft im Hause ihres Bruders Maxime, der, durch das Geld seiner verstorbenen Frau bereichert, in Paris an der Rückenmarkschwindsucht infolge unsagbarer Ausschweifungen dahinsiecht. Daß nun Pascal sein geliebtes Weib — denn das ist Clotilde der That nach — überredet, zur Pflege dieses widerlichen Burschen nach Paris zu gehen, weil sie sich dort „in einer geachteten Lebensstellung" befindet und Aussicht hat, einmal des Bruders Vermögen zu erben, und daß Clotilde sich überreden läßt, ihrem geliebten Gatten, dem sie Glück und Leben bedeutet, zu verlassen, — das ist es, was Zola uns nicht begreiflich zu machen versteht, obgleich er allerhand Erklärungsgründe dafür zusammenträgt.

Wie er uns Pascal und Clotilde geschildert hat, müßten sie zusammenhalten fest und unerschütterlich in ihrer Liebe, in der Not noch fester als im Glück. Daß Pascal den Aufenthalt im Hause jenes depravierten Jämmerlings wegen der „bürgerlichen Respektabilität" und wegen der Vermögensvorteile für begehrenswert hält, widerspricht ganz dem Charakter und der Lebensauffassung, die Zola ihm zugelegt hat. Pascal ist sich sogar nicht einmal unklar über die seelischen Gefahren, welche ihr das Leben in einer solchen moralischen Sumpfluft bereitet. Er fragt sich häufig: „Hatte er recht, sie dort zu lassen, in diesem schlechten Milieu, wo er allerhand Abscheulichkeiten in ihrer Nähe spürte?" Trotz seiner Unruhe fährt er aber fort „ihr gute Ratschläge zu geben, ihr zu wiederholen, daß es ihre Pflicht sei, sich bis zum Ende aufzuopfern."

Pascal selbst ist von dem absonderlichen Aufopferungsrappel ergriffen, daß er das junge Mädchen von sich trennen müsse, weil er sein Vermögen verloren. Begreiflich wäre es, wenn er an solche Aufopferung gedacht hätte, ehe ihrer beider Liebe sich voll entwickelt hatte. Vermögensrücksichten irgend welcher Art durften ihn später nicht dazu führen. Völlig pervers empfunden ist es aber, wenn er ihr die Aufopferung für einen verkommenen Lüstling einzureden sucht, und noch unbegreiflicher erscheint es uns, daß Clotilde durch Pascals Aufopferungskomödie getäuscht wird und ihn verläßt. Es kommt allerdings häufig genug im Leben vor, daß weichherzige Frauen sich durch falsches Mitleid und falsches Pflichtgefühl zur Selbstaufopferung für ganz wertlose Geschöpfe treiben lassen. Will der Dichter uns einen solchen Vorgang schildern, so muß er ihn auch seelisch völlig begreiflich machen, wie das Zola selbst trefflich in seinem Roman „La joie de vivre" gelungen ist. Die Aufopferung der Pauline Quenu ist lebenswahr und psychologisch richtig erklärt und macht den Roman zu Zolas bestem Seelengemälde. Die Handlungsweise Pascals und Clotildes läßt unsern Verstand unbefriedigt und verletzt unser Empfinden. Es wirkt nur komisch, wenn beide sich hin und wieder in der Betrachtung ergehen: „Ja, wenn das Kind gekommen wäre!" Als wider Erwarten schließlich „das Kind, der Zweck der Liebe" sich anmeldet, packt dann auch schleunigst Clotilde die Koffer und reist mit Zustimmung Pascals nach Plassans zurück, um den Vater des Kindes tot zu finden, plötzlich gestorben an einem Herzleiden, das der Trennungskummer verschlimmert hatte.

Das ist das Schicksal Pascals und Clotildes, die sich kaum anderen berühmten Liebespaaren der Litteratur und Geschichte in der Erinnerung der Menschen anreihen werden. Ihre Geschichte wird nun aber überwuchert von einer Fülle nicht einmal ornamentalen Beiwerks, das dem Bedürfnis Zolas, die Rougon-Macquart zu resumieren und abzuschließen, sein Entstehen verdankt.

Pascal selbst repräsentiert den Dichter, wenigstens, was dessen Lebensauffassung und Lebensziele anbetrifft. Dem Arzte von Plassans werden hin und wieder Aussprüche in den Mund gelegt, die eine Rechtfertigung für den Dichter der Rougon-Macquart enthalten; so, wenn er in einem Wortwechsel zu seiner Mutter, die als alte Bonapartistin den Niedergang Frankreichs bejammert, sagt: „Laß doch Frankreich in Ruhe . . . Frankreich hat ein zähes Leben, und ich finde, daß es auf bestem Wege ist, die Welt durch die Schnelligkeit seiner Genesung zu überraschen . . . Gewiß es giebt viele faule Elemente. Ich habe sie nicht verborgen, ich habe sie vielleicht zu sehr ans Licht gezogen. Aber Du verstehst mich nicht, wenn Du Dir einbildest, daß ich an die schließliche Vernichtung glaube, weil ich auf die Wunden und Schwären hinweise. Ich glaube an das Leben, das unablässig die schädlichen Körper ausscheidet, das neues Fleisch bildet, um die Wunden zu verschließen, das aus eigener Kraft der Gesundheit zustrebt, der beständigen Wiedererneuerung unter den Unreinheiten des Todes."

So spricht nicht 1874 der „Doctor Pascal" in Plassans, sondern 1893 der Apologet von „La Terre", „L'Argent", „La Debacle".

Auch durch seine Lebensaufgabe wird der alte Arzt mit dem Verfasser der Rougon-Macquart identificiert. Dr. Pascal beschäftigt sich damit, an den Gliedern seiner Familie die Gesetze der Vererbung menschlicher Eigenschaften zu studieren. Was er von irgend einem Mitgliede dieser korrupten und korrumpierenden Familie in Erfahrung bringen kann, trägt er in Einzelheften zusammen und stellt auf Grund der Einzelbeobachtungen Hypothesen über die Gesetze der Vererbung auf. Es ist das also die supponierte, wissenschaftliche Vorarbeit für den Roman-Cyklus, „die Lebensgeschichte unserer Familie, welche die Geschichte aller Familien, ja der gesamten Menschheit ist: viel Böses und viel Gutes . . ."

Der Stammbaum der Rougon-Macquart, wie ihn angeblich der Romanheld zusammengestellt hat, ist dem Buche beigegeben. Alle anderen Dokumente hat die Mutter Pascals, die ehrgeizige und gewissenlose Geschäftsdame Felicite Rougon, nach dem Tode ihres Sohnes den Flammen übergeben.

Zola glaubt, daß er mit dieser poetischen Ausgestaltung der Vererbungshypothese der Wissenschaft die Bahnen weist, wie es bei den Wissenschaften in ihrem Anfang Brauch sei, „daß die Poeten den Gelehrten voranmarschieren". Jedenfalls ist in Zolas Vererbungsmärchen recht viel Poesie und wenig Wissenschaft enthalten.

Um seinem Doktor Pascal übrigens auch sonst das Gepräge eines Gelehrten zu verleihen, läßt der Dichter ihn eine neue Kurmethode für Nervenleiden erfinden: die Einspritzung mit Hammelhirnextract.

Man hat das sehr lächerlich gefunden; mit Unrecht. Man kann von keinem Dichter verlangen, daß er bei der Schilderung eines Gelehrten oder Erfinders, dieses Geschöpf seiner Phantasie wirkliche Entdeckungen von wissenschaftlichem Werte verkünden läßt. Es genügt, daß er ihn symbolisch bei wissenschaftlichen Arbeiten zeigt, die in ihrer Symbolik den allgemeinen Charakter der Wissenschaft der Zeit treffen. Einspritzungsversuche mit Hammelhirn sind schließlich nicht lächerlicher, als die ganze Experimentalmedizin, der vieles mißlingt, einiges gelingt, das dann als großartige wissenschaftliche Errungenschaft ausposaunt wird.

Einige Stellen in den Unterhaltungen zwischen Pascal und Clotilde deuten auch darauf hin, daß beide Personen als Symbolisierungen der älteren realistischen Litteratur Frankreichs und ihrer Schülerin, der Litteratur des Symbolismus und Neomystizismus gedacht sein könnten. Ist das der Fall, so ist Zola glücklicherweise bei dieser Selbstversymbolisierung diskreter verfahren, als ein anderer großer, alternder Dichter der Gegenwart: Ibsen im „Baumeister Solneß". Aus ist es zwar mit Doktor Pascal, wie es „aus ist mit dem Baumeister Solneß, wenn die Jugend zu ihm kommt." Aber nachdem Clotilde unter Pascals bändigender Hand „den Kampf zwischen dem Realen und dem Chimärischen" glücklich überstanden, werden Pascal und Clotilde in ein ganz reales, natürliches Liebesverhältnis hinüber gerettet, während Baumeister Solneß, von der Jugend allegorisch aufgestachelt, allegorisch auf

einen hohen Turm hinaufklettert, allegorisch hinunterpurzelt und sich allegorisch das Genick bricht. Gegen diese allegorische Papier-maché-Attrappe ist Doktor Pascal die reine Saftbirne.

Die unerfreulichste Beigabe des Romans ist die im Interesse des Cyklus-Abschlusses vom Verfasser vorgenommene Abkehlung und Beisetzung einer Anzahl Rougon-Macquarts, die dem Familienblutbade früherer Romane entronnen waren. Die Urgroßmutter des Geschlechts, Adelaide Fouque, genannt Tante Dide, seit 23 Jahren blödsinnig, stirbt, 105 Jahre alt am Hirnschlag. Den dazu erforderlichen Schreck versetzt ihr der Verblutungstod ihres Ur-Urenkels Charles Rougon, der, von Geburt Halbidiot mit geschwächter Lebenskraft, dem Nasenbluten erliegt. Sein Vater Maxime, der depravierte Boulevardier, stirbt, wie wir nebenbei erfahren, an einigen Extraausschweifungen durch Nervenlähmung. Für den alten Strolch Antoine Macquart hat Zola eine besondere Todesart aufgespart. Nachdem seine liebenswürdige Schwägerin Felicite Rougon vergeblich durch Verleitung zum Trinken ihn dem gewöhnlichen Säufertode zuzutreiben versucht hat — er vertilgt ihre Liqueurgeschenke ohne etwelche Beschwerde und betrinkt sich gewissenhaft jeden Tag — verbrennt er eines schönen Nachmittags mit Haut und Haar und Knochen, nachdem ein Funken aus seiner Pfeife die seinem Fleische entströmenden Alkoholgase in Brand gesetzt hat. Die wackere Felicite hat die Genugthuung, dem Beginn dieser Selbstverbrennung des unbequemen Familienmitgliedes mit anzusehen und schleicht sich auf den Zehenspitzen davon, um den Schläfer aus seinem Schnapsrausch nicht zu erwecken. Zolas Originalerfindung ist diese Todesart übrigens auch nicht, denn Dickens läßt in seinem Roman „Bleak House" einen alten Säufer auf ganz gleiche Weise umkommen.

Die Familienmitglieder, die in dem Romane auftreten, sind uns aus früheren Romanen bekannt. An sich erwecken sie in diesem Schlußwerk keinen Anteil und kein Interesse. Zu ihrer Charakterisierung behilft sich Zola mit einigen stereotypen Wendungen, die gleich Wagnerschen Leitmotiven ertönen, sobald die Figur auf der Bühne erscheint. Bis zur völligen Manieriertheit ist diese von Zola früher schon angewandte Charakterisierungsmethode ausgeartet. Wir erfahren jedesmal, daß die achtzigjährige Felicite noch den Gang und die Gewandtheit eines jungen Mädchens hat, daß Charles mit seinen langen blonden Locken und den zarten, nichtssagenden Zügen wie „einer jener Dauphins, der letzte Sprößling eines entarteten Königsgeschlechts" aussieht, wie denn Pascal selbst „einem jener alten Könige" wiederholt verglichen wird.

Recht altersschwach muten uns die eingestreuten moralischen und politischen Weisheitssprüche des Verfassers an. Zola ist auf dem Philisterstandpunkt angelangt, daß trotz Schmutz und Unrecht eigentlich alles zum Besten bestellt ist in dieser besten aller Welten, so daß man meinen könnte, Voltaire habe seinen Roman Candide für den Verfasser der Rougon-Macquart umsonst geschrieben.

Anmutig klingt die Schlußscene des Romans aus. Clotilde, ihr Kind säugend, den nachgeborenen Sohn Pascals, versinnbildlicht uns das Erneuerungsvermögen des ewig jungen Menschengeschlechtes. Darin kann man Zola beistimmen, wenn man die Gegenwart auch schlimmer beurteilt als er: an der Zukunft des Menschengeschlechts brauchen wir nicht zu verzweifeln.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Die Vorexpedition der Freiland-Bewegung.

Zu den nächsten Zielen der Hertzkaschen Freilandbewegung, über die im Juniheft dieser Zeitschrift eingehend berichtet ist, gehört bekanntlich die Gründung einer wirklichen freien Kolonie auf gleichsam „jungfräulichem" Boden. Ausersehen ist eine Gegend in Afrika. Eine Vorexpedition soll nun das Terrain zunächst genau rekognoscieren. In dem höchst bezeichnenden Aufruf, den Theodor Hertzka in seiner Zeitschrift „Freiland" erläßt, heißt es darüber wie folgt. „Die Absicht des Executiv-Komitees geht dahin, zunächst eine aus 40—50 Genossen bestehende Vorexpedition an den oberen Tana zu senden, dort eine Station anzulegen und von dieser ausgehend in das eigentliche Keniagebiet vorzudringen. Die günstige Aufnahme an der Küste und der freie Durchzug ist infolge der Mission Dr. Wilhelms in London gesichert. Ein festes Kostenpräliminare für diesen ersten Zug liegt noch nicht vor und kann den Genossen erst unterbreitet werden, wenn die im Zuge befindlichen Erhebungen an der Witu-Küste über die Preise der dort anzuschaffenden Vorräte (hauptsächlich Getreide und Vieh) sowie über die Löhne der anzuwerbenden schwarzen Begleitmannschaften abgeschlossen sind. Es ist beabsichtigt, diesen Teil der Vorbereitungen einem leistungsfähigen afrikanischen Handlungshause in Akkord zu geben, derart, daß die bezüglichen Ansätze sich in festen, jeder Unsicherheit entrückten Summen darstellen. Da der aufzubringende Kostenbetrag sich in erster Reihe nach der Zahl der Teilnehmer dieses ersten Zuges richten wird, so erscheint es durchaus nötig, zunächst über diesen Punkt Klarheit zu erlangen. Die Gesinnungsgenossen, die am Zuge teilnehmen wollen, werden daher aufgefordert, sich bis längstens Ende August entweder an eine der freiländischen Ortsgruppen oder an das Executiv-Komitee (Adresse: Dr. Hertzka, Wien, VIII., Langegasse 53) zu wenden und dabei präcise Angaben über Alter, Gesundheit, bisherige Beschäftigung und über die Höhe des Beitrages, welchen sie dem Unternehmen zu widmen in der Lage und gewillt sind, zu machen. Es wird dabei bemerkt, daß die bisnun erfolgten Anmeldungen als nicht bindend betrachtet werden, die Betreffenden sich also neuerlich anmelden müssen, soll bei Zusammenstellung der Expedition auf sie Rücksicht genommen werden. Des Ferneren ist in Erinnerung zu bringen, daß die Teilnehmer der Expedition unter allen Umständen vor Antritt der Reise von Seiten des Komitees einer ärztlichen Untersuchung unterzogen und nicht vollkommen geeignet Befundene unnachsichtlich zurückgewiesen werden müssen. Die angemeldeten Beiträge werden erst unmittelbar vor Abgang der Expedition und zwar an die Kasse des Executiv-Komitees einzuzahlen sein. Ob zu diesem ersten Zuge bloß solche Genossen zugelassen werden, welche die auf annähernd 1000 Mark taxierten Kosten ihrer Ausrüstung und Beförderung aus eigenem decken, oder ob nicht etwa besonders geeignet befundene Bewerber auch ohne dieses aufgenommen werden, bleibt späterer Entscheidung durch das Komitee vorbehalten; ebenso ist dem Komitee vorbehalten, auch unter den, den Kostenaufwand ihrer Beförderung selber deckenden Bewerbern nach seinem und des Expeditionsleiters Ermessen eine Auswahl zu treffen, wobei es sich von selber versteht, daß die Zurückgewiesenen auch zu keinerlei Zahlung verhalten sind. Neben diesen zur Durchführung der eigentlichen Expeditions- und Niederlassungsarbeiten bestimmten ordentlichen Genossen ist auch die Mitnahme von außerordentlichen Teilnehmern beabsichtigt, Personen, die den Zug mitmachen wollen, ohne eine Verpflichtung zur Teilnahme an den Arbeiten unserer Kolonisten zu übernehmen. Diesen außerordentlichen Mitgliedern, als welche im übrigen gleichfalls nur vollkommen gesunde, kräftige Männer acceptiert werden, soll innerhalb des Rahmens der unerläßlichen Expeditionsdisciplin volle Freiheit der Bewegung eingeräumt werden und dieselben haben für ihre Hin- und Rückbeförderung, sowie für halbjährige Unterkunft und Verpflegung einen Beitrag von

5000 Mark zu leisten. Es steht den Betreffenden auch frei, sich die Beistellung einer Begleitmannschaft von Trägern und schwarzen Soldaten, zum Zwecke kleinerer selbständiger Forschungs- und Jagdausflüge, auszubedingen, wofür dieselben eine vorher mit dem Komitee zu vereinbarende Zuschlagsgebühr zu entrichten haben werden. Hierzu wird bemerkt, daß solche Wünsche, um Erfüllung zu finden, rechtzeitig, d. i. mindestens einen Monat vor Antritt der Reise, angemeldet werden müssen. Wegen Führung der Expedition von der Witu-Küste ins Innere, sind Verhandlungen mit dem bekannten Afrikaforscher Edward Goode Hore eingeleitet, demselben, der sich 11 Jahre hindurch, nämlich von 1877—1888 am Tanganyika aufhielt und dem die moderne Geographie die eigentliche Erforschung dieses gewaltigen innerafrikanischen Sees verdankt. Die Gewinnung dieses Mannes würden wir nicht bloß aus dem Grunde für einen besonderen Vorteil erachten, weil er zu den gründlichsten Kennern centralafrikanischer Verhältnisse zählt, sondern mehr noch deshalb, weil es seinem Takte und seiner ruhigen Festigkeit gelungen war, 11 Jahre hindurch im tiefsten Innern des schwarzen Weltteils zu verweilen, ohne es jemals nötig gehabt zu haben, von den Waffen Gebrauch zu machen. Es versteht sich von selbst, daß das Arbeitsprogramm unserer Expedition unmöglich heute schon und von hier aus in allen Details festgestellt werden kann. Es ist nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich, daß örtliche und zeitliche Notwendigkeiten die schließliche Ausführung sehr verschieden von den ursprünglich noch so fest gefaßten Plänen gestalten werden; ebenso ist es möglich, daß das Executiv-Komitee, welches kaum vor dem Monat September zusammentreten wird, Aenderungen an dem hier mitgeteilten Plane vornimmt. Insbesondere die genaue Fixierung des Zeitpunktes für den Antritt der Expedition muß dem Komitee vorbehalten bleiben; die Feststellung dieses letzteren für den Monat November, nach Ablauf der kleinen Regenzeit, ist daher noch nicht als endgiltig zu betrachten, und dies ist umso weniger der Fall, als mit Bestimmtheit nicht vorhergesagt werden kann, ob bis dahin die im Zuge befindlichen Vorbereitungen schon abgeschlossen sein werden. Denn es besteht für alle Fälle die Absicht, die Organisation so einzurichten, daß die an den obern Tana entsendeten Genossen, an der ostafrikanischen Küste in Lamu angelangt, bereits alles für den sofortigen Antritt des Zuges ins Innere vorbereitet finden und es daher nicht nötig haben, gleich den meisten bisherigen innerafrikanischen Expeditionen monatelang an der Küste zu verweilen. Es ist damit der doppelte Vorteil verknüpft, daß erstlich die Kosten geringer sind und zum zweiten die Gefahren längeren Aufenthaltes an den ungesunden Küstenorten vermieden werden können. Die Expedition soll daher sowohl die erforderliche schwarze Begleitmannschaft als die Vorräte an Vieh und Getreide bei ihrer Ankunft in Lamu bereits vorfinden und dort sowie am untern Tana nur insolange verweilen, als zur Umpackung der aus Europa mitgebrachten Werkzeuge, Vorräte und Tauschartikel, zur Adjustierung der Tana-Boote und zu ähnlichen Endarbeiten notwendig ist, wozu, wenn alles genau in einandergreift, zwei, höchstens drei Wochen genügen dürften. Auch sind bereits Verhandlungen im Zuge, um mit Hilfe des oben erwähnten ostafrikanischen Handlungshauses einen Teil der Vorräte, insbesondere an Getreide und Vieh, nicht in Witu und an der Tana-Mündung, sondern soweit als möglich tana-aufwärts für die Expedition in Bereitschaft zu halten, was alles den Zweck hat, das Vordringen dieser letzteren nach Thunlichkeit zu erleichtern und zu beschleunigen. Geht alles nach Wunsch, so können unsere Pioniere Ende November oder anfangs Dezember in Lamu landen, etwa um die Mitte des Dezember die Reise tana-aufwärts antreten und um die Jahreswende an den Tana-Fällen anlangen. Dort — das ist der vorläufige Plan — wird unmittelbar an die Einrichtung einer Station und an die Urbarmachung einer, den verfügbaren Arbeitskräften entsprechenden Bodenfläche für Landwirtschaft und Gärtnerei geschritten werden. Die zu diesem Behufe erforderlichen Vorräte, Werkzeuge und Maschinen, namentlich Vieh, Sämereien, Ackergeräte, eine Feldschmiede, Sägemühle und Müllerei würden teils gleichzeitig mit der Expedition anlangen, teils mit thunlichster Beschleunigung auf dem Tana nachbefördert werden. Jedenfalls werden die Einrichtungen derart getroffen sein, daß die Expeditionsmitglieder binnen kürzester Frist wohnliche Unterkunft finden und daß schon für die nächste Ernte eine Bodenfläche von mindestens 50 Hektaren bestellt werden kann, deren Ertrag, den dortigen Fruchtbarkeitsverhältnissen entsprechend, genügen dürfte, um Vorräte für einige Tausende neuer Ankömmlinge zu beschaffen. Sowie die ersten und dringendsten Kulturarbeiten vollbracht sind, wird es Sache der Expeditionsleiter sein, von dem solcherart geschaffenen Stützpunkte aus kleinere fliegende Kolonnen in die dem Kenia vorgelagerten Gebirgszüge zu entsenden und den besten und kürzesten Weg zu den als dauernden Aufenthaltsort ausersehenden Hochlanden zu erforschen. Wir rechnen darauf, daß uns bei dieser Aufgabe die mitgenommenen außer-

ordentlichen Teilnehmer unseres Zuges, die wohl zumeist unternehmungslustige Jagdliebhaber sein werden, wesentlich unterstützen. Die Wald- und Prärielandschaften rings um den Kenia sind, den übereinstimmenden Berichten aller Reisenden zufolge, ein wahres Eldorado für Jäger. Alle Arten Antilopen, Giraffen, Büffel, Rhinocerosse, Elephanten und Löwen kommen, je weiter man in die Gebirgswelt dem Kenia entgegen vordringt, in stets wachsender Menge vor, und es ist daher zu erwarten, daß die sich unserer Expedition als Gäste anschließenden Jäger durch ihre, wenn auch in erster Linie der Befriedigung ihrer Jagdlust dienenden Streifzüge für unsere Pioniere gute Vorarbeit liefern werden. Zum Schlusse noch einige Worte über die von den ordentlichen Mitgliedern des Zuges geforderte Qualifikation. Wir brauchen 2 Aerzte, 2 bis 3 Techniker und Ingenieure, einige gelernte Landwirte und Gärtner, und an Handarbeitern: Ackerbauer, Schmiede, Maschinenschlosser, Zimmerleute und Müller, wobei noch zu bemerken ist, daß von jedem Genossen erwartet wird, daß er im Bedarfsfalle vor keiner seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Arbeit zurückschrecke. Die nächsten Wochen müssen zeigen, ob unter den Tausenden, die sich uns bisher angeschlossen, eine genügende Anzahl thatkräftiger, leistungsfähiger Männer sich findet, um die endliche Inangriffnahme des großen Werkes zu ermöglichen." In der nächsten Nummer teilt Hertzka mit, daß bis zum 6. August sich „73 Genossen als Teilnehmer der an den oberen Tana zu entsendenden Vorexpedition gemeldet haben. Auffallend erscheint", fügt er hinzu, „daß unter diesen Anmeldungen bisher bloß ein sehr kleiner Bruchteil derjenigen vertreten ist, die vor unserem, in der letzten Nummer erlassenen Aufrufe, zum Teile noch im Laufe des vorigen Jahres, sei es bei den verschiedenen Freilandvereinen, sei es bei unserer Redaktion, ihren gleichartigen Entschluß angezeigt haben. Offenbar haben die meisten der Betreffenden die im Aufrufe enthaltene Erklärung übersehen, daß solche frühere Anmeldungen als nicht geschehen betrachtet werden, wofür der Grund darin liegt, daß gerade wegen der Länge des inzwischen verstrichenen Zeitraums in manchen Fällen zweifelhaft erscheinen kann, ob die Angemeldeten jetzt noch auf ihrer gefaßten Absicht beharren. Wir wiederholen also: Diejenigen Genossen, die bei der Auswahl der Expeditionsmitglieder Berücksichtigung finden wollen, müssen ihren diesfallsigen Wunsch nochmals schriftlich an uns oder an einen Freilandverein gelangen lassen und zwar unter ausdrücklicher Namhaftmachung aller zur Beurteilung ihrer Eignung erforderlichen Momente, wie insbesondere Alter, Gesundheitszustand, Beruf, Fähigkeiten u. dgl. Ob die Angemeldeten auch in der Lage sind, eine zur Deckung ihrer eigenen Ausrüstung und Beförderung erforderliche Summe ganz oder teilweise aus Eigenem beizusteuern, ist nicht unter allen Umständen von ausschlaggebender Bedeutung. Es versteht sich von selbst, daß wir unter sonst gleichen Bewerbern denjenigen den Vorzug einräumen müssen, deren Entsendung unserer Gesellschaft keine besonderen Lasten auferlegt; dies schließt jedoch nicht aus, daß geeignet befundene Genossen, auch wenn sie gänzlich mittellos sind, schon im ersten Zuge Aufnahme finden."

Ibsen in England: Kritiken und Buchhändler-Ziffern!

William Archer giebt in der „Fortnightly Review" eine Zusammenstellung von abfälligen Urteilen der englischen Presse über Ibsen, welche er Ibsens Mausoleum nennt. Diese Blütenlese, besser gesagt Distellese, fördert an sich schon die köstlichsten Sachen zu Tage, — ihr rechtes Relief aber erhält sie erst durch die angehängten Ziffern über die gerade in England verkauften Auflagen der Ibsenschen Werke. Die letzten vier Jahre hindurch, heißt es, seit 7. Juni 1889, als „Ein Puppenhaus" durch Charles Charrington und Janet Achurch in dem „Novelty-Theatre" veröffentlicht wurde, ist die eng verbundene Majorität englischer Theaterkritiker eifrig, energisch, man kann fast sagen unablässig bestrebt gewesen, Ibsens Mausoleum zu errichten. Mausoleum ist vielleicht kaum der richtige Ausdruck; „Hünengrab" würde zutreffender sein. Jeder Kritiker hat einfach seinen „Block alten roten Sandsteins" herzugebracht — seine paar Steinchen scherzhafter Bemerkungen, sein Stück zerbrochenen Mauersteins der Schmähung, sein Gerölle von Anklagen — und hat es von ungefähr auf die ungefüge Pyramide geschleudert, unter deren Gewicht, wie man meint, Henrik Ibsen erdrückt liegt. Ruhten sie ab und zu von ihrer Anstrengung aus, so geschah es nur, um ihr Werk zu betrachten, und zu erklären, es sei sehr gut. Wie oft hat man uns im Tone selbstgefälligen Bewußtseins kundgethan, daß „bald nichts mehr von Ibsen verlauten werde", daß der „Ibsenismus" (oder wenn der Kritiker ein Witzbold war, die „Ibsenität") Todes verblichen sei, daß es mit dem „Kultus" oder der „verrückten Schwärmerei" aus sei, daß Ibsen „gewogen und zu leicht erfunden worden", daß das Publikum „durchaus nichts mehr von Ibsen

wissen wolle" u. s. w. u. s. w.! Wahrscheinlich giebt es keinen konservativen Kritiker in London, der seinen Lesern während der vier Jahre nicht vier- oder fünfmal gemeldet hat, daß Ibsen nun endlich in Wahrheit tot sei, bis selbst das große Publikum, sollte man denken, die Mitteilung nachgerade mit einigem Argwohn anhört. Und als es nach jeder dieser Ankündigungen offenbar wurde, daß Ibsen ganz und gar nicht tot, sondern mehr als je lebendig war, da haben sie mit wahrhaft heldenmütiger Hartnäckigkeit ihn schließlich zu zermalmen gesucht, indem sie zu dem alten Mausoleum oder Hünengrab neue Steine hinzutrugen — den Pelion auf den Ossa, den Ossa auf den Olymp türmten, bis die Pyramide der Verwünschung eine in der Litteraturgeschichte noch ungekannte Mächtigkeit erreicht hat. Seltsamerweise fiel ihnen nie ein, daß wenn all diese Steinigung ihren Zweck verfehlt, der Grund davon nur der sein kann, daß Ibsen gar nicht unter dem Steinhaufen liegt, sondern nur ein gefälschtes Bild, zusammengesetzt aus ihren eigenen Einbildungen, und ohne die leiseste Aehnlichkeit mit dem wirklichen Ibsen. Ich schreibe hier nicht in kritischer, sondern in rein historischer Absicht. Ich möchte einige, sehr wenige, Proben der Behandlung geben, welche die ungeheure Majorität der Kritiker Ibsen angedeihen läßt, und dann mittelst einiger Thatsachen und Zahlen zeigen, daß trotz dieses unaufhörlichen Verdammungsdonners Ibsens Werke eine außerordentlich günstige Aufnahme auf der Bühne, und in Buchform einen erstaunlichen, so viel ich weiß, noch nie dagewesenen Erfolg gefunden haben. Außer an einer später zu erwähnenden Stelle, ist „Ein Puppenhaus" bei der ersten Aufführung verhältnismäßig mild behandelt worden. Die Darstellung erntete hohes und gerechtes Lob. Die Kritiker, zu ihrer Ehre sei es gesagt, gaben überall zu, daß Ibsen den Schauspielern unvergleichlich günstige Vorwürfe für ihre Kunst bietet — letzteres ist übrigens ein seltener Zug bei einem Dramatiker, welcher so erbärmlich unwissend in den Anfangsgründen seiner Kunst sein soll. Schon damals wurden diejenigen, welche das Stück, abgesehen vom Spiel, zu bewundern wagten, als eine Sekte ergebener Anhänger betrachtet. Die Benennung „Ibsenit" kommt in der ersten Zeile von Clement Scotts erster Besprechung vor. Ob er dieselbe erfand, weiß ich nicht; aber wer auch Anspruch darauf mache, dieser Kunstgriff, den Dichter als eifrigen Apostel, und die, welche an seinen Schöpfungen Vergnügen fanden, als Jünger einer Geheimlehre zu betrachten, war außerordentlich schlau, und das schnelle Daraufeingehen gleich beim Beginn des Feldzugs zeugte von wahrhaft taktischem Genie. Schon in der fünften Zeile desselben Artikels hören wir von den „liebenswürdigen Tändeleien" des begabten Autors. Wieviel tausendmal ist dies Wort nebst seinen Ableitungen in der gleichen Beziehung wiederholt worden! Dann, in einem zweiten Artikel (im Daily Telegraph) erfahren wir, daß die überschätzte Sache Ibsens bereits Anzeichen von Schwäche sehen lasse. Die Ibseniten, denen es nicht gelingt, die Leute mit gesundem Menschenverstand von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen, beginnen als letztes Hilfsmittel die Advokaten der Gegenpartei zu schmähen. Herbe Worte und böse Namen fliegen umher. Nachdem das Feld so zubereitet ist, macht der Scribent sich daran, den Charakter der „socialistischen Nora" zu analysieren. Im Anfang ist sie „ganz Herz wie ein Kohlkopf", zuletzt ist sie „aus Eigendünkel und Selbstzufriedenheit" zusammengesetzt. Und diese thörichte, launische, eingebildete, selbstsüchtige Nora soll die liebenden, edlen Heldinnen von der Bühne vertreiben, Heroinen, welche die Bühne geschmückt, die alle Herzen mit Bewunderung erfüllt haben von der Zeit Shakespeares bis zu der Pineros. Die herrlichen Frauen im Drama und in der dichterischen Erzählung, die Andromaches und Penelopes, die Iphigenien und Unas und Imogens und Constanzen und Jeanie Deans sollen beiseite geworfen werden, um mißgestalteten, verkümmerten und liebeleeren Geschöpfen Platz zu machen, deren unnatürliche Selbstsucht der moderne Dramatiker in den Himmel erhebt, in deren jämmerliche Naturen der moderne Essayist sich verliebt erklärt! Hier haben wir wieder so ein Beispiel von der Taktik der Gegner: Den Kunstgriff, anzunehmen, daß Bewunderung Ibsens gleichbedeutend sei mit Widerwillen und Verachtung gegen alle Dramatiker von „Shakespeare bis Pinero". Es ist das eine geschickte und wirksame Auskunft, und es hat seiner Zeit gute Dienste geleistet. Andere Aeußerungen über „Ein Puppenhaus" müssen wir kürzer geben. „Die neue Theoretiker-Schule weist dem „langweiligen Genre" einen hervorragenden Platz an; denn ‚Ein Puppenhaus', mit seinem fast gänzlichen Mangel an dramatischer Handlung ist gewiß kein sehr anregendes Schauspiel." Times. — „Es wäre ein Unglück, wenn solche überreizten, ungesunden Stücke die Gunst des Publikums gewönnen." Standard. — „Solch ein Ausgangspunkt eröffnet vielfache dramatische Möglichkeiten. Ein Sardou hätte ihn wohl vortrefflich für die Bühne verwenden können . . . Es ist einzig von Interesse als ein gefälliges Bild häuslichen Lebens in Christiania, ein Stückchen Genrebild, hier und da mit einem

wirkungsvollen Pinselstrich." Daily News. — „Unbrauchbar — was die englische Bühne betrifft." Referee. — „Unnatürlich, unsittlich und in der Schlußscene gänzlich undramatisch." People. — „Ibsen . . . es ist zu absonderlich, zu hartnäckig unsympathisch, um englischen Theaterbesuchern zu gefallen." Sunday Times. — „Gewaltsame Schlußfolgerungen, Mangel an gesunder, menschlicher Natur, anmaßende und doch nicht überzeugende Behauptungen . . . Man darf es nicht übergehen ohne ein Wort des Einspruchs gegen die trostlosen, ausmergelnden Grundsätze, welche es zu verkörpern scheint." Observer. — „Die Werke des norwegischen Dramatikers eignen sich nicht für scenische Darstellung — wenigstens nicht auf der englischen Bühne." St. James's Gazette. — Diese Bemerkungen enthalten natürlich nichts Ueberraschendes, Außerordentliches. Ich führe sie nur an, um zu zeigen, wie man von Anfang an dem Publikum unablässig versichert hat, daß es Ibsen nicht mag, daß seine Stücke langweilig sind. Zwei Jahre vergingen, während welcher nur zwei Ibsensche Sachen gegeben wurden — eine Matinee mit „Die Stützen der Gesellschaft" und eine andere mit „Ein Puppenhaus". Ibsens sämtliche Prosa-Dramen waren jedoch inzwischen übersetzt und veröffentlicht worden. Dann brachte am 23. Februar 1891 Florence Farr auf dem „Vaudeville-Theater" ein Stück zur Aufführung, an welches man sich bis dahin nicht gewagt hatte — „Rosmersholm" — und diesmal sprachen die Kritiker sich nicht in unsicherem Tone aus. Einer derselben schwankte, der Kritiker des „Daily Telegraph", der zugab: „Was wir auch sagen mögen, Ibsen besitzt ohne Frage eine große Anziehungskraft. Auch die, welche seine Theorien, seine Lehren, selbst seine Kunstmethoden noch so sehr verabscheuen, sprechen ihm ein wunderbar fesselndes Interesse zu." Diese überraschenden Zugeständnisse fanden keineswegs ein Echo in der Presse im allgemeinen. Hatte man „Ein Puppenhaus" mit Galle bespritzt, so wurde „Rosmersholm" mit Vitriol übergossen. — „Eine Hand voll unangenehmer und etwas rätselhafter Persönlichkeiten . . . Ibsen ist ein aus lokalen oder wenigstens provinziellen Eindrücken hervorgegangener Dramatiker." Times. — „Unmögliche Leute thun schauerliche Dinge ohne anscheinenden Grund . . . Die Teile des Stückes, welche man versteht, sind im höchsten Grade abgeschmackt . . . Ibsen ist weder Dramatiker noch Dichter, Philosoph, Sittenprediger, Lehrer, Reformator — nichts thut er, als ziemlich widerwärtige excentrische Persönlichkeiten zusammentragen." Standard. — „Die gehirnkranken Verschrobenheiten des norwegischen Theaterdichters." Dailey News. — „Sein Stück ist krankhaft, es ist auch kein wirkliches Drama, sondern eine ermüdende Darlegung phantastischer Theorien, welche kein gesundes Gemüt annehmen kann . . . Ibsenismus, eine glücklicherweise auf Wenige beschränkte Verirrung . . . Die Verehrung Ibsens ist etwas Hysterisches." Morning Advertiser. — „Das war ein trübseliges und wirkungsloses Werk, das am Montag Abend im ‚Vaudeville' vollzogen wurde." Observer. — „Liebe, Wahrheit, Religion und Selbstachtung haben immerhin noch einige Gewalt über uns, und es ist schwer zu glauben, daß Ibsens düstere Ideen allgemein Eingang finden." Morning Post. — „Ibsens alberne Aussprüche." Evening Post. — „Das Zeug, welches Ibsen in Gestalt von Dramen an einander reiht, muß jeder richtig konstituierten Person Ekel erregen." Mirror. — „Ibsens greuliches Stück . . . Sein abstoßendes Drama . . . Mit dem Schweigen der Verachtung verabschiedet als endlich der Vorhang fiel." People. — „Studien der Verrücktheit, welche sich am besten für das Lesezimmer in Bedlam eignen . . . . Als der Vorhang fiel, erscholl lauter Beifall; daneben ein leiser Versuch des Zischens." Stage. — „Die ganze Geschichte ist voll Roheit und durchaus verächtlich." Saturday Review. — „Ibsen nennt Rosmersholm nicht eine Farce, aber nur aus Bescheidenheit . . . Es ernsthaft zu beurteilen als litterarische Schöpfung oder als Drama ist unmöglich." St. James Gazette. • „Stil und Vorwurf der meisten seiner Werke sind immer langweilig, häufig kindisch, der Gegenstand oft krankhaft und schädlich . . . Die Methode ermüdend bis zum äußersten Grade der Erschöpfung . . . Hier und da drückt er hübsche Gedanken aus, die mich an Tom Robertson erinnern." Punch. — „Diese Geschöpfe Ibsens sind weder Männer noch Weiber, sondern Ghouls, elende, unliebsame, unnatürliche, krankhaft verzerrte Ungeheuer, und es wäre für die menschliche Gesellschaft wirklich heilsam, wenn sie hingingen und sich sämtlich auf einmal ertränkten." Gentlewomom. — „Rosmersholm ist nicht sehr dramatisch. Es ist überhaupt kaum litterarisch . . . Es ist ohne Schönheit, ohne Poesie, ohne Sinn für Perspektive. Es ist nicht einmal in geschickter Weise doktrinär . . . Jetzt ists mit diesem Possenspiel ziemlich zu Ende." — F. Wedmore in der „Academy." „Es giebt gewisse Gerichte von solchem Zeug wie Frösche und Schnecken, Ragouts, worin Oel und Knoblauch dampfen, und andere gräßliche Mischungen, die wir aus reiner Neugier kosten und wenn wir ehrlich sein wollen, als ekelhaft und widrig schmeckend erklären . . . Rosmersholm mutet mir viel zu viel zu."

Topical Times. — „Sich über solch überreiztes, unpraktisches Zeug weitläufig auszulassen, wäre eine Beleidigung gegen den gesunden Verstand eines jeden Lesers, er sei denn ein Ibsenit . . . Läge Ibsen im Schlamm erstickt mit seinen zwei Schöpfungen und allen Abdrücken davon — es wäre besser für die Welt." Licensed Victualers Gazette. – Ach armer Ibsen! Gut, daß er nicht englisch versteht, sonst — wer weiß! — möchte die Mißachtung der „Licensed Victualers Gazette" ihn ernstlich in sein Mausoleum treiben. Kaum einen Monat später, März 1891, wurde „Gespenster" in der ersten Vorstellung des „Independent Theatre" gegeben. Die Wut der Verdammung, womit es begrüßt ward, muß noch allen meinen Lesern erinnerlich sein. Ich legte damals ein „Schimpflexikon" an, das am 8. April von der „Pall Mall Gazette" unter dem Titel „Gespenster und Gewäsch" veröffentlicht wurde. Ich bereue einigermaßen den Titel, der etwas nach der Streitmethode des Feindes schmeckt; aber die Versuchung war unwiderstehlich. Das „Schimpflexikon" selbst will ich nicht wieder vorbringen, sondern nur einige der gewähltesten Ausdrücke heraussuchen: „Abscheulich, anekelnd, bestialisch, stinkend, widerwärtig, faulend, anstößig, abstoßend, empörend, lästerlich." Mehrere Kritiker riefen nach der Polizei. Der Kritiker des „Daily Telegraph", der seine momentane Abtrünnigkeit bereut und seinen moralischen Ton wieder angenommen hatte, erklärte: „Gespenster" hätte zu einer Tragödie werden können unter der Hand eines Genies. Unter der Behandlung eines Egoisten und Stümpers sei es nur ein jammervoll reizloses Stück geworden. „Gespenster" enthalte Ideen, welche wohl einen tragischen Dichter begeistern könnten. Sie sind in eine gemeine Sphäre herabgezogen durch einen „vulgären Ibsen". Es gehörte ein Shakespeare oder ein Byron (!) oder ein Browning dazu, um es mit dem Sujet der „Gespenster" würdig aufzunehmen. Es könnte ein erhabener Vorwurf sein. Hier ist es ein widerwärtiger, niedriger." Ohne sich durch diese stürmischen Angriffe abschrecken zu lassen, traten Elisabet Robins und Morion Lea schon 5 Wochen darauf (April 1891) in „Hedda Gabler" auf. Diesmal fand „Daily Telegraph": der „vulgäre" Ibsen, der „Egoist und Stümper" habe ein „schauerlich schönes Gemälde" geliefert. „Es war wie ein Besuch auf der Morgue . . . Da lagen sie alle auf ihren kupfernen Gestellen, uns gegenüber, der Anerkennung harrend . . . Da waren sie alle, unredliche Männer, sündige Frauen, falsche Freunde, der Sinnlichkeit ergebene, selbstsüchtige Menschen, zusammengehäuft hinter der Glaswand, welcher man für diese Scheidung dankbar war . . . Da waren die entseelten Körper, und niemand konnte sich enthalten, auf sie hinzublicken. Die Kunst war zu dem verderblichsten Zweck verwendet. Es ist wahr, daß gerade der Anblick dieser moralischen Verwesung entschieden fesselnd wirkte . . . Wäre doch nur nach dieser Morgue-Schau, nach diesem grausigen Anblick toter Körper und elender Selbstmörder, nach diesem empörenden Bild menschlicher Nichtigkeit, ein Sonnenblick durch die Wolken gebrochen . . . Aber ach! kein heller Schimmer zeigt sich in den düstern Wolkenmassen des Ibsenschen Pessimismus! . . . Welch eine gräßliche Geschichte! Welch ein abscheuliches Stück!" Die meisten meiner Leser wissen wahrscheinlich, daß in „Hedda Gabler" nur ein Toter zu sehen ist, etwa auf eine Viertelminute, ehe der Vorhang fällt. Aber was müssen die Leser des „Daily Telegraph" aus dem eben erwähnten Erguß geschlossen haben? „Ich möchte so gern das Stück sehen, worin Sie spielen", sagte eine Dame zu Scott Buist, dem ausgezeichneten „Tesman" der Besetzung, „aber mich dünkt, ich würde etwas so Grausiges nicht ertragen." „Grausiges! Was meinen Sie damit?" „Nun, die Morgue kommt doch auf der Bühne vor, nicht wahr?" gab sie zur Antwort. Wir kommen nun zu dem letzten Absatz in der Pyramide der Schmähungen. Am 20. Februar dieses Jahres gaben Herbart Waring und Miß Robins die Hauptrollen im „Baumeister Solneß" auf dem „Trafalgar Square Theatre", und wurden in folgender Weise durch die Presse begrüßt: „Dichter Nebel umhüllt Charaktere, Worte, Handlungen und Motive . . . Eine gewisse Art von Interesse haben des Norwegers seltsame Dramen . . . Man möchte es — etwas stark ausgedrückt — mit den Empfindungen vergleichen, mit welchen man einem von Irrsinigen geschriebenen, eingeübten und dargestellten Stück beiwohnen würde." Daily Telegraph. – „Sicherlich wird niemand die Mysterien ergründen . . . des Stückes, wenn man es ein Stück nennen kann . . . Hat es auch nicht gefallen, so hat es doch ohne Frage verblüfft . . . Man nehme keinen Augenblick an, daß wir persönlich jemandem empfehlen, das Stück zu sehen." Standart. – „Hier wohnen wir den Handlungen einer Anzahl Verrückter bei, von welchen einer immer hoffnungsloser als der andere ist . . . . Plattheiten und Nichtigkeiten . . . Das Stück ist trostlos und durch nichts zu verteidigen. Globe. — „Die Leute sitzen da, und reden sich ein, daß es großartig sei, weil es von Ibsen ist . . . Dasselbe Werk unter einem unbekannten Namen würden sie sicherlich lächerlich machen und auszischen." Echo. –

„Man wird vollgefüllt mit langweiligem Dialog und akutem Wahnsinn . . . Das traurigste, zwecklosefte Gefasel, welches wir je auf einem englischen Theater hörten . . . Ein pointeloses, unzusammenhängendes, durchaus albernes Stück." Evening News. — „Orakelndes Geschwätz von delphischem Dunkel und gewaltiger Salbaderei." . . . Kraftloses, zielloses Stück, dem der Blödsinn in jedem Zuge aufgeprägt ist . . . Drei Akte voll Kauderwelsch." Stage. — „Ein verwirrendes Gemisch unzusammenhängender Elemente. Ein Vorgang ist nicht vorhanden; die Charaktere sind unmöglich, und die Motive gleichen einer Beängstigung durch irreführende Wegweiser." Saturday Review. — „Sinnlichkeit . . . Verletzung jeder Ehrfurcht . . . ungesund . . . einfach gotteslästerlich." Morning Post. — „Langweilig, dunkel, unkeusch." Daily Graphic. — „Ein Stück, in welches man selbst junges Volk führen kann ohne größere Gefahr als die eines argen Kopfwehs . . . Ibsen ist Meister in chaotischen sinnlosen Epigrammen . . . Erschütternde Momente im letzten Akt, aber durch Umschlagen in Trivialität verdorben. Das Uebrige müßiges Geschwätz." Figaro. — „Stellt das menschliche Leben in Verzerrung dar, und es ist ohne jeden verständlichen Zweck." Moy Thomas in The Graphic. – „Dieselbe altgewohnte Langweiligkeit, welche das Charakteristische seines früheren öden Geschwätzes war." England. — „Der Mißgriff ist begangen worden: Baumeister Solneß kam zur Aufführung. Hilde Wangel ist vielleicht der verabscheuungswürdigste Charakter im Bereich des Dramas . . ." Ein Opfer der Nymphomanie (!) . . . vorsätzliche Mörderin . . . niedrig, sich wegwerfend, hassenswürdig, steht sie schimpflich hervorragend da." Pall Mall Gazette. — „Ibsen hat mehrere elende, gemeine Stücke geschrieben . . . Der „Baumeister" scheint als ein Mausoleum errichtet zu sein, in dem der Ibsen-Wahnsinn schicklich begraben und der Vergessenheit übergeben werden mag." Sporting and Dramatic News. — So viel über das Mausoleum der Kritik. Ward jemals ein Künstler mit solcher Wut, mit so unermüdlicher Beharrlichkeit angeklagt? Wohlgemerkt, ich habe nur wenige Steine der Pyramide ausgewählt. Leicht könnte ich sie zwanzigfach vermehren. Könnten böse Worte (und Schimpfworte) töten, wie sehr tot müßte Ibsen nun bald sein! — Sehen wir nun, wie tot er ist. Vor etwa 4 Jahren wurden „die Stützen der Gesellschaft", „Gespenster," und „Ein Volksfeind" in einem Shilling-Bändchen herausgegeben, in der klassischen Camelot-Serie. Von diesen Bändchen hat der Verleger Walter Scott bis Ende 1892 14,367 Stück verkauft. 1890 und 91 hat Scott in runder Zahl 30,000 Bände von Werken des Mannes abgesetzt, um welchen niemand „außerhalb einer thörichten Clique sich einen Pfifferling kümmert". Aber in Wirklichkeit geben diese Zahlen den Thatbestand zu gering an. Der „Band" ist eine künstliche Einheit; die natürliche, die wirkliche Einheit ist das Stück, und jeder Band enthält deren drei. So finden wir denn, daß ein Verleger allein 93,000 Ibsensche Stücke in Umlauf gesetzt. Andere Verleger haben Ausgaben in einem Bande von „Ein Puppenhaus", „Gespenster", „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere", „Hedda Gabler" und „Baumeister Solneß" gemacht, von denen einige (und besonders Heinemanns Copyright-Editions der letzteren zwei Stücke) einen beträchtlichen Absatz gehabt haben müssen. So treffen wir wohl das Richtige, wenn wir annehmen, daß Einhunderttausend der Prosa-Dramen Ibsens von dem englisch redenden Publikum im Lauf der letzten vier Jahre gekauft wurden. Giebt es in der Geschichte des Verlags ein gleiches Resultat in Bezug auf übersetzte Schauspiele? Sehen wir von Shakespeare in Deutschland (und er wurde nicht vier Jahre lang, sondern seit einem Jahrhundert verkauft), so zweifle ich, ob irgend welche übersetzten Dramen je in solchen Mengen abgesetzt worden sind. Ibsen selbst muß in Deutschland einen sehr großen Abgang gefunden haben; aber dort sind seine Stücke, jedes zu 20 Pfennig käuflich, während sie hier dreimal so viel kosten. — Ibsen kann, fügen wir dem Bericht bei, wirklich mit John Bull zufrieden sein!

Reines Deutschtum.

Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. 1893.

Es ist mir persönlich eine Herzenssache, über dieses ernste und anregende Buch zu sprechen. Nicht eigentlich, weil es das Buch eines Freundes ist. Oefter genug schwieg ich mich lieber über die Bücher von Freunden aus. Aber diese Schrift zwingt den Leser zu ihr Stellung zu nehmen, um so mehr, da sie eigentlich um ihrer Grund-Anschauungen willen von keiner Seite aus kritisiert werden kann. Angreifbar ist das Buch nicht, wenigstens nicht in allen seinen wesentlichen Erörterungen; denn es ist seinem ganzen Grundcharakter nach eine Bekenntnisschrift, der Ausdruck eines festen Glaubens, einer tief in der Empfindung wurzelnden Weltanschauung, und was der Verfasser hier uns verkündet, das ist mit dem Worte Religion besser als mit jedem anderen zu bezeichnen. Jeder Glaube

beruht auf einer breiten und starken Unterlage von wissenschaftlichen Erfahrungen; man kann diese Unterlage erschüttern und damit stürzt der Glauben in sich zusammen, aber der Glaube als solcher entzieht sich der Kritik, und kann oder sollte doch nie einer solchen ausgesetzt werden. Diese Langesche Religion vom reinen Deutschtum aber ist außerdem eine moderne Religion, stützt sich auf den Unterbau unserer zeitgenössischen Wissenschaft, hat alle Erfahrungen der Neuzeit genügend verarbeitet, so daß sie auch in dem, was sie als Wissen bietet, nicht entschieden widerlegt werden kann. Friedrich Lange bekennt seine unerschütterliche Ueberzeugung von einer ewigen Fortentwickelung und immer höheren Vollendung der Menschheit, und diese Ueberzeugung gehört zu den Grundstützen seiner Weltanschauung. Ein anderer mag, um seines lieben Empfindens willen, diesen Glauben nicht teilen und das gerade Gegenteil annehmen, es kommt vielleicht sogar eine Zeit, in der jene Anschauung vor unserer Wissenschaft nicht mehr Stand hält, aber heute steht sie erhaben über aller Kritik und ist mit unseren heutigen Mitteln weder zu widerlegen, noch zu beweisen. Der Eine mag den Satz aufstellen, daß alle Völker der Erde kulturfähig sind und daß jeder Einzelne zur höchsten Bildung sich durchringen kann, der Andere nimmt dafür an, daß nur einzelnen bevorzugten Rassen solches Glück zu teil geworden ist, und daß es stets geborene Herren- und geborene Knechtsnaturen geben wird: weder dieses noch jenes kann von unserer heutigen Wissenschaft streng behauptet oder abgelehnt werden. Hier thut sich das weite Gebiet auf, in dem allein der Gaube, die Empfindung der einzelnen Persönlichkeit herrscht, der Glaube, der deshalb etwas so Starkes und Unbezwingliches hat, weil er aus dem Wollen, aus der ganzen Summe des Ichs herausgeboren ist, und durch keine Vernunftgründe widerlegt werden **kann**. Und von hier aus kann auch sehr wohl eine neue Religion aufgehen, welche die Wissenschaft zwingt, einstweilen die Waffen vor ihr zu strecken. Streiten läßt sich nicht gut über dieses Buch, nicht streiten mit irgend einem greifbaren Erfolg. Ob der Verfasser Recht oder Unrecht hat, wäre ganz müßig zu untersuchen, da man dabei zu gar keinem Ergebnis kommen würde. Sein Buch ist der Ausdruck einer Persönlichkeit, ist selbst eine Persönlichkeit: nur als Persönlichkeit, nur als empfindender und glaubender Mensch kann man ihm gegenüber treten. Der Leser wird sich von ihm sympathisch berührt fühlen, ihm zustimmen, ihm begeistert sich anschließen — oder von ihm abgestoßen werden, beleidigt sein, es verachten und hassen. Buch und Verfasser, denn beide sind vollkommen Eins. Und das giebt der Schrift ihren künstlerischen Reiz, dieses innerliche Verwachsensein von Wort und Seele. Auch ein Fernstehender kann aus ihr ein vollständiges Bild von der ganzen Natur Langes gewinnen, sie psychologisch sich aufbauen. Und selbst der leidenschaftlichste Gegner, wenn er nur gerecht ist, wenn ihn seine Leidenschaft nicht blind macht, muß zunächst einmal dem Verfasser das edelste und ernsteste Wollen zugeben, einen feurigen alles überfliegenden Idealismus, der dem Höchsten zutrachtet, die vollkommene Ehrlichkeit des Bekenntnisses. Lange denkt und fühlt tief, was er schreibt. Und das giebt seiner Sprache eine Beredsamkeit, eine Wärme und Glut, all das Stilistisch Schöne, das die Erinnerung an Fichtes Reden an die deutsche Nation wecken kann, eine Klarheit, wie man sie in den Briefen des Freiherrn von Stein findet. Ein Begeisterter redet zu uns, der aber nicht nur ein Schwärmer ist. Niedersächsisches Blut fließt in seinen Adern, und mir scheint, daß es echtes und rechtes deutsches Bauernblut ist. Ein stark ausgeprägtes Ichgefühl, das auf sein Teil besteht und sich nicht in die Suppe spucken läßt, leuchtet überall hervor. Und der Kultus der Persönlichkeit, die Freiheit des Ichs, die Entfaltung des Individualismus gehört denn auch zu den wichtigsten Forderungen der Langeschen Weltanschauung. Die Duldung, die Hochschätzung jedes wirklichen Ichs ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Und das ist allerdings ein stark germanischer Charakterzug bei ihm. Er gehört dabei zu den „harten Köpfen", von denen er in seinem ersten Roman geschrieben hat, zu den etwas widerborstigen Naturen, die sich, wo es Not thut, mit Stacheln zu umgeben wissen. Und ein wenig Kampf- und Haderlust steckt sicherlich auch in ihm, jene deutsche Hartnäckigkeit und Streitbarkeit, die sich so typisch in unserem Martinus Luther verkörpert hat. Man braucht ihn nicht gerade zu treten, er ist schon das Karnickel, das selber anfängt. Seine Begeisterung und sein feuriger Idealismus sind verbunden mit einem starken Willen zur That und mit politischer Klugheit. Es ist ganz richtig, wenn er in der Vorrede seines Buches von sich sagt: „Nur widerwillig habe ich von jeher — trotz vieler Jahre journalistischer Federfuchserei — mich mit dem Worte begnügt, wenn ein Ideal sich durch die That des Einzelnen schneller zur Wirklichkeit fördern ließ." Und die Freude am Handeln springt, für weichere Naturen oft peinlich und entsetzenerregend, auch sonst überall hervor. Vor Worten und papierenen Abmachungen hat er nicht so viel Ehrfurcht, wie die meisten haben.

Begriffe wie Staatsstreich und Rechtsbruch schrecken ihn nicht übermäßig und ein echter Blut- und Eisenpolitiker, aus dem Nationalliberalen ins Anarchistische übersetzt: ein Propagandist der That, spottet er über die Jurisprudenz: „Wenn sie die Fenster und Thüren ihres Hauses geschlossen hat, bildet sie sich ein, es könne niemand hinein. Daß die Fenster im Notfall auch eingeschlagen werden, daran denkt sie nicht. Das wäre ja Rechtsbruch. Mag sein, aber wenn ein tüchtiges Volk nur die Wahl hat, mit dem Rechte von heute stranguliert zu werden, oder gegen dieses Recht frei zu werden, so glaube ich zu wissen, daß es sich nicht strangulieren lassen und dennoch im höheren Sinne „recht" handeln wird." Es steckt aber in der Langeschen Weltanschauung auch ein gut Stück Klugheit. Sie gründet sich sogar auf ihr. Ihr genügt nicht der Bestand eines deutschen Volkstums, sondern sie will das Volkstümliche zu einem politisch-nationalen erhaben sehen, vor allem deswegen, weil nur ein Volk, das auch eine starke Nation ist, sein Eigenstes und Wesentlichstes, sein Ich, sein Volkstum, rein und ungefährdet erhalten kann.

Ich habe gesagt, daß Friedrich Lange aus dem nationalen Bekenntnis geradezu ein religiöses Bekenntnis macht. Meines Wissens ist in dieser Schärfe der nationale Gedanke noch niemals ausgeprägt, noch niemals klar und deutlich so ausgesprochen worden. Die nationalen Bestrebungen, welche durch das neunzehnte Jahrhundert aufs mächtigste dahingehen und ihm viel von seiner Eigenart verleihen, werden hier gewissermaßen gekrönt. Sie werden — der Gegner wird sagen ad absurdum geführt, der Gläubige hingegen, ungemein vertieft und in ganz neue Bahnen gelenkt. Eigenartig und neu sieht der nationale Gedanke in dieser Fassung jedenfalls aus, und wenn die Langesche Weltanschauung als Religion auch allen Vorstellungen, die wir sonst mit diesem Begriff zu verknüpfen pflegen, verwirrt und über den Haufen stürzt, so ist damit noch nichts gegen die Vorzüge, gegen die Vernünftigkeit seines Bekenntnisses gesagt. Das könnte ebenso gut dafür sprechen. Ein individualistischer Zug geht durch diese Schrift dahin. Ihr Verfasser sieht in jedem Volk ein abgeschlossenes, eigenartiges Ich, eine Persönlichkeit, die sich bedeutsam von dem Ich eines anderen Volkes unterscheidet, ebenso wie das Ich eines einzelnen Menschen sich von dem eines anderen Einzelnen abhebt. Jedes Volk hat vor allem anderen das Bestreben, sein Ich zu behaupten und auszuleben. Es beurteilt die Dinge ganz nach seiner Subjektivität. Anschauungen Sitten und Gewohnheiten, Moral und Ethik, Religion, Kunst, Poesie und Wissenschaft tragen verschiedenen Charakter, entsprechend der Verschiedenheit der Völker, jedes Volk wird aber nur von der Kunst ergriffen, die seinem innersten Wesen entspricht, erkennt nur die Ethik als berechtigt an, welche gerade seine Ethik ist, hervorgewachsen aus seiner besonderen Natur, aus seinen besonderen Erlebnissen und Erfahrungen. Wie wir nur den Einzelmenschen wahrhaft schätzen und bewundern, wie nur der Einzelmensch in der menschlichen Gesellschaft etwas bedeutet, sie fördert, ihr nützt, der ein volles Ich in die Wagschale zu werfen hat, der etwas anderes ist, als alle übrigen, so kann auch nur ein Volk von lebendigstem Ichgefühl bedeutsam in das Getriebe der Kultur eingreifen. Nichtsnutzig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre, und mehr als Recht, eine Pflicht des deutschen Volkes ist es, sich stolz aufzurichten, den eigenen Wert zu fühlen; es soll sich für die Herrschaft der Welt berufen glauben, berufen für die erste Rolle in der Geschichte, in Kunst und Wissenschaft. Aller Kosmopolitismus ist ein Verrat am eigenen Ich und führt nur zur Schwächung der Persönlichkeit. Ein Volk, das diesem Traume nachjagt, gleicht einem Dilettanten in der Kunst, der selber nichts ist und nun alle großen Meister nachahmt und kopiert: es kommt dabei doch nichts als Unsinn heraus. Das Deutsch-Volkstümliche, deutsches Sein und deutsche Art ist das Höchste und Letzte, was der Deutsche suchen soll und kann. In ihm liegt gewissermaßen das Glück unserer Nation eingeschlossen. Dem Begriff „Deutsch" muß sich jedes unterordnen, Religion und Sittlichkeit, Politik, Kunst und Wissenschaft. Von diesem Gesichtspunkt aus übt Friedrich Lange dann eine, zum Teil scharfe Kritik an der Gegenwart; alle Erscheinungen und Strömungen des Tages untersucht er auf ihren deutschen Gehalt hin. Daß er dabei viel böses Blut macht, läßt sich denken. Unsere christliche Kirche hat es wie jede andere Kirche von jeher als etwas Selbstverständliches hingestellt, daß die religiösen Bedürfnisse des Menschen die wichtigsten und höchsten sind; sie hat stets zuerst an den Menschen die Frage gestellt, wie stehst du zum Glauben. Christ sein bedeutet für sie das Höhere, als ein Deutscher sein. Lange verfährt gerade umgekehrt. Er verlangt von der Religion, daß auch sie dem nationalen Ideale dienen soll. Und da springt er nicht schlecht mit unserem Christentum um. Er begegnet sich in seinen Anschauungen hier mit Eugen Düring, aber mir scheint, daß seine ruhigere, maßvollere Kritik mehr das Richtige trifft, als Dürings leidenschaftlicher Radikalismus. Lange offenbart sich auch bei der Erörterung dieser Frage als ein kluger

praktischer Kopf, der das zunächst Erreichbare ins Auge faßt, auf Thaten drängt, welche der Not des Augenblicks abhelfen sollen, und an dem bloßen Disput über den grünen Tisch hin kein höchstes Genüge findet. Er schneidet mit dem Messer scharf in das christliche Bekenntnis hinein, alles abtrennend, was ihm nicht als ein Ausdruck deutschen Volksgeistes erscheint: Knechtssinn widerstrebt der germanischen Seele, und alle knechtischen Gebote des Christentums haben daher kein Recht, befolgt zu werden. Er zeigt sich als ein feuriger Anhänger des Sozialismus, und es ist viel weniger ein monarchischer Staatssozialismus, den er anstrebt — ob Monarchie oder Republik, das entscheidet nicht alles bei ihm! — als ein nationaler Sozialismus. Er hält den Internationalismus der heutigen Sozialdemokratie für eine Phase, die über kurz oder lang überwunden wird. Auch Ethik und Moral und allerhand gesellschaftliche Fragen erörtert er unter nationalem Gesichtspunkt. Eine entschiedene Duldsamkeit tritt überall hervor, aber es liegt in der Natur der Dinge, daß er dort, wo der eherne Fels seiner Weltanschauung bedroht wird, die schärfste Rücksichtslosigkeit entfaltet. Das nationale Bekenntnis ist für ihn, was einem religiösen Heiligen sein Glaubensbekenntnis ist. Und keine wissenschaftliche Kritik könnte auch thatsächlich die Unsinnigkeit, Thorheit oder Falschheit dieser Anschauungen nachweisen. Wie jeder echte Idealist, kann Lange in der Verteidigung seines Glaubens zum Fanatiker werden, dem etwas Torquemada- und Robespierreblut in den Adern fließt. Er zieht die notwendigen Folgerungen aus seinen individualistischen Anschauungen: das Volk ist das Höchste, jedes tüchtige Volk aber will sein Ich ausbilden und zum Herrn sich aufraffen. Daher wird der Krieg der Nationen ewig dauern, und mit Moltke bekennt er, daß die Idee von einem Weltfrieden ein Traum und nicht einmal ein schöner ist. Der Kampf mit Franzosen und Russen lockt ihn vielleicht mehr, als daß er ihn abstößt und dem Judentum erklärt er natürlich den Krieg bis aufs Messer. Zwei fremde Rassen, zwei fremde Völker können nicht gleichberechtigt neben einander in demselben Lande wohnen: es sind zu verschiedene, sich feindlich bekämpfende Ichs. Herr oder Knecht, das ist die Losung zwischen Beiden. Mit Lagarde und Düring vereint bildet Friedrich Lange ein Triumvirat, das jedenfalls bedeutsam die Gedanken und Empfindungen unserer Zeit zum Ausdruck bringt. Jeder von den Dreien, so verschieden sie unter sich sind, trägt einen scharf ausgeprägten Charakterkopf, stellt eine starke Persönlichkeit vor, welche geistig tief anzuregen und künstlerisch zu fesseln weiß. Alle dreie werden sich gefallen lassen müssen, daß ihr Charakterbild in der Geschichte schwankt, verwirrt von der Parteien Gunst und Haß. Aber wer keiner Partei angehört, freut sich, daß wir drei so ganze Kerle besitzen. Jul. Hart.

Berliner Kunstfrühling?

Der Lenz ist los, der Lenz ist frei, die Tielitz-Banden sprengt' er entzwei! — So ruft Franz Servaes. Aber am Schlusse seines Widmungsbriefes zu der bei Speyer und Peters erschienenen Schrift „Berliner Kunstfrühling 1893“, moduliert er sein Siegfried-Lenz-Motiv also: „Und wenn ein Reif in unseren Frühling fällt —? So werden wir aufs neue der Sonne harren!“ Ich glaube: Servaes wird in der That harren müssen. Zu frühe hat er gesungen: Siehe, der Lenz lacht in den Saal! Aber wir haben keine Ursache, ihm deshalb böse zu sein. Das ist ein verehrungswürdiger Optimismus, der sich in so frischen, frohgemuten Weisen äußert, und man darf aus ihm wohl die Zuversicht schöpfen, daß er ein sicherer Verkünder baldkünftigen Lenzens ist, denn urteilsloser Enthusiasmus hat nicht bei ihm Gevatter gestanden. Wie die meisten modernen Kunstschriftsteller ist Servaes zum guten Teile nicht reiner Kritiker, sondern Poet. Und die Poeten, bekanntlich, sind ein lenzgläubiges Geschlecht. Ein Himmelsschlüssel, ein einziges kleines, armjunges, genügt oft schon, ihr Herz mit Frühlingsglück zu begnaden, und sie können nicht anders, sie müssen es aus hinausrufen, allen, allen in die Ohren, „daß der holde Lenz erschienen.“ Ach du lieber Gott, wie blamieren sie sich da gewöhnlich, diese Himmelsschlüsselgucker! Denn es ist ja bloß in ihren Herzen Frühling, und bloß in ihrem verwegenen Frühlingsglauben blüht's, während die klugen Leute noch weislich „Wolle wählen“, maßen der alte Winter keineswegs schon depossediert ist, sondern vielmehr noch sehr ausgiebig seine Huldbeweise verteilt, als da sind Schnupfen und Gliederweh. Es wäre also wohl besser, wenn die modernen Kunstschriftsteller weniger Dichter wären? Meiner Meinung nach können sie es gar nicht genug sein, wenn sie nur nebstbei das notwendige Maß an kritischer Scheidekunst, reiche Erfahrung und ruhigen Ausmessеblick für die Verhältnisse haben. Als ein solcher Kunstschriftsteller nach meinem Sinn, der der Gegensinn der Kunstschriftstellerei à la Pietsch und Pecht (o holde Allitteration!) ist, bewährt sich in seinem Frühlingsbuche Franz Servaes.

Mag immer auch der Optimismus, der sein Leitton ist, verfrüht sein, das Buch selbst kommt eben recht, und wir dürfen es mit Freuden begrüßen. In ihm ist Frühlingswogen und -wehen, sein Geist ist von Lenzes Gnaden, der das Werden weckt und kommende Ernten bereitet. Kein ledernes Aburteilen, kein Bekmessern und Tabulaturenwälzen, kein kaltes Kathederpodiumdonnern, sondern herzfrisches und herzwarmes Mitempfinden mit der Kunst, frohtiefe Einsicht in das Wesen ihres Seins und Werdens, Liebe zu ihr, die das lebendige Wort findet und bei alledem ein scharfer Verstand, der zu scheiden und zu sichten, auch zu raten und zu wehren weiß. Manchmal gefällt mir eine gewisse Schärfe nicht, ein gewisses Auftrumpfen, ein gewisses Selbstgefallen am eingenommenen Standpunkte, als ob nun gar kein Weiterrücken mehr möglich wäre. Servaes kommt, soviel ich weiß, von der Philologie her, und diese graue Erbtante des deutschen Geistes, die immer Gold verspricht und stets nur in pergamentenen Anweisungen auf die Vergangenheit zahlt, scheint mir ihm noch ein bischen im Nacken zu sitzen. Er hat etwas Methodisches an sich herumhängen, wie alte Studienschlafrockschöße. Aber diese Mängel, die ich vielleicht infolge meiner ganz besonderen Antipathie gegen die Schmökeragogen allzuscharf empfinde, sind unwesentlich gegenüber den ausgezeichneten Qualitäten dieses Schriftstellers, der sicher selber bestrebt ist, auch den letzten Rest des Philologen in sich zu tilgen. Ich hoffe, daß seine Schrift viel gelesen werden wird, und besonders in Berlin, ganz besonders von jenen Leuten, die, wie der famose General, von dem die „Kölnische Zeitung“ so Erbauliches zu berichten wußte, in den Kunstausstellungen weniger die Bilder besehen, als schnoddrige Bemerkungen machen.

O. J. Bierbaum.

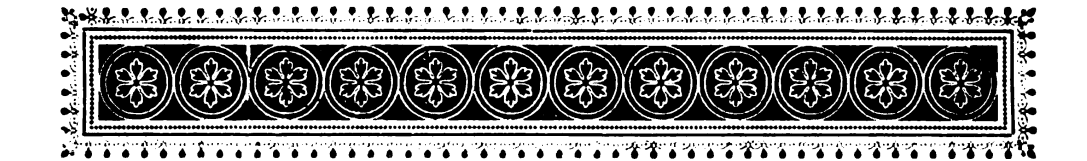
Nordau als Dramatiker!!!

Max Nordau galt einige Jahre lang für einen Kämpen moderner Weltanschauung, wenigstens in Kreisen, die ihn nur vom Hörensagen kannten. Wer sich die undankbare Mühe gemacht, die Paradoxe und anderes Blödsinnige selbst durchzukosten, der wußte, daß die Modernität Nordaus stets innerhalb eines Horizontkreises blieb, den man etwa mit Eugen Richter als Radius umschreiben kann. Um nun aber auch ein weiteres verehrliches Publikum davon zu überzeugen, daß er keineswegs zu den bösen Revolutionären gehöre, sondern ein ganz ungefährlicher Alltagsmacher sei, setzte sich Nordau hin, schrieb nach dem Modell beliebter Zugstücke ein Schauspiel, will sagen: drei Feuilletongespräche und eine männliche Gardinenpredigt mit den nötigen drei Vorhangunterbrechungen betitelte das Ganze: „Das Recht zu lieben“ und ging damit aufs Theater. Das Stück ist gerade so geistreich wie sein Titel. Als ob die Liebe ein Ding sei, bei dem Rechtsfragen in Betracht kämen! Eher noch könnte einer das „Recht zu phantasieren“ oder das „Recht ein Esel zu sein“ einer Untersuchung unterziehen. Nordau meint denn auch natürlich nicht das Recht zu lieben, sondern das Recht ehezubrechen. Wie brachte es aber ein moralischer Schriftsteller fertig, ein solches Wort in der guten Gesellschaft, die sich Theaterpublikum nennt, in den Mund zu nehmen! Und moralisch ist Nordau. Seine Anschauungen über Ehe und Frauenpflichten sind derart, daß ich Nordau im Verdacht habe: er hat sie in der Instruktionsstunde eines stramm geschulten preußischen Unteroffiziers aufgefangen. Eine Frau, welche einmal in den lebenslänglichen Ehestand eingetreten ist, hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich dienstgemäß aufzuführen. Stillgehalten! Nicht gerührt! Augen rechts! Herz zurück! Sonst hol' sie der Nordau! Ein so moralisches Stück braucht natürlich weiter keine Ingredienzien, um dem Publikum des Lessing-Theaters schmackhaft zu sein. Nach den Ehebruchsorgien, die man im letzten Jahrzehnt in den Theatern gefeiert, wirkt so ein Antiehebruch angenehm wie ein Glas Hunyados nach einem Diner von zehn Gängen. Das kräftigt zu neuem Bisson- und Valabreque-Genuß. Von Bitterwasser verlangt man selbstverständlich nicht, daß es wie Sekt schmeckt. Und ein moralisches Stück hat das gute Recht, ästhetisch, läppisch und künstlerisch trivial zu sein.

H. H.

Nachdruck des Gesamtinhalts verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewsz, Magdeburg.



Die Leute vom Hellemoor.

Sjur Gabriel.

Erzählung

von **Amalie Skram.**

Aus dem Norwegischen.

Einzig berechtigte Uebersetzung.

Von **Marie Herzfeld.**

(Fortsetzung und Schluß.)

X.

Als der Sommer kam und die Heuernte anfing, war Sjur Gabriel, er mochte noch so sehr widerstreben und sich ziehen, denn doch gezwungen, für die schwerste Zeit nach einem Aushilfsknecht sich umzuschauen. Er schickte Botschaft nach Salhus hinüber und erhielt von da einen Wanderburschen, Namens Aslak, der sich selbst als einen „soliden, ordentlichen Mäher" bezeichnete. Sjur Gabriel gefiel der Mensch gar nicht; da aber kein anderer sich gemeldet hatte, beschloß er, in den sauren Apfel zu beißen. Er war jedoch so vorsichtig, ihn fürs erste bloß auf eine Woche zu dingen. Sie wurden einig, daß er zwölf Schilling im Tag und freie Kost haben sollte.

Schon am ersten Tage sah Sjur Gabriel, daß Aslak faul und nachlässig war. Er tröstete sich mittlerweile, daß es ja doch keine Ehe zwischen ihnen sei, dachte sich aber zu gleicher Zeit, daß diese sechs Tage genügen würden, ihn ganz krank zu ärgern, wenn Aslak so fortführe, wie er begonnen hatte.

Eines Abends nach der Arbeitszeit, dem dritten Tage nach seiner Ankunft, hatte Aslak einen „Rutscher" hinüber auf den Nachbarhof gemacht, wo es einige Mägde gab, die er wollte kennen lernen. Da war er ein Stündchen geblieben, hatte im Heuschober Halling getanzt und war mit einem Stüber Bier bewirtet worden. Als er nach Hause sollte, ging er den kürzeren Weg über die Brachgemarkung, die an Sjur Gabriels Grasland grenzte, und vergaß im Taumel, das Pförtchen nach sich zu schließen.

Bei Nacht waren dann alle Kühe, nicht nur die Sjur Gabriels, sondern auch die des Nachbars, und überdies einige fremde Pferde auf die Trift gekommen und hatten alles abgefressen, was an Gras auf der großen, flachen Sumpfwiese vor dem Hause sich vorfand.

Sjur Gabriel hatte eine unruhige Nacht verbracht. Das Kind hatte Leibschmerzen gehabt. Gegen Morgen war es ruhiger geworden und endlich

in Schlaf gefallen. Um drei Uhr stand Sjur Gabriel auf, den Knecht zu wecken, der im Heuschober schlief, und ihn an die Arbeit zu schicken.

Es war ein dunstiger stiller Morgen mit bleifarbiger Luft und kupfergelben Streifen im Osten.

Im Moment, wo Sjur Gabriel die Klinke hob und die Thür aufstieß, sah er die schreckliche Verwüstung, welche das Vieh angerichtet. Er wurde wie verrückt vor Grimm. Mit einem Brüllen griff er nach einer Garbenstange und fuhr mit den nackten Füßen über die Wiese, die vom Nachttau triefte, unter die grasenden Kühe, die sich nach allen Seiten flüchteten. Einige, die sich so satt gefressen hatten, daß sie sich nicht mehr rühren konnten, lagen mit den Beinen unter dem Bauch mitten im Gras und glotzten faul und dumm nach Sjur Gabriel, als ginge sie das alles nichts an, bis sie die Stange traf, die wie rasend auf ihren Rücken fiel. Da erst begriffen sie, daß etwas los sei, sprangen auf und rannten mit dem Schweif in der Luft davon. Die Pferde waren am widerspänstigsten; Sjur Gabriel geberdete sich aber berserkerhaft. Endlich gelang es ihm, den Platz geräumt und das Pförtchen ins Schloß zu kriegen. Er stand ein wenig und schaute die verheerte Wiese an, während er mit den Zähnen knirschte und vor Zorn pfauchte. Plötzlich brach er in lautes Weinen aus. Er weinte schmerzlich wie ein Kind, das Herzweh hat, mit schluchzendem Laut im Hals. Er vergoß nicht viel Thränen. Es kostete ihn zu viel Mühe, sie hervor zu bekommen, und die, welche kamen, liefen nicht über die Wangen hinab, sondern überflossen die Augen, welche aussahen, als wären sie in Wasser getaucht. Allmählich verstummte das Weinen; Sjur Gabriel machte sich zum Heuschober auf, stieß die Thür offen, welche innen mit einer Holzklappe verschlossen war, lief ein paar Stufen die Steige hinan, welche zum Boden führte, schwang sich hinein, erwischte eine struppige, zusammengefilzte Haarmasse und zerrte daran mit aller Macht, wodurch er einen Kopf und einen Oberkörper in einem Sacklinnenhemd unter der Wolldecke hervorzog. Ein durchdringendes Geheul durchschnitt die Luft, zwei Arme fuchtelten umher und ein paar Beine in Loder-Unterhosen zappelten in der Luft. Sjur Gabriel ließ die Haare los, faßte beide Arme und hielt sie an den Gelenken mit einer Hand fest, kniete auf die Brust des Liegenden und begann ihn zu prügeln, daß alles knackte. Schrei folgte auf Schrei, doch Sjur Gabriel ließ nicht los. Er ging auf ihm mit den Knien herum, gab ihm Fußstöße in die Seite, nahm den Kopf zu Hilfe und schlug ihn, Schädel an Schädel. Aslak brüllte und bettelte und arbeitete mit aller Macht, um los zu kommen. Nach und nach hatte er sich an die Kante des Verschlags geschoben. Sjur Gabriel, der immer obenauf war, wurde mitgezogen. Er sah und merkte nichts, ehe es mit ihnen beiden hinunter ging. Mit Gekrach fielen sie alle zwei in den Schober hinab. Sjur Gabriel streckte die Hände vor und blieb auf allen Vieren liegen. Der Knecht kam auf den Rücken. Er schrie nicht mehr. Er stöhnte leise und rührte kein Glied.

Sjur Gabriel erhob sich. Er hatte sich die Knie angestoßen und die Knöchel der Hände blutig geschlagen. Sonst fehlte ihm nichts. Ohne sich umzuschauen, ging er ins Haus zurück. Als er sich der Wiege näherte, in der Klein-Gabriel lag, öffnete das Kind die Augen, lächelte in frohem Erkennen ihn an und streckte die kleinen Arme empor zu ihm.

Es gab Sjur Gabriel einen Ruck. Ein Gefühl von Freude und Frieden durchströmte ihn mit einmal. Das unschuldige Kind hatte ihn erkannt und

ihn angelächelt. Zum erstenmal war ihm so etwas geschehen. Ehe er sich noch besann, lag er vor der Wiege auf den Knieen, beugte sich über das kleine Gesicht und küßte es. Das Kind begann mit seinem Bart zu spielen und lachte laut, als es dieser unter der Nase kitzelte. Sjur Gabriel hob den Knaben aus der Wiege, hüllte ihn in die Federdecke und fing an, mit ihm auf und ab zu wandern. Er konnte ihn nicht loslassen und sich nicht satt sehen an ihm. Klein-Gabriel hatte ihn erkannt und die Arme nach ihm ausgestreckt! Ob man so was wohl je gehört hatte? Nun mochte seinetwegen aus dem Grasland und aus dem ganzen Hof werden, was der liebe Gott wollte, wenn er nur diesen Klein-Gabriel behalten durfte, diesen außerordentlich merkwürdigen Buben, wie es keinen zweiten auf der Welt mehr gab. Und das war sein Kind, sein Fleisch und Blut, sein teuerstes Eigentum. Er hörte nicht auf, umherzugehen und das Kind in den Armen zu schaukeln, sogar, als es schon längst eingeschlummert war. Endlich legte er es vorsichtsvoll in die Wiege, packte es gut ein und ging dann selber ins Bett. Er fühlte sich so mürbe und zerschlagen in den Gliedern. Es war ihm, als könne er nicht mehr auf den Beinen stehen. Er mußte eine Stunde Schlaf haben, ehe er die Arbeit des Tages beginnen konnte.

XI.

Das Erlebnis dieses Morgens kostete Sjur Gabriel mehr als nur das Gras, das verloren gegangen war. Aslak hatte sich im Fall eine Rippe zerbrochen, und war auch sonst übel zugerichtet. Sjur Gabriel mußte ihn ins Krankenhaus senden und sich herbeilassen, für ihn sechs Wochen lang zu zahlen. Ueberdies mußte er eine Geldbuße erlegen, zu welcher der Lensmann ihn wegen des gewaltthätigen Ueberfalls auf einen schlafenden Mann verurteilte. Auf Sjur Gabriels Klage über den Schaden, den Aslak für ihn herbeigeführt, wurde nicht Rücksicht genommen. Der Knecht leugnete nämlich, daß er das Thor offen gelassen, und Sjur Gabriel hatte keine Zeugen für sich.

Dies nahm Sjur Gabriel hart her. Den Tag, nachdem Aslak vom Hof gesendet war, saß er abends in der Stube, das Sparbankbuch aufgeschlagen vor sich, und grübelte über all sein Unglück. Wie konnte ein armer Teufel sich hier in der Welt durchbringen, wenn er von Gott und Menschen so verfolgt wurde. Er rechnete und rechnete und zog die Summen ab, die weggehen würden, ehe Oline heimkam. Nun lag sie seit drei Monaten im Spital, den Tag zu sechzehn Schilling. Das macht zwölf Speziesthaler zwölf Schilling aus. Und die letzte Botschaft aus dem Krankenhaus hatte dahin gelautet, daß es noch einen Monat dauern würde. Dies machte um vier Speziesthaler mehr. Nun kam noch das mit Aslak hinzu. Es kostete fünf Speziesthaler und vier Schilling. Ferner konnte er schon ausrechnen, daß er dieses Jahr um mindestens vier Spezies Heu für das Aufgefressene kaufen mußte. Das gab alles in allem fünfundzwanzig Speziesthaler, die rein ins Wasser geworfen waren.

Sjur Gabriel fuhr mit den Fingern in seinem struppigen, graugesprenkelten Schopf und in seinem steifen Stoppelbart hin und her und seufzte so, daß es förmlich sang in ihm. Dieses sauer verdiente Geld, diese Thaler, die er zusammengescharrt, Schilling auf Schilling, seit den Tagen, wo er noch als

Knecht gedient! Wie hatte er sich nicht gemüht und geplagt und abgeschwitzt, um sie zu erwerben, und geknickert und geknausert und sich kaum hie und da einen Kautabak gegönnt! Und er hatte sich oft gesagt, es sei recht und gut, daß er ein Bankbuch mit 39 Speziesthalern und 72 Schillingen liegen hatte. Er war darauf stolz gewesen. Und das hatte ihm Kraft und Mut gegeben, fortzufahren und fortzufahren. Nur sich plagen und graben und arbeiten und sammeln. Es war, als habe dies Bankbuch just in den schwersten, düstersten Stunden ihm vorgeschwebt und ihn erinnert, was für ein Kerl er sei, er, der kein besseres Weib als das seinige besaß. Denn es stand ja in der Postille, daß derjenige, welcher eine gute Frau habe, sein Hab und Gut vermehren werde. Und er hatte es dennoch vermehrt, obschon er keine gute Frau besaß, sondern im Gegenteil eine, die trank und verschwendete und ihn nun im Krankenhause Geld kostete.

Nein, daß es diesen seinen Schillingen so ergehen mußte! Er hob den Arm, bewegte ihn auf und nieder und ließ zum Schluß seine geballte Hand mit einem fast lautlosen Plumps niederfallen. O Herr Du mein Gott in Deinem himmlischen Reich, daß es so kommen mußte!

Beim Begräbnis des ersten Kindes hatte er angefangen, davon wegzunehmen. Seither hatte er noch drei andere eingegraben, und jedesmal hatte er beim Bankbuch Zuflucht gesucht. Aber so schlimm, wie es jetzt ging, — es war platterdings, um einen Mann in die Erde zu bringen.

Aber der Grund davon war wohl, daß auf ihm und auf dem Seinigen kein Segen ruhte. Was nützte dann alles? Er mochte sich plagen, daß ihm das Blut aus den Nagelwurzen spritzte, sofort war es aufgehoben, wenn unser Herrgott wider ihn stand. Und er erriet nun, daß unser Herrgott wider ihn stand, weil er ein Mammonsknecht gewesen und sich mit seinem Bankbuch und seiner Tüchtigkeit gebrüstet hatte. Darum ging auch alles den Weg, den es ging. Hochmut kommt vor dem Fall, hatte die Holzhof-Kari gesagt. Ja, das mußte er nun finden.

Er schloß das Bankbuch, setzte die Ellbogen auf den Tisch und stützte das bärtige Kinn in die Hände, so daß die Mundwinkel ganz nach aufwärts gezogen wurden.

Hochmut kommt vor dem Fall, hatte auch der Pastor diesen Frühling im Predigtstuhl gesagt, als Sjur Gabriel in der Kirche war, und dann hatten sie gesungen, daß Kunst und Arbeit vergeblich, wenn der liebe Gott das Haus nicht baut. Er murmelte einen Psalmvers, so gut es sich thun ließ bei der Sperre, welche seine Hände dem Mund anlegten:

„Was hilft's, stehst Du zeitlich vom Lager auf,
Und beläd'st Dich mit Mühe und Sorgen;
Dein Anschlag, er rücket nicht vor noch zurück,
Will Gott seinen Beistand nicht borgen.

Dein tägliches Brot mußt in Schweiß und in Not,
Mußt in Arbeit Dir selber erwerben;
Wenn Gott Dir es aber nicht segnen will,
Wird die Arbeit sogar Dich verderben."

Wie sollte ein armes Menschenkind sich da betragen? Wer frohndete

und sich mühte, um für sich und die Seinen zu schaffen, beging Sünde, und wer alle sieben ließ gerade sein, beging gleichfalls Sünde.

Aber manchen blieb für ihre Plage doch etwas übrig. Seht nur den Magne von Südhellen an. Sie waren mitsammen Knechte gewesen, — gleich arm beide, und nun war Magne geradezu ein großer Herr, mit neuen Häusern und acht Stück Vieh und zwei Pferden und alles war an allen Enden bei ihm schön und fein. Und Magne hatte doch mehr Kinder als er, und begraben hatte er ebenso viele. Das war der sonnenklarste Beweis, daß es Gottes Segen sei, worauf es ankam. Allein wie konnte Gott nur hingehen und so gröblichen Unterschied machen zwischen den Menschen? Er war ja unser Aller Vater, sagte der Pastor. Das würde ein irdischer Vater doch seinen Kindern nicht anthun, selbst wenn sie gesündigt und schlecht gehandelt hätten.

Und er war ja nicht schlimmer als die anderen.

Schlimmer als die anderen . . .

Ihm war plötzlich, als faßte ihn jemand beim Nacken und zeigte in die Luft und da sah er sich deutlich beim Tagesanbruch in einem Kuhstall stehen und mit einem Spaten in den Erdboden ein Loch graben. Es war manch ein Jahr her. Allein er war dagestanden und er hatte das Loch gegraben. Und neben ihm war eine barfüßige Dirn' gestanden, im Unterrock und in Hemdärmeln, und hatte gescheppert und mit klappernden Zähnen gefroren und etwas in den Händen gehalten, das in eine zerfetzte Schürze eingewickelt war. Und als ihm das Loch tief genug geschienen, hatte er das, was sie in den Händen hielt, genommen, ohne die Dirn' anzusehen, und hatte sich niedergekniet und das Paket in das Loch gesteckt. Dabei hatte die Schürze sich verschoben und er hatte den Ellbogen eines zarten Kinderarms erblickt. Da war er wie rasend geworden und hatte in Hast und Eile die Erde Schaufel auf Schaufel in die Grube geworfen und mit der Fläche des Spatens auf das Bündel geschlagen, um es niederzudrücken. Und als das Loch ausgefüllt war, hatte er Dünger genommen und darüber gestreut und hatte es fest getreten, damit niemand was sehen solle.

Er blieb unbeweglich sitzen und stierte vor sich hin mit aufgespeilten Augen und Schweißperlen auf der Stirn. Er sah alle Einzelheiten des Vorfalls mit fürchterlicher Deutlichkeit. Er hörte seine eigene Stimme zu der Magd sagen: „Wann Du Di' unterstehst und verratst was, so bring' i' Di' um!" Er sah sich in den Strümpfen in die Knechtkammer gehen, ins Bett hineinkriechen und den Kotzen über sich breiten, mit Vorsicht, damit Rasmes davon nicht aufwache. Und wie er schnarchte, als die Uebrigen aufstanden, und that, als schliefe er so fest, daß er nur mit Mühe zu sich komme! Und das Entsetzen, welches ihn erfaßt, so oft er abends an dem Viehstall vorüberging! Gewissensbisse hatten in der ersten Zeit ihn schlimm geplagt. Jedoch als er die Gegend verließ und viele Meilen weit weg in Dienst trat, da war es ihm wie weggeblasen, und für immer. Hie und da geschah es wohl, daß er davon träumte und getränkt von Schweiß erwachte, und daß er aufstehen mußte, und Licht anzünden, und sich einen Kautabak nehmen, um wieder einschlafen zu können. Doch in den letzten Jahren war das seltener und seltener geworden. Was bedeutete es aber nun, daß heute abends, während er da saß und an alles andere dachte, dies alte, längst vergessene Ereignis kommen mußte und sich auf ihn wälzen gleich einem Alp? War es der liebe Gott, der ihn erinnern wollte an vergangene Sünde und ihm begreiflich machen, daß Er sie

nicht vergessen? War Er deshalb nach ihm aus mit Widerwärtigkeit und Unannehmlichkeit in allen Ecken und Enden? Nein, wie konnte aber Gott im Himmelreich droben, Er, der alles in Hülle und Fülle besaß, nur so lang etwas nachtragen und mit Rache niederfahren auf einen armen Teufel wie er, der all seine Tage sich bestrebt nnd bemüht hatte, ein ehrlicher Mann zu sein und der nie etwas verbrochen hatte außer das eine einzige Mal! Und das hatte er ja bereut und dem lieben Gott abgebeten. Seit manchem Jahr hatte er Geld in die Büchse für die Notleidenden und Hausarmen geworfen, jeden Sonntag, so oft als er in die Kirche kam. War denn unser Herrgott so hartnäckig und unnachgiebig? Es stand ja in der Bibel, das von den blutroten Sünden, die weiß werden sollten wie der Schnee. An dies Wort hatte er geglaubt und sich damit vertröstet. Aber nun sah es aus, als sei das ganze Rechnungsexempel falsch.

Er richtete sich empor, legte sich auf die Bank zurück und steckte die Hände in die Hosentaschen.

Ja, wenn es so stand, dann war für ihn nichts mehr zu thun auf Erden. Wo sollte er hin und wie sollte er sich durchschlagen, wenn der allmächtige Gott ihn verfolgte? Da war es ja am besten, er ging hin und hängte sich auf, oder hinab, und stürzte sich auf den Grund des Meeres. Ja, es war vielleicht klüger, das zu wählen. Da konnte er nach Salhus hinüberfahren, sich eine Flasche Branntwein kaufen, zu einem Ort die Maß, den in sich hineinschütten, so lange es ging, und dann sich versenken, mit einen Stein um den Leib. Dann mußte der droben sich wohl zufrieden geben und finden, er habe genügend gebüßt . . .

Aber dann kam er ja doch in die Hölle . . .

Dies war es offenbar, was der liebe Gott wollte, da er es nicht über das Herz brachte, ihm zu vergeben. So sollte er denn in aller Ewigkeit gepeinigt werden, um dieser einzigen Sache willen. Ja ja, wenn das so war, so war es halt so. Seiner Bestimmung konnte niemand entgehen. In die Hölle kam er dennoch. Wenn er nun sich das Leben nahm, so entrann er jedenfalls dem Rest des Elends hier auf Erden.

Und nun, da er gezwungen war, sein Bankbuch zu leeren, besaß er ja so nichts mehr, womit sich freuen . . . Nichts mehr zum Freuen — —

Sein Blick wanderte blinzelnd in der niedrigen Stube herum, durch deren kleine Scheiben das Abendlicht des Sommers sich sparsam drängte. Er streifte die Köpfe der Kinder auf dem Flachbett in der Ecke, fuhr über den Boden hin und an den Tischen mit den geleerten Grützschalen hinan und glitt dann über das Ehebett und über die Wiege, in welcher Klein-Gabriel lag. Dort blieb er fest hangen. Der leere Ausdruck der Augen verwandelte sich und es bebte in seinen Mundwinkeln. Klein-Gabriel, ja richtig, ihn hatte er zum Freuen. Da der liebe Gott ihm den Buben geschenkt, konnte er es doch nicht gar so schlimm mit ihm meinen. Nein, Klein-Gabriel konnte er nicht verlassen. So lang als der Knabe lebte, mußte auch er leben. Mochte es mit dem Bankbuch gehen wie es wollte. Klein-Gabriel war ja doch das Beste, was er besaß. Es war ganz merkwürdig mit dem Burschen. Hätte er jetzt ein halbhundert blanke Thaler auf einem Brett liegen gehabt und Klein-Gabriel säße auf dem anderen, und es käme der liebe Gott und sagte, er solle nun wählen zwischen den zwei Brettern, — ja, so wahr Gott ihm helfe, er griffe mit beiden Händen nach jenem, auf dem Klein-Gabriel saß und ließe das andere fahren, selbst wenn es

ihm an den Kragen ging. Ja, so stand es. Gar kein Zweifel oder Ueberlegung bei der Sache.

„A — ja, ja", arbeitete es sich hart aufseufzend aus seiner Brust, während er die Hände über der Weste faltete. „Solang als unser liaber Herrgott mir eahm nöt wegnimmt, moan' i halt allweil, er hat sein' Sinn drauf g'stöllt und will ma verzeih'n."

Er drehte die Augen nach oben und sagte mit Innigkeit in der Stimme, die plötzlich in die feinsten Fisteltöne emporging und umschlug: „I' wiar halt alle Nöten und alles Unglück als wia a Kreuz anseg'n und als a Zuchtruten von wegen derer Sünd' und nur hoffen, daß unser Herrgott, wann i amal stirb', si' denken und zu si' sölber sagen wird, daß i schon g'straft g'nua bin, und daß er mi' eini lassen kann in sein' Vorgarten, wenn schon nöt ins himmlische Reich sölber."

Und ohne Pause und Luftschöpfen stimmte er eine gedämpfte Psalmmelodie an und hielt jeden Ton so lang, bis ihm der Atem ausging und er notgedrungen ihn fallen ließ, nach Luft schnappte und dann weiter sang:

„Voll Sorge und Bangigkeit suche ich Dich;
„O Herre, verstoße nimmer mich;
„Vor Sorge kann ich kaum reden noch sehn,
„O Herre, laß mir Deine Gnade erstehn.

„Meine Mutter empfing mich in bösem Gelüst
„Und gebar mich in Sünde, Herr Jesu Christ.
„Besprenge, o Herr, mich mit Ysop gut,
„O Davids Sohn, und mit Deinem Blut,

„Das floß aus Deinen Wunden so rot
„Und erlöset uns all' von Verdammnis und Tod . . .
„Voll Sorge und Bangigkeit suche ich Dich . . .

nein, damit war er ja schon fertig —

„Meine Mutter empfing mich in bösem Gelüst . . .

Das hatte er auch schon gesungen. — Na, so war es denn genug mit dem; er erinnerte sich nicht an mehr.

Nun fühlte er sich ruhiger im Sinn. Er ging aus der Stube, kletterte über die Leiter auf den Boden, legte das Bankbuch in die Tiefen der Truhe und schloß diese mit einem gewaltigen Schlüssel zu, der ihm auf der bloßen Brust an einem Bande um den Hals hing. Stieg dann hinab, kleidete sich aus und legte sich ins Bett, während er unablässig murmelte; „Ja ja, ja ja, Gott steh' uns allen bei, ja ja, ja ja, — allen miteinander, ja!"

XII.

Sjur Gabriel hatte nicht lange geschlafen, als Klein-Gabriel zu schreien begann. Er hörte es im Schlafe, war aber nicht imstande, wach zu werden. Er mühte und kämpfte sich ab, jedoch es war gleichsam, als läge ihm ein

Gewicht auf Brust und Augen, das alle seine Glieder lähmte. Endlich kriegte er Luft und stieß einen Ruf aus. Setzte sich dann im Bette auf und begann zu wiegen und zu summen. Aber es nützte nicht. Das Kind schrie nur schlimmer und schlimmer. So stand er denn auf und gab ihm einen Lutschbeutel. Nein, den spuckte es aus und drehte den Kopf zur Seite. Er hielt eine Schale gemischte Milch ihm vor den Mund. Trinken wollte es auch nicht. Dann sah er nach, ob es trocken lag, wechselte die Windeln und schaukelte wieder. Aber nichts half. Er nahm das Kind aus der Wiege, hüllte es in die Decke ein und ging mit ihm auf und ab, indem er es hin und her schüttelte und mit ihm sprach: „Na, na, na! Was hat er denn scho' wiaderum, der kloane Gabi? Thut eahm epper goa s' Baucherl weh, dem Buabn? Na — na — na — na! — Is' denn so arg b'stellt mit dem kloan' Kerl dem? — zwickt's eahm so stark?" — — Er hörte es kollern und herum rumoren in dem kleinen Bauch, während das Kind auf seinen Armen sich krümmte und wand. Endlich beruhigte es sich. Er legte es in die Wiege, holte Wasser, legte ihm wieder frisch unter, wusch es und sprach ihm vor: „So — so schön, hiatzt wird's es wiederum thuan mit 'n Kloan-Gabriel. So, hiatzt is' er's los, dös gräuliche Zeug dös, und da wiad's scho' glei' guat werd'n."

Er deckte ihn zu und schaukelte wieder. Aber es währte nicht lang, so fing das Kind wieder zu jammern an. Plötzlich aber begann es mit den Augen zu rollen und den Hinterkopf ins Kissen zu bohren, während ein halberstickter, knurrender Laut aus dem zusammengepreßten Mund drang. Es traten Schweißperlen aufs Gesicht und der Körper wurde steif. Sjur Gabriel geriet ganz außer sich. Er sprengte ihm Wasser ins Gesicht, aber ohne Nutzen. Dann nahm er eine Flasche mit einer Flüssigkeit, die so scharf roch, daß Sjur Gabriel davon niesen mußte, — einer Flüssigkeit, die Oline fürs Bein gebraucht hatte, und hielt sie dem Kleinen unter die Nase. Gänzlich umsonst. Er wußte nicht, wonach nur greifen, hob Klein-Gabriel auf, legte ihn wieder nieder und rang die Hände vor Verzweiflung. Nach und nach wurde es besser. Die Augenlider fielen zu, die unnatürliche Steife verschwand, während das Kind kurze, stöhnende Klagelaute ausstieß. Dann lag es still da und atmete schwer und stoßweise, wie müde von der Anstrengung.

Sjur Gabriel empfand eine unsagbare Erleichterung und sendete ein stummes Dankgebet zu Gott empor. Er setzte sich auf einen Schemel, schaukelte leise und summte dazu. Doch ein paar Minuten später fuhr er empor und beugte sich erschreckt von dem früheren knurrenden Laute, über die Wiege herab. Kam es wieder? Nein, dazu konnte der liebe Gott das Herz nicht haben. Dies arme, unschuldige Kind, das nichts Böses gethan hatte! — Aber ja, Er hatte das Herz dazu, es kam wieder, ärger als früher. Er sah nichts von den Augen des Kleinen, als die großen, weißen, leuchtenden Aepfel. Das Gesicht war blau und triefte von Schweiß, um den Mund lag Schaum und der Körper war starr wie ein Brett und ganz kalt, die kleinen Hände waren fest zusammengeballt.

Sjur Gabriel raufte sich die Haare, warf sich auf die Knie und rief laut, daß Gott ihm müsse zu Hilfe kommen. Er wendete sich wehvoll ab, um dem schrecklichen Anblicke zu entgehen, und mußte im nächsten Moment es wieder betrachten. Was in Jesu und aller heiligen Engel Namen sollte er nur anfangen? Nein, wie streng und hart doch Gott sein konnte!

„Na, in Jesu Nam'n, so nimm, nimm Dir'n!" schrie er laut und blieb still stehen vor der Wiege, nachdem er erst wie in Verirrung herumgelaufen war. „Nimm Dir'n, marter' eahm nur nöt gar a so!"

Klein-Gabriel lag immer noch ebenso da. Er war jetzt ganz stumm. Der weißliche Schaum floß ihm über das Kinn herab. Manchesmal ging ein Schütteln durch den kleinen Körper, dessen Brust so stark hervorstand, daß es aussah, als müsse das Kind in Stücke zerbrechen.

Ah, diese Starre, diese Starre! Er befühlte die Glieder, ob sie sich nicht biegen ließen. Aber nein, sie waren wie gefrorener Fisch an einem Wintertag. Gefroren! — Er hatte plötzlich einen Einfall. Wie, wenn er probierte, ihn in warmes Wasser zu stecken? — im Wasser taute ja alles auf. — Das warme Wasser mußte die Glieder erweichen. Im Nu war er weg und ließ Ingeborg aus dem Bett aufstehen. Sie sollte hinaus und Feuer machen unter dem größten Topf. Er wollte um Wasser hinaus zum Teiche laufen.

Ingeborg warf sich, halbwirr vor Schlaf, die Kleider über. Der Vater rief, sie solle sich eilen, Klein-Gabriel liege da und sterbe.

Als Ingeborg das Kind in der Wiege sah, brach sie in starkes Weinen aus und ging in die Küche. Der Vater war schon um Wasser draußen. Er lief wie ein Knabe barfüßig zum Brunnen und vom Brunnen und hatte in weniger als einer Minute den Kessel gefüllt. Ingeborg schlug über den Knien die Torfstücke entzwei, während ihre Thränen darauf herabtröpfelten. Gleich darauf schleckten die Flammenzungen an den Seiten des Kessels empor. Der Vater legte Reisig dazwischen, nahm eine Tischplatte, die er gekauft hatte, um damit den Fußboden der Stube auszubessern, brach sie mitten durch, spaltete das eine Stück, mit seinem Schnitzmesser in schmale Spähne, warf sie auf den Herd und sprach zu Ingeborg: „Da schau, heiz' drauf los, verbrenn' all's, was D' findst, wann mir nur 's Wasser in an' Nu hoaß is'!"

Als er wieder in die Stube kam, war der Anfall im Abnehmen. Klein-Gabriel lag da und stöhnte schwach und leise. Die Augen bekamen ihr natürliches Aussehen und schlossen sich blinzelnd, die Glieder wurden schlaff und weich und die Brust arbeitete schwer mit dem Atem.

Sjur Gabriel stand über die Wiege gebeugt mit den zusammengelegten Händen zwischen den Knien. Die Augen funkelten vor Hoffnung und Angst, die Lippen waren in den dicht zusammengeklemmten Mund gezogen. Vor Spannung und Erwartung wagte er kaum zu atem.

„So, mit Jesu Christi Beistand kimmt er hiatzt zu aner Ruah", murmelte er. „Er schlaft ein. Unser Herrgott steh' Dir bei, Du oarm's kloan's Engerl, Du!"

Er richtete sich sachte auf, strich sich über die Augen, faltete die Hände und hielt sie vor sich ausgestreckt. Er blieb stehen, ohne sich zu rühren, mit schief geneigtem Kopfe und einer Miene, die in liebevoller Dankbarkeit leuchtete, und schaute Klein-Gabriel an, der da lag und leicht schlummerte, während hie und da heftige Zuckungen durch seine Glieder fuhren.

„Hiatzt is' 's Wasser glei' am Kocha", klang es furchtsam von der Thür her. Sjur Gabriel wendete den Kopf und bemerkte Ingeborg, die lautlos geöffnet hatte und nun mit dem einen Fuß zwischen den Thürstock geschoben, die Hand an der Klinke, im Gesicht ganz schwarz vor Ruß und Thränen dastand.

„Pscht", flüsterte der Vater und hob warnend die Hand. „Er is' ein-g'schlafa. Geh und leg Di' niader.

Es war eine Milde in seiner Stimme, an welche Ingeborg nicht gewöhnt

war und die sie rührte, so daß sie wieder weinen mußte. Sie kam herein, schob die Thür ganz sachte zu und stellte sich ein paar Schritte von der Wiege hin.

„Kimm her“, sagte Sjur Gabriel und machte Platz. „Guck amal, wie staat und schön er schlafft.“

„Der Vatta sullt' si' a umi legen. I' setz' mi' her und wiag' den kloan Gabi“, sagte sie.

„I' hab' koa' Schneid nöt aufs Bett. — 's is eh' glei' Zeit zum Aufstehn.“

Er sah sich in der Stube um. Die schwache Dämmerung der Sommernacht war dem grauenden Morgenlichte gewichen.

„Schauen S', schauen S'!“ rief Ingeborg. „Hiatzt kimmt's wiada! Je, je, je, 's kimmt, da kimmt's!“

„Unser Herrgott steh' uns bei, — unser Hergott steh' uns bei!“ stöhnte Sjur Gabriel. „Geh, sei schön staat, mein' kloans Dearndl“, sagte er mit erstickten Thränen in der Stimme, „'s wird ja nöt besser davon.“

Er strich ihr mit tastender, hilfloser Gebärde ein paarmal über den Hinterkopf. „Der kloane Bua kriagat Angst, er kriaget Angst, wann er Di' hör'n thät. — — O Gott, steh uns bei, — o Gott, o Gott, steh uns bei!“

Der Anfall wurde stets heftiger und heftiger; es brach und krachte in des Kindes Brust, während es um Atem rang und röchelte. Die Augen rollten wilder denn je. Die Pupillen drehten sich unter die Winkel der Augenlider einwärts. Da blieben sie mit einem toten Stieren wie festgenagelt. Der Kopf bohrte sich rückwärts ein, die Brust stieg hoch empor. Der knurrende Laut aus der Kehle, die blauschwarze Farbe, der triefende Schweiß, der weißgelbe Schaum — alles kam wieder. Und dann die schreckliche Steife, die eisige Kälte, die kleinen Finger, die sich zusammenballten, daß die Nägel blauschwarz wurden.

Ingeborg beugte sich über die Wiege und küßte die kleinen Hände.

„Er is' derfroren — er derfriert!“ rief sie und hauchte auf die Finger, um sie zu erwärmen.

„Derfroren — warmes Wasser!“ fuhr es wieder wie ein Blitz durch Sjur Gabriels Hirn. Und mit langen Schritten und vornübergebeugtem Rumpf stürzte er in die Küche hinaus, während er Ingeborg zurief, sie solle bei der Wiege bleiben. Er nahm ein Schaff, zog es zu dem Herd, griff nach dem Kübel und schöpfte damit das kochende Wasser hinein. Er sah, daß der Eimer ein Leck hatte, kümmerte sich aber nicht darum. In Windeseile holte er Wasser vom Brunnen, mischte es mit dem warmen, steckte die Zehen hinein, um zu sehen, ob es recht sei, nahm dann das Schaff in die Arme und trug es in die Stube hinein.

Klein-Gabriel lag wie vorher da. Ingeborg hatte sich vor der Wiege auf die Knie geworfen.

Als der Vater kam, erhob sie sich und sah mit wortlosem Schrecken auf das Schaff hin.

Sjur Gabriel war ganz weiß im Gesicht. Der Mund stand offen und die Zunge stak zwischen den Zähnen hervor.

Er riß die Decke von der Wiege und nahm eilfertig Klein-Gabriel die wollene Haube vom Kopf. Dann löste er ihm am Halse das Band des Hosenkleides, welches das Kind an hatte. Aber es war Sjur Gabriels zitternden Händen unmöglich, das Kleidungsstück von den steifen Gliedern zu ziehen. Ohne sich zu bedenken, hob er also den scheinbar leblosen Körper des Kindes auf seine Arme, kniete neben dem Schaffe nieder und steckte ihn ins Wasser,

während er ihn unter dem Nacken und den Knien hielt. Nach Verlauf einiger Sekunden kam wieder Leben in die Augen. Langsam glitten die Pupillen auf ihren Platz zurück. Einen Moment hefteten sie sich auf das Gesicht des Vaters. Sjur Gabriel schien es, als lächelten sie gleichsam ihn an —, dann fielen die Augenlider schwer herab, wurden wieder emporgezogen und senkten sich mehrmals wieder. Zugleich fühlte er, daß die Mitte des Körpers nachgab und sich bog, die Finger lösten sich, die kleinen Arme sanken ganz schlaff an den Seiten herab. Dann begann das Kind zu winseln und leise zu stöhnen, und diese Laute waren für Sjur Gabriels gemarterte Sinne wie himmlische Musik. Denn er wußte, daß der Anfall da vorüber sei.

„Hast schon so was g'seg'n!“ sagte er zu Ingeborg mit einer Stimme, die zu gleicher Zeit weinte und lachte. „Is' nöt g'rad als wia a Gott's Wunder? Na, so was Wundersam's han i mei' Lebtag nöt g'segn! Der kloane Kerl is' ganz woach g'word'n, woach als wia a frisch g'rüahte Butta in an jeden Knöcherl.“ Er nahm vorsichtig die Hand unter dem Knie weg, damit Ingeborg sehe, daß die Beine niederfielen; dann nahm er den Arm des Kindes und bog ihn auf und ab.

„Hast Du in Dein' gottg'segn'ten Tag scho' a so was g'seg'n, Dearndl?“

Er lachte vor Freuden und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, nein, — dös hätt' i nöt g'glaubt, — nein, nöt amal träuma hätt' i mir's lassa!“

Ingeborg hate zu weinen aufgehört. Das Erstaunen, über das, was vorging, beherrschte sie vollkommen.

„Hiatzt is' vurbei, ganz und gar vurbei“, sagte Sjur Gabriel fast heiter. „Wann er auf d i e Art Atem z'ziagn anfangt, da woaß i scho', er schlaft glei'.“

Er hielt einen Moment inne und lauschte dem kurzen, stoßweisen Pusten, das hie und da in einen tiefen, seufzenden Atemzug überging. Der kleine Kopf glitt müde zur Seite und fand Ruhe im Arm des Vaters. Es standen noch Schweißperlen um den Mund und auf der Stirn, aber die Gesichtsfarbe war natürlich, wenngleich ein wenig gelblich.

„Leg' Di' noch a Weil schlaffa, sunsten kannst nimma weiter, wann's Tag wird“, sprach Sjur Gabriel, nachdem er dem Kleinen sein Kleid ausgezogen, ihn in Ingeborgs verschlissenem Röcklein abgetrocknet, den sie zu diesem Zwecke losgeheftelt, und ihn dann in die Wiege gelegt hatte.

Ingeborg stand am Fußende der Wiege und hielt nun ihren Rock als deckende Hülle über ihre nackten Beine.

„Wann er's nur erst nöt wiaderum kriagt“, flüsterte sie.

„Dös glaub' i nöt. Er schlafft ganz still und staat. 's is gar nöt aso, als wia ehnder; da hat er allweil' no' dös Beuteln in sein' Körper g'habt. — Leg' Di' nur umi.“

Ingeborg ging zur Bank, ließ den Rock herunter fallen und kroch still unter den Kotzen.

Sjur Gabriel war von andachtsvoller Dankbarkeit erfüllt. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Gott es war, der ihm den Gedanken an das warme Wasser eingegeben hatte. Nun mochte kommen, was da wolle. Gott hatte seine Jugendsünde ihm vergeben und wollte schon sein Bestes. Er lauschte Klein-Gabriels ruhigem, regelmäßigem Atem und schaute voll Freude zu dem kleinen Gesicht empor, das im Schlafen rote Wangen bekommen und so gesund und gesegnet aussah, als habe dem Jungen niemals das Mindeste gefehlt.

Dann erhob er sich vom Schemel, auf dem er saß und nahm aus dem Schrank, der am hohen Fußende des Ehebettes angebracht war, Kingos großes Psalmbuch mit den Messingspangen. Schließlich wurden seine Lider vom Schlafe müde, die Hände mit dem Buch fielen schlaff nieder. Aber er kämpfte dagegen, rieb sich die Augen und las weiter:

„Jesus stirbt und die Erde erbebt,
„Mein Herz, erzittre auch Du!
„Ihr bösen Gelüste, weichet, entschwebt
„Und legt euch zur ewigen Ruh.
„Denn es starb am Kreuze nun Gott und Mann
„Durch des bösen Gelüstens Zahn,
„Der biß in verbotenen Apfel hinein, —
„Wofür er litt Todes Pein.

„O Jesus, ich weine um Deinen Tod — Deinen Tod,
„Weil ich ihn verursacht habe;
„In Deinem Ste—erben . . .“ —

Nein, nun konnte er nicht mehr. Sein Kopf sank nach rückwärts und fand an der Bettkante eine Stütze, die Finger lockerten den Griff ums Buch, welches zwischen den Knien an dem einen Bein entlang hinabglitt und auf dem Boden liegen blieb. Sjur Gabriel schlief mit halboffenen Mund und schlaff niederhängenden Armen.

XIII.

Sjur Gabriel war in der Stadt, um Oline heimzuholen. Als er am Thor des Krankenhauses läutete, wies man ihn in das Comtoir, wo er bezahlte, was an restlichen Verpflegungsgeldern noch in den Büchern stand. Dann ging er in die Einfahrt und wartete, während man nach Olinen sandte, welche schon den ganzen Tag über mit ihrem Bündel Kleider in der Hand fertig da gesessen war. Als Sjur Gabriel sie kommen sah, fiel es ihm auf, daß sie nun noch geringer worden war und daß ihre Hände genau so ausschauten, wie die seiner Mutter, als er sie auf der Bahre hatte liegen sehen.

„Na, — wie geht's Dir denn?“ fragte er, als der Pförtner ihnen geöffnet hatte und sie auf der Straße standen.

„D' Haxen waret wiaderum heil,“ antwortete sie. „I' hab' a Salben kriagt, zum Einschmiar'n.“

„Hab'n's scho' derfa, moan' i. 's Göld hab'n 's g'numma, als wann 's a Gras waret, aber a Sand. — Und Zeit g'lassa hab'n si' a. — Sechzehn Speziesthaler und zwoa und dreiß'g Schilling.“

„Ja, dös is' a schön's Geld,“ sagte Oline demütig.

„'s geht all's oan'n Weg. Auf 'n Schindanger kimm' mer do', ob's a so is' aber a so.“

„Muaßt nöt immer glei gar a so traurige Red'n füahrn,“ murmelte Oline.

Sjur Gabriel antwortete nicht, sondern ging nur mit langen, gespreizten Schritten, die Hände auf dem Rücken weiter. Oline folgte ihm auf den Fersen.

Als sie an die Ecke des Marktes gekommen und des Triangel gekommen waren, blieb er stehen.

„I' kauf' mir nur a paar Angelschnür'", sagte er zu Olinen. „Gang abi ins Boot, i kimm glei'." Damit verließ er sie.

Oline ging langsamen Schrittes weiter. Es war mit einmal, als habe sie Bleigewichte um die Beine bekommen. Ein paarmal stand sie still und schien sich zu bedenken. Dann schleppte sie sich wieder weiter. So erreichte sie die Triangel. Sie ging zum Geländer, beugte sich hinüber und entdeckte das Boot, in welchem Jens mit dem Rücken gegen sie gewendet da saß. Da ergriff sie ein plötzlicher Lebensüberdruß. Sie sah vor sich die Hütte daheim mit der niedrigen finstern Stube und dem schwarzen Küchenherd, an dem sie tagaus, tagein rühren und rühren sollte, dasselbe und dasselbe immer und immer wieder. Der Torfanger draußen, der Schweinekoben, der Viehstall, die Plage drinnen und draußen, alles erfüllte sie mit einem zehrenden, gelangweilten Widerwillen. Sie drehte sich um, warf einen spähenden Blick rings herum und ging dann hurtig, fast laufend, über die Triangel zurück, bog links in den Torvegaard ein, trat in die Bauernschänke, pochte bei Guri an, verkaufte ihr eines der Kleidungsstücke, die sie im Bündel trug, und borgte eine Flasche aus, in die hinein sie sich Branntwein kaufte. Als sie die Schänkstube verlassen hatte und hinter der Treppe stand und trank, hörte sie jemanden hereinkommen, die Schänkstubenthür öffnen und nach ihr fragen. Sie erkannte Sjur Gabriels Stimme und wurde so ängstlich, daß sie an allen Gliedern bebte. Nachdem er fortgegangen, kam sie aus ihrem Versteck hervor, schlich zum Thor und guckte hinaus. Sie sah ihn über den Torvegaard gehen. Sie eilte hinaus, stahl sich dicht längs der Häuserreihe hin und war gleich darauf im Boot.

Da Sjur Gabriel ein wenig später kam, sah er düster und vergrämt aus. Ohne ein Wort zu sagen, löste er die Taue und setzte sich an die Ruder. Oline ruderte flink und taktfest und hielt die ganze Zeit über aus. Sjur Gabriel mußte sich selber gestehen: ob sie nun getrunken hatte oder nicht, berauscht war sie nicht geworden. —

— Eine Woche später kam Sjur Gabriel nach beendetem Tagewerk von der Feldarbeit heim. Er trug den Spaten wie ein Gewehr auf der Schulter und hielt in der Hand eine Butte mit Kartoffelkraut für das Schwein. Jens und Nils trabten hinterdrein, jeder mit seiner Spate, die er auf der Erde hinter sich herzog.

„Is d' Muatta scho' hoamkimma?" fragte Jens, als sie in die Küche traten.

Ingeborg, die die Abendgrütze herausschöpfte, gab eine verneinende Antwort.

„Wann d' Muatta si' nur nöt verganga hat", sagte Jens und sah furchtsam den Vater an.

„Halt's Maul!" antwortete Sjur Gabriel, ging in die Stube und begann sich mit Klein-Gabriel zu beschäftigen.

Später abends, als die Kinder zu Bette waren und Klein-Gabriel schlief, saß Sjur Gabriel auf der Bank neben dem Tisch und schnitt sich Tabak für seine Kreidepfeife. Er redete leise mit sich und schüttelte dazwischen den Kopf.

Daß Oline nun, nachdem sie kaum aus dem Spital gekommen und nachdem er so große Ausgaben für sie gehabt, es ganz auf die alte Art trieb, das

war doch zu bunt. Er hatte bestimmt gemeint, sie werde nun zum Nachdenken gekommen sein. Man sollte meinen, sie habe dazu Zeit gefunden, in all den Wochen, die sie danieder gelegen und nur Geld gekostet hatte. Einhundertzweiundzwanzig Tage, zu sechzehn Schilling den Tag — das war viel Geld für einen armen Bauersmann. Aber nichts biß bei ihr an. Gott mochte wissen. wie sie eigentlich bestellt und beschaffen war, — sie trieb es ja, als ob sie eine stumme Kreatur sei und nicht ein Mensch, mit einer lebendigen Seele im Leib.

Sjur Gabriel griff nach der Mütze und begab sich hinaus. Er hatte keine Ruhe mehr. Oline war nun den zweiten Tag fort. Gestern, als er zu Mittag schlief, war sie durchgebrannt. So lang war sie sonst nie vom Hause weggeblieben.

Wie zufällig schleuderte er in den Viehstall und in den Heuschober, stand ein wenig da und sah sich um, wanderte dann wieder hinaus, guckte in die Torfscheuer und öffnete sogar den Schweinekoben. Dann ging er zur See hinab.

Das Wetter hatte im Lauf des Tages sich umzogen. Nun war es ein förmlicher Sturm geworden. Der Seegischt umleckte die Boothauspflöcke und spritzte in die Luft.

Keine Oline zu sehen.

Langsam und mit gebeugtem Haupt schritt Sjur Gabriel wieder zurück hinauf. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Er sah schon Olinens Leiche in irgend einer Bucht umhertriften, mit dem Gesicht nach abwärts, wie damals vor zwei Jahren im Boot, als er sie niedergeschlagen. Gerade so lag sie. Oder verstümmelt in einer Steinkluft, in einen der Abgründe gestürzt, dort drüben vom Sandwigsfjeld. Mit dem Gesicht nach abwärts, gerade wie damals im Boot.

Ja, ja, — nicht umsonst war der „Schiffer“ vom Holzhof letzten Abend bei Sonnenuntergang da gestanden und hatte, mit der Schnauze gegen das Fenster des Hellemoorhauses gewendet, so fürchterlich geheult und war, weder in Gutem noch in Bösem zum wegtreiben gewesen. Oline hatte den Kopf geschüttelt und er hatte ihr angemerkt, daß sie dasselbe dachte wie er.

Es waren zum Tode bestimmte Leute im Hof.

Er seufzte im Gehen tief auf.

Gottlos, dem Trunk ergeben war Oline freilich gewesen, ärger von Jahr zu Jahr, — und mehr als ein Mensch war keiner. Aber dennoch, — vielleicht hatte er eine zu schwere Hand gehabt, wenn er sie prügelte. — Eines stand fest: kam sie wiederum heim, so sollte sie diesmal nicht einen Laut zu hören kriegen, und wenn sie so voll war, daß sie nicht mehr stehen noch gehen konnte,

„I' hau's nimmer mehr, — dös schwir' i' fur unsern Herrgott“, murmelte er, als er wieder vor der Hütte stand und die Thürklinke hob.

Als er am nächsten Morgen gegen elf Uhr von der Außenmark mit einem Korb voll Torf auf dem Rücken heimkam, sah er Oline sich der Hütte nähern. Sie ging mit kleinen, steifen Schritten, den Kopf nach der Seite gewendet. die Hände ganz droben beim Rockbesatz unter die Schürze gesteckt. Still wie ein gleitender Schatten, stahl sie sich an ihm vorüber in die Küche.

Sjur Gabriel fühlte die Erbitterung in sich aufwallen. Unwillkürlich hob er die Faust gegen sie. Dann erinnerte er sich seines Schwurs vom gestrigen Abend und begnügte sich, auszuspucken und „pfui Teixel!“ zu sagen.

Er folgte ihr in die Küche und leerte den Torf auf den Lehmboden.

„Wo bist denn gewe'n?“

Oline sah verkommen aus. Das Gesicht war blauviolett und die Unterlippe hing und zitterte.

„In Salhus drenta“, antwortete sie und legte Feuerung unter den Kessel.

„Was hast denn da z' thuan g'habt?“

„Salz kaufen.“

„Zwoa Täg' lang?“

„'s Wetter is' so grob g'word'n“, — sie steckte Reisig zwischen den Torf. „Mir hab'n nöt ehnder außi kinna“, — sie beugte sich herab und blies ins Feuer — „als bis scho' über neune war.“

Sjur Gabriel folgte ihren Bewegungen mit funkelnden Augen.

„Verdammte Sauferin Du!“ schnarrte er, packte den Korb, so daß er krachte, warf ihn über den Rücken und stampfe zur Küche hinaus.

Oline hatte mit angstvoller Bewegung beide Hände vor's Gesicht gedrückt, und stand nun halb weggewendet, mit gebeugtem Rücken und emporgezogenen Schultern da, um die Schläge zu empfangen, die sie sich erwartete. Als sie die Küchenthür zuschmettern hörte, schielte sie empor und wollte kaum ihren eigenen Augen trauen. Aber gleich darauf kam sie zur Gewißheit, daß Sjur Gabriel seines Wegs gezogen war, ohne sie zu schlagen. Dies unerwartete Ereignis überwältigte sie so sehr, daß sie sich auf den niedrigen Herd platt niedersetzte, das Gesicht in ihrer steifen, graugestreiften Lodenschürze verbarg und weinte, daß es sie nur schüttelte.

Bald erhob sie sich, setzte einen Fuß auf den Herd und begann Hafermehl in den kochenden Wasserkessel hineinzurühren. Sie zitterte stark an den Händen und verschüttete Mehl, so oft als sie eine Hand voll aus dem Holzgefäß nahm, das an der Schornsteinmauer hing. Es surrte in ihrem Kopf und hämmerte in ihren Schläfen. Der Schlund brannte und jeden Augenblick war es ihr, als wechselte ihr Herz seinen Platz.

„Mir hab'n scho' g'moant, mir seg'n d' Muatta nimma“, hörte Oline plötzlich jemanden in hofmeisterndem Tone sagen. Sie wendete den Kopf und sah Ingeborg mitten in der Küche stehen, mit den Händen in der Seite und einer saueren Miene um den Mund.

Oline antwortete nicht, sondern fuhr fort, flau und kraftlos die Grütze zu stampfen.

„Lassen S' mi' her!“ rief Ingeborg aus. „Wann i' alles Uebrige machen kann, so wird mi' dös a nöt umbringa“. Sie nahm der Mutter den Quirl aus der Hand.

„Geh' weiter!“ befahl die Mutter und wollte den Quirl zurückhaben.

„D' Muatta is' hiatzt zu koaner Arbeit nöt. — D' Muatta sullat si' liaber umi leg'n und 'n Rausch ausschlaf'n, eh' als der Vatta kimmt.“

„Was, willst epper Deiner Muatta Lehr'n geb'n, Du unverschamt's Ding, Du!“

Und ehe Ingeborg es ahnen konnte, hatte Oline sie um den Leib gepackt und zu Boden geschleudert. „Moanst wol, Dei' ölendige Muatta, die geht scho' so auf ihre letzt'n Füaß, daß D' mit ihr umgehen kannst, wia's D' willst? Aber paß Du nur auf, paß Du nur auf!“ Oline fuhr mit gehobenen Arm auf sie los. „Die Kinder, die ihre Eltern herabsetzen thuan, die g'hör'n eh' schon 'n Teufel zua!“

„Und was wird aus d' Eltern, die si' voll saufen als wia d' Schwein'?“

Ehe sie noch fertig gesprochen, bekam sie einen klatschenden Schlag auf die Seite ihres Gesichts.

„Da waret's scho' gescheiter, solchene Eltern thäten's si' überleg'n", fuhr Ingeborg uneingeschüchtert fort.

„Hiatzt kusch Di' oder i' wer' no' verruckt", rief Oline mit aufeinander hackenden Zähnen.

Ingeborg warf den Nacken zurück und verließ die Küche. Gleich darauf steckte sie den Kopf durch die Thüröffnung und sagte mit einer Stimme, die vor Hohn lachte: „Schauen S' liaba, daß nöt wiaderum d' Grat'n von d' Häring in Brein eini kimma, als wie neulich, wie d' Muatta in der Stadt drin g'we'n is'. Der Vatta kunnt' leicht bös' werd'n!"

„Herrgott im Himmel!" stöhnte Oline, indem sie die Hände zusammenschlug und vor sich hinstreckte. Sie blieb ein paar Minuten mit hängendem Kopfe steh'n. Die halbgeschlossenen Augen stierten mit hilflosem Blick auf den Herd herab, der Mund war zusammengepreßt und zeigte eine lange Vertiefung in die Wangen hinein. Gleich aber nahm sie sich zusammen, stampfte die Grütze fertig, hob den Kessel vom Feuer, schöpfte heraus und trug die Schüssel auf den Tisch.

XIV.

Die Jahre vergingen und die Hellemoorleute schleppten sich weiter im Schweiß ihres Angesichts von Winter zu Frühling und von Sommer zu Herbst. Oline trank und Sjur Gabriel frohndete, während sein Haar ergraute und sein Rücken sich stark und stärker beugte. Jens und Ingeborg kamen jedes nach seiner Seite in Dienst fort. Klein-Alma und Nils rückten in der täglichen Arbeit an ihren Platz. Sonst hatte sich nichts verändert.

Mittlerweile war Klein-Gabriel sechs Jahre alt geworden.

Wenn Sjur Gabriel vom Fischen oder von einer Stadtfahrt heimkehrte, pflegte Gabi ihm entgegengelaufen zu kommen. Geschah es, daß der Vater seiner nicht gleich ansichtig wurde, so konnte Sjur Gabriel eine Angst durchfahren, daß er kaum zu fragen wagte, wo der Junge sei. Wenn der Kleine dann zum Vorschein kam, so hing er sich ans Bein des Vaters, bis er auf dessen Schultern gehoben wurde und kopfüber einen Purzelbaum schlagen durfte.

Im Sommer, wenn es irgendwie sich thun ließ, nahm ihn Sjur Gabriel aufs Feld hinaus. Dann gingen sie Hand in Hand fort, Gabi mit einer Harke auf der Achsel, die der Vater ihm verfertiget. Wenn er ein wenig Heu zusammengerecht und einen Haufen gemacht hatte, lobte ihn der Vater und sagte, „er sei a Murdskerl bei der Arbeit." Oder er breitete mit ihm Heu aus, wenn es von den Stangen herabgenommen und zum Trocknen auseinander gestreut wurde. Und Sjur Gabriel wendete förmlich Künste dran, damit der Bube nicht merke, daß er nach ihm die Arbeit noch einmal mache

In der Heuerntezeit stand er neben dem Vater mit seiner Holzsichel da und meinte, er schlüge Gras, während er pustete und zappelte und jeden Moment fragte, ob es so recht sei.

Auf einem kleinem Schiebkarren rollte er Torf vom Anger heim, oder im Herbste, wenn die Schafe geschoren wurden, Wolle, und stets an des Vaters

Seite. Bei der Kirchfahrt am Sonntag stand er vor ihm und schob beim Ruder an, um ihm zu helfen. Oder, wenn das Wetter nicht ruhig genug war, saß er auf dem Boden des Bootes, zwischen Sjur Gabriels Beinen, und fragte und plauderte und bekam Kopfnicken und einsilbige Worte zur Antwort.

Nils und Magne ruderten ruhig und ernst wirklich mit. Im Hintersteven saßen Abni und Oline, wenn diese mit war, was mit der Zeit immer seltener passierte. Sjur Gabriel schämte sich, mit ihr sich zu zeigen, und die Kinder schämten sich nicht weniger. Sie wußten ja ganz gut, daß die ganze Gegend Olinens Schande kenne. Sjur Gabriel kämpfte bei dieser Gelegenheit gar manchen harten Kampf mit sich. Ihm schien, als laste ein Stein auf seinem Gewissen, wenn er sie nicht in Gottes Haus mitnahm. Wenn es jemand notwendig hatte, hinzukommen, so war gewiß Oline es, und niemand konnte wissen, ob das Wort nicht eines schönen Tages in ihr Wurzel fassen und sie zur Bekehrung bringen würde. Oline selbst sagte nichts. Sie blieb am liebsten fern.

In der Kirche saß dann Klein-Gabriel auf des Vaters Schoß und schlief zumeist treuherzig, den Kopf an dessen Sonntagsrock gelehnt.

Seine Mahlzeiten nahm er gleichfalls in des Vaters Armen ein. Sjur Gabriel atzte ihn und sich zugleich, jedem seinen Löffel voll.

„Hiazt der Vatta — hiazt der kloane Gabriel,“ sagte der Knabe die ganze Zeit über und paßte genau auf, daß alles richtig zugehe. Wenn dann Sjur Gabriel, um ihn zu necken, zwei Löffel voll nacheinander nahm, zupfte der Junge ihn am Bart und rief: „Will da Vatta denn an Esel sein?“ — eine Redensart, die Oline gebrauchte, wenn sie im Rausch die Kinder zurechtwies; dann that Sjur Gabriel, als erschrecke er, und beeilte sich, ihm etwas zu geben, während er in seinem Innern lachte.

Was die Mutter im Branntwein suchte, hatte der Vater in Klein-Gabriel. Nach ihm zog es ihn, nach ihm sehnte er sich. Wie mißmutig und niedergeschlagen er auch war, machte der Anblick des kleinen Gabriel sein Herz doch stets leichter und seinen Sinn milder. Dieser blonde, lockige Bub mit dem großen Kopf und dem mageren Körper wars, der seiner Frohnde und seiner Plage einen Zweck gab und sein kummervolles Dasein erheiterte. Und nicht allein das des Vaters, sondern auch das Leben der Mutter und der Geschwister. Sie benützten ihn als Schirmbrett, als Dolmetsch und Makler zwischen sich und Sjur Gabriel. Und immer mit Glück. War Klein-Gabriel im kritischen Augenblick nicht zu finden, so fühlten sie sich ganz und gar ohnmächtig und hilflos.

XV.

Sjur Gabriel stand beim Schweinekoben neben einem Fischer aus Salhus, der mit ihm um den Preis zwei junger Ferkel handelte. An der Hand hielt er Klein-Gabriel, welcher einen grünen Wollshawl ein paarmal um den Hals gewickelt, über der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zusammengeknüpft trug. Die Abende waren feucht und rauhkalt, trotz der lichten, sonnenreichen Maitage, und Klein-Gabriel war seit voriger Nacht heiser.

Der Fischer aus Salhus war nicht recht nüchtern. Da ihm schien, Sjur

Gabriels Preis sei zu hoch, fuhr er, halb in Uebermut, halb in Aerger, auf ihn los, rüttelte ihn an der Schulter und stieß ihn mit dem Knie.

In demselben Moment stürzte Klein-Gabriel auf den Fischer los, und puffte ihn, und schlug ihn mit den geballten Händen, wo immer er ihn unten an den Beinen treffen konnte.

Sjur Gabriel mußte ihn mit Gewalt von dem lachenden, taumelnden Bauersmann wegreißen. Da begann Klein-Gabriel zu weinen und versteckte sein Gesicht in des Vaters Rockschoß. Sjur Gabriel erschrak über den unheimlichen Laut, der aus des Knaben Hals drang. Es klang hohl und rauh, wie ein Stoß in eine rostige Trompete. Niemals hatte er eine so böse Heiserkeit gehört.

Er nahm den Knaben auf den Arm und trug ihn ins Haus. Er merkte, daß aus dem Handel diesmal doch nichts wurde.

Die Luft in der Stube hing voll grauen Dunstes und es roch scharf nach Torf. Der Vater hatte Klein-Adna befohlen, einzulegen, damit es für Gabi nicht zu kalt sei. Aber der Wind fuhr in den Schornstein und trieb Rauch und Aschenwirbel durch die Thürspalte heraus. Das erste, was Sjur Gabriel that, war, die brennenden Torfstücke in den Herd hinauszutragen. Dann gab er Klein-Gabriel zu essen und legte ihn in sein eigenes Bett.

Des Nachts träumte Sjur Gabriel, er stehe und ziehe an einer Pumpe, die kein Wasser geben wollte. Er mühte sich mit aller Macht, während es in der Pumpe pfiff und sang. Es war ein Mensch drinnen verborgen, der jammerte mit einem Laute, der ihm ganz schrecklich Angst machte. Zuletzt erwachte er. Uf, — dies Heben und Heisen, — wo kam das doch her? — Ach ja, das war Klein-Gabriels Hals, welcher „klang“, während der Knabe schlief. Entsetzlich, wie abscheulich das sich anhörte; allein es war ja bloß Verkühlung. Warum es ihm aber dennoch so an der Herzwurzel nagte und grub, dies bißchen Heiserkeit? — — Uebrigens, wurde es nicht besser bis zum Morgen, war es vielleicht am besten, ihn mit ein wenig warmen Unschlitt einzuschmieren.

Plötzlich schlug Klein-Gabriel mit den Armen aus. Es kam ein Laut aus der Kehle, als ob es ihn erwürgen wollte. Er setzte sich hastig auf, zerrte am Wollshawl oben bei der Kehle und rief, er wolle ihn fort haben.

Der Vater redete ihm gütlich zu. Aber der Knabe knauerte und wand sich und bewegte den rechten Arm, als ob er schlagen wolle. Es war gleichsam, als ob er nicht recht bei sich sei, sondern gegen etwas Unsichtbares kämpfe, das ihn plage.

Allmählich beruhigte er sich, ließ sich aufs Kissen legen und fiel in Schlaf.

Sjur Gabriel schaute zu Oline hinüber, welche ganz rückwärts lag und mit dem Gesichte dicht an die Wand gedrückt, schlief wie ein Murmeltier. Was für eine Art von Mutterherz sie haben mußte, daß sie ganz gleich gut schlief, dachte Sjur und legte sich wieder zurecht. Aber er fand keinen Schlaf. Er lag und horchte dem rostigen, schurfenden Stöhnen, das mit jedem Atemzug regelmäßig aus Gabis Kehle drang. Sjur Gabriel däuchte es schließlich, als wäre es der Klang von Kirchenglocken, die zu Begräbnis läuten.

Am nächsten Tag konnte Gabi den Vater nicht aufs Feld begleiten.

Als Sjur Gabriel heimkam, um Mittagsmahl zu essen, schleppte der Knabe sich zu ihm hin, hob die Arme und sagte: „Der kloane Dabi is' a so müad'! er will ins Bett dehn!“

Am Nachmittag wurde es schlechter mit ihm. Er lag auf dem Rücken und rührte sich nicht. Der Ton im Halse ging in ein trockenes, scharfes Rasseln

über. Plötzlich brach ein langer, schluchzender Schrei aus seiner Kehle, und dann blieb er liegen wie vorher.

Die kleine Adni wurde so ängstlich, daß sie aus der Stube lief und nach dem Vater rannte.

Es vergingen wohl zwanzig Minuten, ehe sie mit Sjur Gabriel zurückkam. Sie waren den ganzen Weg gelaufen und ganz außer Atem, als sie das Haus erreichten.

Als Sjur Gabriel in die Stube trat und das Kind im Bette sah, war ihm, als bekäme er einen Schlag in die Herzgrube. Er fuhr zurück und eine gelbliche Blässe breitete sich über sein Gesicht. Die Knie bebten und er taumelte wie ein betrunkener Mann. Er erkannte den kleinen Gabi kaum, so hatte dieser sich in den zwei bis drei Stunden verändert. Die schlaffen Gesichtszüge, das vogelschrei-ähnliche Röcheln, die halbgebrochenen Augen, die schmale, scharfe Nase, und dann dieser gemarterte, geduldige Ausdruck — o, wie er all' dies in einem Nu sah und hörte und wie es ihm in die Seele schnitt!

Wie ein Schlafwandler ging er zum Bett und beugte sich über das Kind.

„Was macht er denn, der kloane Gabi?" murmelte er mit bebenden Lippen.

Und zugleich fiel eine warme Thräne auf Klein-Gabriels Stirn. Er hob die Augen zum Vater, sah ihn eine Sekunde mit einem Ausdruck von solcher Liebe und Hilflosigkeit an, daß Sjur Gabriel meinte, es müsse ihm die Seele schmelzen und aus ihm heraus fließen.

Der Knabe versuchte den Arm zu heben. Er fiel zweimal zurück. Aber endlich brachte er ihn in die Höhe, nahm mit seinen kleinen brennenden Fingern des Vaters Hand, führte sie an die Lippen und küßte sie.

Sjur Gabriel sank auf die Knie, verbarg das Gesicht an der Bettstatt und blieb liegen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Dann erhob er sich und beugte sich wieder über das Kind. In diesem Augenblick bekam Klein-Gabriel einen Anfall wie jenen, der Adni so erschreckt hatte, daß sie nach dem Vater fortgestürzt war. Diesmal war der Anfall heftiger und langwieriger Sjur Gabriel hielt den Knaben und jammerte leise. Er meinte, das Kind sei im Begriff, den Geist aufzugeben.

Als der Anfall vorüber war, lief Sjur Gabriel hin und riß die Teerjacke von der Wand. „I' fahr' in d' Stadt um 'en Doktor", sagte er. „Kemmt's mit, Buab'n!"

Nils und Magne, die vom Feld gekommen waren, standen am Fußende des Betts und sahen den Bruder mit entsetzten Mienen an. Nun eilten sie zur Thüre und sagten: „Da müass'n mir uns umziag'n".

„Ka Umziagerei!" rief Sjur Gabriel.

Die Knaben griffen nach ihren Mützen und hasteten dem Vater nach, der in vollem Lauf der See zusteuerte.

XVI.

Als Sjur Gabriel die Stadt erreichte, war es sieben Uhr. Er legte bei der Skudesvig-Brücke an, denn der Distriktsarzt, den er suchte, wohnte am Sandsvig-Weg. Während der ganzen Fahrt hatte er kein Wort gesagt, aber gerudert, daß es um das Bootsteven schäumte. Nils und Magne hatten

gleichfalls gethan, was sie konnten. Als sie die Ruder einzogen, triefsten sie alle drei vor Schweiß.

Sjur Gabriel hatte kein Glück. Der Distriktsarzt war verreist, und derjenige, an den er nun gewiesen wurde, war bei einem Diner. Von da ging er zu einem dritten, der auf dem Marktplatz wohnte. Nicht daheim. Der vierte, zu dem er kam, war in der Praxis. Der fünfte war alt und müde und vertrug es nicht, so spät abends noch in See zu gehen. Und überall fragten sie ihn, warum er sich nicht an denjenigen wende, der zum Herumfahren da war, an den Distriktsarzt Pedersen in Sandvigen.

Sjur Gabriel hätte vor Verzweiflung heulen mögen. Es grub und nagte in seiner Brust, und die ganze Zeit über schien ihm, er höre Klein-Gabriels röchelnden Atem in seinen Ohren. Es stach und brannte im Schlunde und er hatte die Empfindung, als sei ihm Sand auf die Zunge gestreut.

Als er zum sechsten Ort kam, wies man ihn in eine Hinterstube, wo er mitten vor sich den Rücken eines Mannes sah, der über einen Tisch gebeugt da saß und, den Kopf zwischen zwei Lichtern, schrieb. Es währte eine Ewigkeit, schien es Sjur Gabriel, ehe er sich aufrichtete, auf seinem Sitz halb umdrehte, fragte, was er wolle.

Sjur Gabriel erklärte seine Bitte.

„Hm", sagte der Doktor, ohne die Feder wegzulegen, „es ist ein weiter Weg. Es ist gleich neun Uhr."

„Du kriagst an Speziesthaler", sagte Sjur Gabriel, der an der Thür stehen geblieben war.

„Einen Speziesthaler? — ja weißt du was, mein Lieber, das ist keine Bezahlung für die Strapaz' im offenen Boot —"

„I geb Dir zwoa, wann 'st nur glei' kimmst."

„Warum gehst Du nicht zu Pedersen, — zum Distriktsarzt Pedersen in Sandvigen? — Das ist ja der Doktor für diese Gegend."

Da erzählte Sjur Gabriel, daß Pedersen verreist und daß dies der sechste Arzt sei, zu dem man ihn schickte und endete mit den Worten: „Du kriagst zwoa Speziesthaler und zwoa und siebzig Schilling — dös is' alles, was i' no' hab' — wann'st glei' kimmst."

Der Arzt legte die Feder weg und stand auf.

„Da wird wohl nichts helfen. — Teufelszeit das! — Wo hast du dein Boot?"

„Bei der Skudevigs-Brücken."

„Jessus — in Skudevigen! So was hab' ich noch nicht gehört! Warum legt Er nicht bei der Triangel an, wenn Er ordentliche Leute mit sich haben will? — Da bis nach Skudevigen hinaus zu tratschen —"

Während er diese Sätze sprach, die ihm in Zwischenräumen entschlüpften und welche er halblaut in die Luft murmelte, hatte er die Pantoffel gegen ein Paar Stiefel umgetauscht und den Ueberzieher angezogen.

„Häßlichen Laut aus dem Hals — schweren Atem —". Er zog eine Lade heraus, nahm aus derselben etwas und that es in die Tasche. Dann steckte er eine Medizinflasche zu sich, griff nach dem Hut und sagte zu Sjur Gabriel, es sei am besten, er gehe voraus und suche die Thür, ehe die Lichter ausgelöscht würden.

Kurz darauf befanden sie sich auf der Straße.

Es war ein schöner Abend. Der Himmel war wolkenlos und die ein-

fallende Dämmerung hatte das schwindende Tageslicht noch nicht überwunden. Sie gingen schweigend weiter. Sjur Gabriel voran, mit langen Schritten, fast laufend. Jeden Augenblick wendete er sich um und schaute nach dem Doktor. Dieser hatte Mühe, ihm zu folgen. Er rief ihm zu, ihn nicht so vorwärts zu sprengen.

„Es eilt", antwortete Sjur Gabriel, ohne seine Schritte zu verlangsamen.

Als sie das Boot erreichten, fanden sie Nils und Magne schlafend, den Einen zusammengerollt auf einer Ruderbank sitzend, mit den Armen um den Kopf, den Andern achterwärts liegend. Sjur Gabriel rief ihnen zu, sich zum Ruder zu setzen, und eine Minute später waren sie abgestoßen und auf dem Heimweg.

Sjur Gabriel ruderte mit eines Riesen Kraft. So oft der Doktor rückwärts Feuer schlug, um seine Pfeife anzuzünden, sah er, daß das Gesicht vor ihm dunkelrot war und daß die Augen entsetzt starrten und leuchteten wie graugelbe Glut.

Er begann ihn näher um die Krankheit des Kindes auszufragen, — wie lange es schon währte und wie es sei.

„Das hört sich an wie Bräunehusten", sagte er, als Sjur Gabriel geantwortet hatte, und bei sich selber dachte er: „Der Junge, der ist fertig."

„Er huast't nöt", erwiderte Sjur Gabriel.

„Nein, sie husten nicht, bei der Bräune", versetzte der Doktor.

„'s is' wohl recht g'fährli', die Krankheit?" fragte Sjur Gabriel mit versagender Stimme.

„Ja, 's is' a Viech von einer Krankheit!" rief der Doktor.

Sjur Gabriel schwieg ein paar Minuten. „Glaubst nöt, daß D' mein' Buab'n no' helfa kannst?" arbeitete es sich mühsam von seinen trock'nen Lippen.

„Wollen sehen, mein Lieber, — wollen sehen, was ein Aderlaß ausrichtet."

Nachher wurden nicht mehr Worte zwischen ihnen gewechselt. Schweigend legte Sjur Gabriel beim Hellemoor-Bootshaus an, bedeutete Nils, das Fahrzeug an den Pflöcken festzumachen und eilte über die Hügel. Der Doktor, welcher aus Sjur Gabriels Antworten erraten hatte, daß Gefahr im Vorzuge sei, strengte sich aufs äußerste an, ihn nicht aufzuhalten. Als sie sich zehn, zwölf Schritte vom Hof befanden, traf ein seltsamer Schrei ihr Ohr.

„Wa—s? Krähen die Hähne bei euch um die Zeit oder was ist das?" fragte stutzend der Doktor. Sjur Gabriel ging weiter ohne zu antworten. Es schnürte sich ihm in der Brust zusammen und er hatte die Empfindung im Hals, als ob er ersticken sollte, während es ihm vor den Augen schwarz ward.

In der offenen Küchenthür stand Abni und weinte. Sie ging dem Vater und dem Doktor aus dem Weg, ohne zu fragen, ohne zu reden.

In der Stube saß Oline und schaukelte den Oberkörper und zupfte an der Schürze. Auf dem Tisch brannte ein Talglicht, das in einer Flasche stak. Der Doktor nahm das Licht, ging zum Bett hin und sah das Kind an, das nun stille lag und schwer atmete, während seine Brust mühsam auf und nieder ging. Er reichte Sjur Gabriel die Kerze und bat ihn, sie zu halten, damit er sehen könne, fing dann an, des Kindes Handgelenke und Füße zu befühlen und zog schließlich das eine Augenlid empor, um die Pupille zu betrachten.

„Nichts zu machen", sagte er und richtete sich empor. In diesem Moment drang das vorige Krähen aus Klein-Gabis röchelnder Kehle, wilder, schärfer, andauernder als das frühere, mit einem herzzerschneidenden Klang von Jammer

und Weh. Oline schlug die Hände vor den Kopf. Der Arzt beugte sich über das Kind.

„Kannst mei' Buab'n goa nöt helfa?" fragte Sjur Gabriel, der steif wie eine Statue, mit dem Licht im vorgestreckten Arm, da stand.

„Da kann kein Mensch mehr helfen", antwortete der Doktor düster. „Es ist bald aus".

Sjur Gabriel gab Olinen die Kerze.

„Dauert das Schreien schon lang?" fragte der Doktor.

„A paar Stunden", meinte Oline. „'s is' aber allweil schlechter g'word'n."

Sjur Gabriel beugte sich über den Knaben, der schwächer und schwächer atmete. Auf einmal streckte Klein-Gabi den Arm empor, fing den Vater um den Hals, sah ihn mit einem erkennenden, todmüden, angstvollen Blick an, und während wieder der vorige Schrei aus ihm hervorbrach, erhob er sich, indem er die Fersen fest ans Bett stemmte und die Brust empor schob, wand sich in den Seiten und fiel dann schwer und mit geschlossenen Augen zurück. Sein Gesicht war aschgrau, mit blauen Streifen unter den Augen und schweißgebadet, der Mund stand offen und eine Menge Schaum ergoß sich über die Lippen. Er lag ein wenig und atmete kaum hörbar, die Augen öffneten sich weit und die Pupillen flackerten unruhig. Dann that er einen langen, pfeifenden Seufzer, ein krampfhaftes Zittern kam in die Gesichtsmuskeln und setzte sich über den ganzen Körper fort. Dann streckte er die Glieder und wurde ganz still.

Der Doktor legte den Daumen auf die Augen und drückte sie zu, klemmte ihm dann den Mund zusammen.

„Es ist vorbei", sagte er und ging vom Bett weg.

Sjur Gabriel faltete die Hände, hob sie über den Kopf und sagte mit lauter Stimme: „Nun loben Alle Gott!" — dieselben Worte, die ihm in jener Nacht entfahren, als er den ersten, schwachen Schrei des Kindes vernommen. Er dachte in diesem Moment nur daran, daß der Knabe erlöst war von seinen schrecklichen Leiden, und das durchzog seinen Sinn wie eine Linderung.

XVII.

Der Arzt war fort. Er hatte keine Bezahlung wollen. Oline und Nils führten ihn. Abni und Magne hatten sich in Schlaf geweint und Sjur Gabriel saß vor dem Bett und betrachtete Klein-Gabi, während er jeden Moment eine bläuliche Feuchtigkeit abtrocknete, die immer noch ihm aus dem Munde floß. Er hatte ihm Gesicht und Hände in lauem Wasser gewaschen, ihm ein reines Hemd angezogen und seine Hände über der Brust gefaltet.

So hatte unser Herrgott ihm dennoch den Buben genommen.

Nun mußte er doch wohl gerächt sein, der strenge, grimme Gott da droben.

Er war wie verheerend Feuer über der Sünde, wie irgendwo geschrieben stand.

Es war also alles nichts wert gewesen. Die ganze Rechnung falsch und verkehrt. Gott vergab also nicht, sondern strafte, strafte, strafte.

„Wahrhaftig, Du sollst dem nicht entgehen, bis Du den letzten Deut bezahlt hast", hatte er auch irgendwo gelesen.

Nun war der letzte Deut bezahlt. Es war nichts mehr übrig.

Sein eigenes Leben? — O, mochte doch der Herr es nehmen! Das

wäre die größte Wohlthat, die ihm auf Erden nun noch widerfahren konnte. Dann fand er ja Klein-Gabi wieder.

Aber wenn er nun abgewiesen wurde? — Wenn der liebe Gott von ihm nichts wissen wollte, sondern ihn hinabstieß zu den Verdammten? —

Nein, — das konnte er doch nicht; denn nun war er gerächt, nun war die Schuld bezahlt, bezahlt bis zum letzten, kostbarsten Deut. Er blieb sitzen und starrte das Kind an und arbeitete an demselben Gedanken weiter. Es schoß dunkel in ihm empor, wenn Klein-Gabi begraben sei, dann wolle er allein hinüber nach Salhus fahren, sich eine Flasche Branntwein kaufen, mitten hinaus auf den Fjord fahren, dorthin, wo er am tiefsten, sich einen großen, schweren Stein umbinden, die Flasche auf einmal leeren und dann sich über den Bootrand wälzen. Er faßte keinen deutlich geformten Beschluß, die Vorstellung wirkte aber doch labend auf ihn.

Während er so da saß, ging etwas Sonderbares mit ihm vor. Er wußte nicht länger, daß Klein-Gabi tot; ihm schien, es sei jene Sommernacht vor nun fast sieben Jahren, in welcher der Knabe Krämpfe gehabt und er ihn durch das warme Bad gerettet hatte. Nun lag das Kind da und schlummerte und bekam bald wieder einen Anfall, und dann würde er das Schaff mit warmem Wasser hereinbringen und Klein-Gabi mit den Kleidern hineinsetzen, und dann würde es vorübergehen und der Junge wieder gesund werden. Das Wasser stand draußen auf dem Herde in Bereitschaft. Das Schaff lag gewölbet unter dem Küchentisch, und im Moment, wo der Knabe sich nur rührte, wollte er es holen laufen. Darum saß er und wartete darauf Stunde um Stunde, den Blick unverwandt auf Klein-Gabis Antlitz gerichtet.

Das Licht brannte herab und ging aus. Aber er merkte es nicht. Der Tag hatte längst zu grauen begonnen. Er saß noch in derselben Stellung, als Oline und Nils aus der Stadt zurückkamen.

Oline ging zum Bette hin und sah Klein-Gabi an. Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht, kauerte sich zusammen und brach in Thränen aus und rief: „Dös is' die Straff für mei' sündig's Leben!“

Da erst erwachte Sjur Gabriel aus seinem hallucinierten Zustand. Er schaute sich in der Stube um, fuhr sich durchs Haar und erinnerte sich an alles.

Am Tage, an welchem Klein-Gabi war begraben worden, fuhr Sjur Gabriel nach Salhus hinüber. Als er spät abends heimwärts wankte, verließ er sein Boot, ohne es zu vertauen. Taumelnd und psalmensingend ging er mit einer halbgefüllten Branntweinflasche unter dem Arm über die Hügel hin. Manchesmal blieb er stehen und trank daraus. Des Morgens fand Oline ihn schnarchend in der Küche liegen, mit dem Kopf auf dem Herde.

Von diesem Tage ab tranken sie beide, der Mann und die Frau, auf dem Hellemoor-Hofe.

Bemerkungen zu Ibsens „Kaiser und Galiläer“.

Von

Paul Schlenther.

„Du hast gesiegt, Galiläer!“ ist eines der weltgeschichtlichen Worte, die geflügelt durch die Zeiten gehn. Kaiser Julianus Apostata soll es in seiner Sterbestunde gerufen haben. Schon in diesem Wort liegt die Tragik eines Menschenlebens. Eine Welt liegt in diesem Wort. Es erzählt von Kampf und Niederlage, von Hoffnung und Enttäuschung, von Wollen und Ohnmacht, von Haß und Reue, von Trotz und Zerknirschung, von Heldentum und Untergang. Kaiser Julian, der Herr der bewohnten Erde, empört sich gegen Christus, den Herrn des Himmels. Ein wahrhaft tragisches Schicksal! Ein wahrhaft tragischer Held! Im Vorwurf, wie viel gewaltiger als Wallenstein, der gegen den deutschen Kaiser aufsteht, als Macbeth, der einen König mordet, weil er nicht Zweiter sein will im Reich. Der sterbliche Mensch, der mit einem Gottesgedanken sich zu Tode ringt — es ist nicht mehr die Tragödie seiner selbst, es ist die Tragödie der Menschheit und der Menschlichkeit. In diesem weiten und großen Sinne, hat Ibsen den Gegensatz von Kaiser und Galiläer erfaßt. Nicht oft in der Weltlitteratur ist von einem Dichter ein so kühnes Wagnis unternommen worden. Ibsen hat späterhin rundere und reinere, klarere und geschlossenere Kunstwerke geliefert; wie Goethe Fertigeres geliefert hat, als den Faust. Dennoch wächst schon durch das Riesenmaß des Gedankens wie der sinnlichen Anschauung Faust über alle anderen Dichtungen Goethes hinaus. Und was für Goethe der Faust ist, das ist für Ibsen „Kaiser und Galiläer“. Aber wenn der nie vollendete Faust gleichsam die unabsehbare, in die Wolken steigende Spitze des ganzen Goetheschen Lebenswerkes ist, so ist „Kaiser und Galiläer“ eher das Fundament dessen, was Henrik Ibsen nachher, während der letzten zwanzig Jahre geschaffen hat und wodurch er eigentlich erst er selbst geworden ist. Der Faust ist die Krone eines Baumes. „Kaiser und Galiläer“ ist das Wurzelwerk eines Baumes. Auch künstlerisch mutet das Werk an, wie ein Wurzelwerk. Es ist rauh und vielfach verästelt. Nicht grün und blühend, aber stark und sicher und ehrfurchtgebietend durch das, was es trägt und durch das, was daraus gedeihen kann. Wer suchen will, wird kann darin die Keimgedanken derjenigen zehn Dramen finden, in denen Ibsen das Bild der eigenen Zeit, so wie er sie erkennt, gegeben hat.

In einer Zeit, als Julian noch nicht Kaiser und noch nicht abtrünnig geworden ist, spricht er mit seinem christgläubigen Freunde Agathon, den er später schwer verfolgen ließ, über einen Kirchenbau in Kappadocien, den er zusammen mit seinem ältern Bruder Gallus aufführen ließ. Jeder der Brüder

hatte einen Flügel zu bauen. Gallus wurde fertig, Julian aber nicht. Später gab Julian die Schuld daran dem Heiligen dieser Kirche, der ein falscher Heiliger gewesen sei. Aber der fromme Agathon will das nicht zugeben, und in Wahrheit gelang der Bau nur deshalb nicht, weil der Bauherr selbst schon damals nicht stark und fest genug war im Glauben an die Sache, der dieser Kirchenbau dienen sollte. Es ist dasselbe freimaurerische Sinnbild, das später in Ibsens „Baumeister Solneß" wiederkehrt, bei jenem Baumeister, der nicht so hoch steigen kann, wie er baut.

Später, als Julian schon härtere Anfechtungen zu bestehen hat, als ihn die weltlichen Lehren eines griechischen Philosophen locken, wird ihm, der Nacheiferung wert, ein klassisches Heldenbild vor die Seele geführt. „Und die Helden kehren heim in das Lager, Arm in Arm, ohne Neid, mit geröteten Wangen — das Blut strömt schwellend durch alle Adern — mit der Beute der Erkenntnis und mit Laub um die Stirn." So sieht er Achilles und so, mit Weinlaub im Haar, möchte Hedda Gabler, die Generalstochter, die an einen Philister geraten ist, den Geliebten ihrer Jugend, den genialisch-untersinkenden Eilert Lövborg sehen. „Weinlaub im Haar" ist das bacchantische Symbol des schönen Weltgenießens. „Ihr Galiläer!" ruft der heidnische Weisheitslehrer ihm weiter lockend zu: „Ihr Galiläer habt die Wahrheit heimatlos gemacht. Sieh nun Du, wie wir den Schicksalsschlag ertragen. Sieh uns mit Laub um die erhobene Stirn. So gehen wir fort — verkürzend die Nacht mit Gesang und Helios erwartend." Dann, als der Abfall vollzogen ist, preist Julian den mit Weinlaub umkränzten Dionysus, der so große und geheimnisvolle Siege wirkt. Dann zieht der neue Kaiser Julian im Dionysuszuge durch die Straßen von Konstantinopel, und ein Mann aus der Menge ruft: „Er hat Weinlaub im Haar!" Er ist mit einem Pantherfell bedeckt, wie Bacchus, und reitet, wie Bacchus, auf einem Panther. Doch nein! In Wahrheit ist dieser Panther nichts weiter als ein harmloser Esel, den man in eines Panthers Haut gesteckt hat. Auch der vergötterte, gottähnliche Kaiser muß in Wahrheit dasselbe zahme Grautier reiten, auf dem der Galiläer einst Einzug hielt in Jerusalem. Nur mit dem Unterschiede, daß der Galiläer sich seiner Eselin nicht schämte und ihrer grauen, schlichten Wahrheit die Ehre gab, während der vergötterte, gottähnliche Kaiser eine Komödie aufführt, nicht besser und geschmackvoller als in Shakespeares „Sommernachtstraum" die Handwerker, die ihren Rüpelkopf in ein Löwenfell stecken. Und so matt, wie das Bacchustier, ist auch der ganze Bacchuszug. Die Bacchantinnen sind aus Bordellen, die Tänzer aus Gaukelbuden und die Gesänge vom Bänkel hergeliehen. Das Ganze, so widerlich wie lächerlich, erscheint als eine Parodie auf den antiken Lebensgenuß.

Der Kaiser Julian aber träumt sich aus der Imitation in das Echte hinein, und wie Hedda Gabler, die gewaltthätige Hyperästhetikerin, in Schönheit leben und sterben möchte, so will auch Kaiser Julian den Sokrates und Marc Aurel und Alexander von Macedonien in Schatten stellend, ein „Leben in Schönheit" führen. Aber wie Hedda Gabler ihren Eilert Lövborg mit ekler Wunde im Hurenhaus verenden sieht, so wird auch unter Julians Händen die antike Schönheit zur geschminkten, komödiantischen Fratze. Und wie Hedda Gabler sich, bis zum Sterben angewidert, abwendet, so kommt auch Kaiser Julian wieder zu sich; nach dem wüsten Rausch auf den Gassen und in

den Gossen folgt in der stillen Studierstube der Katzenjammer: „War hierin Schönheit?“ fragt er sich. „Wo waren die Greise mit weißem Bart? Wo waren die reinen Jungfrauen mit dem Bande um die Stirn, mit sittigem Gebahren, züchtig in des Tanzes Freude? Pfui über Euch, Ihr Huren. Wo ist die Schönheit geblieben? Kann ihr der Kaiser nicht gebieten, wiederaufzustehen und sie steht wieder auf? — Pfui, diese stinkende Unzucht! Was für Gesichter! Alle Laster schreien aus diesen verzerrten Zügen; Geschwüre an Körper und Geist! — Pfui, pfui! Ein Bad, Agilo! Der Gestank erstickt, mich.“ Es ist dieselbe Stimmung, in der Hedda Gabler ihrem etwas unflätigen und nicht sehr erleuchteten Gatten, Jörgen Tesman, die ehelichen Rechte weigert, und in der sie zuletzt nach den Pistolen ihres Vaters greift, um mit einem Schuß durch die Brust, nicht anderswohin, in Schönheit zu sterben. Aber Julians Umkreis ist weiter. Er weigert das Bad, als es fertig ist; er ist selber ein bißchen Schmutzfink, und wie Hedda Gabler vor allerlei uneleganten Angewohnheiten des braven Jörgen Tesman, so ekelt sich auch Julians Gattin Helena vor seinen tintenbeschmierten Fingern und vor dem Geruch seines Körpers. Nein, Julian steigt nicht ins Bad, denn „Was ist der Schmutz des Leibes im Vergleich mit all dem Anderen.“ Und über all dieses Andere weiter nachdenkend, kommt er zu einer Grundfrage seines ganzen Daseins und Wesens: „Der Seher von Nazareth saß zu Tisch mit Zöllnern und Sündern. — Worin liegt die Kluft zwischen jenem und diesem?“ — Die Kluft liegt darin: Der Galiläer sah durch den schlechten Rock und durch die schlechten Sitten auf das gute Herz. Der Kaiser aber hält sich an Tand und Kleid und will sich in den Mittelpunkt einer versunkenen Welt stellen, in der der Weingott ein Gaukler, die Liebesgöttin zur Metze und er selbst zum Sonnengott wird. „Den unsterblichen Sonnengott, dem wir Menschen soviel verdanken, habe ich wieder in sein altes Recht eingesetzt.“ Aber der Sonnengott naht sich seinen Wünschen nicht. Gen Osten strebt der Kaiser, von Konstantinopel geht er nach Antiochien; gen Osten hin will er im Kampf gegen die Perser sein Reich erweitern, und Indien tritt in den Kreis seiner Gedanken. Er strebt in die Heimat der Sonne. „Dort sind wir Helios näher, wenn er aufsteht.“ Und ihn überkommt ein Seufzer: „O, dieser Zug der Sehnsucht nach dem Sonnenkönig.“ Es ist derselbe Wunsch, den in Ibsens „Gespenster“ Oswald Alving zu seiner Mutter äußert, als sein Gehirn unheilbar krank geworden ist, als sein Auge stier wird sein Mund klafft, seine Glieder erschlaffen und seine Lippen lallen: „Mutter, gieb mir die Sonne!“ Dasselbe Symbol kehrt wieder. Nicht anders als diesem armen verblödeten Geist, ergeht es dem Kaiser Julian, der gegen den Galiläer kämpft und sich in angehendem Größenwahn dem Sonnengott beigesellen will. Wie Oswald, so will auch Julian das Unmögliche, weil ihm sein böser Genius einflüstert: es sei der Mühe nicht wert, das Mögliche zu wollen. Das setzt in ihm den Gedanken fest: „Der Kaiser soll Alles können,“ und er, der Heide gewordene Christ, beschließt sogar, den salomonischen Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, trotzdem oder weil der Fürst von Golgatha ihn verflucht habe. So hält er bis zuletzt „das Auge nach Osten, wo Helios träumt“ und geht seinem Schicksal entgegen mit einem Christus parodierenden Worte: „Wahrlich ich sage Euch, Ihr sollt den Sonnenkönig der Erde sehen.“ Sein Schicksal erfüllt sich. Es trifft ihn

der Speer eines frommen Christen, der einst sein liebster Jugendgenosse war; im Fiebertraum des Todes sieht er, in ach! so weiter Ferne alles was Erde und Leben schön macht: schöne laubbekränzte Jünglinge. Aber sein letztes Wort ist: „O, Sonne! Sonne! warum betrogst Du mich.“

Kurz bevor ihn „die Römerlanze von Golgatha“ zu Boden gestreckt hatte, hörte er ein Singen in der Luft, wie die kleine Hilde Wangel, als ihr Baumeister Solneß hoch oben an der Turmspitze stand. Sie hörte ihren Baumeister im Zwiegespräch mit der Gottheit. Julian hörte den Gesang des Galiläers zu Ehren desjenigen Gottes, den er entsetzen und ersetzen will. Denn sein Größenwahn blieb nicht stehen beim Sonnenkönig und den anderen olympischen Herrschaften. Sein Größenwahn ging weiter bis zum Gott der Galiläer, dem Einen und Einzigen. Das Schöpfungswort travestierend, sagt er: „Da sah ich nieder auf meine eigene Erde, des Kaisers Erde, die ich galiläerlos gemacht hatte, und ich fand, daß alles, was ich gethan, gut war.“ Diesen Eindruck freilich hatte er nur im Traum. Vielleicht hätt' er's vollbracht, wenn er eine stärkere „Wehrhaftigkeit des Willens“ gehabt hätte. Aber so viele Schandthaten er auch verüben ließ, so wüst und wirr unter ihm die Welt geworden ist, so erging es ihm doch wieder ähnlich, wie der kleinen Hilde Wangel, deren robustes Gewissen im Verkehr mit ihrem Baumeister anfing zu schlagen. „O, Herr, diese Gedanken entkräftigen Dich!“ sagt Julians Leibarzt, als er grübelt über die wunderbare Macht des Christentums, die ihm die eigene Unmacht ins Gewissen rückt.

Julians Wille ging ins Ungemessene. Die bewohnte Erde, die er beherrschte von Köln am Rhein bis an die Grenzen des Perserreichs, genügte ihm nicht. Er wollte sich auch den Himmel erobern. Zur sichtbaren Welt auch die unsichtbare. Denn früh schon ward er dieser Erde satt. Noch als er ein gläubiger Christ war, erschien ihm diese Erde wie ein schweres, sumpfiges Gewässer, wie ein Strom, der vergessen hatte zu fließen, oder auch wie „eine leere entsetzliche Tiefe.“ „Nichts Grünes, keine Sonne als unten nur der tote, schleimige, schmutzige Meeresgrund, in all seiner abscheulichen Nacktheit.“ Der Meeresgrund! Es ist derselbe Meeresgrund, der auch in der krankhaft-poetischen Phantasie der kleinen Hedwig Ekdal eine Rolle spielt, deren Wildente hervorgeholt ist aus Tang und Algen im Meeresgrund, und die nun in der Bodenkammer ihr zahmes, flügellahmes Dasein führt. Und mit dem Tang und Algen wird denn auch der moralische Schmutz verglichen, in dem Hedwigs Eltern, Hjalmer und Gina Ekdal, gedeihen. Es ist der Schmutz der Erde, die für den Kaiser Julian zu enge wird.

Ibsen, ein Symbolist in seiner Weise, blieb seinen Sinnbildern und Vorstellungen treu. Aber das Wiederkehrende bei ihm sind nicht bloß diese äußeren Zeichen. Das Wiederkehrende ist auch die Weltanschauung, von der jene Zeichen nur die äußeren Zeichen sind.

Wo Ibsen jemals ein Mannesschicksal ergriffen hat, stand für ihn an den entscheidenden Punkten ein Weib. Das Schicksal des Pfarrers Rosmer auf Rosmersholm bestimmt Rebekka West, das Schicksal des Baumeister Solneß bestimmt Hilde Wangel. In Nora, der Frau vom Meere, der Hedda Gabler, verrät schon der Titel, daß ein Weib die Heldin ist; auch in den Gespenstern ist nicht der kranke Oswald der Held, sondern seine Mutter, Frau Helene Alving.

„Kaiser und Galiläer“ scheint ein durchaus männisches Stück zu sein. Und doch hängt auch hier Alles ab von zwei Frauen, die nur wie Schatten über

die Bühne gehen. Die Eine ist Julians Weib, die Kaiserin Helena. Sie könnte auch Eva heißen, denn sie ist das Weib, wie es im Buch steht, wie es gleich zu Anfang im Buch der Bücher steht. Sie heuchelt Liebe zu ihrem Gatten, ihm und vielleicht auch sich selber. Sie schürt seine welterobernden Pläne und steht neben ihm, wie neben Macbeth die Lady. Sie ist die Wagehalsigere. Innerlich aber hat sie mit dem unschönen, nicht allzu lendenfesten Tintenkleckser nichts gemein. Ihre Sinne gehörten dem kurzen fleischigen Nacken des toten Cäsar Gallus; ihre Seele dem Erlöser am Kreuz; und als ihr, deren Schoß einen Thronfolger trägt, von der Hand des annoch herrschenden Kaisers Constantins das tötliche Gift beigebracht wird, verirren sich ihre Sinne in die Seele hinein; an die Stelle des Buhlen tritt der Gekreuzigte in eigener Person. Ihr Wahnsinn bildet sich ein, die Frucht ihres Leibes nicht vom Cäsar Gallus empfangen zu haben, sondern vom „süßen heiligen Christus". Dieser sinnliche Paroxismus ist nichts Ungewöhnliches. Der Christus-Mayr in Oberammergau wüßte genug davon zu erzählen, wie oft sich die religiöse Schwärmerei frommer Damen zu glühendem Liebesverlangen steigerte, und Frau Wilhelmine von Hillern hat in frauenzimmerlich-süßlicher Weise diese Probleme zum Gegenstande ihres Romans „Am Kreuze" gemacht. Bei Ibsen wird dasselbe mit grandioser Kraft zur knappsten und erschütterndsten Anschauung gebracht. Neben dem paroxistischen Weibe steht der Gemahl, der alles hört und sieht. Und er hört auch, wie sehr sie ihn verachtet. Da entringt sich seiner tief beleidigten Brust der Ausruf: „Galiläer!" Das hat entschieden. Fortan ist der werdende Kaiser Todfeind des Galiläers, der ihm nicht nur die Welt, sondern auch das Weib vorweg erobert hat.

Und wie ein Weib das Ganze entscheidet, so ist es auch ein Weib, welches das Ganze löst — erlöst. Auch am Sterbelager Kaiser Julians steht das Ewig Weibliche, das ihn anzieht, in Gestalt einer frommen Christin, die zugleich eine werkthätige Samariterin ist und eine stille Denkerin; in der das Bild des Christentums klar und lauter leuchtet und die von Anfang an, wie das Gewissen Julians, in seinem Schatten wandelt. Sie ist das reine Weib, das er in Helena vergeblich gesucht hatte; und sein Verhängnis war, daß sie erst in der Sterbestunde ihm nah sein durfte. Geahnt hat er sie oft, und gewünscht noch öfter, aber sein Dämon trat zwischen sie und ihn. Und mit diesem Dämon begegnet sie sich auch an seiner Leiche. Sie gesteht in ihrer christlichen Liebe diesem Dämon zu, daß dieser Dämon den Toten wahrhaft geliebt hat. Von der furchtbaren Gewalt des Schicksals geht auch durch ihre reine und standhafte Seele ein Schauer. Sie steht ratlos vor der Frage, wie ihr Gott beruft und auserwählt, und wie auch das Böse sein Werkzeug wird. Und sie möchte diesen Abgrund nicht zu Ende denken. Lieber wendet sich ihre Milde zum Toten: „Irrende Menschenseele — mußtest Du irren, so wird es Dir gewiß zu Gute gerechnet werden." So ist der Gedanke auch des Faust: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt" und „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Es ist das Zeichen des tragischen Heldentums, im Streben zu irren. Nie hat ein Mensch höher gestrebt, als Kaiser Julian, der die Welt zuerst reinigen und dann besitzen will. Dem es nicht genügt, mit gutem Waffenglück westwärts die Germanen, ostwärts die Perser zu bekriegen, sondern der über Kriegs- und Staatskunst hinaus ins Uebermenschliche strebt und so ins Unmenschliche gerät. Was Aristoteles vom tragischen Helden verlangt, erfüllt dieser Ibsensche

Kaiser vollauf: er erregt Furcht und Mitleid. Aber mitten in seinen gräßlichen Christenverfolgungen und mitten in seiner schweren Selbstpein, das Unmögliche zu wollen, erregt er neben Furcht und Mitleid noch ein drittes Gefühl, und dadurch unterscheidet sich dieser Held von allen andern tragischen Helden: er erregt auch Spott. Er will ein Gott werden, und in ihm wird Gott zum Spott. Es liegt eine wahrhaft teuflische Kraft darin, wie Ibsen mit demselben Gegenstande, in der er das gewaltigste Wollen und ein großes Können legt, zugleich spielt wie die Katze mit der Maus. So erhaben und lächerlich zugleich ist Julian. So erhaben und lächerlich zugleich ist aber auch alles Menschliche. Es ist eine klägliche Welt von Kriechern und Schmarotzern und Feiglingen, die den großen Kaiser umgiebt und die er durchaus ernst nimmt, von der er sich gängeln läßt. Es spielen sich dabei die possierlichsten Komödien ab.

So erscheint dieses weltgeschichtliche Schauspiel ganz so, wie einem Weltbetrachter von der Art Henrik Ibsens das menschliche Leben überhaupt erscheint: als eine Tragikomödie. Auch der geheimnisvolle Mann, der als Julians böser Genius, als sein Dämon personifiziert wird, und den Ibsen bedeutsam Maximus nennt, auch dieser tiefsinnige Mystiker steht im Bann des Tragikomischen. Denn an der Leiche seines Schülers Julian, auf den er gehofft hat, an den er geglaubt hat, muß er bekennen, wie Doktor Faust:

Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug als wie zuvor.

Was wollte die Weisheit dieses Magiers? Sie wollte in der Zeit, wo Christentum und Antike um den Weltbesitz rangen, dasselbe, was Ibsen noch heute will: das dritte Reich. Wie durch die Jugend unseres fin de siècle, so ging auch durch die junge Seele des Ibsenschen Julian die Ahnung von einem großen Umschwung aller Verhältnisse. In der Antike hatte er die Schönheit, im Christentum hatte er die Wahrheit zu finden geglaubt. Dort herrschte das Körperhafte, hier das Geistliche. Das wirft ihn in Scrupel und bald bekennt er: „Es muß eine neue Offenbarung kommen, oder die Offenbarung von etwas Neuem. Denn die alte Schönheit ist nicht länger schön und die neue Wahrheit nicht länger wahr.“ Und darin bestärkt ihn die Lehre des Maximus, die dunkel ist wie die Zukunft und überall, wo sie ins Tiefe dringt, auf ein Rätsel stößt, die aber vor allem eines behauptet: die Relativität aller Dinge, die Subjektivität aller Eindrücke und die innere Einheit aller Gegensätze. Der Weg der Freiheit ist zugleich der Weg der Notwendigkeit. Das Wollen ist zugleich ein Müssen. Nur wer im eigenen Namen kommt, kann siegen, und doch ist jeder Siegende auch ein Werkzeug in der Hand eines Höheren, ebenso wie jeder Unterliegende. Maximus steht einsam allen irdischen Unternehmungen Julians fern. Er mischt sich in nichts und giebt nie einen positiven Rat. Aber von Zeit zu Zeit hält er geheime Zwiesprach mit dem Kaiser, und dann lüftet er die Schleier seiner unergründlichen, von ihm selbst nicht ergründeten Weisheit, und noch berauschter als er kam, geht Julian zurück in die Welt zu neuem Irrtum und neuer Schuld. Es ist wie mit antiken Orakelsprüchen, die so oft zum Falschen verführten. Und auch Maximus irrte. Er hoffte in Julian den Begründer des dritten Reichs zu sehen, neben Moses und Jesus, aber er sieht ihn zuletzt nur als Dritten im Bunde des Kain und des Judas; oder, wie Maximus sagt, als den dritten Eckstein unter dem Zorne der Notwendigkeit; und als Julian besiegt und tot daliegt, klagt er über dieses dritte Schlachtopfer der Not-

wendigkeit und daß der Gott der Galiläer ein verschwenderischer Gott sei, der viele Seelen gebrauche. Man könnte sagen, Maximus habe den Kaiser Julian für das Weltprinzip des Guten gehalten, der Kaiser aber sei, im Gegensatz zum Galiläer, das Weltprinzip des Bösen geworden; aber für Maximus giebt es keine Gegensätze, er steht jenseits von gut und böse. Und auch sein drittes Reich steht nicht im Gegensatze zu den beiden ersten, von denen das erste bald als die Antike, bald als das Alte Testament erscheint. Sondern die Reiche gehen ineinander auf, wie das Kind im Jüngling und der Jüngling im Mann. Auf das Mannesalter der Welt hat Maximus zur Zeit des Kaisers Julian Apostata vergebens gewartet und wartet auch heute der 66 jährige Dichter Henrik Ibsen vergeblich. Der Eine kann so wenig wie der Andere eine Vorstellung davon geben, wie es in diesem dritten Reiche aussehen wird. Es ist nur eine Ahnung, kein Gewisses. Darum ist auch Maximus nicht das Größte auf der Welt. Das Größte in der Julianwelt ist das, was die christlichen Blutzeugen thun, die sich opfern für ihren Glauben. Es werden die fürchterlichsten Martyrien vorgeführt und jauchzend ruft ein solcher Gepeinigter: „Ich leide so gern!" Das ist das Wort, das als unmittelbare Gefühlsäußerung und Bethätigung alle dunklen Gedanken des Maximus in Schatten stellt. Der willige und freudige Opfermut — das ist die große That, durch die der Mensch sich selbst übertrifft, das ist die Bürgschaft der Bürger eines dritten Reiches. So gehen Rosmer und Rebekka gern und froh in den selbstgewählten Opfertod, eine alte Schuld sühnend. So opfert sich Hedwig Ekdal ihrem Vater. So läßt der Volksfeind sich steinigen. So opfert Helene Alving ihrer Mutterliebe. Und auch Nora, wenn sie von ihren Kindern geht, bringt ein Opfer. Denn zu diesem Opferwillen steht das andere Grundmotiv aller Ibsenschen Dichtung, die freie Entwickelung des Individuums, das „Kommen im eigenen Namen" nicht im Gegensatz, sondern eines ist vom anderen die Kehrseite. Nur wer sein Leben einsetzt, gewinnt sich sein Leben. Das Opfer ist ein freier Entschluß der Persönlichkeit, und eben um dieses Opfers willen siegen die Galiläer. Der christgläubige und christbekennende Kriegsoberst Jovian wird zum Kaiser dieser Erde nach Julian ausgerufen, und Christen haben das letzte Wort im Hause. „Christus! Christus!" ruft Basilius aus — „wo war Dein Volk, daß es nicht Deinen offenbaren Ratschluß sah? Kaiser Julian war uns eine Zuchtrute, — nicht zum Tod, sondern zur Auferstehung." Das geschah im Jahre 363 nach Christus und trotz Julian und Maximus sollte das Christentum, das zweite Reich, noch anderthalb Jahrtausende dauern. Man baut ihm noch heute neue Kirchen im Lande. Das dritte Reich ist uns noch fern, die Prophetie des Maximus noch nicht erfüllt. Wird sie sich in absehbarer Zeit erfüllen? Es sind Zeichen da, die drauf deuten. Aber ob ein Erlöser kommt oder im Bunde des Kain, Judas und Julian wiederum eine Zuchtrute, ein vierter Eckstein im Zorne der Notwendigkeit? Wer kann es wissen? Soviel aber ist sicher, Ibsens Pessimismus gilt nur der Vergangenheit und der Gegenwart. Der Zukunft, dem dritten Reich, sieht er mit unzerstörbarem Optimismus entgegen. Er ahnt ein Geschlecht froher Adelsmenschen, und hat in seinen modernen Dramen, zumeist auch im Lichte des Tragikomischen, die verschiedensten Gestalten geschaffen, die das Zeug hätten, Bürger derer zu sein, die da kommen werden. Aber auch sie sind ihrem Ideal nicht reif. So wenig wie ihre Zeit. Und mit dieser wesentlichen Einschränkung gehört zu den Bürgern Derer, die da kommen werden, auch Kaiser

---

Julian, den ein Wollen ins Größte hinein zum Cäsarenwahnsinn führte und ihn zu einer Parodie seiner selbst machte.

Es waren in diesem Frühjahr zwanzig Jahre vergangen, daß Henrik Ibsen „Kaiser und Galiläer“ vollendet hat. Nach des Dichters eigenem Geständnis war der deutsch-französische Krieg nicht ohne Einfluß darauf, daß er über die gewohnten Schranken seiner skandinavischen Nationalität hinaus einen weltgeschichtlichen Gegenstand bewältigte. Das Weltereignis zeigte ihm die Weite der Welt. Und an seinem Gegenstande wuchs auch wieder der Dichter. Jetzt erst hatte er die Kraft geübt, seine unvergleichlichen Meisterwerke zu vollenden, deren Keime in „Kaiser und Galiläer“ schlummerten. Sie sind nun sämtlich über Berliner Bühnen gezogen, wenn auch der große Massen- und Kassenerfolg noch ausgeblieben ist. Das mag wohl auch der Hauptgrund sein, warum sich unsere Bühnen nicht um „Kaiser und Galiläer“ kümmern. Abgesehen von der notwendigen Bearbeitung, die der Dichtung tief ins Fleisch schneiden, und aus ihr auch eine Art Martyrium machen müßte, sind große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Dafür aber böte sich einem großen Schauspieler, eine Aufgabe der Menschendarstellung, wie er sie vielleicht noch nie gelöst hat. Den Kaiser Julian spielen, heißt ins Innerste der Menschennatur dringen.

„Kaiser und Galiläer“ liegt in einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung*) vor, die Paul Herrmann angefertigt hat, und zwar, wie ich verrathen darf, unter dem nachdrücklichen Beistande seines genialen Lehrers Julius Hofforn. Otto Brahm hat dazu eine Vorrede geschrieben. Derselbe Otto Brahm der nächstens die Direction des Deutschen Theaters übernimmt und es dort vielleicht wagen wird, uns Josef Kainz als Kaiser Julius vorzustellen.

---

*) Berlin, S. Fischer.

Dämon Kleist.

Von

Georg Hirschfeld.

> Erschossen hat sich am Abend des 21. Novembers im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist.
> (Zeitungsnotiz.)

I.

Vor dem Portal des N . . . Gymnasiums zu Berlin stand an einem regnerischen Vormittage des launischen Monats April eine Anzahl Menschen, zumeist Dienstboten, doch auch besser gekleidete darunter, an ihren sorgenvollen Mienen als Angehörige der Gymnasiasten kenntlich. Sie alle harrten voll Ungeduld den langsam zur Zwölf hinkriechenden Zeiger der großen Schuluhr verfolgend. Fand doch heute die Osterversetzung im N . . . Gymnasium statt, und alle Unthaten, welche die kleinen und minder kleinen Sünder im Lauf des Semesters begangen, sollten heute ein strenges Urteil finden, Sturm oder Sonnenschein in die elterliche Wohnung bringen. „Warten Sie auch auf Ihren Kleinen?" fragte eine junge, fein gekleidete Frau eine ältere, die gar sorgenvoll dreinschaute. „Freilich. Mein „Kleiner" sitzt aber schon in Sekunde und soll heut sein Einjähriges bekommen." „So? Ach er wird's doch bekommen? Natürlich!" schwatzte die junge leichthin. „Ich will's hoffen," seufzte die ältere. „Man darf das nicht so schwer nehmen. Eine Versetzung — mein Gott! Mein Arthur zum Beispiel — es ist gar nicht gut, wenn die Knaben so schnell vorwärts kommen." „Das wohl . . . Wenn weiter nichts dabei auf dem Spiel steht. Bekommt mein Sohn heute das Zeugnis nicht, verliert er auch die Stelle, die ich ihm schon besorgt habe." — Er mußte doch wohl Entscheidungen bringen, der Versetzungstag.

Nun zitterten die zwölf Uhrschläge durch die Luft — eine allgemein hastende Bewegung entstand unter den Wartenden. Das Portal öffnete sich — man hörte ein Summen und Schwatzen vieler Kinderstimmen, das scharfe Klappen der Bänke und Thüren, und mit einem Male füllte sich das breite, steinerne Treppenhaus mit der freigegebenen Jugend. Im Nu war die Mehrzahl unten und stürmte über die Straße hin oder zeigte den entgegeneilenden Angehörigen jubelnd ihr Versetzungszeugnis — manche aber auch schlichen langsam und gar nicht jugendlich die Treppe hinab — verweinte Augen und stille Ergebung — finstere Augen und stolzer Trotz.

Allmählich leerte sich das Gymnasium. Die Nachzügler, welche noch kamen, waren die Abiturienten, deren Entlassung heute den feierlichen Höhepunkt

des Schulaktes gebildet hatte. In ihrem Frack, dem heiligen Gewande des Prüflings, ihrer hellen Binde, ein zum Abschied verehrtes Werk unter dem Arm, das „Reifezeugnis“ in den weiß beschuhten Händen, so hatten sie oben in der Aula gestanden, als leuchtende Vorbilder des Fleißes und Erfolges den jüngeren Schülern hingestellt. Wenn sie hieran auch selbst nicht recht glaubten, hatte es sie die lange Abschiedsrede des Herrn Direktors glauben gemacht. Die Rede des würdigen Mannes war heute besonders schön und erhebend gewesen — darüber war man sich in Prima wie in Sexta einig. War doch Ekkard Arnold, der älteste des Herrn Direktors, Primus omnium des vergangenen Halbjahrs gewesen, hatte beim Reformationsfest die Luthermedaille und bei der Reifeprüfung unter „Befreiung vom mündlichen“ das beste Zeugnis erhalten. Sie alle hatten Ekkard gern gehabt, als er noch auf der Schule war. So gar nicht stolz, so gar nicht auf die Machtstellung des Vaters pochend hatte er sich immer gezeigt; nun, da er abging, herrschte Trauer und Freude zugleich. Er mußte ja unbedingt etwas Großes werden, glich er doch jetzt schon in allen Punkten dem Vater, und würdiger und gelehrter, als der, konnte ja niemand werden. Professor Arnold hatte bei Lehrern und Schülern die gleiche, seltene Errungenschaft: unantastbares Vorbild zu sein. Wenn er oben in der Aula stand und so eindringlich zu Fleiß und Tugend mahnte und es sich nicht nehmen ließ an Stelle des erkrankten Religionslehrers selbst mit etwas theatralischem Pathos aber wirkungsvoll das Gebet zu sprechen, und heute dazu die zehn andächtigen, befrackten Jünglinge, die bei jedem in seine Rede eingestreuten, lateinischen Citat verständnisinnige Gesichter machten, an ihrer Spitze des Direktors Sohn, Ekkard mit dem guten Reifezeugnis — es war ein erhebendes Bild gewesen. Herr Arnold mußte dies wohl empfunden haben, denn er brachte das Bild noch zu dramatischem Abschluß. „Dich aber mein Sohn“, sagte er mit zärtlich vibrierender Stimme, „entlasse ich heute noch nicht. Denn Du hast das seltene Glück, welches ich auch Deinen Kameraden von Herzen wünschte, den Lehrer Deiner Jugend im Leben behalten zu können.“ Die alten Oberlehrer nickten wohlgefällig ob des schönen Gedankens und grübelten nach, ob er dem Sokrates oder dem Plato entstamme. Der Gesanglehrer trat an den Flügel, sein strenger Blick ließ die Schüler mit einem Ruck sich von den Plätzen erheben, feierliche Accorde — Schlußchoral — „raus!“ jubelten die Schüler.

Froh es überstanden zu haben, sprangen die künftigen Studiosi — mancher von ihnen zum letzten Mal — die alte Steintreppe herunter. Im Hausflur trennten sie sich. „Also heut Abend im Spaten!“ rief ein kleiner Dickwanst, Du kommst doch, Ekkard?“ „Ich möchte ja gern. Wenn mein Alter nicht über mich bestimmt hat.“ „Ach nanu — willste heut Abend schon anfangen zu ochsen?“ „Nein, durchaus nicht. Mein Bummelsemester will ich genau so halten, wie ihr. Ich werde ja seh'n.“ „Immer feste! Nich mukschen! Du willst doch gar nicht so was furchtbar Trauriges studieren — was?“ „Nein — Geschichte.“ „Na also — und ich Theolojie!“ Lachend gingen die anderen davon. Ekkard trat vor die Hausthür und blickte nach dem gegenüberliegenden Hause hinüber, aus welchem zu gleicher Zeit mit der männlichen Jugend des Gymnasiums eine weibliche Jugend mit noch stärkerem Geräusch sich ergossen hatte. Dort lag die höhere Töchterschule des Fräuleins von Benjamin und hatte ebenfalls Versetzung stattgefunden. „Grete wird doch noch nicht raus sein?“ dachte Ekkard — „ne, da kommen sie ja.“ Zwei junge Mädchen, dicht unter einem Regenschirm zusammengedrängt, die kleinen Füße in hohen Gummi-

schuhen steckend, kamen über den Damm auf ihn zu. Vor ihnen her sprang ein Junge von etwa 11 Jahren, beständig lachend und ihre Schritte aufhaltend. In der einen Hand schwang er seinen Tornister, in der anderen die Mappe des einen Mädchens. „Na Grete? Wie steht's? In der ersten?" rief Ekkard der kleinen Blondine zu. „Jawohl!" erwiderte sie lachend. „Was ein Abiturient macht, können wir auch!" „Endlich versetzt, endlich!" rief der kleine Schlingel, Ekkards und der Blonden Bruder, — „hat aber schwer gehalten!" „Dir zieh' ich gleich die Hosen stramm," rief die Schwester erbost — „kaum ist der Bengel in Quinta, hat er schon den großen Mund!" „Biste neidisch?" „Sei still, Walter," sagte jetzt Ekkard, „kommt nur erst ins Haus rein. Lass' die Censur noch in der Mappe, Walter — wir sehen sie uns nachher an." „Deine auch!" „Ja, ja — meine auch." „Aber hör' mal, Martha — bei dem Wetter bist Du ausgegangen?" Ekkard wandte sich an seine ältere Schwester, die etwas zurückgeblieben war, ein schönes, etwas zu hoch gewachsenes Mädchen mit auffallend blassem Antlitz und dunkelen Augen. „Schadet ja nichts, Ekkard," erwiderte sie, „ich war ja froh, daß ich ein bischen rauskam." „Martha hat mich abgeholt," rief Grete, „ist das nicht süß?" Sie legte den Arm wie schützend um ihre große Schwester. „Komm' jetzt aus dem Zug, Martha," rief Ekkard mit hastiger Besorgnis — „mach' die Thür zu, Walter! Schnell!" „Das dürftest Du gar nicht dulden," flüsterte er dann Greten zu. „Sie ist doch von selbst gekommen," gab die pikiert zurück.

Sie stiegen jetzt die Treppe zu der im Vorderhause gelegenen Dienstwohnung des Direktors hinauf, Ekkard klingelte. „Von Mama werde ich einen schönen Rüffel bekommen, meinte Martha mit einem Anflug von Lächeln — sie wußte gar nicht, daß ich Dich abhole, Grete. Ich bin ihr ausgerückt." „Wenn Du Dich nun wieder erkältet hast," wandte Ekkard vorwurfsvoll ein. „Ach bewahre." Die Frau Direktorin öffnete ihnen selbst. „Da seid ihr ja alle, Kinder. Aber Martha — habe ich mich geängstigt!" „Doch gar kein Grund, Mama. Die Luft war ja großartig." „Ich bin nach Quinta gekommen, Mutte!" rief jetzt Walter ungeduldig, „hörste denn gar nicht?" „Wirklich, mein Herz? Nach Quinta? Mit 2a?" „Nein, rat' mal." „Zwei?" „Bitte keine Beleidigung. Eins und Sekundus geworden!" Die Mutter fing ihn auf und ließ sich von dem wilden Jungen im Zimmer herumtollen. „Freuste Dich denn nicht," flüsterte er dabei. „Ach Gott", rief er plötzlich in aufsteigendem Verdacht — „Papa hat's Dir wohl schon erzählt?" „Nein, Walterchen. Das thut Papa nicht. Nein wirklich nicht. Und Du, Grete?" „Der Bengel läßt einen gar nicht zu Wort kommen. Ich bin in die erste Klasse versetzt." Frau Arnold zog nun auch Greten an sich. „Ihr seid doch wirklich vorzügliche Schüler." „Ich bin leider die einzige, die keine gute Censur zeigen kann," sagte Martha. Frau Arnold blickte von dieser Aeußerung betroffen auf — ihre matten, blauen Augen verdunkelten sich etwas. „Das ist doch wohl nur Scherz, Martha? Wenn Papa Dir eine Censur geben könnte, wüßtest Du wohl auch, wie sie ausfallen würde." „Ja Martha hat's gut!" rief Walter, „Papa so als Hauslehrer zu haben, das könnte mir passen." „Sei Du froh, daß Du so kräftig und gesund bist, mit Deinen Jungen in die Schule gehen zu können," erwiderte Martha und heftete ihren dunkelen Blick auf den kleinen Bruder. „Ich weiß ja," sagte der befangen . . . „bist Du böse?" „Böse?" war die Antwort. Da kletterte Walter mit einem Jubelruf an seiner langen Schwester empor und küßte sie ab. „Nicht doch, Walterchen," rief Frau Arnold,

„nicht doch! Du sollst doch Martha nicht so abdrücken!“ Der Kleine trat gehorsam zurück. „Ich habe was für Dich, Walter,“ begütigte ihn die Schwester. „Was?“ Er war sofort interessiert. „Du wolltest doch die dreieckigen Marken vom Kap der guten Hoffnung im Album haben. Ja, ja, Walter! Für die Eins!“ Walter sah seine Schwester erst sprachlos vor Glück an, dann stürmte er in ihr Zimmer. Sie folgte ihm langsam.

„Wie die sich verstehen“, meinte lächelnd Ekkard, indem er den Frack mit einer bequemen Joppe vertauschte und ersteren sorgfältig forthängte. „Walter ist überhaupt ein ausgezeichneter Junge — Martha versteht ihn gar nicht so,“ warf Grete ein. „O doch“, meinte die Mutter, „sie giebt sich nur nicht . . . .“ „Die Nacht scheint übrigens keine Folgen gehabt zu haben, sagte Ekkard halblaut, Du erzähltest mir doch heut früh, sie war schlecht, Mama?“ „Ach wenn Martha nur besser schliefe. Ich muß doch den Geheimrat einmal fragen.“ „Jetzt geh' ich üben, Mama!“ rief Grete — „meine Censur liegt auf'm Tisch.“ Schön, mein Kind, geh.“ Ekkard blieb mit seiner Mutter allein. Die Direktorin, sah ihn an und lächelte sanft: „Von Dir hast Du ja noch gar nichts erzählt, Ekkard!“ Von mir? Was soll ich denn erzählen, Mama? Ach so — willst Du das Zeugnis sehen?“ „Ja — gieb her.“ Sie las es und sah ihn strahlend an. „Du kannst wirklich mit Deiner Schulzeit zufrieden sein, Ekkard.“ „Ja, ja. Aber siehst Du — Papa hat heute in der Aula dasselbe gesagte was ich mir schon immer selbst gesagt habe: die richtige Schule fängt jetzt erst an.“ „Du meinst das Studium? Freilich. Aber bedenke auch, welche Hilfe Du immer an Deinem Vater haben wirst, Ekkard. In jeder Beziehung. Auch in der moralischen.“ Ekkard sah etwas überrascht auf und wurde rot. „Nun, Du weißt ja selbst, setzte Frau Arnold schnell hinzu, welche Verlockungen das heutige Universitätsleben einem jungen Menschen bietet. So aber hast Du hier Dein gemütliches Heim, Deine Eltern, Deine Geschwister . . . ach Du weißt gar nicht, welchen Wert es hat, sein altes Heim behalten zu können.“ „Ich gehe ja auch die ersten Semester noch nicht fort, Mama.“ „Gewiß. Mit dem Gedanken könnte ich mich auch gar nicht vertraut machen, Ekkard.“ „Aber Mama.“

„Jetzt kommt er!“ stürmte Walter ins Zimmer. „Wer?“ „Papa! Eben hat er noch mit Dr. Zweigel auf dem Hof gestanden, nun kommt er oben. Er hat mich schon am Fenster gesehen und hat mir gedroht! Ei weh!“ „Sei nicht so übermütig, Du“, sagte Ekkard, „Du weißt, Papa kann's nicht leiden.“ „Komm' essen, Grete!“ rief der Strick seiner Schwester zu, welche sich im Nebenzimmer mit einer Mozart'schen Sonate abquälte — „die Suppe steht schon auf'm Tisch!“ „So?“ Grete ließ sofort den Mozart liegen und kam herein. „Lümmel, Du hast mich gefoppt!“ Sie wollte ihm eins auswischen, Walter aber riß aus und bei der Jagd, die nun begann, fielen zwei Stühle um. Da erschien plötzlich der Gestrenge auf der Schwelle. Er war aber gut aufgelegt und lächelte beim Anblick dieser Geschwisterjagd. „Die Versetzungsfreude scheint hier ja groß zu sein.“ „Ach — — der Walter ist so . . . ausgelassen . . .“ „Nun, heute mag es ihm durchgehen. Wer mit einer Eins versetzt worden ist, kann sich dafür auch etwas zu gut halten.“ Wenn Herr Arnold sprach, herrschte immer eine weihevolle Stille im Zimmer; es war gleichsam, wie wenn ein sanft summender Orgelton durch die Kirche geht. „Guten Tag, liebe Auguste, wandte sich der Direktor dann an seine Frau und küßte sie so vorschriftsmäßig, wie es seine Kinder Tag für Tag von ihm sahen. Wie geht es Dir? Geht es Dir

gut?" „Danke, lieber Adolf . . . wir wollen jetzt essen. Nicht wahr?" „Die Kinder werden Hunger haben, und ich — frei herausgestanden — ich verspüre ihn auch!" Jeder Satz wohlgedacht, wohlgebildet, wohlklingend — vorbildlich war der Mann. Sie setzten sich nun ein jeder an den ihm bestimmten Platz um den großen Familientisch. Herr Arnold kam anfangs gar nicht zur Ruhe, denn Walter von links und Grete von rechts redeten in ihn hinein und erzählten von ihren Censuren. Endlich brachte sie das Erscheinen der Suppe zum Schweigen. „Nun, und Du, Ekkard?" sagte Herr Arnold, indem er auf den heißen Löffel blies, wie hat Dir meine Rede gefallen?" „Da fragst Du mich zuviel, Papa. Ich habe zugehört und werde sie nie vergessen." Herr Arnold brummte wohlgefällig ob der philosophischen Antwort des Sohnes. „Es war ein schöner Aktus, meinte er dann, mir ist es heute so recht vor die Seele getreten, welche Bedeutung eigentlich diese Entlassung der Abiturienten in sich trägt. Du darfst aber in meiner Rede nicht zuviel suchen, lieber Ekkard. Es ist ja meine Pflicht, solch ein Abschiedswort an meine dahingehenden Schüler zu richten, und Du siehst daraus: Die Pflicht in ihrem beredten Ausdruck hat unendlichen Wert." Herr Arnold sprach den letzten Satz mit erhöhter Stimme, was er bei jeder längeren Auslassung zu thun pflegte und ließ seine schönen, braunen Augen sanft über die Familie hingleiten. Die tiefste Wirkung zeigte wie immer die Frau Direktorin. Es gab nichts Höheres für sie, als so beim Schlürfen der Suppe die goldenen Wahrheiten gleichsam als Beilage-Makronen aus dem Munde des Gatten empfangen zu können. Sie ließ den Löffel in der warmen Flut liegen und heftete ihre matten, blauen Augen, die sich allmählich mit Wasser füllten, stumm an die Lippen des Direktors. Grete und Walter hörten ebenfalls andächtig zu, vergaßen aber dabei nicht zu essen. „Ich möchte nun doch bei Geschichte bleiben, Papa — für Theologie kann ich mich nicht entschließen," äußerte Ekkard jetzt schüchtern. „Folge dem, was Du im Herzen fühlst, Ekkard. Auch ich habe mich in jungen Jahren zwischen zwei Fakultäten zu entscheiden gehabt: Theologie oder Philologie. Ich folgte meinem Herzen — denn Gott bleibt Gott — und wurde Philologe." „Ich denke, weil Du als Student mal 'nen Schmiß über die Backe bekommen hast, konntest Du nicht Pastor werden, Papa?" warf der kleine Walter ein. Herrn Arnolds Züge verfinsterten sich etwas, dann aber sagte er mit ruhiger Freundlichkeit: „Wie kommst Du darauf, Kind? Wer hat Dir das erzählt?" „Ich hab's bloß mal in der Klasse gehört." „Siehst Du — wie darfst Du Dir von Deinen Mitschülern, die doch ebenso klein und unwissend sind, wie Du, Dinge über Deinen Vater erzählen lassen, die Du von ihm selbst noch nicht gehört hast, die unwahr sind, und sie sogar glauben?!" Walterchen wurde dunkelrot, seine Augen füllten sich mit Thränen. „Bitte dem Papa ab, Kind — schnell!" mahnte sanft die Frau Direktorin. Einen Augenblick zögerte Walter, als wenn sich etwas von Trotz in ihm regte — dann gab er dem Papa reumütig die Hand. „Nun, nun — ich bin Dir nicht böse. Aber eine Lehre ziehst Du daraus — nicht, mein Kind?" „Ja," schluchzte der Kleine. „Sei so gut, Martha — gieb mir die Kartoffeln herüber." Martha reichte ihm schweigend die dampfende Schüssel. Indem er sie empfing, glitt sein Blick forschend über das blasse Antlitz der Tochter. „Leg' Dich nur gleich schlafen nach Tisch, Martha," sagte er dann, „Du siehst wieder so angegriffen aus." „Mir ist wohl, Papa." Die Eltern trafen sich unwillkürlich in einem Blick und sahen dann schnell wieder fort. „Ehe wir uns gute Mahlzeit wünschen, habe ich euch noch eine wichtige Nach-

richt zu geben," sagte jetzt der Direktor und lehnte sich bedeutungsvoll zurück. Die anderen spitzten die Ohren. „Ich bin nach langer, reiflicher Ueberlegung zu einem Entschluß gekommen, den Du, liebe Auguste, gewiß billigen wirst. Ich habe eine Gewissenspflicht zu erfüllen — Du weißt, welche ich meine. Die Pflicht gegen die arme Waise, den Wilhelm Arnold in Stettin." Er hielt inne. Seine Worte hatten eine steigende Wirkung ausgeübt. War es doch das erste Mal, daß Herr Arnold in Gegenwart seiner Kinder von dieser traurigsten aller Angelegenheiten sprach. „Ich folge nicht allein dem Gebot des Gesetzes, welches mich zu Wilhelms Vormund berufen hat, wenn ich mich seiner annehme — ich folge auch meinem Herzen. Glaubt mir, es gab zahlreiche Bedenken gegen diesen Schritt. Was ich bisher in meinem Wirkungskreise mit Sorgfalt geheim geheim gehalten habe, die traurige Schande, den Schmutz, in welchem mein seliger Bruder unsern Namen zog —" „Dein Stiefbruder, Adolf!" warf die Direktorin mit Aufregung-zitternder Stimme ein. „Doch immer mein Bruder, meines seligen Vaters Sohn. Ist es nicht so, Auguste? Trug er nicht meinen Namen, trägt ihn sein hinterlassenes Kind nicht noch? Wie? Aber der Sohn soll nicht für die Sünden der Eltern büßen. Mag man nur Steine werfen, Gerüchte zischeln — ich weiß, was ich thue, ich weiß, daß ich im Geist meiner Eltern handele, wenn ich ihn aufnehme bei mir, wenn ich ihm ein Vater werde und dem Verlassenen in Dir eine neue Mutter, in Euch, lieben Kinder, Geschwister gebe." Er hielt inne. Ein Stillschweigen trat ein. Nur die Frau Direktorin schluchzte einmal heftig auf. Grete sah auf Walter, und Walter auf Ekkard. Der aber blickte andächtig den Vater an. Jetzt nahm Frau Arnold einen Anlauf: „Das willst Du also . . . thun . . . das . . ." sie vermochte nicht weiter zu sprechen. „Rege Dich nicht auf, liebe Frau. Noch heute will ich ihm schreiben. Die Ferien sind gerade günstig. Er ist vom Stettiner Gymnasium abgegangen und kann zum Schulanfang gleich bei uns eintreten." „In welcher Klasse war Wilhelm zuletzt?" fragte Ekkard. „In Obersecunda — ich werde sehen, daß ich ihn gleich in die Prima aufnehmen kann. Er wird bei uns wohnen und bei uns leben, denn er hat nichts als uns. Denkt an die Schicksale Wilhelms, Kinder, und dankt Gott, daß er Euch noch nichts von solchem Unglück ahnen ließ. Sein Vater machte schimpflichen Bankerott und nahm sich verzweifelnd das Leben. — Das Erbteil, welches er dem Sohne hinterließ, war Schande. Die Mutter —" „Ach, Adolf! Nicht den Kindern das erzählen . .!" rief die Direktorin. „Und warum nicht?" versetzte Herr Arnold eifrig. „Wirkt nicht auch das Schreckliche, wenn es nur recht begriffen wird, erziehlich? Wie?" „Bei Gott!" stimmte Ekkard bewundernd ein. „Nicht wahr, Ekkard — ich muß Euch grade von Wilhelms Unglück sprechen, sonst empfindet Ihr nicht das ganze, tiefe Mitleid für ihn, das mich jetzt zur Hilfe getrieben hat. Ja, seine Mutter — und das ist das schwerste für ein junges Herz — seine Mutter stieß ihn von sich und folgte in Geistesumnachtung dem Gatten nach." — Es entstand eine tiefe Pause. Von allen unbeachtet, saß Martha zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, einen herb nervösen Zug um die Lippen, da. „Begreift Ihr nun Eure große Aufgabe, Kinder?" fuhr Herr Arnold mit starker Betonung fort, „ist es nicht ein Glück für uch, eine solche Aufgabe der Liebe schon in der Jugend zu erhalten? Beeifere sich also ein jeder, so gut er vermag, die Wunde in Wilhelms Herzen zu heilen, zu schließen! Kommt dem Verlassenen unbefangen und freundlich entgegen, daß er wieder Glauben erhält an menschliche Liebe und Hoffnung! Glaubt mir, ich wußte, was ich that, als ich mich

entschloß, ihn bei uns aufzunehmen: Ich that es ihm — und euch!" „Das ist großartig, Papa!" rief Ekkard feurig. „Nein, Ekkard — nenne es nicht so. Das ist Pflicht, Du wolltest ja die Pflicht kennen lernen." „Ja!" brach jetzt auch Frau Arnold los — „da hast Du wieder das Richtige getroffen, Adolf! Wie immer! Kinder, merkt es Euch, was Ihr eben vom Papa gehört habt!" „Wann kommt denn Wilhelm?" fragte Walter befangen. „Ich schreibe ihm noch heute, daß er Sonntag eintreffen kann. Du richtest wohl ein Bett für ihn ein — nicht wahr, liebe Auguste?" „Er schläft bei mir," bestimmte Ekkard, „da ist Platz genug für zwei." „Recht so," sagte Herr Arnold wohlgefällig und erhob sich — „thue jeder für ihn, was er kann. Du, Martha, Du, Grete, und Walter — Du auch." „Ja, Papa!" rief der kleine Kerl treu. „Nun wünsche ich Euch allen eine gesegnete Mahlzeit." Sie schüttelten ihm herzlich und ergriffen die Hand und standen auf. Nur Martha blieb sitzen, wie vorhin zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Der Direktor sah sie jetzt an und wurde blaß. „Martha . . . ist Dir . . . Martha?" Mit stockendendem Herzen betrachteten die Eltern die Regungslose. Da fuhr sie auf. „Ach . . . ich hab' wohl gar nicht geantwortet? Entschuldigt bloß . . . ich bin so müde . . ." „Leg' Dich hin, mein Kind," sagte Herr Arnold mit etwas zitternder Stimme und richtete sie auf, — „leg' Dich gleich hin, dann wird Dir besser werden." „Mir ist wirklich ganz gut . . ." flüsterte Martha und ging, auf Greten gestützt, in ihr Zimmer. Walter folgte Ekkard.

Die beiden Gatten standen sich eine Weile schweigend gegenüber — auf der schönen, weißen Stirn des Direktors lag es jetzt wie tiefer Schatten. Frau Arnold sah ihn ängstlich und gespannt an. Er blickte düster vor sich hin, dann sagte er halblaut: „Wenn das nicht wäre . . . ." „Nimm es nicht so schwer, Adolf! Nimm es doch nicht so schwer!" rief die Gattin klagend. „Nein, nein . . da lehre ich nun den Kindern von dem Glück, von der Sonne, die in unserm Hause herrsche. Ach . . . . man muß wirklich lügen, um Wahrheit predigen zu können. Wilhelm hat Unglück erfahren — ja — aber bei uns . . . . ist es auch." „Ach, Adolf, gieb doch die Hoffnung nicht auf! Martha hat doch eine so gute Natur!" „Ich gönne Dir Deine Hoffnung, Auguste. Ich habe den Geheimrat gestern gehört und glaube ihm. Jetzt ist sie neunzehn Jahre alt — — wenn sie einundzwanzig ist . . . muß sie fort." „Nein!!" schrie die Direktorin auf. „Still, um des Himmelswillen, still. Wenn Dich die Kinder hörten, Auguste. Sie ahnt ja nichts — macht Dich das nicht glücklich? Sie ahnt ja kaum, daß sie schwindsüchtig ist. Das ist doch alles, was wir für sie thun konnten." „Und doch," flüsterte die Direktorin, indem ihre thränenden Augen bewundernd auf dem Antlitz des Gatten ruhten, „doch hast Du noch den Mut, für andere Wohlthaten zu thun? Für andere?" „Nein, Auguste," erwiderte Herr Arnold in sonderbar hastigem Ton — „es ist mir Bedürfnis . . . weißt Du — den Wilhelm hier aufzunehmen bei uns — das — das muß doch helfen — — das ist doch etwas . . . . Wohlgefälliges."

II.

Der Sonntag kam. Nicht so unfreundlich wie zu Beginn der Erzählung blickte der Himmel heute. Es war warm geworden, und die Sonne stand voll am Himmel.

Als die Uhr des N . . . Gymnasiums die zehnte Vormittagsstunde anschlug, trat ein Herr aus dem Inneren des Gebäudes vor das Portal und blickte spähend die Straße hinunter. Es war Herr Arnold selbst. „Keine zu sehen“ murmelte er und wandte sich wieder dem Flur zu. „Stechow!“ rief er laut. „Herr Direktor?“ Schuldiener Stechow, ein kleiner, fetter Pedell, erschien dienstfertig auf den bekannten Ruf des Gebieters. „Wollen Sie nicht einmal nachsehen, lieber Stechow, ob vielleicht in der Steinmetzstraße Droschken stehen? Hier in unserer Straße sehe ich keine.“ „Jawohl, Herr Direktor . . . erster oder zweiter?“ „Zweiter, lieber Stechow, zweiter. Aber bitte recht schnell. Meine Familie kommt schon die Treppe herunter.“ Herr Stechow stürmte davon. „Bleibt noch oben, Kinder!“ rief der Direktor hinauf, die „Droschke ist noch nicht da!“ „Gut, lieber Adolf“, tönte es herab. „Ist Martha auch nicht allein geblieben?“ „Nein, Adolf — Pauline sitzt bei ihr.“ — Herr Arnold sah nun wieder nervös die Straße entlang. Da endlich klapperte eine Droschke „Zweiter“ auf das Gymnasium zu, sie hielt, der Schuldiener sprang mit einem kühnen Satz heraus. „Bitt' schön, Herr Direktor.“ „Herzlichen Dank, lieber Stechow. Nun, Kinder — kommt herunter!“ Mit drei, vier Sprüngen war Walter unten und blieb in stiller Betrachtung des Droschkenpferdes stehen. Dann folgten Frau Arnold und Grete, den Beschluß machte Ekkard. „Steigt ein“ trieb jetzt der Direktor eifrig, „Ekkard und Grete auf den Rücksitz . . .“ „Ich möchte auf'n Kutscherbock, Papa!“ „Meinetwegen.“ „Komm' man ruf, Kleener!“ rief der Kutscher gemütlich — „wohin soll denn die Fuhre jeh'n?“ „Nach dem Stettiner Bahnhof. Aber bitte recht schnell, lieber Mann — es ist spät geworden.“ Endlich saßen alle im Wagen. „Wenn Wilhelm nachher einsteigt, gehst Du wohl zu Fuß nach Hause, Ekkard — es ist sonst kein Platz.“ „Selbstverständlich.“ Das Pferd zog an und alsbald begann das angenehme Klirren und Rasseln, welches die Berliner Droschke zweiter Klasse ihren Insassen gönnt. „Ich habe Euch mit Absicht alle mit nach dem Bahnhof genommen, begann jetzt Herr Arnold mit etwas schreiender Stimme, um das Poltern des Wagens zu übertönen — Wilhelm muß sich gleich als Familienmitglied fühlen, das ist die Hauptsache! Wie einen Bruder müßt Ihr ihn empfangen!“ „Ich bin begierig, wie er aussieht“ meinte Grete. „Wie wird er aussehen“, sagte Ekkard; „wer soviel Schreckliches erlebt hat, sieht schlecht, abgehärmt und düster aus.“ „Freilich, stimmte ihm Herr Arnold zu, Ihr müßt Euch immer darauf gefaßt machen. Ein junges Herz ist aber bald zu besänftigen — das steht in Eurer Hand. Ein junges Herz ist empfänglich für alles Neue und vor allem empfänglich für die Liebe!“ „Der Wagen stößt entsetzlich.“ „Ja, Adolf“, rief Frau Arnold, der die Thränen schon wieder nahe waren. „Wir haben ja zu Hause noch ein Bild von Wilhelm“, sagte Grete. „Ich kenn' es, mein Kind — aber er wird sich doch verändert haben. Ihr kennt ihn garnicht — wie?“ „Nein“, antwortete die Direktorin, die Kinder haben ihn nie gesehen, und ich habe auch nur so dunkele Erinnerungen.“ „Zum letzten Mal sah ich Wilhelm vor drei Jahren, als ich zum fünfzigsten Geburtstag seines Vater nach Stettin hinüberfuhr. Er war damals ein hübscher, wohlgesitteter Knabe mit zartem, fast mädchenhaftem Antlitz. Sein Fehler oder besser seine Eigentümlichkeit bestand immer in einer derartigen Verschlossenheit, wie ich sie noch bei keinem jungen Menschen beobachtet habe. Mehr als die alltäglichen Redensarten war nicht aus ihm herauszubekommen? An seinen geistigen Fähigkeiten konnte ich trotzdem nicht zweifeln — er hatte z. B. ein wirklich hübsches, ergreifendes Festgedicht für den

Vater gemacht. Ich gab mir damals redliche Mühe, ihn mir näher zu bringen, ich versuchte es mit aller Milde und Herzlichkeit, die mir zu Gebote standen —" „Und er hat sich nicht geäußert?" fragte Frau Arnold. „Nein. Alles vergebens. Nur ein Moment ist mir noch gegenwärtig geblieben, in dem er wohl einen tieferen Gedanken aussprach, als sonst. Ich verstand ihn damals nicht einmal vollkommen, jetzt aber, nach all' den schrecklichen Ereignissen, ist mir der Sinn seiner Worte klar geworden. Als seine Eltern und er mich nämlich zur Bahn geleiteten, und ich nach meinem Abschied von jenen — dem letzten Abschied — mich an Wilhelm wandte und auch ihm mit einem ‚Auf Wiedersehen' die Hand gab, antwortete er in sonderbarem Ton, welchen die Eltern weiter nicht beachteten: ‚Ja, Onkel — aber hoffentlich anders, als jetzt.' —" „Wie erklärst Du diese Antwort, Papa?" fragte Ekkard. „Es giebt meiner Ansicht nach nur eine mögliche Deutung, nämlich, daß er vermöge seiner schon von mir erkannten, trefflichen Beobachtungsgabe den Sumpf, auf welchem die Existenz seiner Eltern zu schwanken begann, fast prophetisch voraussah und in diesen Abschiedsworten eine stille, kindliche Hoffnung auf Besserung ihrer Lage aussprechen wollte." „Ja, ja", sagte Ekkard. „Du beziehst es auf ihre Verhältnisse", stimmte auch Frau Arnold zu. „Gewiß. Das wird es gewesen sein." Sie fuhren jetzt schweigend weiter, da äußerte Grete plötzlich: „Ich weiß nicht .... ich habe Furcht vor ihm." Alle sahen überrascht auf sie. „Furcht?" rief Herr Arnold vorwurfsvoll. „Aber Kind!" „Nun ja", sagte Grete und wurde rot — „ich kann mir gar nicht vorstellen — solch' furchtbar verbitterter Mensch — wir sind an so was gar nicht gewöhnt — ich glaube gar nicht, daß er bei uns reinpassen wird." „Grete!" rief da der Vater, „wie klein hast Du Deine Aufgabe begriffen! Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr allein die Mittel in Händen habt, um diesem verstörten, jungen Gemüt Frieden zu geben? Grete, ich hoffe, jetzt hast Du mich verstanden!" „Ich versteh' Dich so gut wie die anderen, Papa. Aber ich kann mir gar nicht denken, daß es so leicht sein wird solchen Menschen umzustimmen." „Leicht oder nicht leicht — wir thuen alle unsere Pflicht." Der Wagen hielt, und Walter, der vom Bock gesprungen, riß wie ein kleiner Lakai die Thüre auf. „Nun, Du hast Dich wohl köstlich unterhalten dort oben auf dem Bock?" fragte wohlgefällig Herr Arnold. „Famos! Denk' mal bloß, Papa — das Pferd ist schon siebzehn Jahr alt!" „Was Du sagst." Der Kutscher schmunzelte. „Hier, mein Freund, haben Sie eine Mark." „Macht 'ne Mark fufzig, Herr Direktor!" „Ah so ... das ist aber nicht billig gefahren, mein Lieber — da haben Sie noch fünfzig Pfennige."

Sie stiegen jetzt die Treppe zum Bahnsteig hinauf. „Auf welchem Gleise kommt der Stettiner Zug?" fragte Herr Arnold den Billeteur. „Hier bitte gleich links!" „Danke." „Bleibt hier stehen, bis der Zug einläuft. Und Du, Walter, faß' mich an und verhalte Dich ruhig." Sie standen erwartungsvoll da. „Da kommt er!" rief Ekkard. Ein immer stärker anschwellendes Sausen und Rauschen ertönte, eine dunkle Linie tauchte hinten auf, die sich riesig vergrößerte und endlich als Bahnzug mit einer schnaubenden Lokomotive davor in die Halle fuhr. Geh' Du links, Ekkard — ich werde rechts suchen!" rief Herr Arnold und eilte Waltern an der Hand führend den Zug entlang. „Wenn er doch nur aus dem Fenster sehen möchte", murmelte er. „Onkel!" rief da eine helle Stimme aus einem Coupé dritter Klasse. „Wilhelm? Bist Du es!?" Er eilte hin. Zuerst stiegen einige ältere Damen aus, dann aber erschien Wilhelm Arnold, einen kleinen Koffer in der Hand, auf dem Trittbrett. „Sei

herzlich willkommen, mein Junge!" rief der Direktor und schüttelte ihm die Hand. „Danke", antwortete Wilhelm, „wie gehts Dir, Onkel?" „O recht gut — nun komm' nur — Ekkard sucht Dich noch immer — ich will Dich zur Tante bringen!" „Ihr seid alle rausgekommen? . . ." Er folgte dem voranschreitenden Onkel. Ekkard, welcher inzwischen von seiner vergebnislosen Suche zu den Seinen zurückgekehrt war, rief jetzt: „Da kommt ja Papa! Und da hinten . . . ist das Wilhelm?" Frau Arnold und Grete fuhren auf. „Hier bringe ich unseren Reisenden!" rief Herr Arnold. „Nun will ich Dich erst vorstellen, Wilhelm. Ach gieb nur jedem die Hand, das genügt schon." Er warf seiner Familie einen ermunternden Blick zu, die den Ankömmling noch immer wie eine Geistererscheinung anstarrte. Sie faßten sich jetzt und umdrängten ihn herzlich. „Wie geht's Dir denn? Hast Du gute Fahrt gehabt? Bist Du sehr müde? Wie geht's Dir denn?" Wilhelm sagte zehnmal „danke" und geriet in starke Verlegenheit. „Kommt jetzt," sagte Herr Arnold, „wir wollen nach Hause fahren." „Soll ich — wirklich . . .?" fragte Wilhelm halblaut. „Wenn Du willst, mein Junge? Aber ich denke — Du willst." Wilhem ließ die Hand in der seinen. Herr Arnold schritt mit ihm voraus, hinter ihnen gingen die anderen. Ekkard trug Wilhelms Handkoffer.

Er sah nun doch anders aus, als sie geglaubt hatten. Seine Züge waren nicht schmerzdurchwühlt und herbe, nicht eingefallen und alt — sein Auge hatte nicht den wilden, unstät verbitterten Ausdruck, wie sie erwartet hatten. Das einzig Auffallende an der jugendlichen Gestalt bestand in ihrer vornübergeneigten Haltung, die Züge aber waren noch ebenso mädchenhaft, wie der Direktor sie geschildert hatte, und die blauen Augen zeigten Ruhe und Feundlichkeit. Hätte der Vater recht gehabt, als er sagte, die Jugend vergäße leicht? Wen das Unglück so wenig verändert hatte, der mußte doch wohl nicht tief veranlagt sein. — Das waren Frau Arnolds und Gretens Gedanken, als sie die Bahnhofstreppe wieder hinabstiegen. „Sieh bloß, Mama, flüsterte Grete — was er immer mit den Händen macht." „Was denn?" gab Frau Arnold leise zurück. „Er macht sie fortwährend auf und dann wieder zu — grade wie Krallen." „Ja — eigentümlich. Das muß nervös sein." — Walter hatte nur Augen für das Bahnhofsgetriebe, und Ekkard holte eine Droschke heran. „Gut, Ekkard," sagte Herr Arnold, „gieb den Koffer nur zum Kutscher hinauf. Steig' ein, lieber Wilhelm — Du siehst Berlin heut' zum ersten Male, nicht?" „Ja — ich bin sehr gespannt", antwortete jener. „Wir werden morgen einen kleinen Spaziergang unternehmen, dann kannst Du die wichtigsten Punkte gleich kennen lernen." „Steigen Sie nicht auch ein, Ekkard —?" fragte Wilhelm seinen Vetter, der draußen geblieben war. „Nein, Wilhelm — ich habe keinen Platz mehr — ich bin ebenso schnell zu Haus wie Ihr. Aber nenn' mich doch nicht Sie, Wilhelm! Was heißt denn das!" Wilhelm sah ihn dankbar an: „Es ist bloß . . . weil es so ungewohnt . . ." Ekkard nickte ihm zu und schritt rüstig davon.

Während der Rückfahrt wollte die gedrückte, verlegene Stimmung nicht weichen. Herr Arnold bemühte sich zwar nach Kräften, mit Wilhelm nur über äußerliche, gleichgiltige Dinge zu plaudern, ihn auf dies und jenes, an dem sie vorüberfuhren, aufmerksam zu machen, aber grade diese sichtbare Bemühung, dies ängstliche Vermeiden auf Wilhelms persönliche Verhältnisse einzugehen, erzeugte einen peinlichen Zwang. Wohl hatte sich Herr Arnold fest vorgenommen, noch heute mit Wilhelm über dessen Vergangenheit und Zukunft zu sprechen, in Gegenwart seiner Familie aber vermied er ängstlich den Gefühlsausbruch,

welcher hierdurch bei der armen Waise zu erwarten war. In seinen Angehörigen fand Herr Arnold bis jetzt noch wenig Unterstützung. Diese fast heitere, unbefangene Erscheinung, welche ihnen hier in der düstersten Vergangenheit entgegentrat, machte sie stumm und — furchtsam, wie Grete gesagt hatte.

Die Droschke hielt jetzt vor dem Gymnasium. „Jetzt kann ich Dich auch mit Deiner älteren Cousine bekannt machen, lieber Wilhelm," sagte Herr Arnold, während sie die Treppe hinaufstiegen. „Martha war nicht ganz wohl und konnte deshalb nicht mit nach dem Bahnhof hinauskommen — sie wird sich aber sehr mit Dir freuen,"

III.

Im Flur oben trafen sie Ekkard. „Seht Ihr!" rief er ihnen entgegen ich zieh mir eben den Paletot aus! Ich wußte doch, daß wir zusammen ankommen. Vor unseren Droschken hast Du wenig Respekt gekriegt — was, Wilhelm?" „O gegen Stettin . . ." „Willst Du Dich jetzt ein wenig in Dein Zimmer zurückziehen, Wilhelm?" fragte Herr Arnold, „Du findest dort alles vor, um Dich zu restauriren." „Komm Wilhelm", rief Ekkard, „ich werde Dir Bescheid zeigen. Du schläfst nämlich in meiner Bude. Ist Dir doch recht?" „Nun gewiß." Ergriffen von Ekkards Herzlichkeit folgte ihm Wilhelm. Als sie in das helle, freundliche Zimmer eintraten, meinte Ekkard scherzhaft: „Ich weiß nicht — in Stettin wirst Du wohl Dein eigenes Heiligtum gehabt haben?" „Gott bewahre." „Wir werden uns schon vertragen. Siehst Du, da drüben findest Du alles zum Waschen — Bürsten — Rasiren — was Du willst!" Er entfernte sich lachend. Als Wilhelm allein war, warf er erst einen flüchtigen Blick auf seine Umgebung, trat dann schnell zu seinem Koffer hin, öffnete ihn, und entnahm ihm einen in Seidenpapier eingeschlagenen Kartonbogen. Er entfernte die leichte Hülle, und während er ihn betrachtete, fielen seine während des Suchens gespannten Züge wieder in die alte Schlaffheit zurück. Seine Augen schlossen sich halb, und seine Lippen bewegten sich wie im Traum. Der Karton zeigte eine farbige Kreidezeichnung von kindlicher Schülerhand, doch alles in kühnen, überschwänglichen Strichen. Ein Halbkreis schwarzer Wetterwolken war dargestellt von züngelnden Strahlen durchschossen, und aus all der Nacht und Furchtbarkeit blickte unbefangen und mild ein blonder Jünglingskopf heraus. — Unter dieser sonderbaren Zeichnung stand in schön gemalten Buchstaben ihr Titel: „Kleist."

Wilhelms Haupt sank bei der Betrachtung des Bildes immer tiefer — da klang die kreischende Stimme Gretens über den Korridor: er fuhr auf, erhob sich und legte das Bild wieder sorgfältig in den Koffer. —

Frau Arnold war unterdessen in Marthas Zimmer hinüber gegangen. Sie fand ihre Tochter am offenen Klavier sitzen, ein aufgeklapptes Notenheft vor sich, „Du spielst ja gar nicht, Martha?" „Nein . . . ich lese nur." „Die Noten?" „Ja. Wenn man das Stück genau kennt, ist das Lesen oft ebenso schön, wie wenn man es spielt." „Weißt Du, Martha — Du solltest doch nicht immer nur Beethoven spielen", sagte Frau Arnold, indem sie näher trat. „Bei Deiner wunderschönen Technik — Du könntest doch noch so viel andere, hübsche Sachen spielen." „Wieso? Ist Beethoven nicht hübsch? Nein, Du

hast recht — hübsch ist er nicht, er ist schön.“ Frau Arnold war diese Unterschieds-Philosophie unbequem — sie lenkte ab: „Nun haben wir den Wilhelm abgeholt, Martha.“ „So?“ erwiderte jene gleichgiltig. „Nun, welchen Einruck macht er auf Dich?“ „Zunächst recht sonderbar. So wird es Dir auch gehen. Wir hatten ihn uns doch alle als ganz herabgedrückten, verbitterten Menschen vorgestellt — Papa hat gestern noch das schöne, treffende Wort gebraucht: ‚Wie eine von rohem Fuße niedergetretene Blume, die mit Luft und Sonnenschein aufgerichtet werden muß —‘“ „Ja, ja, Wie ist er nun?“ „Heiter, unbefangen, zwar etwas still, aber nichts — ich sage Dir nicht das Geringste merkst Du ihm an.“ Martha trat schweigend an das Klavier und spielte den ersten Satz der aufgeschlagenen Mondscheinsonate. Frau Arnold wollte etwas einwenden, schwieg aber von der Schönheit des Spiels gebannt. Während sie so andächtig zuhörte, vernahm sie einen leise knarrenden Schritt auf der Schwelle. Sie wandte sich und erblickte ihren Gatten, der auf den Spitzen eingetreten war. Das Ehepaar blieb lautlos hinter der immer leidenschaftlicher Spielenden stehen. Da fühlte Frau Arnold, wie ein Zittern den Körper des neben ihr stehenden Gatten durchlief. Sie blickte ihn erschrocken an — er bemerkte es und winkte ihr lächelnd Ruhe zu. „Nun, da spielst Du ja schon wieder so schön, liebe Martha — jetzt ist Dir wohl besser geworden?“ sagte Herr Arnold, als Martha endigte. „Ja“, erwiderte sie „. . . jetzt.“ — — „Werden wir bald essen können, Auguste?“ „Ich will gleich einmal nachsehen, lieber Adolf.“ Frau Arnold rauschte in die Küche, der Direktor aber legte den Arm um seine Tochter und begab sich mit ihr durch den Korridor nach dem Wohnzimmer. Sie stützte sich schwer auf ihn. „Du bist ja heute auffallend schwach, liebes Kind — strengt Dich das Spiel auch nicht an? Dann unterlass' es doch lieber.“ „Nein,“ erwiderte Martha hastig — „das Spiel ist gut . . . . das ist grade gut . . . .“ „Nimm Dich jetzt ein wenig zusammen, mein Herzchen — ja? Damit Wilhelm, weißt Du — — ja, Martha?“ „Ja.“ — Er öffnete die Thür und ließ sie vorangehen. Im Wohnzimmer standen Wilhelm, Ekkard und Walter. Als die Thür aufging, wandten sie sich. „Da kommt ja unsre Große,“ rief Ekkard. „Nun mach' aber 'ne Verbeugung, Wilhelm! Walter — wirst Du wohl —!“ Walter schickte sich eben an, den steifen Rücken Wilhelms mit kräftigem Ruck niederzubeugen, Wilhelm aber entwand sich ihm und trat leicht errötend auf seine Cousine zu. „Guten Tag,“ sagte er und bot ihr die Hand. „Daß Sie uns willkommen sind, haben Ihnen gewiß meine Eltern schon gesagt?“ „Ja . . . danke.“ Er wandte sich rasch wieder Ekkard zu — Martha setzte sich. Walter lief zu ihr hin und legte den Kopf in ihren Schoß, um sich bei ihr zu „muscheln.“ „Sieh' mal, Wilhelm — Bruder und Schwester! Das ist noch 'ne Zärtlichkeit — was?“ rief Ekkard. „Du hast Deine Schwester wohl sehr lieb?“ fragte Wilhelm, indem er Waltern sanft über die dunkelen Locken fuhr. „Ich hab' se lieb! Ich hab' se lieb! Was, Große?“ „Und ich würde Dich noch viel lieber haben, wenn Du nur halb so ungezogen wärst.“ „O — das kannste nich sagen! Was, Ekkard? Das kann se nich sagen!“ Ekkard lachte. Martha sah Wilhelm an, um auch auf dessen Antlitz ein Lächeln zu sehen. Der aber zeigte nur sein altes, mildes, freudloses Gesicht. „Kinder, das Essen wird doch noch etwas ausbleiben,“ sagte jetzt Herr Arnold, „ich möchte vor Tisch noch Einiges mit Dir besprechen, Wilhelm — willst Du?“ „Gewiß, Onkel —“ „Hier tritt nur bitte in mein Zimmer.“ Herr Arnold öffnete die linke Seitenthür, ließ Wilhelm eintreten und schloß wieder sorgfältig.

„Setz' Dich bitte aufs Sofa, Wilhelm. Dort läßt es sich am besten plaudern. Ich werde mir meine Pfeife anstecken — meiner alten Studienpfeife bin ich nämlich treu geblieben. Rauchst Du?" „Nein, danke . . ." Herr Arnold zündete seine Pfeife an und ließ sich in der anderen Ecke des Sofas nieder. Nach einer Pause begann Wilhelm: „Nun möchte ich Dir mal erst danken, Onkel . . ." „Keine Ursache, lieber Junge, durchaus keine Ursache," wehrte Herr Arnold ab — „ich gewinne doch auch dabei. Ich nehme Dich von Herzen gern in meine Familie auf, Wilhelm — ich weiß, Du wirst Dich hier wohl fühlen und aus Deiner Einsamkeit heraus wieder an dem Leben, das Dich umgiebt, teilnehmen. Ekkard wird, hoff' ich, recht bald Dein Freund werden. Gefällt Dir Ekkard?" „Sehr." „Nun, das freut mich. Er ist ein guter, uneigennütziger Mensch und war ein vortrefflicher Schüler. Er wird Dir, wenn Du Dich erst in die neue Umgebung unseres Gymnasiums hineinleben mußt, sehr nützlich sein. Und Walterchen ist Dir ja auch schon gewogen, ein so gutes, offenes Kind —" Reizend ist Walter." „Ja und Grete auch. Martha ist ja schwerer zugänglich — aber sie hat ein treffliches Herz, sag' ich Dir. Mit der Zeit wirst Du sie kennen lernen." Hierauf erwiderte Wilhelm nichts. „Und nun zu Dir, mein lieber Junge," sagte jetzt Herr Arnold und rückte ihm herzlich näher. „Ich kann Dir weiter nichts sagen, hörst Du, weiter nichts, denn darin liegt alles: Kopf hoch! Augen auf! Brust heraus! Hab' ich nicht recht, Wilhelm?" Wilhelm sah ihm schweigend in die Augen, dann nickte er leise. „Ich halte Dich für einen so tapferen, vernünftigen Menschen, Wilhelm! Das hast Du ja bewiesen! Siehst Du, wenn der liebe Gott uns Prüfungen schickt, dann sind das eben Prüfungen — dann schickt er sie, damit es sich erweisen soll, ob wir erliegen und an seiner Allmacht zweifeln, oder ob wir —" „An seiner Allmacht habe ich nie gezweifelt," warf Wilhelm hier ein. Herr Arnold warf ihm einen prüfenden Blick zu, dann fuhr er eifrig fort: „Das wäre auch fürchterlich, Wilhelm, das wäre das Schlimmste, das Allerschlimmste, was Du thun könntest! Glaube mir. Ich weiß, was Wunden bedeuten, die einem jungen Herzen geschlagen werden — ich weiß, was es heißt, wenn der Lebenssturm den jungen Frühling schüttelt und zaust und ihm mit einem Male all' seine vernichtende Häßlichkeit zeigt — ja, es hat große, hat edele Herzen gegeben, die mit aller Liebe ins Leben hineingingen, und welche dann die Enttäuschung versteint hat! Ja! Aber sollte es nicht auch eine Kraft geben, Wilhelm, den Nacken emporzuheben? Sollte es nicht doch einen Halt, einen Hort geben, an dem man sich klammern kann, der durch das Unglück erst in uns mächtig wird?" „Ich weiß nicht," sagte Wilhelm. „Du weißt es wohl! Gottes Liebe, Wilhelm — es giebt ja einen Gott! Halte Dich an das, was Du in der Jugend gelernt hast! Jene, die da gesündigt haben, traf seine Hand und schlug sie nieder — Du aber bist jung, Du bist schuldlos, Dich wird er ja nicht verlassen!" Wilhelm sah vor sich hin, ein eigentümliches Zucken spielte um seine Lippen. „Ich will Dich nicht erregen, liebes Kind," sagte Herr Arnold, was helfen hier Menschenworte. Die Schreckenszeit liegt hinter Dir, Deine Eltern ruhen dort, wo es kein Leiden mehr giebt —" „Onkel . . . . aber bitte . . . wozu denn . . . . bitte." „Es thut Dir weh, nun ja — ich will sie nicht mehr nennen. Ehe Du sie ganz vergessen haben wirst, werden noch Jahre dahingehen —" Wilhelm sah auf, seine Augen hatten einen thränenlos starren Ausdruck: „Wie meinst Du das? . . . Vergessen? . . ." Herr Arnold schwieg. Nach einer Pause fuhr er fort: „Du bist nicht verlassen, Wilhelm. Danke mir

nicht — ich bin Deines Vaters Bruder und thue meine Pflicht. Du bist noch nicht in der schlimmsten Lage, Wilhelm — bedenke das wohl. Hier findest Du alles, was Du brauchst, findest Du Menschen, die Dir mit herzlicher Liebe entgegenkommen. Keinen Dank, Wilhelm! Ist Liebe Verdienst? Und auch Deine Ausbildung soll keine Unterbrechung erleiden. Du warst zuletzt in Obersekunda — ich werde Dich prüfen und zusehen, daß ich Dich in Prima aufnehmen kann. Wilhelm, Du hast noch eine Zukunft — bedenke das wohl! Verschließe Dein Herz nicht gegen das Künftige. Du kannst frei, ganz frei Deinen Beruf erwählen, kannst frei über Dein Leben bestimmen." „Frei?" wiederholte der Neffe. „Ja, Wilhelm. Und nun mutig vorwärts! Dem Mutigen gehört die Welt! Armer Junge, ich weiß ja — Du mußt Dich erst wieder an Luft und Sonne gewöhnen — Du hast ja nichts gehabt, gar nichts." „Doch . . ." stieß Wilhelm hastig hervor und erhob sich. „Ich weiß, was Du meinst," erwiderte Herr Arnold freundlich, „Du hattest Dein Gottvertrauen — nicht wahr? Nun komm' nur zu Tisch, mein Junge".

IV.

Nach Tisch begab sich Ekkard in sein Zimmer und erwartete dort Wilhelm. Er wollte, wenn es irgend anging, schon an diesem Nachmittag Wilhelm zum Sprechen bringen und ihm den Anteil zeigen, welchen er so ehrlich empfand. Keines von des Direktors Kindern hatte seine Worte über die große Aufgabe, die er ihnen gestellt, so tief und wichtig in sich aufgenommen, als der Sohn. Ekkard war eine leicht bewegte, sonnige Natur. Ihm, dem die Schulpflichten unter den Augen des Vaters etwas Leichtes und Selbstverständliches gewesen, der bis heute nur im engen Kreis der Familie, in welche Herr Arnold, das Bild der Wohlanständigkeit, nichts Fremdes hatte gelangen lassen, mit redlich überzeugtem Herzen doch ohne Ernst gelebt hatte, ihm war das, was er über Wilhelms Schicksale gehört und all die fürchterlichen Ereignisse in dessen Elternhause so neu und unfaßlich, er war so gar nicht befähigt, die Tragweite solcher Erlebnisse zu ermessen, daß er weiter nichts empfand und das ganz: dem Verlassenen all das zu geben, was er besaß und ihm bisher noch kein Schatten getrübt hatte. Woher fand Ekkard auch sonst diese Unbefangenheit Wilhelm gegenüber, diesen brüderlich burschikosen Ton? Bei ihm war alles Wille, nichts Verständnis. Alles angeborene Güte, nichts überlegene Menschenkenntnis. So war er im stande, des Vaters Predigten für aus dem Herzen kommende Wahrheiten hinzunehmen und in dem milden, ausdruckslosen Antlitz des Vetters nur ein leicht veranlagtes und ebenso leicht zu „tröstendes" Gemüt zu erblicken. Ekkard hatte Wilhelm lieb, ehrlich lieb — aus Güte. Und er, der Einzige, der dem Verlassenen sein Herz entgegenbrachte, sollte ihm fern bleiben, fern wie die, welche es nicht thaten.

Ekkard betrachtete jetzt Wilhelms Handkoffer und versuchte ihn zu öffnen. Er war aber zugeschlossen, und der Besitzer hatte den Schlüssel. Da trat Wilhelm ein: „Du brauchst keinen Verdacht zu bekommen, daß ich hier an Deinem Koffer rumbastele," rief ihm Ekkard munter entgegen. „Hast Du den Schlüssel da? Ich möchte Dir in der Kommode ein Fach für Deine Sachen einrichten." „Bemüh Dich doch nicht, Ekkard — ich brauche ja kein ganzes

Fach. Zwei Anzüge hab' ich und ein bißchen Wäsche." „Schließ nur bitte auf." Wilhelm kniete vor dem Koffer nieder und entnahm ihm seine Habseligkeiten. „Na, das geht ja", urteilte Ekkard, „das läßt sich ja unterbringen." „Mach' Dich bloß nicht lustig über mich." „Nein, nein — bewahre. Aber Deine Hosen mußt Du künftig anders zusammenlegen, sonst kriegen sie Kniffe." „Da hast Du Recht. Ich bin ein bischen eilig von Stettin weggefahren." „Ach — nun kommen wohl die Schätze?" rief Ekkard, als er des eingeschlagenen Bildes ansichtig wurde. Darf man fragen, was dahinter steckt?" „Ach nichts . . . . 'ne Zeichnung." „Zeichnest Du gut? Da kannst Du schon was, was ich nicht kann. In den unteren Klassen hat mir das Zeichnen immer die Censur verdorben." „Es ist auch bloß geschmiert . . ." versetzte Wilhelm halblaut, indem er Ekkard das Bild entzog. „Darf ich's nicht mal sehen? Ich interessiere mich für sowas." „Ach . . . aber heute nicht, lieber Ekkard. Ich möchte . . . ein andermal — ja?" „Wie Du willst," sagte Ekkard etwas verwundert — „Du, da muß man ja Verdacht kriegen." „Wieso?" „Na sieht das Bild männlich aus oder weiblich? Das wirst Du mir doch wohl sagen können." Er lachte, und um Wilhelms Mund spielte es auch wie ein Lächeln. „Wahrhaftig — es sieht mehr weiblich aus," sagte er. „Hab' ich's nicht gesagt?" freute sich Ekkard. „So. Hier hast Du Dein Fach, nun schließ zu und behalte den Schlüssel. Jetzt wollen wir uns ein bißchen pflegen. Komm auf's Sofa, Wilhelm." Sie nahmen beide auf dem kleinen Ledersofa Platz. „Hier ist was Rauchbares. Du rauchst nicht?" „Nein. Ich wunderte mich eigentlich schon, wie mich Dein Vater danach fragte." „Ach Du meinst als Gymnasialdirektor! Nö, darin ist er nicht so streng. Ueberhaupt gemütlich ist er doch mein Alter! Was?" „Er ist ausgezeichnet gut." „Nun ja — Dir kommt das ungewohnt vor . . ." Ekkard stockte, er glaubte eine Dummheit gesagt zu haben. Auf diese Art konnte und durfte er Wilhelm nicht zum Sprechen bringen. „Du bist so großartig durch's Examen gekommen, hab' ich gehört?" fragte ihn Wilhelm ablenkend. „Na — großartig war es nicht. Mein Alter hatte vorher so kolossal mit mir gepaukt!" Ekkard dachte bei diesem ehrlichen Geständnis nicht an Wirkung — doch ein solches Wort grade berührte Wilhelm tiefer als alle Predigten des Herrn Arnold. — „Es wird mir wohl nicht leicht werden, mich hier in die neue Schule einzuleben. Was meinst Du, Ekkard?" fragte er. „Das stellst Du Dir schlimmer vor als es ist. Da kannst Du Dich ganz auf meinen Alten verlassen, der weiß Bescheid. Wenn der Dich in die Prima aufnimmt, gehörst Du auch rein. Und im übrigen — ich kenne doch den Rummel. Was Du jetzt zu arbeiten bekommst, habe ich alles schriftlich. Verstehst Du was nicht, kommst Du zu mir. Ich bin dafür der richtige Mann, Wilhelm." Wilhelm gab ihm die Hand. „Vorläufig sind ja Ferien," fuhr Ekkard fort, „und ich befinde mich in meinem Bummelsemester. Vorwärtskommen wirst Du schon — das ist gar keine Frage." „Ich bin nie ein besonderer Schüler gewesen," sagte Wilhelm. „Seitdem ich in Tertia das Nervenfieber hatte —" „Du hast mal das Nervenfieber gehabt?" „Ja. Seitdem ist es mir nicht mehr möglich, länger als ein Stunde hintereinander zu schreiben oder zu lernen. Ein scheußliches Gefühl, sag' ich Dir." „Länger wie eine Stunde brauchst Du auch nicht hintereinander zu arbeiten. Dann machst Du eben 'ne Pause und fängst dann wieder an. — Wir haben hier auf der Schule ein paar famose Knöppe, die Dir auch gefallen werden," fuhr Ekkard fort; „Du wirst freilich nur bei dem einen Stunde haben — Das ist der Ordinarius von Obersekunda, Professor

Bezold, der mich jetzt auch geprüft hat. Der andere ist noch ein ganz junger Kerl, der letzte ordentliche Lehrer, aber hat was los, sag' ich Dir! Zweigel heißt er." „Was giebt er?" fragte Wilhelm. „Er soll jetzt in Obersekunda Deutsch geben. Einstweilen quält er sich noch mit den Sextanern 'rum, da ist er Ordinarius. Sein Hauptgebiet ist Litteratur." „So?" „Ja, wirklich ganz bedeutend. Und Dir wird er vielleicht doppelt interessant sein, er ist nämlich ein ganz moderner Kopf — ich versteh' zwar von den jetzigen Dichtern nichts und lese auch nichts, aber es genügt mir schon vollkommen, Zweigel darüber sprechen zu hören." „Wieso glaubst Du — mir doppelt interessant?" fragte Wilhelm langsam. Ekkard lächelte ihn listig an: „Na, ich weiß doch . . . ." „Was?" „Du hast doch auch schon was verbrochen! Gedichte — Du!" Er drohte Wilhelm. „Gott, wie jeder mal." „Na, na — ich trau' Dir sogar was zu. Die Stillen sind die Richtigen." „Du bist auf 'ner falschen Fährte, Ekkard." „Ich will ja nicht in Dich dringen — und 'ne Schande wär's doch weiter auch nicht? Wie?" „Nein . . . Schande . . ." „Hast Du nicht mal was Größeres gemacht, ich meine solch' Festgedicht? Früher mal? Mir ist doch so." „Ach, das Ding, wie mein Vater seinen fünfzigsten Geburtstag hatte . . ." „Mein Alter war damals bei Euch drüben in Stettin. Er erzählte uns von Deinem Gedicht. Es hatte ihm sehr gefallen." „So?" Wilhelm sah vor sich hin. Ekkard hatte etwas auf dem Herzen, er machte einige nervöse Bewegungen mit dem Stuhl, lächelte verlegen, schließlich erhob er sich. „Wilhelm, ich möchte Dich mal was fragen." „Bitte." „Du mußt mir's aber nicht übelnehmen, die Frage ist ein bißchen eigentümlich . . . . Könnten wir beide wohl . . so recht gemütlich . . ich meine . . befreundet werden?" Wilhelm sah überrascht in das aufrichtig gespannte Antlitz des Vetters. „Das sind wir doch wohl schon?" „Nein, weich mir nicht aus, Wilhelm," versetzte Ekkard ernst, „ich habe mir's überlegt. Du brauchst jemanden nicht wahr? Ich stell' mir's wenigstens so vor. Du brauchst jemanden — mit dem Du reden kannst." „Worüber?" Ekkard war von dieser Frage ein wenig schmerzlich betroffen — verstand ihn Wilhelm nicht oder wollte er ihn nicht verstehen? „Worüber? Ja . . . das kann ich Dir auch nicht sagen." — Nach einer Pause erhob sich Wilhelm und trat zu ihm hin: „Nimm jetzt auch mir eine Frage nicht übel, Ekkard: ich weiß . . . ich bin auch so dankbar dafür, wie gut Ihr alle gegen mich seid . . . so gut, wie ich's gar nicht verdient habe . . . ich kann mir ja denken, Ekkard: Dein Vater hat Euch gesagt, ihr sollt so gut zu mir sein . . . nicht wahr . . . Dein Vater. Nimm's mir nicht übel, Ekkard . . ." „Gott bewahre. Du hast ganz recht. Mein Vater hat überhaupt die ganze Sache mit Dir in die Hand genommen — wir kannten Dich doch nicht. Aber Du traust mir doch zu, Wilhelm: am meisten Verständnis, ich meine so das richtige Gefühl für alles, habe ich bloß. Ich bin so alt wie Du — na, ein Jahr älter. Mit den Mädels kannst Du doch nicht reden. Höchstens mal mit meinen Eltern. Das überlasse ich Dir ja, Wilhelm." Ekkard schwieg — er glaubte genug gesagt zu haben. Wenn Wilhelm jetzt nicht das übrige sagte, war ja doch alles vergeblich. Nun aber sprach Wilhelm, er sprach in anderem Tone als sonst, sonderbar ernst und schwer, daß Ekkard tief davon betroffen wurde. „Ich weiß, was Du meinst. Du stellst Dir das Aussprechen anders vor, als es ist. Ich kann Dir weiter nichts sagen, als: Ich habe einen Freund . . . . wenn ich mich nicht mit ihm auszusprechen brauche." Ekkard sah ihn vorwurfsvoll an: „Meinst Du das bitter?" „Wie?" „Ich meine, ob Du niemanden

haben willst?" — Da lächelte Wilhelm wieder in seiner freudlosen Art: „Ich sage Dir doch — dann habe ich einen." — Es entstand eine Pause. Ekkard ging schweigend im Zimmer auf und nieder — er hielt Wilhelms Worte für eine unbegründete Zurückweisung und wollte sich nicht dabei beruhigen. „Es bleibt doch aber alles unter uns, Wilhelm," sagte er endlich; „wenn Du mir mal was zu sagen hast, hört doch weiter kein Mensch davon!" „Sieh mal, Ekkard . . ." erwiderte Wilhelm, „bei dieser Sache mußt Du nicht in mich dringen. Ich weiß ja selbst, daß ich unausstehlich bin. Das bin ich. Hier finde ich die allergrößte Liebe und Freundlichkeit — ich kann nur nicht so leicht dran — glauben, Ekkard. Wirklich nicht." „Wilhelm!" „Versteh' mich um Gotteswillen nicht falsch. Du hast noch keinen Grund gehabt, an Deinem Glauben zu zweifeln. Heut will ich noch mit Dir reden, Ekkard — damit Du nicht beleidigt bist. Aber ich hoffe bestimmt, Du fängst dann selbst nicht wieder davon an. — Meine Eltern waren in Stettin als wohlhabende Leute bekannt. Das hast Du auch nie anders gehört — nicht wahr?" „Nein," antwortete Ekkard bestürzt, als er Wilhelm nun selbst so freimütig reden hörte. „Ich natürlich auch nicht. Ich bin ganz gewissenlos erzogen worden. Meine Mutter hatte keine Ahnung von unseren Verhältnissen und verkehrte in Gesellschaften, ich sah sie nur selten — mit meinem Vater kam ich bloß in Berührung, wenn er mir mal eine Ohrfeige gab, sonst ging er in sein Geschäft und verkehrte außer dem Hause. Wunderst Du Dich nicht, daß ich da ein so schönes Geburtstagsgedicht für ihn gemacht habe, Ekkard?" Ekkard antwortete nicht. „Ich habe seitdem kein Gedicht wieder gemacht," fuhr Wilhelm fort, „und das war gut. Ich ahnte ja, was kam. Ja, Ekkard, ich ahnte es so genau, daß ich's beinahe wußte. Aber ich war still. Und denke Dir — ich regte mich nicht einmal dabei auf, Ekkard." „Doch wohl," flüsterte jener. „Als Du meinem Vater damals adieu sagtest, sollst Du doch gesagt haben: ‚Auf Wiedersehen — aber hoffentlich anders als jetzt!‘" Wilhelm besann sich, dann fragte er, indem er seinen ruhigen Blick auf ihn heftete: „Wie hat Dein Vater das damals verstanden?" „Wie Du mir eben sagtest. Du hättest Euer Unglück geahnt und darauf angespielt. War's nicht so?" „Ungefähr," erwiderte Wilhelm, und wieder spielte das Lächeln, welches kein Lächeln war, auf seinen Lippen. „Willst Du, bitte, weiter erzählen," sagte Ekkard befangen. Wilhelm fuhr fort: „Eines Morgens, als ich noch im Bette lag, hörte ich halb im Traum ein fürchterliches Geschrei. Ich fuhr in die Höhe, konnte mich aber nicht gleich ermuntern. ‚Steh'n Se auf, Herr Willem! Steh'n Se auf, Herr Willem! Ihr Vater hat sich was zu Leide gethan!‘ Unsere Köchin stand vor mir. ‚Zu Leide?‘ fragte ich. Sie antwortete mir nicht. Da kam ein zweites, noch gräßlicheres Geschrei aus der Nebenstube — ich rannte hinüber. Da lag mein Vater auf dem Sofa — hatte etwas in der Hand — das rauchte — und über ihm ausgestreckt lag meine Mutter. Du weißt wohl, was dann kam. Mein Vater wurde beerdigt, als der Staatsanwalt die Leiche frei gegeben hatte — meine Mutter wurde verrückt und war eines Morgens auch tot — unser Geschäft kam in Konkurs — und ich wurde rausgeschmissen. Wann willst Du wieder mit mir reden, Ekkard?"

Diese Erzählung aus dem Munde dessen, der sie selbst erlebt, hatte auf Ekkard einen Eindruck gemacht, wie nichts zuvor. Er zitterte — Thränen standen ihm in den Augen. „Nein, Wilhelm, nein . . ." sagte er. „Rege Dich nicht auf, Ekkard. Du siehst ja, ich habe damals keine Dummheit gemacht.

Es wäre vielleicht keine Dummheit gewesen — aber ich hatte was, wofür ich leben bleiben mußte." „Kannst Du mir das nicht sagen?!" „Nein, Ekkard, das kann ich Dir nicht sagen . . . Das könntest Du Dir nur denken." Ueber Ekkards gutes Gesicht glitt es da wie freudige Ueberraschung. „Etwa vielleicht das — was — wonach ich Dich vorhin gefragt habe?" „Nein . . ." Ekkard sah ihn zweifelnd an und verließ das Zimmer. Wilhelm nahm das Bild aus der Kommode.

V.

Zur Zeit, da Wilhelm von einem Nervenfieber hingestreckt im Elternhause zu Stettin lag, erschien ihm eines Nachts ein Traumbild, welches auch alle folgenden Nächte wiederkehrte und die Krankheit erst zu einer lebensgefährlichen machte. Seinen Eltern und dem Arzte erzählte er nichts davon und besaß überhaupt die Eigentümlichkeit, daß er im Gegensatz zu anderen Typhuskranken nicht phantasierte, wenn auch sein Hirn von allen Qualen des Traumes gepeinigt wurde. Nach überstandener Krankheit waren ihm die grauenhaften Bilder entschwunden bis auf eins, das oben erwähnte, und dieses trat nun auch in seinen gesunden Schlaf — Nacht für Nacht, so daß er es am Abend schon immer erwartete.

Eine Gestalt trat zu ihm, die er nie gesehen hatte und ihm doch vertraut war. Sie brachte ihm einen Lorbeerkranz mit, und wenn er dann nach dem Kranze griff, fühlte er sich von seinen Zweigen gefesselt, gezogen, nicht nach oben zum Licht — tief in die Erde hinein, und Grabeskühle kam ihn an. Die Gestalt lag neben ihm, ein Skelett. Und den Kranz, den Wilhelm nicht lassen wollte, hielt auch die Knochenhand krampfhaft umschlossen.

Wilhelm hätte diesem Traum keine Bedeutung zugemessen, wenn ihn nicht ein sonderbarer Zufall anders gestimmt hätte. Er hatte von einem Schulfreunde einmal aus dessen elterlicher Bibliothek den Kleist geliehen und war durch diese Lektüre in einen merkwürdigen Zwiespalt mit dem bisherigen Dichter seiner Seele, Schiller, und den Uhlandschen und Schwabschen Gedichten, die er in der Schule las, geraten. Goethe kannte er wenig, Goethe zog ihn auch nicht an. Aber Kleist. Ihm war, als begegnete er hier seiner eigenen Natur in ausgesprochenen Worten wieder. Der Traumschleier, in welchem Homburg und Käthchen leben, in welchem Penthesilea den Sieg über Achill ersehnt, und aus dem die düstere Hermannsschlacht gedämpft ertönt — Wilhelm empfand ihn vor Augen, wenn er ihn auch nicht sah. Sein Dasein glich dem der Gestalten Kleists: Träumen im vollsten Lebensausdruck. Leben und schlafen zugleich. — So hatte er die Kleistischen Werke zum ersten Male gelesen. Als er sie zum zweiten Male las, war die Wirkung wieder eine andere. Er fühlte jetzt Begeisterung, und die wilde Schlagkraft, das stahlharte und doch blumenkeusche Gefüge dieser Verse riß ihn zu einer hingebenden, betenden Liebe hin. Als er Kleist zu lieben begann, las er ihn zum dritten Male und begann ihn zu studieren. Nun entzückten ihn die Feinheiten der Charakteristik, die poetischen Einzelzüge — doch vor allem stand gebietend die Gestalt des Dichters, und Wilhelm las nichts von ihm, ohne an ihn zu denken. Kleist hatte ihm ein neues Leben gegeben, Kleist nahm ihm aber auch die Jugend fort. Fünfzehn Jahre war Wilhelm alt, doch Jugend lag nur in seiner Er-

scheinung. Er kam mechanisch seinen Schulpflichten nach, arbeitete fieberhaft schnell, um nur fertig zu werden, und las dann Kleist. Das Käthchen und der Prinz von Homburg waren sein alles, in seinen Schlaf aber traten sie nicht. Dorthin trat nur das sonderbare Traumbild. — Niemand sah dem Verschlossenen an, was seinen Geist befangen hielt. Die Schule, das häusliche Leben wurden ihm gleichgiltige Dinge, die er nur rasch zu erledigen und abzuwerfen trachtete — um wieder lesen zu können. Zu seinem nächsten Geburtstage wünschte er sich als einziges Geschenk die Kleistischen Werke. Der Vater ließ sich herbei, sie ihm zu kaufen, in schönem Prachteinband, damit sie auch auf dem Salontisch paradieren könnten.

Als Wilhelm am Abend seines Geburtstages den ersten Band öffnete, fand er am Anfang des Buches ein Bildnis Kleists, den hübschen, unbefangenen Mädchenkopf. Wilhelm war glücklich seinen Gott im Bilde sehen zu können, der Freude aber gesellte sich bald ein drückendes Gefühl der Bangigkeit zu. Nicht allein der sonderbare Kontrast zwischen der Erscheinung des Dichters und seinen Werken erschreckte ihn, noch etwas Anderes, Unfaßbares, Entsetzliches sah ihn aus diesem sanften Profil an. Bis Mitternacht noch saß Wilhelm am Tisch, die Augen mit starrem, suchendem Ausdruck auf das Bild geheftet — dann suchte er erschöpft sein Lager auf. Der Traum kam diesmal später als sonst. Irre, tanzende Nebelgestalten zogen anfangs an seinem Geist vorüber, dann aber ballten sie sich zusammen und im bläulichen Licht erschien die Gestalt mit dem Lorbeerkranz. Sie glich in jedem Zuge dem Bildnis in Wilhelms Buch. „Kleist!" schrie er auf und erwachte. Nacht war um ihn her. Die Gestalt war fort. Er wälzte sich noch bis zum Morgengrauen auf seinem Lager, und als er sich erhob, fühlte er einen so vernichtenden Kopfschmerz, daß er nicht zur Schule gehen konnte. Er wollte Gewißheit haben und hatte doch nicht den Mut, das Buch wieder aufzuschlagen. Endlich that er's — ihm blieb kein Zweifel mehr: er erkannte sein Traumbild wieder.

Welche Bedeutung konnte das haben, dieser fürchterliche Zufall. Denn Zufall durfte es doch nur sein. Zufall? War ihm der Traum nicht schon früher erschienen, als er das Bild gesehen hatte? Das Herz stockte ihm — er fühlte eine mächtige Verbindung zwischen sich und Kleist — sie beide: das war doch sein Schicksal. Den Kranz, der ihn hinabzog ins Grab, wo sich die schöne Gestalt in ein Skelett verwandelte, rauschte ihm jetzt beständig vor Augen. Er faßte ihn, drückte ihn an sich und ließ sich willig fesseln. Die Werke, die er bisher nur geliebt, wurden ihm nun vertraut, wie eigenes Erzeugnis. Seine Natur verfiel so in jeder Faser dem Dämon, daß er sich oft Zeit und Ort entrückt fand und zu Kleists Zeiten mit Kleist lebte und litt.

Dem Bilde in seinem Buche war eine kurze Lebensbeschreibung des Dichters beigegeben. Wilhelm achtete nicht der einzelnen Daten, der geschichtlichen Ereignisse, er sah nur die Enttäuschung, sah nur den Tod. Dieser Ausgang erschreckte ihn nicht. Wie konnte Kleist anders gelebt haben, als im ewigen Fluch der Enttäuschung. Ihn verstehen, ihn ganz begreifen aus sich selbst heraus, verbot ja das Traumbild, und Wilhelm vermischte hier Traum und Wirklichkeit. Kleist war der Tod das Ergebnis des Lebens gewesen. Für ein Ergebnis muß man leiden, dachte Wilhelm, und Kleist fand ja doch zuletzt noch ein so unendliches Glück, die Gefährtin ins Unbekannte. Wie glücklich mußte er am Ende gewesen sein. Um wieviel glücklicher, wenn er mit sich auch seine Werke hätte vernichten können. Dann aber freilich hätte er sie nicht gehabt ....

Was hatte das Traumbild zu bedeuten. Das Traumbild. Er schauderte und war doch selig zugleich. Die Lösung des Rätsels aber, daß auch er wohl berufen wäre den Kranz zu umspannen, erhellte sich ihm noch nicht.

Der letztvergangene Winter kam. Als Wilhelm von der Beerdigung seines Vaters im Schneegestöber nach Hause ging, kam ihm unterwegs der Gedanke, alles, was er für Kleist empfand, zu Papier zu bringen. Kein Zweifel an seiner Fähigkeit stieg dabei in ihm auf. Ihm war diese Niederschrift etwas Selbstverständliches. Zu Hause angelangt schritt er an seiner Mutter, die blödsinnig vor Schmerz auf dem Sofa lag, stumm vorüber und setzte sich wie zu einem wichtigen Geschäfte an den Arbeitstisch. Vom Sofa her tönte dumpfes Stöhnen — er dachte an Kleist. Die Mutter fuhr plötzlich auf und stürzte in einem Wutanfall auf ihn ein — er wehrte sie ab, schleppte sie wieder zum Sofa hin, kehrte an seinen Tisch zurück und dachte an Kleist. Am Abend verfiel die Mutter abermals in Umnachtung, und als der Sohn sie beruhigen wollte, schlug sie ihn zu Boden. Ein Arzt kam. Er ließ die Frau fesseln und zu Bett bringen. Am anderen Morgen war sie tot. Niemand wußte, was ihr die Erlösung gebracht hatte. Wahrscheinlich ihr eigener Schmerz. Wilhelm brachte nun auch die Mutter zum Kirchhof hinaus, sein Antlitz aber zeigte keine Erregung, es war wie aus Stein gehauen. — Als dann die Wohnung gerichtlich versiegelt wurde, und Wilhelm auf der Straße stand, fiel ihm ein, aus seinen Kleistgedanken könne ein Drama werden. Ein Lächeln ging über sein Antlitz — er folgte der Aufforderung des Herrn Arnold, nach Berlin zu kommen, willig und ohne Bedenken.

Wir verstehen jetzt Wilhelms Gedankengang, als er zu Ekkard sagte: „Ich hatte was, wofür ich leben bleiben mußte." M u ß t e.

Nun kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

VI.

„Kommst Du Kaffee trinken, Martha?" rief Grete in das Zimmer der Schwester hinein, als die Direktorfamilie bis auf sie und Wilhelm im Eßzimmer versammelt saß. „Gleich!" antwortete Martha. „Ist Dir was?" „Nein . . . geh' nur, ich komme gleich nach." Grete ging ins Eßzimmer zurück.

Martha erhob sich vom Sofa, auf dem sie nach ärztlicher Vorschrift ihre tägliche Mittagsruhe gehalten. Während sie sich aufrichtete, überkam sie ein Angstgefühl, so quälend und ungewohnt, wie sie es nie empfunden. Da sie sonst nur ruhte, hatte sie heute geschlafen und sogar geträumt. Der Traum war häßlich gewesen, sie konnte sich aber nicht auf seinen Inhalt besinnen. Nachdem sie noch eine Weile nachgedacht, schritt sie mit gebeugtem Haupt dem Eßzimmer zu. „Nun, Ihr kommt ja heute einer nach dem andern!" rief ihr Herr Arnold wohlgelaunt entgegen. „Setz' Dich, liebes Kind, die Milch ist schon eingegossen." „Milch?" „Kaffee darfst Du doch nicht trinken." „Am liebsten nichts." „Nun, der Appetit wird sich schon einstellen," meinte Herr Arnold — „kommt denn unser Wilhelm noch nicht?" Diese Frage übte auf zwei Mitglieder der Tafelrunde eine eigenartige Wirkung aus. Martha fuhr zusammen, als wenn ein Zugwind sie durchschauerte, und Ekkard machte ein sonderbar furchtsames Gesicht. Herr Arnold, der grade die Tasse zum Munde

führte, bemerkte den Eindruck seiner Worte nicht, wohl aber seine Gattin, und ihr mütterlicher Instinkt ließ einen Gedanken in ihr aufsteigen, der sie für einen Augenblick erschreckte, sie aber gleich wieder verließ. „Walterchen," sagte sie, „ruf' doch Wilhelm einmal, aber klopfe erst an." Der Kleine rannte spornstreichs davon. „Er hat noch stark mit der Befangenheit zu kämpfen," sagte Herr Arnold, als er sich endlich von seiner Kaffeetasse getrennt hatte. „Das ist aber nicht zu verwundern. Nicht, Ekkard?" Ekkard sah stumm vor sich hin. „Hörst Du, Ekkard?" Herr Arnold blickte etwas überrascht auf seinen Sohn, der ihm doch sonst immer mit Begeisterung zugestimmt hatte. „Ich glaube . . ." druckste Ekkard hervor, „wir halten den doch für anders . . . als er ist." Aller Augen richteten sich auf ihn, auch in Marthas war Spannung zu lesen. „Warum?" fragte Herr Arnold interessiert, „hast Du ihn zum Sprechen gebracht?" „Das nicht . . . . er sagte da was . . . . aber ich möchte das jetzt nicht wiedergeben. Er kommt ja doch gleich rein." „Du hast recht," entschied der Vater nach einiger Ueberlegung. „Wenn er Dir sein Vertrauen geschenkt hat, darfst Du es gewiß nicht mißbrauchen. Es freut mich, daß Ihr Euch nahe gekommen seid." „Seid Ihr Euch nahe gekommen, Ekkard?" fragte Martha und sah den Bruder in die Augen. Ekkard wurde rot: „Gott, wie das so ist . . . . am ersten Tag . . . ." „Ekkard hat recht," bestätigte Herr Arnold und goß sich die zweite Tasse ein.

Nun brachte Walter im Triumph Wilhelm herbei. „Er wollte erst gar nicht mitkommen!" erzählte der Schlingel. „Warum denn nicht, Wilhelm?" fragte Herr Arnold. „Es ist doch so gemütlich, alle zusammen den Kaffee trinken zu können." „Ach, was red'st Du denn, Walter," sagte Wilhelm verlegen — „ich hatte mir nur was fortzulegen. Entschuldige, Onkel."

„Nun setze Dich nur. Hier neben mir und Martha gegenüber. Er nahm Platz. Während Martha sich nicht überwand, aufzublicken, betrachtete er sie, die im milden Schein der vor ihr stehenden Lampe weniger blaß aussah, wie am Vormittag, naiv und nachdenklich. Frau Arnold und Grete warfen ihm verstohlene Blicke zu, Ekkard vermied es ihn anzusehen. „Weißte schon, Papa — Wilhelm kann wunderschön malen!" rief Walter. „So? Ei wie schön! Davon werden wir hoffentlich auch etwas zu sehen bekommen?" Wilhelm war blaß geworden, sein stummer Blick schien Walters geschwätzigen, kleinen Mund gewaltsam schließen zu wollen. Walter aber machte es grade Freude, den stillen Vetter ein bißchen in Verlegenheit zu setzen, er erzählte unbeirrt weiter: „Ja, wie ich'n vorhin gerufen habe, hatte er grade ein Bild vor, sehr schön — so mit bunter Kreide gemalt. Das konnte er nicht so schnell wegstecken?" „Hast Du nicht angeklopft?" fragte Frau Arnold streng. „Jawohl — und dann bin ich gleich reingelaufen." „Man wartet erst auf Erlaubnis!" Grete lachte. „Was stellt denn Wilhelms Bild dar, Walterchen?" fragte Herr Arnold. „Ach, da sind solche schwarze Wolken, 'ne Masse — und aus den Wolken sieht ein Kopf raus!" „Ein Kopf?" „Ja. Aber ganz gemütlich." „Das ist ja eine eigenartige Idee; ich werde Dich unserem Zeichenlehrer empfehlen, Wilhelm," sagte Herr Arnold. „Willst Du uns das Bild nicht einmal zeigen?" „Es ist noch nicht fertig, Onkel." „Hm. Nun dann vollende es nur." Herr Arnold stand auf und begab sich in sein Studierzimmer. Die ewige Zurückhaltung des Neffen hatte ihn doch etwas peinlich berührt. Als auch Frau Arnold das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Wilhelm, dem es peinlich war, mit Martha allein zu bleiben, an Ekkard: „Darf ich zu Dir reinkommen?" „Jawohl,"

entgegnete dieser — „bitte.“ „Ach einen Augenblick noch, Ekkard,“ rief da Martha — „Sie entschuldigen schon.“ Wilhelm nickte verwirrt und ging. „Interessanter Gesellschafter, der Herr Wilhelm!“ moquierte sich Grete, als er hinaus war. „Interessant braucht er auch nicht zu sein,“ erwiderte Ekkard. „Na — jeder nach seinem goût!“ Grete ließ Bruder und Schwester allein. Ekkard sah wohl, wie seine Aeußerung, die er vorhin über Wilhelm gethan, die Schwester beschäftigte, und es war ihm peinlich, grade ihr nähere Aufklärung zu geben. „Was wolltest Du denn, Martha?“ „Ach, nichts besonderes. Papa hat ja recht. Du darfst ja nicht erzählen, was Wilhelm Dir gesagt hat.“ „Beschäftigt Dich das noch? Es war wirklich nichts Besonderes.“ „Fingst Du mit ihm an?“ „Ja. Das war dumm von mir — was?“ „Nein . . . . er wird Dich wohl richtig verstanden haben.“ Ekkard sah vor sich hin. „Ich weiß nicht,“ meinte er leise. „Was hast Du ihn denn gefragt?“ „Gott, ich hab' ihn gefragt, weißt Du — ob wir wohl so richtig — befreundet werden könnten . . . .“ Auf Marthas Antlitz erschien eine flüchtige Röte. „Das hast Du ihn so einfach gefragt? Was sagte er darauf?“ „Er hat mir keine direkte Antwort gegeben . . . Er erzählte mir bloß . . wie das alles so gewesen ist bei ihm zu Haus —“ „Das war eine Antwort, Ekkard,“ sagte Martha und sah ihn an. „Nu ja, ja . .“ stotterte der verwirrt . . . „ich will ihn ja auch nie wieder . . . ich hab's aufgegeben.“ „Was hast Du aufgegeben?“ „Ich meine . . . was aus ihm rauszubringen.“ „Das kann wohl niemand.“ Sie spielte eine Weile mit dem Löffel in der Tasse herum, dann sagte sie lächelnd: „Weißt Du — wie mich das Bild, von dem Walter vorhin erzählte, berührt hat, Ekkard . . .“ „Na ja, natürlich!“ rief der Bruder ärgerlich. „Das fehlt noch, daß Du auch mit Wilhelms Geschichten zu thun kriegst! Du mit Deinen Nerven! Laß' Dich gar nicht mit ihm ein, Martha!“

VII.

Ekkard vermied es den Abend über noch mit Wilhelm allein zu sein. Als dieser auf Anraten der Direktorin, er werde wohl von der Reise ermüdet sein, um zehn Uhr schon gute Nacht sagte und sich zurückzog, blieb Ekkard noch eine Stunde im Wohnzimmer sitzen und las die Zeitung. Als die Uhr elf schlug, begab er sich vorsichtig in sein Zimmer. Wilhelm lag schon im Bett und schlief. Ekkard zündete das Licht an und betrachtete das von dem flackernden Schein beleuchtete Antlitz des Schlafenden. So ruhig und ausdruckslos wie im Wachen war es nun auch im Schlaf. Nicht einmal die Lippen bewegten sich und zeigten, daß er träumte. Leblos lag die hagere, unentwickelte Gestalt im Bett, die Augenlider fest zusammengepreßt, die Wangen ohne Röte — Ekkard wurde unwillkürlich an einen verstorbenen Freund erinnert, wie er ihn zuletzt auf dem Totenbette gesehen.

Er wandte sich ab und entkleidete sich langsam. Ein sonderbares Gefühl der Beengung hatte ihn ergriffen. Am Vormittag noch hatte er sich darauf gefreut, seine liebe „Bude“ mit Wilhelm teilen zu können — jetzt war ihm der alt vertraute Raum unheimlich geworden, da er den einem Toten ähnelnden Schläfer darin erblickte. Die schreckliche Erzählung vom Nachmittag kam ihm nicht aus dem Sinn. Er sah ja ein, daß er einen Fehler begangen, daß

er wohl unzart gewesen, doch die Zurückweisung Wilhelms schmerzte ihn nicht so, als es ihm unheimlich war, daß zwischen ihnen beiden etwas bestand, was er Wilhelm ganz erfüllen sah, und woran er selbst keinen Anteil haben konnte. Seine in keiner Hinsicht komplizierte Natur wehrte sich gegen solche — Dämmerung, solche Unnahbarkeit, und wenn er es auch aufgegeben hatte, Wilhelm ein Freund zu werden, wollte er sich doch über die Denkweise des Vetters im Klaren sein. Denkweise. Ueber diesen Begriff kam Ekkard eben nicht hinaus. Hatte der Vater recht gethan, als er dies fremde Element in ihr stilles Heim zog? Ja — denn es sollte ja eine Wohlthat sein. Wo blieb aber ihr schöner Friede, ihre Gemütlichkeit? Ekkard seufzte, streckte sich erschöpft aus und löschte das Licht.

Er schlief einen traumlosen Schlaf. Um die vierte Morgenstunde erwachte er gegen seine Gewohnheit und war sogleich munter. Erstes Tagesgrauen erfüllte das Zimmer. Ekkard rieb sich die Augen und sah von ungefähr zu Wilhelms Lager hinüber. Das Herz stand ihm still. Was war das? Wilhelm hatte das Lager verlassen und saß im Nachthemd, die bloßen Füße krampfhaft unter den Stuhl gezogen am Tisch, das fahle Antlitz in die Hände gepreßt, die Augen offen, weit offen, entzückt, begeistert und doch ohne Leben . . . „Wilhelm, Wilhelm," flüsterte Ekkard, „was hast Du? Warum schläfst Du nicht?" Wilhelm antwortete nicht. Ekkard aber war keine feige Natur, er sprang aus dem Bett und ging auf den offenbar Träumenden zu. „Wilhelm" sagte er halblaut. Da sah er ihn an, die Augen glanzlos und sprechend zugleich — er flüsterte: „Es geht nicht." „Was geht nicht, Wilhelm?" „Es geht nicht." Sein Haupt fiel schwer auf den Tisch. Ekkard besann sich, ob er den Vater zu Hilfe rufen sollte; als er aber nach der Thür eilte, um es zu thun, rief ihm Wilhelm angstvoll nach: „Ekkard . . . . was denn . . . . wo willst Du denn hin!" „Du bist nicht wohl — komm — ich bring Dich zu Bett, Wilhelm." „Ja, ja — danke . . ." Er ließ sich willig niederlegen. „Bin ich denn aus dem Bett gefallen, Ekkard?" fragte er nach einer Pause. „Nein — Du mußt wohl sehr lebhaft geträumt haben — hast Du denn das öfters?" „Was?" „Daß Du so aus dem Bett steigst und Dich an den Tisch setzest?" Wilhelm starrte ihn an: „Hab ich . . . ach . . . . Ekkard . . . thu mir die Liebe . . . es ist nichts . . wahrhaftig nicht . . . das sind Träume . . . thu mir bloß die Liebe . . erzähl nichts davon . . Ekkard." „Unser Hausarzt müßte es wissen, Wilhelm." „Nein — nein . . wozu denn . . . ich bin ja nicht krank . . ich weiß ja, was es ist . . ." „Was ist es?!" „Ich weiß nicht . . . geh zu Bett . . ja . . geh zu Bett . . . aber Du versprichst mir doch . . Du red'st nicht drüber?" „Nein, nein."

Ekkard legte sich wieder hin, doch kein Schlaf kam in seine Augen. Er sah die bleiche Gestalt vor sich am Tisch sitzen, und heiß pochte es ihm in den Schläfen.

VIII.

Die Ferien gingen zu Ende, die Schule begann. Gleich zum Anfang machte Herr Arnold eine trübe Erfahrung mit seinem Neffen. Bei der Prüfung zeigte sich dieser nämlich so verwirrt, so unsicher in seinen Antworten

und vor allem so gering an Kenntnissen in der Mathematik, daß es Herr Arnold nicht wagen durfte, ihn in die Prima aufzunehmen und ihn deshalb vorläufig in der Obersecunda beließ. Es war das eine rechte Enttäuschung für den Direktor, nicht allein, daß er in seinem Hause nur immer die denkbar vortrefflichsten Schüler gesehen, sondern auch die Art und Weise Wilhelms, wie er dies offenbare Mißgeschick aufnahm, verstimmte Herrn Arnold aufs tiefste. Nicht, daß Wihelm Unlust zeigte, er arbeitete fleißig und stundenlang, aber die Unaufmerksamkeit oder vielmehr die immer auf einen anderen Gegenstand als den des Unterrichtes gerichtete Aufmerksamkeit sprach so offenbar aus seinen müden Augen, daß es die Lehrer unangenehm empfanden und sich beim Direktor darüber beschwerten. Herr Arnold hatte eigentlich von vornherein für die Tüchtigkeit seines Neffen durch die Aufnahme desselben gut gesagt, und daß Wilhelm jetzt so wenig hielt, berührte ihn höchst peinlich. Er unterließ es zwar vorläufig noch, den Neffen zurecht zu weisen, berief aber Ekkard zu sich und legte diesem von neuem ans Herz, durch eifrigen Beistand Wilhelms mangelhafte Leistungen zu bessern. Ekkard hatte von dem Erlebnis der ersten Nacht, die er mit Wilhelm zugebracht, den Eltern gegenüber nur insofern Erwähnung gethan, als er darauf bestand, daß ein jeder von ihnen in einem besonderen Zimmer schliefe, da Wilhelm einen sehr unruhigen Schlaf hätte und träumte. Im übrigen hatte er Wilhelm damals Schweigen versprochen, und er schwieg auch, um nicht noch größeren Unfrieden zu stiften. Denn Unfriede war in das stille Direktorheim eingezogen, und niemand anders hatte ihn gebracht, als der Neffe. Herr Arnold war mit seinen Schulleistungen nicht zufrieden, Frau Arnold beobachtete unausgesetzt (sie wußte eigentlich selbst nicht, weshalb) ihre Tochter Martha, und Grete — graulte sich vor Wilhelm. Was aber das Schlimmste war — die Predigten fielen jetzt bei Tisch aus, und jeder saß in seinem eigenen, mißmutigen Gedankengange schweigend da. Selbst Walterchen litt unter der allgemeinen Mißstimmung. Er fand gar nicht mehr den Mut zu seinen drolligen Zwischenfragen, und die sorgenvollen Mienen der Eltern machten ihn stumm.

Ekkard versuchte dem Wunsche des Vaters nachzukommen — er nahm sich eifrig der Schularbeiten Wilhelms an, stieß aber auch hier wieder auf Schwierigkeiten. Wilhelm ließ sich nichts von fremder Hand anfertigen, woran er nicht selbst beteiligt war, und wenn Ekkard mündlich etwas mit ihm durchzunehmen suchte, machte ihn der Ausdruck in Wilhelms Augen schon so verwirrt, daß er selbst nicht mehr wußte, was er ihm eigentlich erklären wollte.

Mit Martha kam Wilhelm nur in Gegenwart der anderen zusammen. Sie war in der letzten Zeit oft unwohl gewesen und dann nicht sichtbar.

Die einzige, welche die sanfte Demut der Eltern nicht geerbt war Grete, und neben dem Grauen, welches sie vor ihrem Vetter empfand, regte sich auch etwas wie Trotz in ihr, und sie begann ihn zu hassen.

Sah Wilhelm das alles? Man konnte es nicht entscheiden. Auf seinem Antlitz lag es immer wie Traum, und diese stereotype Erscheinung, die bald jedermann im Gymnasium kannte, reizte die dämonische Erfindungskraft der Schuljugend, ihm einen Beinamen zu geben: Suse.

Anfangs hörte Wilhelm nicht darauf, wenn ihm das Wort nachgerufen wurde, und wenn er es hörte, bezog er es nicht auf sich. Allmählich aber verstand er des Wortes Bedeutung, und sein Selbstgefühl, welches so wund war, daß ihn der kleinste Anstoß zu plötzlicher Raserei bringen konnte, bäumte sich auf. Er achtete jetzt sorgfältig auf jeden Ruf.

Es war an einem Sonnabend Mittag, als Wilhelm nach Schluß des Unterrichtes über den Schulhof dem Vorderhause zuschritt. Um ihn her drängten sich die anderen Knaben. Vor der Thür des Vorderhauses sah Wilhelm Herrn Arnold im Gespräch mit mehreren Lehrern stehen — unter letzteren seinen Ordinarius, Professor Bezold. Der Klassenlehrer unterhielt sich eifrig mit dem Direktor — Herr Arnold machte ein finsteres Gesicht. Wilhelm, der heute seine lateinische Arbeit wegen ihrer zahlreichen Unaufmerksamkeitsfehler mit dem Prädikat „mangelhaft" zurückerhalten hatte, fürchtete, daß der Ordinarius dem Direktor hiervon soeben Mitteilung machte. Da erhielt er plötzlich von hinten einen so heftigen Stoß, daß die kleine Büchermappe, welche er unter dem Arm trug, zur Erde flog, und die Bücher herausfielen. In hellem Zorn wandte er sich um. Hinter ihm stand eine Anzahl kleinerer Burschen, Quartaner und Tertianer, welche seine bestürzte Miene zu übermütigem Gelächter reizte. Eine krähende Stimme schrie: „Suse! Suse!" Erneutes Gelächter — alles strömte herzu. Wilhelm blickte nur nach dem Schreier, einem rothaarigen Tertianer, ein mißtönender Schrei entrang sich seinen Lippen, und plötzlich hatte er ihn gepackt. Wie wahnsinnig schüttelte er ihn hin und her, so furchtbar heftig und schnell, daß die Umstehenden in Angstrufe ausbrachen, dann warf er ihn zu Boden und schickte sich eben an mit seiner Mappe auf ihn loszuschlagen, als einige ältere Schüler, Primaner und Mitschüler Wilhelms, ihn losrissen und zu beruhigen suchten. Doch gleichsam in Raserei verfallen rang er jetzt mit diesen, im Kampf wurde ihm Kragen, Schlips und endlich auch der Rock abgerissen — seine Bücher lagen zerfetzt am Boden. Herr Arnold und die Lehrer hatten jetzt die entstandene Schlägerei bemerkt, sie eilten herzu. Entsetzt erkannte Herr Arnold seinen Neffen — leichenblaß, ohne Hut, ohne Rock, Kratzwunden im Gesicht. „Wilhelm!" rief er mit Donnerstimme — alle wichen zurück. Wilhelm preßte die Fäuste gegen die Stirn und sah ihn an. „Geh' hinauf in Dein Zimmer — schnell!" Ohne ein Wort zu erwidern, raffte Wilhelm seine Sachen auf und entfernte sich. „Eiweh Du, das war ja der Neffe vom Alten," flüsterten die Knaben dem rothaarigen Tertianer zu, der den verhängnisvollen Ruf gethan. Zitternd vor Erregung stellte Herr Arnold sofort eine Untersuchung an. Der Schreier wurde festgestellt und erhielt trotz Schluchzen und Flehen eine Stunde Arrest. Allmählich zerstreuten sich die Schüler. Herr Arnold stieg blaß und unsicheren Schrittes die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. „Erregen Sie sich doch nicht so über diesen Vorfall, verehrter Herr Direktor!" rief ihm Professor Bezold nach. Herr Arnold wandte sich und versuchte zu lächeln. „Keineswegs, lieber Kollege . . . es ist freilich sehr peinlich — aber ich werde meinen Neffen schon zur Rede stellen." „Nun freilich! Gute Mahlzeit, Herr Direktor!" „Gute Mahlzeit . . . lieber Kollege."

Kollege Bezold traf unten im Hausflur den großen Litteraturkenner Dr. Zweigel. „Ein recht betrübender Vorfall für den Herrn Direktor," meinte Herr Bezold. „Ja — aber sehr natürlich!" erwiderte der Doktor diplomatisch. „Dieser Neffe gehört eben zu der verbissenen Kategorie der Dummheit. Wenn die zum Ausdruck kommt . . . Sie kennen doch La bête humaine von Zola?" „Jawohl," sagte eifrig Herr Bezold, der das Buch nicht kannte. „Schlimm, schlimm," meinte Dr. Zweigel, dann nahmen beide Abschied.

Unterdessen hatte sich oben im Wohnzimmer der Familie Arnold eine erregte Scene abgespielt. Die Direktorin saß mit Ekkard, Martha und Grete am Mittagstisch, da stürmte Walter ins Zimmer und berichtete atemlos den Vor-

fall auf dem Schulhof. Der arme Junge war so erregt, daß ihm Thränen die Wangen herunter liefen. Die Wirkung seiner Erzählung war unbeschreiblich. Ekkard sprang auf und rief weiter nichts als: „Er hat geblutet? Er hat geblutet?" Grete begann zu schluchzen, Frau Arnold aber ließ jetzt ihren schon immer gehegten Befürchtungen freien Lauf: „Ich hab's ja gewußt! . . . Ihr habt ihn ja nicht gekannt, den Menschen! . . . Da dachtet Ihr immer, diese Ruhe, diese gräßliche Unbefangenheit wäre seine Natur! . . . Wer das erlebt hat, ist nicht unbefangen! Nun seht Ihr, bei dem kleinsten Anlaß kommt es so schrecklich zum Durchbruch!" „Mama," wandte Ekkard ein, „Du darfst das nicht kleinen Anlaß nennen! Für Wilhelm giebt es nichts Schlimmeres als solche Beleidigung. Was hat ihm denn der Junge nachgerufen, Walter?" „Suse — so nennen sie'n ja alle." Gretes Thränen waren nicht echt. Als Walter dies herausbrachte, verfiel sie plötzlich in ein prusehendes Lachen. „Grete!!" Sie fuhr erschrocken auf — Martha sah sie mit funkelnden Augen an. „Na, na, na . . ." protestierte sie langsam. „Um Gotteswillen, Martha! Rege Du Dich nicht auch noch auf!" rief Frau Arnold angstvoll. „Kinder Gottes — daß dieser Mensch auch nur Unfrieden stiftet!" „Warum Unfrieden?" erwiederte Martha mit scharf erregter Stimme, „wer den Unfrieden nicht schon in sich trägt . . . Wilhelm hat ihn keinem gegeben!" „Martha!" „Aber seid doch nur still," legte sich Ekkard ins Mittel — „Papa kommt." Herr Arnold erschien im Zimmer. Sein Blick war düster, sein schönes Antlitz blaß — mit tragisch angehauchtem Ton wandte er sich an Ekkard: „Ekkard, sage Wilhelm, er möchte zu Tisch kommen." „Wo ist er?" fragte Ekkard befangen. „Er steht draußen an der Thür. Sage ihm, er soll sich erst waschen und seine Stirn kühlen. Er hat eine Wunde an der Stirn." Frau Arnold schluchzte auf — Ekkard verließ das Zimmer. Schweigend nahm der Direktor am Tische Platz. „Ich überlege noch immer, Auguste," wandte er sich ohne aufzublicken an seine Frau, „ob es ratsam ist, unseren Neffen hier bei uns wohnen zu lassen. Wie ich ihn heute gesehen habe . . . der Geheimrat muß ihn unbedingt untersuchen." „Ja, Adolf," erwiderte die Gattin weinerlich, „der Geheimrat kommt nach Tisch — ich hatte ihn schon Marthas wegen herbestellt." Herr Arnold sah hastig zu seiner Tochter hinüber. „Ist Dir nicht wohl, mein Kind?" „Mir ist gut, Papa," war die stereotype Antwort. Herr Arnold stampfte mit dem Fuß auf — alle sahen ihn erschrocken an. Er wurde rot und suchte den Wutausbruch zu bemänteln.

Jetzt erschien Ekkard mit Wilhelm. Niemand sah ihn an. Wilhelm blieb stehen. „Ich habe keinen Appetit, Onkel." „Setz Dich," sagte Herr Arnold kurz. „Hast Du da Schmerzen am Kopf?" „Nein . . ." Sie aßen schweigend. Martha sah nur einmal scheu zu Wilhelm hinüber. Sie begegneten sich im Blick, und in gleicher, eigentümlicher Neigung spielte ein starres Lächeln um beider Mund. Als sich Herr Arnold erhob und gesegnete Mahlzeit wünschte, klingelte es draußen. Wilhelm ging hinaus und öffnete — der Geheimrat trat ein. Herr Arnold nahm ihn sogleich bei Seite, erzählte hastig das Vorgefallene und ersuchte ihn eine Geistesuntersuchung an dem Neffen vorzunehmen. Wilhelm trat heran und ließ sich willig befragen und betasten. „Sie brauchen sich gar keine Besorgnisse zu machen, Herr Direktor," sagte der Geheimrat endlich — „ganz normal." „Wirklich?" „Ganz normal. Verlassen sie sich drauf." Frau Arnold seufzte erleichtert auf, ihr Gatte machte aber jetzt erst ein finsteres, zorniges Gesicht. „Und was ist mit unserer Großen?" wandte sich der Arzt

an Martha und ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Hierauf sah er sie ernsthaft und bekümmert an: „Gleich zu Bett gehen, verstanden? Gleich zu Bett, Martha.“ Er nahm Hut und Stock und ging. Frau Arnold und Grete begleiteten Martha in ihr Zimmer, Walter folgte Eckard. Als Herr Arnold mit Wilhelm allein war, ging er erst schweigend eine Weile auf und nieder. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen,“ sagte er dann. „Ich hätte zwar jetzt gewiß Grund dazu, denn die einzige Entschuldigung, die Dir noch blieb, daß Du in krankhaftem Zustand diese maßlose Ausschreitung begangen, fällt nach dem Gutachten des Herrn Geheimrats auch fort. Ich kann Dir weiter nichts sagen als: „Schlag' Du andere Wege ein!“ Wilhelm erwiderte: „Und ich kann Dir weiter nichts sagen als: Schmeiß mich raus!!“ Der Direktor blieb stehen. „Was soll das?“ Wilhelm wandte sich ab, Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Lass' jetzt die Thränen!“ rief Herr Arnold streng. „Sie kommen zu spät! Deine Verschlossenheit ist Dein ganzes Unglück! Was hat man Dir hier entgegengebracht, frag' ich Dich? Was? Liebe! Freundschaft! Alles, was Du brauchst! Du bist undankbar — das ist das Ganze!“ „Ich bin nicht undankbar . . .“ „O ich verlange auch keinen Dank! Hast Du mir bis jetzt irgend einen Dienst erwiesen? Habe ich eine einzige Freude an Dir gehabt? Glaube doch ja nicht, daß dem Verlassenen alles entgegenkommen muß! Der Alleinstehende muß sich grade eine Stellung zu erobern suchen! Und jetzt ist das Erste, was Du mir antwortest: Wirf mich hinaus?! O Wilhelm, das ist häßlich!“ „Ich . . . mit mir darf man nicht so rechnen . . . . daß der Geheimrat gesagt hat, ich wäre nicht . . . . das begreif' ich nicht . . . . ich kann's nicht so sagen . . . frage bloß Eckard . . . ich bin . . . lass' mich doch gehen, wenn ich nicht hier bleiben darf . . . .“ „O lass' doch die Redensarten! Du weißt recht gut, daß ich Dich nicht auf die Straße setzen werde! Dir hat es an nichts gefehlt! Auch jetzt noch hat mich die Rücksicht auf Deine trüben Schicksale Dir nicht das sagen lassen, was nötig wäre! Hüte Dich aber, sage ich Dir, hüte Dich, Wilhelm, Dich mit einem Schleier zu umgeben, der bedeutend sein soll und nicht bedeutend ist! Was ist echt daran? Deine Arroganz! Du bist nichts mehr, bist nicht bedeutender als Deine Altersgenossen! Das hätten Deine deutschen Aufsätze gezeigt, und die sind ja kümmerlich genug! Glaube nur nicht, daß man Dich hier nicht versteht! Jeder Mensch kann sich aussprechen! Jeder, der ehrlich ist!“ „Das seh' ich ja jeden Tag hier im Hause,“ erwiderte Wilhelm. „Wie meinst Du das?“ fragte Herr Arnold mißtrauisch. „Nichts,“ flüsterte der Neffe . . . . „ich möchte jetzt nichts mehr sagen . . . . Aber ihr thut mir unrecht . . . . wartet nur ab . . .“ „Was?“ Wilhelm verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Der Ausgang des Prozesses Häckel-Hamann.

(Mit Briefen Hamanns an Häckel.)

Glänzend und konsequent ist das seltsame Schauspiel am Jenenser Schöffengericht, über dessen Voraussetzungen wir jetzt in zwei Nummern (August- und Septemberheft) berichtet haben, inzwischen zum Ende gekommen. Juristisch ist der Prozeß so weit durchgeführt worden, wie er eben „juristisch" zu führen war: das Gericht hat den einfachen Wortwert der gedruckt vorgelegten Beleidigungen gegeneinander gewogen und die Schale Häckels hier allerdings für etwas schwerer befunden als die Hamanns: Häckel steht mit seinen 200 Mark, die ihm auferlegt worden sind (Hamann hat nur 30 erhalten) in der Lage jenes köstlichen Helden in Vischers Roman „Auch Einer", der seinen Zorn über die Niederträchtigkeit der Welt damit löste, daß er ein schönes Tafelservice zu Trümmer schlug. Herr Auch Einer mußte auch hinterher zahlen, — aber der Philosoph Vischer läßt ihn sehr fein sich damit trösten, daß heiliger Zorn ein sittliche That sei, auch wenn er im Objekt über die Stränge schlage, — ja daß solches Ueberschäumen gerade für das Elementare des Abscheus gegen das Verkehrte spreche, der in dem Betreffenden lebt. Und so darf auch Häckel sich vollauf trösten bei dem großen, unbestreitbaren Siege, den er thatsächlich moralisch erfochten hat. Wir sind in der Lage, einige der Briefe mitteilen zu können, die Hamann s. Z. als er noch für Häckel schwärmte (es ist ja noch nicht lange her!) an diesen gerichtet hat. Vor Gericht bedeuteten diese Briefe den unbedingten moralischen Sieg Häckels, an dem es nichts ändern konnte, daß auch jetzt noch, um im obigen Gleichnis zu bleiben, das „zertrümmerte Porzellan bezahlt" werden mußte. Wir zweifeln nicht, daß auch unsern Lesern mit diesem Material geradezu alles gegeben ist: der ganze Häckel und der ganze Hamann.

Zunächst ein paar kurze Worte noch über den Verlauf des Prozesses im allgemeinen, — es kommen da auch noch mehrere hübsche Sachen vor, die der Leser gleichsam als Vorgeschmack genießen mag.

Nachdem Hamann, wie früher erzählt, geklagt hatte (6000 Mk. Schadenersatz wegen Erwerbsstörung, 1500 Mk. Strafe wegen Beleidigung, Vernichtung der bereits in fünf Auflagen verbreiteten Broschüre Häckels) hatte Häckel bekanntlich die Gegenklage eingeleitet. Am 21. September kam es in Jena zur Verhandlung.

Die Beweisaufnahme in der gerichtlichen Verhandlung ergab zunächst die Richtigkeit der von Prof. Häckel in seiner Widerklage behaupteten Thatsachen

insbesondere des rätselhaften plötzlichen Gesinnungswechsels, welcher bei Hamann nach Ablehnung seiner Bewerbung um die Ritterprofessur eintrat. Die verlesenen zahlreichen Briefe von Hamann selbst werfen darauf das merkwürdigste Licht; eine befriedigende Erklärung seiner plötzlichen Umkehr in Ueberzeugung und Lehre vermochte dieser nicht zu geben. Dagegen ergab sich aus einem von Hamann selbst vorgelegten Briefe, daß er jetzt Mitarbeiter an einem bekannten Jesuiten-Blatte ist, an dem von Dr. Schnürer redigierten Oesterreichischen Literatur-Blatte (herausgegeben von der „Leo-Gesellschaft", nach dem Papst Leo benannt). In der Anklageschrift von Hamann war die „Thatsache" behauptet, „daß ihm eine Professur der Zoologie an der Universität Göttingen übertragen worden ist, welche Professur er noch jetzt bekleidet, und daß ihm also die gleiche Stellung vom Staate eingeräumt ist, wie diejenige ist, welche der Angeklagte (Häckel) selbst bekleidet." Die Beweisaufnahme über diese „Thatsache" ergab, daß Dr. Hamann vom Preußischen Ministerium 1892 nur den Titel „Professor", sowie eine besoldete Anstellung an der Königlichen Bibliothek in Berlin erhalten hat, daß er aber noch heute im Personal-Verzeichnisse der Universität Göttingen als zweiter Privatdocent „aufgeführt" ist.

Die gerichtliche Verhandlung ergab weiterhin noch eine Reihe merkwürdiger Aufschlüsse über diesen wissenschaftlichen Rechtsstreit. Beide Gegner waren bei demselben persönlich anwesend, Häckel vertreten durch Rechtsanwalt Dr. Jakobs, Hamann durch Rechtsanwalt König. Im Beginne der Verhandlung versuchte der Vorsitzende, Amtsrichter Jungherr, einen Ausgleich beider Parteien herbeizuführen, und zwar auf der Grundlage, daß in den neuen, demnächst erscheinenden Schriften beider Gegner die bezüglichen Angriffe und Beleidigungen gänzlich wegfielen. Häckel erklärte sich hierzu sofort bereit; Hamann hingegen ging nicht darauf ein, weil er durch seine Berliner Verbindungen daran gehindert sei; auffallender Weise bezog er sich dabei auf Professor Du Bois-Reymond. Auch ein späterer zweiter Vergleichsvorschlag wurde von ihm abgelehnt.

Das Eingehen auf die wissenschaftlichen Principien-Fragen des Streitfalles, die damit verknüpfte Verlesung von Kritiken, Abhandlungen u. s. w., sowie die vorgeschlagene Vernehmung von Sachverständigen, wurde vom Gerichtshofe abgelehnt. Nach vierstündiger Verhandlung erfolgten als Urteil jene 200 Mark Strafe für Häckel und 30 für Hamann. Häckel trägt $^9/_{10}$, Hamann $^1/_{10}$ der Gerichtskosten, die betreffenden Stellen in den Büchern werden vernichtet. Häckel hat sich bei dem Urteil beruhigt in dem vollen Bewußtsein seiner moralischen Rechtfertigung. Er hat in seiner mündlichen Verteidigungsrede vor Gericht ausdrücklich betont, daß er, unerhört provoziert wie er war, sich vor dem Falle befunden habe, wo „alles aufhört" und das äußerste Maß sittlicher Entrüstung alle Schranken zerbricht. Haß und Rache existierten für ihn nicht, — fast nie antworte er auf Angriffe. Aber einen Warnruf erschallen zu lassen habe er sich hier thatsächlich nicht mehr versagen können.

So viel im allgemeinen. Und nun zu den Briefen.

Man bedenke: Hamann, von Häckel nie irgendwo beleidigt, veröffentlicht 1892 eine Schrift, die abgesehen von den wütendsten Verurteilungen, so grob persönliche Angriffe gegen Häckel enthält, daß das Gericht jetzt nachträglich noch 30 Mark dafür als Strafe ansetzt. Wie kann solcher Haß entstehen? Man lese die folgenden Briefe von Hamann an Häckel.

„Göttingen, 12. Februar 1886.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Der 16. Februar ist für mich, seit ich in Göttingen bin, ein „doppelter Feiertag geworden. Nicht nur, daß ich diesen Tag als „den Geburtstag meines einzigen Lehrers mit meiner Frau feiere, „an dem Alles, was Sie mir von der ersten Stunde an, wo ich Sie „um Rath frug, Gutes gethan haben, zu neuem Danke mahnt; auch „das liebe Jena, in dem ich in meine Lieblingswissenschaft eingeführt „wurde, steigt verklärt vor uns auf, wenn wir zum Mittag auf Ihr „Wohl und Gesundheit unsere Gläser klingen lassen, und den Meister, „und die Stadt, in der er lehrt, leben lassen!

„Wie alljährlich, darf ich wohl auch diesmal, wo ich nicht „persönlich unsere Glückwünsche bringen kann, eine Blume zur Erinnerung „an Ihren vielleicht am treuesten ergebenen Schüler senden? „Sie soll Sie an das Land erinnern, von dem Sie so begeistert uns „berichtet haben.

„Alles was wir nur wünschen können, Gesundheit und lauter „frohe Tage, mag diese Palme in Ihrem Hause sehen!*)

„Meine Frau, wie ich lassen sich Ihrer verehrtesten Frau Ge= „Gemahlin empfehlen!

„Ihr dankbarer Schüler
Otto Hamann."

„Göttingen, d. 11. Mai 1886.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Das Maiheft von „Nord und Süd", mit der Schilderung Ihres „Lebens, hat mich von Neuem angespornt zur Arbeit. Es kommt „mich manches Mal an zu erschlaffen, und dann schiebe ich es auf „die hiesigen Verhältnisse, statt in mir den Grund dafür zu finden.

— — — — — — — — — — — — — —

„Die Radierung von Krauskopf finde ich bis auf die Augen recht „gut. Ja, wer diese aber auch wiedergeben könnte, wie sie im Leben „blicken! In der Schilderung Ihres Lebens hätte ich Manches anders „gemacht. Mir scheint, als wenn Krause die Fähigkeit, sich zu begeistern, „gänzlich abginge.

„Heute steht in der berliner „Post" von einem Vermächtniß eines „Herrn Ritter. Ist dem so, so wünsche ich, daß Sie rechte Freude „durch das Vermächtniß haben mögen. Es muß ein Hochgefühl sonder „Gleichen sein, nach so vielen gemeinen und von Neid eingegebenen „Anfeindungen seiner Collegen endlich von vorurtheilsfreien und un= „parteiischen Männern so geehrt und anerkannt zu werden!**)

---

*) Hamann hatte die Gewohnheit, zur Bekräftigung seiner treuen Ergebenheit Häckel jedesmal zu seinem Geburtstage eine kostbare Pflanze zu übersenden, trotzdem Häckel dies nicht liebte und ihn jedesmal dringend bat, es zu unterlassen.

**) Die „Paul von Rittersche Stiftung für phylogenetische Zoologie" (— Urkunde datiert vom 17. Mai 1886 —) wurde Häckel am 3. Mai 1886 mitgeteilt, an welchem Tage er sein 25jähriges Docenten=Jubiläum in Jena feierte. (Vergl. „Kosmos" 1886, II. Bd., pag. 38—41). — Häckel leitete in seiner Antwort auf Hamanns späteren Angriff den Haß seines früheren Verehrers gegen ihn bekanntlich daraus her (vergl. unser Augustheft), daß Hamann selbst nicht zu dieser Ritterprofessur in der Folge gelangen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich arbeite an Echinodermen sehr.

„Herbst übers Jahr oder später denke ich mit einer großen „Arbeit fertig zu sein, die Anatomie, Histologie, einige Ontogenie, „und vor Allen Phylogenie, umfassen soll. — Dr. Lang bitte „ich zu grüßen und zum baldigen Extraordinarius Glück zu wünschen.

„Meine Frau läßt sich Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen „empfehlen!

„Dasselbe thut Ihr treuer

Otto Hamann."

„Göttingen, d. 21. Mai 1886.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Ich bin außer mir, daß ich nicht zur rechten Zeit unsere Glück„wünsche zum 25jährigen Jubiläum habe bringen können. Ich wußte „nicht, daß in diesem Jahre das Fest sei. Daß Pohle mich nicht be„nachrichtigt hat, ist unverantwortlich; ebenso, daß Dr. Lang mir „nichts hat wissen lassen; denn sonst wäre ich unter allen Um„ständen am Festtage erschienen. Ich hoffe, daß Lang die Ehre, „die ihm durch die Uebertragung der Professur zu Theil wird, niemals „zu Schanden mache, und Ihnen mit Dankbarkeit vergilt, was Sie an „ihm thun!

„Sie schreiben mir, daß Sie mich trotz Berlin und Göttingen „noch zu ihren Schülern rechnen. Hätten Sie geschrieben: „wegen „Göttingen", so würde ich das verstehen; denn selten hat ein „Schüler, vielleicht sogar **nie**, zu seinem Lehrer so ge„halten, wie ich hier, wie Ihnen jeder meiner Zuhörer sagen „wird! Warum Sie Berlin hinzusetzen weiß ich nicht, da ich selbst „in Berlin, außer als Gymnasiast, noch niemals gewesen bin. Ich „gönne Lang die Stellung und habe es als selbstverständlich angesehen, „daß er sie bekommt. Wenn ich mich aber als **treueren** „Schüler fühle, dürfen Sie mir das nicht verargen. Wäre „ich von Ihnen zu Claus gezogen, wie Lang zu Dohrn (und nun gar „wieder zurück!) so würde ich es mir gefallen lassen, wenn Sie mich „mit ihm in eine Linie stellten! Ich habe nie zwei Göttern zu „gleicher Zeit opfern können; noch immer ist der Eine, den ich seit „meinem 15. Jahre, wo ich sein erstes Werk „die Radiolarien" sah „und die Schöpfungsgeschichte las, mein Einziger geblieben; und für „Was ich damals mir schwor zu leben, habe ich bisher gehalten! —

„Ich glaubte Sie würden an erster Stelle natürlich Lang zur „Professur vorschlagen, und an zweiter Stelle — wenn auch ohne jede „Aussicht — noch einen andern, vielleicht mich. Das hätte meine „Stellung der hiesigen phylosophischen Facultät gegenüber gestärkt.

„Ich hoffe, daß Sie beim fünfzigsten Jubiläum mich trotz der „beiden dummen Städte noch immer zu den zählen werden, die Sie „achten als treue Schüler.

Ihr Otto Hamann."

„Göttingen, 29. Juni 1886.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Wir waren mitten im Umzuge begriffen, da kamen Ihre lieben „Zeilen, und brachten wie immer, Freude. Sie wissen es, wie sehr „jede briefliche Zeile Freude bringt, die Sie schreiben, ja am besten „vom alten lieben Deubler, der so oft und schön dieser Freude Aus-„druck gegeben hat. Diese Ferien und noch jetzt lese ich an dem „Buche von Dodel.*) Ich freue mich über die Begeisterung, die in „diesem Schweizer steckt. Wie Wenige können sich jetzt noch für Etwas „begeistern, und vollends die Lebensbeschreibungen, die jetzt geschrieben „werden, können Einen nur anekeln! Jeder sogenannte Biograph „glaubt die Fehler seines Helden recht hervorheben zu müssen; sonst ist „er ja parteiisch. An Dodel-Porst will ich schreiben, so hat mir das „Buch gefallen und ist mir ans Herz gewachsen.

„Ihr treuer

Otto Hamann".

„Göttingen, den 9. October 1886.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Von Berlin bin ich so seelig zurückgekommen, wie von sonst „keiner Reise. Die Stunden in Du Bois Hörsaal und der endliche „Triumph den Sie feiern durften, und bei dem ich dabei „sein konnte, werden mir unvergeßlich sein.**) Leider ist Ihnen „jetzt ein Aerger nicht erspart worden, den Kleinenberg durch seine „blasirte freche Arbeit verschuldet hat. Freilich werden Sie nur ein „Lächeln für seine Schmähungen haben; aber so viele Ihrer Feinde „werden sich über diese Unverschämtheiten freuen. Denn daß sich „Kleinenberg durch seine Anmaaßungen selbst richtet, fällt den Meisten „nicht sofort ein. Wer anders als Sie, hat ihn eigentlich bekannt „gemacht? Hätten Sie nicht fortwährend auf die Tragweite seiner „Neuromuskeln aufmerksam gemacht, so wäre er heute nicht bekannter „wie andere Forscher, denen nicht das Glück zu Theil wurde, daß ein „Häckel ihnen die Wege ebnete.

„Und was ist es sonst noch für ein Unsinn, den er vorbringt „für die Anneliden-Verwandtschaft!

„Die Arbeit, die theilweise in einem häßlichen Feuilleton-Style „geschrieben ist, ist so recht das Werk eines blasirten Roué! Als ich „Kleinenberg das letzte Mal (Herbst 1885) in Rom traf, da merkte „ich schon, welche Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Er ist

*) Das Buch, welches Dr. Hamann hier mit besonderem Wohlgefallen lobt, ist die Biographie des bekannten Salzburger Bauern-Philosophen Conrad Deubler aus Goisern, eines eifrigen Verehrers von Feuerbach und Darwin. Der Verfasser dieses Buches, Professor Dodel-Porst in Zürich, gehört dem äußersten linken Flügel der monistischen Philosophie an.

**) Der „Triumph in Berlin" betrifft den Sieg der „Gastraea-Theorie und Keimblätter-Lehre, über welche in der Berliner Naturforscher-Versammlung (September 1886) eine lebhafte Diskussion stattfand. Dieselbe wurde gleichzeitig von Häckels früherem Schüler und Assistenten Kleinenberg heftig angegriffen, ebenso wie später (1890) von Hamann, der sie bis dahin mit Begeisterung vertheidigt hatte.

„verbissen, dabei von einen Hochmuth, Dünkel und Größenwahn, wie „er einmal bei allen Zoologen auszubrechen scheint, wenn sie einsehen, „daß viel Arbeit, und vor Allem ein Etwas dazu gehört um ein „Meister zu werden, das ihnen fehlt, das Genie. Ich lese den zweiten „Tag an diesem Opus das mir die Ruhe raubt.

„In alter Treue Ihr

Otto Hamann".

„Göttingen, 11. Februar 1888.

„Hochverehrtester Herr Professor!

„Die besten Glückwünsche sendet Ihnen, wie alle Jahre, Ihr „treuer Schüler. Mögen Sie das neue Jahr so gesund verleben wie „das alte, und uns in demselben wie bisher gewogen bleiben!

„Einige Blumen von mir sollen auch trotz ihrer energischen „Einsprache den Geburtstags-Tisch schmücken. Sie haben mir zwar „energisch verboten, jemals wieder Blumen zu senden, und sogern ich „sonst jeden Wunsch meines Lehrers erfülle, so ist es mir diesmal un„möglich. Das Recht nicht blos ein paar Zeilen, sondern etwas Lebendiges „an dem Sie sich mehr erfreuen sollen, zu senden, ist ein verjährtes „und Sie können es mir jetzt nicht mehr streitig machen. Damals „als ich als Assistent zum ersten Male Blumen (— im alten Institut „war es —) auf Ihren Arbeitstisch mit Pohle zusammenstellte, welcher „mit feinem Conceptpapier — (da uns eine weiße Tischdecke fehlte) — „ihn decorirte — damals oder nachdem Sie aus Indien zurückkehrten, „hätten Sie noch Einsprache erheben können — jetzt ist es vielleicht zu spät. „Und so darf ich künftig mich in Gedanken wie bisher erfreuen, wenn „ich denke, daß Sie die Blumen ab und zu betrachten. Ganz besonders „verbaten Sie sich, daß ich jemals etwa eine Palme wieder sendete. „Nun, auch in diesem Punkte ist das Recht auf meiner Seite. Sollten „Sie ja wieder nach Indien reisen, oder irgend ein Anlaß dazu da sein, „aus welchem ich anzunehmen berechtigt wäre, daß eine Palme Sie „an frohe Stunden erinnern könnte — so käme auch eine Palme ein„mal wieder zu einem Geburtstage.

„Sie sehen, ich bin etwas desperat, wo man mir mein gutes „Recht verkümmern will. Meine Frau schließt sich meinen Wünschen „an und bittet wie ich, der Frau Gemahlin uns zu empfehlen!

„Im Uebrigen bleibe ich wie bisher

„Ihr treuer gehorsamer Schüler

„Otto Hamann."

„Göttingen, den 16. August 1889.

„Hochverehrter Herr Professor!

„Soeben erfahre ich, daß Arnold Lang an Aspers Stelle nach „Zürich einen Ruf hat. Wenn sich dies bewahrheitet, darf ich dann „wohl hoffen, daß sie mich vorschlagen als seinen Nachfolger? Im „Stillen habe ich mich so oft nach Jena geträumt an Langs Stelle, „wenn ich hier während der langen Jahre mir meine Stellung, meine „Zuhörer förmlich erkämpfen mußte. Denn an Ehlers hatte ich vom

„ersten Tage an keinen Freund. So schwer, wie man es nur Jemandem „machen konnte, hat er es mir gemacht. Daß ich meist anderer „Meinung war, wie er, ist wahr, und daß ich, um meine Meinung „gefragt, dieselbe stets vertreten und geäußert habe, auch. Hätte ich „nicht stets einen festen Stamm von Zuhörern gehabt, deren Verkehr „mich immer von Neuem aufrichtete, ich hätte die erbärmlichen Ver„hältnisse nicht ertragen. Darf ich wohl auf ein paar Zeilen von „Ihnen hoffen? Denn daß ich in einiger Aufregung bin, glauben Sie „mir gewiß! Empfehlen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Gemahlin.

Ihr ganz ergebener

dankbarer

Otto Hamann."

Mehr als diese Briefe besagen werden unsere Leser nicht verlangen!!

Höhen-Aussicht.

Aus meinen sommerlichen Aufzeichnungen.

Von

Heinrich Hart.

II.

Was ist der Sinn des Lebens? Auf welchen höchsten Zweck ist es gerichtet — dies unser Leben? Der Wiederhall giebt Dir die Antwort: leben! Wer Dir eine andre sagt, den schilt einen Unwissenden, einen Schwärmer oder einen Heuchler. Zum Leben sind wir geboren. Nicht zum Wissen, nicht zum Schaffen, nicht zum Genießen, nicht zum Büßen, sondern, was mehr ist, als alles das — zum Leben. Nicht was voraufgeht, nicht was folgt, ist unsre Sache. Dies Leben hier ist Rhodus, auf diesen Boden hier sind wir gestellt, hier gilt es zu zeigen, was wir vermögen, unsre Eigenheit zu entfalten. Wie die Blume mit der Wurzel jedes Krümchen in ihrem Bereich, mit Stengel, Blatt und Knospe jeden Lufthauch, der über sie hinstreicht, jeden Lichtstrahl, der zu ihr niedergleitet, einsaugt und eintrinkt, — so ist es an uns, alle Fasern in uns mit Leben zu erfüllen, und uns einzuverleiben, was rings die Erde bietet. Unser Leben auszuleben in Kraft und Schönheit, in Blütenfülle und Fruchtreife, diese und keine andre Aufgabe ist uns gesetzt. Lebe! So einfach, so natürlich klingt diese Forderung, daß es unmöglich scheint, sie mißzuverstehen. Und doch — wer erfüllt sie? Hier in diesen Bergen, wo das lebenzeugende Licht in immer wechselnder Farbenfülle die Höhen umleuchtet, wo aus allen Spalten das Rauschen der Wasser ertönt wie ein beständiger Kehrreim: lebe! lebe! Hier quält sich der Mensch immerfort mit dem Kinderrätsel Tod. An jeder Felsecke hängt ein Marterl, das mit kräftigem Naturalismus darstellt, wie Einer abstürzt, vom Baum zerquetscht wird, in dem Bach verschwindet, von einem Blitz wie ein Sieb durchlöchert wird. In jeder Kirche zieren die Wand einige Dutzend Tafeln mit der Bitte um seligen Tod. Und ein Mütterchen, das ich verwundert ansah, weil es auf offener Straße betete, murmelte tiefsinnig: Jo, jo, junge Herr; ma muß si allweil aufs Sterbe vorbereite. Und wie hier ist es überall in den Niederungen der Menschheit. Von Urzeit an müht sich der Mensch, Zwecke zu finden, die außerhalb des Lebens liegen, seine Triebkraft einzuengen, statt sie zu steigern, sich freiwillig zum Verdorren zu verurteilen, statt von Säften zu strotzen. Gegen den Sturm, der ihn schüttelt, sucht er nicht immer neue Widerstandskräfte auszubilden, sondern läßt sich demütig zersausen und macht

sich aus der Demut eine Tugend. Wenn Finsternisse ihn umschatten, dann strebt er nicht am Tage mit doppelter Lust dem Lichte zu, sondern er hofft bänglich auf irgend eine Ichverlängerung, die das Ich für alles Erdenpech entschädigen soll. Als ob ein Ich, das keine Kraft hat, auf der Welle der Zeit sich oben zu halten und den Lichtstrahl der Zeit festzuhalten, die Wogenberge einer Ewigkeit überwinden und die Lichtfluten einer Ewigkeit in sich einsaugen könnte! Nichts da, Freund Ich! Wer mit dem Leben nicht fertig wird, mit dem ist das Leben fertig. Der verdammt sich selbst zum Tode. Und so ist er tot. Nur das wahrhaft Lebendige stirbt nie.

Das Leben ist lebenswert. Diese Erkenntnis bildet die erste Stufe wahhaften Lebens. So reich, so voller Reize und voller Antriebe ist das Leben, daß Du all' Deine Kräfte anspannen, Dich immerfort recken und strecken mußt, den Reichtum zu erschöpfen. Eine der geistvollsten Frauen erzählte mir einmal von einem Gespräch mit . . . . Der Dichter-denker phantasierte von der Wiedergeburt und von der Möglichkeit, daß der Mensch stets wiedergeboren werde, um das gleiche Dasein wiederzuleben, immer wieder und wieder das Gleiche. Und zweifelnd fragte er: Wer möchte nicht lieber tot, ewig nicht sein? Giebt es ein Wesen, das sein Erden-sein auch nur einmal noch in ganz derselben Weise, mit all' seinen Bitternissen und Kleinlichkeiten durchleben möchte? Und Frau . . . erwiederte getrost: Ich! Wenn diese Antwort ein Massenmensch gäbe, der, was er sagt, in seiner Weite und Breite nicht zu übersehen vermag, so klänge sie wie eine Dummheit. Aber aus dem Munde einer Frau, die mit klarem Bewußtsein spricht, ist es eine königliche Antwort. Diese Frau empfindet den Wert des Lebens, des Lebens an und für sich; leben, auch in Angst und Sorge leben, ist doch wenigstens leben, ist nicht tot sein, ist besser, als nicht sein. So weit, wie der ihre, geht mein eigener Heroismus nicht. Ich meine: wer sein Leben in Wahrheit ausgelebt hat, gerade der braucht dieses Leben nicht mehr, der hat die Sehnsucht, aber auch die erworbene Kraft, in ein neues Leben mit ganz neuen Reizen und neuen Beziehungen überzugehen. Das freilich bleibt bestehen: Jedes Leben ist lebenswert. Nicht eine Last, die auf uns gelegt, sondern ein köstliches Geschenk; wie wir damit umgehen, daran zeigt sich, was wir sind, ob wir selbst des Lebens wert sind. Aber diese Auffassung des Lebens, dieses Empfinden, das uns in ihm ein Gut, keine Plage bescheert ist, ist nur das Erste was not thut. Das Zweite ist, daß wir den allgemeinen Lebenswert in Beziehung zu uns setzen, ihn zu einer Bestimmung für uns selbst gestalten, ihn in einen Eigenwert umzusetzen suchen. Unsre Aufgabe ist es, dem Leben einen Inhalt zu geben, einen Zweck, der anregend, belebend und wirksam genug ist, uns über all die Erbärmlichkeiten und Nöte, mit denen das Erdendasein Keinen verschont, hinwegzutragen. Dieser Zweck darf nicht, wie gesagt, außerhalb des Lebens liegen, denn sonst wird er die Lebensenergie nicht steigern, sondern im tiefsten Grunde gegen das Leben gerichtet sein. Er muß in dem wurzeln, was das Leben als solches lebenswert macht, er muß uns fähiger machen, uns in jedem Sinne und nach allen Seiten hin auszuleben. Nicht jeder Zweck genügt hierzu. Es ist klar, daß derjenige, der im Leben nichts als eine Prüfung, eine Vorschule sieht, unmöglich aus dem Leben herausholen kann, was in ihm steckt; er schreitet gleichsam nur auf einer Linie quer durchs Leben dahin, statt es in Länge und Breite zu durchkreuzen. Aber auch wer den Zweck ins Leben selbst setzt, gelangt nicht immer zu dem Dritten, dem Höchsten, was wir gewinnen können — zur Lebensfreude. Ein

Vater, der sich ganz seinen Kindern opfert, ihrem Wohle das seine unterordnet, handelt gewiß im Sinne wahren Lebens; aber es überkommt ihn leicht, das Leben als eine harte Pflicht aufzufassen, und seinen Bedrängungen und Widrigkeiten nichts als wehmütige Resignation entgegenzusetzen. Auch er schreitet nur auf einer Linie, er lebt nicht alle Kraft des Selbst aus — und ohne Ausleben keine Lebens*freude*. Noch weniger gelingt es dem, das irdisch Höchste zu erreichen, der den Lebenswert gleichsetzt mit tierischem Behagen. Die notwendige Vorbedingung, ohne die es kein Ausleben des Menschseins giebt, ist natürlich — Mensch zu sein, das heißt, über das hinauszustreben, was auch dem Tiere von den Werten des Daseins zu Gebote steht: Sättigung, Sinnlichkeit und Spiel. Auch das sind Werte; wer jedoch nur um ihretwillen lebt, lebt kein Menschensein. Das aber eben ist Lebensfreude: das Empfinden, ein ganzer Mensch zu sein, in seinem Selbst das Menschentum mit seiner vollen Würde, mit seinem vollen Reichtum, mit seiner ganzen Allseitigkeit zu entfalten. Nur aus diesem Empfinden wächst das Bewußtsein höchsten Eigenwertes, dessen Träger von sich selbst zeugen kann: Du bist aus dem All erblüht und sinkst zurück ins All, aber Dein Dasein war nicht umsonst, Du hast mit dem Geschenk des Lebens gewuchert und einen Ueberschuß erzielt an Kraft, Liebe und Geist, der dem All zu gute kommt. Wer so von sich zeugen darf, der wird auch lebensfreudig sein; seine Seele wird wie ein Lichtgrund sein, der durch alle Schatten und Nebel hindurchschimmert; wie ein Strom, der die Lasten trägt, aber nicht von ihnen erdrückt wird; sein Leben wird der Kümmernisse nicht ermangeln, aber die Lebensfreude wird es wie ein Erzwerk so mit Silberadern durchsetzen, daß das Dunkle nur als Folie erscheint, um das Lichte stärker hervorzuheben. Nicht im Genuß und nicht in der Arbeit ruht der Grund der Lebensfreude, sondern nur in der harmonischen Bethätigung *aller* Kräfte, der schaffenden und empfangenden, der forschenden und empfindenden, der glückesdurstigen und glückspendenden. Wer eine Arbeit vollbringt, die sich nicht unter den Händen in Genuß verwandelt, der hat ebensowenig einen Anteil am wahren Leben, wie derjenige, der in Genüssen schwelgt, die nicht zur Auslösung neuer Kräfte und höherer Lebensspannung führen. Wer aber sein Ich erfüllt mit allen Anregungen, welche seine Zeit ihm bietet, in Kunst und Forschung, in Naturempfindung und Volksbewegung, und dann das Gewonne nicht wie einen toten Schatz in sich begräbt, sondern es zurückträgt in das Leben und es der Gemeinschaft nutzbar macht, der steht auf der lichten Höhe, an die kein Nebel der Tiefe heranreicht. Mögen in der Tiefe finstere Gewalten wühlen aller Art, Haß und Wut, Dummheit und Hoffahrt auf hohem Roß sich brüsten, — er weiß an sich selbst, daß echtes und ganzes Menschentum kein bloßer Traum ist, und daß der Kampf mit den Dämonen nur die Auslese des Vernünftigen fördert und das Eisen des menschlich Brauchbaren zu Stahl schmiedet. Je höher daher die Wogen der Zeit aufbranden, desto freudiger klingt von der Höhe der alte Streitruf Huttens: Es ist eine Lust zu leben.

Und dieser Ruf soll auch im Sterben, wenn das Leben wie eine reife Frucht vom Baume fällt, unsere Losung sein. Unser letztes Lächeln sei der *Tod*; denn im Tode wollen wir nicht das Leben aufgeben, sondern es konzentrieren, wie in einem Augenblickstraum ein ganzes Drama sich abspielt. Auch der Tod wird dann Leben sein und zwar die Fülle des Lebens. Was erlischt, ist nur der Schein, der lügenhafte Traum des Ichs; unser Wesen aber, das All in uns, erlischt nicht, es flammt, von dem Druck des Ichs be-

freit, nur um so heller und glühender auf. Wer das Leben so auslebt, daß die höchste Lebensfreude der Tod ist, weil in ihm das Ganze noch einmal, in einen Blitz zusammengedrängt, genossen wird, der tritt aus dem Ich hinaus, wie es in Schillers herrlichen Versen heißt:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen —
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Und er empfindet das Geschoß nicht einmal als ein bedräuendes, sondern wie eins, das ihn befreit — was übrigens auch einen besseren Reim abgiebt.

* * *

Auf der Höhe zwischen Firnschnee und Kiesgeröll liegt ein Satter und steht ein Hungriger. Und der Satte streckt sich und murmelt: „Das ist das letzte — und wieder nichts. Nun giebts kein Höher mehr. Und, Gottlob, keine Hoffnung mehr, keine Sehnsucht mehr. Fort mit dem ständigen Erregtsein. Nun laß uns gähnen, schlafen, verdämmern. Da unten Berg, auf dem Weg Berg, hier oben Berg. Berg und Stein, — sonst nichts. Nach und nach versteinert man mit. U—ahh!" Und der Hungrige breitet die Arme aus und jauchzt: „In der Tiefe wallte der Nebel. Wir kämpften uns hindurch. Wie das herrlich ist zu kämpfen, wenn der Sieg gewiß. Und dann gings empor. Unter unseren Füßen blieb der Nebel, wie ein Teppich sich breitend. Nacktes Gestein ringsum, aber schimmernd von Glanz und Farbe. Und nun sind wir auf der Höhe, selig von Luft und Licht. Neue Jugend durchströmt uns, wie durch das verwitternde Eis der Bergwind strömt. Jetzt erst sehen wir, wie winzig das, was hinter uns, wie unendlich, was vor uns. Wo wir ihn enden wollten, den Weg, da beginnt er. Jetzt ist die Höhe das Thal. Jetzt gilt es einen Weg, der kein Weg mehr ist; der Boden unter den Füßen weicht, jetzt müssen wir fliegen — fliegen — —" „Halt! Halt!" lacht der Satte, „Du stürzst ab, brichst den Hals."

Richard Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert.

Von

Otto Julius Bierbaum.

Als Hermann Bahr noch nicht rundreiste, um die Leute im Auftrage der „Deutschen Zeitung" in Wien mit neugierigen Fragen zu stören, hat er bekanntlich mancherlei gute Sachen geschrieben, süperbe Sachen sogar, so funkelnde, prächtige, preisliche Sachen, daß er noch lange der Kollege von Herrn Hans Grasberger sein kann, ehe man ihn abthun und beiseite werfen darf zu denen, die sich selbst entwertet und weggeworfen haben. Zu den Kleinodien seiner Feuilletonistik von ehedem gehört der kleine Schlußaufsatz der Sammlung „Zur Kritik der Moderne". Da wird vom Wesen der Kritik gehandelt in scharfen, schönen, treffenden Worten, und man sollte diesen Aufsatz: „Zur Kritik der Kritik" in all' die Hände legen, die heute das kritische Schwert zu schwingen die Kühnheit haben. Ich will nur ein paar Stellen aus diesem vortrefflichen Aufsatz anführen. Da ist der eine, der von der alten Kritik spricht, von der also, die durchschnittlich heute noch die maßgebende ist: „Man kann sagen, seit Lessing, der die ganze kritische Arbeit der Nation allein verrichtet hat, ein unermüdlicher Riese, hat sie sich nicht gerührt, nicht einen Schritt vorwärts. Sie drischt noch immer die alte Aesthetik, als ob aus ihren ausgeklopften Hülsen noch irgendwas zu holen wäre, es sei denn Staub, statt die üppige Frucht aus dem modernen Geiste einzuheimsen, die draußen unnütz verfault. Sie ist um hundert Jahre hinter der Moderne zurück, hinter allen modernen Gedanken, hinter der ganzen modernen Entwickelung." Und von der neuen Kritik heißt es: „Sie hat nicht länger den Künstlern zu deklarieren, was ewig schön ist, sondern sie hat aus den Künstlern zu konstatieren, was derzeit schön ist. Sie hat nicht ihnen Lehren zu geben, sondern von ihnen Lehren zu empfangen. Sie hat ganz einfach, redlich und ohne Vorurteil die zeitgenössische Kunst, wie sie einmal ist, in ihrem ganzen Inhalt und Umfang zu untersuchen, die Züge ihres Antlitzes nachzuziehen, ihre Absichten und Wünsche zu verstehen und dieses Verständnis in faßlicher Formel den andern mitzuteilen und zu verbreiten unter den Leuten. Sie hat sich diesen näselnden Gouvernantenton abzugewöhnen, der ewig keift: „That is beconing and that is shoking," wie ihn sich die Wissenschaft des Rechts und die der Geschichte längst abgewöhnt haben (?); und statt dieser langweiligen Predigt, was sein soll, hat sie lieber, was uns allein interessiert, zu suchen, was ist und aus welchen Ursachen es geworden ist, so wie es ist. Und wenn sie dann am Ende nach redlicher Mühe, mit wachsendem Ehrgeiz aus der

Einsicht der Richtung, nach welcher der Geist und die Kunst der Zeitgenossen sich neigen, etwa gar zu einer glücklichen Vermutung gelangt, was sein wird als die nächste Folge und das Ergebnis der Gegenwart und so den Schleier der Zukunft mit gewinnender Vornehmheit ein wenig hebt, dann mag sie sehr stolz sein dieses Lohnes ihrer dankbarer Mühe und sich beruhigt auf ein Faulbett legen, mit verdientem Lorbeer reich umkränzt." Diese Bestimmung des Begriffes Kritik setzt eins voraus: die untäuschbare Sicherheit des Blickes für das wirklich Künstlerische. Denn das ist selbstverständlich: das Verhalten, wie Bahr es will, ist Pflicht der Kritik nur gegenüber dem Können, nicht gegenüber dem Stümper. Vor der Kunst des Durchdringens, des Nachempfindens, des tiefen und begeisterten Verstehens, vor dieser Kunst im Zeichen des Respektes vor allem Schöpferischen, muß sich die Scheidekunst des Kritikers bewährt haben, die Kunst des scheidesicheren Blickes, dem kein blauer oder brauner Dunst, keine Fingerfertigkeit und keine Spekulation mit modernen Effekten, sei es der Stimmung oder der Mache, den unkünstlerischen, d. h. unschöpferischen Grundzug eines Werkes verhüllt. Spürsinn einmal für das, was am kürzesten mit dem Worte: schöpferische Persönlichkeit ausgedrückt wird und dann Kraft des Versenkens in eine solche schöpferische Persönlichkeit, — das Beides ist in erster Linie dem von nöten, der sich unterfängt, in Kunstdingen mitreden zu wollen. Aber es ist nicht genug damit. Des Ferneren muß da sein: Erstens viel Erfahrung. Wer der Erfahrung entbehrt, entbehrt des richtigen Maßes. Allzuleicht ist er zu verblüffen, allzuschnell geht Begeisterung mit ihm durch, und er hebt auf den Sockel des Neuen, Originellen gar zu eilig, was dem Kundigen nur Abklatsch ist. Zweitens: eine genügende Menge Kenntnis dessen, was handwerksmäßig an jeder Kunst ist. Wer dieser Kenntnis entbehrt, bleibt meist am Inhalte an sich hängen, der für die Kunst gar nichts bedeutet. Denn erst die Bewältigung des Inhalts, das Wie der Darstellung, ist Sache der Kunst. Eine allzu ausgedehnte Kenntnis technischer Dinge ist andererseits für den Kritiker, zumal für den, der bildende Kunst beurteilt, gefährlich, denn sie führt leicht zu der entgegengesetzten Einseitigkeit, die das Urteil der Kunstgenossen fast durchgängig wertlos macht. Drittens, aber nicht zum Letzten, ist von nöten, daß der Beurteiler selber ein Künstler sei, ein Künstler des Wortes, der es vermag, den Empfindungsgehalt eines Kunstwerkes so wiederzugeben in der Sprache, daß der Kommentar, die Schilderung, das Urteil selber lebendig sei und anregungskräftig, denn ohne Kraft der Anregung zum Genusse für den Laien, und ohne Kraft der lebendigen Ueberzeugung für den noch im Ungewissen tastenden, unfertigen Künstler ist das, was wir Kritik nennen, durchaus wertlos. Der Künstler schafft Werke des Schönen aus sich, der Kritiker verdeutlicht diese Werke, indem er sie nochmals aus dem Kunstwerke heraus schafft, dessen Wertkraft für das Publikum nicht so schnell klar ist. Klarer Erkenner und begeisterter Herold des Erkannten sollen sein.

Ich habe etwas weit ausgeholt, ehe ich zu meinem Thema, zu Richard Muthers großem Werke der „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert"*) gekommen bin. Ich beschließe diese Einleitung, indem ich das ausspreche, um dessentwillen ich sie niederschrieb: Richard Muther bewährt sich vollauf als Kritiker im Sinne jener neuen Auffassung, die Hermann Bahr formuliert hat, er ist keiner von den alten Dienern der „bärtigen Vestalin" Kritik, die leere

*) G. Hirths Kunstverlag.

Aesthetikhülsen drischt, er ist kein Kathederprediger gestriger Wahrheiten, sondern ein Verkündiger werdender Schönheit. Er hat die Kunst, zu scheiden das Echte vom Falschen, und er hat die Kunst, dem Echten ein anregender Rufer zu sein. Er könnte dies nicht haben, wenn er nicht in hohem Maße die bedingenden Gaben dazu besäße: reiche Erfahrung, richtig bemessene Kenntnis des Technischen, lebendige Kraft des Wortes.

Sein großes Werk, von dem jetzt über die Hälfte des Werkes vorliegt, muß als bedeutsames Ereignis in der modernen Kunstlitteratur bezeichnet werden, es ist ein Werk von bleibendem Werte und vor allem ein Werk, zu dem man die Zuversicht hegen darf, daß es den ersprießlichsten Einfluß auf unser heutiges Kunstleben haben wird. Denn Kunstleben ist nicht bloß Kunstschaffen. Dies haben wir in reicher und schöner Blüte. Aber das Verständnis ist schwach und gering in Deutschland. Die alten Hülsen klappern gar zu laut. Just das fehlt, was Richard Muther jetzt geboten hat: die Schilderung des Wendeganges der modernen Malerei, die genaue, klare, reichhaltige Darlegung des Grundes und der Faktoren, auf dem und durch welche sich das entwickelt hat, was heute vor uns steht und was so vielen unverständlich und unbegreiflich scheint, weil eben die Kenntnis dessen mangelt, aus dem es geworden ist.

Den Deutschen muß man gründlich kommen, denn nur durch Gründlichkeit lassen sie sich überzeugen. Darauf ist das Muthersche Werk angelegt, und damit wird es seinen Zweck erreichen.

Es umfaßt die Kunst aller Nationen, die für das moderne Kunstleben in Frage kommen, und so breitet es die Fühler seines Forschens selbst bis in den äußersten Orient, bis nach Japan, denn aus dem Reiche der aufgehenden Sonne kamen nicht unwichtige Einflüsse. Es greift aber auch zeitlich weit zurück, weiter, als es scheinbar das Thema vom 19. Jahrhundert erfordert, denn die ersten Regungen dessen was wir heute modern nennen, haben natürlich den Zeitpunkt ihres Eintretens nicht nach der christlichen Zeitrechnung eingerichtet.

In seiner Einleitung giebt Muther einen großen Rückblick über alle Kunstentwickelung. Diese Einleitung schon zeigt den Geist des ganzen Werkes. In ihr schon deutet sich die Methode an, die kurz gesagt als die Tainesche bebezeichnet werden kann, die den Künstler durch sein Milieu erklärt. Wundervoll prägnante Urteile sind in dieser Einleitung. Da ist kein Wort ohne Bedeutung, wer hier oder da ehrlich und gründlich liest, wird in wenig Worten reife Wahrheiten finden. Ich führe einige Stellen an, die es erweisen mögen, welche Kraft der Zusammensetzung Richard Muther besitzt. Ueber Rubens: „In Flandern, dem zweiten Heimatlande der Jesuiten, lebt der Riese Rubens. Ein fleischfroher Vlaame, packt er die Natur bei der Gurgel, wo er grade steht, und trägt sie her, als wäre er der Herr der Welt.“ Ueber die holländische Kunst: „Jetzt strahlt die Kunst nicht mehr aus Marieens Auge nur und der heiligen Schar, sie senkt sich auf den dürren Landhügel herab, schaukelt sich auf den Meereswellen, ist in der Bauernhütte, im Waldesdunkel heimisch, wandelt auf Straßen und Stegen, macht jeden Markt zum Tempel.“ Darauf, ausgehend von der holländischen Evangelienmalerei, über Rembrandt: „Diese Bestrebungen faßt Rembrandt in sich zusammen, vielleicht von allen Malern der christlichen Aera der größte Verkündiger des großen Pan, für den die kosmischen Gewalten von Licht und Luft das Göttliche bedeuteten, das Michel Angelo in der schönen menschlichen Gestalt gemalt hatte.“ Ueber die Rococomeister: „Das ist das

Große der Rococomaler, daß sie die Unnatur ihrer Zeit mit unerreichter Natürlichkeit malten."

Die Grundsätze für die Behandlung seines eigentlichen Themas spricht Muther in folgenden Sätzen aus: „Nur die Spitzen, nicht das Gros. Nur die Fernen." „Nicht denjenigen, deren Thätigkeit darin bestand, die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Vorrate fertiger, überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und neues schufen, hat unser Kultus zu gelten."

Das sind ausgezeichnete Grundsätze. Daß sie Muther befolgt hat, darin liegt der große Wert seines Buches. Darum ist es ein grundlegendes Werk moderner Kunstgeschichtsauffassung, und darum wird es wirken und bleiben.

Nur ein ganz eminenter Reichtum an Kenntnissen, eine ganz außerordentliche Fülle von Erfahrungen, von selbst Gesehenem, Erforschtem, und ein überaus scharfer und allseitig reger Geist vermochten es zu leisten. Muther beherrscht nicht lediglich das rein kunstgeschichtliche Material, sondern er ist auch Kenner in kulturhistorischen Dingen und außerordentlich reich an litterarischer Umsicht. Nie führt er bloß die Leinwanden der besprochenen Künstler vor, nie führt er uns in die Ateliers. Sondern das ganze Umleben der Künstler breitet er vor uns aus: die politischen Zustände, den Stand der Sitten, die litterarischen Strömungen. Daß die Kunst die Blüte des Lebens ist, wird wundervoll klar, — die Zeitpsychologie ist eine Hauptstärke Muthers, und sein Werk darf neben Brandes' klassischem Buche genannt werden. Dabei durchweg eine ganz entzückend reine Auffassung des Künstlerischen an sich und eine selbst durchaus künstlerische Plastik der Schilderung. Es ist darum selbst ein Kunstgenuß, dieses Buch zu lesen. Es ist künstlerisch, fast möcht' ich sagen: dramatisch, aufgebend, und seine Sprache ist von einem Leben, von einem frischen, hellen, kräftigen, farbigen Reize, wie wir es lange, lange in deutschen Werken dieser Art nicht genossen haben. Ein durchaus moderner, ein freier Geist spricht aus ihm, ein Geist, der Sinn fürs Ganze, aber auch feinste Empfindung für die Nüance hat, ein Geist, der allen Reizen des nicht Banalen fröhlich zugänglich ist, dem keine Charme entgeht, kein Beiton des Exquisiten vorbeiklingt, der aber einen herzhaften Abscheu gegen alles Philisterhafte, aufgedonnert Leere, gegen alles, was nach billiger Biederkeit schmeckt, mit erfrischender Gradheit ausspricht. Viele Stellen muten poetisch an, weil es der Verfasser vermocht hat, den poetischen Gehalt der jeweilig besprochenen Erscheinung in seine Schilderung aufzunehmen. Ein breiter Strom von Licht und Farbe schwillt dann aus der Diktion. An anderen Stellen überrascht das, was wir in einem deutschen kunsthistorischem Werke am allerwenigsten vermuten: Esprit. Aber obwohl der Verfasser viel Geist hat, opfert er diesem nicht den Ernst und die Wahrheit; er verschmäht es, witzige Purzelbäume zu schlagen, wo ruhiges, ernstes Abwägen am Platze ist. Die Manier des Feuilletonisten, um eine Sache herumzureden und ein großes Thema mit tausend kleinen Lichterchen bunt und wirr zu illuminieren, ist nicht die seine, obwohl er es an geistreichen Illuminationseffekten nicht fehlen läßt, wenn dadurch das Recht des Themas auf gründliche Behandlung nicht geschmälert wird.

Erstaunlich erscheint die ungemein vielseitige Belesenheit Muthers, die einen ganzen Riesensatz vorzüglicher Citierwörter in Bereitschaft hält, so daß der Verfasser, so scheint es, nur in irgend ein Schubfach zu greifen braucht, um herauszuziehen, was ihm eben paßt. Und seine Citate treffen haarscharf. Man kann diese Art, zu zitieren, durchaus nicht mit der vergleichen, die aus den

deutschen Gegenmaterien gelegentlich der lateinischen Aufsatzübungen empfohlen und gelehrt wird und die wir heute noch in gelehrten Werken schwacher Autoren ausgeübt sehen. Es ist kein gefallsüchtiges Zurschaustellen von Lesefrüchten, sondern ein sehr geschicktes Operieren mit fremden Waffen, zu denen der Verfasser greift, weil entweder der, aus dessen Arsenal er sie nimmt, durch das Gewicht seines Namens der Sache Vorteil bringt, oder weil er mit Recht glauben darf, daß er nicht im Stande sein werde, selber bessere zu schmieden. Ueberdies gehören diese Citate mit zu den Illustrationsmitteln seines Werkes, denn da er sie zumeist der zweideutig geschilderten Periode entnimmt, giebt er mit ihnen ein Beispiel von deren Denk- und Ausdrucksweise, beleuchtet also das geistige Milieu der eben geschilderten Kunstepoche.

Sein wichtigstes Illustrationsmaterial sind natürlich die Abbildungen der kennzeichnendsten Werke all der Künstler, die sein Text behandelt. Diese Abbildungen sind Autotypien, mechanische Reproduktionen, die in schwarz und weiß die Formensprache des Originals genau wiedergeben. Es ist ganz erstaunlich, wie die Verlagshandlung den Preis des Werkes bei einer so großen Anzahl von Aetzplattenbildern so niedrig stellen konnte. Und die Illustrationen sind mit so feinem, kundigen Geschmacke ausgewählt, daß allein das beschauende Durchblättern des Buches einen reichen Genuß gewährt. Ein Extrakt aus allen großen Gallerien, die moderne Werke haben, wird geboten, und immer ist es das Charakteristischeste, das gewählt wurde.

Blättern wir ein wenig.

Mit den „Anfängen der modernen Kunst in England" hebt das Buch an, mit der Kunst, über der die goldenen Worte Shaftesburys stehen: „search of thrut and nature" und „all beauty is thrut", und die Definition der Wahrheit Kunst als „strictest imitation of nature". Muther entwickelt ausgezeichnet, was unter dem Einfluß solcher Worte entstand. Vortrefflich ist seine Charakteristik Hogarths, dessen Selbstporträt mit dem Mopse die Reihe der Illustrationen des Buches eröffnet. Welcher unserer heutigen Realisten des socialen Lebens hat die Kühnheit des Meisters der Platten aus dem Leben einer Dirne, aus dem Leben eines Wüstlings! Welch' ein Zugreifen, welch' ein Leben! Und wer könnte jemals das lachende Cravattenmädchen Hogarths vergessen, für dessen Reproduktion Muther ganz besonderen Dank verdient . . .? Hinter Hogarth: Reynolds, der Akademiepräsident, im roten Talar und das Amtsbarett auf der Perrücke. Aber was für Portraits hat dieser feierliche Mann gemalt! In die „drei Schwestern" würde sich Goethe verliebt haben, in alle drei! Dagegen wäre für Freund Liliencron die reizende Nelly O'Brien gefährlich gewesen. Ganz unbegreiflich erscheint es, wie der Mann im roten Talare zu den reizenden, herzholden Kinderbildern gekommen ist, zumal zu der kleinen Miß Gwatkin im Linnenhäubchen, die ihre niedlich rundlichen Patschhandfingerchen so reizend verschränkt. Derlei würde man eher bei Gainsborough suchen, bei dem Meister der unübertrefflichen „Blue boy". Leider hat Muther keines der Kinderbilder Gainsboroughs wiedergeben lassen, wir hätten gerne ihrer ein paar in ihrer „ungezügelten Wildheit" mit den sanfteren des Reynolds verglichen.

Nach den Engländern der merkwürdige Spanier Franzisko Goya, dessen Capriccios so sonderbar an Felicien Rops erinnern. Herrgott, welch eine Kraft der satirischen Phantasie! Und derselbe wunderbare Mann schuf die nackte Maja, diesen jungen, nackten Leib voll Kraft und Süße und Sehnsucht . . .

Hinter ihm Watteau, von dem der alte Dreizeiler sagt:

Parée à la Françoise, un jour Dame Nature
Eut le desir coquet de voir sa portraiture
Que fit la bonne mère? Elle enfanta Watteau.

Ja, dieser Watteau ist wirklich, was ihn Edmond de Goncourt genannt hat: ein großer Dichter, der große Poet des XVIII. Jahrhunderts. Muther zeigt noch mehrere der französischen Vorläufer, aber nur Jean Baptiste Siméon Chauvin, der Tischlerssohn, interessiert uns tiefer mit seinen köstlichen Bourgeoisbildern, der Pourvoyeuse und des Benédicité.

Nach ihm unser lieber, reicher, ruhiger, feiner, klarer, großer Chodowiecki. Wer sah je seine „Reise nach Danzig", ohne ihn lieb zu gewinnen für alle Zeiten? Muther bringt aus diesem Cyclus eine Anzahl schöner Blätter, die freilich durch die schwärzende Autotypie nicht gewinnen.

Ein böses Kapitel folgt: „Die klassizistische Reaktion in Deutschland". Mit einem prächtigen Hiebe beginnt es Muther, indem er die thörichte Legende zerstört, als sei Asmus Carstens, Carstens, dieser leere Linienleierer, der Bahnbrecher der neueren deutschen Kunst. „Dilettantismus ist nun aber kein Anfang, sondern ein Ende", sagt Muther. Auch im übrigen ist dieser Abschnitt reich an scharfen Abrechnungen, und wir sollten dem kühnen Münchner Privatdozenten den Dank der Nation dotieren lassen, daß er so tapfer und gründlich aufgeräumt hat mit den alten Wertlügen über die deutschen Klassizisten, den leeräugigen Carstens voran. Ganz besonders schöne Citate fallen ihm hier ein. Duver: „Wahrlich, die Kunst steckt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie", und: „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht." Der „große Winkelmann" dagegen hat es gewußt. Ganz genau corriger la nature wird unter seinem Einfluß die künstlerische Falschmünzerlosung. Salomon Geßner will bei den griechischen Plastikern leisten was er später die Güte haben will, der Natur zu leisten, „um der Nachahmung Anstand und Würde zu geben", und der Dresdener Hagedorn (nicht der Hamburger, der den muntern Seifensieder sang) bedauerte es, „daß Terborg und Metsu uns nicht statt holländischer Nähterinnen lieber Andromache unter ihren fleißigen Frauen gezeigt hätten". Erschrickt man nicht in tiefster Seele bei solchen Worten? Da sieht man erst, welchen Fortschritt sogar Herr Friedrich Pecht bedeutet. Wenigstens gegenüber den Hagedorns. Freilich lebte damals auch der treffliche Ardhinghello-Heinse, der bereits im Jahre 1776 schrieb, was heute noch nicht allen eingegangen ist: „Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter welchem sie lebt. Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen, und suche dessen Herz zu ergründen. Jedes Land hat seine eigentümliche Kunst, wie sein Klima und seine Landschaft, wie seine Kost und seine Getränke." Dagegen sangen die jungen Kunstakademiker damals zum Zuckerwasser ihrer Kommerse den scheußlichen Endreim:

Des deutschen Künstlers Vaterland
Ist Griechenland, ist Griechenland!

Goethe hat nicht wenig schuld an den unbegreiflichen Verirrungen dieser Epoche. Wir erschrecken, wenn wir von ihm lesen, daß seiner Meinung nach technische Kenntnisse „hindern jene gänzliche Abstraktion und Erhebung über das Wirkliche, welche von den identischen Darstellungen der Plastik, die bloß die Formen in ihrer höchsten Reinheit und Schönheit liefert, gefordert wird". Die Gelehrsamkeit und der „Idealismus" (jener, den man nie ohne Gänsefüßcheneskorte durch-

lassen sollte) knechteten die Kunst, und niemals hat es sich erschreckender gezeigt, welches Unglück für die Kunst es ist, wenn die Wissenschaft und jener „   “ Herr über sie geworden.

Auch in Frankreich gab es eine klassizistische Reaktion, aber so entsetzlich wie in Deutschland war sie bei weitem nicht. Was hat ihr Oberhaupt David für prächtige Sachen gemalt, ehe er auf den Römer gekommen! Muther zeigt uns u. a. seinen ermordeten Marat, seinen Bonaparte, seine Krönung Josephines. Was sind das für kräftige, heute noch lebendige Werke! Dagegen freilich der Raub der Sabinerinnen mit den Wadenmuskelorgien . . . Man kann nicht einmal darüber lächeln, so gräßlich schön ist das. Es ist sehr charakteristisch für die große französische Revolution, daß dies ihre Kunst war, die sie den sittenlosen aristokratischen Meistern des Rococo entgegensetzte. Alle Achtung vor der demokratischen Moral, aber sie ist grenzenlos triste und langweilig und, mit Verlaub gesagt, lächerlich, so wie sie sich hier in Kunst umsetzt, und das sittenlose Frou-frou der Rococoroben im Schäfertanz, wenn auch nicht akkompagniert von heroischen Gesten, ist tausendmal schöner, reizender, amüsanter. Es begreift sich angesichts von Bildern, wie eines der Raub der Sabinerinnen ist, daß sich geschmackvolle Adelige damals mit so ruhiger Gelassenheit köpfen ließen.

Das nächste Kapitel in Muthers Buch nennt sich „Tradition und Freiheit“ und bezeichnet textlich den Höhepunkt in den beiden vorliegenden Lieferungen. In ihm finden sich auch die Worte, die Muthers Glaubensbekenntnis als Kunsthistoriker darstellen und die sich mit den Worten Bahrs, mit denen ich diesen Aufsatz begann, wohl treffen, ja, die noch treffender und tiefer sind, als diese. Muther sagt: „Der Historiker von heute will nur der Protokollführer des künstlerischen Schaffens sein, der sich hineinarbeitet in die Individualitäten, im Nachfühlen und Verstehenkönnen der Kunstwerke seinen Beruf sucht. Er glaubt nicht an ewige Gesetze, sondern ist der Ansicht, daß jeder epochemachende Künstler mit seinem Werk ein neues Gesetz aufstellt. Er weiß, daß die Kunst ein ewig vollendetes Rad ist, wandelbar wie die Menschen selbst, und daß dasselbe Naturgesetz, nachdem im Juli andere Blumen blühen als im Mai, auch jeder Kunstepoche ein anderes Gesicht giebt. Er sagt nicht: Die Kunst soll, sondern wartet bescheiden ab, was die Kunst will. Er glaubt nicht an ein absolutes, unbedingtes Kunstideal, sondern hegt in rein naturwissenschaftlicher Betrachtungsart die Ueberzeugung, daß jede Kunstweise eine zeitliche und räumliche Begrenzung, innerhalb dieser aber ihr volles Recht besitze. Das Individuelle eines Werkes ist für ihn dessen Schönheit. Schnappt die Vernunft auch einmal über und gebiert etwas Bizarres oder Tolles, so ist es immer noch weit interessanter, als der Abklatsch eines noch so guten Schulgesetzes.“

Das ist das Prinzip der Freiheit, des Individualismus, was Muther hier aufstellt, und das ist auch das Prinzip der Moderne. Muther führt unter häufiger Beibringung von Belegen aus, wie es einmal ganz anders gewesen ist in deutscher Kunst, damals, als souverän die Tradition herrschte, als man den alten Blücher nicht anders darstellen zu dürfen glaubte, denn als Helden in antikem Chiton, auf der Brust eine riesige Löwenmaske, wenn auch freilich nur in Hosen, leider, leider, weil er doch kein Grieche, sondern ein Barbar war! Diese Vorschrift gab Goethe! Muther führt aus, wie diese Unfreiheit der

Kunst eine Folge des Mangels an freier Luft in der Politik war, er zeigt vornehmlich, daß die Gegenwartsflucht der Künstler in allerlei Vergangenheit eine Folge des sehr begreiflichen Ekels war, den man an dieser schlappen Gegenwart hatte. Es mußte uns erst wieder erdenwohl geworden, der Durst nach den verflossenen Jahrhunderten erst gestillt, das beschämende Bewußtsein des Epigonentums genommen und die Macht der ästhetischen Vorurteile überwunden sein, bevor die Eroberung des Modernen beginnen konnte. Aber dieser Schritt mußte geschehen: Der Realismus mußte den Romantismus ebenso überwinden, wie dieser vorher den Klassizismus überwunden hatte. Wo ist zuerst dieser Schritt in der Kunst gewagt worden? In den Karrikaturen der Witzblätter. In ihnen zuerst zeigt sich Beobachtung zeitgenössischen Lebens. Die Karrikaturenzeichner und die kleinen Genremaler sind die ersten gewesen, die sich an ihr Heute gewagt haben, während die „große Kunst" im Altertum linienverzückt schwelgte oder im romantischen Mondschein des Mittelalters sentimental promenierte. Es ist ganz richtig, was Muther sagt, daß die Entwickelung der Malerei gewissermaßen der Entwickelung des einzelnen Menschen entsprach. Erst das berühmte Großgesäugtwerden an den Wölfinnenbrüsten Roms und das mühsame Herauskriechen aus germanischen Hain unter dem Zeichen der athenischen Eule, dann allmählich ein Schritt in die Geschichte des eigenen Volkes und ein kleiner Blick in das, was man neuere Geschichte nennt, und die Folge: ein idealistischer Ekel an der Gegenwart, für die uns der Maßstab Plutarchs im Stiche ließ. Remedium dagegen: entweder bitterer Witz oder verblasene Sentimentalität, bis endlich, endlich ruhiger, sachlicher Blick über das Wirkliche uns zu Realisten machte. Und was nun?

In Kunst und Leben, so meint Muther, will ein neuer Idealismus werden. Und es ist gewiß, daß alle Zeichen darauf deuten. Für die Kunst führt Muther Namen wie Puvis de Chavannes, Gustave Moreau, Cazin, Boecklin, Max Klinger an, — es wären Namen wie Thoma, Uhde, Stuck, L. v. Hoffmann hinzuzufügen.

So giebt Muther die innere Entwickelung in großen, richtigen Zügen. Nicht minder gut ist seine Schilderung der technischen Entwickelung. Allen denen, die über Kunst reden und schreiben, mit den Worten plein-air, Impressionismus &c. jonglieren und doch nicht wissen, von welchen tief künstlerischen Empfindungen die neuen Farbenexperimente ausgingen und welch tiefgreifende Unterschiede in innerlichst prinzipiellem Sinne sich den einzelnen koloristischen Anschauungen aussprechen, allen den kühnen Aburteilern, die mit der Selbstsicherheit der Ignoranz auftreten, seien diese Ausführungen des Buches besonders anempfohlen. Vielleicht wäre es auch nicht übel, wenn sich in den oberen Klassen der Gymnasien ein paar gescheite Professoren fänden, die mit den reiferen unter ihren Schülern dies Kapitel durchnähmen. Denn es ist durchaus nötig, daß in höherem Grade, als es bisher geschehen ist, die jungen Intelligenzen schon in der Schule zu frei und voll genießender Kunstbetrachtung angeleitet werden. Freilich mag es vorher nötig sein, die Professoren zu bilden.

Nach den großen Auseinandersetzungen über Tradition und Freiheit folgt das Kapitel von den Nazarenern. Zur Kritik dieser „malenden", d. h. nicht malenden, sondern höchstens flächenübertuschenden Klosterbrüder genügt ein Wort Goethes über sie: „Die Lehre war, der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit, um es den Besten gleich zu thun; eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, man ergriff sie mit beiden Händen, denn um fromm zu sein, brauchte man nichts

zu lernen.“. Denn das ist das Kennzeichnendste der Nazarener, daß sie Maler waren, die nicht malen konnten. Religion: gut, Malerei: schwach, kann man von ihnen sagen. Es waren rührende Dilettanten des Pinsels, denen mit dem Stift dagegen wohl Schönes gelang. Muther giebt ihre Entwickelung sehr interessant. Wieder fallen ihm glückliche Citate ein, so, um den schnellen Umschwung der Zeiten von dem frischfrohsinnlichen Heidenempfinden zum „ordre du jour gewordenen Christentum“ zu zeigen, der Vers von Friedrich Schlegel:

Mein einzig Religion ist die,
Daß ich liebe ein schönes Knie,
Volle Brust und schlanke Hüften,
Dazu Blumen mit süßen Düften.

Bald darauf wurde der Dichter der Luzinde katholisch und madonnelte beträchtlich. So hurtig dreht sich zuweilen das Rad der Entwickelung; es kann einem angst und bange dabei werden.

Nach den Nazarenern die Münchener Ludwig-Kunst, diese vielgerühmte und ganz entsetzliche. Das Herz dreht sich schmerzlich im Leibe um, gedenkt man bloß ihrer. Sie aber zu sehen, ist Unheil. Cornelius, dieser unleidige Gelehrte ohne Farbensinn und Geschmack, dieser Kartonwüterich und Freskenunhold, und hinter ihm der lüsterne Kaulbach, der heimlich Zoten und öffentlich widerwärtig pathetische Historien malte, — in eiliger Flucht retten wir uns vor dieser Epoche, die nur noch vom Unheilbaren für eine „Blütezeit“ deutscher Kunst gehalten werden kann. Muther zeigt ihre Leere und Tristheit offen dar.

Auch an den Düsseldorfern eilen wir schleunigst vorüber, und wir kommen über Rethel, den Meister des ausgezeichneten „Totentanzes“, zu Moritz Schwind, dem Prachtkerl. Wie uns das Herz aufgeht vor dem, was dieser Dichter in Farben geschaffen, wie wohl und heiter es uns wird vor seinen kleinen Bildern! Wer war je in dem kleinen Schwind-Kabinette des Grafen Schack, ohne diesen Meister der Dreieinigkeit liebgewonnen zu haben, diesen schlichten Fabulisten, diesen herzlichen Künstler! Muther malt das Bild des Schwind'schen Wesens ganz in Schwindscher Art: hell und herzlich und hübsch und intim. Ganz köstlich sind die Schwindworte, die er anführt. So das über seine Erfahrungen bei der Neujahrscour bei Hofe als Ritter irgend eines Ordens: „Einmal hab ich ihn angehängt bei der letzten Neujahrscour, aber zugleich geschworen, daß mich keine sechs Gäule mehr hineinbringen. Früher war doch eine schöne Königin da, und die Hofdamen haben Einen ausgelacht, aber unter lauter Männern ist die Dummheit nicht auszuhalten“. Oder seine Meinung über die Kostümfrage, ob man einen modern befrackten Menschen malen dürfe: „Wenn man einen Mann malen kann, der in einem eisernen Ofen steckt — was man einen geharnischten Ritter nennt — dann kann man noch viel leichter einen Mann im Frack malen. Man kann überhaupt malen, was man will, vorausgesetzt, daß man will, was man kann.“ Oder sein köstliches Dictum: „Wenn Einer an einem Bäumle so recht sein Lieb und Freud hat, da zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und 's Bäumle schaut dann ganz anders aus, als wenn's ein Esel wäre Abschmiers“. Und seine vielen Gelegenheitstreffer, wie sein berühmtes „Dena fallt halt nix ein“ oder seine Frage an Piloty: „Was machst du denn nun für einen Unglücksfall?“ In der Mutherschen Darstellung gewinnen wir den Menschen so lieb wie den Meister.

Der Schluß des zweiten Heftes gehört der französischen Kunst. Die Vorläufer

des Romantismus in Frankreich, der bekanntlich ein ganz anderes Gepräge hat als der deutsche, die François Gerard, Pierre Paul Prudhon, Antoine Jean Gros werden zuerst geschildert. Prudhon ist der kräftigste unter ihnen. Dann rückt die Generation von 1830 herauf. Gricault mit seinem „Floß der Medusa" zuerst; dann der gewaltige Delacroix, dieses düstere Genie; und Ingres schließlich, dieser Wunderliche, der so unglaublich gut zeichnete und die Farbe verachtete wie ein deutscher Kartonnist. Nun die Kunst des Juste-milieus: Statt eines Delacroix hat sie nur einen Delaroche; Couture interessiert mehr als Mensch, denn als Maler; auch Scheffer ist langweilig und syrupseimigsüß wie irgend ein deutscher Lyraschläger; aber Chassériau ist wie eine Vorahnung des heute Modernsten. Schließlich die Epigonen unter dem flitterbunten Scepter des Mannes, der bei Sedan sein Ende sah. Mit gelindem Staunen nennen wir Bouguereau, den Muther ungemein treffend als Porzellanmaler charakterisiert; weitaus erträglicher, wenn auch zumeist stark überschätzt, ist Henner; Respekt verdienen Baudry und Delaunay. Zum Schluß die Orgiasten des Schreckens, die Mordgeschichtenmaler Sylvestre, Luminais, Laurens, denen auch Rochegrosse gleich beigefügt wird und Regnault, der berühmt wurde, weil er als letzter 1871 fiel.

Ueber die belgischen Historienmaler gehe ich schnell hinweg. Ich hab nun die Antipathie. Ich mag diese gemalten Geschichtskletterungen nicht mit ihren Ballattitüden und den Muskelkrämpfen ihrer verlogenen Dramatik.

Aber auf sie folgt bei Muther gleich Anselm Feuerbach, und das ist meiner Götter Einer; Ein Dichter! Oh, was für ein Dichter! Seine Römerin, die Stolze, Ernste, Dunkle, — wer könnte sie je vergessen, je vergessen diesen verschleierten Blick, unter dem Himmel und Hölle zusammenbrennt . . . Und seine Iphigenie, das Land der Griechen mit der Seele suchend, das Anselms Herz und inneres Auge geschaut, gefunden hat, Und seine Kinder beim Grafen Schack, mit diesen unschuldigen Augen voll rätseltiefer Ahnungen . . Wie ist alles so groß in seiner Kunst, so ruhig denkmalwuchtig und doch, wie *spricht* alles aus tiefster Seele in dieser liniengroßen Einfachheit. Und sein „Vermächtnis", dies beste Künstlerbuch, das wir besitzen! . . . . „Am 4. Januar 1880 starb er vereinsamt in einem Hôtel Venedigs", berichtet Muther. Als Grabspruch schrieb er sich den lehrreichen Vers:

Hier ruht Anselm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande, ach,
Das ihn immer schlecht bezahlte.

Diese Künstler haben doch *gar* keinen Idealismus! Denken bloß ans Bezahlen! Pfui! Pfui!

Neben ihm *Viktor Müller*. Wer ist das, dieser Herr Müller? Muther sagt: „Er war ein rücksichtsloses kühnes Talent voll südlicher Glut und wilder Romantik, ein mächtiger, kraftvoller Realist, der dem hohl pathetischen Schönheitsideal seiner Zeit nicht einen Schritt entgegenging. Die Zeit hat sich das natürlich nicht gefallen lassen, sie hat diesen Herrn Müller mit der Verachtung bestraft, die derlei Kühnheiten, Rücksichtslosigkeiten, südliche d. h. unanständige Gluten, romantische Wildheiten (man kennt diese unverschämten Stürmer!) und kräftigen Realismen (Häßlichkeitsanbetungen!) verdienen. Erst vor ganz kurzem hat man ihn hervorgezogen und entdeckt. Da die Zeit, die er beleidigt hat, vorüber ist, darf man es jetzt ja sagen, daß er besser gewesen ist, als seine Zeit. Muther hat nicht zu viel von ihm gesagt. Er hätte sogar mehr sagen

dürfen. Ich kenne nur diejenigen seiner Bilder, die vor etwa einem Vierteljahre im Münchener Kunstverein waren, und die jetzt neben den Böcklins im Glaspalaste zu sehen sind. Aus diesen wenigen aber schon ist zu erkennen, daß er ein Vorläufer unserer neuen Kunst ist. Fast alles das, was jetzt im Werden ist, findet sich dort schon angedeutet.

Rudolf Henneberg, Gustav Richter, Piloty — wir wollen ihre Verdienste nicht bestreiten, aber nicht weiter von ihnen reden. Hans Makart dagegen und Gabriel Max, die beiden Pilotyschüler, verdienen auch heute noch unsern Dank und unser Interesse. Vornehmlich Max, der große Vorläufer der Seelenkunst, dieser tiefe Seelenseher und eigene Geist, den Muther nicht genügend schätzt und flacher nimmt, als recht ist. Makart, einst überschätzt, wird jetzt unterschätzt. Er ist aber eine gewaltige Potenz in der Entwickelung gewesen, und wir dürfen schon Respekt haben vor dem Feuerzauber seiner Farbenbrünstigkeit. In dem kleinen Mann mit dem großen Kopfe hat viel gewettert und gewittert, und unsere liebe Frauwe Lust hat ihm viel süße Bitternis geschenkt. Die Lust am Weibe singt ihre Hymnen in Makarts Bildern, — danken wir ihm aus vollem Herzen dafür, daß er es wagte seine Seele und das, was sie liebte, nackt zu zeigen in einer Zeit, da die Lust sich unter dicke, graue Hüllen birgt und zur verstohlenen Geilheit entartet. Gut ist es freilich auch, daß Makart überwunden wurde und jetzt erst recht überwunden wird, durch eine schlichte Kunst, deren Reichtum die Seele ist. Nochmals sei es gesagt, daß Gabriel Max als der frühe Bahnbrecher für diese Kunst zu preisen ist. Schade, daß Muther gerade diesem Meister nicht völlig gerecht wird, dessen Eigenart auch heute noch, im Aufblühen der neuen Kunst, wohl bestehen kann, wie es denn bezeichnend genug ist, daß Gabriel Max der einzige Träger eines großen Namens aus der alten Münchener Schule ist, der sich den Sezessionisten zugesellt hat.

Auch er gehört zu den „Ueberwindern des Pseudoidealismus", denen Muther das nächste Kapitel widmet, das den ersten Band seines Buches beschließt. Hendrik Leys, Ernest Meissonier und Adolf Menzel sind die Hauptnamen dieses Kapitels.

Meissonier wird nach meinem Gefühle von Muther ein wenig zu sehr von oben herab behandelt. Es ist das erklärlich als Reactionsäußerung eines exklusiven Kopfes gegen die Ueberschätzung dieses Meisters durch die braven Leute, die den Erfolg anbeten und an Meissonier mehr den Kleinmeister als den großen Künstler schätzen. Aber ich glaube doch, daß Meissonier tieferes Eingehen und eine wärmere Sprache verdient, als Muther sie ihm gegenüber an den Tag gelegt. Als Könner, wie er sich zumal in seinen Studien zeigt, in Skizzenblättern und in schnellen Konzeptionen, die freilich nicht nach dem Sinne derer sind, die seine „fertigen" Bilder wollen, ist er doch geradezu phänomenal. Menzel freilich steht mir in jedem Betracht höher. Preußen darf auf diesen herrlichen Meister hin noch viel Kunstsünden begehen, Herr von Werner darf noch ein halb Schock kaiserliche Reichstagseröffnungen malen und preußische Generale dürfen sich ruhig weiterhin durch Urteile in Kunstausstellungen dem Gelächter kunstverständiger Kreise aussetzen, — dieser eine preußische Meister macht alles wett, was das moderne Sparta an Kunstwidrigkeit produzieren mag.

Dem zweiten Bande schickt Muther ein Vorspiel voraus, das das Thema „Waltet Logik in der Geschichte?" behandelt. Ein wunderliches Kapitel, — wie jedes, das von Logik handelt und ihrem Verhältnisse zur Wirklichkeit. Es ist ein hübsch ironisches Thema. Beileibe soll man es nicht tragisch behandeln!

Und doch kann einem manchmal traurig zumute werden, wenn man sich's näher ansieht. Z. B. die Stelle, auf die Muther hinweist. Ja, was hätte Schönes aus der deutschen Kunst werden können, wenn statt des entsetzlichen Asmus Jakob Carstens der prächtige, ernste, tiefe und doch künstlerisch so lebfrohe Philipp Otto Runge die Führung übernommen hätte, er, der, im Jahre 1777 geboren, in Theorie und Praxis schon erkannte und erstrebte, was die Neuen heute wollen! Man muß es dem Verfasser der ersten allgemeinen Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert ganz besonders danken, daß er in so hervorstechender Weise auf den Hamburger Meister aufmerksam gemacht hat, der zu seiner Zeit schon so klar erkannte und so frisch erfaßte, was in unsern Tagen zur neuen Botschaft in der Kunst geworden ist. Mit 33 Jahren ist Runge in Hamburg, am 2. Dezember 1810, gestorben. Sein Schaffen hat keine Spuren hinterlassen, niemand hat aufgegriffen, was er in seinen Bildern und Schriften niederlegte, erst in den sechziger Jahren gebar sich eine Kunst in seinem Geiste. Warum ward dieser Edelstein von der allgütigen Vorsehung ins Meer geworfen? Sollte man diese verschwenderische Dame nicht unter Curatel stellen?

Vor den regulären Truppen der Malerei läßt Muther die Plänklerscharen der Zeichner ausschwärmen, die in der That zuerst das Gebiet entdeckt haben, daß die Kunst wiedererobern sollte: Die Wirklichkeit.

Wir lernen da ein paar prächtige Leute kennen: Rowlandson, der ganz hogarthisch einen Biertischkrieg zeichnet; John Leech, der in merkwürdig finzeliger Manier the children of mobility darstellt und dessen Blätter so lebendig wirken, als wären sie aus der letzten Nummer des „Punch“. Du Maurier, dessen „Tanzstunde“ mit den grazilen kleinen Engländerinnen ganz entzückend ist; Charles Krenl, von dem man Dickens illustriert haben möchte, dem er völlig congenial ist, und dann die vergessenen deutschen Zeichner J. A. Klein und Joh. Christ. Erhard. Dann kommt ein wunderlinder, leiser Hauch von stillem, zurückgezogenem Behagen, von Lieb und Güte und weicher Deutschheit —: Ludwig Richter, und dann ein übermütiges Lachen, ein Tambouringeprassel von Witz und Humor: Wilhelm Busch! Ueber diese und über Adolf Oberländer, was wäre da noch viel zu reden! Zumal Oberländer, le roi de la charge et de la bouffonnerie ist ja wohl der populärste Künstler heute in Deutschland. Muther charakterisiert alle drei meisterhaft. Von höchstem Interesse sind auch die französischen Zeichner: Henry Monnier, der so köstliche Typen giebt; Honoré Daumier und Gavarni. Diese beiden nennt Muther mit Recht Geschichtsschreiber ihrer Zeit. Und in welchem Stile haben sie diese Geschichte geschrieben! Gewaltige Künstler alle beide! Sehr gut ist Muthers Vergleich, der bei Daumier an Rabelais, bei Gavarni an Molière erinnert. Aber Gavarni hat düstere Seiten, die wir an Molière nicht kennen. Muther hebt sie mit Recht hervor, so wenig „liebenswürdig“ sie sind. Aber das ist halt das Pech der Geschichtsschreiber, daß sie nicht immer liebenswürdig sein können. Und zumal, wenn man Geschichten schreibt, wie: „Lorettes vieillies“ und „Fourberies des femmes“, — ich möchte wissen, woher die Liebenswürdigkeit da nehmen und nicht stehlen. Gavarni als Armeleutschilderer, zumal seit seinem Besuche in London, wo man zu derlei Schilderungen freilich Ueberfluß an Modellen findet, ist ganz eminent. Geradezu shakespearisch ist seine Figur des Vireloque. Ein direkt klassischer Lump, voll eines dämonischen Humors. Man

darf ihn nicht allzulange ansehen, sonst hat er die Güte, einem im Traum zu erscheinen, — und ich möchte nicht hören, was er dann für Reden halten würde.

Als nächstes Bild hinter dem zerlumpten Gassenphilosophen, von dem Verwünschungen wie Flöhe abspringen (wenn Sie mir diese Vireloqueschen Methapher gestatten wollen) folgt die süße Lady Hamilton George Romneys, dieser gottvolle wilde Ruschelkopf mit den großen Kinderaugen und dem schönen, kußholden offenen Munde. Ach, ach, ach! Wundern Sie sich über diese Dreiachigkeit? So mögen Sie denn wissen, daß ich in diese kleine Lady sehr verliebt bin, zum Gedichtemachen verliebt, und daß ich diese Achs nur hinschrieb, um Sie gegen etwaige Lyrika zu sichern, die sonst unfehlbar erfolgt wären — sehr entgegen dem Grundsatze dieser vorsichtigen Zeitschrift, die das lyrische Temperenzlertum mit grausamer Konsequenz vertritt. Uebrigens: ich bin überzeugt, daß die kleine Lady im Leben nicht völlig so reizend gewesen ist, wie auf dem Bilde Romneys, aber gegen derartige Portraitschmeicheleien habe ich durchaus nichts einzuwenden. Denn das ist keine leere Schönmeierei, das ist kein Idealisieren, sondern hier ist gesteigertes, in Freude und Fülle gesteigertes Leben. Mögen mich die konsequenten Realisten meinetwegen braten, hier stehe ich und kann nicht anders: Schönheit mit lebendigem Inhalt ist doch das Höchste in der Kunst. Das Wort ist aus dem Vermächtnisse Feuerbachs, nur daß er sagt: „das schwerste“. Aber das Schwerste und Höchste deckt sich mir hier.

Die englische Malerei bis 1850 (diesem Kapitel ist die kleine Lady vorangestellt) verdient es eigentlich gar nicht, so eine Reizende an der Tête zu haben. So hoch sie auch im Verhältnis zur gleichzeitigen continentalen Kunst stehen mag, im ganzen ist sie doch entsetzlich familienblätterlich und anekdotengeschwätzig. Nur Landseers Hunde nehme ich aus. Sie sind mir lieber, als die zufriedenen Porter- und Alebäuche, zu deren Glorifizierung im Grunde die englischen Genremaler den Pinsel rührten. Doch George Morland muß ich noch ausnehmen. Der war ein wirklicher Idylliker, und das kann nur ein Dichter sein.

Auf die friedlichen Wollsackphilister Old-Englands folgen bei Muther die französischen Helden im bunten Tuch. Mit Recht zerzaust Muther den dicken Lorbeerkranz des langweilig-correcten Horace Yomet, mit weniger Berechtigung findet er auch hier für Meissonier viel Worte herben Aburteils. Auch mir sind Raffet und Chonlet interessanter als dieser, aber es heißt doch ein wenig zu respektlos geurteilt, wenn Muther den Lorbeer nur Meissoniers Sitzfleisch zuerkennt. Daß in Meissonier Militairbildern nur die Monturen interessierten und nicht die Menschen in ihrer Handlung, das will mir auch zu viel gesagt scheinen. Alle Wetter nein: beim Anblick von „1814“ hat mich noch nie irgend ein Stiefel oder Mantel oder Hand interessiert, ich habe überhaupt gar nicht an das Bild und an Meissonier gedacht, sondern bloß der graue Schimmelreiter mit dem stählernen Schicksalsblick hat zu mir gesprochen. Das wäre nicht möglich, wenn Meissoniers Kunst den Hauptton auf Aeußerliches legte. A. de Neuville und Detaille mit ihren Bildern aus dem 70er Kriege machen mir längst nicht diesen tiefen Eindruck. Mag sein, daß hieran der Mangel einer überragenden Persönlichkeit schuld ist, aber daß Meissonier es vermocht hat, das gewaltige Thatgenie des großen Erben der Revolution so wuchtig und echt und innerlich darzustellen, das ist eben auch keine kleine Sache. — Die deutsche Panoramamalerei aus dem deutsch-französischen Kriege hätte in ihrer unkünstlerischen Härte und Leere strenger gekennzeichnet werden sollen, als es geschieht.

— mit Erstaunen fand ich eine Reproduktion des colorierten Bilderbogens von Peter Heß in dem Buche, der den weltgeschichtlichen Moment darstellt, wie der bayrisch-hellenische Basileus Otto in Nauplia empfangen wird. Wozu dieses beinahe komische Bild in einem so ernsthaft künstlerischen Werke?

Und die Soldaten folgen nun. Die italienschen Bauern und Räuber in der Kunst, sodann Araber und Türken nebst dem zahlreichen weiblichen Anhange, wie ihn der orientalische Abschied erheischt. Muther führt zuerst den unausstehlichen Leopold Robert vor, nach dessen italienischen Bildern man meinen sollte, dieses Land sei lediglich von Ballettänzern und -Tänzerinnen bevölkert. Ich habe eben Heines Aufsatz über diesen Maler wieder durchgelesen (man findet ihn im 6. Bande, Seite 137 der Ausgabe in 12 Bänden), und ich war völlig verblüfft darüber, mit welchem Entzücken unser geistreichster Dichter von diesem unkünstlerischen Verschlimmbesserer und Tanzmeister der Natur spricht: Wir dürfen es uns mit Stolz gestehen: wir sind wirklich ein gut Stück vorwärts gekommen in Kunstgeschmack, — selbst die kleinsten Pietsche haben heute ein besseres Empfinden über Kunst, als der espritvollste Deutsche, der so viel Geist hatte, daß ihm die Vaterstadt nicht einmal nach seinem Tode einen Denkmalplatz gewähren will. Oder irr' ich mich doch in den Pietschen? Ich bin leider Optimist. — Der deutsche Robert August Riedel, ist mir fast lieber als sein pariser Vorbild, über die ganze Italienmalerei aber, deren Nachwirkungen heute noch nicht völlig überwunden sind, geht man am besten eilig hinweg.

Der Orient hat viel bessere Interpreten gefunden; ich nenne Alexandre Decamps und Eugene Fromentin, besonders aber muß Guillaumet, von dem ich nichts kenne, interessant und fein sein, wenn man Muther glauben darf, der die Lust, der diesen Meister kennen zu lernen, in reizvoller Schilderung seines Wesens anpaßt.

Aber wir sehnen uns nach Hause. Was ist uns die Sahara heute, die wir den Geschmack an Freiligrathschen Löwenritten verloren haben und nicht mehr deklamieren:

Spring an mein Roß aus Alessandria!

Ein Kalckreuthscher oder Thomaschen Ackergaul ist uns lieber.

Aber so weit sind wir unter Führung Muthers noch nicht. Es steht uns noch viel bevor bis dahin.

Zuerst das humoristische Anekdotenbild. Es steht heute in argem Mißkredit, denn es hat sich bedauerlich ins Läppische entwickelt. Muther leitet in dieses Gebiet mit Heinrich Bürkel ein, der aber nicht als malerischer Anekdotenjäger sondern vornehmlich als Landschafter vorgestellt wird. Und es ist ein guter, heimattreuer Landschaftsmeister. Dann aber Spitzweg, der wunderliche Junggeselle und gemütlich stimmungsvolle Erzähler kleinbürgerlicher Geschichten! Das ist ein guter Meister des schlimmen Genres! Man sehe nur einmal die Albertsche Spitzwegmappe durch. Dann Kauffmann, der alte Meyerheim, der Norweger Tidemand, der Brüsseler Madou (diese beiden sind nicht zu verachten) und Adolf Dillens und François Biard. Mit diesen macht Muther klüglich Schluß und geht zu den socialistischen Tendenzmalern über.

Das ist ein böser Uebergang; wir brauchen uns aber bei dieser tendenziösen Armeleutmalerei nicht weiter aufzuhalten, denn die Kunst in ihr steht nicht hoch. — Muther behandelt indeß auch Antoine Wiertz in diesem Kapitel. Wohl nicht ganz mit Fug. Aber das ist die fatale Notwendigkeit des Historikers,

daß er schubfacheln muß, und dabei läßt sich nicht immer ganz füglich handeln. Muther springt mit dem Brüsseler Maler-Sonderling nicht sehr gnädig um. Er hat in Ansehung der Künstlerschaft des Mannes wohl recht, — als Persönlichkeit bleibt Wiertz stets psychologisch sehr merkwürdig, und ein Fünkchen Genie steckt sicher in ihm.

Von der Dorfnovelle, wie sie Knaus, Vautier, Defregger und andre in Deutschland, Breton und andre in Frankreich mit dem Pinsel erzählt haben (eine sehr angenehme Sache als Perfektum), ist wohl nicht mehr viel zu sagen. Muther bewährt sich ihr gegenüber wie stets als objektiver Kopf, der historisch zu urteilen weiß und sich mit dem Temperamente der Gegenwart dazu fortreißen läßt, den ehedem überschätzten Künstlern in zorniger Reaktion das Maß von Bedeutung abzusprechen, das sie zweifellos haben. Es wäre erfreulich, wenn sich einige alte Kunstpolterer ein Beispiel an dieser ruhigen Urteilsart nähmen, sie, die noch immer den Gipfelpunkt der Malerei in einem Knausschen Genrelein erblicken, wie kürzlich ihrer einer, der allweil fidele Emerich Ranzoni, der das Bildchen, das von Knaus im Glaspalaste ist, für die Perle beider Ausstellungen im Doppelausstellungsjahre 1893 erklärt hat. Na, man lernt nach und nach derlei mit Humor zu nehmen. Pfütigott, guter Emerich!

Muthers nächstes Kapitel behandelt die Landschaftsmalerei in Deutschland. Ein gemütlicher alter Herr im Pelzflausch und mit warmer Troddelmütze blickt den Leser großpapagütig an; das ist Joseph Anton Koch. Ich freute mich sehr, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, denn ein anonymer Kritiker meines Versuches über Fritz von Uhde, derselbe, der sich sehr geschickt darin zeigte, meinen Text ohne Anführungsstriche zum seinen zu machen, nur, daß er ihm immer ein paar Fadheiten anhing, also ein Anonymus in den „Hamburger Nachrichten" hat mir den alten Joseph Anton Koch als Landschafter vorgerückt, der mit nicht geringerem Respekt, mit nicht weniger treuer Pietät die Landschaft angeschaut und wiedergegeben habe, als die Modernen. Das war mir neu, und ich freute mich des seltenen Vogels. Leider vergällt mir Dr. Muther diese Freude, indem er den freundlich blickenden Joseph Anton gar nicht mit viel Hochachtung behandelt. Zu dumm, daß man bei anonymen Leuten nie weiß, wie sie heißen. Ich würde dem guten Freund meiner Perioden in den „H. N." sonst gerne das Heft Muthers zuschicken, in dem mir meine Freude vergällt worden ist.

Ich bitte um Verzeihung für diesen Seitensprung. Ich will ihn dadurch wettmachen, daß ich über die Rottmann, Lessing ꝛc. schnell hinwegeile. Mit Respekt aber nenne ich die Namen Morgenstern und Gurlitt, in denen zum ersten Male, wie als Vorzeichen, nordischer Einfluß auf die Landschaften wirkte. Denn Schleich, der schon die Schönheit des Dachauer Moosstriches ahnte, wenn er auch nicht in seine Intimitäten eindrang, und als unerquicklicher Gegensatz zu ihm der Alpenlithograph Calame, auf dessen Bilder in ihren Neuheiten sich die Leipziger Pfefferhöcker soviel einbilden. Das hübscheste Wort in diesem Kapitel ist von Courbet der auf der 1869er Ausstellung in München vor den „deutschen" Landschaften die reizend impertinente Frage thut: „Sind diese Leute denn nirgends geboren?"

Diese Frage stehe am Ende der alten Landschaft! Sie ist ihr bestes Urteil.

Zur Ueberschrift für das Kapitel „paysage intime" eignet sich der Ausspruch des erst nach seinem Tode entdeckten Georges Michel: „Wem nicht ein Umkreis von vier Meilen genügt, sein ganzes Leben darauf zu malen, der ist wahrlich kein Künstler".

„Paysage intime“ — was ist das? Ein Stück Natur, mit der Seele gesehen. Keine Arangierkunststücke, keine Koketterieen, keine Galatoiletten der großen Dame Natur. Da: eine Wiese, umbuscht, durchblümt; still, weit, hell der Himmel darüber. Da: ein Stück Waldinneres; alte Stämme, rindenrunzelig, moosüberwoben; durch dichte Blätter bricht Sonnenlicht, in breiten Kringeln tupft es das dunkele Moos keimgrün. Da: eine Gartenecke; wie das durcheinander wuchert und weht, Blüten und Halme, Busch und Baum — Sonnengnade über stillem Gedeihen.

Nicht im Marsch-Marsch-Tempo kam die Malerei bis in die Trosteinsamkeit dieser tiefen Poesie. Sie brauchte lange bis dahin, und heute noch sind es nur wenige, die aus der Tiefe schöpfen. Die Engländer und die Franzosen sind es, denen wir dies gelobte Land verdanken. Große Namen steigen dem auf, der sich ihm nähert. Mein Referat würde noch einmal so lang, als es bereits ist, wollte ich noch von ihnen beginnen. Ich hebe sie mir bis zum nächsten Male, wenngleich mittlerweile bereits der 6. Band des Mutherschen Werkes erschienen ist, in dem bereits von den Präraphaeliten, von Japanern, und zum Schlusse von Monet gehandelt wird.

Uebermut.

Von

Johannes Schlaf.

Den Ueberrockkragen in die Höhe, die Cigarre im Mundwinkel, bummle ich durch die Straßen.

Die ganze Welt ist meinem spielfreudigen Uebermut ein unterhaltsamer Guckkasten.

Immer vorwärts! Wohin? Einerlei. —

* * *

Das richtige ächte Schlackerwetter.

Ein nadelscharfer, feiner Regen mit dicken Schneeflocken untermischt, die einem eiskalt ins Gesicht platschen.

Verronnen, in tausend Lichtsplitter auseinander gespellt, vor den zusammengekniffenen Augen die gelben Lichter der Gaslaternen im grauwimmelnden Dunst an den Häusermassen hin. Durch beschlagene Scheiben die Helle eines Schaufensters. Viele, viele lichtrote Fenster. Dumpfer, warmer Dunst aus einer Budike in die Höhe. Das Rasseln von Droschken und Wagen, vorüber. Aufgespannte Regenschirme, die mir den Hut streifen. Von unten der schlammige

Schmutz, der mit eisiger Kälte durch das Stiefelleder dringt und an einem hinaufkriecht.

Eine halbverborgene Fabelwelt von wunderlichen Lauten, Lichtern und Gestalten. Sie umrauscht und umbrandet mich und macht mir Vergnügen.

* * *

Ueber einen Platz.

Der Wind pfeift durch kahles Gebüsch und rauscht in Baumwipfeln. Goldige zitternde Lichtnetze haben die Laternen über das naßglänzende ebenholzschwarze Geästel gebreitet.

Ringsum, von allen Seiten, durch das schräge Gestöber hoch die mächtigen schwarzen Mietskasernen mit ihren vielen roten Fenstern.

Dort giebt es etwas!

Von drüben her durch den Sturm, das Rauschen, Rollen und Rasseln des Verkehrs, das Gebrüll eines Straßenkrakehls.

Im Flockengetümmel drängt sich auf dem schimmernden Schlamm des Fahrwegs und Trottoirs eine dichte, schwarze Menschenmenge vor dem hellen Thürviereck einer Destillation. Trübrote Glanzlichter drauf und drüberhin: auf Regenschirmen, nassen Kleidern, auf Hüten, Mützen und gaffenden Gesichtern.

In der hellen Thür wie auf einer Bühne, in Gaslichtsdunst und Tabaksqualm, vor Tischen und einem schmierigen Büffet ein Gedränge von einem halben Dutzend Menschen.

Geklirr von zerbrechendem Glas.

Fein und scharf blitzt etwas Helles in einer hochgehobenen, breiten Faust durch die dunstige Luft — nieder.

Geheul, Gebrüll, schimpfen. Die Menge, die immer mehr und mehr anschwillt, wogt gegen die Thür vor.

Jetzt schiebt sich der Menschenknäuel drinnen gegen den Ausgang. Zwei lösen sich draus vor von vielen Fäusten gepackt, geschoben und taumeln die Stufen herunter gegen den zurückweichenden Menschenschwarm, herunter in den weißgrauen, schmutzigtauenden Schlamm.

Zwei Männer mit groben, wutbleichen Gesichtern und zerzausten Haaren. Die Blicke ineinander gebort. Das halbe Gesicht des einen ist von den Haaren bis auf den Hals herab ein einziger Blutklumpen. Und auf die zerfetzte Bluse nieder tröpfelt und sickert es mit flinkem, roten Gerinnsel.

Sie zittern und starren sich an, die knirschenden Kinnladen breit vorgeschoben. Hinter ihnen Geschrei, Schimpfen, Ruhe. Rechts über ihnen flinkern Flaschenreihen in schönen blitzenden Farben. Rot, gelb, grün, hellblau, weiß. Um einen hölzernen, angepinselten Bacchus herum, der weinlaubbekränzt auf einem Fäßchen reitet und ein Glas schwingt.

Ein plötzliches Aufheulen, und wieder sind sie aneinander. Und wieder blitzt es fein, scharf von oben nieder.

Endlich der Schutzmann. Und nun schiebt sich der Schwarm die nasse, blinkende Straße hinunter, schwarz zwischen dem Wagengerassel, dem Gehen und Kommen, Hinüber und Herüber.

Eine Frau mit einem Korb am Arm trippelt vor mir, den Rocksaum in die Höhe gerafft, leicht vorgebeugt, vorsichtig die blinkende Straße hinüber.

Alles, alles seh' ich, wie die Eindrücke gehen und kommen und wunderlich sich durcheinander schlingen; mit einem stillachenden, niederländischen Behagen . . .

* * *

Nun sitz ich im Winkel eines Konzertsaales.

Eine Cigarrette und Wein.

Hohe, prächtige Räume in Weiß, Mattgrün und Gold.

Alles eine einzige, lichte Pracht in dem taghellen Glanz großer, elektrischer Kugeln.

Elegante Toiletten. Und die vielen, vielen unterhaltsamen Gesichter.

Musik! —

Ich lausche und sehe in das goldig funkelnde Glas, in das flüssig-gleißende, kringelnde Gold . . .

. . . Eine weite, unendlich gebreitete, weingoldene Flut, windgekräuselt, mit Milliarden schaukelnder Goldflammen.

Und drüberhin wiegen und wippen mit tiefen Glutfarben Rosen, Rosen, unzählige Rosen.

Weit und klar spannt sich oben der tiefblaue Südhimmel.

In blumenumkränzter Barke treibe ich an smaragdenen Ufern hin.

Weiße, blitzende Häuser aus dem Grün und zahllose Blumen.

Verlorene Düfte wehen lind herüber.

Purpurn bauscht sich über mir das Segel mit knisternder Seide.

Im Takt wiegen sich die nackten Leiber der Ruderer und helltönig, mit der Pracht wohllautender Vokale, singen sie ein hellenisches Lied.

Wir rudern hinein in einen sonnigen Glanz, aus dem es herblaut, näher und näher, breiter und breiter, und sich enthüllt mit blumenbunten Gestaden, mit hochragenden, dunklen Wipfeln und fernen Höhen.

Und immer weiter und weiter treiben wir hinein in das goldige Licht . . .

Der Biberpelz.

Von
Bruno Wille.

Als neuste sensationelle Erscheinung auf dem Gebiete der Bühnenkunst steht Hauptmanns Diebskomödie „Der Biberpelz*)" augenblicklich im Mittelpunkte des litterarischen Interesses, natürlich „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt".

„Für einen Hauptmann auffallend leichte Ware" hörte ich wiederholt sagen. Ja was meint man eigentlich mit diesem Ausdruck? Ist es die unbedeutende Handlung, was die „Leichtigkeit" ausmacht? — Wer die Frage bejaht, gehört zur Klasse der Leute, von denen Goethe sagt: Sie interessieren sich mehr für das Was der Dichtung, als für das Wie. Wer sie bejaht, steht mindestens mit einem Fuße noch in jener alten Dogmatik, welche vom Dichter die Wahl bestimmter Stoffgebiete, bestimmter von den überkommenen aesthetischen Autoritäten als einzig dramatisch bezeichneter Charaktere verlangt. Wer jene Frage bejaht, hat ein mangelhaftes Verständnis für Hauptmanns Eigenart, versteht nicht, daß es dem Dichter nicht darauf ankommt, durch die Begebenheiten des Dramas Eindruck zu machen, sondern durch die Charaktere und die satirischen Streiflichter, die hier und dort aufblitzen und über unser gesellschaftliches Leben huschen. Man schüttelt vielfach den Kopf über das Fehlen eines sogenannten Schlusses, d. h. eines Abschlusses der verwendeten Begebenheiten, — als ob die künstlerische Entwickelung der Charaktere, die Ausbeute des humoristischen und satirischen Gehalts nicht einen hinreichenden Abschluß gefunden hätte. Und eben, aus einseitig stofflichem Interesse bemängelt man auch hier und dort die Dichtung wegen ihrer vermeintlichen „Tendenzen", nimmt vielleicht Anstoß an der „Verspottung der Obrigkeit" oder an der „poetischen Ungerechtigkeit", dem Triumphe der Spitzbuben über die ehrlichen Bürger.

Der eigentliche Reiz des Stückes besteht — wie dies mehr oder minder von jedem echten Kunstwerke gilt — nicht in dem Was, sondern in dem Wie. Das Wie des „Biberpelzes" aber ist nichts weniger als „leichte Ware", vielmehr, wie mir scheint, das Werk eines Dichters, der seine Größe in jedem Gliede seines Geschöpfes bethätigt, selbst in den „verfehlten" Teilen, insofern nämlich

*) Verlag von S. Fischer.

das Fehlerhafte aus den Vorzügen, ein gewisser Mangel an ordnendem Geist, an Komposition, aus der Ueberfülle der Motive entspringt.

Um mein Urteil zu rechtfertigen sei vorweggeschickt, daß ich einen beträchtlichen Unterschied mache zwischen dem gelesenen Drama und jener Vorstellung, die im September das Deutsche Theater zu Berlin herausbrachte. Als ich im Freundeskreise einer Vorlesung des „Biberpelzes“ durch den Dichter beiwohnte, machte die Komödie den Eindruck, welchen ich meinem Urteil hier zu Grunde lege. Die Aufführung im Deutschen Theater dagegen bereitete mir eine gewisse Enttäuschung, besonders in ihrer zweiten Hälfte. Ich glaube nun zu erkennen, woher diese Enttäuschung stammt.

Es ist ein Unterschied vorhanden zwischen einem künstlerischen Vorgange, der in der Phantasie (des Lesers oder Zuhörers) stattfindet, und einem sinnfälligen Vorgange auf der Bühne. Gerade in Hauptmanns Kunst spielt dieser Unterschied eine ziemlich bedeutende Rolle. Keins seiner Werke vermochte von der Bühne her mich so intim mit all seinen Feinheiten zu berühren, wie beim Lesen; und oft entwickelte eine Einzelheit die in der Phantasiewelt die richtige Zurückhaltung bewahrt, auf der Bühne eine den Gesamteindruck störende Aufdringlichkeit. Ich erinnere an „Vor Sonnenaufgang“. Geht der lyrische Zauber, mit dem der zweite Akt beginnt, nicht in der Kulissenwelt verloren? Wirkt nicht das ergreifende Gespräch über die Bergarbeiter im Theater matt? Ist nicht die erschütternde symbolische Erscheinung des Hopslabärs, sobald sie sinnfällig wird, ein störendes Element?

Und nun hier im „Biberpelze“. Die humoristischen Effekte dieser Komödie sind im allgemeinen Variationen eines Grundthemas. Die Suche nach den Dieben macht unter dem Einflusse verblendender persönlicher wie socialer Momente eine Reihe komischer Wendungen — als da sind: Der Amtsdiener hilft den Dieben, indem er die Laterne trägt; der Bestohlene hält das ihm entwendete Holz in der Hand, ohne es zu merken; der Amtsvorsteher lenkt, als ein bornierter und politisch streberhafter Beamter, seine Inquisition nach einer lächerlich verkehrten Richtung; durch den Widerspruch, den sein Bureaukratendünkel findet, arbeitet er sich immer weiter auf den Holzweg; das Zeugnis der Schuldigen, die er in seiner Verblendung nicht durchschaut, dient ihm zum Nachweise ihrer Unschuld, und aus der Denunciation eines Schurken dreht er andrerseits einen Strick für die Unschuld; schließlich erklärt er feierlich, so wahr die Wolffen (die Diebin) eine ehrliche Haut sei, mit der gleichen Sicherheit sei der Doktor Fleischer (ein Ehrenmann) ein lebensgefährlicher Kerl. All diese Variationen desselben Themas wirken in der Lektüre fesselnd und anmutig. Ein Theaterpublikum indessen, das unter dem Eindrucke der Sinnfälligkeit und des Herkommens obenein von einer Komödie verlangt, daß ein stofflicher Effekt den andern überbiete . . . unser Publikum empfindet das Ausbleiben solcher Steigerung als eine Ermattung, einen Abfall.

Was zum Sinken des Beifalls nach dem dritten und vierten Akte im Deutschen Theater noch beitrug, war die Darstellung. So bedeutend die Talente einer Lehmann und eines Engels sind und so außerordentlich hinreißend ihr Spiel im Einzelnen war, so wenig hat die Regie es verstanden, mit diesen Elementen planmäßig zu haushalten, jedes an die ihm gebührende Stelle zu setzen und architektonisch im Sinne des Dichters aufzubauen. Herr Engels z. B. spielte so vorschnell seine prächtigen Trumpfe aus, daß er bald mit matten

Karten aufwarten mußte. Sehr mangelhaft kamen die epigrammatischen Pointen des dritten und vierten Aktes heraus. Wie Krüger das ihm gestohlene Holz in der Hand hält und daran der Diebin, die ihm grundehrlich vorkommt, die Größe seines Verlustes demonstriert, — die Komik dieser Situation wurde dem Publikum so wenig verständlich gemacht, daß dies hübsche Motiv wirkungslos blieb.

Unter dem Einfluß solcher störenden Momente und mit Rücksicht auf die Psychologie des Theaterpublikums, auf die Anforderungen, welche die Bühne an den Dramatiker stellt, glaube ich allerdings bedauern zu dürfen, daß Hauptmann seine Dichtung nicht mehr konzentriert, die besten Motive des dritten und vierten Aktes nicht in den ersten und zweiten, unter Aufgabe des Restes, verwoben hat.

Fast unbeeinträchtigt von den angeführten Uebelständen bleibt die Dichtung als Lektüre, vielleicht auch schon bei besserer Darstellung. Da kann man zum reinen Genusse ihrer Schönheiten gelangen, da weben sich die feinen Linien, mit denen der Dichter die Charaktere zeichnet, zu Gestalten von einer Lebenswahrheit zusammen, wie sie dem Gros des Premièren-Publikums wohl nicht zum Bewußtsein gelangt ist.

Ich stehe nicht an, die Gestalten der Wolffen und des Amtsvorstehers Wehrhahn den prächtigen Charakterfiguren eines Shakspeare als ebenbürtig zur Seite zu stellen, etwa einem Falstaff, — mögen die litterarischen Götzendiener sich auch über solche „Gotteslästerung“ entrüsten. Der erste Akt des „Biberpelzes“ ist ein seltenes Meisterwerk der Charakteristik. Die Wolffen ist ein prächtiges Stück Leben, der Typus eines Weibes, wie ihn das gegebene Milieu schafft, und wie man ihn, natürlich in tausend Spielarten, unschwer in der Wirklichkeit nachweisen kann. Ein Kritiker von außerordentlichem Feingefühl hat — indem er wohl allzu scharf die **Komposition** ins Auge faßte — im Biberpelze einen gewissen „Bankerott des Naturalismus“ gewittert. Wenn man unter Naturalismus Naturwahrheit versteht, so möchte ich jedenfalls diese köstlichen Charakterfiguren, die übrigens auch jener Kritiker bewundert, für einen Triumph des Naturalismus erklären. Hier sind die Gestalten nicht nach alten Schablonen, wie Held und Bösewicht, konstruiert, sondern vorurteilsfrei, „jenseits von Gut und Böse,“ genau nach dem Leben gebildet. Drum berühren uns all ihre Züge mit jenem eigentümlichen Hauche, den wir Natürlichkeit nennen.

Leute, die vor dem preußischen Beamtentum den Respekt politisch tendenziöser Voreingenommenheit besitzen, haben hin und wieder verdutzt und skeptisch die Frage aufgeworfen, ob es wohl solche Amtsvorsteher gebe. Meinen Erfahrungen zufolge ist Wehrhahn ein gewisser Typus, wie er durch die Aera eines Putkamer, durch politische Machenschaften von der Art des Septennat-Rummels geradezu gezüchtet wurde. Ich kenne diesen körperlich und wirtschaftlich verkrachten Baron, dessen Protektion ihm einen Versorgungsposten verschafft hat, diesen dummen Kerl, der sich genial und unfehlbar dünkt, diesen Renommisten mit seiner gemachten Ueberbürdung, dies Gemisch aus alter Bureaukratie und reichsdeutschem Militarismus, diesen krampfhaft reichstreuen, devot nach seinen Vorgesetzten schielenden Streber, der das Bedürfnis hat, seinen Patriotismus, seine Brauchbarkeit durch byzantinischen Diensteifer, durch politische Enthüllungen und Maßregelungen zu offenbaren und deswegen mit Spitzeln und Denuncianten sich umgiebt. Und mir scheint, die Naturwahrheit und Aktualität dieses Wehr-

hahn, nicht das hier allerdings brillante Spiel eines Engels ist es vor allem gewesen, was den stürmischen Beifall am Schluß des zweiten Aktes herausforderte. Eine Satire von einer Zündkraft, wie es für unsere Zeit sehr wenige geben dürfte, wenn der größenwahnsinnige Bureaukrat mit höchst geschraubter Fistelstimme sein „Hier bin ich auch König!" kräht und schließlich sein herabgedrücktes Selbstbewußtsein wieder herzustellen sucht durch die Reflektion: „Wenn man nicht wüßte, für was man hier steht, da könnte man manchmal die Büchse ins Korn werfen! So aber heißt's: Tapfer aushalten. Was ist es denn schließlich, für was man kämpft? Die höchsten Güter der Nation!"

Der Vorgang des „Biberpelzes" spielt in einem Vororte Berlins. Daher das Gemisch von Ländlichkeit und städtischem Wesen in der Familie Wolff, diese seelische Behäbigkeit, phlegmatische Ruhe, diese Bauernschlauheit, diese plumpe, schlichte Gutmütigkeit der Waschfrau und zugleich diese großstädtische Unrast, Streberhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit. Das Milieu und die Charakteranlagen machen es durchaus verständlich, wie in dieser vorstädtischen Familie die Lebensphilosophie sich bildete: „Mit dem Bissel arbeiten kommt man nicht weit . . . Und wenn Du erst reich bist und kannst in der Equipage sitzen, da fragt Dich kein Mensch, wo Du's her hast." Der Wohlhabenheit etwas entwenden, gilt hier nicht als verwerflich. „Ja, wenn ma's von armen Leiten nähme." Das naive Freibeutertum des urwüchsigen Menschen gelangt zum Ausdrucke in der für unser juristisches Rechtsgefühl amusant verblüffenden Unterscheidung zwischen Stehlen und Mausen. Wild wird „gemaust", Holz wird „gemaust", und von da zum Stehlen des Biberpelzes ist ein so gelinder Uebergang, daß nicht die leichteste Unruhe im Gewissen der Mauserin entsteht. Das ist so recht die Moral des naiven harmlosen Spitzbuben. Es ist natürlich, daß solche Gepflogenheiten den Verstand und die Willenskraft der Wolffen zu lauernder Umsicht, Durchtriebenheit, Scharfsinn und Menschenkenntnis, zu einem hohen Grade von Selbstbeherrschung, Verstellungskunst und Herrschaft über schwächere Charaktere ausbilden mußten. Bilder von feinster Psychologie, wie dies Weib ihre Tochter Leontine unmerklich aushorcht, um Gelegenheiten zum Mausen zu finden; wie sie ihren Mann, den täppischen Schiffer, regiert, wie sie ihn zum Diebstahl treibt, indem ihre Menschenkenntnis, die in ihm liegenden Triebfedern, seine Faulheit, seine Liebe zum Schnaps, seinen brutalen Mannesstolz, seinen rachsüchtigen Jähzorn in Bewegung setzt; wie sie mit dem verschmitzten Händler Wulkow umspringt; wie sie allen heikeln Situationen mit einer Sicherheit sich zu entwinden versteht, die uns die Lebenskunst, die elegante Diplomatie der Wolffen harmlos, fern von Moralismus, fast liebevoll bewundern läßt, als wären es die Effekte eines brillanten Taschenspielers. In diesem Weibe steckt eine speziell dramatische Kraft, ein Talent, Handlungen zu erzeugen, wie es schwerlich bedeutender den dramatischen Helden eines Schillers innewohnt, die wohl nur deswegen für dramatischer gehalten werden können, weil sie pathetisch aufgeputzt und in die Welt der „Haupt- und Staatsaktionen" versetzt sind.

Ein charakteristischer Zug, den ich nicht unerwähnt lassen möchte, ist die Pädagogik der Wolffen. Angesteckt von dem großstädtischen Strebertum möchte sie mit ihren Kindern hoch hinaus. Und in ihrem jüngeren Töchterchen Adelheid, das ziemlich nach der Mutter, wie Leontine nach dem Vater, geartet ist, versucht sich das Streben, mühelos empor zu gelangen, in einer Form,

die eben nur eine neue Auflage des mütterlichen Strebens, eine Anpassung an die besonderen Neigungen und Gaben Adelheids, an ihre Genußsucht und Hübschheit ist. Obwohl es zu den Grundsätzen der Mutter gehört, den Kindern die Ideale der Ehrbarkeit einzupfropfen, vor allem selber makellos zu erscheinen, begünstigt sie heimlich das Schielen der Töchter nach großstädtischem Glanze und Wohlleben. Die „Bildung“, von der sie so oft schwärmt, hat ihr den Kopf verdreht.

Diese Mädchen, deren Wesen und Treiben wir aus wenigen Andeutungen erkennen und voraussehen, und überhaupt die Nebenfiguren der Komödie zeigen wieder einmal, wie ungemein reich Hauptmanns Erfahrung und dichterische Phantasie an Charakteren und Motiven ist. Mehrere dieser Figuren sind Dramen oder Novellen in nuce. Daran erkennt man eben den großen Dichter, daß alle Einzelheiten, auch die nebensächlichen, lebendig, bedeutungsvoll, tief — wie das Leben selber sind, daß jede Kleinigkeit als eine besondere Welt, gewissermaßen als ein Mikrokosmos auftritt.

Hartlebens „Erziehung zur Ehe".

Von

Lou Andreas-Salomé.

Als im Frühling dieses Jahres „Hanna Jagert" im „Lessingtheater" ihre Erstaufführung erlebte, da kam es mir vor, als müsse die beste Wirkung des Werkes für alle diejenigen verloren gehen, die es nicht vorher genau gelesen hatten. Damals lag das wesentlich an der mangelhaften Darstellung, besonders der Titelrolle. An dem Septembermorgen, an welchem die „Neue freie Volksbühne" Hartlebens „Erziehung zur Ehe" kürzlich zur Aufführung brachte, befand ich mich selbst im Falle derer, die seine Satire noch nicht kannten, und denen deshalb manches Beste vielleicht entging. Aber diesmal waren die Darsteller kaum schuld daran. Denn bei nachträglicher Lektüre verstärkt sich noch der Eindruck, daß diese Scenen mit ihrem frischen Humor, sarkastischen Geist und ihren psychologischen Feinheiten sich weit genußvoller lesen als anschauen lassen. Es bleibt auch der Bühne gegenüber bei einem Gefühl bloß passiven Aufnehmens, nicht des tiefbeteiligten Miterlebens. Wohl interessiert man sich sofort für die handelnden Menschen, deren Gebahren so überzeugend der Wirklichkeit abgelauscht ist, aber man thut es mehr durch die satirischen Absichten des Verfassers hindurch, als für ihr inneres Eigenleben an sich. Die Tendenz steht eben beherrschend im Vordergrunde, sie ist der abstrakte Mittelpunkt, um den sich die einzelnen Personen, mehr oder weniger skizzenhaft ausgeführt, gruppieren. Und diese Tendenz gelangte auf der Bühne fast nur da zur vollen Geltung, wo sie die Komik in ihre Dienste nahm, wo sie sich zur komischen Wirkung vergröberte, während das, was im Grunde die ganze Stimmung und den ganzen Ernst des Stückes ausmacht, nicht recht sichtbar wurde. Um nur eins zu nennen: wem wäre auf der Bühne ebenso deutlich und eindringlich wie beim Lesen, am Schluß des zweiten und dritten Aktes, das „Gespenst der Ehe" in seiner grauenhaften Karrikatur entgegengetreten? — — einmal in Buschmanns infamer Erwartung, die arme Meta werde schon noch „ehereif" werden und ihm von selbst zufallen, wenn das Leben sie nur erst genügend besudelt und erniedrigt hat, — und das andere Mal im letzten, wortlosen Auftreten Bellas, die geduldig warten muß, bis ihr Zukünftiger besudelt genug ist, um für ehereif zu gelten und endlich ihr zuzufallen. Und doch ist dieses unsichtbare Gespenst die Hauptperson in der Satire, wirklicher als alle die wirklichen Personen, hinter denen es hervorgrinst und deren Komik seine Anwesenheit fortwährend in Tragik wandelt.

Bezeichnender Weise kam mir das erst lebhaft zum Bewußtsein im zweiten Akt, an der Gestalt der Meta. Irre ich mich in meiner Auffassung, so ist Meta ein Fehler, ein Widerspruch im Stück, denn sie fällt als Persönlichkeit aus dem Rahmen der bloß komisch-satirischen Skizze heraus, sie weckt die Vorstellung einer Charakterfigur im ernsten, ja im tragischen Sinn, die fein und tiefsinnig erdacht ist. Um ihretwillen erschien mir der ganze zweite Akt auf der Bühne als der zugleich

bedeutendste und unvollkommenste, denn sie allein weckt auch einen Anteil, den es nach einer vollkommenern dichterischen Ausarbeitung dieser Gestalt verlangt, der den Vorhang von ihrem Vorleben wie von ihrem Nachleben heben und ihre seelische Entwicklung so unmittelbar begreifen möchte, wie man sie begreifen lernt, wenn man, lesend, in Muße, den nur angedeuteten Intentionen des Verfassers folgt. Und man meint, für den Dichter der „Hanna Jagert" müßte sie, entsprechend ihren weichern, wärmeren Zügen, einen noch lebensvollern Vorwurf abgeben als diese. Zwischen der socialistischen Mäntelschneiderin Hanna Jagert und der armen Buchhalterin Meta Hübcke ließe sich eine interessante Parallele ziehen. Hanna Jagert wird durch die Mängel der bestehenden Verhältnisse und durch ihre Einsicht in den geringen Adel und Wert der überwiegenden Masse der Menschen dazu geführt, sich in trotziger Kraft auf sich selbst zu stellen, sich von der „Menge" zu isolieren und alles wirkliche Heil in der rein individuellen Selbstauslebung und Selbstveredlung jener „Wenigen" zu suchen, die mit der Masse wenig gemein haben. Auf Meta wirken ähnliche Einsichten gerade entgegengesetzt. Sie folgert: „Ist es da nun nicht lächerlich, zu sagen: ich und die Ausnahme sind im Recht — das Leben ist im Unrecht? — — Es ist dumm und dämlich, daß wir vom Leben partout was verlangen, was nicht drinsteckt und daß wir uns das, was drinstreckt — verekeln. — — — Man hat sich bloß eine Zeit lang blauen Dunst vorgemacht. Das muß aufhören." Und damit rafft sie sich zu dem Versuch auf, die „Ausnahme", die Natur der „Wenigsten", das Edlergeartete, von sich abzustreifen, um zu werden und zu leben wie die „Meisten", die immer im Recht sind und das Leben auf ihrer Seite haben. Ausgezeichnet ist es aber motiviert, wie ihre persönlichen Erfahrungen solche entgegengesetzten Wirkungen ergeben müssen. Sie ist zu Hanna Jagerts Ansichten vom Unwert der Menschen nicht, wie diese, auf dem Wege logischer Gedankenentwicklung gelangt, sondern durch eine einzige, ihr Innerstes erschütternde Herzensenttäuschung; sie ist zu ihren Ansichten nicht wie Hanna Jagert vorbereitet worden durch eine Kindheit und Jugend, die ihr Selbstvertrauen stärkte, sie im besten Sinn anspruchsvoll machte, sondern durch den „Schmutz, all die Verkommenheit, Verworfenheit" ihres Elternhauses. Sie ist daran gewöhnt, anspruchslos zu sein, nicht der Situation überlegen, sondern von der Situation gedrückt. Die Liebeserfahrungen dieser beiden sind so verschieden, wie der ernste, gütige, vornehme Alexander König verschieden ist vom unreifen Flegel Hermann Günther. Nichts ist daher charakteristischer als beider Liebeswechsel. Hanna Jagert folgt dem freien Geschmack ihrer ersten starken Sinnenliebe, wenn sie den wertvolleren König für ihren hübschen unbedeutenden Freiherrn aufgiebt. Meta überwindet sich dazu, sich an einen von ihr nicht geliebten Mann wegzuwerfen, weil der hübsche unbedeutende Junker von Bohling ein wenig gütig zu ihr ist, und ihr von einer gutherzigen That aus seinem Leben erzählt. „Ist es nicht komisch, daß man sich freut — — — wenn Menschen — — gütig zu einander sind?" fragt sie und bricht in Freudenthränen aus. In keinem Augenblick aber schlägt ihr Liebesgefühl zu seinen Gunsten um, in keinem Augenblick unterliegt sie etwa einer Versuchung, — der Versuchung, geliebt und versorgt zu werden. Mir scheint im Gegenteil ihre Handlungsweise erst damit vollständig motiviert zu sein, daß sie einer Versuchung entfliehen will: nämlich dem „blauen Dunst" nachzuhängen; daß sie ihre Schwäche darin sieht, für sich ein Ausnahmeleben zu verlangen, und daß sie sich in ihrer Selbstüberwindung ihre eigene Kraft und Tapferkeit beweisen will. Sie setzt ihren Stolz darein, sein zu können wie „Alle". Hierin liegt erst das wahrhaft Tragische ihres „Falles", denn ein solcher ist es für ihre ganze Persönlichkeit: von nun an lebt sie viele Stufen tief unter ihrem Eigenwertund mit bewußtem Verzicht darauf, jemals zur Blüte ihres Wesens zu gelangen. Und hierin zeigt sich auch erst, so paradox es klingt, wie tief ihre Liebe in ihr wurzelte und wie stark sie in ihr war; denn indem sie sie herausreißt, reißt sie ihre ganze bisherige Weltanschauung, ihr gesamtes Denken und Fühlen um, die Normen, nach denen sie bis-

her unbewußt, ihrer Individualität nach, lebte, verrücken sich, und mit dem Verlust der Achtung vor ihrem Geliebten, verliert sie die Achtung vor sich selbst und ihrer Liebe.

Viele haben gewiß gleich mir mit Verwunderung den Aufsatz über Hartlebens Werk in dem kleinen orientierenden Blatt gelesen, das die „Neue freie Volksbühne" ihren Vorstellungen beigiebt. Die darin vertretene Auffassung des Stückes ist eine irrtümliche und thut dem Verfasser gerade da am meisten Unrecht, wo sie ihn lobt. Nach ihr soll Metas Handlungsweise am Schluß, ihr Wechsel vom Einen zum Andern, und ihre bittere Ansicht vom Leben gerade den Beweis liefern einer wahrhaft freiheitlichen Gesinnung, einer frohen Hinwendung zum Lebensgenuß, einer energischen Abkehr von aller „moralischen Stickluft". Wäre dem so, dann könnte diese rasch getröstete und rasch verliebte Meta immerhin ein ganz gutes Mädel sein, aber ihretwegen eine Satire zu schreiben, wäre recht unnütz. Die wurde doch wohl geschrieben um der entsittlichenden und entnervenden Wirkung willen, welche die Roheit der „Philisterwelt" auf Meta ausübt. Wäre sie nicht durch solche Roheiten des Lebens schon in ihrem Willen gebrochen, so würde sie nicht darauf verzichten, ihr Leben nach sich selbst, d. h. nach ihren höchsten innern Ansprüchen an sich selbst, zu gestalten, anstatt ihr eigenes Wesen dem verdorbenen Durchschnitt anzupassen, den sie vorfindet. Denn zwischen der Romantik, die aus Mangel an Einsicht das Leben mit ihrem blauen Dunst verfälscht, und der genügsam gewordenen Resignation, die aus Mangel an Kraft sich dem Leben passiv fügt, liegt doch noch etwas, — nämlich das Recht und die Pflicht der wahrhaft lebensvollen Persönlichkeit, ihr Dasein nach ihrem Bilde umzuschaffen, so daß es stehen bleibe als Stern und Wegweiser für den einen oder andern Wanderer. Nun könnte ja jene irrtümliche Auffassung des Stückes an sich gleichgiltig sein, aber indem sie sich auf die Seite jeder freien Richtung in der Kunst und im Leben stellt, bringt sie das, was sie lobt, unnützer Weise in Mißkredit. In den Blättern der „Freien Bühne" stand kürzlich ein Aufsatz von demselben Verfasser unter dem Titel: „Moralische Stickluft", der dieselben Ansichten vertrat. Ich erhebe aber Protest dagegen, daß es die Ansichten der modernen Kunst und des modernen Lebens seien. —

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Fall Kirchhoff-Harich.

Preßdramen und Redaktionstragödien sind noch nicht Mode geworden bei uns. Noch gehört nicht, wie jenseits des großen Wassers, mit Kleistertopf und Scheere der Revolver zur gebräuchlichen Journalistenausstattung. Aber die „Kultur" schreitet schnell, sie ruht nicht, bis sie uns auch ihre äußersten Annehmlichkeiten in den Schoß geschüttet. Schon hat sie das Revolverblättchen bei uns eingebürgert. Und schon ist es für einen Mann mit reiner Wäsche und gutem Rock gefährlich, über die Straße zu gehen, denn in mehr als einem Winkel lauert ein journalistischer Straßenjunge, dem alles Reine unleidlich ist, auf die Gelegenheit, mit Dreck zu werfen. Und hinter dem Straßenjungen droht der Wegelagerer, Ehrabschneider, der mit schlimmeren Dingen zielt, als Dreck, mit Vitriol und anderen Säuren, die Flecken machen, statt von Flecken zu säubern. Bisher gab es keine Waffen gegen dies Gesindel, das im Rücken der Gesetze operiert. Jetzt endlich scheint sich ein Mittel gefunden zu haben, ein homöopathisches: gegen das Revolvertum der Revolver. General von Kirchhoff hat den erlösenden – Schuß gethan. Leider hat sich, wie das so zu gehen pflegt, seine geweihte Empörung gegen den Unschuldigen gewandt; seine Kugel traf das Werkzeug anstatt des Meisters, den Einzelnen anstatt der Bande, den Mann anstatt der Institution. Dieser einzelne ist vielleicht ein Feind des Zeitungsklatsches, des widerwärtigsten aller Klatsche da er jedesmal hunderttausend männliche und weibliche Mäuler in Bewegung setzt, und nicht wie der Kaffeeklatsch nur ein halb Dutzend. Aber ob er ihm auch feind ist, er muß ihn pflegen, denn der breite Quark der Leser sehnt sich nach Klatsch, und die Zeitung hätschelt und schmeichelt den Leser, statt ihn zu führen und sehend zu machen. Die Verhöhnung, die Verläumdung, die Ehrabschneiderei sind nur die äußersten Spitzen des Klatsches, meist tritt er weit unschuldiger auf; aber wer ihn in irgend einer, auch der harmlosesten Form liebt, der soll sich nicht ereifern, wenn der Klatsch täglich dicker und plumper wird. Wer nichts dagegen hat, daß man sein Familienleben bei Hochzeiten und Jubiläen an die Oeffentlichkeit zerrt, daß man seine Töchter unter Lobhudelei zur Schau stellt und dem verehrten Publikum die „glänzenden Nacken" und „duftigen Spitzenröcke" schildert, der soll nicht klagen, wenn an einem anderen Tag der Zeitungsschreiber denselben Töchtern im Bordell-Kaffee begegnet und diese Thatsache für ebenso interessant hält, wie die ehemaligen Balltriumphe. Wenn die Zeitung die Pflicht hat, das Private in „Hofberichten", Mitteilungen „aus der Gesellschaft", Pietschereien aus der Subskriptionssphäre auf den Markt zu bringen, dann hat sie auch das Recht, den häuslichen Skandal für eine öffentliche Angelegen zu halten. Ich läugne dieses Recht, aber auch jene Pflicht. Die Zeitung steht im Dienste der Oeffentlichkeit, ihre Domäne ist das gesellschaftliche Mit- Zu- und Gegeneinander, soweit es in die volle und freie Oeffentlichkeit tritt; die Zeitung steht im Dienste der Allgemeinheit, ihre Domäne ist der Streit der Ansichten und Ideen, soweit ein allgemeines Interesse damit verbunden ist, das Persönliche hat nur insoweit in Betracht zu kommen, als es Träger der Ansichten und Ideen ist, und nur als solcher. Noch giebt es ein paar Zeitungen, die nach diesem Programm arbeiten. Immer wuchernder aber breiten sich jene Generalanzeiger, oder wie sich sonst nennen, aus, deren Lebensbedürfnis der Klatsch und denen ein Kampf in der Waschküche wichtiger, als alle Kämpfe im Parlament. Womit nicht gesagt sein soll, das nicht auch das Parlament manchmal eine Waschküche sei. Zwischen Klatschblatt und Revolverblatt ist ein Unterschied, aber nur einer des Grades, keiner der Qualität. Und das Schlimme ist, gegen das erstere giebt es noch immer keine Arznei, gegen das letztere haben wir jetzt wenigstens das Purgatioma Kirchhoff'nen. Ich liebe sonst den Militarismus mit ähnlicher Glut, wie die Cholera, aber gewisse Uebelstände rottet man auch nur mit der Cholera aus. Siehe unter Hamburg.

h. ht.

Englische Frauen-Gewerkvereine.

Von ihnen giebt die treffliche „Fortnightly Review“ aus der Feder Evelyn March-Phylipps' eine eingehende Schilderung. Einige Züge des Bildes werden auch in Deutschland Interesse erwecken. Die Verfasserin erzählt: „Ein junges Mädchen fragte mich neulich: „Was habe ich von meinem Leben? Warum lebe ich es eigentlich weiter? Ich kann niemals ausruhen; ich bekomme nie ein grünes Feld zu sehen. Heut war ich um 7 Uhr an der Arbeit und stand bis 9 Uhr Abends nicht davon auf. Arbeitete ich nicht über meine Zeit hinaus, so würde mein Herr mich entlassen, oder mir im Winter nicht helfen, wenn es an Arbeit fehlt. Verliere ich meine Arbeit, so muß ich verhungern. Niemandem ist etwas an uns gelegen, uns selbst nicht; wir begehren nichts, als eine Matratze um darauf zu liegen, eine Brotrinde zum Essen, ein Kleid zum Anziehen. Ich bin 18 Jahre alt, und schon lebenssatt.“ Zu Anfang dieses Jahres, als der Baumwollenstrike den höchsten Punkt erreicht hatte, ging ich nach Lancashire und lebte mehrere Wochen in täglichem Verkehr mit den Arbeitern. Da war nicht mehr die Frage, wozu das Leben sei; es war für sie ein Kampf, ohne Zweifel gerade damals ein sehr harter; aber die bewußte Stärke des vereinigten Widerstandes setzte die Strikenden, Männer und Frauen, in den Stand, es mit des Verantwortlichkeiten und Entbehrungen aufzunehmen, welche den Mut und das Selbstvertrauen vereinzelter Individuen gebrochen hätte. Ich werde nicht leicht das Schauspiel vergessen, welches sich mir an einem bitter kalten Februartag in Moßley darbot. Die öden, schneebestreuten Höhen rund um die kleine graue Fabrikstadt, die Häuser an den steilen Bergseiten stufenweise über einander gedrängt, so steil, daß in einigen Straßen ein starkes eisernes Handgeländer, durch Benutzung langer Generationen blank gerieben, die Seiten entlang lief. Ganz unten im Thal, wiesen die hohen rauchlosen Schornsteine der verstummten Spinnereien gleich langen abgemagerten zum bleifarbenen Himmel empor. Die steile Straße hinab zu der Halle, wo die wöchentliche Zahlung erteilt wurde, stiegen 500 Mädchen in Scharen herab, wollene Tücher über den Köpfen, mit Holzschuhen über den gepflasterten Weg klappernd. Der klug und gütig aussehende Mann, welcher die Aufsicht führte, schien sie alle zu kennen, und als sie sich besorgt und eifrig fragend um ihn drängten, hatte er ein heitres Wort der Ermutigung für Jede. Sie hatten es nachgerade satt, zu faulenzen und auf knappe Rationen gesetzt zu sein, waren aber voll Leben und frischen Mutes, und als ein Vertrauensvotum für die Union beantragt wurde, unterstützte eine Frau dasselbe und jede Hand erhob sich zustimmend. Einige Tage später, als ich mit einem Freund die Chaussee entlang ging, streifte ein uns ganz unbekanntes Fabrikmädchen an uns vorbei. Ihr Ohr fing irgend ein Wort von uns auf, welches prophezeihte, daß die Arbeiter kapitulieren würden. Augenblicklich drehte sie sich mit blitzenden Augen um. „Wer spricht da von Nachgeben?“ rief sie aus; s'ist eine Lüge! — eher verhungern sie!“ Und als dagegen eingewendet wurde, daß die Beiträge langer Jahre aufgezehrt seien, war die schnell bereite Antwort: „Was thut das? Es bringt uns die guten Löhne ein. Wir können es durchführen.“ In der That sind hier die Löhne 20 bis 30 Proz. höher als in weniger gut organisierten Distrikten nahe bei. Der stärkste Eindruck, welchen ich von Lancashire mitnahm, war der von Kraft und lebensvoller Färbung, welche Männer wie Frauen durch ihre Gewerk-Vereine erhalten. Es giebt 3 Klassen weiblicher Trade-Unions — eine, welche Männer und Frauen zu gleichen Bedingungen aufnimmt; ein anderer, welcher für die weiblichen Mitglieder eine besondere Verwaltung, besondere Bestimmungen und Beitragssätze hat, jedoch durch Männer des Gewerbes beaufsichtigt wird und von der männlichen Union gewissermaßen adoptirt ist; und eine dritte, ausschließlich aus Frauen bestehende Klasse. Die offiziellen Leiter dieser Gesellschaften werden für ihre Dienste bezahlt, erfüllen aber ihre Aufgabe mit einer Ueberzeugung und Begeisterung, welche durch Geld nicht immer verbürgt wird. In den meisten Gewerk-Vereinen haben die Löhne einen ziemlich hohen Normalstand erreicht. Männer und Frauen, die Stück Arbeit leisten, erhalten gewöhnlich angemessene Bezahlung. In einigen Städten ist kaum ein Arbeiter außerhalb des Vereines. Die Frauen zahlen ebenso geschäftsmäßig wie die Männer und in einigen Fällen ist der Beitrag bedeutend. Wenn eine Mitarbeiterin sich sträubt, so machen sie ihr „das Leben ziemlich unbehaglich“, bis sie ihren Irrtum einsieht. Viel bleibt noch zu thun übrig, aber all diese fest verbündeten Gesellschaften beaufsichtigen ihre eigenen Angelegenheiten, begehren keine Hülfe von außen und sind in schnellem Fortschreiten begriffen. Die Sache steht bedeutend anders, wenn wir uns zu den ausschließlich aus Frauen bestehenden Vereinen wenden. Nach 20jährigen Bestrebungen zählt London 14 Verzweigungen derselben, die im Ganzen etwa 2250 Mitglieder umfassen. Verglichen mit den Hunderttausenden der Frauen und Mädchen, welche in Faktoreien, in Werkstuben und in der eigenen Behausung arbeiten, erscheint

das natürlich wie ein Tropfen im Ozean. Es ist fast unmöglich z. B. Schneiderinnen, Putzmacherinnen und Ladengehülfinnen zum Beitritt zu bestimmen, obgleich weniger Klassen so schutzbedürftig sind; an zahlreichen kleineren Gewerben ist man noch gar nicht heran getreten. Man muß es aufgeben, ein genaues Verzeichnis der einzelnen Zweige zu geben, denn neue kommen beständig hinzu und der Abfall anderer ist fortwährend zu verzeichnen. Die Frauen pflegen zu einer Verbindung zusammenzuströmen und sofort die Arbeit einzustellen, wenn sie durch plötzliche Lohnherabsetzung oder Härte erbittert werden; aber ihre Reihen lichten sich bald wieder, wenn die Dringlichkeit aufhört. Im vorigen Jahr kam eine große Anzahl von Mädchen aus einer Faktorei in Süd-London, als gerade die belebte Geschäftszeit und Nachfrage nach Arbeitskräften war. Sie setzten ihren Zweck durch und dankbar für Rat und Unterstützung, traten sie sämtlich der Union ihres Gewerbes bei; aber schon nach wenigen Wochen hatten sie dieselbe alle wieder verlassen. Viel Zeit und Nachdenken hat man darauf verwendet, die Wäscherinnen zu organisieren, aber auch diese haben sich bis jetzt stets wieder abgesondert. Ebenso ist es in den Provinzen. Die Schneiderinnen von Leeds, deren ungefähr 8000 sind, traten während eines Strikes in der Stärke von Eintausend zusammen; dann verloren sie sich fast ganz, sind aber seitdem wieder auf 150 gestiegen und nehmen noch beständig an Zahl zu. Dem letzten Census zufolge arbeiteten 800,000 Frauen in Gewerben, ungerechnet die Webereien und die Läden. Angesichts solcher Thatsachen bedarf es eines festen Glaubens an eine Sache, um sich nicht entmutigen zu lassen. Aber auch so würden Diejenigen, welche ihr Leben darauf verwenden, nicht weiter kämpfen wüßten sie nicht, daß das erreichte Gute außer allem Verhältnis ist zu den Zahlen und der finanziellen Stärke. In vielen Fällen wurden die Löhne am Sinken verhindert oder bedeutend erhöht durch eine, wenn auch nur geringe und zeitweilige Vereinigung. In gesundheitlichen und andern Dingen wurden dringend nötige Verbesserungen erreicht, nebst gütigere und gerechtere Behandlung. Mißbräuchen wurde Einhalt gethan; der zwangsweise Beitritt zu Krankenvereinen, gegen welche ernste Einwände zu machen waren, wurden abgeschafft und Mittelpunkte für Erziehung und Ausbildung von Frauen wurden gebildet, durch welche manchem einsamen Dasein Kraft und Hoffnung eingeflößt wurde. Wenige Leute wissen besser, was eine mühselige Aufgabe bedeutet, als energische Frauen, deren Anstrengungen solche Erfolge erzielten; aber nur die, welche entschieden in diesen Kreuzzug eingetreten sind, erkennen, wie verzweifelt nötig Hülfe ist. Es ist nicht mehr so nötig, wie früher, die Trade-Unions zu verteidigen. Selbst denjenigen Menschen, welche sich in Anklagen gegen „bezahlte Agitatoren" und „boshafte Strikes ergehen, dämmert jetzt die Erkenntnis auf, daß die Frage zwei Seiten haben möge; aber verhältnißmäßig Wenige haben mehr als eine unklare Vorstellung von der heutigen Lage der Frauenarbeit. Im Norden finden wir die Fisch-Pöklerinnen von Aberdeen, so schwer arbeitend, wie es kaum Sklaven thaten, im offenen Schuppen, jedem Wetter ausgesetzt, durchnäßt, ungeheure Lasten fortschiebend und hebend, sie verlassen so früh das Haus und kehren so spät zurück, daß sie die ganze Woche hindurch ihre Familie nicht sehen. Wenn bedeutende Fischfänge eingeliefert werden, so arbeiten sie oft 36 Stunden hintereinander, während die Männer in derselben Stadt die Achtundvierzig-Stunden-Woche fordern. Sie verdienen 12 Sh. wöchentlich und bekommen nichts für Ueberzeitarbeit. Und dies ist nicht die einzige Industrie, in welcher Frauen den ganzen Tag und die ganze Nacht und wieder den ganzen Tag arbeiten. In den Konfekt-Fabriken sind die Arbeitsstunden lang, die Löhne niedrig, die Strafgelder schwer. Den Mädchen wird zuweilen 1 Sh. von 6 Sh. Lohn abgezogen wegen so geringer Vergehen wie zum Fenster hinaus sehen, plaudern, ein Stück Brot essen. In einigen Fabriken halten sie ihre Mahlzeiten in Räumen, wo die Orangen sortiert und die Kokosnüsse zerquetscht werden. Diese sind häufig faul, und von dem Gestank werden die Mädchen krank, ja zuweilen vom Typhus befallen. Die Aufseher brauchen oft Schimpfworte und die viele kleinliche Tyrannei ist sehr bitter. Nach einem verbreiteten Gebrauch, „Trillen" genannt, kann der Aufseher ein ihm mißfälliges Mädchen unter einem unbedeutendem Vorwand eine oder zwei Wochen lang von der Arbeit ausschließen, während das arme Geschöpf jeden Morgen kommt und um Zulassung bettelt, bis sie hinreichend ausgehungert und mürbe gemacht ist, um dem Aufseher Genüge zu thun. Bei sehr heißem Wetter können die bei der Schokoladefabrikation beschäftigten Mädchen nicht arbeiten, weil die Schokolade blaß wird; aber anstatt sie nach Haus zu schicken behält der Aufseher sie den ganzen Tag in der Faktorei. Sie werden für die langen heißen, müßigen Stunden nicht bezahlt und dürfen sich nicht einmal setzen, sondern müssen an ihrer Bank stehen. Manche der Arbeiten sind ganz ungeeignet für Frauen — z. B. den ganzen Tag über ein Centner schwere Fässer siedend heißen Syrups eine steile Treppe hinunter

zu befördern. Für diese entsetzliche Plackerei werden jetzt wöchentlich 10 Sh. bezahlt, während früher 19 Sh. bezahlt wurden, und die Löhne sinken immer mehr. Die besten Arbeitskräfte bekommen das ganze Jahr hindurch durchschnittlich noch nicht 8 Sh. die Woche, während viele weniger als die Hälfte verdienen. Es giebt für dieses Gewerbe sehr viel flaue Zeiten, aber selbst bei vollem Betriebe können die Arbeiterinnen nichts ersparen und kaum teilweise ihre drückenden Schulden bei kleinen Händlern abtragen. Andere Mädchen leisten gefahrvolle Arbeit im Mineralwasser-Geschäft, bei welchem durch das Zerspringen von Flaschen täglich etwa 6 Unfälle vorkommen. Sie haben dabei mit Aetzstoffen zu thun, welche ihnen die Haut vom Gesicht zehren, oder mit Ammonium, das sie oft bewußtlos macht, oder sie arbeiten mit Dextrin, wovon ihnen Stiefeln und Kleidung wegfaulen, und wodurch ihre Lungen leiden; und selten sorgen die Fabrikherren für geeignete Sicherheitsvorkehrungen. Dies sind aber noch nicht die schlimmsten Züge des Bildes. In viele Gewerbe treten Frauen ein und unterbieten die Männer, indem sie deren Löhne herabdrücken und sie arbeitslos machen, bis es notwendig wird, daß die Gattin und Mutter Haus und Kinder sich selbst überläßt, und ihre Tage im Arbeitssaal oder in der Faktorei zubringt, während die Kinder, so bald sich eine Gelegenheit bietet, eine schlecht bezahlte Beschäftigung annehmen, wo sie wöchentlich 1 Sh. oder 18 Pence verdienen, „Arbeitend, während andere Kinder spielen," ohne je zu einem andern Beruf herangebildet zu werden — als dazu, das hülflose Heer der zu nichts Geschickten zu vergrößern. Im Schneidergewerbe nehmen an vielen Orten die Schneiderinnen die ganze Arbeit aus den Händen der Männer, indem sie dieselbe um 50 Proz. billiger liefern. Ich hörte kürzlich von einem wohlbekannten Damenkleidermacher, der in dieser Saison nur Arbeiterinnen beschäftigt für 18 Sh., während er Männern 2 Lstrl. zahlte. Druckerinnen arbeiten für 5 D. die Stunde, während die Männer 8 D. erhalten. In den schlecht organisierten Teilen von Yorkshire beträgt für einen Mann und ein Mädchen, welche Seite an Seite die gleiche Qualität und Quantität weben, der Unterschied ihrer Löhnung am Ende der Woche ein Drittel, so daß ein alter Weber sagte, er „lebe täglich in Furcht, nächstens ein Mädel am Ellbogen zu haben." Weibliche Arbeit wirft sich u. A. allmählich auf das Verfertigen und Polieren von Möbeln, so daß im vergangenen Winter männliche Arbeiter desselben Gewerbszweiges mehr als je unbeschäftigt waren. Die weitreichenden und unheilvollen Wirkungen dieses stets wachsenden Uebels können gar nicht zu groß dargestellt werden. Die Häuslichkeiten werden vernachlässigt, die Kinder nicht gehörig besorgt, die schwächeren Kinder sterben oder wachsen mit geschädigter Gesundheit auf, der Gatte wird demoralisiert und verläßt sich mehr und mehr auf seine Frau und Kinder, bis er sogar bei lohnender Arbeit meint, er thue das Seinige, wenn er Miete und Brodrechnung bezahlt, und mit gutem Gewissen seinen übrigen Erwerb den eigenen „menus plaisirs" widmet. Wenn man die allgemeine Lage der Frauenarbeit überblickt, so wundert man sich, daß sie nicht schleunigst zu einem Verteidigungsbündnis zusammentreten, in welchem einmütiges Vorgehen sie in den Stand setzen würde, sich mit dem „Feind in ihren Thoren" auf gleichen Fuß zu stellen. Aber die Jahre gehen dahin, die Arbeit wird immer drückender, die Bezahlung geringer und immer noch „will die Einsicht nicht kommen." Allgemein gesagt, scheinen die Ursachen dieser Apathie auf drei hauptsächliche zurückführbar zu sein, von denen jede stark genug ist, um sie zu erklären. Diese sind: die Furcht vor dem Arbeitgeber, die Beschäftigung im Hause und der Charakter der Arbeitenden. Die erste und einleuchtendste Ursache ist die Furcht vor den Arbeitgebern. Obgleich der Widerstand der letzteren nicht dem früheren gleichkommt, ist er doch stark genug Frauen gegenüber, deren Lage bestenfalls eine unsichere ist und in zahllosen Fällen dem Verhungern nahe sind. Besonders in den Gewerben, welche eine geringere Geschicklichkeit erfordern und schlecht bezahlt sind, werden beständig Mädchen wegen ihres Beitritts zu einer Verbindung entlassen, so daß die Andern durch Furcht bewogen werden, die Gemeinschaft mit ihnen abzubrechen. Wenn sie in dem Bewußtsein des beständig abnehmenden Lohnes zu dem Versuch eines Anschließens gedrängt werden, so kommen sie heimlich und angstvoll in die Versammlungen, weil sie wissen, wie häufig die Werkführer ihnen nachspähen und nur, wenn sie eine Schädigung bitter empfinden, ist es möglich, sie in die Verbindung zu ziehen. Man erzählt mir von einer Faktorei, deren Herr die Union dadurch zu brechen sucht, daß er sich an Zahlungstagen an der Thür aufstellt und den Mädchen verbietet, ihren Beitrag zu leisten. Von einer großen Garn-Firma berichtet der Sekretär: „Der Arbeitgeber sagte seinen Arbeiterinnen gerade heraus, wenn sie beiträten, so würde er jede von ihnen entlassen und müsse er deshalb die Fabrik schließen." In den Geschirrfabriken wendete sich eine gescheite Werkführerin an einen der Unionvorsteher mit der Bitte um Mitglieds-

karten, verweigerte aber ihren Namen anzugeben, bis sie sicher sein könne, daß alle Arbeiterinnen unter ihrer Aufsicht gleichfalls beiträten, sonst wäre ihre Entlassung gewiß. Das Mißtrauen ist so groß, daß, als ein Arbeitgeber geneigt schien, die Union zu begünstigen, die Arbeiterinnen, als sie es erfuhren, sämtlich austraten „Wenn unser Herr es fördern will, muß es etwas Nachteiliges für uns sein," sagten sie. Ohne Zweifel findet noch immer eine bedeutende Einschüchterung statt, und werden große Anstrengungen gemacht, eine neue Union zu unterdrücken. Daher hofft man nicht leicht etwas von seiten der Arbeitgeber; doch sind diese vielleicht nicht im Allgemeinen so schwarz, wie sie gemalt werden, und in nicht wenig Fällen macht die Feindseligkeit einer verständigeren Haltung Platz. Die Leiterin eines Frauen-Gewerkvereins, selbst früher Arbeiterin, hat mir einige interessante Einzelheiten über ihren Verkehr mit den Arbeitgebern auf ihren Rundreisen mitgeteilt. Man hat sie zum Abendessen oder zum Frühstück eingeladen, sie freundlich aufgenommen und manche interessante Gespräche mit ihr geführt. In mehreren Fällen haben die Herren den Vorsitz bei einem „Meeting" übernommen. Sie haben oft zugegeben, daß es vorteilhaft sei, mit einer Gesamtheit von Arbeitern zu verhandeln, daß man dabei ihr unberechtigtes Murren und ihre gerechtfertigten Beschwerden besser unterscheiden könne. Sie wissen, wie häufig die Union jene unverständigen Strikes verhindert, welche aus Mißverständnissen und Mangel an richtiger Leitung entstehen. Am Tage einer Zusammenkunft gingen sechs Mädchen zu dem Chef der Firma und baten um Urlaub; er fragte weshalb, gab die Erlaubnis und setzte hinzu: „Es ist mir sehr lieb zu hören, daß die Frauen sich in dieser Weise organisieren." Ein anderer Prinzipal entließ die Leiterin mit den Worten: „Ich wünsche, daß Gott Ihr Werk fördern möge", während noch ein anderer sie nach einem begeisterten „Meeting" durch seine Fabrik führte und mit einem in derselben gewebten Plaid beschenkte.

Die Filzhutmacher berichten, daß die Vorurteile gegen die Vereinigung schwinden in dem Maße, als deren Grundsätze in weiteren Kreisen Verständnis finden, und daß sie der Zustimmung und lobenswerten Aufmerksamkeit vieler Arbeitgeber sich erfreut. Diese Unterstützung ist nicht weniger wertvoll, wenn sie von Solchen ausgeht, welche ihre Arbeiter bereits gut behandeln. Noch kürzlich versuchte in einer der größten Garnfabriken der Herr derselben, seine Arbeiterinnen zu bewegen, den Abfall des Materials aufzubewahren und zu sortieren; aber die Frauen hielten dies unter ihrer Würde und verweigerten es, obgleich sie, da es Stückarbeit war, nichts dabei verloren hätten. Er ließ die Buchhalterin kommen, setzte die Sache auseinander, und wies ihr nach, welchen Nutzen es ihm bringen würde. Sie wurde überzeugt, berief eine Versammlung und die Forderung wurde ohne Umstände zugestanden. Selbstverständlich ist es wichtig für jeden Arbeitgeber, dessen Arbeiter einem Gewerkverein angehören, daß die gleiche Verpflichtung, gute Löhne zu zahlen, auf seine Konkurrenten ausgedehnt werde, damit sie ihn nicht unterbieten. Ein Beispiel davon kam kürzlich in den Geschirrfabriken vor. Es ging eine große Bestellung ein auf einige Artikel in einem hoch bezahlten Zweig des Gewerbes. Sie sollten zu 1 Sh. angefertigt werden, waren aber früher von einer Firma hergestellt worden, welche Trade-Unions-Preise von 1 Sh. 3 D. zahlte. Der Fabrikherr Nr. 2 befragte seine Arbeiter, gleichfalls Trade-Unionisten, und sie gaben einstimmig zu, daß der Auftrag ohne eine Lohnherabsetzung nicht zu diesem Preise ausgeführt werden könne. Die Bestellung ging deshalb an die andere Firma zurück, und der Preis blieb auf seiner Höhe in diesem, und wie wir hoffen in andern ähnlichen Fällen. Wir kommen zu dem Schluß, erstens, daß man zu Vereinigungen des Anreizes großer zusammenwirkender Körperschaften bedarf, und daß diese nur durch gesetzlich geregelte Unterstützung gesichert werden müssen; zweitens, daß Frauen sich nur dann erfolgreich vereinigen, wenn sie gemeinsame Sache mit Männern machen. Es wird zugegeben, daß sie sich bei einem Strike tüchtig erweisen; sie sind treu, mutig und geduldig, aber wenn die Aufregung vorüber ist, und die lange ereignislose Zeit des schweren Ringens und Zahlens an ihre Stelle tritt, dann sind die Kraft der Ausdauer, das kalte Urteil und der verbissene Trotz, welcher oft die Männer charakterisiert, etwas Unerläßliches. Es ist besser für die Frauen, sich auf ihre Gewerbskameraden zu verlassen, als auf Hülfe und Rat von außen und außerdem wird dadurch ein Gefühl gegenseitiger Verantwortlichkeit erzeugt, worauf viel ankommt. Daneben ist es und wird es der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts stets natürlich sein, sich der Führung männlicher Urteilskraft und Autorität zu unterwerfen. Die Arbeiter denken allmählich ernster nach und bilden sich eine richtigere Anschauung über wohlfeile Frauenarbeit. Scharfsichtige, gescheite Arbeiterinnen kommen immer mehr ins Vordertreffen; sie wirken aufrichtigen Herzens mit den Männern zusammen und gewähren eine werthvolle Hülfe; sie haben mehr Gewalt in

ihrer eigenen Klasse als irgend ein Außenstehender. Ist es thöricht, zu hoffen, daß so, nach und nach, ein heilsamer Einfluß die Menge junger, gedankenloser Frauen auch in ihrem Daheim umgeben werde? Wer jemals mit Arbeitermädchen zu thun hatte, weiß, welches Gewicht sie auf die Meinung ihrer eigenen Welt legen und möchte glauben, daß nichts von solchem Gewicht für sie sei, als das Gefühl, eine gewisse Art der Handlungsweise werde seitens ihrer Angehörigen und Gefährten von ihnen erwartet. Vielleicht hat nicht jeder junge Mann so viel Gemeinsinn, wie der, welcher uns sagte, er habe sein Schätzchen „geknufft", weil sie nicht in die Verbindung eintreten wollte, aber die Sache des Trade-Unionismus würde durch solche Gesinnung mächtige Verbündete finden. Die Männer fangen an, einzusehen, daß sie sich nicht länger von denen fernhalten können, mit welchen alle ihre Interessen verknüpft sind. Sie müssen dahin wirken, nicht die Frauen aus irgend einem Gewerbe auszuschließen, welches dieselben betreiben können, sondern für Männer und Frauen gleich hohe Löhne zu erlangen. Bei vielen Frauen-Versammlungen ist jetzt die Gegenwart von Männern das Charakteristischeste. Hierin scheint die beste Hoffnung für die Zukunft zu liegen.

Religions-Kongreß in Chicago.

Ueber den Welt-Kongreß der Religionen spricht Hubbe-Schleiden in dem Organ der theosophischen Vereinigung, der Monatsschrift „Sphinx". Er sagt: die verschiedenen Anschauungen werden durch ihre besten Kräfte vertreten werden. Von Indien wird für den Hinduismus der Brahmane Dr. Chakravati, Professor der Mathematik an der Universität Allahabad, ein gewandter und berühmter Redner, auftreten, sowie der ebenso redegewandte Mosumdar, und für den Buddhismus u. a. der Sekretär und Mitbegründer der Mahâbodhi-Society zu Calcutta, H. Dharmapâla, dessen Reden ebenfalls eine bedeutende Anziehungskraft ausüben werden. Ferner sind Einladungen ergangen an Brahmanen der orthodoxen Richtung, von denen mindestens schriftliche Ausarbeitungen zum Vortrag kommen werden. Zwei bedeutende mohammedanische Gelehrte haben die Einladung für den Islam angenommen; und die chinesische Regierung sendet den geeignetsten Gelehrten zur Vertretung des Konfucianismus; auch ein Hoherpriester des Schintoismus, der ältesten chinesischen Naturreligion (Ahnenkultus, Spiritismus) wird auf dem Kongresse erscheinen. Ferner werden einige Parsen aus Bombay für ihre Religion und einige Rabbiner aus Europa und Amerika für das Judentum auftreten. Alle irgendwie namhaften christlichen Konfessionen und Sekten, sowie die freireligiösen Gemeinden aller Kulturstaaten werden sich an den Verhandlungen dieses Kongresses beteiligen und — was das Wunderbarste ist — sogar die katholischen Erzbischöfe von Amerika haben sich in ihrer New-Yorker Versammlung vom November 1892 entschlossen, auch den Katholicismus an diesem Welt-Kongreß der Religionen teilnehmen zu lassen. Ist von solchem Aufeinanderplatzen, solchem Wettbewerbe der verschiedenen Religionsparteien wohl irgend ein ersprießliches Ergebnis zu erwarten? Ist nicht vielmehr zu befürchten, daß das ganze Unternehmen nur in akademischer Langweilerei versauern oder in einen Krawall ausarten wird?! — Was sich die Unternehmer und Anreger dieses Welt-Kongresses von demselben versprochen haben, ob sie mehr erwartet, mehr beabsichtigt haben als eine eigenartige Reklame für den großen Welt-Jahrmarkt und für Amerika als Zukunfts-Mittelpunkt der Welt-Kultur — das wissen wir nicht. Aber der einzig denkbare bewußte Sinn und gute Zweck solches Welt-Kongresses kann nur die Theosophie sein. Nur die Erkenntnis, daß allen Religionen aller Zeiten, aller Völker und aller Kulturen eine und dieselbe Wahrheit, die Gottweisheit zu Grunde liegt, und daß mithin ein gegenseitiges Aussprechen der verschiedenen Parteien, im freundlichen Sinne, diese gemeinsamen, alle verbindenden Grundgedanken zum Ausdruck und zur Geltung bringen werde, nur diese Hoffnung giebt solchem Kongreß der Religionen einen vernünftigen Sinn und einen geistig nützlichen Zweck. Dieser ganze Welt-Kongreß kann also, wenn er überhaupt irgend einen Nutzen hat, nur der Theosophie dienen; und da die einzige Weltsprache, in der die verschiedenen Rassen der Menschheit miteinander reden, die englische ist, so konnte ein solcher Welt-Kongreß am besten bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago stattfinden. Er hätte auch naturgemäß von der „Theosophischen Gesellschaft" angeregt werden können. Dazu war nun freilich doch die Zeit noch nicht reif. Wichtig aber ist die Stellung, welche die „Theosophische Gesellschaft" zu diesem Kongresse und das Komitee des Kongresses zu ihr eingenommen hat. Da die Gesellschaft keine eigene Religionsgemeinschaft ist und auch nicht sein will, konnte sie auf gleichem Fuße mit den verschiedenen Konfessionen nicht zugelassen werden. Als aber die amerikanische Abteilung der Gesellschaft am 23. und 24. April d. J. ihren eigenen (siebenten) jährlichen Kongreß abhielt, erkannten die Leiter des Welt-Kongresses, daß in der „Theosophischen Gesellschaft" gerade

derjenige Gedanke verkörpert ist, welcher diesem internationalen „Religions-Parlament" die einzige vernünftige Grundlage giebt. Dies geht am deutlichsten hervor aus dem Progamm, welches für die Verhandlungen des Welt-Kongresses aufgestellt ist. Die hauptsächlichsten Themata, welche zur Diskussion gestellt werden, sind folgende: 12. Sept.: Die Gottes-Idee, ihr Ursprung und ihre Allgemeinheit, ihre ursprüngliche Form und ihre geschichtliche Entwicklung, ihre Beleuchtung durch die neuere Wissenschaft. 13. Sept.: Der Mensch, seine Natur, Würde und Unvollkommenheit, das jetzige und zukünftige Leben, Humanität als Lehre der verschiedenen historischen Religionen. 14. Sept.: Die Religion im Wesen des Menschen begründet, ist der Ausdruck der Beziehungen zwischen Gott und Mensch. Unterschied eines religiösen von einem moralischen Leben. Geistige Kräfte in der Entwicklung der Menschheit. 15. Sept.: Wichtigkeit des Studiums aller Religionsformen. Welches Erbe haben uns die toten Religionen hinterlassen? In welchem Grade hat jede Religion den Gott der ganzen Erde in der historischen Entwicklung der Rasse gerechtfertigt? 16. Sept.: Studium der heiligen Bücher. Religion im Gewande der Poesie. Was hat die jüdische, christliche und andere heilige Litteratur für die Menschheit gewirkt? 17. Sept.: Religion und Familie, Ehe, Kindererziehung. 18. Sept.: Die religiösen Lehrer der Menschheit. Die Inkarnation bei den verschiedenen Religionen. Ihre Geschichte und Bedeutung. Die Uebereinstimmung der Religionen. 19. Sept.: Religion in ihrer Beziehung zu den Naturwissenschaften, Künsten und Litteratur. Kann Religion wissenschaftlich sein? Kann Religion den Wissenschaften nutzenbringend sein? 20. Sept.: Die Religion in ihrer Beziehung zur Moral. Wesentliche Einheit ethischer Ideen in der Menschheit. Begriffe des Gewissens, der Pflicht, des Rechts. Ethische Lehren begründet durch verschiedene historische Glaubenslehren. Verschiedene Anschauungen der Besserung des gefallenen Menschen. 21. Sept.: Religion und gesellschaftliche Probleme. Religion, Reichtum, Armut. Religion und Mäßigkeit. Die Behandlung der Frau nach verschiedenen religiösen Anschauungen. 22. Sept.: Religion und bürgerliche Gesellschaft. Vaterlandsliebe, Gehorsam gegen die Gesetze. Gefahren großer Städte. Vermag die Religion gegenwärtig den Anforderungen und Gefahren des modernen Lebens zu entsprechen? 23. Sept.: Religion und Menschenliebe. Völkerfriede. Pflichten europäischer und amerikanischer Nationen China gegenüber. Internationale Gerechtigkeitspflege und Freundschaft. Schiedsgericht an Stelle der Kriege. 24. Sept.: Gegenwärtige Entwicklung des Christentums. Was die Religion für Amerika gewirkt hat. 25. Sept.: Geeinigtes Christentum. Gemeinsame Gesichtspunkte mit andern Religionen. 26. Sept.: Religiöse Vereinigung des ganzen Menschengeschlechts. Was die Kulturwelt in religiöser Hinsicht Asien, Europa und Amerika verdankt. Was sind die Berührungspunkte und was die Gegensätze zwischen den verschiedenen Religionen, wie sie sich aus den vorangegangenen Besprechungen ergeben haben? 27. Sept.: Die Grundgedanken vollkommener Religion (Religiosität), wie sie sich aus der geschichtlichen Betrachtung aller Glaubensüberlieferungen ergeben. Welches ist der Mittelpunkt der zukünftigen Religionsgemeinschaft der gesamten Menschheit? Ist nicht dies ganze Programm theosophisch! In der That, wenn unsere „Theosophische Vereinigung" einmal einen Kongreß veranstalten wollte, würde sie ihre sämtlichen Zwecke und Bestrebungen in diesem Programm zum Ausdruck bringen können, und es würde dabei auch kaum etwas von demselben unerledigt bleiben. Demgemäß hat nun auch in Chicago die „Theosophische Gesellschaft" bei den Leitern des Religions-Kongresses Anerkennung gefunden. Man hat derselben die beiden hauptsächlichsten Tage, den 15. und 16. September, für einen eigenen Kongreß innerhalb des Welt-Kongresses bewilligt, während gleichzeitig an diesem Tage alle die unzähligen christlichen, universalistischen, unitarischen und freireligiösen Gesellschaften vereint tagen; und alle diese letzteren zusammen werden jedenfalls für das selbständig denkende Publikum weniger anziehend sein, als das einheitliche Vorgehen der „Theosophischen Gesellschaft" in fest geschlossener Organisation und mit klar erkannten Zielen. Auch wird der Gesellschaft eine Gelegenheit geboten, sich außerhalb ihrer eigenen Kreise geltend zu machen wie nie zuvor.

Wereschagin über den Krieg.

In Bertha von Suttners Zeitschrift „Die Waffen nieder!" sind bemerkenswerte Erinnerungen des Schlachtenmalers Wereschagin enthalten. Wir bringen einige Auszüge daraus: Um besser zu begreifen, was der Krieg ist, beschloß ich, mich über alles mit eigenen Augen zu überzeugen: ich habe den Feind mit der Infanterie angegriffen und — es kam auch vor — die Soldaten zum Sturme geführt; ich habe an den Kavallerie-Ueberfällen und -Treffen teilgenommen und ging mit Marinesoldaten an die Attake größerer Schiffe mittels eines Minenträgers. Bei diesem letzteren Anlasse wurde ich für

meine Neugierde mit einer ernsten Wunde bestraft, welche mich beinahe ins Jenseits gebracht hätte, um dort meine Beobachtungen fortzusetzen. Andererseits aber hat dieser Versuch mir die Gelegenheit geboten, Betrachtungen anzustellen, wie es mit den Verwundeten im Kriege beschaffen ist — und meine Bilder haben dies dargestellt.

Es ist schwer wiederzugeben, mit Worten zu schildern, was ein Gefecht oder die Hitze des Gefechtes ist, indem jede Minute in demselben etwas Neues, Unerwartetes bringt. Die Teilnahme am Gefechte wirkt allerdings nicht bloß nur auf mich, sondern auf einen jeden aufregend: die Leute werden geradezu wahnsinnig, schimpfen und schreien derart, daß zu Ende des Kampfes alle, vom General bis zum Soldaten, heiser werden. Trotzdem man durch die Kampfwut hingerissen wird, ist man sich der Nähe des Todes stets bewußt, und als ich ins Feuer kam, habe ist stets erwartet: „Bald, gleich wird's mich erreichen." Dabei dachte ich stets: „Und hast Du es nöthig gehabt, Dich hierher vorzudrängen, hast Du Dich nicht in die Ferne halten können? — Jetzt, Bruder, bezahle für Deine Voreiligkeit . . ." Während ich dabei gehörig beschossen wurde, habe ich doch . . nein, nein, ich habe sogar die neben meinen Ohren vorbeisausenden Kugeln und Granaten beugend begrüßt. Es erscheint am Platze, daß ich hier meine Meinung darüber ausspreche, daß die sogenannte Vorahnung nichts anders ist, als ein kleiner Paroxismus der Furchsamkeit, welcher den Menschen das Schlimmste erwarten läßt. Ereignet sich dieses Widerliche, welches erwartet wurde, dann sagt man: ich habe das geahnt; ereignet sich dies nicht, — verschweigt man es und spricht davon nie mehr. Ich erinnere mich, wie während eines hitzigen Gefechtes ein junges Offizierchen, ein noch ganz grüner Junge, mir zuflüsterte: „Ich ahne, daß man mich heute tödten wird." Als ich darauf lächelte und sagte, daß dies bloß leeres Geschwätz sei, erwiederte er mit solcher Zuversicht: „Sie glauben nicht? Bald werden Sie es sehen!" daß ich in der That mit gedacht habe: „Wenn man doch diesen armen Teufel nicht treffen möchte!" — Und was zeigte sich: Man hat ihn nicht nur nicht getödtet, sondern auch nicht einmal verletzt! . . . . Bezüglich des Bewußtseins meiner eigenen Furchtsamkeit, wollte ich öfters wissen, inwieferne dieselbe durch mein eigenes Verschulden verursacht wird, und ich fragte meinen verstorbenen Freund, den General Skobeljew, welcher bekanntermassen ein Mensch von wunderbarer Tapferkeit und unerschütterlichem Mute war und stets freiwillig die gefährlichsten Positionen einnahm, ohne sich dabei vor Kugeln und Granaten zu beugen: „Sagen Sie mir die Wahrheit, Michael Dimitrijewitsch, fürchten Sie sich sich nicht vor dem Tode, fürchten Sie sich nicht vor dem Tode, fürchten Sie nicht, erschossen zu werden?" Er antwortete: „Welch' ein Geschwätz, — ganz im Gegenteil, ich bin eine Memme und fürchte mich vor dem Tode bis zu dem Grade, daß ich jedesmal, sobald man das Feuer eröffnet, zu mir sage: heute wird man mich bestimmt tödten! Aber ich zeige meine Furcht nie, denn sobald Du Dich vor den Kugeln und Bomben zu bücken anfängst, dann weißt Du nicht, wo Du halten wirst. Als mich die Kugel an den grünen Bergen traf und ich fiel, war mein erster Gedanke: Jetzt, Bruder, ist dein Lied zu Ende" . . . Nach dieser Antwort bin ich davon überzeugt, daß ein jeder Mensch, wäre er noch so daran gewöhnt, in der Schlacht mehr oder weniger für sein Leben fürchtet. Es ist interessant, während der Schlacht diese Erscheinungen des Selbsterhaltungstriebes zu beobachten, z. B. wie ein General unter dem oder jenem mehr oder minder wichtigen Vorwande sich rückwärts, außerhalb des Feuers aufhält. Es kommt vor, daß ein Oberst oder ein anderer Stabsoffizier, nachdem er einige Schritte seinen Soldaten vorangegangen ist, denselben den Weg zum Ruhme zeigt — selbst aber zurück bleibt. Es kommt auch vor, daß ein junger Offizier, welcher zum Sturme vor den Soldaten im starken Feuer läuft, entweder sich absichtlich überholen läßt oder übermäßig außer Atem gerät, Stechen bekommt und — ebenfalls zurückbleibt. „Vorwärts" — sagt er — „Brüder, und ich werde ausruhen, ich kann nicht." Man kann auch sehen, wie die Soldaten, welche diese Manöver ihres Vorgesetzten genau bemerken, den Feuereifer zu verlieren beginnen, stets langsamer und langsamer sich vorwärts bewegen und endlich „Hurrah!" schreiend stehen bleiben — und dann weichen sie auch schon im nächsten Augenblick zurück. Wie aber dann alle nach der Schlacht, vom General bis zum gemeinen Mann, ihre Thaten zu beschönigen suchen, nicht dasjenige, was in der Wirklichkeit war, sondern das was hätte sein sollen, erzählen und dabei selbstverständlich nach Möglichkeit prahlen! . . . Man kann als eine allgemeine Regel annehmen, das der Soldat stets und überall hin seinem Offizier folgt, wenn er aber in dem oder jenem Falle nicht folgt oder flau und unwillig folgt, so tragen seine Kommandanten die Schuld. Bemerkenswert ist die Thatsache, das bei allen Kriegen, in allen Gefechten die beiden kämpfenden Parteien innig davon überzeugt sind, daß sie unmittelbar nach Gottes Weisung und unter dessen

unmittelbarem und besonderem Schutze wirken. Nicht bloß bei Kriegserklärung, sondern auch vor den Schlachten und während der Gefechte wird Gott genannt und auf verschiedene Art angerufen. Während der großen Schlacht bei Plewna haben die Russen vom frühesten Morgen Gottesdienste um Gewährung des Sieges abgehalten, während die Türken den ganzen Tag hindurch unaufhörlich den Namen Allahs anriefen! In dem gegebenen Falle hat die Praxis die auf die Einwirkung und den Schutz Gottes zu Gunsten der einen oder der anderen Partei gehegten Hoffnungen nicht gerechtfertigt: Bei den Russen betrugen die Abgänge von der Front nahezu 18,000 Mann, während bei den Türken ungefähr 15,000 blieben.

— Ich hatte schon Gelegenheit zu sagen daß jede Vorausberechnung bezüglich der Hilfe für die Verwundeten im Ernstfalle unzulänglich erscheint. Man bereitet sich auf die Aufnahme von 5000 Verwundeten vor; es zeigt sich aber, daß es denn 10,000 giebt! Dort fehlt es an Chinin, hier an Chloroform. Ein arger Mißbrauch wird damit getrieben, daß man anstatt des teueren Chinins irgend ein wirkungsloses weißes Gemenge verabreicht. Den für die Verwundeten bestimmten Wein, Thee u. s. w. trinken häufig die Offiziere aus. Man verbindet die Verwundeten in aller Hast und es bleiben dennoch Tausende tagelang unverbunden und unverpflegt. Sehr belehrend ist es, den Verbandplatz am nächsten Tage nach der Schlacht zu besuchen. In einem Zelte ist höchsten für 100 Mann Platz, das Divisionslazareth besteht aus 4 solchen Zelten — und man stopft doppelt so viel hinein; hart neben einander auf Stroh oder direkt auf der Erde, die Einen blaß, erdpfahl, die Anderen brennendrot, infolge des eingetretenen Fiebers! „Nun, wie geht's Dir heute?" frägt der Doktor einen stämmigen Soldaten, dessen fiberglühende Wangen dunkelrot wie Paeonie gefärbt sind. „Besser, Euer Hochwohlgeboren, viel besser, mit Gottes Hilfe werde ich mich jetzt erholen." „Er wird die heutige Nacht nicht überleben," bemerkt zu mir der Arzt auf französisch. — „Nun, und wie steht's mit Dir?" „Besser, Euer Hochwohlgeboren; jetzt ist's mir leichter, nur da oberhalb giebt es jetzt etwas, als ob — —." „Der Brand zeigt sich," sagt wiederum der Doktor, „in wenigen Stunden ist es vorbei." — So kommt mir ein junger Kosake in Erinnerung, welcher mit blassem, wachsgelbem, von wunderbaren kastanienbraunen Haaren umrahmtem Gesichte vor mir dalag und der mit leiser, stets mehr und mehr absterbender Stimme flehte, man möge ihn in die heimatlichen Steppen an den Don senden: „Dort werde ich mich erholen, bringen Sie mich weg, bringen Sie mich sobald als möglich weg!" . . . . . Einen Tag nachher hat er sich an mich mit derselben Bitte gewendet, und er wurde weggebracht, nur nicht an den Don, sondern in das — Massengrab.

— Wie schon erwähnt, man hat mir deshalb Ausstellungen gemacht, daß ich Schattenseiten des Krieges, bloß entsetzliche Seiten zum Vorwurf genommen habe; ich antworte aber darauf, daß nicht wenige im höchsten Grade dramatische Sujets vorhanden waren, vor welchen ich direkt zurückgewichen bin, indem ich mich nicht im Stande fühlte, dieselben auf der Leinwand wieder zu geben. Mein Bruder, welcher beim General Skobeljew Ordonnanz war, wurde beim dritten Sturme auf Plewna getödtet, und nachdem der Ort, wo er fiel, vom Feinde bald besetzt wurde, konnte ich seinen Leichnam nicht bergen. — Als sich nach drei Monaten Plewna ergeben hatte, ging ich an jene Stelle und fand dieselbe mit Leichen der Gefallenen oder richtiger mit deren Skeletter bedeckt. So viel ich ihn auch suchen mochte, sah ich bloß überall mir entgegengrinsende Schädel und hie und da noch mit Hemden und Fetzten bekleidete Skelette, die mit den Händen irgendwo in die Ferne hinwiesen. Welcher von diesen war mein Bruder? Ich habe die Kleiderreste genau betrachtet, die Schädelknochen, die Augenhöhlen und . . . . . ich hielt es nicht aus: die Thränen flossen in Strömen und lange konnte ich dem lauten Weinen nicht Einhalt gebieten. Trotzdem setzte ich mich nieder, und entwarf eine Skizze dieser in vollen Sinne des Wortes an Dante's Bilder der Hölle erinnernden Stelle. Ein solches Bild mit meiner Gestalt inmitten aller dieser Skelette, dieselben auseinander werfend, wollte ich wiedergeben; aber sogar nach einem Jahre, nach zwei Jahren schnürten mir dieselben Thränen die Kehle zu, sobald ich mich an diese Leinwand machte, und sie ließen mich nicht fortsetzen — so daß ich nicht im Stande war, dieses Bild zu vollenden . . . . .

Zola und der „Idealismus" in Frankreich.

Im Moment, da die hochwohlweise Akademie zu Paris sich immer noch besinnt, ob Zola überhaupt ernst zu nehmen sei, revoltieren die jungen Kräfte Frankreichs bereits unter dem Gesichtspunkt gegen ihn, daß man ihn schon zu sehr als Papst ver-

göttert habe und daß die moderne französische Litteratur anfange, das Netz als Druck zu empfinden, in das der Zauberer des Realismus sie eingesponnen. Zola wird als „alt“ empfunden. Regen sich in dieser beginnenden Auflehnung echte junge Kräfte, neue Individualitäten, so wird es nur eine berechtigte Reaktion sein, die da einsetzt, — so bitter es auch Zola selbst treffen mag und so unbestritten nachhaltig groß und ernst jene ganze Bewegung gewesen ist, die sich schließlich in Zolas Namen vereinigte, obwohl er nur Einer in ihr war. Was man nur wünschen möchte, wäre eine Gegnerschaft, die sich selbst klar über ihr neues Ziel wäre. Was man sieht, ist bisheran zum größern Teil unklare Stürmerei, die, eben weil sie nicht weiß, was sie will, noch mit banalen Phrasen operiert. Eine der besseren Arbeiten veröffentlicht der „Mercure de Paris“. Wir wollen das Wichtigste daraus hier weitergeben, obwohl die Phrase gelegentlich auch hier noch faustdick ist.

„In einer kürzlich gehaltenen Rede „an die Jugend“ heißt es da, bestrebt sich Emile Zola, den Idealismus mit ruhigen Blicken zu betrachten, dem Ungeheuer zu schmeicheln, es zu liebkosen, es ohne zu großen Schauder zu sehen, es zu studieren, seine äußere Erscheinung zu beobachten, kurz sich mit ihm bekannt zu machen, ehe er darüber herfällt. Und er giebt von dem Ideal eine ungewöhnliche Erklärung, die ein lebhaftes Licht auf die positive Seele wirft: plötzlich schonungslos wird ein geistiger Zustand offenbart, dessen ganze Massigkeit wir nicht ahnten. Nichts geht über Freimut, wenn es nämlich solcher ist. Für Zola ist das Ideal nichts anderes als das Unerklärte. Zola scheidet die Welt in zwei Hälften; die eine bekannt, durch die Wissenschaft erleuchtet, welche deren Gesetze entdeckt und die Erscheinungen katalogisiert hat; die andere unbekannt, sei es, daß die Wissenschaft sie noch nicht erforscht habe, sei es, daß sie jenem oft erwähnten Kreis des Unbegreifbaren angehöre, welchem der menschliche Verstand, seiner Natur nach, sich niemals nähern kann. Die erstere Hälfte ist bestimmt, sich immer mehr zu erweitern, in dem Maße wie die Entdeckungen sich mehren; die zweite, sich immer mehr zu verengen, da die Zunahme jener andern auf ihre Kosten geschieht. Das bekannte Weltall, das ist das Feld des Positivismus und demzufolge das des Naturalismus; das unbekannte Weltall — Zola sagt, das noch unerklärte — ist das Gebiet der Metaphysik und, in der Litteratur, des Idealismus. Man sieht, wie Zola sich dies zu Nutz macht. „Ihr jungen Leute!“ ruft er mit voller Berechtigung aus, „was habt Ihr davon, Euch mit jenem Unerklärten abzugeben, das gar kein Interesse bietet? Werft Euch auf das Feld des Bekannten, bearbeitet es, es wird Euch erstaunenswerte Ernten gewähren, wahrhaftiges Brot, und nicht bloß Dunst und Traum. Harret außerdem der Jahrhunderte; Euer Feld wird sich stets vergrößern, es wird endlich das ganze Weltall umfassen, es wird nicht einmal mehr Raum bleiben für das Ideal, das Ideal, welches nie etwas anderes sein wird als die Ohnmacht, der Wahnwitz!“ Das wäre ganz schön; unglücklicherweise aber ist das Ideal durchaus nicht, was Zola glaubt. Selbst wenn am Ende der Zeiten die Wissenschaft alles entdeckt hätte, was es zu entdecken giebt, wenn das Universum, das All wie eine Beute zu ihren Füßen läge, wenn dem Geist des allwissenden Menschen nichts mehr unbekannt wäre, wenn es keine Schwelle vor dem Geheimnis mehr gäbe, keinen Abgrund des Unerkennbaren, wenn nicht mehr Raum für die Metaphysik bliebe, weil alles Physik geworden, wenn vom Gebäude des Möglichen kein Stein mehr auf dem andern läge, selbst wenn die Wissenschaft — nachdem sie alles analysiert, das Gesetz jeden Dinges gefunden hat, fähig geworden, die Zukunft bis zum Höhepunkt der Ewigkeit zu berechnen — zur Wahrheit geworden wäre, zur einzigen, unmeßbaren, nie zu erschütternden Wahrheit, selbst wenn dem so wäre, würde dennoch immer dies reale Universum einhüllend, durchtränkend, erklärend — aber weit realer als dasselbe — die „Idee“ fortbestehen, davon jenes nur eine machtlose, erbärmliche Hieroglyphe wäre. Denn das Ideal ist nicht das Unerforschte, Unbekannte, Ungewisse, das „Mysterium“ — in dem Sinn wie der Positivismus dies Wort versteht. Das Universum ist nicht in zwei Gebiete geteilt: ein ausgemessenes, gewogenes, abgeschätztes, auf dem Kataster der Wissenschaft figurierend, mit seinen Gesetzen, seinem Wert, in benannten Zahlen bezeichnet; und ein Gebiet von Urwäldern, über welches der Pflug noch nicht gegangen, dessen Geographie den Mutmaßungen überlassen ist, das noch seine Legenden hat, aber in das die kühnen Pioniere der Eroberung nach und nach eindringen werden, ihm seine Provinzen eine nach der andern entreißend, um jene erstere Domäne abzurunden, die der Wissenschaft, der Civilisation. O nein, so ist es nicht! Dies unerforschte Land ist ebenso positiv wie das uns bereits bekannte. Wenn wir dessen Gesetze noch nicht bündig abgefaßt haben, folgt daraus, daß es dem Wesen nach ein anderes

sei? Das Ideal ist mit nichten ein Teil — der noch unerklärte Teil — der positiven Welt: es ist „eine andre Welt“. Jeder Gegenstand, und sei es der geringste, sei es der unreinste, der Schmutz der Straße wie der Stern des Himmels, der klopfende Puls einer Prostituierten wie das seraphische Herz der Engel — kann von zwei Seiten betrachtet werden: insofern jedes Ding real ist, seinen Wert an sich hat, oder insofern es die Darstellung eines Gedankens, eines Gefühls, einer Empfindung, eines Wollens ist, nur von Wert als Bild, als Symbol, als Zeichen für irgend etwas im Ich, welches sich auszudrücken strebt und es nur durch ein dem äußeren Entliehenes vermag. Mit andern Worten: jeder Gegenstand bietet sich unter zwei Gesichtspunkten dar: unter dem materiellen und dem idealen. Es giebt also ganz entschieden zwei Welten: die eine die Welt der Erscheinungen, welche die Seele durch die Sinne berührt und sich in unmittelbare Vorstellungen umsetzt; die andre intuitiv, ein Erzeugnis der Seele, um sich zu übertragen die Formen der ersteren entlehnt, welche alsdann nicht mehr einfache Erscheinungen, sondern Symbole sind. Die materielle Welt wirkt von außen nach innen, die ideale Welt von innen wieder nach innen auf dem Wege durch die Außenwelt. Es folgt daraus, daß Realismus und Idealismus zwei verschiedene Geistesrichtungen sind, zwei Arten das Leben anzuschauen, und demzufolge das Kunstwerk zu schaffen: die eine zerlegend und relativ, die andre zusammensetzend und absolut. Die Ueberlegenheit dieser über jene geht aus den Bedingungen ihres Verfahres selbst hervor. Begreift man nun den Irrtum Zolas, die Jugend vor dem Ideal zu warnen, das für ihn gleich bedeutend mit Illuminismus, wo nicht gar mit Bigotterie ist? Religion! Metaphysik! Das ist nicht Idealismus, das hat nichts mit dem Idealismus zu thun. Man kann Idealist, und dennoch Atheist oder Skeptiker sein. Man kann von allen Aberglauben, oder von allen Hypthesen der Systeme durchdrungen, und zugleich ein entsetzlicher Positivist sein. Man höre doch endlich auf, das Wiedererwachen des Idealismus als einen Rückschritt zu bezeichnen. Der Idealismus des zwanzigsten Jahrhunderts wird nicht der des Mittelalters, nicht einmal der der Alexandriner sein. Zola nehme es nicht übel: dieser Idealismus wird weit fortgeschrittener, weit moderner, weit *wissenschaftlicher* als sein Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts sein. Komisch ist es, daß eine große Anzahl Geister sich einbilden, Idealisten zu sein, während sie in tiefer Unwissenheit darüber sind, was eigentlich Idealismus ist. Da haben wir z. B., Pierre Loti. In seiner akademischen Rede giebt er sich als einen Verfechter des Idealismus gegenüber dem überhand nehmenden Naturalismus. Ah, Sie dürfen lachen, Herr Zola! Der Unglückliche hat keine Ahnung davon, daß er noch realistischer ist als Sie. Er glaubt vielleicht, es genüge die Welt blau und rosig, anstatt schwarz und blutrot zu sehen, Sonnenaufgänge über dem Ozean und Mondaufgänge am indigofarbenen Himmel zu schildern, anstatt das Innere der Bergwerke oder die Käsetische der „Hallen“ vor uns zu entfalten. Er glaubt, das genüge, um in Idealismus zu machen! Pierre Loti ist ein Realist, denn sein Verfahren ist immer dasselbe unmittelbare, ohne Blick für das darüberhinaus oder tiefer Liegende. Was er sieht schildert er, *wie* er es sieht, und *um* es zu schildern. Darum daß seine Schilderungen anmutig und die Ihrigen entsetzlich sind, ist seine Kunst nicht andrer Art. Ich sage sogar, er ist realistischer als Sie, denn er hat weniger Ideengehalt. Nirgends empfängt man bei ihm jenen höheren Eindruck, der sich aus einer Gesamtheit von Thatsachen ablöst und ein neues Etwas hervorbringt. das zu unsrer Freude uns zuweilen auf gewissen Umwegen Ihrer Werke entgegentritt, das man Ihre Romantik genannt hat, und das wir — denn wir lieben Sie trotz allem — Ihren unbewußten Idealismus nennen wollen. Haben Sie dem Idealismus nicht selbst eine Thür aufgethan, als Sie den Ausdruck gebrauchten: „Die Natur, durch eine Seelenstimmung hindurch betrachtet“ —? Aendern wir ein weniges daran, sagen wir nicht „durch etwas hindurch betrachtet“, worin stets eine Entstellung, Vergrößerung, Unwahrheit liegt; sprechen wir auch nicht von „Seelen*stimmung*“, was auf körperliche Unvollkommenheit, Krankheit, Verschrobenheit deuten kann. Aendern wir eine Kleinigkeit, und wir haben eine mögliche Defination des Ideals. „Das Ideal ist die durch eine Seele sublimierte Natur.“ Wohl verstanden, Natur ist hier im allgemeinsten, im erhabensten Sinn genommen: was da *ist* die Substanz, die Menschheit, das Leben. Das Leben — das ist der rechte Ausdruck, und ich würde willig diese Version annehmen: „Das Ideal ist das durch die Seele sublimierte Leben.“ — Hören wir Remy de Gourmont: „Schopenhauer faßt die durch Kant aufgestellten Prinzipien des Idealismus also zusammen: „Der größte Dienst, welchen Kant uns geleistet hat, ist seine Unterscheidung zwischen der Erscheinung und dem Ding an sich, zwischen dem was *scheint*

und dem was i s t; er hat gezeigt, daß zwischen dem Ding und uns immer die Auffassungskraft steht, und daß es folglich von uns nie so erkannt werden kann, wie es ist." Kant, der Theoretiker des Idealismus, ist nicht dessen Finder; Plato war streng idealistisch. Dionysius, der Areopagit, that den Ausspruch: „Wir kennen Gott nicht wie er ist, und Gott kennt uns nicht wie wir sind.„ Auch die Realisten des Mittelalters bekannten die schmerzliche Beschränktheit aller Erkenntnis; daß jeder Begriff nur scheinbar, daß die wahre Realität unerfaßbar für die Sinne wie für das Verständnis ist. „Die logischen Folgerungen aus diesen Aphorismen sind klar: man erkennt nichts als seine eigene Intelligenz, als sich selbst, die einzige Realität, die specielle und einzige Welt, welche das Ich in sich trägt, ein Werkzeug, umgestaltet, entkräftet, neugeschaffen je nach seiner persönlichen Thätigkeit; nichts bewegt sich außerhalb des erkennenden Subjekts; alles was ich denke ist wirklich; die einzige Realität ist der Gedanke." — Und Charles Morian sagt: „Es ist jedoch das Erzittern des Lebens selbst, was die Kunst verewigt, aber eines in dem Heim seines Gehirns zugleich konzentrierten und verherrlichten Lebens. Was denn jedem Künstler vorschreibt, die knechtische Nachahmung des Sichtbaren zu fliehen, und jedem Dichter die Notwendigkeit, zu symbolisieren. Nur durch das Symbol ist jene Intensität des Lebens, die keine geschriebene Nachahmung je erreichen würde, zu kondensieren, und kann sie von andern erfaßt werden. Die Lebenswahrheit bleibt also das Ziel, die Nahrung und der Ruhm der Kunst; aber nicht die unvermittelte Wahrheit der gemeinen Aufrichtigkeit wie bei einem eidlichen Zeugnis vor Gericht, oder die eines Reporters, oder selbst die einer leidenschaftlichen, oder einer psychologischen Untersuchung." — Lassen wir Minsky, dem idealistischen russischen Dichter das Wort: Er stellt sich den Schöpfer vor, wie er die Welt erschafft, zuerst die Gestirne, dann alles, was Leben hat, dann den Menschen, und die Legionen der Engel, und die Seraphim, schließlich — das Ideal! Und indem er sein letztes Werk betrachtet, sieht der Schöpfer, daß es wunderbar ist, und vollkommen, wie er selbst. Da, von Eifersucht gepeinigt, ergreift er das Ideal, schleudert es in den Abgrund, häuft alles darauf, was ihm vom Chaos geblieben, und spricht zu den Engeln und Seraphim: „Haltet es in Gewahrsam! Möge es dort schmachten ewiglich, bis etwa einstmals das Unmögliche sich erfüllet, bis das unvollkommenste der von mir erschaffenen intelligenten Wesen, der Mensch, etwas hervorbringen wird, das diesem Gebannten an Schönheit gleich ist." Das Leben der Welt beginnt. Inmitten der mannigfachen irdischen und himmlischen Klänge vernimmt der Künstler von ferne das Seufzen des eingekerkerten Ideals, seinen Ruf, welcher bis zu ihm dringt: Schaffe, befreie mich! Der Künstler schafft in wildem Eifer Bilder auf Bilder, immer schöner, immer vollkommener. Bei jeder neuen Anspannung seiner Kräfte meint er, der Gefangene müsse wieder erstehen zur Freiheit. Aber kaum ist ihm ein flüchtiger Blick auf ihn gewährt, so bemächtigt sich die Verzweiflung des Künstlers. Er begreift, wie nichtig und unvollkommen dem Ideal gegenüber seine Bilder sind. Und er schafft, er schafft immerfort . . . „O vermöchte ich, und wäre es nur ein einziges Mal, das vollkommene Bild hervorbringen!" — Albert Aurier endlich sagt: „Ein Kunstwerk ist ein neues Wesen, welches nicht nur eine Seele besitzt, sondern eine doppelte Seele, (die des Künstlers, und die der Natur Vater und Mutter.) Das einzige Mittel in ein Verständnis einzudringen ist die Liebe. Um Gott zu begreifen, muß man ihn lieben; um das Weib zu verstehen, muß man es lieben; das Verständnis richtet sich nach dem Maß der Liebe. Das einzige Mittel also, ein Kunstwerk aufzufassen ist, sich darein zu verlieben. Dies ist möglich, da das Kunstwerk ein beseeltes Wesen ist und seine Seele durch eine Sprache offenbart, welche man zu erlernen vermag Es ist sogar leichter, für ein Kunstwerk wahrhaftige Liebe zu fassen als für eine Frau, weil im Kunstwerk die Materie kaum vorhanden ist, und fast niemals die Liebe in Sinnlichkeit ausarten wird: Man wird diese Methode vielleicht Mystik nennen. Dann sage ich: Ja es i s t Mystizismus darin, und zwar d e r Mystizismus, welchen wir heut brauchen, und der allein unsere Gesellschaft vor der Verrohung, der Sinnlichkeit und dem Utilitarismus retten kann. Unsere edelsten Seelenfähigkeiten sind auf dem Wege abzusterben. In hundert Jahren werden wir tierische Geschöpfe sein, und unser einziges Ideal in der bequemen Befriedigung unserer leiblichen Bedürfnisse finden: wir werden durch die positive Wissenschaft zur reinen einfachen Tierheit zurückgeführt sein. Dem muß entgegengewirkt werden. Wir m ü s s e n wieder Mystiker werden. Wir müssen die L i e b e wieder lernen, die Quelle alles Verständnisses . . . Und gelingt uns das nicht, so mögen wir traurig, zu unseren Futtertrögen zurückkehren, und seufzend sprechen „Finis Galliae". In Ihrer nächsten Rede, mein Herr Zola, anstatt den jungen Leuten zuzurufen: „Arbeitet!" werden Sie wohlthun, ihnen den Rat zu geben:

„Denket!" Bis zu der Zeit, wo der kommen wird, welcher ihnen die rechte Parole erteilt — nicht die Parole Renans — sei unser höchstes Wort: „Liebet!"

Ein Abend in Paul Verlaines Gesellschaft.

„Tilskueren", die skandinavische Zeitschrift, veröffentlicht einen Artikel von Sophus Claussen über Paul Verlaine. An einem milden, feuchten Januarabend wandert Sophus mit einem Freunde nach dem gedrängt vollen Café „Soleil d' Or" im Pariser Quartier latin. Unter den matt brennenden Gasflammen nehmen sie neben den begabten Bohumien-Mitarbeitern des „Plume" Platz und singen und trinken Bier; die Luft ist von Fröhlichkeit und Genialität erfüllt, obwohl eine Tabakswolke alles einhüllt, und eines jeden Anzug feucht oder durchnäßt ist. Dies Café im Herzen des Quartiers latin ist das Königreich Verlaine. Der blutarme litterarische Held, welcher unter Vagabunden sein Nachtlager hat, „zu reich an Seele, um irdisches Gut über eine Stunde festzuhalten, zu groß und gut für die Akademie!" — wird von allen gekannt und geliebt. Paul Verlaine zeigt sich diesem Abend seinen Jüngern und Verehrern erst spät. Aber während wir ihn erwarten, tauchen wir bis über die Fingerspitzen unter in die Munterkeit um uns her. Dort drüben sehen wir Deschamps. den Herausgeber der „Plume", um dessen Lippen ein ausdrucksvolles Lächeln spielt; und hier und da ist auch das schöne Geschlecht vertreten. Aller Füße treten mit liebevollem Eifer den Takt zu dem Gesang, welcher geräuschvoll um uns her erschallt:

> Chantons, chantons comme Verlaine!
> Ent avant!
> Nous avons du talent!

Endlich erscheint auch Verlaine. Ein herrlicher Kopf! In seinem Antlitz Sorge „älter als die Flut", aber übrigens eine Haltung und Persönlichkeit, aus welcher so viel Leichtlebigkeit und stolzes Selbstbewußtsein spricht, daß man sogleich an irgend einen alten griechischen Philosophen denkt — an Sokrates, dem er in der That durch seine massige Stirn und die kleine aufgestülpte Nase gleicht. Von weißer Wäsche und zierlicher Kleidung weiß er nichts. Sein Rock sitzt ihm schief, zeigt ausgerissene Knopflöcher, zu denen die Knöpfe fehlen, und unter dem grauem Bart guckt ein durchaus nicht sauberes grauwollenes Hemd hervor. Er wird sofort der Mittelpunkt einer ihn vergötternden Menge. Ein 62jähriger Rotbart, mit einer Jünger-Miene, wie sie dem Simon der heil. Schrift zu eigen gewesen sein mag, bückt sich und reibt des Meisters Rücken mit den eigenen Rockschößen, denn der lange Philosophenmantel — das einzige anständige Kleidungsstück, welches Vater Verlaine trägt — ist mit zwei großen Flecken von Straßenschmutz bespritzt. Vater Verlaine achtet nicht weiter darauf, als daß er ab und zu die Achseln zuckt, wenn das Reinigungswerk zu gewaltsam wird: „So ist's genug, Bibi! nun ist's genug!" Schnell werden Sophus Claussen und sein Freund von Deschamps herbeigeführt, um diesem Löwen der Lyrik als ein paar dänische Bewunderer vorgestellt zu werden — Sophus Claussen mit einem ehrfurchtvollen Ernst als der „dänische Uebersetzer von Baudelaire", was ihn in verlegene Beschämung versetzt. Aber ach! Vater Verlaine weiß noch weniger von Dänemark als von reiner Wäsche. „Auch ich", bemerkt er höflich, „bin in Holland gewesen. Ich hielt Vorlesungen in Amsterdam — ein höchst liebenswürdiges Volk!" Vergebens suchen die beiden Dänen ihn zu berichtigen und seine Gedanken ein wenig nördlicher zu lotsen. Wenn sie nicht Holländer sind, „so sind sie doch immerhin Schweden." Eine lange begeisterte Unterhaltung über „Baudelaire" — und es ist Zeit, den „Saleil d' Or" zu verlassen. Dann geht es von Café zu Café, durch das Studentenquartier, und aus jedem werden sie durch die Polizeistunde vertrieben. Später, in einem kleinen Café über den Tisch gelehnt, erzählt er seinen „holländischen" Freunden einige amüsante Anekdoten. „Es ist da ein gutes Mädchen — eine alte Freundin", sagte er, mit den Armen gestikulierend, „das sich zuweilen meiner annimmt, mir reine Wäsche giebt und mich verteidigt, wenn die Leute schlecht von mir reden. ‚O, so arg ist es wirklich nicht mit ihm, er trägt doch einen hohen Hut!' Einmal sagt das Mädel zu mir: „Wie Sie Francois gleichen!' —

‚Meinen Sie Franz I?' fragte ich.

Nein, sie meinte François Coppée, meinen Kollegen, Mitglied der Akademie, und sie kannte auch den.

‚Er hat von Ihnen gesprochen.'

‚Von mir?' sagte ich.

‚Ja, von Ihnen,' antwortete dieser Backfisch, ‚denn er ist ganz und gar nicht stolz, wissen Sie'."

Ueber das nächste Drama von Dumas.

Jaques du Tillet für die „Revue bleue“ eine geistvolle, mit Grazie boshafte Causerie. Es heißt darin: Dumas neues Stück wird gleich den früheren die Beziehungen zwischen Mann und Frau behandeln, unter dem Gesichtspunkt des „Thiers“ aus der Apokalypse. Soll man sie tödten? Soll man sie heiraten? Soll man sie einem Anderen zum Weibe geben? Bis zu welchem Punkt soll — nach Beuque's drolligem Ausdruck — „die Jungfräulichkeit an eine andere Stelle versetzt werden?“ Dumas wird natürlich dem jungfräulichen Manne den Vorzug geben. Da er sich nie einer einzelnen Frau genähert hat, wird er die „Frau an sich“ besser als irgend Jemand kennen. Und damit die Belehrung an Tragweite gewinne, wird dem genannten Mann gegenüber ein „homme à femmes“ aufgestellt werden, ein entsetzliches und durchaus abstoßendes Wesen, und was noch erstaunlicher ist: der „die Damen“ garnicht zu nehmen versteht. Man sagt, daß man den Wald vor Bäumen nicht sähe; darauf könnte man erwidern: wenn man einen Wald ausbeutet, so thut man es der Bäume wegen, diese muß man sich zu nutze machen. Doch lassen wir Das auf sich beruhen. Also der hervorragende Mann wird über den anderen siegen. Aber Dies wird nur das Nebensächliche in Dumas Stück; es wird die Intrigue abgeben, das Mittel dessen er sich zur Entwickelung seiner These bedient. Der hauptsächliche, wesentliche Vorwurf wird in der energischen, kräftigen Entwickelung einer sittlichen Wahrheit bestehen. Dumas wird sich nicht darauf beschränken, sie zu verkünden; er wird sie unumstößlich beweisen, in drei oder vier Akten, denn der Zuschnitt auf fünf Akte ist nicht mehr nach dem Geschmack des Publikums. Ich kannte einen Einpauker zum Baccalaureat, welcher zu einem seiner Schäfchen sagte: „mein Herr, wollen sie mir in fünf Minuten das Dasein Gottes beweisen“. Dumas ist eigentlich wie ein Gott des alten Bundes; er bekehrt im Handumdrehen, und überzeugt nachdrücklich. Für einen derartigen Gott ist es schwer, den Ungläubigen die Möglichkeit der Seelenrettung zuzugestehen. Dumas wird seine Personen in zwei Kategorien teilen. Die Einen, — Die, welche denken wie Er, — werden mit allen Gnadengaben geschmückt erscheinen, sie werden die Jungfräulichen (unter den Männern) sein, oder sie werden (die Frauen) einen leichten, interessanten Makel haben. Sie werden eine unterschiedslose, gegen alles gesellschaftliche Uebereinkommen gleichgültige Tugend ausüben; wie ich höre, werden sie die Nützlichkeit, die Notwendigkeit von Handlungen predigen, welche mit dem gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft unvereinbar sind; sie werden jung, schön, vornehm, großmütig, voll sittlicher Strenge und Entsagung, und etwas wortreich sein. Die Anderen — Die, welche nicht wie Dumas denken, — werden arge Schufte sein. Die Männer werden . . . ihr besseres Selbst in zweideutigen Abenteuern verloren haben; sie werden niedrig, unzugänglich für höhere Wahrheiten sein. Die Frauen von einer selbstsüchtigen, wenig interessanten Weltklugheit. Man wird sich erinnern, daß Bouvard und Pécuchet, um Victor's Herz und Geist zu bilden, an den Wänden seines Zimmers Bilder aufhingen, welche das Leben des Guten und des Schlechten darstellten. „Der Gute, Adolphe, küßte seine Mutter, lernte Deutsch, half einem Blinden, und wurde in die Gewerbeschule aufgenommen. Der Schlimme, Eugène, war gleich zu Anfang seinem Vater ungehorsam, hatte einen Streit in einem Cafe, schlug seine Frau, fiel sinnlos betrunken hin, erbrach einen Geldschrank ein letztes Bild zeigt ihn im Bagno, wo ein von einem Knaben begleiteter Herr mit diesen Worten auf ihn weist: „Du siehst, mein Sohn, die Gefahren des schlechten Betragens“. Ich verwahre mich nicht dagegen, Dumas mit den Helden Flaubert's vergleichen zu wollen; ich will nur sagen, daß die Art und Weise, in welcher Dumas seine Gestalten schafft, — oder schaffen wird, da es sich um sein nächstes Stück handelt — seine Erörterungen und den Sieg seiner Theorien außerordentlich erleichtert. Er wird seine These mit bewunderns-würdiger Klarheit und Kraft darlegen. Nachdem das Problem aufgestellt ist, wird er es mit seltenem Freimut besprechen, indem er, ohne einen fortzulassen, die ernst zunehmenden Gründe für und gegen seinen Satz vorbringt. Nur daß die Gründe „für“ von Adolphe gegeben werden, und daß Eugène es ist, welcher die Gründe „dagegen“ ausspricht. So daß nach und nach, dem Publikum unbemerkt, die Personen an die Stelle der Argumente treten. Man wird sich nicht länger fragen, ob die Argumente Adolphe's gewichtiger als die Eugène's sind, sondern wer von Beiden Recht haben soll. Der Erstere ist gut, der Andere schlecht; wie könnte man zwischen ihnen schwanken? Und abermals wird Dumas Schlauheit, seine hohe Geschicklichkeit es dahin bringen, daß sein Publikum die ganz seltsame Entwicklung wünscht, welche Dumas ihm mundrecht machen will. Zweifelhafte, oder wenigstens fragwürdige Prämissen, durch eine sehr gewaltsame Logik entwickelt — um so zwingender, weil durch den oben genannten Kunstgriff das Urteil durch das Interesse ge-

stützt wird, welches die Personen erregen: gestützt und vielleicht vertreten. Braucht noch hinzugefügt zu werden, daß die Personen sämtlich wunderbar geistreich sein werden? Alle, sogar die Domestiken und die Figuranten, sie werden den Geist ihres Erzeugers besitzen, der ihn mit Gleichförmigkeit über alle seine Kinder verbreiten wird. Und dieser Geist wird von besonderer Art sein. Nicht der Geist die Situation, sondern in hervorragender Weise der der Bühne, dessen Form häufig packender als der Sinn tief ist. Er wird in „Worten" bestehen; diese Worte werden große Wirkung thun, zunächst weil vortefflich gewählt, und dann weil in sich selbst gediegen, auch abgesehen von der Scene, worin sie vorkommen; ebenso wertvoll außerhalb der Bühne wie auf derselben. Die Form wird, wie gesagt, ergreifend sein. Sie wird größtenteils die antithetische sein. Das Muster dazu ist das berühmte Wort über die Liebe in l'Ami des Femmes: „Die Liebe ist es, welche zu großen Handlungen begeistert . . . Und die an ihrer Ausführung hindert". Das Verfahren ist, wie man sieht, sehr einfach: Die Behauptung einer unbestreitbaren Wahrheit, verneint durch ein Paradoxon, welches dann das Aussehen der Wahrheit annimmt. Es kommt nur darauf an, die Wahrheit und das Paradoxon zu finden, die Sache im lebhaften Styl abzufassen . . . und überhaupt so geistreich wie Dumas zu sein. Dies neue Stück wird in der seltsamen Welt spielen, welche unter dem Namen der „Welt Dumas" bekannt ist. Man wird darin höchst vornehme Damen sehen, ein Erbteil von Dumas Père; Souveräne chimärischer Fürstentümer, wunderliche große Herren, unwahrscheinliche junge Mädchen und junge Leute, welche nie ihrer Mutter von der Seite gekommen sind. Diese Persönlichkeiten werden nur durch sehr schwache Fäden mit der Wirklichkeit zusammenhängen; oft werden sie nur eine Art Abstraktionen sein: das Laster, die Tugend, die Keuschheit, das Vergehen. Aber durch ein Wunder von Geschicklichkeit, und dadurch daß, Dumas eben diese Personen einige gewöhnliche und alltägliche Handlungen des Daseins ausführen läßt, gelingt es ihm, denselben den Anschein der Bewegung und des Lebens zu geben. Vor Allem wird das Stück einen solchen Schwung, eine so kräftige Entwicklung haben, daß dem mit fortgerissenen Publikum keine Zeit zum innerlichen Widerspruch bleibt. Es wird zuweilen mit einigem Erstaunen zuhören, sich zuweilen aus seiner gewohnten Ruhe aufgestört fühlen, aber schließlich gewonnen und unterjocht sein. Die Presse wird den gehörigen Enthusiasmus zeigen. Sarcey wird auseinandersetzen, wieso Dumas der Mann der Bühne ist. Lemoutre wird die starken und die schwachen Seiten der These von einander trennen, und sich das Vergnügen machen zu beweisen, daß die entgegengesetzte These ebenso gut verteidigt werden könne . . . Und die Anderen? . . . Unzufriedene, vielleicht Gereizte, und vielleicht Verführte werden sich in zahlreichen Artikeln Rechenschaft zu geben suchen über die Empfindungen, welche Dumas Stücke ihnen einflößen: Liebe oder Haß; aber sicherlich Leidenschaft!

Moralische Geschichten.

Hans Land. Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin. Verlag von Arthur Loewy 1893.

Fritz Rönninger hat es in den dreiundvierzig Jahren seines Lebens als einer der ersten Berliner Druckereibesitzer zu Geld und hohem Ansehen gebracht. Und nur nach Einem geht noch seine heimliche Sehnsucht, nach einer liebenden Gattin, die nicht ganz in steifleinener Alltagsmoral eingebunden ist. Ein großes starkes Wesen muß es vielmehr sein, erhaben genug, mit dem Mantel verzeihender Liebe eine Sünde seiner Vergangenheit zuzudecken. Als blutjunger Student hat Fritz Rönninger nämlich in bitterer Not einen Wechsel gefälscht und ist dafür mit einigen Monaten Gefängnis bestraft worden; gehört er deshalb nicht für immer zu den Ausgestoßenen, den Parias der Gesellschaft? Der Mann der verlorenen Ehre, der, wie es uns scheint, allerdings gar keinen so besonderen Grund zur Verbitterung und zur Anklage hat, da man ihm doch seine Schuld sichtbar gar nicht nachträgt, verliebt sich infolge seiner Sehnsucht in die kleine stolze Adele Taubert: siebzehn Jahre alt, über alle Maßen reich, geniales Künstlerblut in den Adern. Einige Zeit lang quälen sich die beiden nun so herum. Innerlich einander gar zu sehr zugethan, suchen sie sich auf alle mögliche Weise zu verletzen und zu beleidigen, wie das — der moderne Verfasser muß es schon verzeihen — besonders in den Romanen der Marlittschule an der Tagesordnung war. Da, eines Tages hört Adele von einer edlen That des gehaßten Geliebten. Er hat einem aus dem Gefängnis Entlassenen in seiner Druckerei eine Anstellung gegeben. Ueber so unerhörten Edelmut, der in der Welt ganz einzig und allein dasteht, gerät sie geradezu in einen Fieberwahnsinn der Begeisterung: — Wer — — wer — — wer, in aller Welt — außer ihm, hatte sie

ein Gleiches bis heute sehen lassen? Das war in einem Gewimmel kriechender Schächer ein Aufrechter und Freier. In einer Nation von Knechten ein lichter Fürst. In einer Welt von Sündern ein strahlender Heiland, . . . u. s. w. u. s. w. Wie eine ekstatische Nonne zu den Füßen ihres Seelenbräutigams, wirft sich Adele Taubert vor Fritz Rönninger hin und gesteht ihm ihre Liebe. Leider dauert dieser Wonnerausch nur kurze Zeit. Ebenso rasch, wie sie sich begeistert, so rasch ernüchtert sie sich auch, als der religiös inbrünstig verehrte Geliebte ihr seine Vergangenheit beichtet. Die begeisterte Jüngerin der Moral der Verzeihung, die Liebe und Duldung schlägt im Augenblick um, und entpuppt sich plötzlich als das gerade Entgegengesetzte: als die Vertreterin der bestdressierten philiströsen Ehrbarkeit. Kurz angebunden, ohne viel Federlesens, heißt sie ihren „lichten Fürst" sich packen, und dieser stürmt davon, voller Verzweiflung, mit der Welt fertig, die nie die Schuld von seinem sündigen Haupte nehmen wird, geht hin nach Monte Carlo, und verspielt in Gesellschaft liederlicher Dirnen rasch seine ganze Million: „man sagt, er wollte sterben." Adele scheint inzwischen gründlich mit ihrer ersten Liebe fertig geworden zu sein, und der Leser wundert sich einigermaßen, daß sie auf einmal wieder so aufgeregt wird, als sie von dem Verzweiflungstreiben Fritz Rönningers in Monte Carlo vernimmt. Sie läßt sich von einem neuen Halbgeliebten, dem Schriftsteller Gerhart Holm, ein Privatissimum vorlesen über die Frage, ob jemand, der schon einmal im Gefängnis gesessen, jemals wieder ein anständiger Mensch werden könne. Ausführlich setzt ihr Gerhart in eingehender Vorlesung auseinander, daß das allerdings der Fall sei, und das arme Mädchen hat nun die Folgen davon zu tragen, daß es nicht einige Wochen früher der „ethischen Gesellschaft" beigetreten ist und einen guten Leitartikel über den beregten Fall gelesen hat. Sie will ihr Unrecht wieder gut machen, den Davongejagten um Verzeihung bitten, aber zu spät! Unter grausen Verfluchungen ihrer Hartherzigkeit und Lieblosigkeit hat sich Fritz Rönninger ein, zwei Tage vorher gerade noch erschossen und Adele läßt sich, halb wahnsinnig geworden, noch einmal von Gerhart Holm leidenschaftlich küssen und stürzt sich alsdann ins Wasser. Der Roman macht den Eindruck, als ob er zunächst mehr aus dem Kopf, als aus einer rein künstlerischen Anschauung heraus entsprungen sei. Die Handlung scheint mehr zur Erläuterung einer Tendenz erfunden zu sein, anstatt, daß sich starke Phantasievorstellungen zu einer Idee krystallisierten. Es fehlt den Gestalten ein organischer Zusammenhang, eine verständliche Psychologie und sie sind aus verschiedenen Stücken zusammengeleimt. Auch die Handlung macht zu Schluß allerhand kuriose Wendungen. Die Erzählung von dem seltsamen Verhältnis der Heldin zu dem Schriftsteller Holm steht in gar keinem rechten Verhältnis zu der Haupthandlung und nimmt sich wie der Anfang eines ganz neuen Romans aus, der zum Schluß gewaltsam in den eigentlichen Roman wieder zurückgeführt wird. Und wie soll man ein weibliches Wesen verstehen, welches aus furchtbarem Schmerz über den Tod ihres Geliebten ins Wasser läuft, vorher aber noch einem Freunde aufs Zimmer stürzt und von diesem sich abküssen läßt. Eine sehr dämonische Dichternatur von Shakespearescher Beanlagung könnte uns eine solche Nachtseite der menschlichen Natur begreiflich machen, aber hier wirkt das Ganze nur befremdlich; auch diese Scene ist gewaltsam eingefügt, vielleicht weil Hans Land während des Schreibens des Romanes die von ihm citierte Skizze von Neruda gelesen hat und unter dem Druck der Nachempfindung nun auch so etwas „Wildes" hat einfügen wollen. Es ist nicht recht begreiflich, daß sich die Heldin so über alle Maßen ekstatisch über den Edelmut des Herrn Rönninger verzücken und doch wieder so engherzig sein kann, wie sie es ist. Diese Engherzigkeit ist doch eigentlich ebenso wenig wie die des alten Taubert imstande, eine solche That als groß zu empfinden. Und recht glaublich erscheint es auch nicht, daß der Held der Geschichte, der vorwiegend als sehr thatkräftig und praktisch geschildert wird, um eines Korbes willen in so kopflose Verzweiflung gerät, wie ein jugendlicher Liebesschwärmer. Tragische Schlüsse wie der Schluß dieses Romanes haben immer etwas Abgeschmacktes an sich. Hätte Fritz Rönninger etwas mehr Glück im Spiel gehabt, hätte die Million noch für zwei oder drei Tage gereicht, dann wäre wohl noch alles glücklich abgelaufen. Zufälle mehr als Notwendigkeiten führen den Tod herbei. Hans Land kann sich ja allerdings auf „Romeo und Julie" berufen, aber die Mängel einer großen Dichtung soll man nicht nachahmen. Mit seiner Tendenz rennt der Verfasser offene Thüren ein, und er macht ein lautes Wesen von der Ethik, als wenn er Mitglied irgend eines Vereins für neue Sittlichkeit wäre. Da fühlt man sich auch wohl als Christus und Welterlöser, wenn man einem Armen einen Groschen in die Hand drückt und ein paar Grundsätze über wahre Sittlichkeit vom Stapel läßt, die noch niemand bezweifelt hat. Nur in unserer Zeit

der ethischen und moralischen Phrasen kann man von dem Edelmute Fritz Rönningers einem entlassenen Sträfling gegenüber ein so wunderliches Aufsehen machen, darüber in so unglaubliche Begeisterung ausbrechen. Aber diese Bewunderung sieht merkwürdig nach Selbstgerechtigkeit aus, nach staunender Verzücktheit über die sittliche Herrlichkeit der eigenen Person. Ist denn die That des Helden wirklich so etwas Großes? Nein, so leicht wollen wir die Ethik doch nicht nehmen. Es giebt in Deutschland eine ganze Masse von Vereinen für entlassene Gefangene, und vergebens sucht uns Hans Land zu suggerieren, daß seine Idee vom Mitleid gegen diese Armen eine ganz unerhörte funkelnagelneue Idee der Sittlichkeit bilde. Glücklicher Weise nicht.

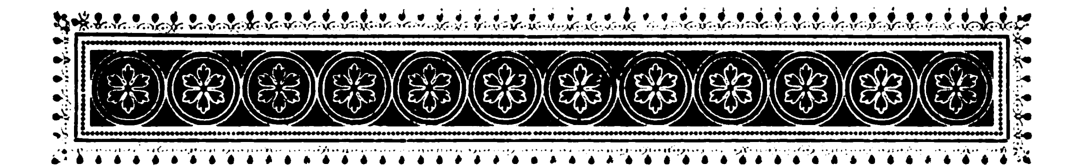
Ein neues Buch von Tolstoi.

Unter dem Titel: „Le royaume de Dieu au dedans de nous" wird ein neues Werk von Tolstoi in französischer und englischer Sprache gleichzeitig erscheinen. In russischer Sprache dagegen nicht. Der Verfasser greift darin die Justiz seines Landes scharf an und giebt ergreifende Schilderungen der Lage russischer Bauern.



Nachdruck des Gesamtinhalts verboten.

Verantwortlich für die Redaction: In Vertretung: Julius Hart, Friedrichshagen.
Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewss, Magdeburg.



Dämon Kleist.

Von

Georg Hirschfeld.

(Schluß.)

IX.

Luft . . . . Ein Ausbruch war gekommen. Er fühlte den lastenden Druck nicht mehr, all' jene dunkelen Schatten hatten sich zu einem Lichtpunkt zusammengedrängt — er wußte, was ihn aus diesem Licht anblickte. Das Traumbild in Wirklichkeit umsetzen, die Sehnsucht zur That werden lassen. — schreiben — das war jetzt Rettung. Und es mußte Gestalt annehmen können, was er so klar, so innig empfand. Ein großer Wurf — und alles. Die düstere Jugend, seine Leiden, der eben überstandene Kampf — alles schien ihm nunmehr als die notwendigste Schule, um sich dem Gegenstande seiner Sehnsucht nähern zu können. Sah er nicht schon jedes Ereignis, jeden Gedanken der künftigen Dichtung vollendet vor sich? Und hatte ihm Kleist, als er dem Träumer einen Lorbeerkranz darbot, nicht Anteil, Beziehung zugesichert? Riß auch der Kranz ihn zum Abgrund hinab, in die dunkele Gruft am Wannsee — gleichviel — galt es doch ihm, und hatte er nur erst sein Lied vom Herzen heruntergesungen, wollte er ihm willig hinabfolgen. Schlafen bei ihm — Wonne über alles hinaus. Schlafen bei ihm. Er senkte das Haupt, dann aber erhob er es trotzig. Er hatte noch kein Recht dazu — früh oder spät, der Ausgang kam — erst aber mußte sein Lied kommen. Wie sie staunen, wie sie ihn bewundern würden, die Suse, den Träumer, wenn er ihnen sein Werk entgegenbrächte. Er dachte nicht an Triumph, nur an Genugthuung. Umsonst gelebt war das Schicksal so vieler — umsonst gelitten durfte nicht sein Schicksal sein.

Wilhelm eilte in sein Zimmer, um die aufstürmenden Gedanken sogleich festhalten zu können. Zu seinem Mißvergnügen sah er Ekkard ihn dort erwarten. Hastig stieß er hervor: „Thu' mir die Liebe . . . . geh' raus.“ Ekkard hielt diese Worte für eine nochmalige, schroffere Zurückweisung, Zorn wallte in ihm auf, und hinausgehend warf er die Thür schallend ins Schloß. Wilhelm achtete nicht darauf; in nervöser Besorgnis, von seinen Gedanken abgelenkt werden zu können, schloß er die Augen, hielt sich die Ohren zu und setzte sich so an den Arbeitstisch. Er griff nicht gleich zur Feder — er wollte nur ordnen, nur denken. Bald kamen all' seine Träume wieder, er fühlte zum anderen Male das grauenhaft bestrickende Einsamkeitsgefühl, welches er damals empfand, als er im Schneegestöber von dem Begräbnis des Vaters zurückkehrte. Es war eine Stimmung der Tragödie günstig. Kleist selbst her-

aufzubeschwören, brauchte er nur seine sonderbare Zeichnung hervorzuholen, zu betrachten und in Leben umzusetzen. Doch heute schon machte sein Entwurf eine Wandlung durch — aus dem phantastischen Gedichte, das er bisher geplant, entschloß er sich ein Lebensbild umzuschaffen, und die Gestalten der Kleistischen Dichtungen, welche er erst in einem Traumbild erscheinen lassen wollte, traten völlig vor der Gestalt des Dichters zurück. Er wollte einen Kleist geben, daß man ihn leben sehen sollte in seiner rührenden Menschlichkeit und doch in jedem Blick, in jeder That den Dichter des Prinzen von Homburg, des Käthchens und der Penthesilea erblicken. War die Aufgabe nicht so riesengroß, hätte sie ihn nicht so erfüllt. Und er, der das von ihm selbst verachtete Festgedicht ausgenommen, noch nichts produziert hatte, er erhielt jetzt die jede Dichterkraft übersteigende Aufgabe vor Augen, auch nicht den leisesten Zweifel an seinem Können. Was er empfand, mußte er auch geben — mit dieser Ueberzeugung fiel jeder Zweifel für ihn fort. Und wenn er sich dann vorstellte, welchen Genuß ihm das fertige Werk, welche Genugthung es ihm bringen würde, da fühlte er nur den einen heißen Wunsch, es ganz und vollendet zu sehen und dann wieder der „Sehnsucht" sich hingeben zu können. Sehnsucht. Ihm war, als hörte er Wellen rauschen, als sähe er in eine weite lichtvolle Fläche. War es ein See? Ihn fröstelte, und er erhob sich. Ein stechender Schmerz durchzog sein Hirn, er beschloß die Arbeit noch ruhen zu lassen und ins Freie zu gehen. Als er sich der Thür näherte, pochte es draußen. Er blieb stehen, sagte halblaut: „Herein." „Darf man —?" „Bitte." Martha trat ein. Er fuhr zusammen.

„Entschuldigen Sie, daß ich störe, Wilhelm . . . um Gotteswillen, was ist mit Ihrer Stirn?!" Wilhelm trat rasch vor den Spiegel. Er hatte während des leidenschaftlichen Nachdenkens einige Male gegen seine Wunde geschlagen — die Stirn war ganz mit Blut bedeckt, ein häßlicher Anblick. „Ach — — erschrecken Sie sich nicht . . . ich wasch' mich bloß . . . Er griff in den Wasserkrug und netzte die brennende Stirn. „Sie müssen aber den Verband umlegen," drängte Martha. „Mama ist ausgegangen, sonst hätte sie Ihnen den Verband selbst gebracht." Sie wollte offenbar ihren Besuch in dem Zimmer eines jungen Mannes erklären — Wilhelm verstand sie und sah sie an. — „Wollen Sie sich setzen? Oder sind Sie auch böse mit mir?" „Wer ist denn böse mit Ihnen?" „Haben Sie nicht gehört, was Ihr Vater mir vorhin gesagt hat?" „Nein . . . Wenn er etwas heftig war . . . Sie hätten doch vorsichtig sein müssen." „Gewiß. Wenn ich noch wenigstens verrückt wäre. Aber der Geheimrat hat ja das Gegenteil gesagt." „Sie wissen doch, wie mein Vater alles für Sie gethan hat, Wilhelm . . ." „Ja. Bin ich denn undankbar? Muß man denn seinen Dank tagtäglich aussprechen? Ich kann's nicht . ." „Das sollen Sie auch nicht, Wilhelm. Sie sollten sich nur ein klein wenig herzlicher geben." „Herzlicher?" „Ja. — Sie müssen mich recht . . ich . . trau mir zu, daß ich Sie verstehe . . . vielleicht besser wie die anderen . . . . aber man muß doch auch ein bißchen mit seiner Umgebung rechnen." „Thun Sie das?" „Ja." „Wie machen Sie das?" „Man sieht Fehler, ohne gleich zu verurteilen. Man nimmt unverdiente Dinge an, weil man fühlt, daß man sie verdient. Nicht?" „Ja — ich verdiene das alles nicht — Sie haben recht. Hat mich denn Ihr Vater gekannt? Ich meine, so genau gekannt, daß er mich in sein Haus aufnehmen konnte? — Wenn er sein Haus wirklich so hoch hält . . . . Jetzt hat er mich — und auf die Straße setzen kann er mich auch nicht. Er hätte doch vorsichtiger sein müssen . . ." „Sie geben sich so,

wie Sie sind, Wilhelm. Ich weiß. Und es ist wunderschön, wenn man solchen Menschen begegnet. Aber ich glaube . . . solche Menschen haben auch am meisten — durchzumachen." „Aber soll man deswegen — anders sein?" „Nein . . . man kann, dächt' ich, den Mut haben, zu sein, was man ist, und die Einsicht — zu denken, was man ist." „Sie denken wohl viel über so etwas nach?" „Ich habe ja Zeit dazu." „Sie sind so oft krank —" „Ich bin krank. — — Aber Sie finden es doch nicht merkwürdig, daß ich hier bei Ihnen sitze, Wilhelm?" „O . ." „Sehen Sie, wie Sie gekommen sind, Wilhelm . . mein Vater hatte uns alle darauf vorbereitet, wie mitgenommen von Ihrem Unglück Sie aussehen würden. Und nun, da Sie kamen, war es grade das — Gegenteil. Sie dürfen nicht zuviel von solchen einfachen Menschen verlangen, Wilhelm. Als meine Eltern und meine Geschwister Sie so ruhig — verzeihen Sie — so — unbedeutend sahen, da hielten sie Sie eben auch für unbedeutend. Das war doch ganz natürlich." „Und Sie?" „Ich . . . ich war nicht überrascht. Ich wußte ja, was Sie erlebt hatten. Solche Erfahrungen ändern nicht das Gesicht, die ändern vielleicht das Herz. Aber seien Sie trotzdem nicht bitter gegen meine Eltern, Wilhelm. Es ist kein Grund. Wirklich. Wenn Sie sie nur nehmen wollten, wie sie sind . . . . Sehen Sie, es wäre für meinen Vater ein recht großer Schmerz, wenn er wüßte, was ich hier zu Ihnen sage. Er glaubt eben meine Gedanken ebenso gut zu kennen, wie Gretens und Ekkards. Grete hat noch nie selbständig denken brauchen — aber Ekkard — Ekkard denkt." „Ich weiß." „Er ist ein guter Mensch — die Güte reicht leider nicht für alles aus . . . aber ich weiß, was er Ihnen sein wollte, wie ehrlich er mit Ihnen war — in seiner unbeholfenen Art so hat er sich Ihnen genähert — und Sie haben ihn zurückgewiesen . . . Sie mußten ihn wohl zurückweisen . . . Aber weinen Sie denn — —? Nicht doch — Sie regen uns beide damit auf! Nicht doch, Wilhelm!" — — — —

Er starrte sie traumverloren an, dann fragte er sie: „Kennen Sie Kleist?" „Wie kommen Sie darauf? . . . . . Ja — ich habe Kleist gelesen. Mein Vater hat ihn mir zwar weggenommen —" „Weggenommen?" „— — Es ist merkwürdig, wie Sie plötzlich auf die Fr ge kommen. Wirklich . . . Kleist bietet mir mehr — als alle anderen." „Martha!!!" „Ich möchte gehen, Wilhelm . . . Sie sind so aufgeregt . . ." „Nein . . . . was . . . bleiben Sie jetzt . . . . Sie wissen ja nicht . . . . Martha . . . ." Sie sah ihm weit vorgebeugt in die Augen: „Liegt da Ihr Geheimnis?" — „Sie haben das Bild gesehen —" „Von dem Walter erzählt hat? Nein. Aber ich wußte, daß Sie etwas haben . . ." „Haben?" „Ja. Was Sie erhebt."

Nun sprach er ihr von der Dichtung, die ihn erfüllte.

Sie hörte ihm anfangs erstaunt, dann aber leuchtenden Blickes zu. „Werden Sie das können, Wilhelm? Das wäre prachtvoll. Das wäre sicher ein Ausweg für Sie. Zu solcher Aussprache kommen . . . das wünschte ich Ihnen!" „Ich muß dazu kommen. Ich hab' es schon fertig." „Sie meinen — innerlich?" „Ja." „Und wie wollen Sie es ausführen?" „Ich will Kleist geben, wie ich ihn gesehen habe. Ich habe ihn nämlich gesehen."

Er erzählte ihr sein Traumbild.

Sie sah schweigend vor sich hin. „Wilhelm," sagte sie dann, „der Traum muß wohl das alles in Ihnen geweckt haben." „Der Traum oder Kleist." „Wenn beides nun dasselbe ist — — — Sie haben Ursache, darin Beziehungen zu sehen. Was werden Sie aber thun, wenn Ihr Drama — fertig

ist?" „Dann nichts mehr." Sie stand auf. „Mut!" sagte sie und bot ihm die Hand. „Martha," flüsterte er, „wollen Sie es lesen — wenn es fertig ist?" Sie trat ihm näher. „Wenn Sie darin geben können, was Sie mir eben angedeutet haben, Wilhelm — dann werden nicht Sie nur Freude daran haben, andere auch." „Sie?! Ach sagen Sie mir das . . ." er hielt ihre Hand fest. „Es kann — großartig werden, Wilhelm." „Sagen Sie doch, es wird!" „Ja wenn Worte geben können, was Kleist fühlt. Ich hatte bis jetzt eigentlich das Herz bei Ihnen gesucht — ich meine . . . . Nun seh' ich, daß alles bei Ihnen aus dem Herzen kommt. Aber wenn ich Ihnen raten darf, Wilhelm, — folgen Sie nur noch ein klein wenig dem Verstande. Dann werden Sie sicher den Sieg haben. Sicher. Und dann wird Ihr Kleist das — was er werden muß." „Daran glauben Sie?" Sie lächelte: „Ich bin etwas vorsichtig geworden. Vielleicht zu vorsichtig. — Ich hoffe das. Er richtete sich hoch auf. „Nun möcht ich schreiben!" „Versuchen!" „Martha — es ist . . . es ist wunderbar, wie manche zusammengeführt werden . . . es ist wunderbar . . . fühlen Sie das nicht auch? Für mich hier jemanden zu finden . . . hier . . . dem ich nicht — dankbar sein brauche —" „Wilhelm." „Ach — jetzt möcht ich schreiben! Auf Wiedersehen! Warum kamen Sie doch zu mir rein vorhin —?" „Um Ihnen den Verband zu bringen."

X.

Im Korridor begegnete Martha ihrer Schwester. „Aber Du, da kommste an! Du sollst doch zu Bett gehen, hast Du denn nicht gehört?" rief Grete. „Mir ist besser geworden." „Das ist ganz egal. Leg' Dich gleich hin! Wo kommst Du denn her?" „Wenn Du's durchaus wissen mußt — von Wilhelm." „Von dem? Was wolltest Du denn bei dem Raufbold?" „Willst Du Dich nicht ein bißchen mäßigen, Grete? Ich habe ihm den Verband gebracht — Du hättest doch nicht daran gedacht." „Nein — ich will auch gar nichts mit dem zu thun haben. Warum hast Du denn nicht das Mädchen reingeschickt?" „Die ist ja mit Mama in der Markthalle. Examiniere mich, bitte, nicht so." „Hat er sich denn bedankt? Der kriegt alles fertig. Du mußt bloß mal Ekkard sehen, der ist wütend auf ihn!" „Wütend?" „Ja — er hat sich ja auch zu gemein gegen Ekkard benommen." Sie traten aus dem dunklen Flur in Marthas helles Schlafzimmer. „Dir scheint wirklich besser zu sein," sagte Grete jetzt, indem sie die Schwester forschend betrachtete, „Du siehst ja förmlich strahlend aus." „Ach . . . was." „Leg' Dich jetzt hin und schlaf." Sie ließ Martha allein und ging in das Wohnzimmer hinüber. Hier traf sie ihre Mutter, die soeben zurückgekehrt war. „Schläft Martha?" fragte Frau Arnold. „Ach — ich hab' sie eben ins Bett gepackt!" „Eben? Wo war sie denn inzwischen?" „Bei Wilhelm." „Bei Wil—?" Frau Arnold ließ ihre Markttasche fallen. „Woher . . . was wollte sie denn bei ihm —?" „Aber Du bist ja ganz blaß, Mama? Was ist denn?" „Antworte mir, Grete! Was wollte Martha bei Wilhelm?" „Sie hat ihm, glaub' ich, den Verband gebracht." „So —" „Brauchst Du mich noch, Mama? Ich habe Zeichenstunde." „Nein . . . . . . hat sie Dir sonst etwas gesagt?" „Martha? Nö. Sie sah

bloß so merkwürdig aus, so strahlend — wie sonst nie.“ „Strahlend?“ „Ja.“ Grete ging zur Thür, blieb dort noch einmal stehen. „Ich find es aber nicht gut, Mama, wenn Martha oft mit dem zusammenkommt.“ „In — wiefern?“ „Ich weiß nicht!“ Sie verließ das Zimmer. Frau Arnold setzte sich und stützte das Haupt fast gramvoll in die Hand. Da öffnete sich die Thür, ihr Gatte trat ein. „Auguste,“ sagte er bestürzt, „was ist Dir?“ „Nichts, lieber Adolf — hast Du etwas Zeit für mich?“ „Gewiß. Ich habe soeben mit Kollege Bezold und noch einigen Herren Rücksprache genommen, ich habe darauf hingewiesen, sie sollten Nachsicht mit Wilhelm haben, da er doch ein so verbittertes Gemüt sei. Die Herren waren liebenswürdig — sie versprachen alles zu thun. Du kannst Dir denken, Auguste, in welch' peinlicher Lage ich mich befand.“ „Siehst Du in dem Vorfall von heute Mittag wirklich soviel, Adolf?“ fragte die Direktorin. „Wer nur ein wenig Menschenkenntnis besitzt, muß das,“ erwiderte Herr Arnold. „Es ist ein böser Geist des Widerspruches, des Jähzorns und der Selbstüberhebung in diesem Menschen. Du siehst ja, bei dem kleinsten Aerger will er gleich alles vernichten und zu Boden schlagen. Und wie häßlich das war. Du hättest ihn sehen sollen — wie ein betrunkener Raufbold auf der Straße.“ „Die anderen Knaben schlagen sich auch, Adolf.“ „Aber nicht so. Nicht, daß sie sich wie die wilden Bestien geberden. Und er! Als mein Neffe! Es ist unerhört. Der Geheimrat erklärte ihn nicht einmal für überreizt — es liegt also in seinem Charakter — lediglich in seinem Charakter.“ „Adolf, er hat soviel durchgemacht.“ „Es ehrt Dich, daß Du ihn verteidigen willst. Nein, nein, Auguste — ich habe mehr Menschen, junge Menschen gesehen. als Du. Wer einen Fond in sich trägt, ich meine, wer wirklich an Gott denken kann, der wird auch immer auf Gott zurückkommen.“ Frau Arnold sah ihren Gatten mit thränenschweren Augen an: „Ich glaube . . . er hat nie Glauben an Gott gehabt.“ „Leider. Es ist furchtbar — aber ich glaube das jetzt selbst. Ach darin können wir doch so recht zufrieden sein, Auguste — für den Glauben unserer Kinder haben wir gesorgt. Nicht wahr?“ Frau Arnold nickte hastig, dann erwiderte sie: „Du hast es ja aus bestem Wissen gethan.“ „Was, Auguste?“ „Ich meine — ihn hier aufzunehmen. Daran ist Dir doch noch kein Zweifel gekommen, Adolf?“ „Nein, das kann ich frei heraussagen. Ich wußte nichts von Wilhelms Charakter, aber als ich von seinem Unglück hörte, entschloß ich mich sofort ihm zu helfen.“ Die Gattin sah vor sich hin. „Ja, ja,“ meinte sie dann, „man muß nicht zuviel denken. Man muß — thun. Das meinst Du doch, Adolf?“ „Ja, Auguste.“ Er ergriff ihre Hand. „Du siehst so angegriffen aus —“ „Ja, ich wollte Dir nur noch eins sagen. Du wirst mich darüber beruhigen können, Adolf. Sieh' mal — wir haben es uns doch zur Aufgabe gemacht, Martha über ihren Zustand ganz im Dunkeln zu lassen —“ Das Antlitz des Direktors verdüsterte sich. „Es thut mir leid, mit Dir darüber reden zu müssen,“ fuhr die Gattin fort. „Aber ich habe seit kurzem solche quälende, schreckliche Angst, weißt Du — solche Angst.“ „Angst? Weswegen?“ „Daß sie es doch ahnen könnte . . .“ „Wieso?!“ fragte Herr Arnold hastig und laut. „Ja eigentlich — wer sollte es ihr auch sagen . . . Wilhelm weiß es doch nicht?“ setzte sie plötzlich mit angstvoller Stimme hinzu. „Wilhelm —? Wie kommst Du darauf? Da müßten es doch unsere Kinder noch eher wissen, als er, der erst seit einigen Wochen bei uns wohnt. Hat Dich das geängstigt? Wie kommst Du nur darauf?“ „Ich — weiß nicht.“ „O verstehen kann ich Dich wohl. Das ist eben der, ich möchte sagen, dämonische Geist, der von diesem

Menschen ausgeht, daß wir alles, was wir verbergen, was wir .... fürchten, daß wir das kommen sehen." „Ja," flüsterte Frau Arnold. „Aber das sind doch leere Einbildungen, Auguste. Du hältst eben den Jungen auch für eine Art überirdisches Wesen. Er ist verschlossen und kein guter Charakter. Lass' nur — ich gebe ihn noch nicht auf." „Nein, thu' das nicht, Adolf." „Aber gewiß nicht. Bist Du nun ruhig? „Ja." — Ekkard trat ein. „Nun, mein Junge, Du hast ja heute Mittag gar nichts angerührt," sagte Herr Arnold freundlich — „wie darfst Du Dich über den Vorfall so aufregen!" Ekkard antwortete nicht. „Ist er in seinem Zimmer?" fragte die Mutter. „Wer?" „Wilhelm." „Ich glaube." „Was macht er denn da allein?" „Ich habe nicht nachgesehen." Ekkard trat ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben. „Papa," sagte er dann, „Du dispensierst mich wohl von heut' ab davon, meinem Cousin bei den Arbeiten helfen zu müssen." „Warum?" „Ja, ich kann und ich werde nicht mehr mit ihm zusammen sein. Ich möchte mich keinen Beleidigungen aussetzen. Ich bin Student." „Ekkard!" „Ißt Wilhelm heut Abend mit uns zusammen, Mama?" „Gewiß ..." „Dann schick' mir, bitte, meine Stullen aufs Zimmer." „Ich will keine Feindschaft in unserem Hause, Ekkard!" rief Herr Arnold mit Ansehen. „Ich auch nicht, Papa. Darum mußt Du mir schon überlassen, wie ich mich dem Menschen gegenüber verhalte," erwiderte Ekkard und ging. Der Direktor schritt schweigend auf und nieder. „Ich werde Ekkard schon zureden, Adolf," sagte die Gattin ängstlich. „Lass' ihn nur ... mag er thun, was er will ... Soll ich den Menschen hinaussetzen?! Hinaus auf die Straße?! Verlangt man das von mir?! Er ist der Sohn meines verstorbenen Bruders!" „Errege Dich doch nicht so, Adolf ... Ach, es ist ein reiner Fluch! ... Das nennt man nun eine Wohlthat." „Es ist eine Wohlthat. Der Dank ändert nichts an der Sache. Ich bin Herr im Hause — ich habe ihn aufgenommen bei mir, jetzt bleibt er auch!"

Am Abend saß die Familie schweigend am Tisch. Martha hatte das Bett verlassen und war zum Abendbrot erschienen. Ekkard fehlte. „Rufe Wilhelm zu Tisch, Walter," sagte Herr Arnold kurz. Der Kleine entfernte sich lautlos — es entstand eine bange, verlegene Pause. Martha starrte mit geröteten Wangen, in glühender Erwartung nach der Thür. Er hatte inzwischen den Kleist begonnen — wie würde er aussehen, jetzt, im ersten, reinen Gefühl! — Die Thür ging auf, Wilhelm trat mit Walter ein. Er nahm schweigend Platz. Seine Augen waren glanzlos, sein Mund verzerrt. — Martha sah starr zu ihm hinüber. „Essen Sie doch, Wilhelm," flüsterte Frau Arnold und schob ihm die Schüssel hin. „Danke." Er that sich auf, rührte aber nichts an. Unter eisigem Schweigen wurde abgegessen. Dann erhob sich Wilhelm und ging wieder hinaus. „Sieht der schlecht aus," meinte Grete. „So furchtbar verbissen." „Nun ja — heiter wird er nicht aussehen nach alldem, was ich ihm heute Mittag gesagt habe!" erwiderte Herr Arnold und setzte seine Pfeife in Brand. „Ich möchte wieder zu Bett gehen ..." sagte Martha und stand auf. „Ja, es ist besser, mein Kind. Gute Nacht." „Gute Nacht, Martha." „Gute Nacht."

Sie trat auf den Korridor hinaus und blickte spähend umher. Dort, in der äußersten Ecke, stand Wilhelm. „Nun?" sagte sie und reichte ihm die Hand. „Geben Sie mir die Hand .. wenn ich fertig bin," antwortete er. „Nicht zu schnell arbeiten, Wilhelm. Gute Nacht." „Schlafen Sie wohl, Martha." Sie ging.

Als er allein war, warf er die Hände empor und fuhr sich wie rasend über das Haupt, blitzschnell und nur einen Augenblick — dann stürmte er in sein Zimmer.

XI.

Die Sommerferien standen vor der Thür. Anfang Juli schloß das N . . . Gymnasium — es wurden keine Zeugnisse, nur Admonitionen für schlechte Leistungen verteilt. In den oberen Klassen waren diese Ermahnungen seltener, trotz der Fürsprache des Direktors aber erhielt Wilhelm eine scharfe Admonition in fast allen Lehrgegenständen. Seine Unaufmerksamkeit hatte dermaßen überhand genommen, daß die Lehrer ihm die Michaelis-Versetzung nicht versprechen konnten. Selbst in jenem Lehrgegenstande, der bei den meisten Schülern leidliche Urteile aufweist, im „Deutschen", gab ihm Dr. Zweigel, der Litteraturkenner, noch in letzter Stunde ein „mangelhaft" und nicht mit Unrecht. Mußte sich der Lehrer nicht erzürnen, wenn er ein so schönes, interessantes Aufsatzthema, wie die „Treue im Nibelungenliede" gab, und der Schüler liefert ihm dafür eine Arbeit ab, der der Schluß fehlt? Konnte er es durchgehen lassen, daß ihm Wilhelm direkt zeigte, die Sache sei ihm im Verlauf langweilig geworden?

Das Unerhörte geschah. Deutsch: mangelhaft. Jetzt hatte Herr Arnold Ursache, die geistigen Fähigkeiten des Neffen zu verachten.

Wilhelm selbst hätte leichteren Herzens dem Schulschlusse entgegen gesehen, wenn er eines guten Zeugnisses hätte gewiß sein können. Und in diesem Gegenstande konnte er nur sich selbst als Beurteiler dulden. Doch sein Ideal hielt sich verschlossen und hatte sich finster von ihm abgekehrt. So rätselhaft diese Erscheinung war — von dem Augenblicke an, da er ausführen wollte, was er im Geiste schon fertig hatte, fand er das einzige Mittel der Wiedergabe nicht — das Wort. Es war, als triebe die dunkele Gewalt ihn selbst von sich zurück, als wäre der Gedanke zu heilig, zu tief, um geäußert werden zu können. Tausendmal setzte er die Feder an — nie schrieb er ein Wort. Er hätte für sein eigenes, heißes Empfinden Ausdruck finden müssen, wenn er seinen Kleist sprechen ließ. Und doch, ein Werk sollte und mußte es ja werden, ein geschriebenes Werk. Seine Augen konnten nichts sagen, und das ruhelos pochende Herz saß tief in der Brust verborgen. Er wollte sich überwinden, dem Rate Marthas, dessen Bedeutung er jetzt erst erfaßte, gehorchen: „Folgen Sie nur ein klein wenig dem Verstande." Er wollte technisch arbeiten, überlegen für sein Werk, entwickeln seine Gestalten . . . umsonst. Alles stand vor ihm, fertig und groß — doch wenn er sich niedersetzte, trat der Dämon zwischen ihn und sein Papier, der Dämon, der nicht dulden wollte das Lied über seine Leiden, der nur den leiden sehen wollte, der — Thränen für ihn hatte.

So schwoll der Krampf in seinem Herzen empor. Jetzt erst fühlte er Kleists Gewalt über sich hereinbrechen, da er ihn wiedergeben und sich damit befreien wollte.

Sich befreien.

Sieht er dort unten in seiner Gruft die Kränze, die wir ihm jetzt winden? Sieht er das große, „einige" Vaterland, für welches er sein Herzblut gab? Er

sieht nur die Nacht, die er gestiftet, da er sich selbst der Nacht in die Arme geworfen, er sieht nur den, der ihn verstand und um ihn leidet, er verbietet Ruhm und Glück, er gestattet ihm nur hinunter, dem Kranze nach in den Abgrund zu stürzen.

Tag aus Tag ein saß Wilhelm an seinem Arbeitstisch, die Feder in der Hand und starrte ins Leere. Nichts erreicht, nichts herausgefördert, alles Chaos, wie ehedem, da ihm sein Traumbild erschienen. Er fand keine Thränen, nur eine steigende, verzehrende Angst. Wo er sich befand, folgte ihm ein Schatten, der ihn zur Arbeit rief, zur ergebnislosen Arbeit. Mit furchtbarer Scheu hielt er sich von Martha zurück. Jeder Blick von ihr, wenn er ihn auch noch so mild, so warm und ermutigend traf, machte ihn erbeben. Lag nicht Vorwurf, Verachtung in dieser Sanftmut? Hatte er Wahnsinniger ihr nicht versprochen, geprahlt mit dem Werke, das er vollenden würde? Er vollenden? Er? Gedanke war nichts, Gedanke verflog — That war Rettung. Und während er schweigend damit rang, doch noch einmal ihren sanften Zuspruch anzurufen, litt sie einen gleichen, lautlosen Kampf — ihm helfen zu können. Er brauchte nicht auszusprechen, was er litt — sie wußte es, sie las es aus den verzerrten Zügen, dem abwesenden Blick. Sie fürchtete den Tag des Schulschlusses, die Angriffe des Direktors gegen Wilhelm. Konnte da nicht ein Ausbruch kommen, schrecklicher, als damals? Konnte nicht etwas geschehen, eine rasende, vorschnelle That? Doch nein ..... das tiefe Gottesgefühl, das ihr selbst von Kindheit an innewohnte, ließ ihr keinen Zweifel an ihm aufkommen. Den Halt, den sie empfand, mußte auch er haben.

Der Tag des Schulschlusses kam. Schweigend, mit finsterem Gesicht nahm Herr Arnold die Admonition aus Wilhelms Händen entgegen. Wilhelm wartete noch auf eine Antwort, als er keine erhielt, verließ er das Zimmer. „Fast jeder Gegenstand mangelhaft — ein schönes Resultat," murmelte Herr Arnold. „Willst Du ihm nicht Privatstunden ..." begann die Gattin. „Aber nicht bei mir!" rief Herr Arnold schnell. „Bei mir auch nicht!" echote Ekkard. „Was soll denn aber mit ihm werden?!" „Weiß nicht." Herr Arnold ging zornig hinaus. „Kannst Du Dir das erklären, Ekkard?" wandte sich Frau Arnold an ihren Sohn. „Was, Mama?" „Daß die Unaufmerksamkeit seine Leistungen so verdirbt?" Ekkard zuckte die Achseln. „Er hat sich Dir gegenüber doch einmal geäußert — nicht wahr?" fuhr die Mutter fort. „Ach laß' mich damit zufrieden, Mama — ich bitte Dich. Was mich das angeht. Ich weiß nichts." —

Er hatte Wilhelm Schweigen versprochen.

XII.

Direktor Arnold hatte dies Jahr traurige Sommerferien. Ein tiefer Mißmut griff in ihm Platz, er bedauerte sich selbst eben mehr, als die Seinen. Ein Reiseplan wurde aufgegeben, nachdem der Geheimrat deswegen mit dem Ehepaar konferiert hatte. Er wußte für Martha keine Kur mehr zu raten, alles war versucht. Schonend stellte er dies den Eltern dar: „Lassen Sie sie ruhig in Berlin. Auf der Reise können Sie sie doch nicht vor jedem Temperaturwechsel schützen. Allein schon die Eisenbahnfahrt. Lassen Sie sie hier." Frau Arnold

wollte ihren Gatten überreden, auf eigene Faust eine Erholungsreise vielleicht in Ekkards Begleitung zu unternehmen, er aber ging auf nichts ein. Das sonderbare Bangigkeitsgefühl, welches seine Gattin schon längst erfüllte, hielt jetzt auch ihn zurück.

Sonntags machten sie meist Spaziergänge in den Tiergarten oder fuhren in den Grunewald hinaus. Eine behagliche Stimmung kam aber auch bei diesen Ausflügen nicht auf. Wenn Wilhelm sich nicht besonders entschuldigte, wurde er stets mitgenommen. Herr Arnold ließ ihn ungern allein in seiner Wohnung. Bei Gelegenheit eines solchen Sonntagnachmittagsausfluges kam Wilhelm endlich zu der ersehnten Unterredung mit Martha. Die Eltern hatten mit Ekkard auf einer Bank Platz genommen, Grete setzte sich zu ihnen und Martha beschäftigte sich in unauffälliger Weise mit Walter. Sie spielten Ball und entfernten sich während des Spieles allmählich von den Ihren. Wilhelm erkannte die günstige Gelegenheit, er entschuldigte sich und traf auf einem Umwege mit Martha zusammen. „Da is ja Wilhelm!“ rief der kleine Walter. „Spiel' mit, Wilhelm!“ „Nein, Walter,“ sagte die Schwester und wechselte einen Blick des Einverständnisses mit ihrem Vetter, „Du mußt jetzt allein spielen. Ich will mich setzen.“ Walter gehorchte und spielte vergnügt weiter. Wilhelm nahm neben ihr Platz. „Wenn er Ihren Eltern nur nichts erzählt,“ flüsterte er. „Nein, nein — wir wollen ihn nur ruhig spielen lassen.“ Er sah vor sich hin und vermochte nicht den Anfang zu machen. Endlich begann Martha: „Ich glaube, Sie sind meinem Rat doch nicht gefolgt, Wilhelm.“ Er zuckte heftig zusammen. „Kann man das?“ flüsterte er. „Haben Sie es wenigstens versucht?“ „Versucht. Ach . . . Sie haben ja keine Ahnung . . . von dem Augenblicke an, wo Sie aus meinem Zimmer gingen . . .“ „Haben Sie schreiben wollen — nicht wahr? Ja, so meinte ich's aber nicht.“ „Ich weiß, was Sie meinten, Martha. Sie meinten es so gut mit mir. Aber haben Sie nur erst den Stoff — ich meine so die ganze Sache vor Augen — ich sage Ihnen . . . wo bleibt da die Vernunft.“ „Aber Sie haben jetzt Zweifel an Ihrer Kraft bekommen. Unnötigen Zweifel. Das thut mir so leid. „Unnötigen Zweifel!“ rief er laut, voller Bitterkeit. Sie legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. Walter dachte, Wilhelm hätte nach ihm gerufen, und kam herbeigesprungen: „Was willste, Wilhelm?“ „Nichts,“ erwiderte Wilhelm leise. „Geh' nur wieder spielen,“ sagte Martha. Der Kleine trollte davon. „Sehen Sie nun ein,“ fuhr Martha fort, „daß ich Grund hatte, Sie vor dem — Herzen zu warnen? Sie glauben, ich kenne die Aufgabe nicht, die Sie sich gestellt haben. Wilhelm, wie würde ich mich denn so auf Ihr Werk freuen, wenn ich nicht ahnen würde, was es bedeuten kann.“ Er sagte mit zitternder Stimme: „Ob ich es fertig bringen werde, Martha . . . . ich weiß nicht.“ „Haben Sie nicht innerlich alles fertig? Sagten Sie mir nicht so?“ „Ja . . . . so sagte ich Ihnen.“ „Nun und? Lassen Sie doch jetzt den Verstand mit dem Herzen arbeiten . . . ich meine, lassen Sie den Verstand so recht tief ins Herz hineinsteigen . . . . ein bißchen Kälte in all' das Feuer, Wilhelm — dann werden Sie sehen, dann wird es schon werden.“ Er sah sie an. „Das ist noch das Schlimmste, was mich treffen konnte . . . daß ich jemanden finde . . . der an mich glaubt.“ Sie erfaßte nicht sogleich, welche Bedeutung in diesen Worten lag. „Wie kann das schlimm für Sie sein?“ fragte sie langsam. „Martha, ich möchte Sie bloß fragen — was hat Ihnen eigentlich solchen Glauben an mich gegeben?“ „Was Sie gelitten haben — und daß Sie leben geblieben

sind," erwiderte sie fest. Er starrte sie an. „Leben — geblieben?" „Daran sah ich, daß Sie einen Halt hatten, Wilhelm. Warum sehnen Sie sich nur immer nach dem Zukünftigen? Haben Sie denn nichts? Ist es denn nicht ein Trost für Sie, daß Sie Kleist so verstehen, so mit ihm leben können?" Das Lächeln kam auf seine Lippen. „Trost? Darauf möchte ich Ihnen nicht antworten, Martha. Sie können es wohl für etwas Großes halten, daß ich — leben blieb. Ich blieb eben für Kleist leben. Wenn ich aber nun dafür nicht leben kann?" — Sie sah vor sich hin, ein Zittern überlief sie. „Es ist schrecklich," sagte sie, „wie das so über Ihnen liegt .... Aber doch auch schön, Wilhelm! Denken Sie nur an Ihr Werk! Ich glaube, man muß Ihnen nur ein bißchen Mut einsprechen, Sie haben zu wenig Anerkennung. Haben Sie doch Mut! Sehen Sie sich hier um — die schönen Bäume, der Himmel — ist denn das nichts? Sehen Sie Walter dort spielen — der hat keine Sorge um morgen und wird doch auch einmal ein denkender Mensch werden! Wilhelm, nehmen Sie nur den Kleinen zum Beispiel! Sehen Sie doch darauf, wo Sie sind!"

Es war seltsam ergreifend — sie, die unbewußt den Tod vor Augen hatte, sprach ihm, der nur als Dichter litt, Trost ein. Wessen Leid war größer? Es sollte sich erweisen.

„Wenn ich für etwas dankbar wäre, müßte ich's dafür sein, daß ich Sie gefunden habe, Martha," erwiderte er bewegt. „Aber glauben Sie mir, ich sehe nur zuviel auf das, was mich umgiebt. Meine Sache umgiebt mich — das ist es. Ich bin noch jung — ich muß noch lernen. Wie kann ich lernen, wenn ich jetzt schon solche Aufgabe habe ...." „Könnten Sie die Aufgabe nicht ein wenig — ruhen lassen, Wilhelm?" — Er sah sie erschrocken an. „Martha — ich glaube — Sie verstehen doch noch nicht, was Kleist ist ..." antwortete er. „Vielleicht. Aber ich weiß, was Sie sind. Sie sind auf einem gefährlichen Wege, Wilhelm. Halten Sie ein — Sie wissen nicht, was es heißt, wenn ich zum Einhalten rate. Halten Sie ein. Oder — schreiben Sie." Er lächelte. „Wollen Sie mir auch sagen, wie?" „Geben Sie auf, alles geben zu wollen. Wenn Sie klein anfangen, wird das Kleine aus sich selbst groß werden." „Ich verstehe Sie wohl ... Ich will mich bezwingen." Sie sah ihn freudig überrascht an — Thränen standen ihr in den Augen. „Nun wird es besser werden, Wilhelm. Passen Sie auf."

XIII.

Für den letzten Sonntag, welcher in die Ferien fiel, beabsichtigte Herr Arnold mit seiner Familie noch einen größeren Ausflug zu unternehmen. Am voraufgehenden Sonnabend fand bei Tisch eine Beratung statt, welches Ziel man sich stecken sollte. Jeder nannte einen anderen Vorort Berlins. Steglitz, Grünau, Pankow und Tegel, alle Himmelsrichtungen wurden durchgenommen. Am stärksten fühlte man sich nach der Potsdamer Gegend hingezogen. „An Potsdam selbst müßten wir aber den ganzen Tag wenden," meinte Herr Arnold — „das wollen wir doch nicht." „Ist denn nicht was Hübsches zwischen Potsdam und Berlin, wo man hin kann?" fragte Grete. „Ich wäre dann schon am meisten für Wannsee," meinte Eckard. Martha sah Wilhelm an.

„Du hast wohl recht, Ekkard," sagte der Vater — „man hat ja die Fahrt nach Wannsee jetzt so bequem." „Und billig." „Nun, dies auch. Ich bin sehr lange nicht dort gewesen. Bietet denn Wannsee eigentlich viel?" „O, der See ist großartig, und der Wald ist auch sehr schön. Eine Sehenswürdigkeit hat Wannsee ja auch." „Welche denn?" „Nun, das Grab von Heinrich von Kleist liegt doch da." „Richtig — ich erinnere mich," sagte der Direktor. „Dort fand ja am 21. November 1811 der traurige Selbstmord statt." Herr Arnold sah nachdenklich vor sich hin. „Es ist schade, daß Kleist kein fertiger Dichter geworden ist. All' die unleugbaren Schönheiten bei ihm werden dem Leser durch Roheiten und Unreife vergällt. Er hat seinem Leben in Verzweiflung selbst ein Ziel gesetzt, weil er eben keinen Halt in sich trug. Ein warnendes Beispiel — ein Talent ohne Gott!" — Nach einer Pause meinte Grete: „Ich möchte ganz gern mal den Prinzen von Homburg sehen — Else Simon hat'n mir neulich geborgt." „Nein, nein, Grete. Wir werden uns unseren ‚Wilhelm Tell' im Schauspielhause ansehen, wie ich Euch versprochen habe — ich will Euch nur Vollendetes, nichts Unreifes zeigen. Wilhelm — wie ungeschickt!" Der Neffe hatte sein Glas so heftig auf den Tisch gestellt, daß es zerbrach. — „Bei Wannsee bleibt es also?" fragte Ekkard. „Jawohl. Wir essen erst zu Hause und fahren dann vom Wannseebahnhof ab. Wirst Du mitkommen können, Martha?" „Ich möchte erst morgen abwarten. Aber ich bitte dringend, laßt Euch nicht durch mich zurückhalten." „Und Du, Wilhelm? Schließest Du Dich uns an?" „Wenn Du erlaubst, Onkel." Sie standen auf. Martha trat in den Erker, Wilhelm näherte sich ihr. „Wollen Sie wirklich mit?" fragte sie ihn leise. „Warum nicht?" „Sie werden das Grab sehen." „Ach."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Sonntag nach dem Mittagessen brach die Direktorfamilie auf und begab sich zu Fuß nach dem Bahnhof. Martha war nicht mitgekommen, sie wollte sich mit ihrem Klavierspiel den Nachmittag vertreiben. — Das Ehepaar Arnold ging voraus, hinter ihnen gingen Ekkard und Grete, den Beschluß machte Wilhelm mit Walter. Der Kleine hatte keine Furcht vor seinem Vetter, er unterhielt sich ganz munter mit ihm und die Anderen waren froh, sich nicht mit Wilhelm einlassen zu brauchen. Wilhelm hatte sich eigentlich ohne rechte Ueberlegung dieser Partie angeschlossen. Marthas Bedenken, er werde durch den Anblick des Grabes beunruhigt werden, hatte ihn nur mit noch stärkerer Sehnsucht nach diesem Anblick erfüllt. Bevor er noch den Ort, an den er schon so viel gedacht, kennen lernte, war er ihm schon vertraut. Er stellte sich ihn vor im tiefsten Waldesdickicht, nur von durchs Laubwerk fallenden Sonnenstrahlen erleuchtet — ein Geheimnis der lärmenden Welt, ein Heiligtum, wenig gekannt und dem, welcher es aufsuchte, ein Ziel des Friedens. Wie konnte die Erdenstätte sein, an der ein Kleist Ruhe fand? Sollte er diesen Anblick fürchten? Ein eigenes Gefühl half ihm darüber hinweg: Er müsse den Ort kennen lernen . . sich vertraut machen . . . . er wußte nun weiter nicht —

Der Wannseebahnhof neben der Potsdamer Bahn war dicht von Ausflüglern belagert. Das schöne Augustwetter hatte die Berliner herausgelockt. Herr Arnold kaufte die Fahrkarten, man stieg die Treppe zum Bahnsteig hinauf und postierte sich in kriegslustiger Erwartung des Sturms auf die Kupees. Der Zug lief ein, der Sturm begann. Der sonst so sanfte Herr Direktor erkämpfte mit Löwenmut ein leeres Kupee, schob Frau und Tochter hinein, Ekkard folgte

mit Walter, Wilhelm aber wurde von den anderen Kämpen zurückgedrängt. „Wo steigst Du ein, Wilhelm?“ rief ihm Walter zu. „Ich fahre dritter Klasse!“ Die Pfeife des Zugführers ertönte. Wilhelm schwang sich noch im letzten Moment auf ein Trittbrett. „Nanu, nanu — man keene Sachen!“ Zwei nervige Arme zogen ihn in den Wagen — der Zug dampfte ab.

Wilhelm befand sich zwischen zwei Arbeiterfamilien, welche von einer Bank zur anderen eine schreiende Unterhaltung führten und mit ihren heftigen Gestikulationen ihn beständig hin und herschoben. Es war eine Fahrt voll Drang und Enge. In Steglitz wurde endlich ein Platz leer — Wilhelm konnte sich setzen. Bei Lichterfelde, Zehlendorf, Schlachtensee wurde Station gemacht — von Schlachtensee an befand sich Wilhelm allein in seinem Kupee. Die nächste Station sollte Wannsee sein. Mit träumerischer Spannung blickte er hinaus. Die Gegend schien in dem zurückflutenden Rauch der Lokomotive wie in Nebel gehüllt, Fichten und Kiefern huschten vorbei, der Himmel war wolkenlos. Da endlich kam der See. Der Wald wurde licht, eine silberig glitzernde Masse erschien hinter den Stämmen, immer größer und weiter und eine Sekunde lang trat der See in seiner ganzen Ausdehnung hervor. Mächtiges Bild. Mächtiger für Wilhelm, der bei diesem Anblick an Kleist dachte.

Ein schriller Pfiff. „Wannsee!“ Der Zug hielt. Wilhelm stieg aus und traf nach kurzem Suchen wieder mit der Familie Arnold zusammen. „Na, biste mitgekommen, Wilhelm?“ rief Walter erfreut. Wilhelm lächelte: „Wie Du siehst.“ „Du hättest Dich uns nur anschließen sollen,“ meinte Herr Arnold verstimmt, „am Sonntag muß man auf der Eisenbahn umsichtig sein. Kommt jetzt — wir wollen die Chaussee entlang gehen, da haben wir den See am besten vor Augen Welches Lokal nanntest Du doch vorhin, Ekkard, wo wir Kaffee trinken könnten?“ „Den schwedischen Pavillon, der liegt dicht am See. Ich weiß das noch von der Landpartie her, die ich früher mal mit den Primanern nach Wannsee gemacht habe.“ „Schön, wir werden uns dort erst ein wenig ausruhen und dann die Gegend besehen.“ „Auf das Denkmal von Kleist freu' ich mich riesig!“ rief Grete.

Sie bogen nun vom Bahnhof in die Chaussee, welche am Seegestade entlang in die Villen-Kolonie führt. Es war drückend heiß geworden und gab wenig Schatten. Schweigend schritt man die Chaussee entlang, der aufgewirbelte Staub war nicht dazu angethan, den brennenden Durst zu löschen. „Da is nu solche Menge Wasser und man hat Durst!“ äußerte endlich Walter. Alle lachten. „Du wirst bald befriedigt werden, mein Kind. Der schöne Anblick des Sees muß uns einstweilen genügen. Die Hitze ist in der That unerträglich . . .“ Herr Arnold nahm seinen breitkrämpigen Strohhut ab und wischte sich die Stirn. Wilhelm starrte aufs Wasser.

An einer Biegung des Weges erschien endlich das ersehnte Lokal, der schwedische Pavillon. Sie ließen sich behaglich an einem Tische nieder, von welchem aus man den Wannsee weithin überblicken konnte. Herr Arnold bestellte Kaffee, erquickte sich selbst aber erst an einem Trunk kühlen Selterswasser. Nun wurde er wieder lebhaft und die eingetrocknete Zunge gewann wieder Kraft zu gedankenreichen Auslassungen. Er machte auf die Schönheit der Umgebung aufmerksam, und seine Worte erst durften Gattin und Grete, Ekkard und Walter von dieser Schönheit überzeugen. Wilhelm hörte nicht zu, er saß abgewandt, die Augen starr auf die glitzernde Flut gerichtet. Der See

war leicht bewegt, einzelne Segelboote belebten die weite Fläche. Diesseits umsäumten Villen das Ufer, jenseits schwarzer Nadelwald. Die Sonne warf züngelnde Strahlen aufs Wasser. Es herrschte tiefer Friede, nur ein Gesang aus den Booten und der leis aufklatschende Wellenschlag tönten herüber.

Herr Arnold beobachtete seinen Neffen. Es entging ihm nicht, daß die Naturschönheit ihn ergriffen, und er wollte diesen günstigen Moment, auf ihn einzuwirken, nicht unbenutzt lassen. „Es ist doch wunderbar herrlich," begann er, „wie die Natur das mächtigste Werkzeug Gottes geworden ist. Wer da verstört ist, wer sich da quält mit Zweifelsqualen und zu verstockt ist, den geraden Weg zu Gottes Kirche zu finden, der wird von Mutter Natur ohne sein Dazuthun Gott nahegebracht. Kinder ich kenne Euch — Ihr seid brav — es ist das kein Verdienst, Ihr wißt es. Aber das Leben steht Euch noch bevor, und jedem Menschen bringt das Leben bittere Stunden — behaltet die Augen für die Schönheit offen, Gott offenbart sich in der Schönheit!" Langsam wandten sich die Augen der Anderen zu Wilhelm hinüber, der aber verharrte in seiner abgewandten Stellung. Herr Arnold lehnte sich unmutig zurück. „Wo bleibt denn der Kaffee, Kellner!" „Hier, mein Herr." Sie tranken. Während des Trinkens drückte Frau Arnold ihrem Gatten schweigend die Hand. Er lächelte und trank Kaffee.

„Ich hätte aber nichts für Dich bestellt, Wilhelm, wenn Du nichts trinkst." „Ich habe mich schon mit Walter geeinigt," erwiderte Wilhelm, „der übernimmt meine Tasse." „So, so." — Als endlich auch noch der mitgebrachte Kuchen verzehrt war, erhob sich der Direktor. „Es ist spät geworden, wir müssen uns beeilen, wenn wir noch ein wenig Umschau halten wollen. Das Denkmal Kleists wollt Ihr doch alle gern sehen — nicht wahr?" „Ja, Papa!" rief Walter. Herr Arnold wandte sich nun an den Kellner um Auskunft, wo sich das Grabmal befände. „Thut mir leid, mein Herr, weiß ich nicht — ich bin Saisonkellner." Da rief ein kleiner Junge, der dabei stand: „Ach, Sie meinen wol das Jrab mit's Eisenjitter rum? Ja kommen Se man — ich wer' Ihnen Bescheid zeigen." „Danke schön, mein Junge," sagte Herr Arnold — „kommt, Kinder, unser kleiner Führer wird uns an Ort und Stelle bringen." Der Junge schritt voraus. Einen Augenblick zauderte Wilhelm — dann folgte er den Anderen. Von der Chaussee abbiegend, betraten sie einen am Bahngleise entlang führenden, lehmigen Fahrweg. Rechts stand dichtes Gehölz. „Ist es hier?" fragte Wilhelm. „Na jewiß, beim kleenen See is es." Wilhelm erinnerte sich jetzt der Schilderung, welche in seinem Buche von Kleists Grabmal entworfen war. „Halt!" rief da der Junge. „Nu seh'n Se mal hier runter." Ein kleiner Wildpfad führte in ein etwas tiefer gelegenes Wiesenthal hinab. „Seh'n Se da drüben den Hüjel?" „Ja." „Und oben druf die vier Steine mit'n Jitter zwischen?" „Ja." „Das is es." „Hier mein Junge, schönsten Dank." — Wilhelm sah nach dem Hügel hinüber. „Das war rasch gefunden," sagte Herr Arnold — „kommt, Kinder. Nun, Wilhelm, kommst Du?" Wilhelm sah nach dem Hügel hinüber und blieb stehen. „Was hast Du denn?" „Nichts." Bald standen sie oben. Da lag ein epheuumsponnener Grabhügel, und eine Marmortafel darauf meldete: „Heinrich von Kleist. Geboren 18. Oktober 1776, gestorben 21. November 1811." — Henriettens war nicht Erwähnung gethan. Das Grab umschlossen vier durch eiserne Gitter verbundene Granitsteine. Ein welker Lorbeerkranz lag auf dem Hügel, die schwarze

Schleife war um den Fuß eines starken Baumes gelegt, der aus dem Grabhügel hervorstieg. „Sieh mal, Papa — eine Eiche is da rausgewachsen," sagte Walter halblaut. Wilhelm sah hastig zur Krone hinauf. Die Eiche war das letzte, was Kleist gegeben hatte. Die war geblieben. — Seine Augen wurden dunkel und starr, seine Lippen zitterten, eine furchtbare Glut stieg in ihm auf und der Umgebung vergessend, sagte er tonlos: „Das — alles . .?" Der Direktor sah ihn an: „Wilhelm, Du bist so blaß — ist Dir nicht wohl?" „Ich bin — wohl . . . wollen wir . . . weg?" „Du siehst ja ganz fürchterlich aus! Wilhelm!" „Es wär mir lieb . . . . wenn wir nach Hause . . . . könnten." Er taumelte. Da trat Ekkard rasch zu ihm hin, faßte ihn unter und führte ihn den Hügel hinab. „Lass' nur," flüsterte er seinem Vater zu — „Du kennst den Zustand nicht bei ihm — wir wollen nach Hause, dann geht's vorüber."

Schweigend gingen sie die Chaussee nach dem Bahnhofe zurück. Nun hatte Wilhelm das Grab gesehen. Nun kannte er seine Bestimmung: er sollte Kleist empfinden, nie geben. Während er noch einmal zurücksah nach dem Hügel mit den vier Steinen dachte er an Tod.

XIV.

Der Todesgedanke war ihm nicht schrecklich, denn er war ihm nicht neu. Dasselbe, was er bei Kleist empfunden, Tod sei Ergebnis des Lebens, hatte auch ihm von jeher vor Augen gestanden, und jetzt, da das einzige erstrebenswerte Gut, sein Gedicht ihm versagt blieb, fühlte er sich dem letzten Ergebnis nur näher. Er hatte geglaubt, Kleist zu empfinden. Jetzt empfand er ihn.

Besaß er keine Befähigung? War er denn wirklich kein „Talent"? Und diese unaussprechliche Glut, die er fühlte, die in ihm hochstieg und Aeußerung flehte — sie sollte nichts besagen? Nichts. Wenn er hier *wirklich* empfand, wenn er hier *prüfen* wollte, ob er ehrlich war vor sich selbst, dann durfte aus seinem Leid kein Lied werden. Dann mußte er untertauchen im Dunkel, ungesehen, ungeliebt, wie der, der alles konnte, was er nur ersehnte, und zuletzt doch schwieg.

Was zauderte er noch? Ein schneller Entschluß — zitterte er vor dem? Konnte es wohl ein schöneres Ausklingen geben, ein sanfteres Hinüberschlafen, als dort, wo aus Grabesdunkel heraus noch das wachsende Leben, die Eiche, emporgestiegen war? Er brauchte vielleicht nicht einmal Mörder zu werden an sich selbst, um dort einzuschlafen. Das selige Bewußtsein, bei ihm zu sein, langsam in seine Arme hinabzusinken, mußte schon tötlich wirken. Und wenn es nun eine *That* sein mußte, dies Ende? Er hatte Mut. Er wollte es thun und nur daran denken, was nach der That kommen würde. Martha hatte einmal von einem Ausweg gesprochen, welchen ihm sein Werk verschaffen könnte. Es lag ein Zauber darin, diesen Ausweg zu finden. Nun fand er ihn — anders freilich, als sie dachte — ganz anders.

Dennoch zauderte er. Feige war er nicht, und all' sein Hoffen lag dort, wo er sterben wollte. Wie starb denn Kleist? Wie fand er den Mut, sich dem düsteren Verfolger seines Lebens in die Arme zu werfen? Er starb

nicht allein .... Nicht allein. War das entscheidend? Sprach also doch Mutlosigkeit selbst noch im letzten Augenblick der That mit? Was war Henriette für Kleist? Nicht Liebe .... Kein Herzensbund hatte sie zusammen geführt, nur .... was? — Beide wollten sterben, um zu sterben. Er, da seine Seele, sie, da ihr Körper gelitten. Und als sie sich gefunden hatten, wurde aus dem gemeinsamen Wunsche beider gemeinsame That. Hätte Kleist ohne Gefährtin die letzte Kraft gefunden? Die letzte Kraft lag vielleicht grade in der Gefährtin. Mut. Ueberwindung.

Wilhelm lag mit offenen Augen da und dachte an seine Gefährtin.

* * *

Die Ferien waren zu Ende. Wilhelms Hoffnung, sein Körper werde ihn von den verhaßten Schulpflichten entbinden, erfüllte sich nicht. Er blieb gesund, wenn er auch selten Schlaf fand, und der quälende Druck im Kopf ihm die Fähigkeit nahm, andere Gedanken, als seine fürchterlichen eigenen, zu fassen. Er bezwang sich aber dergestalt, daß seine Umgebung ihn für völlig normal hielt, und der Direktor die immer geringeren Leistungen ganz auf die Beschränktheit und Trägheit des Neffen zurückführte.

Herr Arnold gab es auf, auf Wilhelm einzuwirken; er beschloß, ihn zu Weihnachten von der Schule fortzunehmen und ihm eine kaufmännische Stelle zu verschaffen. Diesen Entschluß gab er seinem Neffen in dürren Worten kund, und dieser war zu seinem nicht geringen Erstaunen vollkommen einverstanden. So verging der September, verging der Oktober, ohne daß Wilhelm zu einer Entscheidung kam. Der November sollte sie ihm bringen.

Es gab keinen langen Winter in diesem Jahre. Anfang November wurde es bitter kalt; und eines Morgens lag zum Entzücken der Schuljugend tiefer Schnee auf Häusern und Straßen. Das Ehepaar Arnold sah dem beginnenden Winter stets mit angstvoller Sorge entgegen — es war dies die ungünstigste Zeit für Martha. Wenn der erste Frost mit seinen eisigen Winden daherkam, mußte das Mädchen gehütet werden, wie eine Pflanze im Treibhaus, denn der geringste Anstoß konnte sie niederwerfen. Der Geheimrat versäumte es nie, für den November die schärfsten Vorsichtsmaßregeln zu geben. Martha schien diesmal einen besonders schlechten Winter haben zu sollen, ein quälender Husten hielt sie den ganzen Tag im Zimmer und die Stubenluft wurde ihr auf die Dauer ebenso schädlich, wie draußen der kalte Wind. Was aber die Eltern am meisten beunruhigte, war eine wachsende Mißstimmung, welche man sonst auch während ihrer schwersten Leidensstunden nie an Martha beobachtet hatte. Sie lag fast den ganzen Tag über teilnamlos auf dem Sofa und wurde erregt, wenn man sie über ihren Zustand befragte.

Am Nachmittag des 20. Novembers, einem Sonnabend, kam Wilhelm aus der Turnstunde und begab sich, da er die Flurthür zufällig offen fand, ohne zu läuten durch den Korridor in sein Zimmer. Es wurde schon frühzeitig dunkel, und Frau Arnold hatte sparsam, wie sie war, noch nicht Anweisung gegeben, auf dem Flur das Gas anzuzünden. Wilhelm ließ die Thür seines Zimmers offen und warf sich erschöpft aufs Sofa. Aus dem gegenüber liegenden Wohnzimmer hörte er eine Unterhaltung herübertönen; er unterschied die Stimmen des Ehepaares und eine dritte — die des Geheimrats. Der Arzt war bei ihnen. Wilhelm starrte teilnahmlos vor sich hin. Plötzlich kam die

Unterhaltung näher, die Thür des Wohnzimmers wurde geöffnet, Wilhelm sah drei Gestalten heraustreten, konnte sie aber in der Dunkelheit nur an ihren Stimmen unterscheiden. „Es wird jetzt schon so früh dunkel, Herr Geheimrat — verzeihen Sie nur — Auguste, willst Du nicht Licht holen?“ sagte Herr Arnold mit auffallend bewegter Stimme. „Ach, lassen Sie doch,“ erwiderte der Geheimrat, „ich weiß ja . . . hier hängt ja mein Pelz — den fühle ich schon.“ Herr Arnold war ihm beim Anziehen behilflich. „Wie gesagt — ich kann Ihnen nur wieder und wieder die große Aufgabe vor Augen führen, welche Sie dem Kinde gegenüber haben,“ begann der Geheimrat. „Hört hier auch niemand? —“ fragte Herr Arnold angstvoll. „Nein, nein, Adolf,“ erwiderte die Gattin — „Wilhelm ist noch gar nicht aus der Turnstunde zurück, sein Zimmer ist ja dunkel.“ „Bester Herr Geheimrat,“ sagte jetzt der Direktor, „Sie kennen unsere Martha jetzt schon so lange, Sie haben die furchtbare Krankheit von Anbeginn verfolgt — ich weiß, Sie wollen uns keine falschen Hoffnungen machen — aber Du mein Gott — ein Mädchen von neunzehn Jahren — ist denn die Schwindsucht wirklich . . . . .?“ Wilhelm hörte einen schluchzenden Laut — Frau Arnold weinte. „Sie sagen es, Herr Direktor. Keine falschen Hoffnungen machen, ist mein Prinzip. Ich bin Arzt und Sie wollen Wahrheit.“ „Gott, Gott — womit habe ich das verdient!“ „Ich sage Ihnen doch heute nichts Neues, bester Herr Direktor. Auf Ihren Wunsch habe ich das Mädchen nochmal von Grund aus untersucht — — ja, wie ich Ihnen sage: Noch zwei Jahre vielleicht.“ „Auguste, denke an Gott! Ich denke auch an Gott!“ „Das ist das Einzige, was uns übrig bleibt. Wir sind alle Menschen, namentlich wir Aerzte. Vielleicht giebt ihr der da oben ein längeres Leben, als ich prophezeihen kann. Es giebt Beispiele. Das Einzige, was mich heute wirklich beunruhigt hat, ist die Mißstimmung, die Apathie, welche sie diesen Winter zeigt.“ „Ach bester Herr Geheimrat . . . ich kann mir gar nicht enträtseln, woher die gekommen ist! . . .“ rief Herr Arnold. „Sie auch nicht, gnädige Frau?“ — Frau Arnolds Antwort erfolgte erst nach einer Pause: „Nein.“ „Nun, es wird eben in der wachsenden Krankheit liegen. Haben Sie nur Mut, liebe . . . Sie können doch nicht aussorgen für ihr Leben . . . nicht wahr . . . und wenn es wirklich einmal vorbei sein muß . . na . . dann haben Sie Ihr schönes Bewußtsein . . . Bei Gott, ich kann Ihnen nichts weiter sagen.“ Die Flurthür wurde geöffnet und wieder geschlossen — der Geheimrat ging. Ein leises Schluchzen wurde noch laut, dann ging das Ehepaar schweren Schrittes in das Wohnzimmer zurück.

Wilhelm erhob sich vom Sofa — ein Lächeln ging über sein Antlitz — — — doch jetzt nur Ueberlegung, Kälte — — Er schlich sich mit größter Vorsicht auf den Flur, zog den Ueberrock an, setzte den Hut auf und verließ die Wohnung. Draußen auf der Treppe wartete er einige Minuten, dann zog er die Klingel. Er wollte den Direktor sicher machen, daß er eben erst aus der Turnstunde käme und das bedeutsame Gespräch nicht mit angehört hätte. Herr Arnold öffnete ihm, er sah düster und mitgenommen aus. Schweigend ließ er den Neffen ein. Wilhelm ging schnell an ihm vorüber in sein Zimmer, schloß die Thür, zündete die Lampe an und schrieb einen Brief.

XV.

„Martha — — —

Sie haben gewiß auf einen Entschluß gewartet, den ich fassen würde. Ich kann Ihren Gedankengang erraten. Sehen Sie — — Ich hatte Ihnen da was vorgeprahlt von einem Stück, das ich schreiben wollte — — Die Idee hat Ihnen gefallen, weil Ihnen Kleist gefällt. Nicht wahr, Martha? Wir wollen uns doch nichts vormachen! Wenn wir jetzt nicht die Wahrheit finden können . . . . nun, ich will mich befleißigen. Verlieren Sie nur nicht die Lust, den konfusen Blödsinn hier zu lesen. Vielleicht interessiert Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Wahrhaftig, Martha, ich weiß jetzt selbst nicht mehr, was ich eigentlich ehrlich meine . . . Sie waren immer so herzlich gut zu mir . . . . Bei Gott, Ihr Vater hat mir Gutes gethan — aber ich will ehrlich sein, ehrlich, ehrlich, ehrlich — — — ich hasse Ihren Vater!!!!

Nun, nun . . . das wird ihm nicht schaden . . wenigstens nicht mehr lange — — hören Sie also meinen Entschluß — und — nun Sie werden ja nichts dagegen sagen . . . Also ich weiß jetzt, daß ich Kleist nie schreiben werde — das weiß ich jetzt . . . Sie können mir ja kein größeres Glück wünschen, als daß ich das weiß — — — Martha, wo haben Sie Ihre Ahnungen her? Warnten Sie mich nicht vor Kleists Grab? Wie konnten Sie mich davor warnen, Martha? O . . . das Grab ist ja so schön! Ich freue mich ja so darauf, es wieder zu sehen! Ach Sie wissen ja nicht, wie ich mich darauf freue! — — — — Nun zu Ihnen. Ich schreibe Ihnen, weil die verfluchte Sklaverei hier im Hause mir nicht erlaubt, daß ich mich hinschmeißen kann vor Ihnen, Ihre Hände entzweidrücken, Ihre Kniee küssen, Ihre kleinen, reizenden, o die kleinen Füße! Möchten sie lahm sein die Füße! Möchten sie blind sein die Augen! Und doch so schön bleiben, so wunderbar schön!! Das wäre vollendet! Nun, haben Sie keine Angst . . . ich liebe Sie nicht . . ich bin auch nicht verrückt . . . ich will mich nur in den Tod reinreden . . . das hat Kleist auch gethan . . . . . also Martha — — wissen Sie, was Ihre Krankheit ist? Sie werden es ja ohne Namen wissen. Was brauchen wir Namen für unser Leid. Was das Leid ist, das weiß doch kein Geheimrat! — Sie sind schwindsüchtig, Martha — — ich Narr brauche Ihnen das zu sagen — — — Wie ein Dieb in der Nacht habe ich's belauscht, wie der Arzt es Ihren Eltern gesagt hat — — Sie würden nur noch zwei Jahre zu leben haben — — o, Martha, doch ein Jammer! . . . Ich kenne Sie, ich weiß, was Sie sind, wie Sie sind, wie schön, wie jung an Herz und Seele, wie der junge Morgen, so schön! O Martha, Martha — ich weine um Sie und freu' mich um Sie!

Ich will ein Ende machen. Gehen Sie doch mit mir. Ich finde keine Worte, die diesen Herzenswunsch bekräftigen könnten. Fürchten Sie nichts, wenn Sie mit mir sterben. Ich kenne den Tod . . . ich glaube, ich kenne ihn. Wollen Sie etwa abwarten, bis er zu Ihnen ans Lager tritt, bis er Sie anglotzt mit glasigen Augen, bis er Sie anpackt, der rüde Hund, mit Knochenarmen und Sie nur Ekel, Ekel, Ekel mit hinübernehmen? . . . Nein, Martha . . . denken Sie . . . ich will das nicht . . . Ihre Schönheit . . . Ihre Güte . . . Ihre Größe — das alles muß im höchsten Moment zu Grunde gehen . . . so will ich's haben . . . Martha, es war ein Trieb in uns beiden, der uns zusammengebracht hat . . . Warum sind wir zusammengekommen? Um zu sterben . . .

gemeinsam. Ich bin kein Egoist, ich bin kein Feigling, der nicht allein das Letzte zu thun wagt . . . ich will nur wissen, was das Letzte und Höchste ist . . . Martha . . . lesen Sie meinen Brief noch einmal durch . . . tausendmal, Martha . . . ich erwarte keine Antwort, die mich zurückweisen könnte . . . . Ich will Ihnen ja alles geben, was ich habe . . . . was ich habe, Martha!

Wilhelm."

XVI.

Er legte diesen Brief in ein Gedichtbuch, welches ihm Martha einmal geliehen hatte und begab sich zu der Thür, welche in ihr Schlafzimmer führte. Er pochte an, trat aber sogleich ein. Martha lag auf dem Sofa und fuhr entsetzt zusammen. Frau Arnold, welche neben ihr saß, rief entrüstet: „Aber Wilhelm, wie können Sie so rücksichtslos in ein Krankenzimmer eintreten!" „Ich bitte um Entschuldigung," erwiderte Wilhelm und schritt langsam auf Martha zu: „Hier — Fräulein Martha wünschte ihr Gedichtbuch zurück . . . ich bring es." Martha starrte ihm in die Augen — sie las etwas darin. „Das hätte doch wirklich Zeit gehabt . . . gehen Sie jetzt, Wilhelm," rief die Direktorin. Wilhelm ging. „Willst Du denn jetzt Gedichte lesen, Kind?" wandte sich Frau Arnold an ihre Tochter — „gieb her, ich lese Dir vor." „Nein . . . lass' mir das Buch." Die Mutter widersprach nicht. Martha schlug den Deckel des Buches auf — sie sah einen Brief zwischen den Seiten. Hastig bedeckte sie ihn mit der Hand und ließ ihn verschwinden. „Mama, Du brauchst nicht mehr bei mir zu sitzen — ich will ein bißchen schlafen." Frau Arnold deckte sie sorgfältig zu und entfernte sich. Sobald sie hinaus war, öffnete die Kranke den Brief und las.

* * *

Es wurde Abend. Die Stunden, welche Wilhelm heute noch durchmachte, übertrafen alles, was er im Elternhause erlebt hatte. Hatte Martha den Brief gelesen? . . . Ihre Antwort. Wie sollte er ihre Antwort bekommen, wenn sie keinen Ausweg fand. So verging der Abend und die Nacht. Der nächste Tag, der 21. November, war ein Sonntag. Heute mußte die Antwort kommen, Wilhelm stand schon frühzeitig auf und setzte sich an den Tisch, den Kopf in die Hände gepreßt. Das Dienstmädchen trat ein und brachte ihm Kaffee. „Die Frau Direktern hat Ihren Ueberzieher jenäht, Herr Wilhem, hier — nu is er in Ordnung." Sie reichte ihm den Rock hin, welchen am Tage vorher Frau Arnold zur Reparatur an sich genommen hatte. „Wo hat meine Tante das genäht?" fragte er halblaut. Das Mädchen lachte: „Wo? Na wahrscheinlich in Fräulein Martha ihr Zimmer . . da hat sie doch jestern Abend bis halb zehn jesessen." Sie entfernte sich wieder. Wilhelm war von einer Ahnung ergriffen, er faßte hastig in die Tasche des Rocks . . . nichts . . Doch da unten im Futter — da war etwas. Er riß das Futter auf und fand einen Brief von Marthas Hand, in zitternden Zügen geschrieben:

„Lieber Freund,

was Sie mir in Ihrem Brief mitgeteilt haben, hat mich nicht so sehr überrascht, wie Sie wohl erwarteten. Sie haben ganz recht — man braucht

keinen Namen für sein Leid. Die Erfahrung haben Sie ja auch gemacht. Was Sie mir ferner sagen, Sie könnten Ihr Werk nicht schreiben und wollten ein Ende machen — wie darf ich etwas dawider sagen, wenn ich nicht damit zeigen will, daß ich an Ihrer Ehrlichkeit zweifle. Aber ich will Ihnen doch etwas erwidern, Wilhelm, und ich bitte Sie, meinen Brief ebenso sorgfältig zu lesen, wie ich den Ihren gelesen habe.

Sie glaubten mich mit der Nachricht zu überraschen, daß ich schwindsüchtig sei und nur noch zwei Jahre zu leben hätte. Ich hätte mich nicht entsetzt, wenn es auch nur ein Jahr wäre. Ich weiß, wie es mit mir steht, und während sich meine Eltern immer bemühen, mir ihre Thränen zu verbergen, bemühe ich mich, ihnen die meinen zu verbergen. Ich weine aber nicht um mich, Wilhelm — nicht, wie Sie es so leidenschaftlich ausdrücken. Was weiß ich von Jugend, von Schönheit, von denen Sie sprechen? Nein, lieber Freund — es thut mir weh, daß Sie die „Schönheit", die in mir zu Grunde gehen soll, so bejammern. Ich habe einen lautlosen, großen Kampf gekämpft, länger als Sie, Wilhelm. Ich will nicht entscheiden, ob mein Kampf schwerer war, wie der Ihre. Sie sind eben ein Dichter. (Daran zweifle ich keinen Augenblick, wenn Sie Ihren Kleist auch nicht schreiben.) Sie haben kein Ziel und wünschen es, ich habe ein Ziel und brauche es nicht zu wünschen. Sie wollen sich töten, schreiben Sie mir. Sie hätten den Mut. Ich weiß, Wilhelm, daß ich jetzt etwas schreibe, was Ihren Ansichten nicht entspricht: Ist es ein höherer Mut, wenn ich leben bleibe, oder wenn Sie in den Tod laufen? Mag man von einem künftigen Leben denken wie man will — auch ich fürchte es nicht und freue mich, wie Sie, auf das Nichts. Was ist Mut? Was ist Feigheit? Sie wollen nicht, daß mich der Tod bezwingt, ich soll lieber ihn bezwingen. Darf ich das? Ich würde mich selbst nicht töten — das thue ich des Glaubens wegen nicht, in dem ich geboren bin . . . Sie müßten mich töten. Wüßte ich dann, ob ich quallos scheiden würde? Wissen Sie das? Ich bin nicht feige, Wilhelm, denn ich will ja den Tod erwarten — er kann plötzlich zu mir kommen — ganz plötzlich — ich weiß. Und dann muß ich bereit sein. Bleiben Sie leben, Wilhelm. Ich will es auch — bis es sein muß. Und Sie sind so gesund, Sie sind so jung — wird Ihnen das Leben nicht mehr sein können, wie mir?

Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen mußte. Ich gebe Ihnen recht — wir sind zu einander geführt worden, und es ist wohl nicht Liebe, was uns bindet — aber auch nicht das gemeinsame Sterben, Wilhelm. In mir würde nicht viel vernichtet, nur unendlicher Jammer auf meine Eltern gebracht — in Ihnen würde ein Menschenleben, eine Zukunft zu Grunde gehen. Vielleicht können wir uns bald einmal sprechen. Es grüßt Sie

Martha Arnold."

Wilhelm sah stumm auf die Unterschrift — eine Thräne fiel darauf. Er ließ das Blatt sinken und flüsterte: „Sie weigert sich."

XVII.

Herr Arnold hatte Ekkard, Grete und Walter versprochen, am Sonntag Abend mit ihnen im Schauspielhause den „Wilhelm Tell" anzusehen. Wenn ihm auch selbst nicht recht der Sinn auf Theater stand, mußte er schließlich den ungestümen Bitten des kleinen Walter, der zum ersten Male ein Theater sehen sollte, nachgeben. Gegen Abend brachen sie auf und verabschiedeten sich von der Direktorin, welche bei Martha bleiben wollte. Ekkard gab sonderbarer Weise auch Wilhelm die Hand zum Abschied: „Bleibst Du denn zu Hause, Wilhelm?" „Ich weiß noch nicht. Amüsier' Dich gut." „Danke — gleichfalls." „Ich erzähl' Dir morgen alles, wie's gewesen ist, Wilhelm!" rief Walter. „Schön, darauf freu' ich mich. Adieu!" Sie gingen.

„Ich bleibe in Marthas Zimmer, Wilhelm," sagte Frau Arnold, als sie mit dem Neffen zurückblieb — „Sie müssen heute schon allein essen." „Schön, Tante." Frau Arnold schritt an ihm vorüber dem Schlafzimmer ihrer Tochter zu. Als sie die Thür öffnete, sah Wilhelm die Kranke noch einen Moment. Sie lag weit hintenübergelehnt im Bett und hatte das Antlitz in die Hände gepreßt. Er wandte sich schnell ab und ging auf sein Zimmer. Das Dienstmädchen brachte ihm Abendbrot. Er aß einiges und las dann. Als die Schuluhr draußen halb zehn schlug, erhob er sich, warf noch einen kurzen Blick auf seine Umgebung und trat vorsichtig auf den Flur hinaus. Das Zimmer der Direktorin war dunkel — sie schlief schon. Martha wohl auch. Schnell kleidete er sich an, steckte den Revolver, welchen er aus Herrn Arnolds Schlafzimmer entwendet hatte, zu sich und verließ geräuschlos das Haus. Ein eisiger Wind blies ihm entgegen, heftiges Schneetreiben. Er achtete es nicht, schritt schnell vorwärts, in einer Viertelstunde stand er auf dem Perron des Wannseebahnhofes. Die Eisenhalle war einsam und leer. So spät fuhr niemand mehr hinaus.

Er bestieg den Zug und war in einer halben Stunde am Ziel. Es hatte zu schneien aufgehört. Wilhelm betrat die mit knirschendem Schnee bedeckte Landstraße. Drüben lag der See — er war zugefroren. Einsamkeit herrschte ringsum, nur das häßliche Kreischen der Krähen tönte an sein Ohr. Der Mond trat aus den Wolken und warf sein gespenstisches Licht auf die knarrende, grüne Eisfläche. Wilhelm bog links in den Waldweg ein. Einen Augenblick griff er in seine Rocktasche — die Waffe war darin. Den kleinen Wildpfad, welcher zum Grabe führt, konnte er nicht finden, er war verschneit. Er durchschritt nach Gutdünken das Gehölz und näherte sich der Rückseite des vom Mondlicht beschienenen Grabes. Er stand oben. „Kleist" flüsterte er. Die Fichten gaben säuselnde Antwort. Er lehnte sein Haupt auf das Eisengitter. Gab das Gitter nach, oder was geschah ihm? Er mußte es wohl durchschritten haben, fühlte er doch, wie er den Lorbeerkranz an der Eiche ergriff, wie er ihn festhielt . . . . Ein eisiger Windstoß brachte ihn zur Besinnung. Er zog den Revolver aus der Tasche und setzte ihn an die Stirn.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Montag Morgen hörte Ekkard Arnold noch halb im Schlaf heftig an die Thür seines Zimmers pochen. Er sprang aus dem Bett. „Ekkard!" rief die Stimme seiner Mutter, „Ekkard!" Ekkard zog sich flüchtig an und lief auf den Korridor. „Gott Mama — wie siehst Du aus — was ist denn!"

„Tot!!" schrie Frau Arnold heraus. „Tot —? Wer —?" „Wilhelm! Sich selbst! Ich hab's ja geahnt!" „Sich — sich selbst?! Aber was ist denn? Aber Papa — was ist denn?" Der Direktor erschien, eine Depesche in der Hand. Er reichte sie ihm schweigend. Ekkard starrte auf das zerknitterte Papier! „Im — Wannsee . . . ." „Ja. Wie Du siehst. Ich muß hinaus. Nach Wannsee. Haltet mich nicht. Es ist meine Pflicht. Er ist seinen Eltern nachgegangen."

„Martha!!" rief Frau Arnold entsetzt — „warum bist Du aufgestanden!" Die ältere Tochter stand plötzlich neben ihr. Ruhig fragte sie: „Ist Wilhelm tot?" „Ach Martha! . . . ." Da stürzte das Mädchen leblos zusammen. Ekkard warf sich in eine Droschke und holte den Geheimrat. Unterwegs erzählte er dem Arzt von Wilhelms Selbstmord. Der Alte ließ Martha aufrichten, fühlte ihr den Puls und meinte dann: „Bringen Sie sie zu Bett . . . letztes Stadium." „Sie haben mir zwei Jahre versprochen!!!" schrie der Direktor verzweifelt. „Ja, lieber Herr . . . bei plötzlichen Gemütserschütterungen . . ."

Die Frauenfrage: — Männerfrage.

Im VIII. Heft der „Freien Bühne“ begegnen wir unter dem Titel: „Ein Wort an Frau Irma von Troll-Borostyáni“ einer an meinen in den vorhergehenden Nummern dieser Zeitschrift veröffentlichten Essay „Das Recht der Frau“ anknüpfenden Entgegnung von Herrn B. Jeanine, in welcher auf einige ganz unleugbar höchst bemerkenswerte Gesichtswinkel zur Beurteilung der Frauenfrage hingewiesen und Ausblicke auf so bedenkliche Wirkungen, welche die sociale Gleichstellung der Geschlechter zur Folge haben würde, eröffnet werden, daß ich es als unerläßliche Aufgabe betrachte, — gewissermaßen als Ergänzung meines vorgenannten Essays — die sehr sachlich und objektiv gehaltenen Einwürfe Herrn Jeanines, an welchen kein ernster und denkender Leser achtlos vorübergehen könnte, in prüfende Erwägung zu ziehen.

Folgen wir den in Rede stehenden Ausführungen, so tritt uns in denselben als gewichtigstes und am nachdrücklichsten betontes Argument gegen eine freie Zulassung der Frau zu allen Berufsarten die Einwirkung, welche dieselbe „auf die ökonomischen Zustände der Jetztzeit“ üben würde, entgegen, von welcher Herr Jeanine meint, daß sie „bei allen Weitsichtigen schwere Bedenken erwecken müsse“ und „mehr in Betracht kommen dürfte“, als ich „es zu ahnen scheine“.

Herr Jeanine faßt diese voraussichtliche Wirkung von zwei Gesichtspunkten aus ins Auge. Einerseits von der subjektiven Befähigung der Frau zur Ausübung gewisser Berufsthätigkeiten, andererseits von der Konkurrenznot, welche die Zulassung der Frau zu allen Thätigkeits- mithin Erwerbszweigen zur Folge haben würde. Hinsichtlich des ersteren wird auf die durch die physiologische bedingte psychologische Verschiedenheit, durch welche die Veranlagung der Frau sich von jener des Mannes unterscheidet, hingewiesen. Die als hauptsächlich weiblich anerkannten Tugenden, wie die Herzensgüte, die große Befähigung zum Mitleid u. s. w. seien Eigenschaften, welche in mancherlei Stellungen auf gefährliche Weise ins Spiel kommen würden, da sie zurückzuführen seien auf eine größere Suggestionsfähigkeit des Weibes, die notwendigerweise mit einer gewissen Schwäche zum Widerstand gepaart sei, weshalb die Frau leichter zu beeinflussen sei als der Mann und es ihr schwerer falle, als diesem, Menschen und Verhältnisse völlig objektiv, mit dem reinen Verstande zu beurteilen.

Es überrascht mich, daß Herr Jeanine — der meine Abhandlung doch mit großer Aufmerksamkeit gelesen zu haben scheint — auf diese „gefährliche“ Verschiedenartigkeit der weiblichen Charakteranlage hinweist, ohne meine Widerlegung dieses schon von so vielen Gegnern der Frauenemanzipation vorgebrachten Einwandes gegen dieselbe zu berücksichtigen. Mit der bloßen Wiederholung einer bereits entkräfteten Behauptung wird ja nicht der Nachweis ihrer Richtigkeit erbracht!

Alle Bekämpfer der freiheitlichen Frauenbewegung berufen sich einstimmig auf die die Verstandesthätigkeit und das Erkenntnisvermögen überwiegende Präponderenz des Gefühls- und Gemütslebens beim Weibe. Und sie alle übersehen — ob unabsichtlich oder geflissentlich? — Die Thatsache, daß dieses im weiblichen Geschlechte ja allerdings jetzt noch ganz unbestreitbar zutage tretende Vorherrschen des Gemütslebens — wie ich schon in meinem vorgenannten Essay (Heft V. S. 549 der „Freien Bühne“)

dargethan — die notwendige Folge der weiblichen Erziehung ist, welche dem seit Jahrtausenden durchgeführten Prinzipe gemäß, darnach eingerichtet ist, die Gefühlsthätigkeit des Weibes zu steigern und die Entwickelung einer logischen, konzentrierten Denkthätigkeit zu hemmen. So mußte sich das Weib psychologisch in der durch die Erziehung und durch die den Frauen angewiesene sociale Stellung bestimmten Richtung entwickeln, und so kann und wird die psychologische Entwickelung des Weibes eine andere werden, sowie eben die Erziehung und die Thätigkeitsgebiete der Frauenwelt geändert werden, denn mit der Ursache fällt die Wirkung.

Selbst Paul Mantegazza verfällt in seinem jüngsten Werke „Die Physiologie des Weibes" in den bei diesem sonst so feinen und scharfen Beobachter doppelt überraschenden Irrtum, den vorherrschenden Charaktertypus des Weibes mit dessen ursprünglicher Naturanlage, das durch äußere Einwirkungen künstlich Gewordene mit dem Zu-Werden-Möglichen zu verwechseln und zu glauben, daß das Weib so wie es ist, auch sein müsse, solle und nicht anders sein könne. Auch er spricht von jener berühmten „Stimme der Natur", welche der Frau einen ganz anderen Entwickelungsgang vorschreibe, als dem Manne, für welchen die Geistesbildung den Vorrang haben müsse, während bei ihr die Herzensbildung überwiegen soll, da ihr einziger Beruf es sei, zu lieben und geliebt zu werden, glücklich zu machen und glücklich zu sein.*) Nicht nur ein Schmuck des Lebens — wie für den Mann — sondern das Leben selbst sei ihr die Liebe, die von ihrem ganzen Wesen Besitz ergreifen soll, welche Bestimmung die Frau aber nur dann erfüllen kann, wenn sie nicht lüstern nach den Lorbeeren der Kunst und Wissenschaft — in welchen Gebieten sie übrigens niemals so Gutes und Wertvolles zu leisten vermöge, wie der Mann — die Hand ausstreckt und eine geistige Ausbildung nur in dem Grade und zu dem Zwecke erwirbt, um in ihrer stimmungsvollen Häuslichkeit mit zärtlicher Fürsorge das Scepter zu schwingen, auf des Gatten Stirn die Furchen zu glätten und den Bann der unwirschen Laune zu brechen, welche er etwa nach Hause bringt.

Zu welch blinder Verkennung der Wirklichkeit eine vorgefaßte Meinung zu führen vermag, beweist Mantegazza durch Behauptungen wie beispielsweise die folgenden: Das Weib — so sagt er — sei ganz von dem Gefühl der Mütterlichkeit durchtränkt, in welchem fast alle seine Tugenden und Schwächen wurzeln. Diese Mütterlichkeit zeige sich im kleinen Mädchen, das seine Puppe liebt, während der Knabe mit Säbel und Flinte spielt. Die Puppe ist psychologisch die Vorläuferin des Kindes, und die Liebe und Sorgfalt, welche das kleine Mädchen ihr zuwendet, bedeuten die erste Dämmerung des Muttergefühls. Mantegazza scheint nicht daran gedacht zu haben, daß vielleicht deshalb der Knabe mit Flinte und Säbel und das Mädchen mit der Puppe spielt, weil sie beides bei den andern Knaben und Mädchen sehen und es nachmachen und — was die Hauptsache ist — weil dem Mädchen eben die Puppe, dem Knaben Flinte und Säbel zum Spielzeug gegeben werden. Uebrigens aber habe ich selbst schon manchen Knaben mit Puppen und viele Mädchen unter Knaben mit Flinte und Säbel spielen sehen.

Bei dem Weibe — erklärt Mantegazza — herrsche der Altruismus, bei dem Manne der Egoismus vor. Wer sich aber vorurteilsfreien Blickes unter den Menschen umsieht, wird kaum an der Erfahrung vorübergehen können, daß die meisten großen, uneigennützigen Ideen, Gefühle und Thaten gerade von den Männern ausgehen und daß die große Mehrzahl der Frauen es gar selten vermag, sich von den kleinlichsten engherzigsten Ich-Interessen freizumachen, auf welche sie alles, was geschieht und geschehen kann, zurückbezieht. Gerade diese kleinlichen Selbstinteressen sind es oft, mit welchem die Frau dem Gatten bei seinem edelsten Streben hemmend in den Weg tritt, da sie seinem Wirken für die Allgemeinheit gleichgiltig gegenübersteht und Opfer, welche demselben gebracht werden sollen, für höchst überflüssig, ja tadelnswert hält.

*) Ein Beruf, der ja so angenehm und lieblich, daß auch der Mann ganz gerne sich ihn könnte gefallen lassen.

Die Krone einer irrigen Auffassung des Weibes setzt Mantegazza seinen Inductionen aber mit der Aeußerung auf: „Gebt dem Weibe irgend einen Glauben, den katholischen oder evangelischen, den buddhistischen, jüdischen oder muselmanischen, und es wird ihn zu einer Schule der Moralität, zu einer Pflanzstätte zarter, edler Gefühle zu machen wissen." Ja, wenn die Frau „zarte und edle Gefühle" überhaupt hegt, so wird sie diese Gefühle — wenn sie nebenbei auch religiös ist — mit ihrem Glauben in Verbindung bringen. Bei der Mehrzahl sogenannter religiöser Frauen äußert sich der Glaube aber in einem ideenbaren Buchstaben- und Ceremoniendienst, den sie weder für sich selbst noch für Andere zu einer „Schule der Moralität" gestaltet.

Wahrlich, es ist ein eitles Bemühen, das psychologische Wesen des Weibes nach bestimmten Formen und Normen definieren zu wollen. Jeder Versuch hierzu führt zu den naivsten Trugschlüssen, und selbst wer sich nicht von seiner Fantasie fortreißen läßt, sondern an die thatsächlichen Erscheinungen des Lebens hält, ist nicht imstande festzustellen, was das Weib, seiner ursprünglichen, natürlichen Veranlagung nach, im freien, unbehinderten Spiel seiner Kräfte zu sein und zu werden vermag. Nur in unbestimmten Umrissen kann man das Bild der großen Durchschnittsmasse der Frauen zeichnen in der Vergangenheit und Gegenwart. Die Frau der Zukunft ist ein noch unerforschbares Wesen, welches sich auf dem Boden freier, nicht durch hemmende Schranken verschrobener Entwickelung in einer die Weisheit aller Denker und Tüftler über das „Weibwesen" ad absurdum führenden Weise entfalten wird.

Das Gehirn ist das Organ des Denkens. Durch Gebrauch und Uebung kann das Gehirn sich verbessern und an Leistungsfähigkeit zunehmen. Anatomen, welche Gelegenheit hatten, menschliche Gehirne zu untersuchen, berichten darüber, daß sie die Gehirne von Gelehrten, Denkern, Dichtern oder überhaupt Personen, welche viel geistig gearbeitet hatten, in allen Teilen ausgebildeter, dichter, fester, reicher an feinen Windungen vorgefunden, als diejenigen gewöhnlicher Menschen; sowie daß die Angehörigen höherer, mehr mit geistiger Arbeit beschäftigter Stände im allgemeinen ein umfangreicheres Gehirn besitzen, als die Angehörigen niederer, mehr körperliche Arbeit verrichtender Stände. Ja, schon allein der Einfluß der Civilisation und fortschreitenden Kultur zeigt sich hinreichend, um im Laufe einiger Jahrhunderte ein Wachstum des Gehirns und eine hiermit übereinstimmende Vermehrung des Schädelumfanges hervorzubringen, wie die an den Schädeln der Pariser Kirchhöfe von dem berühmten Anthropologen Professor Broka vorgenommenen Messungen dargethan, und welche Erscheinung auch durch die bekannte, die verschiedenen Phasen dieser aufsteigenden Entwickelung zeigende, aus allen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zusammengebrachte Schädelsammlung des Abbé Frère in Paris bestätigt wird.

So läßt sich überall das Gesetz der Uebereinstimmung des Gehirnwachstums und der damit zusammenhängenden Vergrößerung der Schädelperipherie mit einem gesteigerten Geistesleben nachweisen. Nun beachte man aber die bei allen diesen hochwichtigen Messungen und Vergleichungen sich ergebende Thatsache, daß die im Laufe des Jahrhunderts zutage getretene Vermehrung des Schädelumfanges bei dem männlichen Geschlechte eine relativ bedeutendere ist, als bei dem weiblichen, für welche Erscheinung kaum jemand eine andere Erklärung finden dürfte, als die auf der Hand liegende: daß der im Verhältnis zum weiblichen größere Gehirnwachstum bei dem männlichen Geschlechte die direkte Folge war der durch alle die Jahrhunderte her die intellektuellen Kräfte des Mannes in höherem Grade, als die des Weibes, zur Entwickelung bringenden Erziehung und eine Folge der socialen Ordnung, welche alle die geistige Thätigkeit in Anspruch nehmende Kulturarbeit der Völker von den Männern verrichten ließ, während die Frau sowohl in ihrer Erziehung, wie in ihren Wirkungsgebieten von allen die Leistungsfähigkeit des Gehirns steigernden Bedingungen ausgeschlossen war. „Die Erziehung gestaltet alle Wesen" — sagt J. A. de Seygu*) sehr richtig —; „aber alles, was die Moral der Frauen durch eine

*) Les femmes, leur condition et leur influence sur l'ordre social.

schlecht geleitete Erziehung verlieren kann, muß den Männern zur Last gelegt werden. Diese beschränken oder vermehren nach Gutdünken die Fähigkeiten der Frauen, und mit einer empörenden Ungerechtigkeit weisen sie auf die von ihnen selbst der Entwickelung der Frauen in den Weg gelegten Hemmnisse, um darzuthun, daß das weibliche Geschlecht unter ihnen stehe."

Wenn sich endlich einmal die Erkenntnis wird Bahn gebrochen haben, daß gerade die typisch hervorstechendsten psychologischen Unterscheidungsmerkmale der Geschlechter — so namentlich auch die von Herrn Jeanine erwähnte stärkere Suggestionsfähigkeit des Weibes — nicht das Werk der Natur, sondern die unausbleibliche Wirkung künstlich geschaffener Einflüsse sind, und daß bei der Verschiedenartigkeit der Erziehung, Lebensstellung und Thätigkeitsphären von Mann und Frau, welche auf die Charakter- und Geistesentwickelung der Geschlechter von unmeßbarer Einwirkung sind, niemand imstande ist, auch nur annähernd zu beurteilen, welche unterscheidenden moralischen und geistigen Eigenschaften natürliche Eigenart der Geschlechter, und welche hinwiederum durch äußere Einflüsse zufällig erworben sind: dann wird auch, wie so manches andere Vorurteil, jenes antifortschrittliche Dogma, daß die Frauen, ihrer psychologischen Veranlagung wegen, zur selbständigen Anteilnahme bei Angelegenheiten des öffentlichen Lebens weniger, als der Mann, geeignet seien und ihnen deshalb ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit nicht eröffnet werden dürfe — in Dunst zerfließen.

Anders als mit diesem von uns bekämpften psychologischen Argument verhält es sich mit dem andern Einwurf Jeanines: der Konkurrenznot, welche durch die Zulassung der Frauen zu den bisher den Männern reservierten Erwerbsgebieten unzweifelhaft gesteigert werden muß, und von deren Gesichtspunkte aus die Frauenfrage eigentlich zur — Männerfrage wird. Herr Jeanine irrt sich in seiner Bemerkung: daß ich diese Frage „mit tiefer Verachtung berührte". Im Gegenteil, ich bekenne frei und offen, daß ich in diesem den wundesten, den einzigen wunden Punkt der Frauenbewegung erblicke. Es ist unleugbar richtig, daß die „anerkannte Befähigung der Frauen, mit dem Manne in den meisten Berufszweigen gleichen Schritt zu halten, den Kampf ums Dasein noch grausamer gestalten wird" — für den Mann. Ich erkläre die von Herrn Jeanine gezeichnete traurige Perspektive als vollkommen zutreffend: „In zwanzig, fünfzig, hundert Jahren, wenn alle Frauen ihren passenden Beruf gefunden haben werden, wird sich nicht dieselbe Stauung, nur um vieles peinlicher, bemerkbar machen? — Anstatt derjenigen, welche durch die Ungerechtigkeit der von den Männern eingesetzten socialen Einrichtungen daran verhindert sind, ihr Brot zu verdienen, werden andere getreten sein, die, mit allem ausgerüstet, um ihren Weg zu machen, sich den Kopf einrennen werden an der Mauer der sich stets komplizirenden ökonomischen Zustände". Ich denke nicht daran, zu behaupten, daß die Frauenemanzipation die blutige wirtschaftliche Frage unserer Zeit einer günstigen Lösung zuzuführen vermöchte. Denn überall, wo eine tüchtige, befähigte Frau in das bisherige Erwerbsgebiet den Männer tritt, wird — bei der Ueberfüllung aller Fächer mit arbeit- und erwerbsuchender Kräften — ein männlicher Konkurrent daraus verdrängt werden. Allerdings ist es voraussichtlich, daß (worauf ich schon in meiner vorgenannten Abhandlung, Heft V S. 552 der „Freien Bühne", hingewiesen), mit einer derartigen Steigerung der Konkurrenz auch eine Steigerung der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Bewerber Hand in Hand gehen, die tüchtigsten den Wettkampf bestehen und das minderwertige Material wird ausgeschieden werden. Die Aemter und wissenschaftlichen Berufsbahnen werden wenige oder keine talentlosen, ihren Aufgaben nicht gewachsenen Persönlichkeiten aufzuweisen haben, und es ist klar, daß das Allgemeinwohl dadurch gefördert würde, wenn nur die vorzüglichsten Elemente zu solchen Wirkungskreisen Zutritt zu erlangen vermöchten, durch welche auf das Wohl und Wehe der Gesellschaftsglieder wichtiger Einfluß geübt wird, wie beispielsweise das Lehrerfach, das Richteramt, der ärztliche Beruf und noch viele andere. Ungeachtet der Anerkennung des socialen Fortschrittes, welcher aus einer derartigen Umgestaltung der Ordnung der Dinge resultieren müßte, soll und kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die ökonomische

Lage der Gesamtheit hierdurch nicht verbessert würde, wenn an Stelle einer Anzahl auserlesener weiblicher Kräfte, deren Tüchtigkeit es gelingt, im Kampf um Arbeit und Erwerb sich zu behaupten, eine ebenso große Zahl männlicher Konkurrenten, infolge geringerer Leistungsfähigkeit, in den von jenen okkupierten Stellen nicht untergebracht werden können.

Ob, wann und auf welchem Wege es gelingen wird, das große, furchtbare Rätsel der Zeit, das in der Not und im Kummer der Massen von Tag zu Tag lauter nach Lösung schreit, zu entwirren, das Rätsel, wie der ökonomische Umbau der Kulturgesellschaft zu gestalten sei, auf daß jede Kraft ihr geeignetes Thätigkeitsgebiet und ihren ausreichenden Erwerb finde, von den Schwachen und Unfähigen aber durch die Hilfe der Gesamtheit Not und Elend ferngehalten werde: — wir wissen es nicht.

Wenn aber auch die allgemeinen wirtschaftlichen Zustände durch die in der Frauenbewegung angestrebte Gleichberechtigung der Geschlechter nicht verbessert würden — was zu behaupten, meines Wissens, ja noch niemand sich vermessen hat — so werden sie doch auch in keiner Weise verschlechtert werden. Die wirtschaftliche Lage der Gesamtheit wird eben nur eine Verschiebung erfahren, indem Arbeit und Erwerb auf beide Geschlechter in gleicher Weise verteilt, und geistig untüchtige Männer nicht leichter zu Stelle und Lebensunterhalt gelangen würden, als arbeitsfreudige, hochbefähigte Frauen.

Wenn Herr Jeanine die Frage aufwirft, ob es „erquicklicher" sein wird, wenn eine Anzahl von Frauen in verschiedenen Berufsarten ihren Unterhalt gefunden haben werden, an ihrer Stelle den im Kampf ums Dasein besiegten Junggesellen zu begegnen, denen mitleidige Verwandte das Gnadenbrot verabreichen, so müssen wir ihm darauf antworten, daß es nur die Macht der Gewohnheit ist, welche in einer unversorgten und unbeschäftigten Frau eine unerquicklichere und weniger bedauernswerte Erscheinung erblickt, als in einem ebensolchen Manne; daß es für ein unvoreingenommenes, objektives Urteil am erquicklichsten ist, zu sehen, daß in jedem Berufszweige gerade solche Kräfte — ob Mann, ob Frau — Verwendung finden, welche sich für dieselben individuell am besten eignen und den ihnen gestellten Aufgaben am vollkommensten zu genügen vermögen und daß nicht die geringere, ungenügende Leistungsfähigkeit der vorzüglichen den Weg vertritt.

Und wenn Herr Jeanine meint: „eine Frau könne sich schließlich auf hunderterlei Weise nützlich machen, der Mann hingegen, der es zu nichts gebracht hat, sei eine ganz erbärmliche Erscheinung", so würde es eben Sache der Männer sein, es auch zu lernen, sich nützlich zu machen, um keine erbärmliche Erscheinung abzugeben. Deshalb, weil „es nun einmal einträgliche Carrièren nur in beschränkter Zahl giebt" und weil ein Mann, wenn er eine solche angestrebt und sie nicht erreicht hat, weniger mit sich anzufangen weiß, als eine Frau, die Forderung stellen zu wollen, daß die angeseheneren, einträglichen Berufsbahnen allein den Männern vorbehalten bleiben sollen, damit auch die minder tüchtigen darin ihr Unterkommen finden können und dasselbe nicht durch die Konkurrenz höher befähigter Frauen, die in diesen Berufsarten ebenso Gutes oder Besseres zu leisten vermöchten, in Frage gestellt sehen — eine solche Forderung wäre denn doch vom Standpunkte der moralischen Gerechtigkeit und von dem der Wahrung des Gesamtwohles, sowie im Interesse des allgemeinen socialen Fortschrittes schwer zu rechtfertigen.

Herrn Jeanine fällt es auch gar nicht ein, dieses von manchen Frauenrechts-Gegnern teils verkappt, teils aber ganz unverfroren klipp und klar ausgesprochene Verlangen zu erheben. Sein einsichtsvoller Gerechtigkeitssinn läßt ihn das Vorwärtsdrängen der Frauen als vollberechtigt erscheinen. Er ist überzeugt, daß die von ihm angedeuteten Schwierigkeiten den Lauf der Bewegung nicht aufhalten werden; er fühlt es, daß „die Reform zu Gunsten der Frauen in der Luft des Jahrhunderts" liegt.

In allem andern, was Herr Jeanine in seinem Aufsatze noch sonst zur Sache sagt, decken sich seine Anschauungen mit den von mir selbst ausgesprochenen. Zu den

bedenklichsten Hindernissen, welche sich dieser Reformarbeit entgegensetzen, zählt er mit vollem Rechte den derzeitigen weiblichen Geschlechtscharakter, „das Kleinliche, das Persönliche, das Interessierte, das bei den Frauen so leicht obenauf kommt" und das, wie ich des öfteren dargethan, die Wurzel der Gegnerschaft vieler Frauen gegen die freiheitliche Bewegung ihrer Geschlechtsgenossinnen bildet.

Ja, es ist vollkommen wahr, daß vorläufig die Zahl dieser engherzigen, kleinlichen Weiber noch sehr groß ist, und daß diese Gattung von Frauen für die Stellung, welche vor- und aufwärts strebende Geister dem Weibe zuweisen wollen, noch nicht reif ist.

Aber gerade darin liegt die große Aufgabe unserer Zeit, daß alle die geistig Höherstehenden, die Entwickelten, die aufgeklärten Denker einmütig an der moralischen Erziehung der Zurückgebliebenen arbeiten, das Licht des freien Denkens und das Feuer des von kleinlich eigennützigen Interessen befreiten, reinen Wollens in den Seelen ihrer Mitmenschen entfachen. Und die unermüdliche Hinweisung auf hohe Lebens- und Strebensziele ist das beste Mittel, um latente Kräfte zu entbinden und von den Augen des Geistes die Binde zu lösen, welche vergangene Jahrhunderte recht- und ideenloser Abhängigkeit und energietötender Unterdrückung geschlungen.

Irma von Troll-Borostyáni.

Drei Gedichte.

Von
Karl Henckell.

Am Meer.

(Ostende.)

Und ich trat hinaus — da rauschte das Meer,
Das große Meer mir zu Füßen,
Der grünen Wogen aufschäumendes Heer
Rollt' an, meine Sehnsucht zu grüßen.

„Lichtsohn", sein herrliches Grußlied scholl,
„Laß alle Kleinheit im Rücken,
Laß mein unendliches Wogengeroll
Unendlich dich beglücken!

„Was hat deine leidende Seele bedrängt?
Was hielt dich wie Scheren umschlossen?
Was hat dich in zagenden Mißmut gezwängt?
Was dein Fühlen mit Gift übergossen?

„Du schwanktest, nicht völlig du selber zu sein,
Da schwankt' es dir unter den Füßen —
Verschüttet, verschüttet hast du deine Pein.
Nun laß dich grüßen, grüßen!

„Frei wie die Woge dein Leben sei,
Kein Zugeständnis den Feigen,
Die deines Geistes Empörungsschrei
Mit Wollust brächten zum Schweigen!

„Du bist nur glücklich, wenn du sagst,
Was die klugen Heuchler verbergen,
Du bist nur fröhlich, wenn du wagst
Den Kampf mit den Knechten und Schergen.

„Das ist dein Gesetz, zu handeln so frei,
Wie die Natur dich geboren,
Sei ganz du selbst — und der Reue Hai
Hat für dich den Schwertzahn verloren.

„Siehst du die Möven küssen den Gischt,
Leicht über die Wellen sich wiegen?
Ich grüße dich, Freier, die Schwäche verzischt,
Sollst siegen, frohlocken und siegen!"

Da eilt' ich weit vor an den ragenden Rand,
Wo der Flutenwurf mich umspritzte,
Meerwasser taufte mir Haupt und Hand,
Meine zitternde Seele blitzte . . .

Frau Welt.

(Ein blasiertes Gedicht.)

Frau Welt beschloß, nicht mehr zu sein,
Der Fluß der Dinge schafft' ihr Pein.

Sie grollte: „Allem schlägt die Stunde,
Nur ich geh' nimmermehr zu Grunde.

Was sich auch wandelt für und für,
Nur mir winkt keine Ausgangsthür.

Das ist ein ewiges Geflute, —
Unheimlich wird mir schier zu Mute.

Wo harrt mein Grab? Wo find' ich Ruh?
Im Gange bleib' ich immerzu.

Ist kein Galan denn aufzutreiben,
Mir Weltenmorphium zu verschreiben?"

Sie raufte sich ihr Chaoshaar,
Das währte Zehnmillionen Jahr.

Sie biß sich auf die Himmelslippen,
Sie schlug sich auf die Höllenrippen,

Indeß sie: „Weh Welt! Weh Welt!" sang,
Das dauerte Milliarden lang.

Wie sie auch aufstieß mit den Füßen,
Herr Nichts vermied, sie zu begrüßen.

Matt sank aufs Sofa sie zurück:
„Ich bin und bleib ein Schelmenstück.

Bin schon so gräßlich alt geworden
Und kann mich nicht mal selbst vermorden.

Reicht Keiner den Erlösungstrank,
Werd' ich aus Tiefsinn geisteskrank."

Frau Welt beschloß, zu resignieren
Und Schopenhauer zu studieren.

Mondeszauber.

Jüngst zu blasser Abendstunde,
Tauchend aus den Schneegardinen,
Ist auf rosarotem Grunde
Lichtgrün mir der Mond erschienen.

Wie ein Himmelsblatt, das leise
Hinschwebt durch die dünnen Fluren,
In geheimnisvoller Weise
Zog er zauberfarb'ne Spuren.

Als sich wieder schwere Schatten
Schichteten zu dunklen Deichen,
Mußte gleich sein Grün ermatten
Und zu Silbergrau erbleichen . . . .

Die moderne Frau.

Skizze

von **Helene Stöcker.**

Was Sie auch sagen mögen, ich weiß es ganz genau —: die moderne Frau ist etwas, das noch nicht in dieses Jahrhundert hineingehört; — für die es noch keinen Namen und — keinen Mann giebt, keine Stellung in der Gesellschaft; denn ihrem ganzen, innersten Wesen nach gehört sie in ein Zeitalter der Zukunft — kurz, sie hat sich auf jeden Fall verfrüht.

Ich meine eine ganz bestimmte Spezies, die ich auch bei Frau Marholm — (und Frau Marholm ist fast der einzige moderne Mensch, der etwas davon weiß) nicht gefunden habe. Es ist weder „la détraquée" — es ist auch nicht ganz „la grande Amoureuse", obwohl sie der vielleicht am nächsten käme — und mit der Cérébrale hat sie eben nur die Intelligenz gemein. Es ist auch nicht das „unverbildete Mädchen aus den arbeitenden Klassen," für die man zuweilen schwärmt — es ist — ja, der Name ist schwer zu finden — die moderne Frau — meist unverheiratet — die sich nach Stuart Mill und Bebel auch noch mit Nietzsche und Frau Marholm beschäftigt hat, die John Henry Mackays Individualismus teilt, nachdem sie eine Zeit lang in Gefahr war, zur socialistischen Partei zu schwören — und die — eine andere „Magda" — nur mit mehr Ernst und Tiefe — hinausgeht aus dem schützenden Vaterhaus, um sich die pekuniäre Unabhängigkeit zu erringen — die erste Vorbedingung zu jeder Art von Freiheit. Das, was sie von Frau Marholms so fein geschiedenen Typen noch trennt, ist ihr stark bewußtes Individualitätsgefühl und der durchaus nicht zwiespältige Zug ihrer Seele, der nach beidem verlangt, was Stuart Mill einerseits und Frau Marholm andererseits ihr zugestehen wollen: ihr Recht auf Freiheit und ihr Recht auf Liebe!

Sie denkt nicht, dem Manne absolut „gleich" zu werden — aber sie will ein glücklicher — und das bedeutet auch für sie: ein freier Mensch werden und sich zugleich in ihrer Weibart immer höher entwickeln. Sie beklagt es längst nicht mehr, — wie sie das als Kind vielleicht gethan — daß sie kein Mann ist; im Gegenteil, sie ist bereits zu einem wohligen Gefühl ihrer Weib-Vorzüge gekommen. Dazu das Bewußtsein ihres Selbstmenschentums — ihr Zukunftsgefühl, da sie noch etwas Seltenes, Alleinstehendes ist, das in keine der Kategorien mehr paßt, das noch ganz die Wonne des Individuums empfinden darf. Und endlich die große Sicherheit dem Manne gegenüber: sie steht ihm nicht als Verächterin oder Rächerin gegenüber, sondern mit hellen, offenen Augen und wachem Herzen. Sie ist eigentlich geboren, zu lieben mit allen Fibern

ihres Wesens, mit Geist, Herz und Sinnen — mit allen Nerven — denn sie ist im edlen Sinne — wie Mantegazza sagt — viel geschlechtsbedürftiger als der Mann. Aber da der Mann, den sie brauchen könnte, noch nicht geboren ist — wenigstens hat er sich ihr nie auf irgend eine Weise verraten — schenkt sie ihren Reichtum andern: sie betet die mütterliche Freundin an, die dem temperamentvollen Kinde zuerst einen Schimmer von Verständnis gezeigt, — sie umfängt mit aller Glut erster noch unklarer Leidenschaft irgend ein holdes, junges Geschöpf, das ihr dafür — halb geschmeichelt, halb verwirrt, die heiß ersehnte Freundschaft schenkt. Sie erzieht ihre Geschwister, ihr ähnlich in Temperament und Intelligenz, mit mehr als mütterlichem Stolz: sie sieht in ihnen ja die mit ihr streitende, weltüberwindende Zukunft, — und endlich lebt sie in innigster Gemeinschaft mit gleichfühlenden, gleichstrebenden Genossinnen.

So ist es ihr möglich geworden, trotz der längst grausam klaren Erkenntnis: „Lieben muß ich, da ich lebe" durch die allererste, leidenschaftliche Jugendzeit durchzukommen — ohne der Gefahr zu erliegen, in ihrem starken Liebesbedürfnis sich an irgend einen Mann wegzugeben, der doch nie „ihr" Mann sein kann. Aber nun sie frei und unabhängig mitten im Herzen der Weltstadt lebt, — nun ihr das, was sie glühend begehrte: Leben im Verkehr mit geistig ebenbürtigen Menschen — in reichem Maße zu teil geworden, — nun hat sie eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Bisher hat sie immer die Frau im allgemeinen für das konservative Element gehalten, — aber nun muß sie lernen, daß der Mann in Bezug auf die Frau noch viel konservativer ist, daß er in Hirn und Nerven nicht nur die Tradition seiner Großeltern, sondern seiner Urgroßeltern hat, und das selbst die „Neuen, Freien" von der Frau nur die Dirne und die Hausfrau im ältesten, spießbürgerlichsten Sinne kennen — und darum ein etwas — hm — verdutztes Gesicht machen, wenn sie ernsthaft mit ihnen über die Kreutzersonate reden will. Sie hat die ernüchternde Erfahrung gemacht, daß das Moderne, Zukunftsfrohe den Frauen gegenüber noch graueste Theorie ist, und daß auch die Allermodernsten in der Praxis die ärgsten Philister sind, die ihre eigenen Ideen nicht ernst nehmen.

Sie stellt freilich auch eine Forderung, die bis dahin noch nie gestellt worden: sie läßt sich nicht mehr die Beleidigungen des Ballsaals gefallen, und sie will auch nicht als Mannweib betrachtet werden — ja, sie ist ein anspruchsvolles Geschöpf! Ein Weib will sie sein — Liebe nehmen und Liebe geben und doch nicht mehr in ehrfürchtigem Schweigen lauschen, wenn kluge Männer sprechen?! Nein, nein, für solch ein Geschöpf ist überhaupt noch keine Formel gefunden — — und doch — ich weiß es ganz genau: alles Heil, das eine sehnsüchtig harrende Zeit von einem zukünftigen Erlöser erwartet, muß vom Weib ausgehen — dem Weib, das sich allen Männern zum Trotz — aus eigner Kraft zu einem Menschen durchgerungen!

Aber so wenig selbst der moderne Mann schon fähig ist, dies Weib zu begreifen — so wenig er es also zu seiner Gefährtin macht, — so wenig ergiebt sich das moderne Weib dem Manne. Nicht aus Askese oder aus Unlust an ihm — aus einem viel mehr äußerlichen Grunde: was alles — in unsern unpraktisch zurückgebliebenen häuslichen und ökonomischen Verhältnissen auf sie wartet — das genügt, ihre Augen einstweilen noch offen zu halten: hinter der großen Seligkeit die Küche und die Kinderstube (nicht als ob sie ihre Kinder einmal nicht lieben würde) aber aus dem freien Menschen wird ein Lasttier mit unglaublich raffinierten Verpflichtungen — und sie dürstet nach der Freiheit

ebenso wie nach der Liebe — erst beide vereint vermögen ihr die Harmonie des freien Menschentums zu bringen. So hat sie denn die nötige Kritik, um sich nicht durch ihre jungen, heißen Sinne überrumpeln zu lassen und vielleicht nach kurzem Rausch sich und andere elend zu machen, — obwohl sie es nur zu gut weiß: das Beste vom Leben kann nur in der innigsten Gemeinschaft zweier freier Menschen — zwischen Mann und Weib erblühen — ohne Frage, ohne Zweifel! Es begegnet ihr oft, wenn sie irgendwo davon redet, das man ehrlicher, offener, natürlicher werden solle, daß man vor allem endlich das Weib lehre, sich bewußt als Weib zu fühlen, — daß man sie dort mitleidig erstaunt, zweideutig lächelnd ansieht: „Wie unschuldig sie sein müssen!“

So hält sie denn sich selber fest als das große Glück nach dem sie rastlos gejagt und das sie endlich — so über Erwarten — gefunden. Sie weiß es jetzt, daß jeder, der frei werden will, es nur durch sich selber werden kann. Sie hält was sie hat, daß niemand ihre Krone nehme: Vernunft und Kunst und Wissenschaft — des Menschen allerhöchste Kraft! Ihr Ziel ist: ein Mensch zu sein, dem nichts Menschliches fremd ist! Aber sie hofft auch auf die kommende Zeit, da aus ihrer Gemeinschaft mit einem Manne eine Ehe werden kann! — —

Christus in Nazareth.

Dramatische Scene
von
Julius Hart.
(Bruchstück aus einer Christustragödie.)

Die Scene spielt in Nazareth. Ringsum eine schöne mit Blumen und grünen Wiesenmatten bedeckte und auf allen Seiten von Bergen und Höhen umschlossene Thallandschaft. Hier und da strecken in kleinen Gruppen zusammenstehende Palmen ihre Wipfel in die von goldrotem Schein durchglänzte stille Abendluft. Oelbaumhaine ziehen sich an den Höhen hinauf, abwechselnd mit Ackergründen, Weizen-, Roggen- und Durrhafeldern, Wiesen und Weiden; auf den Weiden grasen Kameele, Ziegen und Rinder. Alle die reichbebauten üppig fruchtbaren Felder zeugen von Wohlstand und Reichtum. Aus weiter Ferne tönt das gedämpfte Klingen einer Hirtenflöte herüber. Ruhe und tiefer Frieden. Zerstreut über das ganze Thalbecken hin, sowie an den umliegenden Höhen emporkletternd, liegen die Häuser von Nazareth. Etwas höher als alle übrigen Häuser, am Abhange des die anderen überragenden westlichen Berges, liegt das Haus der Maria, erbaut nach der allgemein herrschenden orientalischen Bauart. Auf dem flachen Dache des Hauses sind grellfarbige Gewänder und Tücher zum Trocknen aufgehängt. Tauben fliegen hin und her und wandeln auf dem Platz vor dem Hause auf und ab. Die Luft ist voll vom Duft der Lorbeerbäume und Terebinthen, die in der Nähe ihre Gipfel emporheben. Vor der Thür des Hauses am Spinnrocken sitzt Maria: ihr würdiges, eckigmageres Matronenantlitz ist von tiefen Furchen des Grams und sorgenvoller Arbeit durchzogen. In dieser Stunde prägt sich ängstliche Unruhe in ihm aus, die zitternden Hände hören zuweilen zu arbeiten auf und sinken müde in den Schoß, und die Augen blicken bang nach der Gegend von Nazareth hin, während die Frau zu gleicher Zeit leise aufseufzt. Plötzlich zuckt sie zusammen . . . Um die nächste Ecke kommt im hastigen Gang ihr Sohn Simon, ein junger schwarzvollbärtiger Mann von etwa 25 Jahren; jede seiner heftigen Bewegungen und der scharfe trotzige Ausdruck des Gesichtes zeugen von Leidenschaft und Energie. Stürmisch herankommend, sieht er seine Mutter mit einem halben Blick an, ohne ein Wort zu sagen und wirft seinen Stab wütend in die Ecke. Man sieht's ihm an, daß er Geräusch machen will. Einige Male läuft er heftig auftretend auf und ab und ringt, halberstickt vom Zorn, nach Worten.

Maria (zaghaft ängstlich): Der Herr gebe Dir seinen Frieden, mein Söhnchen!

Simon (ohne darauf zu achten): Hm hm! (wütend auflachend): Ein Sohn Gottes — dieser dumme Junge! . . . Aber das muß aufhören — aufhören muß es mit diesen Narreteien . .

Maria (weinerlich): Nicht einmal einen Gruß bietest Du mir, Söhnchen?! Läufst umher wie ein kranker Hund . . . Simonchen, mein Herzensjunge . .

Simon: Du — so! . . Ja — so, — ich habe Dich nicht gesehen, Mutter! Aber der Gott Abrahams soll mich nicht nur mit Blindheit schlagen, er soll auch meine Ohren taub machen. Bei den Gebeinen des Thisbiten, ich ertrag's nicht länger, daß sie auf den Gassen sitzen und Spottlieder auf uns pfeifen.

Maria: Der Herr Zebaoth hat seine Hand gegen uns erhoben. Was werde ich wieder hören müssen, — was haben die Leute wieder Schlimmes an uns gethan, mein Simon? Ach, was werde ich wieder hören müssen?

Simon: Die Leute — die Leute! Ich machte es wie sie und lachte hinter uns her und rief: Ist Nazareth eine Synagoge der Irrsinnigen geworden?. Nein,

wer das Schlimmste an uns thut, das ist der — der . . . In unserem eigenen Fleisch und Blut sitzt die Krankheit, die uns alle auffrißt . . Sag mir nur, Mutter, wie hast Du nur diesen gebären können? Er sitzt zwischen uns, wie ein Spatz zwischen jungen Adlern. Anders ist er, als wir andern alle . . der Faullenzer, der Herumtreiber —

Maria: Wenn ich nur wüßte, was Du meinst . .

Simon: Ach, Du weist ganz gut, was und wen ich meine — . . unser Unglück, unsere Schande, unser Verderben! Der Herr wird sie zerschmeißen wie die Töpfe, die Narren und die Hochmütigen, . . aber uns zerschmeißt er mit, uns arme Töpfe, die daneben stehen, so bescheidene Töpfe wir sind . .

Maria: Ach, mein Sohn, ich bete ja alle Tage zu Gott, daß er ihn auf den rechten Weg zurückführt . . Er war ein so frommes Kind, und nie hätte ich geglaubt, daß er uns so großen Kummer bereiten würde, — der Ungeratene.

Simon: Ja, betteln können wir gehen, um seinetwillen . . Stehe ich auf dem Markte und will den Teppich verkaufen . . Ein Jahr lang habe ich dran gearbeitet und es ist ein Prachtstück und niemand in Nazareth macht mir's nach . . Aus Jerusalem sind die Leute gekommen und haben meine Teppiche bewundert, und die Gojim, der Herr verdamme sie! haben gesagt, sie wären gut für den Kaiser in Rom. Und die Leute wissen, daß ich kein gemeiner Teppichweber bin, (sich auf die Brust schlagend): daß ich Ideen habe, und ein Künstler bin und niemand, wie ich, so fein die Farben wählt, daß sie leuchten und funkeln wie die Sonne im See Genezareth . . Das beste Stück aber ist's, das je aus meinen Händen hervorgegangen, und Du weißt, daß es mir selber Freude gemacht hat, wie noch nie. Kam ich sonst auf den Markt, da liefen die Händler und Leute herbei, und es stand immer eine dichte Menge um mich und konnte sich nicht satt sehen und es war ein Feilschen dabei, und jeder überbot den anderen. Und wenn ich schwur bei der Hüfte Jakobs, die der Herr gerührt hat: Der Teppich ist mir nicht feil für tausend Zinsgroschen, da riefen sie alle: Beim Haupte Abrahams, Sohn Josefs, Du giebst ihn zu billig weg . . Jetzt aber — jetzt aber! . . Ach, die Wut erstickt mich . . Seit drei Tagen stehe ich da im Bazar und rufe: Kauft meinen Teppich, kauft den König aller Teppiche, Salomo hat keinen schöneren besessen — kauft den Ruhm von Nazareth! . . Aber niemand kommt, niemand, der ihn auch nur sehen wollte. Aus dem Wege gingen sie mir wie einem Aussätzigen, und wenn ich sie einzeln anfaßte und sagte: Nachbar, was läufst Du an mir vorüber? Bin ich einer von den Unsichtbaren? — — da starrten sie mich an — so starrten sie mich an — könnte ich Dir nur sagen, wie sie es machten! zuckten mit den Achseln und stotterten ein paar Worte . .

Maria: Ach, ich glaubte nicht, daß er sie so aufgebracht hätte mit seinen sündigen Redensarten, mit seinem losen Schandmaul! O! ich Aermste der Mütter, ich Unglücklichste aller Mütter . . Was soll aus uns werden? — Simon, mein armer Junge —

Simon: Die Narren dürfen ihren Spott mit uns treiben und die Weisen zürnen uns. Geht Nimri, der Weinsäufer, der Geck, der Salbentriefer an meiner Bude vorüber und grinst über das ganze Gesicht und schreit mir zu: „Was plagst Du Dich ab in Deinen jungen Jahren? Kannst Du nicht den Engeln befehlen daß sie die Schätze Salomos Dir herunterbringen?! . . Und Mattatias kommt, der Sohn des Theudas und sieht mich steif an und seufzt: Es thut mir leid um Dich, Simon, aber eher soll mir die Hand verdorren, als daß ich noch

einmal einen Deiner Teppiche kaufte. Hütet Euch vor den Gottlosen und wer ihnen ein Freund ist und Handel treibt mit ihnen, ist verflucht wie sie selber. Ich will Dein Freund nicht länger sein, denn das Blut dieses Gottesfeindes fließt auch in Deinem Leibe.

Maria: Und aus meinem Leibe ist er geflossen, aus meinem Fleische ist er geboren! Ach, was quälst Du mich mit Deinen Worten, Simon! Wehe uns — wehe uns Unglücklichen . .

Simon: Da kommen Eli und Gabael, der Oheim . . Sie sehen verstört aus und machen uns Zeichen . . Welch neues Böses werden sie uns bringen?! Mutter, Mutter, ich gehe fort aus dieser Stadt, — hin, wo uns niemand kennt!

(Von der Stadt herauf kommen Eli, ein jüngerer Bruder Jesu und Simon's, ein Jüngling von etwas linkischem Benehmen, bartlos, gutmütig und unbeholfen und Gabael, ein Greis von etwa sechzig Jahren. Im Gegensatz zu den Mitgliedern der Familie Marias ist Letzterer auffallend reich gekleidet und modisch-geschmackvoll, wenn auch zu buntfarbig-jugendlich für sein Alter. Man sieht, daß er jugendlicher erscheinen will, als er ist, und sein ganzes Aussehen, Kleidung und Haltung haben etwas Kokettes an sich. Langer wohlgepflegter weißer Bart. Weiche einschmeichelnde Stimme, vornehmes, liebenswürdiges Lächeln. Er ist ebenso gutmütig, wie eitel und gespreizt ceremoniös).

Gabael (grüßend): Der Herr sei mit Euch und beschere Euch glückliche Tage.

Maria: Froh mögen Deine Tage sein und ohne Sorge Deine Nächte.

Gabael: Der Herr baue Dein Haus, fromme Mutter Maria, und erhalte Deine Kinder in seiner Furcht.

Maria: Langes Leben gebe er Dir und Deinem Weibe und Deinem Knaben, guter Nachbar . .

Eli (seine Mutter umarmend): Deinen Segen über mich, — Mutter!

Maria: Ja, mein Söhnchen, — ja, mein Söhnchen! . . Ach, ich zittere, was Ihr mir bringt.

Eli (mit verzweifeltem Gesicht): Ja, was sollen wir wohl bringen? . . Das ist nun an jedem Tage dasselbe, seit unser Bruder wieder zurück ist . . Was sollen wir da wohl neues bringen?

Simon (dazwischenfahrend): Hätte ihn doch die Wüste verschlungen, wie die Rotte Korah von der Erde verschlungen ist . . den Baalsdiener, den Griechen, den Heiden . . Aber Ihr könnt mir's bezeugen, Nachbar Gabael, vor allen Nachbarn, daß ich sein Feind bin.

Maria: Willst Du wohl still sein, Söhnchen? Ach Simon, Simon, versündige Dich nicht an Deinem Bruder mit Deinem gottlosen Schwören. Bist doch selber ein so großer Sünder und fluchst das Gericht Gottes herab? Wer das Kind schlägt, schlägt auch die Mutter, und wenn er uns auch noch so viel Kummer bereitet, so bin ich doch seine Mutter . . Und bete auch Du lieber für ihn, daß er auf den rechten Weg zurückkommt.

Simon (wütend): Ja wohl — Ja wohl! Er war ja immer der Beste von uns und wir andern, wir waren die schlimme Brut, wenn er — er . .

Maria: Nein, mein Simonchen, nein, — lüge nicht, Söhnchen . . Ich habe Euch alle gleich lieb, das weißt Du wohl . .

Gabael: Ja, Nachbar Simon, Blut ist nun einmal Blut und Ihr seid der Bruder und da sitzt die Mutter . . Und wenn Ihr sagt: Er ist mein Feind, so sagen die Leute: Ei, ei, der Nachbar Simon ist wohl ein Weinsäufer geworden, wie kann er ihn seinen Feind nennen, da er doch von einem Geschlechte mit ihm ist . . Nein, Nachbar Simon, ich bin ein alter Mann und habe noch keinen gesehen, der sich neues Blut gemacht hätte und neues Fleisch und neue

Knochen. Und das alles habt Ihr von Eurem Vater Josef und Eurer Mutter Maria, und Eure gottlosen Brüder auch . . Ein Blut und ein Fleisch, und das ist bei Dir nun so, wie wenn Esel und Ochs an einen Pflug ziehen, und wenn das Oechslein störrisch ist und faul, dann muß auch der arme flinke Eselchen leiden . . Seht Ihr . .

Eli: Ach ja, Bruder . . wir müssen's zusammen ertragen, — und lieber will ich wandern, wie einst die Patriarchen wanderten, als meinem Bruder, so schlimm er es auch treiben mag, sagen: Ich will Dein Bruder nicht länger sein . . Es wäre eine große Sünde, die ich nicht auf mich laden will, wenn's nicht ein großer Rabbi von mir forderte . . Um mich und Dich ist mir auch nicht bange, aber wenn ich an unsere arme Mutter denke und die Schwestern . . . Ach, Nachbar Gabael, . . . was wollt Ihr uns anthun, . . nun wollt auch Ihr uns im Stich lassen . .

Maria (aufschreckend): Der Nachbar Gabael uns anthun? . . Was wollt Ihr uns anthun, Nachbar Gabael . . . Pfui, Eli, wie kannst Du nur so etwas gegen unseren guten Nachbar Gabael sagen . . . Sprecht, Gabael, sprecht!

Gabael: Was fahrt Ihr mich so an, Mutter Maria? Ich bin ein alter, schwacher Mann und Ihr habt mich ganz fürchterlich erschreckt . . Ich weiß doch ganz genau, was gute Sitte und Höflichkeit verlangt . . Ei, ich bitte, was schwatzt denn das junge Blut von Böses bringen . . Mit Recht sagt man: Junge Füllen schlagen am meisten aus, und der Jugend muß man das Maul verbinden, wenn sie mit alten Leuten zusammensitzt . . Ei, ei, Eli, habt Ihr so wenig gelernt, was Sitte ist, daß Ihr gleich mit Euren Gedanken herausplatzt, wie die Kinder, die Narren und die Trunkenen thun, die da nichts bei sich behalten können und immer schwatzen . . immer schwatzen . . schwatzen . . Wächst denn das schöne Korn auf dem Felde an einem Tag und mußt Du nicht erst die Nüsse knacken, wenn Du den süßen Kern verspeisen willst . . Siehst Du, Eli, die Jugend schwatzt immer, aber das Alter denkt, und wer ein Mann von guten Sitten heißen will, muß die Worte schön zu setzen wissen.

Simon (im Hintergrunde wütend auf und abgehend): Mir wird übel — mir wird übel! Alter Narr, komm zu Ende.

Maria (sich einschmeichelnd): Ihr müßt meinem Söhnchen verzeihen, Gabael . . Seht, weil mein armer Mann so früh gestorben ist, da haben sie wohl nicht so die rechte Zucht gehabt. Wenn Ihr nur ein gutes Auge auf sie haben möchtet, und im Umgange mit Euch möchten sie von Eurem Alter und Eurer Weisheit viel Gutes lernen. Ach, ich freue mich ja so, daß Ihr ihnen gute Lehren beibringen und ein zweiter Vater sein wollt.

Gabael: Gewiß, — gewiß, Mutter Maria. Ihr wißt, daß ich Euer Diener bin und daß Ihr mir nur befehlen könnt, was Ihr wollt. Ich erfülle Euch jeden Eurer Wünsche und mein ganzes Haus gehört Euch, und ich schenke Euch alle meine Ochsen und meine Aecker und meine Kinder und all mein Gesinde. Ja, gewiß, Mutter Maria, die Kinder — die Kinder, sie machen uns viel Sorge; zumeist wohl die Knaben, aber auch die Mädchen. Ein verwöhntes Kind wird mutwillig wie ein wildes Pferd. Beuge ihm den Nacken, so lang es noch jung ist und bleu ihm den Rücken, wenn es noch klein ist . . Das Weib nimmt jeden Mann, aber von den Töchtern, Mutter Maria, nimmt man die eine lieber als die andere. Ei ja, wo ist denn Euer ältestes Töchterchen, die fromme Judith. Gewiß an den Brunnen gegangen, um Wasser zu holen,

das fleißige Kind. Es ist mir immer eine Freude, wenn ich sie sehe, so schön und frisch, wie die Rosen von Jerichow.

Maria (eifrig): Eli soll gleich hingehen und sie Euch herholen; das faule Ding wird wieder mit den andern Dirnen die Zeit verplaudern. Eli, spute Dich, mach hurtig . .

Gabael: Laßt, laßt nur, Mutter Maria, ich bin ja nur so auf den Sprung vorbeigekommen und muß gleich wieder nach Hause heimkehren.

Maria: Ich bitte Euch, lieber Nachbar, Ihr wollt uns doch nicht die Schande anthun . . Eli . .

Gabael: Nein wirklich, Ihr müßt mir schon verzeihen, aber ich schwör's beim Haupt der Patriarchen, daß ich wahrhaftig gar keine Zeit habe, und wenn Elias käme und mir befähle: Bleib, Gabael, bis die fromme Judith vom Brunnen heimgekehrt ist, nein, ich schwöre Euch, ich könnte nicht hier bleiben, — (betonend): wenn Ihr begreifen wollt, Mutter Maria . .

Maria (stutzend): Ich weiß nicht, Nachbar Gabael, . . ach . . aber das Mädchen wird gewiß sehr unglücklich, wenn sie erfährt — —

Eli: Aber Mutter, Mutter, — verstehst Du denn nicht?

Maria: Still, Eli, — still, unterbrich uns nicht . .

Gabael: Was für eine Jugend ist das heute, so vorlaut und frech, als wär' es eine gottverhaßte römische Heidenjugend. So ganz ohne alle Sitte und Höflichkeit und mit einer Zunge, wie mit einem Schwerte . . Ja, ich muß es Euch schon sagen, daß Ihr recht wilde Söhne habt, wild wie Judas Makkabäus, wenn man einen so heiligen Mann des Herrn mit so ungezogenen Galgenstricken zusammen nennen darf. Da lob' ich mir doch Eure Töchter und vor allem die fromme Judith, — so schlank gewachsen, wie die Ceder auf dem Libanon und so ein stilles sittsames Kind.

Maria (mit aufsteigendem Weinen kämpfend): Ach, sie verdient es gewiß nicht, daß Ihr so freundlich von ihr sprecht . . Ihr seid viel zu gütig gegen das arme Kind . . Ja, wenn ich an Euren Sohn den Benjamin, denke . .

Gabael: Ich bitt' Euch, Mutter Maria, redet mir nicht von diesem dummen Bengel . . Nein, seht, Judith, ja . . ich sage es Euch frei ins Gesicht, daß die Judith das frömmste Mädchen von Nazareth ist . .

Maria: Nein, gewiß nicht; sie hält keinen Vergleich mit Eurem Benjamin aus. Wie schön ist er gewachsen, schlank und gerade, wie die Säulen im neuen Tempel des Herrn . .

Gabael: Glücklich ist der Mann, der Eure Judith einmal als seine Frau heimführen kann. Die wäre es wert, die Braut eines Königs von Jerusalem zu heißen . .

Maria (mit freudigem Aufzucken): Nein, sie wäre es nicht wert, die niedrigste Magd Eures Sohnes Benjamin zu heißen.

Gabael: Ich bitt' Euch, fromme Nachbarin, stellt doch nicht Euer schönes Kind mit meinem räudigen Sohn in eine Linie . . Ich schwöre Euch zu, bei den Gebeinen Adams, es läuft mir immer kalt den Rücken herunter, wenn Ihr die beiden in einem einzigen Atem zusammen nennt . . Seht, das ist gerade so, als wenn Ihr Ysop und Ceder in einem einzigen Wort . .

Eli: Hörst Du nun, Mutter, — hörst Du —

Simon: So lass' ihn doch nicht weiter reden, — den Fuchs . . Wir kennen seine Schliche . .

Gabael: Ich versteh' es nicht, ich versteh' es nicht! Diese Jugend, —

diese Jugend! Nein, was ich sagen wollte, Mutter Maria, die Beiden dürft Ihr mir nicht in einem Atem nennen . . Eure fromme Judith und meinen nichtsnutzigen Benjamin . . Wenn Ihr nur wüßtet, was mir gerade jetzt der Junge wieder für Sorgen macht. Er ist doch nun in das heiratsfähige Alter gekommen; und da denke ich nun immerfort mit meiner Rahel darüber nach, welche Frau wir für ihn aussuchen sollen, die zu ihm paßt, da er denn so bald wie möglich Hochzeit machen soll . .

Maria (erschreckt aufstehend): Eine Frau für Euren Benjamin? Habt Ihr denn nicht darüber . . schon vor vier Monaten nachgedacht —

Gabael (verlegen lächelnd): Ich darüber nachgedacht, Mutter Maria? Nein, gewiß nicht. Vor vier Monaten? Ich schwöre es Euch zu bei dem heiligen Berg Sinai und bei dem feurigen Dornenbusch, daß ich früher noch niemals darüber nachgedacht habe.

Simon: Kurz, Ihr wollt nichts mehr von unserer Schwester wissen. Ihr sagt Euch von uns los . . Ihr speit uns ins Gesicht, Ihr . . . Ihr . . . Ihr . . .

Gabael: Wie ein junger Löwe, gerade wie ein junger Löwe . . Nein, Nachbar Simon, ich habe gar nichts gesagt. Wie könnt Ihr mich einen so unhöflichen Menschen nennen, daß ich Euch gesagt hätte, wir wollen nichts mehr mit Euch zu thun haben. Habe ich nicht Eure Schwester Judith das frommste Mädchen von Nazareth genannt? . . Seht Ihr, es kann mir niemand nachsagen, daß ich die gute Sitte verletzt hätte, und wenn Ihr in Nazareth erzählt, ich hätte Euch mit rauhen, unhöflichen Worten gekränkt, seht, so glaubt es Euch niemand, denn alle wissen, daß der alte Gabael der höflichste Mann in Nazareth ist. Ich habe Euch nichts — gar nichts gesagt . . Der Mann von guter Sitte und Höflichkeit sagt nichts und der kluge Mann weiß es sich zu deuten, daß er nichts sagt; junger Simon, merke Dir das . .

Simon (höhnisch vor sich hin lachend, halblaut): Ach, Du glatter Schwätzer — Du . . .

Maria: Simon . . Simon! Willst Du denn nie Dein wildes Wesen lassen? Ich bitte Euch, Nachbar Gabael, . . es ist ja unmöglich . . . ich — ich kann es nicht fassen . . Ihr dürft doch nicht jetzt auch von uns gehen . . Nein, gewiß nicht, Ihr habt es nicht vergessen, daß Ihr Euren Benjamin feierlich vor dem Herrn mit unserer Judith verlobt habt . . In drei Wochen sollte die Hochzeit sein, denkt in drei Wochen . . Erinnert Euch nur . . Es muß Euch ja wieder einfallen . . Ihr sagtet damals, Ihr wäret sehr froh über das Geschäft und zahlet uns alles für das Mädchen mit einem Male aus und machtet dem Kinde Geschenke, mehr als wir erwarten konnten . .

Gabael: Ach, mein alter Kopf — mein alter Kopf . . Nun seht einmal, was für einen alten Kopf ich habe. Nein, gewiß nicht, Mutter Maria, ich erinnere mich an nichts von dem, was Ihr da sagt . . Nein, nein, an gar nichts. . . Seht das Geld, das wir Euch da vor vier Monden gegeben haben, das schöne schwarzweiße Oechslein und Ben Hur, das fromme Eselchen und den Ballen von Tuch aus Tyrus, . . ach, ich kann ja gar nicht alles aufzählen, was Ihr damals von uns bekommen habt . . ich weiß gar nicht, wofür. So nur, um der guten Nachbarschaft und Freundschaft willen, ja, gewiß nur darum. Ihr könnt es uns zurückzahlen, wenn Ihr wollt . . Glaubt Ihr, daß ich Euch drängen werde? Ihr müßt nicht so von mir denken . . Zahlt es wieder, wenn Ihr wollt, in zwei Jährchen, in einem Jahre, in sechs Monaten . .

Simon: Jehova soll mich wie einen tollen Hund erschlagen, ehe, als daß wir einen Tag in Eurer Schuld bleiben wollen.

Maria: Oh, die Schande, welch' eine Schande . . vor allen Leuten!

Eli: Mutter, . . weine nicht, — Mütterchen! Thue ihnen doch nicht den Gefallen, daß sie Dich weinen sehen . . Es wird schon ein anderer kommen, der unsere Judith . . . Gieb nur acht, daß unsere Judith froh ist.

Gabael: Ach, Nachbar Eli, glaubt doch nicht, daß ich ein so hartherziger Mann bin . . Wenn ich Euch weinen sehe, Mutter Maria, . . ach wir haben auch geweint, meine kluge Rahel und ich, wenn wir an Euch dachten und die schöne Judith, die wir doch lieb gehabt haben, wie unsere eigene Tochter . .

Maria: Ich kann es ja nicht glauben, nicht fassen . . Wenn Ihr es nur noch einmal überlegen wolltet — — Gabael!

Simon: Bei dem Wunderstab Moses, Mutter halt ein, Du wirst ihn doch nicht bitten wollen.

Maria: Was haben wir Euch gethan, Gabael? Hat Euch Judith Aergernis gegeben, hat sie nur im kleinsten gefehlt? Warum kommt denn alles Böse auf uns nieder?

Gabael: Nein, das gute Herzchen hat niemandem Aergernis gegeben; das wißt Ihr wohl so gut, wie ich auch . . Aber seht, Mutter Maria, wenn Ihr in ganz Nazareth umhergeht und überall im Lande Galiläa und bis herauf nach der heiligen Stadt Jerusalem, und Ihr findet einen Menschen, der da sagt, der alte Gabael sei ein Thor und Schwätzer und hat Unrecht, findet einen, der da sagt: Ich will der Schwäher sein jenes frechen Religionsspötters, jenes Gottesleugners, jenes unverschämten, böswilligen Jesus von Nazareth, des Sohnes Josefs, der da in der Synagoge gepredigt hat, er wäre der Messias, den uns der heilige Prophet Jesajas verkündet hat, seht, Mutter Maria, dann sollt Ihr mich zwischen vier Stiere binden und in vier Stücke auseinanderreißen lassen . .

Maria: Und ich dachte, er sollte uns ein Josuah werden . . Jesus, Jesus, Du ungeratenes Kind . . Und ich habe Dich doch so lieb gehabt . .

Gabael: Zu lieb, Mutter Maria, viel zu lieb. Die strenge Zucht des Vaters hat ihm gefehlt. Aber ich habe es Euch immer gesagt: Wer seine Kinder lieb hat, der züchtigt sie. Die Rute hat dem Jungen gefehlt, wie ich es Euch immer sagte, wenn er wieder Tag und Nächte lang in den Bergen sich umhertrieb. Aber Ihr konntet ihm ja nichts thun, wenn er Euch mit seinen Augen so anstarrte und allerhand wirres Zeug durcheinander schwatzte, als wenn er von einem bösen Geiste besessen wäre . . Und später, statt an der Hobelbank zu stehen, ging er weit weg und lungerte an der Karawanenstraße umher und fragte die Gojim aus, die Teufelskinder, die aus den fernen indianischen Höllenreichen herüberkamen . . Ja, das mußte wohl so ein Ende nehmen, wie es jetzt ein Ende genommen hat, Mutter Maria . .

Eli: Ich bitt' Euch, Nachbar, schweigt still . . Seht Ihr denn nicht, wie Ihr der Armen das Herz zerreißt. Sagt uns doch nicht, was wir alle schon wissen. Helft uns lieber, helft in dieser Not, wenn Ihr unser Freund sein wollt.

Simon: Helfen, was ist da zu helfen? Uns selber müssen wir helfen. Und bei den Gebeinen Adams, ich werde uns helfen. Sei's auch mein eigener Bruder, sei's auch der Erstgeborene.

Gabael: Ja, das sagt Ihr wieder so daher, Nachbar Eli . . Wie soll

ich Euch helfen, Nachbar Eli? Ich bin Euer schlechtester Diener, und alles, was ich habe, ist Euer Eigentum. Aber nun sagt einmal, wie ich Euch helfen soll? Soll ich in den See Genezareth springen und Euch herausziehen, wo ich selber nicht schwimmen kann? Nein, sie denken alle gleich in Nazareth, und der müßte ja ein Narr sein der anders dächte, als wie die Leute denken. Soll ich ein störrischer Ochs sein und gegen den Stachel löken, der da am Halse sitzt, — bin ich ein so unvernünftiges Vieh? Und seht, Nachbar Simon, auch was Ihr da sagt, das ist, verzeiht einem alten Mann, ein rechter Unsinn. Ihr seid ein junger Löwe, aber da könnt auch Ihr nicht helfen, so stark Ihr auch seid. Denkt nur einmal an den letzten heiligen Sabbath, wie Euer Bruder in der Synagoge aufstand und die Stelle in unserem großen Propheten Jesajas aufschlug, wo von dem Messias so schön gesagt ist, ich bin zu dem armen Volke Israels heruntergekommen, den Armen das Evangelium zu verkündigen, den Gefangenen zu predigen und die zerstoßenen Herzen zu heilen . . . ach, es ist eine so schöne Stelle und ich kann sie nie anhören, ohne daß mir die dicken Thränen ins Auge treten . . Und da stand dieser junge Mensch da und schreit: Ich bin der Messias . . (lachend): Unser kleiner Jesus, ein Messias . . Ein Messias, dieses freche Bübchen, den wir alle so genau kennen, wie er noch nicht A sagen konnte . . Man müßte sich ja zu Tode lachen, wenn's nicht so fürchterlich traurig wäre . . Und alle die es hörten, stießen sich auch an und lachten und die anderen waren zornig . . . . . Und auch Ihr, Mutter Maria, wie weintet Ihr bitterlich, als Ihr nachher zu mir kamt, und Ihr, Nachbar Simon, eben da habt Ihr mich angebrüllt, wie ein junger, wilder Waldesel, aber am Sabbath, da blicktet Ihr ganz verstört drein und habt mich am Arm gehalten und geschrieen: Mein Bruder ist besessen, ein Wahnsinniger . . Ja, was wollte ich auch noch sagen . . ei, ei, was wollte ich eigentlich noch sagen . . Ja, richtig — seht — Nachbar Simon, da rieft Ihr auch: So soll er nie wieder schwatzen, der Jesus . . Beim heiligen Berg Sinai, so schwurt Ihr, ich werde ihm das Maul zustopfen. Aber habt Ihr ihm das Maul gestopft, hat er nicht in allen diesen Tagen immer wieder so geredet, zu jedem, der es nur hören wollte . . Nein, junger Simon, und darum glaubt mir, hier könnt auch Ihr nicht helfen — nur er selber, er ganz allein! Dem müßt Ihr Vernunft beibringen . .

Eli: Ihm Vernunft beibringen? Er wird nicht auf uns hören, das glaubt mir . . Er war immer wie ein Fremder unter uns und hat kein Herz gehabt für Mutter, Brüder und Schwestern . . .

(Aus der Ferne herüber tönt, allmählich näher kommend, Mädchengesang, der mit den Worten des Redenden sich vermischt):

Grüner Brunnen, kühles Wasser,
Rausche, rausche, gieße, fließe . .
Zu dem grünen, grünen Brunnen
Eilt das liebliche Gazellchen.

„Kind Bethuels, laß mich trinken,
Setz' den Krug an meine Lippen,
Kühles Wasser für den Diener,
Roten Wein für meinen Jungherrn . .

Roten Wein von Deinem Munde,
Roten Wein aus Deinem Herzen . ."
— Grüner Brunnen, kühles Wasser —
„Trinke, trinke," lacht Rebeka.

Grüner Brunnen, kühles Wasser
Eilet, eilet, gute Boten,
Mädchen wir mit vollen Krügen
Warten Eurer allzulange . .

Leg den Arm um meinen Nacken,
Liebster, und dann trinke — trinke,
Roten Wein von meinem Munde,
Roten Wein aus meinem Herzen.

Gabael: Wer singt denn da so lieblich auf der Straße, wie die Seraphim singen . . Ja, so ein Gesang klingt wohl anders, als das Schreien der Heiden und der Gottlosen — —

Eli: Die Dirnen sind's, die vom Brunnen zurückkommen . . O, wenn ich daran denke, unsere arme Judith, so heiter und hat keine Ahnung.

Maria: Judith, mein armes — armes Kind! Ach, ich habe nicht den Mut, es ihr zu sagen — diese Schande, diese Schmach . .

Gabael: Ja, da will ich lieber gleich gehen — gleich gehen . . Wollte nur auf einen Sprung vorüberkommen, Mutter Maria, und es ist wirklich recht spät geworden. Das arme Herzchen — nein, ich will ihm lieber nicht unter die Augen kommen. Ich kann nicht sehen, wenn jemand weint . . Bin ein alter, schwacher Mann, habe schon so viele Thränen gesehen . . Ach, Mutter Maria, wir alten Leute . . Man sollte gar nicht alt werden . .

Maria (an seinem Rockärmel ihn zurückhaltend und noch einmal mit alter Zähheit erregt auf ihn einsprechend): Wenn Ihr nur wüßtet, wie lieb sie ihn hat . . Und der schöne Benjamin! Gestern noch sagte Eure Nachbarin, die kluge Frau Akkums, des Kaufmanns, einen schöneren Jüngling giebt's nicht im ganzen Land Galiläa. Es ist ja allzuviel Hochmut, wenn ich's sage, aber er ist so gnädig und herablassend zu unserer Judith, und er liebt sie, wie Jakob die Rahel liebte. Sie werden's nicht ertragen, daß Ihr sie von einander reißt, die beiden Kinder . . Es ist gewiß recht frech von uns, daß wir unsere Augen emporheben zu einem so gottgefälligen und so reichen Jüngling, der unter allen Knaben hervorragt, wie der Oelbaum unter den Bäumen Israels. — Aber er wird keine gehorsamere Magd finden weit und breit und keine fleißigere Dienerin. Die Hände wird sie unter seine Füße legen, daß er immer wie auf Teppichen einhergeht . . Sie wird, ach — guter Gabael . . (in Weinen ausbrechend).

(Von der Seite der Stadt her kommen Judith und ihre jüngere etwa elfjährige Schwester Mirjam, Wasserkrüge auf dem Kopfe tragend. Judith, ein Mädchen von 15 Jahren, von großer jugendlicher Schönheit, lang herabfließenden schwarzen Haares und mit feurig strahlenden Augen, singt beim Näherkommen noch die letzte Strophe des Liedes):

Leg' den Arm um meinen Nacken,
Liebster und dann trinke — trinke
Roten Wein von meinem Munde,
Roten Wein aus meinem Herzen . .

(Sie setzen alsdann die Krüge an der Wand des Hauses im Schatten nieder.)

Judith (die mit einem freudigen Aufblicken des Auges Gabael erblickt hat, macht, auf ihn zutretend, eine tiefe Verbeugung): Laß Deine Magd Gnade finden vor Deinen Augen, Herr! Wie glücklich ist Deine Magd, das Antlitz ihres Herrn zu sehen.

Gabael (ihr die Hand auf den Scheitel legend): Der Herr . . (stammelnd): Gott ist gütig . . Gott ist gütig, mein Töchterchen. Sieh, sieh nur, wie schön Du wieder aussiehst, mein Röschen . . Und . . und . . Aber jetzt will ich wirklich gehen, nein wirklich, ich muß gehen.

Maria: So seht doch, wie sich das Kind freut, Gabael, daß Ihr ihm die Gnade anthut. Habt Ihr gesehen, wie das Aeuglein ihm glänzte, als es Euch erblickte. Ihr werdet ihm doch nicht den Kummer anthun und wirklich schon gehen? Euer Hauswesen ist wohl versorgt, wie kein anderes in den Händen der klugen Rahel.

Gabael: Mit Schmerzen, Mutter Maria. Kann mich ja selber nicht satt sehen an Eurem lieben Töchterlein . . Möchte hundert Jahre so stehen und das süße Stimmchen hören . .

Judith: Nein, gewiß nicht, Herr, so rasch darf Eure Magd Euch nicht gehen lassen . . (Sich ihm anschmiegend): Hab' Euch ja kaum angesehen und nichts zu Euren Diensten gethan, und noch nicht einmal fragen können, wie es dem Sohne meines Herrn ergeht, an den Nacht und Tag mein armes Herze denkt . . Möchte immer von ihm sprechen, immer, mein Vater, mit Euch . .

Gabael: Wie sie das sagt, wie sie das nun wieder sagt . . Du sollst das nicht sagen, mein Kind. Das ist ja . . da müssen einem ja die dicken Thränen in die Augen treten. (Schluchzend): Da — da — da habt Ihr's . Da fängt der alte Gabael noch zu heulen an. Aber ich kann's nicht hören, kann das nicht sehen . .

Judith (lachend): Ihr könnt es gewiß nicht hören, daß ich Euern Benjamin so lieb habe . . Und das ganze Gesicht meines Herrn lacht, und er kneift mich vor lauter Freude ins Ohr, wenn ich ihm seinen Benjamin lobe . . Und es geht nichts über den Benjamin, hat er mir selber an die tausendmal gesagt . . Und soll ich Euch etwas ins Ohr sagen, Herr, ganz leise . . leise . . (an seinem Ohr laut redend): Schöner als Absalom ist mein Benjamin . . Wie ein Löwe ist mein Benjamin . . Unter den Jünglingen von ganz Israel ist keiner wie Benjamin. Ach, Herr, bleibe bei Deiner Magd . . Den ganzen Abend, die Nacht hindurch bis zum Morgen wollen wir nichts sprechen als von Benjamin . . Ich kann ja auch nichts anderes sprechen, als immer nur von ihm . .

Simon (sie losreißend): So höre nun endlich auf mit Deinem Benjamin . . Was geht Dich der Benjamin an?

Judith: Was mich der Benja—? So laß mich doch los, Bruder!

Gabael: Ja, laß es nur los, das Mädchen . . Du — Du, Gelbschnabel Du! Du — Du Lästermaul. Was kommste zu schimpfen auf meinen Benjamin. Bist ihm doch nachgelaufen wie ein Hündlein und hast geschrieen und Dich verschworen: Sei mein Freund, Du reicher Benjamin, Du feiner Benjamin . . Du gebildeter Benjamin . . Nun, was fährst Du jetzt das gute Ding da an, was schimpfst Du auf mein Söhnchen, Du leerer Schlauch Du . . Weil er gesagt hat: Pack Dich Simon, Pack Dich Simon?! Wein' Du nur immer zu, mein Röschen, um Deinen Benjamin . . Komm Du nur her zu mir, wir wollen weinen um den feinen Benjamin und um Dich, mein Täubchen . . Weinen thut gut . . Weinen macht einem das Herz leicht.

Judith (verwundert sich umsehend): Weinen, — warum soll ich weinen . . Was ist, was seht Ihr mich denn so an? — Mutter! . .

Gabael: Glaub' ihnen nicht, mein Täubchen, mein Röschen. Was schimpfen sie denn auf Gabael und sein Söhnchen, den Benjamin . . Soll ich Dir schwören auf die heilige Bundeslade? Will ich Dir schwören bei dem Haupte meines Weibes, meines Kindes und alles, was mein ist. Unkoscheres will ich essen und dem Zeus opfern, was der oberste der Gojim ist, . . Ei, was verschwöre ich mich, frage die Leute doch, ob ich schuld habe. Laß Dir nichts vorreden, Kind, von denen da . . Ich weiß nichts von der ganzen Sache. Wenn's nach mir ginge, könntest Du noch heute mit meinem Benjamin in ein Haus ziehen. Aber es geht nicht . . es geht nicht . . Ich darf's nicht thun . . Was siehste mich so frech an, junger Simon? Habe ich Schuld — he?

Judith: Mutter — was ist denn geschehen? — Mutter —

Maria: Ach, Kind, was soll ich Dir denn sagen? Dein ältester Bruder . . Du weißt . . Sie hassen ihn alle und wollen ihn verderben und uns mit ihm . . Wie soll ich Dir sagen . . .

Simon: Kurz und gut, schlag Dir den Benjamin aus dem Kopf . . Der da will nicht mehr . . Und . . und . . Ja und wenn wir alle verhungern müssen, da kannst Du Deinen feinen und sauberen Bruder . .

Eli: Nämlich, weil er die Leute so aufgehetzt hat, da meint unser Nachbar Gabael, daß aus der Heirat zwischen Dir und Benjamin nun nichts werden kann —

Gabael: Ich habe keine Schuld — ich habe keine Schuld . .

Judith (in leidenschaftlichem Schmerz): Ich soll von Benjamin fort? Den Benjamin wollt Ihr mir nehmen?

Maria: Sieh' mich nicht an, Kind . . Ich will's ja nicht . . . Der da . . .

Judith: Benjamin soll ich lassen? Niemals — niemals!

Gabael: Niemals — niemals! Hört Ihr, Nachbar Simon, — wie lieb sie ihn hat.

Judith: Ach, Herr, das könnt Ihr doch nicht wollen . . Ihr könnt uns doch nun nicht mehr auseinander — Ach, lieber Herr . .

Maria: Komm' zu Deiner Mutter, Kindchen, komm' mal in meinen Schoß . . Seht Ihr denn nicht, Nachbar Gabael, daß das nicht geht. Auch Euer Benjamin wird unglücklich werden, wie mein Kind . . Es ist doch eine Schande vor allen Leuten, die Ihr uns nicht anthun könnt . .

Judith: Ach, Herr, habt Mitleid mit Eurer armen Magd . . Mutter — Mutter! Ich kann ja nicht . . ich kann nicht ohne ihn leben . .

Gabael: Ist es meine Schuld, Kind? Willst Du mir Vorwürfe machen? Bin ich 'n römischer Bluthund . . Ich habe ein Herz, Kind . . Aber es geht doch nun einmal nicht, wenn Euer Bruder in der ganzen Gemeinde — Sollen sie mich und meinen Benjamin mit steinigen? Euer Bruder, der hat alles in Schuld, der Heide der, der Gotteslästerer . .

Maria: Judith, mein armes Judithchen, willst Du nicht zu Deiner Mutter kommen? . . Komm', ich will Dein armes Herz trösten . .

Judith: Hilf mir, liebe Mutter, ihn bitten, daß er nicht so fortgeht . . Nein, nein, er darf nicht so fortgehen . . Ach, Vater Gabael, mein Bruder wird alles thun, was Ihr verlangt . . Gebt nur acht . . Er hat ja ein so gutes Herz. Wenn ich ihn bitte, wird er nicht weiter so schlimme Rede führen

. . Die Mutter und ich wollen ihn bitten, daß er Buße thut vor der Gemeinde . . Wie soll ich denn meinen Benjamin verlassen können? . .

(In diesem Augenblick kommt Jesus mit seinem Bruder Jakobus, und es schließt sich daran eine hier fortgelassene Scene, in welcher der Gegensatz zwischen Jesus und seinen Geschwistern in schärfere Beleuchtung tritt. Zuletzt heißt Maria alle anderen fortgehen und bleibt allein mit ihrem ältesten Sohne zurück).

Maria: Ich habe nun die andern weggeschickt, mein Kind . . Wir sind ganz allein, — und Du kommst nicht zu mir? Hast Du mir nichts zu sagen?

Jesus: Es wäre besser, Du hättest die anderen nicht weggeschickt. Es ist nicht gut, daß wir allein sind. Laß auch mich gehen.

Maria: Kind — Kind! Du fürchtest Dich vor Deiner Mutter?! Unglückliches Kind . .

Jesus: Nein, nicht vor Dir! Um Dich fürchte ich, Mutter, und ich fürchte mich vor mir selber.

Maria: Nichts — nichts also hast Du mir zu sagen?

Jesus: Was soll ich Dir sagen? . . Ich fürchte, Mutter, wir werden uns doch nicht verstehen.

Maria: Ich Dich nicht verstehen? Deine Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen hat, soll Dich nicht verstehen? Und schämst Dich nicht, so was zu sagen? Die so viel Kummer und Sorge um Euch alle gehabt hat. Und hat Dich aufgezogen und beten gelernt. (Mit weinerlichem Tone): Kind, wie schlimm und verstockt bist Du geworden, daß Du Dich nicht schämst, Deiner eigenen Mutter so was zu sagen. Ja, warte nur, Du schlechtes Kind, mit Deinem Hochmut und weil Du denkst, so viel gelernt zu haben.

Jesus: Aber, Mutter, wo soll denn das hinaus? Was sagt Du denn da?

Maria: Sag' nur immer, ich wäre dumm. Spott' nur in Deinem Hochmut über Deine dumme Mutter. Ich bin doch älter als Ihr alle, und wenn ich erst tot bin, dann werdet Ihr noch oft genug an mich denken und wäret froh, wenn ich Euch sagen könnte, was gut und recht ist. Denn das weiß Eure alte dumme Mutter ganz genau, was gut und recht ist, und wohlgefällig vor dem Herrn . . Die Heiligen Schriften der Männer Gottes hat sie so gelernt wie Du . .

Jesus: Mütterchen — Gutes Mütterchen! . . Wie soll ich mit Dir streiten können.

Maria: Sollst auch nicht mit mir streiten. Sollst nur immer thun, was Deine Mutter Dir sagt . . Sie hat Euch noch nie etwas Schlechtes und Unrechtes geraten. Folg' nur Deiner Mutter, wie Du es in der Schule gelernt: Ehre Vater und Mutter, auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Ja, lange lebest und glücklich bist, ein frommer Knecht Jehovas, unseres Herrn und Gottes . .

Jesus: Glücklich sein, Du magst recht haben, Mutter. Wie eine Feldmaus leben, im engen schwarzen Erdloch, mitten im gelben dichten Korn, im Ueberfluß der niederhangenden Halme. Und die enge Ackerfurche ist eine Welt und der schmale Acker die Unendlichkeit und die Halme wie die Sterne des Himmels . . Wer so leben könnte! Doch ich beneide ihn nicht darum.

Maria (in sich hineinbrütend und vor sich hinträumend, an die Vergangenheit zurückdenkend): Es mag wohl sein, daß Du Deine Mutter jetzt nicht mehr so lieb hast wie früher . . nun da Du groß geworden bist und kein weinendes Kindlein mehr, das die Händchen nach mir ausstreckt und sagt: Gieb mir zu essen, Mamachen,

ich bin so hungrig und mit den nackten Füßchen hergelaufen kommt und weint: Mütterchen, hilf mir, — der Moses hat mich geschlagen. Mütterchen hau den Moses durch. Und immerzu — immerzu, den ganzen Tag: Mütterchen kauf mir eine Dattel. Mütterchen schenk mir ein weißes Eselchen doch . . Mütterchen, willst Du mir nicht eine Peitsche machen? Und wenn Deinem Vater und mir auch wohl die Augen zufielen vor Arbeit und Müdigkeit — Arbeit um Euretwillen, vor Sorge, Kummer und Müdigkeit das Herz oft so schwer war, . . noch tausendmal mehr Last und Leid hätt' ich auf mich genommen, um eines einzigen: „Lieb Mütterchens“ willen . . Und Jahr um Jahr, Nacht um Nacht, Tag um Tag, immer — immer nur Ihr Kinder, um die ich geatmet und gelebt habe . . In Schmerzen habe ich Dich geboren, — in Schmerzen lebe ich um Dich . . Wenn Du so oft krank im Bette lagst, mein Söhnchen, — war wohl eine Stunde, wo ich von Deiner Seite wich? Vor Deinem Bette habe ich auf der nackten Erde gelegen, — halb im Schlaf, halb wach. Und wenn Du im Traume nur die Hand leise bewegtest, hat's Deine Mutter gehört und fuhr auf und lauschte mit zersprungenem Herzen, was ihrem Liebling fehlte . . Ach, mein Kind, und ich möchte doch, Ihr bliebet immer so hilflos, schwach und klein, daß Ihr unser immer bedürftet . . So viel haben wir für Euch gethan, und dann kommt die Zeit und Ihr seid plötzlich groß geworden und Ihr geht davon, wie die Karawane fortgeht auf die Reise, fortgeht vom fremden Ort, wo sie Wasser und Brot gefunden hat, die Erquickung, den Frieden und die Ruhe. Sie sagen „Lebewohl“ den Wirten und „wir werden's Euch ewig danken“ und „Gott segne Eure Gutthat“. Aber wenn ein Tag um ist, sind sie wieder fremd geworden und sie wissen nichts mehr von dem, der ihnen Brot und Wasser gegeben hat. So gehen die Kinder von den Eltern fort und finden den Weg nimmer — nimmermehr heim und vergessen das Haus und die Wiege, und nur dann und wann einen Augenblick lang, denken sie zurück an die Mutter . . Und alles ist dann wieder vergessen auf lange — lange Zeit . . . Ich aber sitze einsam und verlassen und denke Eurer Tag und Nacht, immer nur an Euch und lausche hinaus: Wird nicht doch plötzlich Einer kommen, — und warte immer umsonst — an jedem Tag . . Und höre nur immer aus ferner Zeit süße Stimmen — Kinderstimmen: Lieb Mütterchen — lieb Mütterchen!

Jesus (beugt sich über seine Mutter und drückt sie innig an sich): Lieb Mütterchen — lieb Mütterchen!

Maria: Recht so, Du großer Junge! Hänge Dich nur an Deiner Mutter Schoß, — drück nur Deinen gescheiten Kopf an diese Brüste. Bist noch lange nicht groß genug und hast oft genug darangehangen und Milch getrunken, süße Milch, . . Du junges, junges Hündchen. Trink nur immerzu, — nur immerzu, mein wildes kleines Füllen . . Siehst Du, so halt ich Dich fest, leg die Arme um Deinen Kopf und halte Dich fest, daß Du mir nicht davon fliegst. Drücke Dich fest an meine Brüste. Sind voll von Milch für mein liebes, liebes kleines Söhnchen. Halt Dich an Deiner Mutter Milch, Du Jesuskindlein. Schlafe — schlafe ein! Mußt Dein armes Mütterchen nicht weinen machen, mußt ein liebes gutes Kind sein (summend):

Schlafe Kindchen, schlafe ein . .
Fromme liebe Engelein . . .

Jesus (sich losmachend): Gute Mutter — gute Mutter! . . Wilde Söhne — wilde Söhne!

Maria: Ach, spring nicht auf! Laufe nicht weg — komme zurück in

Deiner Mutter Schoß, — Komm an meine Brüste. Sind weicher und schöner als der Geliebten Brüste. Komm, mein Kindchen, mein Täubchen.

Jesus: Und niemand weiß, was es heißt: jemanden lieb haben über alles in der Welt und doch das Schlimmste und Weheste ihm anthun . .

Maria: Nein, das wirst Du nicht. Ich kenne Dich besser! Sieh nur was Du da wieder für einen Unsinn schwatzest. Wie kann einer Schlimmes thun dem, den er lieb hat?

Jesus (in immer mehr sich steigernder Schwärmerei): Ja, weil er ihm Gutes thun will, doch dieser ist noch blind und erkennt das Gute nicht . . Ihr nennt mich einen Tagedieb und Faullenzer und sagt: Geh hin zur Ameise, Du Fauler, und lerne etwas. Kannst Du hobeln oder weben oder drechseln oder Seile drehen? Hättest beim Handwerk bleiben sollen. Aber Mutter ich sage Dir, ich bin ein Gärtner über Gärten, wie sie die Welt nie gesehen hat, voll von köstlichen Früchten, mit Weinbergen und Oelbaumwäldern die Fülle . . Kommt alle zu mir in meinen Garten, trinkt von seiner Quelle und eßt von seinen Bäumen, und nichts wird Euch mangeln. Des Paradieses Gärtner bin ich und ich bringe Euch Lust und die ewige Freude. Schätze habe ich, reicher als der Kaiser und alle Herren der Welt, und mein Kleid erglüht und starrt von funkelnden Diamanten. Gold bringe ich Euch, das der Rost nicht frißt und Silber, das kein Dieb hin fortschleppt . . Mutter, Bruder und Schwestern, zu mir kommt, denn ich bin reich und nähre Euch alle . .

Maria (verdrießlich): Ja, ja, wir kennen Deine Schätze, mein Täubchen. Wirst selber nicht einen Tag satt davon. Hast, seitdem Du hier bist, immer gegessen vom Brot Deines Bruders Simon und noch nicht einen Kupferpfennig ihm geben können für alles, was er an Dir gethan hat. Deine Gärten, mein Täubchen, das wissen wir wohl, liegen in der Luft. Aber wir sind arme schlichte Leute und haben keine Flügel, da hinauf zu fliegen. Ach, wir können nicht von Worten satt werden und trunken.

Jesus: Ja, Ihr habt keine Flügel, aber ich habe sie und muß sie gebrauchen und will sie gebrauchen. Wundert Euch nicht, wenn ich fortfliege von Euch.

Maria (giftig): Fliege Du nur fort, — fliege nur fort, Du Ungeratener. Aber der Mutter Fluch und Deiner Brüder und Schwestern Zorn fliegt hinter drein, wie der Habicht hinter der Taube. Gieb Acht, daß Du nicht fällst, daß der Habicht Dich nicht stößt, mein wildes Täubchen.

Jesus: Laß uns nicht in Unfrieden von einander scheiden, Mutter! Mein Herz ist schwer genug und Du solltest es nicht noch mehr belasten.

Maria: Scheiden?! Wer sagt da etwas vom Scheiden? Das hat mein Kind nicht gesagt — nein, das kannst Du Deiner Mutter nicht anthun, daß Du von ihr fortgehst. Ach, das ist ein böses Wort, mein Söhnchen. —

Jesus: Was soll ich denn thun? Was wollt Ihr von mir?

Maria (in Weinen ausbrechend): Von seiner Mutter will er fortgehen, die ihn so lieb hat über alles in der Welt . . Er kann es über's Herz bringen, seine Mutter vor Angst und Sorgen sterben zu sehen . . Alle — alle würd' ich ja ziehen lassen, nur Dich nicht, Du wildestes von meinen Kindern, Du schlimmstes und gottlosestes . . Um Deines Verderbens willen darf Deine Mutter Dich nicht von sich ziehen lassen . . . Denn Du, unglückliches Kind, kannst draußen dem Verderben nicht entfliehen, wenn Deine Mutter nicht bei Dir ist . .

Jesus: Mutter — Mutter, was willst Du aus mir machen?

Maria (ihn mit beiden Armen umschlingend): Sei ein frommes Kind, ein gutes Kind, mein Täubchen. Der Herr wird Dich segnen und vergessen alles, was Du an ihm gesündigt und Dich beschenken mit tausendfältiger Frucht, und ein gütiger Gott Dir sein, wenn Du nur an Deiner Mutter nicht böse handelst. Alles — alles kann er verzeihen, wenn Du nur nicht Deine Hand wider Deine Mutter erhebst. Sieh, mein Täubchen, mein Goldkindchen, weißt ja, daß es heißt: Wie süß sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth. und wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder und Schwestern einträchtiglich bei einander wohnen. Bleibe Du bei den Deinen, mein Kind, geh nicht unter die Fremden. Warst doch sonst ein zartes Knäbchen und konntest kein Tier auf dem Felde ohne Thränen leiden sehen. Welch' böser Teufel hat Dich denn nur so verwandelt, daß Du Deine Mutter selbst in den Jammer hineinstoßen willst. Willst denn, daß Deine arme Schwester vergeht in Kummer um ihren schönen Knaben? — Ach, uns allen wäre in unserer Armut so geholfen, wenn der reiche Gabael — Nein, zieh nur Deine Stirn nicht so kraus, ich bin ja schon stille, ganz still . . Aber Du selbst willst ja nicht, daß Dein Bruder Simon zum Bettler wird um Deinetwillen, daß wir alle wieder hungern müssen . .

Jesus: Darum laßt mich gehen, daß sie hier vergessen, daß ich Euer Sohn und Euer Bruder war. Ich kam mit frohem Herzen hierher, von neuer Botschaft trunken wie von jungem Wein, in Liebe erglühend wie im Feuer der Morgenröte, von Jesajas Wort umduftet wie vom Geruch der Rosen. Nie war meine Liebe zu Euch und zu dieser Stadt so stark wie in diesen Tagen. Ihr solltet die Ersten sein, zu empfangen die frohe neue Botschaft, denn obwohl ich es als Schuld fühlte, so konnte ich doch dieses altgewohnte, traute Gefühl nicht von mir loslösen, daß ich Euch mehr lieb hatte, als alle Anderen. Hier wollte ich Wurzel schlagen im lieben Boden der Heimat, und nirgendwo — so dacht' ich, würde ich bereitere Herzen finden, als unter Brüdern, Schwestern und Freunden. Aber die mir am nächsten standen, stehen am weitesten von mir fort. Ihr habt das Panier, daß ich Euch aufgepflanzt, aus dem Boden gerissen und besudelt hinter mich drein geworfen. Ich reichte Euch Brot und Ihr habt dafür mit Steinen nach mir geworfen, und den Wein, den ich Euch bot, habt Ihr mir mit Lachen vor die Füße gegossen. Mutter, ich nicht Euch, Ihr habt mich fortgestoßen und jagt mich in die Fremde hinaus.

Maria: Ich jage Dich in die Fremde!? Kind, Kind! Gieb acht, wohin Dich Dein Hochmut und Deine Gottlosigkeit führen. Alle — alle haben Dich hier lieb, Du weißt es wohl. Aber siehst Du denn nicht, willst Du es denn nicht erkennen, daß es Deine Gottlosigkeit ist, die Dich so entstellt, daß alle von Dir weichen, weil Du wie ein Aussätziger bist unter den Frommen des Landes. Es wird mir schwer genug, zu sagen: Du allein mein Söhnchen, Du bist der Schuldige. Und ein böser Gestank geht von Deiner Sünde aus. Ja, Du bist ein gottloser Sünder, und das muß selbst Deine Mutter sagen, daß Du von den Wegen des Herrn abgewichen bist. O Mutter Samuels, Mutter unseres großen Propheten, wie gebenedeit warst Du unter den Weibern — aber ich habe einen Feind Israels an meiner Brust gesäugt, der mit den Söhnen Baals geht, um den heiligen Tempel zu zerstören . . Herr, Herr Zebaoth, erhöre das Gebet einer armen Mutter — ich habe den Sabbath geheiligt, habe gebetet dreimal täglich und gefastet, wann Du es uns vorgeschrieben hast. Ich habe geopfert und all' Deine Gebote erfüllt. Erhören mußt Du die Stimme einer frommen Mutter, Herr, Herr, die zu Dir ruft: Führe mein Kind

zurück auf Deine heiligen Wege. Treib den Teufel aus seiner Seele und laß es ein frommes Kind wieder werden, das Deinen Gesetzen gehorsam ist . .

Jesus (milde ernst): Gute Mutter, Du suchst Deinen Gott, laß mich den meinen anbeten. Ich kann ihn nicht finden wie Du im dumpfen Wort der Priester und der Bücher, die zwischen Dir und ihm stehen. Ich habe ihn selber gesucht, bin durch die Wüste zu ihm gedrungen und stand ihm gegenüber von Angesicht zu Angesicht . . Er wohnt nicht im Tempel Salomonis auf Eurem heiligen Berge Zion, er wohnt nicht in Eurer Schrift und bei Euren Priestern. Auch ich trage meinen Gott in der Seele, wenn er auch nicht der Eure ist.

Maria: Herr Israels, höre nicht, was sein armer Geist für Lästerungen spricht . . Was schwatzt Du denn da, Du krankes Hündlein? Weißt Du denn nicht, daß geschrieben steht: Es ist nur ein Gott, der Gott Israels. Ich bin der Herr, Euer Gott, der Euch aus Egyptenland geführt, und Du sollst keine andern Götter haben neben mir . .

Jesus (lächelnd): Ja, so steht geschrieben, Mütterchen. Aber wer sagt Dir, daß die Schrift nicht lügt?

Maria: Die Schrift soll lügen, die Gott selber seinem Knechte Moses auf dem Berge Sinai gegeben hat?! Wer hat je so etwas gehört?! Ach, verzeih ihm die Sünde, Herr Zebaoth. Er ist krank, er weiß nicht, was er spricht. Verschone uns mit Deinem Blitze, heiliger Gott, laß ihn nicht so in Sünden dahin fahren . . . . Oh, Du Schlimmerer, als alle Heiden; die selber zittern und fürchten vor dem Gotte Israels, und eine ewige Angst ist über ihnen. In stiller Stunde schlagen sie an ihre Brust und jammern: Gott Israels, erbarme Dich unser. Sie möchten wohl ihm opfern, aber der Herr hat sie verworfen, weil sie nicht stammen aus dem Blute Abrahams und der heiligen Erzväter Isaak und Jakob.

Jesus (grimmig auflachend): Fromme Einfalt! Böse Einfalt! . . O Ihr Einfältig-Hochmütigen — Ihr dumpfen Seelen — Wehe Euch! Dumpfe Seelen — dumpfe Götter! (finster): Ein Meer liegt zwischen Euch und mir, und spräche ich mit Trommeln und Posaunen, alles verhallte doch in den leeren Wassern dieser Seelen.

Maria (nach einer Pause, schüchtern): Sieh nicht so finster, mein Kind, und kau' nicht an Deinen Lippen . . Nur mit zitterndem Herzen mag ich's sagen, aber ich will noch mehr thun und noch mehr fasten und jeden Tag ein Opfer bringen, daß er die schwere Sünde mir verzeiht . . einer armen gequälten Mutter. Bleib denn so verstockt, wie Du bist. Sei schlimmer als ein Heide, geh in den Wegen der Gottlosen, Du schlechtes, schlechtes Kind. Aber Du mußt es nicht vor den Leuten zeigen, mein Täubchen, Du mußt klug sein, wie die Schlangen . . Nicht wahr, Du willst doch nicht Dein und unser Aller Verderben . . Wir wollen ja Deine bösen Reden ertragen und fein stille sein, wenn Dein Mund schwört und flucht und gegen den Herrn Widriges redet. Aber sag' es nicht den Leuten wieder, mein Söhnchen. Geh' zu den Priestern und sag' ihnen: Ich bin ein Sünder gewesen, sag's mit dem Herzen und preise im Herzen Deine Sünde. Der Teufel, Dein Gebieter, ist ja selbst der Herr der Lüge und wird Dir's nicht anrechnen. Sieh, da kann noch alles gut werden — Deine Schwester Judith — Dein Bruder Simon — —

Jesus: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?

Mutter: Sohn — Sohn — Deine Mutter steht vor Dir!

Jesus: Ich habe keine Mutter! Habe nicht Brüder noch Schwestern!

Mutter: Das — das sagst Du Deiner Mutter, die selbst sündigen konnte aus Liebe zu Dir . .

Jesus: Wehe Dir, wenn Du thust, was Dir Sünde ist . . . Ich habe nichts mit Dir zu schaffen . .

Maria (starrt ihn, wie vom Schrecken gelähmt an): — — — —

Jesus: Ja, Mutter, — einen Drachen hast Du gezeugt, der ein Feuer über die Erde ausspeit; in dem Feuer verbrennt, was Euch lieb und wert ist, und ist doch nur Eure Feigheit, Schwäche und Euer Elend. Ein Schwert ist in Deiner Hand gewachsen, das in den eigenen Busen Dir fährt und Dir siebenfältigen Tod bringt. Und soll ich das, was ich suche, erkaufen mit Eurem Blut und Tod, — fahrt dahin, — ich habe keinen Teil an Euch. Was sind Brüder, was sind Schwestern? Sind sie mir näher, weil sie aus einem Blut, aus einem Fleisch, aus einem Samen mit mir gezeugt sind? Sind nicht alle eines Blutes und eines Samens? Ist das Fleisch mir näher als der Geist? Bruder und Schwester sind mir, die fühlen wie ich, denken wie ich, wollen wie ich . . Fleischesbrüder, Fleischesschwestern müssen sterben, auf daß leben Gottesbrüder und Gottesschwestern . . Eure engen dumpfen Häuser will ich öffnen, zerstören die Gesetze Eurer Familie, ausbrennen die Liebe vom Vater zum Sohn, von der Mutter zur Tochter, daß das Licht der Welt in Eure Herzen strömt, Eure Seelen dem Allgemeinen sich öffnen, — daß Ihr fühlt: Jeder ist Euch Bruder und Schwester, und die ganze Menschheit Deine Familie.

Maria (entgeistert): Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen. Stirb — stirb, Mutter, was kümmert's mich, wenn das alte Weib da stirbt.

Jesus (der ihren Schmerz sieht, die Hände vor sein Gesicht schlagend): Mutter, ich kann nicht anders . . Ich kann nicht anders.

Maria: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen, hat das Kind zu seiner Mutter gesagt . . Herr, mein Gott, Gott Israels, der da gesagt hat, im fünften Gebot: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl geht und Du lange lebest auf Erden . . (stöhnend): Ehre Vater und Mutter! . . Ach, Herr, verzeihe meinem Kinde, daß es die Hand gegen die Mutter erhoben hat, thu' der wilden Hand nicht weh, welche die Mutter geschlagen hat . . Ach . . wehe . . wehe . . . Was bete ich denn? . . Warum soll denn dieser Fremde da die fremde Frau nicht schlagen? . . Es ist ja nicht seine Mutter . . Ach er hat keine Mutter mehr — keine Mutter mehr . . .

Jesus (ihre Hände ergreifend): Mutter — Mutter!

Maria: Armes, armes Kind, das keine Mutter mehr hat. Geht dahin in seinen Sünden, verstoßen, verflucht, ein Abtrünniger den Geboten des Herrn . . in seinem Herzen die Teufel, die ihn quälen. Und hat keine Mutter, in deren Schoß es sich flüchten kann, wenn die Schrecken der Hölle hinter ihm drein sind . . Hat keine Mutter, die für ihn fasten, opfern und beten kann . . Armes, armes Geschöpf . . .

Jesus: Sieh mich an Mutter, bevor wir von einander gehen und segne mich . .

Maria: Du — Du, fremder Mann, spotte nicht! Was kann Dir an dem Segen eines alten dummen Weibes liegen? Damit Du in Deinem Herzen darüber lachst und Deine Possen treibst, Deinen Teufeln zum Wohlgefallen und von denen Du besessen bist. Ach, ich arme unglückliche Mutter, daß ich meinen

Sohn nicht segnen darf . . Besser wär's, ich fluchte Dir böser Sohn . . . Reiße Dich los von den Gottlosen, sagt der Herr Israels, Dein eigen Fleisch und Blut sollst Du töten, wenn es wider den Herrn sich empört . .

Jesus: Ja, fluche Deinem Sohne in Deinem finstern Wahne . . Ich nicht — Euer Wahn reißt uns auseinander . .

Maria: Ach, er weiß wohl, daß eine Mutter ihrem Sohne nicht fluchen kann.

Jesus (mit einer Bewegung auf sie zu): Mutter! (An sich haltend): Nein, was soll ich Dir noch sagen, Mutter, da wir uns doch nicht verstehen. (Sich zum Gehen wendend): Dein Gott mit Dir, Mutter, — lebe wohl!

Maria: Bleibe, Kind, bleibe! Gehe nicht fort von mir! Weiter sieht Deine Mutter als Du. Hüte Dich, Wilder, hüte Dich! Hartes Herz, das selbst die Mutter von sich stößt, wer kann Dich wohl noch bändigen? Aber hüte Dich — hüte Dich! Wehe Dir — wehe Dir! Stürm' Du nur hin, Du Wilder . . Rufe Du nur Schwert! Schwert! Feuer! Feuer! Wirst auch umkommen durch das Schwert —

Jesus: Mutter, leb wohl! (Geht fort.)

Maria (ihm nachstarrend, leise): Bleibe bei mir — bleibe bei mir!

Wir Gottlosen!

Eine Sonntagvormittag-Betrachtung.

Von
Dr. Albrecht Schütze.

„Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen Atheismus, wie die Raupe gegen die Nadel?" — durfte, frei nach „Fiesko", Herr von Caprivi sagen, nachdem er im preußischen Abgeordnetenhause die Gegner der neuen Schulgesetzvorlage zusammengedonnert hatte. Wahre Sarazenen an Ungläubigkeit hatten sich beeifert, ihre christliche Gesinnung laut zu bezeugen, und die Frommen auf der Rechten hatten mit feierlichen Mienen dagesessen und den Rechtfertigungsversuchen der schwer Beschuldigten genugthuungsvoll gelauscht. Ja, es war der Tag eines vollkommenen Sieges. Denn mochte man sich immer entrüsten, man war doch demütig zu Kreuze gekrochen. Man hatte geflissentlich zugestanden, daß das Wort „Atheismus" einen Vorwurf enthielt.

Und wir, die wir aus unserem atheistischen Glaubensbekenntnis keinen Hehl machen —? Sollen wir schweigen?

Nein, wir werden nicht schweigen. Denn diese Feigheit soll man dem deutschen Volke doch nicht nachsagen, daß es dort keine Männer gäbe, die auch unliebsame Ueberzeugungen offen zu hegen wagen! So leichtsinnig und gleichmütig geben wir die Sache nicht Preis, der wir uns zu eigen gegeben haben auf unserem ganzen Wirken und Trachten! Wir haben die Wunden noch nicht vernarbt, durch die wir unsere junge Geistesfreiheit erstritten haben, und wir sollen schon die Waffen strecken?! Nein, heraus mit dem Federwisch, und ein fröhliches Klingenkreuzen!

Mag doch Christ sein, wer da Christ sein will und Christ sein — kann! Mag auch Jude sein, wer es über sich vermag! Wir wollen sie nicht schelten, wir wollen sie nicht einmal bekehren. Sie müssen sich selbst bekehren, wenn sie die Unsrigen werden wollen. Auch wir haben das schwere Werk an uns selber vollbracht, und wir wissen, daß uns niemand dabei hat helfen können. Wir alle haben zu Gott gebetet, daß er uns den Glauben an sich erhalten möge — und wir haben ihm gedankt, als er diesen Glauben in uns zerstört hatte. Denn wir fühlten, daß er niemals lebendiger in uns gewesen war, als in dem schauervoll-herrlichen Augenblicke, da er sich selbst in uns in heiligen Flammen verbrannte.

Wir blicken in die Vergangenheit zurück mit dankbewegten Gemütern. Aber die Brücken haben wir abgebrochen. Und neue Brücken haben wir gebaut, die hinüberführen in die Zukunft. Der Zukunft haben wir uns angelobt mit unserem ganzen Herzen und mit all unseren Hoffnungen.

Es ist wie in den Zeiten des sterbenden Heidentums, als die alten Götzenbilder zerschlagen wurden, und der „unbekannte Gott“ im östlichen Morgenrot emporstieg. Seitdem ist dieser goldumstrahlte Frühgott ein dürres, mumienhaftes Götzenbild geworden, in dem die Holzwürmer nagen, und wieder geht im Osten eine neue Sonne auf, die Sonne Zarathustras, aber wir brauchen uns nicht zerknickt vor ihr zu beugen, sondern wir dürfen ihr hellen Auges entgegen schauen und sie froh begrüßen mit jubelndem Zuruf. Während rings die zagende Umwelt immer tiefer versinkt in dämmerige Abendschatten und sich darob zergrämt und die grauen Haare zerwühlt und sich angstvoll einschließt in graue Mauern mit kleinen Fenstern, damit auch nicht der Hauch eines Zugwindes sie berühren möge — harren und wachen wir in sternklarer Nacht und gewahren mit Entzücken, wie der Horizont sich goldig säumt, und wie ein rosenrotes Aufzucken den Tag verheißt, an den jene nicht mehr glauben.

Sie glauben an einen Gott, aber nicht mehr an den kommenden Tag. Wir glauben an keinen Gott mehr, aber Millionen von Tagen, einen immer lichter als den andern, sehen wir heraufsteigen für die immer noch junge Menschheit.

Dies ist unser tiefster Ernst, daß wir die Nacht nicht wieder sich ausbreiten lassen wollen über die Länder Europas, sondern daß wir dem Tage dienen und seinem Gestirn, der Sonne. Vor allem verabscheuen wir die finstere Irrlehre: „Es giebt keine Moral ohne Religion; denn welchen Grund soll man haben Gutes zu thun und das Böse zu meiden, wenn man nicht an eine ewige Wiedervergeltung glaubt?“ Wir wollen die Menschen lehren, Gutes zu thun um ihrer Menschheit willen, und das „Böse“ zu meiden um seiner Thorheit willen. Dies allein scheint uns würdig zu sein des Gottes, den wir in unserer Brust tragen, und an den jeder für sich glaubt, ganz allein und ganz im stillen, nicht in prahlerischem, heuchlerischem Bekenntnis auf offenem Markt, vor allen vorüberwandelnden Leuten.

Auch glauben wir, daß niemand ein Recht hat, wissensdurstige Leute in eine dunkle Kammer zu sperren, aus Furcht, daß sie im Licht die Augen aufmachen möchten und all die Schäden sehen und all den Raupenfraß, von dem die schimmernden Blüten entstellt sind. Wir halten es für einen Frevel zu sagen: „Das Volk soll blind sein; denn wir können es sonst nicht bändigen.“ Nein, das Volk soll sehend sein; dann lernt es, sich selbst im Zaume halten.

Gebet, gebet dem Volk das tägliche Geistesbrot. Es hat ein Recht, es von euch zu fordern. Oder wollt ihr es reizen, es sich zu nehmen?

Denn auf die Dauer könnt ihr doch den Sieg des Lichtes nicht verhindern. Ihr könnt nur bewirken, daß es zur Flamme werde, die gierig um sich frißt, statt daß es still und langsam emporsteigt, niemandem zum Schaden, allen zum Frommen!

Aber handelt nach eurer Weisheit! Wir werden handeln nach unserer Notwendigkeit — und wir scheuen nicht den Tag der Entscheidung.

Vom wirtschaftlichen Kampf.

Von

Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Soeben durchlärmt eine überraschende, widerspruchsvolle Kunde die zeitunglesende Welt. Unter völligem Ausschluß aller Nörgler und unzufriedenen Elemente, ganz unter sich, hat die deutsche Socialdemokratie, dieses Musterbild einer geschlossenen einigen Partei, zu Köln ihren jährlichen Parteitag abgehalten. Kein einziger von den Schreiern und Ruhestörern, die man schon in Zürich um der guten Sache willen hinauswerfen mußte, damit sie mit ihrem wüsten Schimpfen die segensreiche positive Arbeit der Parteihäupter nicht hindern, hatte sich eingefunden; die bestimmte klare Formel der Einberufung versperrte ihnen von vorherein die Thür. Und nun gab es auf diesem Parteitag der Getreuen und Gutgesinnten einen Krach.

Legien von der Hamburger Gewerkschaftskommission, vor kurzem zum Reichstagsabgeordneten gewählt, griff die Parteileitung in heftigster Weise an; er beschuldigte sie, daß sie über dem Stimmzettelabgeben und Politikmachen die Gewerkschaftsbewegung vernachlässige, ja, daß sie am liebsten eine Gewerkschaftsbewegung neben der politischen Partei gar nicht dulden möchte. Er verlas einen Brief Auers, aus welchem hervorgehen sollte, daß Auer die Gewerkschaftskommission geradezu als eine hassenswerte Rivalin des Parteivorstands betrachtet, als ein giftiges Unkraut, dessen Emporwuchern mit aller Macht erstickt werden muß. Auer hält seinen Brief aufrecht und verdonnert Legien als perfiden Ränkeschmied; Bebel wirft in leidenschaftlicher Erregung den Gewerkschaftlern ihre Teilnahme an dem Frankfurter Kongreß des Freien Deutschen Hochstifts vor, wo sie mit bürgerlichen Professoren und Unternehmern, mit Feinden des Proletariats über sociale Fragen friedlich zusammen beraten hätten; er klagt sie des Hochverrats an der Partei an und droht ihnen, man werde Gericht über sie halten.

Erst nach einer Pause kann die Beratung wieder aufgenommen werden. Für und wider tobt die Redeschlacht, zuletzt aber erhebt sich Schippel, der gezähmte Oppositionslöwe Schippel, der längst gelernt hat, den Schafhirten vom Parteivorstand willig aus der Hand zu fressen, und fortgerissen von dem allgemeinen Sturm, fühlt auch er wieder ein Restchen der alten Wildheit in sich erwachen und macht auch seinerseits Front gegen den Parteivorstand. Er zahlt Bebel das Freie Hochstift mit Zinsen heim, indem er daran erinnert, daß die Partei seinerseits beschloß, den Kongreß der Kathedersocialisten zu beschicken; das sei mindestens ebenso schlimm. Er wirft die ketzerische Frage auf: Wo ist man dem Achtstundentag näher, in England mit seinen starken Gewerkschaften oder in Deutschland? Bebel ruft dazwischen: Die englischen Unternehmer fürchten

sich vor dem Anwachsen der politischen Partei! Schippel ist kühn geworden und wagt es zu antworten: Nein, Genosse Bebel, das glaube ich nicht.

Was bedeutet das alles?

O nichts, versichern die Gutgesinnten. Eine kleine Störung, die wir rasch wieder gutgemacht haben. Schließlich wurde ja doch die gegnerische Resolution mit allen gegen 29 Stimmen verworfen und die Resolution des Parteivorstands, die ja Schippel mit unterschrieben hatte, wurde einstimmig angenommen. Damit ist alles wieder gut.

Ich aber sage: Keine Störung, sondern ein Einlenken in die Norm.

Untersucht man die Kampforganisationen des modernen Proletariats, in erster Linie des Industrieproletariats genauer, so findet man, daß diese Organisationsformen wesentlich von zweierlei Art sind.

Die einen Organisationsformen entlehnt das Proletariat den besitzenden Klassen, welche sich diese Formen als Kampfmittel für ihre besonderen Zwecke geschaffen haben. Da die Zwecke und Ziele des Proletariats aber wesentlich andere sind, so kann es mit diesen entlehnten Kampfmitteln nur schlecht hantieren. Hierher gehört alles, was sich Organisation des politischen Kampfes nennt, die Verschwörungen zur Anzettelung eines Putsches und zur Einsetzung einer socialistischen Regierung ebensowohl wie die Wahlvereine zur Durchsetzung der Wahl eines socialdemokratischen Kandidaten. All' diesen Kampfmitteln ist gemeinsam, daß sie zur Erlangung der Herrschaft dienen sollen. Die Arbeiterklasse kann sie also bestenfalls nur verwenden, um bezüglich der Herrschenden einen Personenwechsel vorzunehmen, respektive Einzelnen aus ihrer Mitte einen größeren oder bescheideneren Anteil an der Herrschaft zu verschaffen. An der Lage der Arbeiterschaft als Klasse können politische Organisationen nichts Wesentliches ändern. Treffend hat man im vorgeschrittenen Westen den politischen Kampf des Proletariats „einen Kampf mit vom Gegner gelieferten hölzernen Waffen“ genannt.

Nicht wegzuleugnen ist die historische Thatsache, daß die Anregung zu Organisationen dieser Art in der Regel von außerhalb der Lohnarbeiterklasse stehenden Personen in das Proletariat hineingetragen wird, von Personen, welche von der herrschenden Klasse herkommen, welche die Taktik der Herrschenden zu üben und die Ziele der Herrschenden zu verfolgen gewohnt sind. Diese Männer erreichen denn auch, da innerhalb der besitzenden Klasse die Konkurrenz der nach politischer Macht Strebenden schon allzugroß geworden ist, als die Ersten des Proletariats ihre ehrgeizigen Ziele meistens weit besser, als wenn sie blieben, was sie in ihren Anfängen vielfach sind: die schwarzen Schafe, die verlorenen Söhne, die an die Wand gedrückten Letzten der Bourgeoisie. Allerdings ist ihre Stellung nur so lange eine angenehme, als sie die Einzigen sind; so lange als nicht Scharen von ihresgleichen, hungrig nach Geld und Ehre, nachgerückt kommen und, ausgerüstet mit den gleichen bestechenden Vorzügen der Bildung und des Wissens, sie nach dem Grundsatz: „ôte toi, que je m'y mette (steh' auf, daß ich mich setze)“ von ihren Posten zu verdrängen suchen. Daher sind es gerade diese von der Bourgeoisie herstammenden Führer, welche späterhin innerhalb der Arbeiterbewegung einen förmlichen Kreuzzeug gegen die „Doktoren“, die „Bourgeoissöhnchen“, die „verbummelten Studenten“ und „verlumpten Journalisten“ predigen, dabei aber mit ihren eigenen akademischen Graden, auf die sie heimlich so stolz sind, heuchlerische Vogel-Strauß-Politik treiben.

Eine zweite Art von Organisationsformen wächst bodenständig aus dem

Proletariat hervor. Wo immer proletarisierte Handwerker oder proletarisierte Bauern als Lohnarbeiter ausgebeutet werden, da entstehen solche Organisationen, mag das betreffende Industriecentrum noch so weit hinten im Osten, noch hoch oben im Norden liegen, mögen die Arbeiter noch so sehr in politischen und religiösen Vorurteilen befangen, noch so sehr von allen Bildungsquellen abgeschnitten sein — und die allwissende Polzei schnüffelt sich vergeblich die Nase stumpf nach dem geheimnisvollen Agitator, der das Malheur verschuldet haben soll, denn dieser Agitator ist ein rechter Ueberall und Nirgends: er heißt die Not. Das sind die Organisationen der Arbeiter zur Wahrung ihrer unmittelbaren materiellen Interessen, ihre *wirtschaftlichen Kampforganisationen*. Sofern diese Organisationen Arbeiter eines Industriezweiges oder mehrerer verwandter Branchen vereinigen und sich mit dem Arbeitsverhältnis und dessen drei wichtigsten Seiten: dem Arbeitslohn, der Arbeitszeit und dem Arbeitsnachweis befassen, werden sie Gewerkschaften genannt. Ihre wichtigste Lebensäußerung ist die Verweigerung der Arbeit, der Streik; die zweitwichtigste die Verweigerung des Konsums, der Boykott.

Diese wirtschaftlichen Organisationen stellen ein Kampfmittel dar, welches dem Proletariat und nur dem Proletariat kraft seiner besonderen Klassenlage specifisch eigen ist. Meutern kann auch der Junker, stimmen kann auch der Bürger; streiken kann nur der Arbeiter.

Wir sehen denn auch, wie an den verschiedensten Punkten unseres Kulturkreises, namentlich auch an der Peripherie desselben, allerorten, wo das kapitalistische System die Industrie oder die Landwirtschaft ergriffen hat, in einer von socialistischer Agitation kaum oder gar nicht berührten Arbeiterschaft autochthone Streiks zum Ausbruch kommen. Wir sehen die ultramontanen Bergleute des Saarreviers verzweifelnd die Arbeit niederlegen, trotzdem sie beteuern, daß sie treu zu Kaiser und Reich halten und von den Socialdemokraten nichts wissen wollen; wir sehen an der steirisch-krainischen Grenze slovenische Kohlengräber, des Lesens und Schreibens unkundig, mit echt slavischem passiven Heldenmut im Streik ausharren; wir sehen die religiös gesinnten Holzarbeiter von Sundwall in Norrland, wo die uralten Baumstämme des Kjölengebirges thalabwärts an den Meeresstrand geschafft, zu Brettern zersägt und verschifft werden, von der stetigen Verteuerung der von fernher verschriebenen Lebensmittel in die Enge getrieben, in den Streik treten; wir sehen neuestens proletarisierte russische Bauern in den Spinnereien des dunkelsten Südrußland zum Streik greifen; ja wir sehen Dreiviertelbarbaren, italienische landwirtschaftliche Taglöhner, zu Zehntausenden im Streik ihren Mann stellen.

Sind die Dinge einmal so weit, so wäre es der gerade Weg zum Ziel, daß die so entstehenden Gewerkschaften, durch den praktischen Kampf mehr und mehr über ihre Klassenlage aufgeklärt, mit den anerzogenen Vorurteilen gänzlich brechen und von dem kleinlichen Feilschen um einige Groschen Lohn oder einige Viertelstunden wöchentlicher Arbeitszeit zu einer gründlichen Umgestaltung der gesamten wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Arbeiterklasse vorschreiten würden.

Dieser gerade Weg wird aber gemeiniglich nicht betreten. Nur im romanischen Südwesten Europas, sowie in Holland scheint Derartiges der Fall zu sein — mit gewissen Einschränkungen, welche zu besprechen hier nicht der Ort ist.

In der Regel ist die anerzogene Loyalität gegen Kirche und Staat noch zu stark, die nachwirkende Kraft der angestammten bürgerlichen respektive bäuer-

lichen Ideologie in den frisch proletarisierten Handwerkern und Bauern noch zu groß, als daß sie ihr Heil nicht auf einem Umwege versuchen sollten.

Dieser Umweg kann wiederum ein zweifacher sein.

Entweder kommen die socialdemokratischen Agitatoren und belehren die Arbeiter, daß Gewerkschaften und Streiks zwar ganz brauchbare Kampfmittel seien, aber doch nur ein Mittel, „um die politische Macht zu erobern“ — aus dem Abstrakten ins Konkrete übersetzt, um einige bequeme Parlamentsfauteuils für die Herren Führer zu ergattern. Hat man einmal dieses hohe Ziel erreicht, dann stößt man die Leiter, auf der man hinaufgestiegen, verächtlich mit dem Fuße hinweg; man fängt an, die gewerkschaftlichen Kämpfe als „nebensächliche Palliativmittelchen“ gering zu schätzen, und endet damit, daß man in den Streikfonds nur eine lästige Konkurrenz für den Wahlfonds, in den Gewerkschaftsführern (welche naturgemäß echte Arbeiter sein müssen, da ein Journalist oder ein Doktor vom Maurerhandwerk, vom Bergbau, von der Schneiderei u. s. w. mehrstenteils nichts versteht) nur verhaßte Rivalen des Parteivorstands sieht. Ist man mächtig genug dazu, so gewöhnt man den Arbeitern das Streiken ganz ab und bringt die Gewerkschaften um. Damit ist dann die Partei ihres proletarischen Charakters gänzlich entkleidet und sinkt zu einer rein politischen, das heißt rein bürgerlichen Partei herab, welche um die Wette mit freisinnigen, antisemitischen und sonstigen Strebern um ein paar schäbige Fetzen Macht und Herrschaft für die Personen ihrer Führer feilscht und bettelt. Das ist der Weg, den die Socialdemokratie deutscher Zunge eingeschlagen hat, und die Socialdemokraten Ungarns, Rußlands, Schwedens, kurzum von ganz Halbasien, genannt Osteuropa, bemühen sich, es ihr hierin gleich zu thun.

Oder aber es kommen die Unternehmer und, begünstigt von dem industriellen Aufschwung ihres Landes, bieten sie, sobald ihnen die Widerhaarigkeit des erwachenden Proletariats unangenehm fühlbar geworden, den gelernten und geschickten Arbeitern um ein Sechstel oder Siebentel bessere Löhne, um ein Siebentel oder Achtel kürzere Arbeitszeit. Die Arbeiter, noch in zünftigen Vorurteilen befangen, von einer knechtseligen Religion zu schmutziger Genügsamkeit erzogen, lassen sich durch diese hingeworfenen Brocken ködern; ihre Gewerkschaften erhalten den Charakter von zünftlerischen Verbänden, von Arbeiter-Zünften, welche in der gehässigen Fernhaltung aller nichtzünftigen Konkurrenten, der Ungelernten, Fremden u. s. w., ein Hauptmittel zur Aufrechterhaltung der hohen Löhne erblicken, mit dem Unternehmer aber wie mit einer befreundeten Macht verhandeln. Immerhin sind auch sie selbst eine Macht, und steigt der Profit des Unternehmers um Tausende, so handelt ihm die Arbeiterzunft einige Thaler ab; auch in Bezug auf die Verkürzung der Arbeitszeit unternehmen sie von Zeit zu Zeit erfolgreiche Vorstöße; es geht vorwärts, aber langsam. Kommt es zur Wahl, so nehmen sich die Zünftler nicht erst die Mühe, einen eigenen Kandidaten aufzustellen; sie geben getrost dem liberalen Unternehmer ihre Stimme. Diese Form der Organisation, bekannt unter dem Namen der „old Trades-Unions“, der „alten Gewerkschaften“, war bis vor wenigen Jahren die herrschende in den Industrieländern englischer Zunge, in England, Nordamerika und Australien.

Dieser Zustand erwies sich aber auf die Dauer als unhaltbar. Denn dieselben verbesserten Maschinen, deren Anschaffung es dem englischen Kapitalisten erlaubte, sein Ausbeuterhandwerk im Großen und deshalb reinlich zu treiben, warfen auch eine immerfort steigende Anzahl von Arbeitern als überflüssig aufs Pflaster. Wer aber auch nur zeitweise arbeitslos wurde, konnte die hohen Bei-

träge nicht bezahlen, welche die Trades-Unions brauchten, um die Existenz ihrer Mitglieder durch Krankenkassen, Alterskassen, Witwenkassen u. s. w. zu einer behaglich gesicherten zu gestalten. So wurden die Trades-Unions mehr und mehr zu Organisationen einer tagtäglich zusammenschmelzenden Arbeiter-Aristokratie — die Masse der Schlechtbezahlten und Arbeitslosen stand draußen. Dazu kommt, daß in ein Land, welches sich den Ruf eines „Arbeiter-Paradieses" erworben hat (wie vor allem Australien, teilweise aber auch Amerika und England), notwendigerweise fremde Arbeiter in Massen einwandern; am ehesten entschließen sich aber diejenigen aus ihrer Heimat auszuwandern, welche daheim das schlimmste Elend leiden, also am meisten geneigt sind, um geringen Lohn zu arbeiten. Auch wurden von den Unternehmern planmäßig fremde Arbeiter eingeschleppt, je ausgehungerter und bedürfnisloser, desto besser: Chinesen, Hindus, ruinierte polnische und ungarische Bauern, neuestens auch vertriebene russische Juden. Das alles läßt das Angebot an Arbeitskraft kolossal steigen und die Löhne sinken.

In Amerika und Australien waren die Zünftler so unklug, die fremden Lohndrücker in brutalem Hasse von sich zu stoßen; die Folge war, daß diese, zahllos gleich den Pygmäen, blieben, was sie aus Hunger und Unwissenheit waren: willige Werkzeuge der Kapitalisten im Kampf gegen die Privilegien der Arbeiterzünfte. Daran gingen die einst so mächtigen australischen Trades-Unions zu Grunde, und davon rühren die furchtbaren Niederlagen, welche die amerikanischen Trades-Unions Schlag auf Schlag erleiden und von welchen jene der Metallarbeiter von Homestead die bekannteste ist. Der Mißerfolg der Zünftelei, dieser rückständigen Art des wirtschaftlichen Kampfes, ebnet der Politik den Boden, und so ist in den Staaten New-York und Massachussets eine ziemlich schwache, in Australien (Neusüdwales) eine recht starke socialdemokratische Partei entstanden. Daneben keimt in den Hauptstädten, zum Teil angeregt durch über London gekommene deutsche Einwanderer, eine Richtung auf, welche von der Herrschaft eines Parteivorstandes oder einer Gewerkschafts-Centralkommission ebenso wenig etwas wissen will wie von der bestehenden Regierung.

Anders liegen die Dinge in England. Dort ist seit etwa zwölf Jahren unter den ungelernten Arbeitern, zuerst unter jenen des Ostendes von London, eine Gewerkschaftsbewegung entstanden, welche der Natur der Dinge nach nicht zünftlerisch sein konnte, da sie thatsächlich nicht in der Lage war nach unten eine Grenze zu ziehen; sie baute sich buchstäblich aus der untersten Schicht der Gesellschaft auf. Diese neuen, socialistischen Gewerkschaften, die „neuen Unions" erprobten ihre Kraft durch gewaltige siegreiche Streiks, von welchen der Londoner Dockarbeiterstreik der berühmteste ist, und wuchsen zu den hauptsächlichen Trägern des Socialismus in England heran. Die alten Gewerkschaften wurden ein empfänglicher Boden für die Ideen des Neu-Unionismus, denn die wachsende Konkurrenz der festländischen und amerikanischen Industrie erschütterte ihre privilegierte Stellung noch mehr; sie lernten von den Thatsachen und — nahmen auch ihrerseits Ungelernte in ihre Reihen auf. So ist, trotz mannigfacher Seitensprünge in Vergangenheit und Gegenwart, die Arbeiterbewegung Englands, des Centrums der europäischen Industriewelt, im ganzen in ein gesundes Fahrwasser geraten, und auch an Männern, welche innerhalb der Arbeiterbewegung selbst das Aufkommen jeder neuen Herrschaft bekämpfen, ist kein Mangel. In den romanischen Ländern Europas ist eine solche freiheitliche Richtung seit Jahrzehnten volkstümlich, während die Socialdemokratie bei allen Romanen ein künstlich verpflanztes, kümmerlich dahinvegetierendes Gewächs ist. Nur Belgien bildet eine

Ausnahme, doch baut sich die Socialdemokratie dieses Landes auf einer sehr entwickelten und leistungsfähigen Gewerkschaftsbewegung auf, und neben ihr besteht eine starke freiheitliche Richtung. In Holland aber ist die socialdemokratische Partei selbst durch die eigenartige Volksnatur in eine freiheitliche Bahn gedrängt worden und erkennt den wirtschaftlichen Kampf als die Hauptsache an, welcher sich jede politische Bethätigung unterordnen müsse.

Uebrigens bleibt es in vorgeschrittenen Ländern nicht bei der verhältnismäßigen Organisationsform der Gewerkschaften, es treten im Anschluß daran kompliziertere Formen wirtschaftlicher Kampforganisationen auf. So sehen wir in Frankreich (und neuestens auch in Italien, wo der Gang der Entwicklung ein sehr abgekürzter zu sein scheint) im Großen das Institut der Arbeitsbörsen durchgeführt, das heißt Anstalten, welche den Arbeitsnachweis in den Händen der organisierten Arbeiterschaft monopolisieren. Ferner giebt es in England Gewerkschaften von Industriearbeitern, welche ohne Dazwischenkunft eines privaten Kapitalisten staatliche oder kommunale Arbeiten übernehmen, und neuestens in Italien Gewerkschaften ländlicher Tagelöhner, welche das Gleiche thun. Auch leiten einzelne englische Gewerkschaften selbständig ihre eigenen industriellen Betriebe, Mühlen u. s. w. Endlich befinden sich in den Händen der belgischen Socialdemokraten mächtige Kooperativgesellschaften, welche nach Erlag einer sehr niedrigen Eintrittsgebühr Zehntausende von Arbeitern zu mäßigen Preisen, weil unter Fortfall des Unternehmergewinns, mit selbsterzeugten Lebensmitteln, Kleidern, Schuhen u. dgl. versorgen. Diesen Arbeitern können also die zum Leben notwendigen Artikel von den bürgerlichen Producenten und Kaufleuten nicht so leicht abgeschnitten werden, was sich beim belgischen Generalstreik als sehr nützlich erwiesen hat.

All diese Erscheinungen dürfen nicht überschätzt werden. es steckt meistens ein gutes Stück Zünftlertum mit darin, auch ist nicht selten ein besoldeter Gewerkschaftscentralsekretär ein ebenso großer Herr wie ein Reichstagsabgeordneter; immerhin sind es Symptome, dafür sprechend, daß die Arbeiterschaft reif ist, aus eigener Kraft Production und Distribution selbst in die Hand zu nehmen und das Unternehmertum überflüssig zu machen.

Um also zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren: was geht in Deutschland vor?

Die Ausgleichung einer Anomalie.

Es war eine Anomalie, daß die socialistischen Arbeiter Deutschlands ihre geistigen und materiellen Kräfte darauf vergeudeten, drei oder vier gute und mehrere schlechte Redner ins Parlament zu schicken, damit sie dort tauben Ohren predigen — und im Vertrauen auf die rednerischen Erfolge jener Parlementarier die Organisationen zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen brach liegen und verkümmern ließen.

Es war eine Anomalie, daß die Führung der Arbeiterschaft Deutschlands Leuten anvertraut war, welche streikende Proletarier, statt sie anzufeuern, durch ihr zweideutiges Verhalten entmutigten.

Es war eine Anomalie, daß die deutsche Socialdemokratie, eine rückständige Form der Arbeiterbewegung in einem rückständigen Lande, eine Zeitlang den Schein behaupten konnte, als marschiere sie an der Spitze des europäischen Proletariats. Ohnehin hat sich die Masse der englischen und französischen Arbeiter um diese „Spitze“ nie gekümmert.

Trotz aller Gläubigkeit mußten die deutschen Arbeiter endlich anfangen einzusehen, daß die von ihnen zu Kollegen der junkerlichen und bürgerlichen

Parlamentarier Erwählten seit einem Vierteljahrhundert nichts, rein gar nichts für sie gethan haben. Trotz allem Drill mußten sie anfangen, gegen die Partei, der Versprechungen zu murren.

Dazu kam der Mißerfolg der Reichstagswahlen, denn ein Mißerfolg war es. Den Socialdemokraten erging es da genau umgekehrt, wie Saul, dem Sohn Kis; sie zogen aus, um ein Königreich zu suchen, und fanden — — neun ganze Reichstagsabgeordnete mehr.

Und nun noch der Züricher Kongreß, wo der Ketzerhaß der Marxpfaffen auf das Abschreckendste sich offenbarte; wo die englischen, holländischen, belgischen, französischen Delegirten energisch Front machen mußten gegen die grundlosen Herrschaftsgelüste der deutschen Socialdemokratie. Da wurde auch mancher orthodoxe Marxanbeter stutzig. Das Maß war voll.

Schon die zu Erfurt aus der Partei Gestoßenen hatten gegenüber der Nutzlosigkeit des Parlamentelns die Wichtigkeit der gewerkschaftlichen Kämpfe kräftig betont; aber damals waren es andere Streitpunkte, die im Vordergrund der Diskussion standen. Diesmal gingen die Anträge, welche von dem Kölner Parteitag eine stärkere Betonung des wirtschaftlichen Kampfes verlangten und es insbesondere jedem Socialdemokraten zur Pflicht machen wollten, der Gewerkschaft seiner Branche anzugehören, aus der breiten Masse der socialdemokratischen Genossen hervor, vor allem der Berliner Arbeiter. Die Obermacher, Referenten und Versammlungsleiter schnitten süßsauere Gesichter dazu.

Es ist bezeichnend, daß von allen deutschen Städten Hamburg, die Metropole des deutschen Nordwestens, die über die Nordsee hinweg nach England schaut, die stärksten und entwickeltsten Gewerkschaften hat; es ist bezeichnend, daß an Hamburg die gewerkschaftliche Opposition gegen die Nurpolitiker ihren Stützpunkt fand, daß ein Hamburger ihr Wortführer war.

Es ist ein fauler Friede, der nach grenzenlos gehässigem Streit zu Köln geschlossen wurde, und von keiner Dauer. Wenn auch Herr Reichstagsabgeordneter und Gewerkschaftscentralkommissionspräsident Legien sich für diesmal, wie es scheint, noch einschläfern ließ von dem Mohnsaft, der von oben auf sein verwegenes Haupt geträufelt wurde, — der übrigens verzweifelt übel roch — die Arbeiter Hamburgs werden nicht mehr einschlafen, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß die Arbeiterschaft Deutschlands mit ihren Gewerkschaften von ihrer vorläufig bescheidenen Stelle nach vorn einschwenkt, neben die vorgeschrittenen Arbeiterschaften des Westens, deren Führung in wirtschaftlicher Hinsicht naturgemäß England und Belgien, deren geistige Führung Frankreich und Holland zukommt. Damit wäre die „politische Macht" der deutschen Socialdemokratie in eine neue — einem Bebel und all den politischen Führern sehr fatale — Entwickelungsphase gebracht.

Nur als Episode in den welterschütternden Befreiungskämpfen unseres Zeitalters kann uns eine Richtung gelten, welche, wie die Socialdemokratie, nicht die Freiheit, sondern die Herrschaft will.

Leben und Tod in der Kunst.

Von
Wilhelm von Polenz.

Auf dem ganzen Gebiete der Erscheinungen giebt es für den Menschen nichts Schrecklicheres als den Tod. Jedes Lebewesen haßt und flieht den Tod instinktiv, während es umgekehrt alles liebt und aufsucht, was das Leben zu fördern und zu erhalten geeignet ist. Nichtsdestoweniger giebt es für die Kreatur Motive, welche sie dazu bringen, sich in Lebensgefahr zu begeben. Hunger und Liebe, Not im weitesten Sinne, geben dem Tiere Todesmut, den Menschen treiben Motive weit komplicierterer Natur, den Tod zu verachten, ja ihn aufzusuchen. Trotzdem ist auch für uns der Tod der höchste Gipfel des Schrecklichen, Hassenswerten und Furchtbaren, und alles, was uns an unsere Sterblichkeit erinnert, ruft uns die stärksten Unlustempfindungen hervor. —

Zu leben ist für uns das Natürliche und Selbstverständliche. Wir saugen uns recht eigentlich am Leben fest mit allen Organen; das Leben ist uns das kostbarste Gut; wir bewahren diesen Schatz unter der Glasglocke der Vorsicht und stellen zahlreiche Wachen aus gegen die gefürchteten Diener des Schattenfürsten. —

Wir wollen um keinen Preis an den Tod erinnert sein und ersinnen die lächerlichsten Täuschungen, um uns über die Thatsache hinwegzulügen, daß im blühendsten Körper ein Gerippe verborgen steckt. Obgleich das Sprichwort sagt: „Sicher wie der Tod!" möchten wir doch gerade diese sicherste aller Thatsachen am liebsten ganz aus dem Bewußtsein eliminieren. Das Leben kennen und fühlen wir, den Tod sehen wir nur in seinen Wirkungen, und darum hat er etwas Widersinniges, geradezu Unglaubliches für uns.

Mit diesem Nichtfassenkönnen des Nichtseins muß die Entstehung des Religiösen sehr eng zusammenhängen. Die Furcht macht fromm und erhält im Glauben. Die Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode wird wohl dem natürlichen Wunsche entsprungen sein, dieses Leben nicht mit dem Tode beendet zu sehen. —

Freilich das kommt den wenigsten zum Bewußtsein. Der Mensch liebt die Umwege, den Selbstbetrug, die Illusion, die Bemäntelung der nackten Thatsachen. Und je weiter die Menschheit fortschreitet auf dem Wege der Kultur, je weiter sie sich entfernt von der Tierheit, mit desto dichteren Hüllen umgiebt sich der innerste natürliche Kern unseres Wesens.

Nun ist es aber von jeher Sache der Kunst gewesen, verborgene Empfindungen, Bedürfnisse und Triebe aufzudecken und kundzumachen. Direkt spricht die Kunst freilich diese Entdeckung nicht aus, sonst wäre sie ja Wissenschaft, sondern sie bedient sich eines Mediums. Durch dieses Medium, sei es nun je nach der Kunst-

gattung geartet, wie es wolle, schimmern aber doch für denjenigen, der Augen hat, jene großen die Welt regierenden Prinzipien allüberall durch.

Leben und Tod, die beiden Pole, zwischen denen alles übrige schwingt, sind auch in der Kunst herrschende Mächte, wie Tag und Nacht auf dem Erdball.

Was an das Leben erinnert, erweckt uns Lustempfindungen, was uns den Tod ins Gedächtnis ruft, Unlustempfindungen. Was aber das subjektive Empfinden anbelangt, so gelten für die Kunst dieselben Grundgesetze, wie für das Alltagsdasein. Auch in der Kunst empfinden wir das Lebensvolle als schön, also Gesundheit, Kraft, Jugend, richtiges Verhältnis der Teile 2c. Als häßlich dagegen gilt uns das Lebenhemmende und noch mehr das Lebenvernichtende: Krankheit, Schwäche, Schmerz, Not, alles Abnorme — der Tod.

Die Skala der verschiedenen durch das Angenehme und Unangenehme in uns wachgerufenen Empfindungen aber ist eine so umfangreiche und feingegliederte, daß sie hier nur in großen Umrissen angedeutet werden kann.

Werden nur unsere äußeren Sinne getroffen von der Erinnerung an Tod und Sterben und was damit zusammenhängt, so wird in uns Ekel wachgerufen, so durch eine körperliche Reproduktion von Verwesung, Verstümmelung 2c. Wird mehr unser Gemüt durch die Vorstellung z. B. eines tragischen Geschickes, eines Selbstmordes, eines Opfertodes gepackt, so werden wir Grauen, Schrecken, Furcht, Mitleid empfinden, je nach den persönlichen Beziehungen, die wir dem Angeschauten gegenüber annehmen.

Bei der Beurteilung körperlicher Schönheit spielen Gesundheit, Frische und Ebenmaß die erste Rolle. Als schönstes Exemplar erscheint uns das kräftige, lebensvolle, entwickelte, gesündeste. Und diesen Begriff des Schönen haben wir aus dem Leben in die Kunst übertragen. Nun giebt es zwar auch eine Schönheit des Zarten, aber die gefällt uns nur, solange sie nicht krankhaft ist. Das Zarte gefällt uns vor allem da, wo es im eminenten Sinne am Platze ist, nämlich beim Kinde, bei dem ja das Unentwickeltsein das Normale bedeutet. Es giebt freilich auch eine Schönheit des Abnormen; außergewöhnliche Größe, jeder besonders entwickelte Zug können als schön gelten, aber dies nur, solange man aus dem Ungewöhnlichen auf besondere Lebenskraft zu schließen vermag; Abnormitäten nach der andern Seite hin werden vom richtigen Gefühle stets als unschön empfunden. Jede Verstümmelung oder willkürliche Veränderung des Körpers müßte eigentlich als häßlich gelten: hier freilich spielt die Mode eine bedeutsame Rolle, die uns häufig das Unschöne für schön und das Schöne für unschön erscheinen läßt. — Der Tod ist immer unschön im körperlichen Sinne. Man spricht zwar von schönen Leichen. Dann meint man aber solche Leichen, die dem Tode zum Trotze an das Leben erinnern.

Nun hat aber die Kunst die Eigentümlichkeit, daß sie alles verklären, daß sie mit allem versöhnen kann. Nirgends thut sie das in so großartiger Weise wie dem Schreckgespenste des Todes gegenüber.

Für den Menschen ist der Tod schrecklicher geworden, als für das Tier, weil der Mensch das Sterben nicht nur instinktiv, sondern auch bewußt fürchtet, und weil ihm die Phantasie alles mit dem Tode Zusammenhängende mit den abschreckendsten Zügen vormalt. Der Mensch kann sich aber in ganz anderer Weise über den Tod hinwegsetzen; er kann ihn innerlich überwinden.

Von jeher haben die Menschen ihre höchste Bewunderung für denjenigen aufgespart, der den Tod verachtet. Die Inder erhoben die Todesverachtung

geradezu zum Kultus, die Griechen besangen den Todesmut des Helden, die Römer setzten Ehren aller Art demjenigen aus, der das Leben für das Gemeinwesen in die Schanze schlug, die Germanen sahen im Jenseits den mutigen Krieger der höchsten Belohnungen teilhaftig werden, die Rothäute Amerikas spornten sich durch Proben und Uebungen zur Todesverachtung an.

Das Christentum veränderte die Anschauungen vom Tode. Das Altertum, welches seine Religionen sehr wenig ernst nahm, faßte den Tod in stoisch fatalistischer Weise als Abschluß des Daseins auf, an manchen Stellen huldigte es dem Glauben an eine Wanderung der Seele. Das Christentum erst lehrte, der Tod sei nur die Pforte zu einem neuen besseren Leben. Das wirkliche Leben mußte, in diesem Lichte gesehen, als das wertlosere erscheinen, als die bloße Vorbereitung für das Ewige, und der Tod verlor für den Gläubigen in demselben Maße an Bedeutung, je herrlicher er sich das zukünftige Dasein ausmalte.

Die Neuesten sind dem Altertume wieder näher gerückt, indem sie das Leben als das einzige gewisse Gut auffassen und schätzen. Freilich wie alle Uebergangsmenschen befinden sie sich in einer üblen Lage; die optimistische Anschauung vom besseren Jenseits haben sie eingebüßt und die Mangellosigkeit dieses Daseins drängt sich ihnen auf Schritt und Tritt ins Bewußtsein. Der moderne Mensch ist einem Erben zu vergleichen, der einen Nachlaß vorfindet, in dem viele Stücke im Kurse gesunken, manche ganz entwertet sind. —

Während nun die Antike vor allem anderen den Heldentod im Kriege bewunderte, das Mittelalter auch dem für den Glauben seine Teilnahme zollte, nehmen wir auch hier eine Zwitterstellung ein. Das „dulce et decorum est pro patria mori“ gilt auch noch für unsere Tage. Wir haben sogar Lohn und Bewunderung für die Todesverachtung recht eigentlich in ein konventionelles System gebracht. Für seinen Glauben auf religiösem Gebiete zu sterben, wird einem jetzt freilich in civilisierten Staaten ziemlich schwer gemacht, seitdem die Regierungen sich nicht mehr damit abgeben, ihren Unterthanen den Weg zur Seligkeit vorzuschreiben.

Das Christentum hat die Welt um die Idee der Humanität bereichert, das Christentum wird ferner die Religion des Friedens genannt, trotzdem sehen wir in dieser unvollkommensten aller Welten, daß d.r Umsetzung der Humanitätsidee in die Wirklichkeit noch immer zahlreiche Schranken im Wege stehen. Theorie und Praxis sind hierin, wie so häufig, sehr von einander verschieden. In der Theorie wird jeder bereit sein, denjenigen der höchsten Bewunderung für würdig zu erklären, der sein Leben in den Dienst der leidenden Mitbrüder stellt, in der Praxis trägt derjenige den Lorbeer davon, welcher die Kunst versteht, die Menschen zu beherrschen, zu benutzen, seinen Zwecken dienstbar zu machen. —

Aber ich wollte von der Kunst sprechen! — Wenn wir angesichts der Größe einer Erscheinung freiwillig das Knie beugen, so sprechen wir vom E r h a b e n e n. Das Große, das uns übewältigt, ist erhaben, und nichts ist erhabener in diesem Sinne, als das Verhältnis des Weltganzen zum Schicksale des Einzelnen. In dem Gefühle des Ueberlegenseins liegt etwas subjektiv Göttliches, daher sprechen wir vom göttlichen Lachen — denn wenn wir lachen, fühlen wir uns über Menschen, Verhältnisse oder uns selbst erhoben — aber auch das Gefühl des Unterwerfens kann eine göttliche Lustempfindung in sich schließen, wenn wir durch Größe zur Bewunderung gezwungen werden. Im allgemeinen macht es

den Menschen glücklich, wenn er sein eigenes Ich in den Vordergrund schieben kann, er wünscht Bewunderung und badet sich mit Vorliebe in Selbstbewunderung — in dem freiwilligen Platzmachen einem Größeren gegenüber, in dem Gefühle der Zweckmäßigkeit dieses Thuns liegt das Glücksgefühl dem Erhabenen gegenüber. Ein Gefühl, das übrigens nicht ganz frei ist von Selbstzufriedenheit darüber, daß wir Großherzigkeit genug aufzubringen vermochten, um auf unseren Platz zu verzichten. —

Der Begriff des Ichs füllt en größten Teil unseres Empfindens aus. In unserem Sehfelde steht immer die eigene Person, und zwar so nahe unseren Augen, daß wir das Uebrige nur so nebenher zu sehen vermögen. Hin und wieder aber machen wir uns doch die Aussicht frei zu wirklich weiten Blicken.

Es giebt nun eine Kunstgattung, welche uns auf das richtige Verhältnis der eigenen Persönlichkeit zum Weltganzen hinweist, wie keine andere — das Drama. Die Tragödie stellt das Verhältnis von Leben und Tod in seiner Bedeutung für den Einzelnen in den Vordergrund, sie zeigt uns, wie sich das Einzelschicksal mißt mit dem treibenden Gange der Welt. Wir sehen den Menschen sich dem Getriebe der Riesenmaschine nahen, erfaßt und zermalmt werden. Im Leben selbst erfüllt uns ein derartiger Anblick mit den stärksten Unlustempfindungen. hier dem geläuterten Kunstbilde gegenüber finden wir das Erhabene heraus; wir ahnen eherne Notwendigkeitsgesetze, die das Leben regieren, und beugen uns wehmutsvoll glücklich in Andacht.

Der Einzelfall erweitert sich unserer nachschaffenden Phantasie zum Lebensganzen. Gereinigt vom Staube der Alltäglichkeit tritt uns ein Schicksal entgegen. Wir sehen einen Mitmenschen kämpfen, irren, leiden, untergehen. Sein Tod erinnert uns dann nicht mehr bloß an die eigene Sterblichkeit, mitempfindend rücken wir uns selbst in das richtige Verhältnis zum Leben, erkennen dessen Unwert und die geringe Bedeutung des eigenen Ichs — wir werden auf das All hingewiesen, in welchem aufzugehen, man sich nicht fürchten, sondern glücklich preisen sollte.

„Seekrank".

Eine Regattaskizze von **Ludwig Ewers.**

Eine weiße Rauchwolke auf dem Startschiff; kurz danach ein leiser Knall und ein Hurrah vom Bug des Begleitdampfers.

Hui, wie die ‚Atalanta', die bewunderte und bewettete ‚Atalanta' durch die Startlinie segelte!

„Die wird's."

„I gewiß, die ‚Atalanta' wird siegen."

„Nun haben wir aber unsere Schuldigkeit gethan. Lassen wir sie segeln und frühstücken wir!"

Danach Tellerklirren, Kellnäer-Rufe, und die Gesellschaft des Begleitdampfers stärkte sich an dem delikaten schwedischen Tisch.

Sie nur blieb am Bug stehen, Frau Doktor Tschirsch.

Der Oberkörper ihrer schlanken, hohen, aber sehr zarten Gestalt beugte sich etwas vornüber, der linke Arm war gestützt auf eine Sprosse der Strickleiter am Vordermast, während ihre großen, schwarzen Augen, feucht glühend, der allen andern stolz voraneilenden Jacht ‚Atalanta' folgten.

Gewaltig! Wie der Wind das große, blitzende, seidene Ballonsegel blähte und das schlanke Boot in wildem Fluge durch die schäumenden, grünschwarz funkelnden Wellen wie durch lauter dunkle Blutsteine entführte, weit, weit hinaus, wo der schwarzgraue Himmel das weißumschäumte Meer küßte.

Sie sandte die heißen Blicke sehnsüchtig der ‚Atalanta' nach, bis das Flimmern und Funkeln ihre Augen ermatten ließ. Da lehnte sie sich zurück, ganz zurück gegen die eiserne Ankerwinde, und das Strahlen ihrer Blicke ward zum träumerischen Glänzen. Sie träumte, während der Wind mit den wenigen losgelösten Strähnen ihrer blonden, krausen Haare spielte und die hell leuchtenden Seidenfäden wider die blau-geäderte Schläfe hauchte. O, wie das wohlthat, das kaum fühlbare, wonnige Kitzeln, das sanfte Spiel des Windes — ach, des Windes, welcher das herrliche Schiff in eilender, scharf schneidender Fahrt dahintrieb. Sie durfte er nur umspielen, umträumen, der vollkräftige Seewind, der so jung, so rotwangig blies, freiheitbewußt, lebendurchtobt. O ja, jung sein — —

„Nun Kind, stehst Du noch immer hier? Der Seegang wird stärker und gefahrdrohend; iß lieber erst ein Häppchen, die Fahrt möchte Dir sonst schlecht bekommen."

Er schob seinen Arm unter den rechten seiner Gattin, und sie ließ sich fortführen ohne Widerspruch; er war ja so viel älter und vernünftiger.

Und an den Tisch führte er sie, wo noch ein guter Platz war unter schützendem Zeltdach zunächst dem Schornstein.

„Erst einen Aquavit, Elschen, das wärmt und stärkt, und nun Madeira oder Sherry? Kellner, noch einmal den warmen Gang."

Sie aß schweigend, die Herren schwatzten. Es sprach ja auch keine von den Damen, denn diese, zumal die jungen Mädchen — und alle waren älter als sie — hatten genug zu thun mit dem Vertilgen der Gerichte und der Abwehr dreister Herrenblicke. Und die Herren — alle waren jünger als ihr Gatte — schauten prüfend umher und musterten die Frauen und Mädchen und, das fühlte sie, aller Blicke hafteten zuletzt an ihr, an ihrer weißen, von Blondfäden bekränzten Stirn und den weichen Wangen, die mit dem rosigen Hauch den zartgefärbten Fädenwinden Konkurrenz machten. Sie trug die Blicke geduldig, die sie gleich Quallenarmen ihr Gesicht, ihre Gestalt umbrennen fühlte. Ihr Gatte saß neben ihr.

„Nun, Kind, bist Du müde?" wandte sich Doktor Tschirsch zu ihr, „wir haben Zeit, leg' Dich nur ruhig ein bißchen in die Kajüte. Du magst nicht? Nun, trinken wir noch eine Flasche Sekt. Kellner," befahl er mit seiner Fallstaffstimme, „eine Veuve Cliquot!"

„Szofort, Herr Doktor!" und die Frackschöße flogen die Kajütentreppe hinab.

„Hujeh!?" kreischten da plötzlich alle Damen. Die erste hohe Woge war unter dem Schiff hindurchgegangen.

„Das wird ja famos," schnarrte der Referendarius Quast. „Die Seeleichen in einer halben Stunde, da wird's zu thun geben, Doktor!"

„Aber die Gemütlichkeit laß ich mir nicht stören. Keine Angst."

Bei diesen Worten nahm Dr. Tschirsch seinen Hut ab und fuhr sich mit der Hand über den Kopf.

„Na, alter Freund, suchen Sie da oben etwas, vielleicht gar Haare? Geben Sie sich nicht solche vergebliche Mühe."

Ein näselndes Lachen begleitete Ericsons Worte.

„Mein Lieber," sagte Tschirsch und setzte den Hut wieder auf, „wer sich erst mal ein halbes Jahrhundert auf dieser Erde wirklich amüsiert hat, der mag seine Glatze in Ehren tragen."

Und das that er, allezeit frisch trotz der tollen Vergangenheit. Man wußte ja, woher die wunderkräftige Quelle seiner Lebenselasticität sprudelte! Und niemals Sorgen; viel Geld hatte er und noch mehr seine Gattin. Und ein Witzbold war er, geliebt von den Freunden, stets Mittelpunkt der Lachenden. Auch jetzt.

Und sie — saß natürlich wie immer an den jährigen Gatten gelehnt, der den Arm um ihren Rücken wand und mit den Fingern ihren Hals berührte. — Wo sollte sie auch sonst sitzen? Unter den Frauen, die alle so viel älter waren als sie und so würdig? Gott es war so schwer, mit achtzehn Jahren schon alt sein!

Unter ihren einstigen Freundinnen? Die waren so Ruth- und Eschstruth-artig . . .

Hier bei dem Gatten unter den lustigen Herren war doch der einzige Platz. Freilich die Witze reizten sie wenig; überhaupt Witze konnte man doch nur Abends goutieren nach dem Diner bei Lampenlicht und Cigarretten-Cognacduft. Aber mit der Kunst, welche ihr die Gewohnheit schnell erweckte, bei jedem Witz, ohne ihn gehört zu haben, mit den andern zu lachen, konnte sie den schuldigen Zins an die Gesellschaft entrichten und im übrigen träumen und sinnen.

Träumen! . . .

Die Gedanken und Blicke an die Segel der ‚Atalanta‘ klammern und mit hinausfahren in die Freiheit; atmen die wehende Meerluft; fliegen gleich den Möwen durch den weiten Raum, den kein Auge ermißt, und doch nicht vogelfrei unstät, sondern fest auf der ‚Atalanta‘, die da siegend die Fluten durchhieb, stolz, frei über die schäumenden, fauchenden Köpfe der Wogenmasse, stark! —

Was war denn? Aufgeregte Gesichter am Bord des Dampfers und ein Aufwärter mit Leichenbittermiene vor ihrem Gatten:

„Schnell, Herr Doktor! Ein junger Herr ist seekrank geworden und die Kajütentreppe hinabgestürzt, große Kopfwunde — ohnmächtig.“

„Komme gleich. Besorgen Sie frisches Wasser.“

„Sehr wohl, sofort!“

„Mein Kind, ich muß Dich einen Augenblick verlassen, lange dauert's nicht.“

„Es ist gut, Franz. Ich betrachte mir die Regatta, die interessiert mich mehr als ich dachte.“

Ein strahlender Blick noch, dann knöpfte Dr. Tschirsch seinen Rock zu und begab sich gemessenen Schrittes in die Kajüte. Gemessen — nur nicht aufregen, Kräfte sparen ....

„Wie mag es gehen?“ „Glaube er wird Wundfieber bekommen.“ „Wenn er nur nicht tot bleibt!“

Alles Frauenstimmen, die sie bang vermuten hörte, während sie allein dem Bug des Dampfers zuschritt.

Hartherzig, das fühlte sie genau, wurde ihre Art genannt, wie sie dahinging durch die zischelnden Damen.

Was kümmerte sie die Gesellschaft und der Kranke?

Ihr fehlte der Atem, die Lebensluft, und die wollte sie einsaugen heute, wo es ihr gegönnt wurde, so viel, so voll, so tief wie nur möglich.

Luft und Licht! schrie es in ihr, hinaus! dort wo kein Wasser mehr war und kein Himmel, nur ein Strich, dorthin, immer weiter und weiter, dorthin!

Und mit den sausenden Jachten! Ja, das hätte sie mögen: Der ‚Atalanta‘ in die Segel greifen, sie zurückdrängen gegen Wind und Strom, gegen Steuerruder und Menschenarme, zurück zur Niederlage. Was galt die ‚Atalanta‘, wenn *sie* siegte!

Siegen gegen alles: gegen die rasenden Wellen, die der Nordost peitschte, siegen gegen jede Schwankung des Dampfers.

Sie trat mit dem Fuß auf den sich hebenden Bug — fest, was half's? Nein Siegen dawider ging nicht. Siegen mit, siegen mit der ‚Atalanta‘! —

„Ich gewinne meine Wette doch! Der ‚Iwo‘ schmiert die Atalanta!“

Sie wandte sich um und sah in Ericsons kneiferbewehrte Augen.

„Freilich, gnädige Frau, werde ich gewinnen. Der Herr Gemahl muß zahlen. Bedenken Sie nur: die ‚Atalanta‘ muß neunundzwanzig Sekunden vergüten.“

„Pah“, lachte sie kurz, „die ‚Atalanta‘ siegt doch.“

„Reg' Dich nicht auf, Elschen“, flüsterte Dr. Tschirsch, „Dein Zustand!“

Gott sie sich aufregen —

„Ich glaube, Franz, es ist besser, ich ziehe mich etwas zurück.“

„Thu das, Kind. Zum Schlußresultat hole ich Dich.“

„Bitte. Und was macht der junge Mensch?“

„O, die Ohnmacht ist vorüber, er schläft. Uebrigens ein kräftiger, hübscher Junge.“

„Und doch seekrank?"

„Na hör' mal, seekrank werden die Stärksten, dafür kann er nicht."

„So? Dann werde ich's vielleicht noch gar?"

„Das denke ich nicht, aber leg Dich ein Weilchen nieder, Kind."

„Mal sehn."

Er küßte ihre weichen Lippen, und sie ging fort aus dem dichten Menschenknäuel, der den Bug des Schiffes zu umlagern begann.

Wohin sich wenden? Menschen überall und Seeluft dazu, aber Ruhe und Luft nirgends. Mechanisch stieg sie die Kajütentreppe hinab; der Dunst aus der qualmigen Tiefe trieb sie wieder hinauf.

Und sie setzte sich nieder auf eine Bank, das Ohr lauschend geneigt den gischenden Wellen, dem sausenden Sturm und den schwirrenden Stimmen lustfroher Menschen. Eine Melodie formte sich ihr allmählich aus der rohen, wirren Tonmasse im Takte ihrer Nervenschwingungen, und fortdauernd hörte sie in Akkorden und Terzen bald leis hauchend, bald im lautem Fortissimo und wieder milde vibrierend Atalanta Atalanta — Bis die Müdigkeit über sie kam und sie abseits trieb von dem Getöse.

Wohin?

Da war ja die Deckskajüte. Kein Mensch sah sie mehr, denn was nicht am Bug stehend ihr den Rücken wandte, behauptete gerade über ihr die Kommandobrücke.

Drinnen aber konnte kein Tönen mehr sich verbindend Melodien schaffen, nur die freie Seeluft strömte hinein, und Ruhepolster gab's genug. Da konnte sie rasten und die aufgewühlten Wogen ihres Denkens und Fühlens aus tosendem Branden zu ruhig geordnetem Auslaufen bringen und alle die kämpfenden Mächte festhalten und erforschen.

Sie trat ein.

Aber da sie den Vorraum durchschritten und zur Innenthür gelangt war, blieb sie stehen.

Auf einem der Ruhepolster schlief ein junger Mann, ein Knabe — es war der Kranke, und die Gardinen verhüllten die Fenster und wehrten dem Licht. Eine matt-träumerische Dämmerstimmung.

Umkehren? Nein warum? Sie ging behutsamen Trittes auf das dem Schlummernden gegenüber gebreitete Pfühl zu und setzte sich. Ihre Augen musterten den Kranken.

Ja, ihr Mann hatte recht: er war hübsch, sogar schön.

Dies Ebenmaß der kräftigen Glieder, das die enganschließenden Kleider so formvoll und prächtig abgrenzten, dies junge, fieberhaft gerötete Gesicht mit dem Diadem blonder Haare und die weiche Farbe der kräftigen Brust, von der Gewandung entblößt zu leichterem Atmen — ein Gemälde vollendetster Jugendfülle.

Wie alt mochte er sein? Kaum mehr als achtzehn Jahre, kaum älter als sie. Darum durfte sie bleiben, was konnte dies Kind?

Unablässig folgten ihre Blicke der atmenden Brust, und unwillkürlich sog ihr Busen im Gleichtakt die Luft ein. Und nicht nur die Brust, auch der übrige Körper arbeitete an der Eroberung des Lebensodems, vom Kopf mit der verbundenen Stirn hinab bis zu den schlanken, kräftig entwickelten Beinen.

Je mehr sie hinblickte auf den Ruhenden, um so heißer brannten ihre Augen, um so dunkler flammten ihre Wangen, um so schwerer arbeitete ihre Brust.

Was sie hier fesselte? Nun ward es ihr klar:

Jugendfülle, Jugendkraft; aber nicht mehr im ungestümen Toben des Seewindes: strahlend und glutend in lebender werdender Menschengestalt.

Hier sah sie mit Augen, was bisher nur unbewußtes Regen gewesen im tiefsten Wirrsal ihres Empfindens. Hier fühlte sie mit allen Sinnen, was bisher nur Wunsch und Sehnen ungestaltet gewuchtet im Taktschlag des Blutstroms. Hier wußte sie, was ihre Krücke gewesen bisher im ganzen Wirken und Thun, wo sie glaubte, was ihr eingeredet ward. Hier erkannte sie, daß es ein Etwas noch gab, das höher, das seliger war, als in Greisesarmen dulden mit hingebender Trauerwonne!

Und wie ihre Blicke sich fester sogen an der weißen, leichtbetauten Haut der Jünglingsbrust, die so ohne Falte, ohne Altersverhüllung frei und kraftvoll sich darbot dem strömenden Luftzug, da erfaßte der Wunsch sie gewaltsam, übermächtig, hinüberzufahren mit der Hand sanft kosend über die enthüllte Jugend und zu kosten in lindem Berühren, wie wohl die Jugendblüte die Jugend wärmt.

Und wie der Wunsch groß ward in ihr zur Titanengestalt, da — sie wußte nichts mehr, sie fühlte nur, daß sie niedersank am Lager des Knaben, daß ihre Hand seine Brust berührte, daß ihre Lippen sich seinen Wangen näherten — dann sank sie zurück: sie hatte erkundet und erfahren, daß sie elend war, grenzenlos elend; eine weiche Blüte dem schattenlosen Gluthauch preisgegeben, für immer verloren!

Ein heißes, wildes Weinen durchflutete sie mit Meeresgewalt.

„Hurrah“! Die ‚Atalanta‘ hatte die Ziellinie passiert.

„Hier bist Du, Elschen! Gesiegt!“ rief der eintretende Doktor. „Um Gott, Kind, was ist? Die Seeluft, ich weiß, regt Deine Nerven auf. Komm zu Dir, Elschen — denk' an Deinen Zustand“ —

Ein Schrei — und in ihm tobte alle Jugendkraft aus in die freie, grenzenlose Meeresweite. —

— — „Frau Dr. Tschirsch ist seekrank geworden“, flüsterte man an Bord.

Sie aber sah bleich an den Gatten gelehnt der ‚Atalanta‘ nach, die siegesstolz mit geblähten Segeln dem sicheren Hafen zusteuerte.

Das Ende der Bourgeoisie.

Von
Käthe Schirmacher.

Vor einiger Zeit wurde in Frankreich von M. Camille Lemonnier ein neues Buch veröffentlicht: „La fin des Bourgeois" — das Ende der Bourgeoisie.*) Man darf den Verfasser im allgemeinen als einen Schüler Zolas bezeichnen, obgleich er weit mehr — weit dringlicher Tendenz hat als der Meister. — Während aber Zolas Werke in jedem bedeutenderen Blatte besprochen werden, ist über das Buch von Lemonnier fast gar nicht berichtet worden. Das erklärt sich aus der Natur, dem Titel, der Tendenz des Buches selbst: es ist eine Studie, und zugleich eine Verurteilung der heutigen Bourgeoisie. Ist es aber deshalb recht, wenn die litterarischen Organe der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Studie, sei sie auch immerhin eine Anklage, übergehen? Ist es nicht vielmehr eine sehr verhängnisvolle Taktik, sich fremdem Urteil zu verschließen, Draußenstehende nicht zu hören, über eigene Fehler sich nicht aufklären zu lassen? — Sicherlich ist es sehr gefährlich: man sollte gerade Beurteilungen der eignen Person, der eignen Klasse mit der größten Aufmerksamkeit lesen; entweder man widerlegt sie, oder man lernt aus ihnen, diejenigen Schriften ausgenommen, die nur verdienen tiefer gehängt zu werden. — Zu letzteren gehört aber La fin des Bourgeois nicht, dafür ist zu viel thatsächliches Beweismaterial, zu viel Wahrheit, zu viel Ernst in dem Buch. — Härten, Uebertreibungen sind gewiß zuzugeben, was aber nach Abzug derselben noch übrig bleibt, ist so unbestreitbar, daß das Buch gerade in bürgerlichen Kreisen verdient gelesen und durchdacht zu werden. Wir haben eben kein Recht, uns einer Wahrheit, weil sie traurig oder häßlich ist, zu verschließen: ihr grelles Licht erhellt plötzlich den Weg, den wir gehen; führt er zum Abgrund, so werden die Aufgeklärten entweder alles aufbieten, Kehrt zu machen, oder wenn sie es vorziehen, dem Abgrund zuzuschreiten, thun sie es wider besseres Wissen und auf eigene Verantwortung. — Wo aber die Zukunft einer ganzen Gesellschaftsklasse auf dem Spiele steht, thut man gewiß gut, sich bei Zeiten über den Weg, den die Entwicklung einschlägt, zu unterrichten. —

Der Verfasser hat zum Gegenstand seiner socialen Studie eine zahlreiche und ausgebreitete Familie gewählt, der er den sicherlich symbolisch gemeinten Namen „Rassenfosse" giebt. Diese Familie, welche augenblicklich der hohen, begüterten Bourgeoisie angehört und eine französische Provinz — allem Anschein nach eine des Nordostens — sozusagen beherrscht, diese Familie hat sich aus dem Proletariat heraufgearbeitet und zwar aus dem Bergwerksproletariat. — Unbekannte, ungezählte Generationen ihrer Vorfahren haben in den Tiefen der Erde, als namenlose, dürftige Arbeiter Hacke und Axt geführt; keiner dieser Vorfahren ist je zu Besitz, Namen, gesellschaftlicher oder

*) Paris-Dentee. 1892. 1 Bd.

geschichtlicher Bedeutung aufgestiegen; sie haben in Dürftigkeit, Roheit und Unwissenheit geschanzt und gearbeitet, gearbeitet und geschanzt, ein Geschlecht von Höhlenbewohnern, denen Bildung und Luxus gleich fremd geblieben sind, die durch Jahrhunderte einem unbewußten Lebenstrieb folgend, das Geschlecht fortpflanzten, die Last des Lebens weiterschleppten, ohne ein Ziel, ohne Wunsch, vielleicht auch ohne Kenntnis socialen Aufschwungs: eine endlose Reihe unbekannter, geduldig dumpfer Arbeiter.

Erst im Anfang dieses Jahrhunderts — vielleicht unter dem Einfluß republikanischer Ideen — schlug diesem Geschlecht die Stunde des bewußten Gedankens. Einer der Vorfahren Jean Chretien I. steigt mit seiner ganzen Rasse in die verschüttete, halb aufgegebene Grube Misère hinab, wo seit Jahrhunderten seine Vorfahren die Kraft ihrer Muskeln und oft ihr Leben, ihren Körper ließen. Der Grubenbesitzer nämlich sichert denen, die das verschüttete Kohlenlager wieder auffinden, einen Anteil, ein Eigentumsrecht an „Misère", und da in dem Kopf Jean Chretiens I. die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Besitzes gedämmert hat, da der dumpfe Lebenstrieb seiner Vorfahren bei ihm bewußt geworden ist, lenkt er alle Kraft der Rasse auf Erreichung materieller Unabhängigkeit hin. Mag ihm durch Unglücksfälle aller Art auch Sohn auf Sohn, Helfer auf Helfer entrissen werden, er arbeitet fort, unüberwindlich gemacht durch die ererbte Arbeitskraft und Arbeitsausdauer seiner Väter, aufrecht erhalten durch einen unerschütterlichen Glauben an Gott, der gesagt hat: Suchet, so werdet ihr finden!

Das Kohlenlager wird thatsächlich wieder aufgefunden, und ebenso wie die trennenden Felsmauern unter Jean Chretiens Axt endlich zusammenbrachen, ebenso durchbricht mit ihm das Geschlecht der Rassenfosse die Schranke, welche das namenlose, das besitzlose Proletariat von den Besitzenden, von den in bürgerlichen Verhältnissen lebenden Familien trennt. — Dieser Jean Chretien I. und sein einziger überlebender Sohn Jean Chretien V. sind die Stifter der bürgerlichen Dynastie der Rassenfosse. — Als der Verfasser uns mit den Nachkommen bekannt macht, sind die beiden Stammväter schon tot, und es ist allein Barbe Rassenfosse, die Witwe Jean Chretiens des Fünften, welche noch eine persönliche, deutliche, unverlöschliche Erinnerung an die Jahre des ersten eignen Besitzes, an die des steigenden Wohlstandes, an das langsam, bedächtige Erklimmen der socialen Leiter hat. Sie kennt Arbeit und Wohlstand, ihre Söhne bereits Arbeit und Reichtum, ihre Enkel Luxus überall, Arbeit fast nicht oder nur unverhältnismäßig wenig. Damit ist die augenblickliche Lage und Entwicklungsphase der Familie Rassenfosse gekennzeichnet. Seit Anfang des Jahrhunderts in den besitzenden aber ungebildeten Bürgerstand eingetreten, eignen sie sich hierauf mit wachsendem Reichtum, in der zweiten Generation, die bürgerliche Bildung und den bürgerlichen Schliff an, führen den Kampf ums Dasein mit geistigen Waffen und sind in der dritten Generation, dank ihres angehäuften Reichtums, der für sie arbeiten kann, des Zwanges zu persönlicher Arbeit, zur Anstrengung ihrer geistigen Kräfte überhoben: sie erben in jeder Hinsicht von ihren Vätern, befinden sich auf der obersten Leitersprosse, sind in dem Besitze von Kapital, Rang, Achtung, hineingeboren worden. Daß solche Verhältnisse häufig sind, läßt sich nicht bestreiten, und in diesem Teil des Buchs trifft den Verfasser der Vorwurf der Uebertreibung kaum.

Welchen Gebrauch hat die zu Kapital, Bildung und Rang gelangte Familie Rassenfosse von ihren Errungenschaften nun gemacht? Die Beantwortung dieser Frage bildet den Hauptteil des Buchs und bietet Anlaß zu einem farben- und gestaltenreichen Bilde; es ist nicht gerade erquicklich, aber ob es nicht in seinen Hauptlinien wahr ist, das mag jeder, der die Tagesgeschichte, die Tagesepoche und den Tagesskandal verfolgt, mag jeder, der durch äußere Respektabilität hindurchzusehen vermag, für sich entscheiden.

Im Mittelpunkt des Bildes steht die große, straffe Gestalt der Ahne, Barbe Rassenfosse. Ich gebe gerne zu, daß der Verfasser ihr etwas Typisches und Symbolisches gegeben hat; doch scheint mir darin kein Verstoß gegen die Wahrheit zu liegen: Barbe Rassenfosse verkörpert ja wirklich die alte Zeit mit ihren festen Pflicht-

begriffen, ihren ungleich härteren Gewohnheiten, ihrem Festhalten am positiven Glauben. Barbe Rassenfosse steht als Witwe eines Bergmannes, der später zwar ein begüterter Bürger wurde, aber zu Anfang ein besitzloser Arbeiter war, dem Volk, dem Proletariat noch nah genug, um erstens in ihrem persönlichen Leben die Schlichtheit der kargen Zeiten beizuhalten, um zweitens den Besitz des Reichtums als ein anvertrautes Pfund zu betrachten, mit dem sie zu wuchern hat zu Gunsten der Enterbten, über das sie wird einstmals Rechnung legen müssen vor Gottes Thron, das ihr eine ungeheure, sociale Verantwortung auflegt; endlich um sich außer einem Leben der Pflicht und Wohlthätigkeit auch dem Cultus der Toten zu weihen „die nur noch sie haben." — In ihrer Anrufung Jean Chretiens wirkt Barbe Rassenfosse manchmal etwas theatralisch, im übrigen jedoch sind diese frommen thätig-gütigen aber zugleich herben Greisinnen ein anerkannter Typus — vielleicht darf man bereits sagen — der Vergangenheit. Die zweite Generation vertreten zwei Söhne: Jean Eloi und Jean Honore. Beide haben eine bürgerliche Erziehung erhalten, beide haben Kenntnisse, äußere Form, Verstand und geschulte Arbeitskraft. Jean Eloi steht im praktischen Leben als Kaufmann und Bankier, Jean Honore ist zur Hälfte auch Mann der Wissenschaft als Jurist und Anwalt. Durch die Heirat ihrer Schwester mit einem Parvenü des Bauerntums und des Landbesitzes, Quadrant, befinden sich die Brüder in der Lage, eine organisierte Macht zu bilden, eine Vereinigung von Landwirtschaft, Finanz und Recht, eine Verbindung von zwei materiellen Interessengebieten, denen das Recht zum Schutz nach vor- oder rückwärts dient, ein vereinigtes Machtgebiet, das die Verschmelzung großer Kapitalien, dreifacher Intelligenz, dreifacher Kräfte, dreifachen Ansehens, dreifacher Sicherheit teils bietet, teils zu bieten scheint und zugleich, unter ungünstigen, sittlichen Verhältnissen eine dreifache Versuchung zum Mißbrauch dieser Macht, dieser Intelligenz und dieses Kapitals in sich schließt. Eine Familie, die so organisiert, so mächtig veranlagt, so umfassend gebaut ist, muß sich auf alle Fälle entfalten, und sie kann nicht anders, als wie sich zur Herrschaft entfalten, und zwar zur Herrschaft in ihrem Kreise, ihrer Gesellschaft, ihrem Landesteil. — Als wir die Rassenfosse kennen lernen, sind sie denn auch Großgrundbesitzer, Großkapitalisten, Häupter der Finanz und Berater der Provinz. Vorläufig noch in allen Ehren, ohne sich der Versuchung zum Mißbrauch ihrer Macht bewußt zu sein. —

Das einzige, was ihnen fehlt, ist politischer Einfluß, Vertretung des Landes, Fühlung mit der Regierung. — Diese Lücke soll durch Jean Honores Sohn Eudoxe, ausgefüllt werden, welcher, wie sein Vater, Akademiker und Jurist, sich um eine Wahl zur Deputiertenkammer bewirbt und auf diese Weise Einfluß auch auf die Gesetzgebung und die ausführende Gewalt erhält. — Mit Eudoxe tritt die dritte Generation der Rassenfosse in unseren Gesichtskreis. — Während Jean Eloi und Jean Honore beide von Barbe in strengen Grundsätzen aufgezogen worden sind, von denen, wenn auch die dogmatische Schale abfiel, doch der sittliche Kern blieb; während beide zur Arbeit und durch Arbeit erzogen, ihren Weg in die gesellschaftliche Front und in die Bourgeoisie sich selber bahnen mußten; während sie Reichtum und Luxus, hohes Ansehen und Machtvollkommenheit erst im reifen Mannesalter kennen und kosten lernten und diese erst als Frucht eigner Anstrengung erhielten; kurz während sie etwas geleistet haben, sind ihre Kinder, ist die dritte Generation ein Geschlecht von Erben, die alles empfangen und nichts zu erwerben haben.

Arnold, Regnier, Gleislaine und Simonne bilden Jean-Elois Familie. Die Mutter ist eine beschränkte Frau, nicht unmütterlich, aber ohne Autorität, ohne Wissen, ohne Charakter. Der Vater, in Anspruch genommen von seinen zahlreichen Geschäften, hat wenig Zeit für die Kinder, welche im Wohlleben aufwachsen und eine standesgemäße Erziehung erhalten, ohne arbeiten zu müssen und ohne arbeiten zu lernen. In Arnold, dem Aeltesten, einem leidenschaftlichen Jäger, einem Freund gewaltsamer Anstrengungen, einem Feind des Zimmerlebens und der bürgerlichen Etikette taucht der alte, rohe Schlag der Ahnen auf; er wäre am liebsten und am besten ein Grubenhäuer wie sie, denn in seiner Bourgeoisieexistenz findet er keinen

Gegenstand, an dem er seine Muskelkraft gewinnbringend verwerten könnte. Er verbraust sie in Wildheiten und Thorheiten; ohne Sinn für einen höheren Lebenszweck, ohne ein Gefühl von socialer Verantwortung, mißbraucht er die Stellung und den Besitz seines Vaters, um die „Canaille", aus der er doch aufgestiegen ist, zu verachten, zu schädigen, zu hetzen, wie nur ein mitteralterlicher Lehnsherr seine Leibeigenen. Seiner Familie eine Unehre, seinen Untergebenen ein Tyrann, lebt er fruchtlos und nutzlos und findet seinen Tod von der Hand eines persönlichen Feindes. — So folgerichtig Arnolds Geschick übrigens ist, so wenig logisch und begründet ist jedoch eine vom Verfasser hier wahrscheinlich um des Kontrasts willen eingefügte Scene: der Tod eines Wilddiebs. Die Scene ist zwar unentbehrlich, aber nichtsdestoweniger unwahr und theatralisch. —

Ist Arnold ein Rückschlag in das Volk, so auch seine Schwester Gleislaine, ein schönes, heißblütiges Weib, das sich, ganz wie Arnold, in den engen Verhältnissen der Bourgeoisie nicht zurechtfinden kann. In Paris würde sie Gesinnungsgenossinnen von Rang und Stellung auch in der Bourgeoisie gefunden haben, sie hätte eine Rolle spielen und in mehr oder minder harmlosen, modischen Freiheiten ihren frischen Mut austoben können, bis sich eine passende Heirat bot. In der Provinz, ohne irgend welche Beschäftigung, ohne zerstreuende oder betäubende Geselligkeit überläßt sie sich rückhaltslos ihrer Natur, die sie zu allem Kraftvollen, Derben und Derbschönen hinzieht, welches in ihrer Umgebung sich außer in ihrem Bruder Arnold nur in einem Lakaien des Hauses verkörpert. Sie, in ihrer Sphäre bürgerlicher Moral und Sitte, handelt diesem Lakaien gegenüber wie ihre Vorgängerinnen aus dem namenlosen Proletariat einem Burschen aus dem Volk gegenüber gehandelt hätten. — Sie thut es aus Natur, aus Temperament, ohne Gewissensbisse, denn der Katechismus der bürgerlichen Moral sitzt bei den Rassenfosse noch nicht fest genug, um dem Trieb der Natur zu widerstehen. — Als ihre Eltern um den Skandal zu bemänteln, sie an einen abgewirtschafteten Herrn vom Adel verheiraten oder besser verhandeln, bezeichnet sie dies als einen Schacher und statt darin eine bürgerliche Ehrenrettung zu sehen, die erst ihr und später ihrem Kinde nützen soll, nimmt sie diese Ehe als eine Strafe hin: man sagt, sie habe gesündigt, nun gut, dann ist es nur billig, daß sie dafür bestraft wird. Sie wird jeden Gedanken an persönliches Glück, an wirkliche Liebe aufgeben; der Mann, dessen Namen sie annimmt, wird sich an ihrem Geld genügen, und ihr die Freiheit lassen, fern von der Welt ihrem Kinde zu leben. Ihr Charakter ist in wenigen, festen Strichen gezeichnet, konsequent, aus einem Guß, es ist eine starke Natur und eine starke Seele, der in der Einsamkeit ihres Landsitzes nach der Geburt des Kindes Urteile und Gedanken kommen, vor denen ihre Mutter entsetzt steht: „Du meinst", sagt Gleislaine, „es hieße seine Töchter erziehen, wenn man sie reiten, tanzen, malen und mit den Augen kokettieren lehrt? Und dabei verschweigt man ihnen die ganze, große Hälfte des Lebens und der Pflichten: von den Trieben der Natur, den Verirrungen des Herzens, dem Kinde, der Erziehung und ihrer Verantwortung, davon ist leider nie die Rede." — Dann bricht sie den Stab über ihre Brüder: eine schöne Ehre, die sie der Familie machen; und als die Mutter meint, Jugend müsse austoben, antwortet Gleislaine herbe: „Dann solltest Du die gleiche Milde auch auf Deine Töchter erstrecken, sie sind auch jung und haben nichts gelernt. Aber, glaube mir", setzt sie hinzu, „mein Sohn wird ein Mann werden, und wenn die Ehre der Familie keine anderen Stützen hat als meine Brüder, dürfte mein Sohn, das Kind der Unehre, einmal der Retter der Rassenfosse werden." — „Wenn man Dich hört" entgegnet die Mutter, „könnte man glauben, die Welt habe bisher einen falschen Weg eingeschlagen, und es sei alles von vorne anzufangen." — Dieses Wort kommt in dem Buche noch öfters vor.

Sind nun Arnold und Gleislaine die beiden Starken in der dritten Generation, die mit Gesundheit und Kraft des Körpers Ausgestatteten, von denen die eine durch Leiden und Erfahrung auch zu innerer Reife und Kraft gelangt, sind diese zwei

Naturen für ihre Lebenssphäre zu elementar, so sind Regnier und Simonne das Gegenteil davon, entnervte, kraftlose Naturen, an denen sich der ungeheure Kräfteverbrauch der vorangegangenen Geschlechter zeigt, für welche die Lebenskraft nicht mehr gereicht hat. Simonne ist ein Bündel zitternder Nerven, eine Schlafwandlerin und Träumerin, eine Geisterseherin, ein Irrwisch, ohne Gesundheit, fast ohne Körper, so elfenhaft schlank und schattenhaft fein, ein unheimliches, tiefbedauernswertes Wesen, das sich von Tag zu Tag hinfristet und zwischen ihren Ohnmachten und Krisen die höchsten und tiefsten Dinge sublim verrückt behandelt.

Ihr Freund und Vertrauter ist Regnier, als Mann das, was Simonne als Frau: ein geistreicher Krüppel, ein verwachsener Schwächling, der aber in seinem Gehirn all' die Kräfte gesammelt hat, die seinem Körper fehlen, der sich vermittelst persönlicher Erfahrungen — und die Welt verschließt sich dem reichen Krüppel ja nicht — eine Einsicht in eben diese Welt verschafft hat, der seine Muße zum Lesen, Sehen, Hören, ja zum Experimentieren mit den Menschen und mit der Gesellschaft benutzt hat, der ein Gesamturteil fällt über sich, seine Familie, seine Rasse und sein Land, der in scharfen Reden sich und alles Andere zerlegt und die Stelle des Chors nicht schlecht vertritt. Gerade aber weil Regnier Gesamturteile fällt, haben dieselben erst am Schluß dieser Darstellung ihren Platz. Einstweilen mag er für sich selbst dastehen als Verhöhner seines eigenen, nutzlosen Lebens und als freundlicher, gütiger Bruder der kleinen überspannten Simonne.

Jean-Honore, obgleich er als vollendeter Ehrenmann geschildert wird und auch niemals, wie z. B. sein Bruder, von einer einfach bürgerlichen Lebensweise abgewichen ist, noch sich altadeligen Besitz gekauft und ein großes Haus gemacht hat — auch Jean-Honore ist in seinen Kindern nicht viel glücklicher als Jean-Eloi. Seine eine Tochter Irene ist unheilbar krank, nicht geistig aber körperlich, geht von Bad zu Bad, um überall ihr Siechtum, die unzureichende Lebenskraft eines erschöpften Geschlechts, mitzuschleppen. Cyrille, die andere, ist eine nervöse, kleine Kokette, deren Nervosität in Romantik umschlägt, in Kunst- und Künstlerliebe und die, da ihre Erziehung ihr keinen Halt mit gab, ein sehr nutzloses aber farbiges Frauendasein führt, und nach dem Tode ihres ersten Mannes, „der zu gut war um zu verstehen, sie gehöre zu den Frauen, die brutalisiert werden müssen, um zu lieben", sich bald in einer anderen Ehe tröstet. Immerhin macht sie nicht wie Gleislaine „einen unstandesmäßigen Skandal" und bleibt, trotz etwas gewagter Flirtation innerhalb der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit. —

Die einzig ganz Gesunde und Tüchtige ist Laurence, die dritte Tochter, von der leider, wie von vielen guten Frauen, am wenigsten gesagt wird. In ihr scheint Barbe Rassenfosse sich zu verjüngen, wie sich das junge Mädchen denn auch zu der Großmutter hingezogen fühlt und die alte Frau in ihrer Einsamkeit aufsucht. Es ist etwas Frisches, Erfreuliches und Zuverlässiges an Laurence, die übrigens ihre Abstammung vom Volk durch eine große und thätige Sympathie für dasselbe beweist und von der ganzen Familie die einzige ist, die sich für das Lebenswerk der Großmutter, ein Arbeiterheim und Krankenhaus, interessiert.

Gesund scheint übrigens auch zuerst Eudoxe; wenigstens ist er der Einzige aus der dritten Generation, der zu einem Beruf erzogen ist und denselben auch, trotz seines Wohlstandes, ausübt. Doch scheint dies nur: seine Moral ist im Grunde nicht besser als die des Naturmenschen Arnold oder des tollen Regnier, eher noch schlechter, denn entweder dient ihm die Liebe zu Berechnungen oder politischen Erfolgen und dann spielt er mit ihr, oder aber er ist mit seinem Temperament dabei beteiligt, und dann achtet er nichts, nicht einmal seine Stieftochter Daniele, die ihm allerdings auf halbem Wege entgegenkommt. — Uebrigens gehören zu diesem Teil des Buchs einige Kapitel, in denen die Baronin Orlender, Eudoxes zweite Frau, geschildert wird; sie sind von einer Tiefe und Wahrheit, daß sie, für diesen Typus Weib, kaum übertroffen werden könnten.

Rechnet man zu diesen acht Gestalten noch den sehr wenig ästhetischen Antonin Quadrant, der nur für Essen und Trinken Sinn hat und sich sozusagen für das lange Fasten und Hungern seiner Vorväter schadlos hält, so wären sämtliche Mitglieder der dritten Generation dem Leser bekannt gemacht. Von ihnen sind fünf, die jungen Mädchen, auf einen Fachberuf nicht erzogen, sondern angewiesen, von dem Gelde der Väter zu leben, bis sie sich verheiraten und ihren „natürlichen Beruf" antreten, für den, nach Gleislaines Meinung, sie übrigens auch nicht erzogen worden sind. Von diesen fünf wiederum sind zwei selbst zu ihrem natürlichen Beruf ganz unfähig und von Cyrille als Frau und Mutter darf man sich erst recht nicht viel versprechen. So sind Gleislaine und Laurence denn die beiden einzig guten Exemplare, von denen die Gesellschaft einen Zuwachs an Kraft und That erwarten kann. Ein trauriges Resultat! Von den vier Männern leben drei ganz von der Arbeit, dem Gelde und dem Namen ihrer Väter; sie verzehren, statt zu vermehren, noch mehr. Während die Frauen, wenn sie sündigen, wohl der Welt aber zugleich auch stets sich schaden und dadurch schon in gewissen Schranken gehalten werden, sind die drei Wüstlinge Arnold, Antonin und Regnier wie losgelassene Zerstörungskräfte, die sich, so weit die väterliche Macht und das väterliche Geld reicht, zuchtlos austoben. Und Eudoxe, der Einzige der arbeitet, ist ein Streber, ein unlauterer Geist und darum nicht weniger Egoist, weil er sich politischer Leitern zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes bedient. —

Die beiden Frauen, Gleislaine und Laurence, ausgenommen besteht also die ganze Nachkommenschaft der Rassenfosse aus Kranken, Schwachköpfen und Egoisten. Ein trauriges Ergebnis, eine traurige Nachkommenschaft und zugleich eine traurige Gesellschaft, wenn solche Zustände für die herrschende Klasse durchgängig und dauernd werden sollten. — Egoisten sind, mit jenen zwei Ausnahmen, überhaupt alle Glieder dieser dritten Generation, denn da ist keiner unter ihnen, der, wie die alte Ahne, seinen Reichtum als eine sociale Verantwortung betrachte, keiner, der der Gesellschaft gegenüber sich zu Vermehrung des Erworbenen verpflichtet fühle. —

Nun, was die Kranken anbetrifft, Simonne, Irene, so ist deren Egoismus ja gewiß nicht verwunderlich: wer keinen normalen Körper hat, kann schwerlich Pflichten auf sich nehmen und erfüllen; wer erblich belastet ist, hat so viel mit sich selbst zu thun, so viel mit dem eigenen Geschick zu hadern, hat an dem Unglück seines persönlich unverschuldeten und unverdienten Leidens eine so ausreichende Beschäftigung, daß nur ein ausnehmend klarer Verstand und ungewöhnlich bewußter Wille ihn zur Erfüllung von Pflichten heranziehen kann. Klarer Verstand und bewußter Wille sind aber in einem zerrütteten Körper nur sehr selten vorhanden: wir finden sie weder bei Simonne, noch bei Irene, und so gehören diese beiden vom Geschick Verurteilten einfach zu den Toten der Civilisation und der Gesellschaft, ohne daß man ihnen einen Vorwurf daraus machen könnte, wenn sie nur an sich denken und für sich da sind.

Aber die anderen? Was verhindert den gesunden, starken Arnold, den Riesen Antonin, den überlegenen Regnier, die begabte Cyrille, an andere als sich zu denken und die Pflichten, die ihr Reichtum ihnen auferlegt, zu erfüllen? — Nur zu viele Umstände. Erstens dieser Reichtum selbst, der Mangel an Zwang, an kategorischem Imperativ: sie haben es nicht nötig, Pflichten zu erfüllen, sie sind reich, angesehen, auch ohne das! — Zweitens der Mangel an straffer Erziehung. Sie haben eine fin de siècle Erziehung erhalten: Niemand hat sie gelehrt, daß, wie Herder sagt, Arbeit ein göttliches Gesetz ist. Auch andere göttliche Gesetze hat man sie nicht gelehrt; die positive Religion haben sie abgeschüttelt, oder sie ist einfach von ihnen abgefallen, und die Prinzipien von 1789 hat man sie nicht gelehrt ernst zu nehmen. — Ihr Leben ist in eine Zeit der Haltlosigkeit und des Uebergangs gefallen, und unter dem Einfluß dieser Jahrhundertneige und ihres ungesund reichen Daseins haben sich diese Charaktere der Selbstsucht und des Genusses gebildet.

Der Einfluß der Familie hat nichts daran zu ändern vermocht: Die Mütter —

unfähig, über die Grenzen ihres Hauses hinwegzusehen, haben sich damit begnügt, äußeren Anstand und äußere Form zu lehren, allen tiefen Lebensfragen ängstlich aus dem Weg gehend. Die Väter haben ihre Geschäfte verfolgt, haben die Kinder heranwachsen lassen, ohne je die Zeit zu finden, sich mit ihnen zu beschäftigen; die Geschwister stehen einander mit zwei Ausnahmen fremd, fast feindlich gegenüber, und nach Regniers Ausspruch beschränkte sich das ganze Familienleben darauf, daß man gemeinsam zu Mittag aß und die Geschwister sich schlugen. — Der Genuß, die Befriedigung der eigenen Wünsche ohne Rücksicht auf andere ist der Wahlspruch dieser dritten Generation. Man könnte vielleicht glauben, daß wenigstens das praktische Beispeil der beiden Väter, die ja bis in ihr reifes Alter wirkliche Ehrenmänner geblieben sind, die wilden Triebe der Kinder etwas zügeln sollte. — Es ist nun aber gerade das Gegenteil, das eintritt: Zwar Jean-Honore, der Jurist, bleibt seiner bürgerlichen Einfachheit und Rechtlichkeit treu, sein Sohn aber und Jean-Eloi fangen an, sich unter dem Druck der Zeitverhältnisse stark zu verbiegen. Ist es doch der Grundsatz des Genusses, ist es doch die Interessenwirtschaft, die die Zeit beherrscht: ist doch die dritte Generation, welche diesen Grundsatz vertritt, im Aufsteigen begriffen; reißt doch eine rein selbstsüchtigen Zwecken dienende Gesellschaft, der notwendige tägliche Verkehr mit gewissenlosen Kollegen den an und für sich guten und anständigen Jean-Eloi gleichfalls mit; er muß mit dem Strome schwimmen, wenn er nicht untergehen will und so opfert er dem Zeitgeist, was seine Mutter ihm von festen Grundsätzen und Menschenfreundlichkeit mitgegeben hat, während Eudoxe, von vorneherein auf diese neue Weltanschauung eingeübt, zu ihrer Ausübung die größte Fertigkeit mitbringt.

So kommt es, daß die Dynastie der Rassenfosse sich mit einigen anderen, selbstsüchtigen und unsauberen Machthabern, den Akar, Quadrant, Pisboeuf, Provignau, verbindet, um durch die Zusammenwersung ungewöhnlich großer Geldmittel, durch die geschickte Verbindung sonst getrennter Geisteskräfte, durch berechnetes Ineinandergreifen der verschiedenen Teile, durch gegenseitige Deckung und Unterstützung die ganze Provinz zu ihrem Jagdgebiet, zum Spielplatz ihrer Interessen zu machen. — Vermöge ihrer ungewöhnlichen Machtmittel schlagen sie jede Konkurrenz, beherrschen sie das ganze Land. Wohl oder übel wird jede andere Unternehmung von ihnen abhängig; ihre Pratiken, und seien sie noch so verderbt, werden durchgesetzt, ihre Geschäftsführung wird tonangebend; authun kann man ihnen nichts, denn sie haben Verbindungen bis in die höchsten Kreise, sie sind Landesvertreter, sie machen selbst die Gesetze, die ihnen entweder nützen oder, wenn sie ihnen schaden, auf sie nicht angewendet werden. — Wo solche Zustände herrschen, da hat die Bourgeoisie denselben Gipfel erstiegen, von dem aus der Adel einst seine Leibeigenen tyrannisierte. — Daß solche Zustände heute aber zum Teil bestehen, läßt sich angesichts des Bochumer Prozesses und der Panamaaffaire nicht mehr leugnen: es ist etwas faul im Staate Dänemark.

Die Grundbedingung für solche Gesellschaftszustände ist eine starke Anhäufung von Kapital und rücksichtsloser Intelligenz; oft genügt auch erstere nebst etwas Glück. — Hieraus geht die moralische Schätzung dieser Gesellschaft hervor: Die unbedingte Achtung vor dem Gelde. — Zwei Gestalten des Buchs sind es, welche diese Sachlage durchschauen: Regnier und der Advokat Rety; beide ergänzen sich. Regnier peitscht diese Gesellschaft mit den Stachelreden eines boshaften Knaben, der, trotzdem er sich und seinesgleichen verachtet, von seinen corrupten Gewohnheiten nicht lassen will noch kann. Rety, der leider nicht genug handelnd auftritt, ist der erfahrene Mann, der, was er für schlecht erkannt hat, schonungslos geißelt, auch im eigenen Thun vermeidet oder doch zu vermeiden vorgiebt. —

Regniers und Retys Urteile über die Bourgeoisie sind die Summe des Buchs und wahrscheinlich auch die Ansicht des Verfassers.

Wir sind reich, sagt Regnier, was brauchen wir noch sittlich oder anständig zu

sein? Wir sind reich — mit Geld machen wir alle unsere Sünden gut. Arnold erschießt einen armen Teufel von Wilderer — man giebt der Witwe Geld. Gleislaine verliert ihre Ehre — für Geld findet sie einen Mann. Eudoxe, Antonin und ich treten Sitte, Anstand, Ehre und Gesetz mit Füßen — dafür werden wir Abgeordnete, Abgötter der Damen, Löwen der Geselligkeit, Führer der männlichen Jugend, denn wir sind reich, wir können geben, wir können spenden, wer nähme nicht gern?

Parasiten, Schmarotzer, Polypen — mit diesen Ausdrücken bezeichnet Regnier die Glieder seiner Gesellschaft für gewöhnlich, keine Bezeichnung ist ihm scharf und verächtlich genug. Aber er erhebt sich über das einfache Urteil zur philosophischen Betrachtung: Besitz, Geld hat unsere Familie haben wollen, deshalb hat sie jahrhundertelang geſklavt; endlich hat sie es erreicht und was nun? Entweder kann sie es nicht genießen oder sie übernimmt sich daran, in beiden Fällen geht sie daran zu Grunde. Und, fährt er fort, das ist ja nur recht, unseresgleichen sind ja eine Krankheit im Volkskörper, was nützen wir? Wer hat mich arbeiten gelehrt? Niemand, nun und darum lebe ich wie die anderen, nachdem ich mein armes bißchen Geist ertötet habe, das sich empörte, so ganz unnütz zu sein. — Aus solchen Quellen fließt auch Regniers Zerstörungswut: diese verdorbene Gesellschaft soll so bald als möglich verschwinden, soll untergehen, daher Taumel auf Taumel, Orgie auf Orgie, um die eigene Kraft desto eher zu untergraben, um den Armen, Besitzlosen den Hunger, den Haß zu schärfen, um sie zum bewaffneten Ansturm auf die Bourgeoisie zu reizen. Aus dieser Stimmung erklären sich einige neronisch-asiatische Handlungen Regniers, dessen Gestalt den Leser durch ihre Beschreibung abstoßen mag, durch ihr menschliches Leiden aber immer wieder anziehen wird. — Der weit reifere, ernste Rety geht bei seiner Beurteilung auch von dem in der Bourgeoisie angehäuften Eigentum und Kapital aus. Er erklärt diese Anhäufung in einzelnen Händen, diese Ueberfülle hier, den Mangel dort für ungesund und zweckwidrig. Er betrachtet den Besitz eines großen Erbes als geradezu verhängnisvoll, er ist überhaupt ein Gegner des Erbens. „Arbeiten lernen“ sagt er, „sich das Leben verdienen, sich durchschlagen, zum Volk herniedersteigen, das ist das einzige Heilmittel. Macht es dem Volk nicht so schwer herauf zu gelangen und ihr werdet, wenn dann eine Proletarierfamilie nach oben kommt, es nicht erleben, daß der vorangegangene Kampf ihre Kraft bis zum letzten Tropfen aufgezehrt hat, mit andern Worten, keine Simonne, keine Irene mehr. — Einmal oben angelangt, glaubt aber auch nicht, die Arbeit entbehren und vom Erbe leben zu können, ohne Arbeit verkommt ihr, daher dann nutzlose Geschöpfe wie Arnold, Regnier, Antonin, Cyrille. — Wenn ihr aber arbeitet, so bildet euch nicht ein, nur für euch arbeiten zu dürfen — d. h. keine Politiker wie Eudoxe, denn alle Interessenpolitik wirkt entsittlichend und zerstörend. Endlich, erzieht eure Mädchen zu verständigen, unterrichteten Frauen, damit sie nicht auch ein Geschick wie Gleislaine durchzumachen haben, um reif zu werden. Vor allem aber werft jedes übermäßige Erbe weg, lernt selbst etwas und erarbeitet euch jeder selbst seinen Unterhalt, seine Stellung, seine Achtung.

Der Mann, von welchem Rety gerade diese letzten Worte ausspricht, Jean Honore, entgegnet darauf dasselbe, was Gleislaines Mutter voll Staunen und Angst ausruft: Dann wäre ja die Welt bisher einen falschen Weg gegangen, alles müßte von neuem angefangen werden? Es kann nicht sein, eine Welt ohne Eigentum, ohne Erbe: Und es ist nur natürlich, daß der Mann des ererbten Rechts, der ein Lebelang sein Ziel in der Vertretung dieses Rechts gehabt hat, daß er sich in eine neue Weltordnung, wo die großen Anhäufungen von Kapital und ihre ungeteilte Uebertragung durch Erbschaft nicht mehr gelten sollen, nicht hineinfinden kann; und doch sagt ihm das Unglück, das er, der rechtliche, wohlmeinende Mann, an seinen Kindern erlebt, daß seiner Kraft eine andere zerstörende Macht gegenüber steht, die sein Bestgewolltes in Unsegen verkehrt. Ob Rety vielleicht doch Recht haben sollte? ob die Gesellschaftsklasse der großen Kapitalisten, die eigentliche Bourgeoisie, mehr Schaden als Nutzen stiftend, vom Baum der Menschheit abfallen soll?

Ein jeder wird die Frage nach seinen Erfahrungen beantworten. Wenn nein

nun, um so besser; wenn ja, — warum dann einer Wahrheit nicht fest ins Gesicht sehen: der Lebende ist besser vorbereitet als der Blinde.

Diese Frage so gestellt und einiges Material zu ihrer Beurteilung geboten zu haben, ist das Verdienst des Buches. — Es ist ein ernstes, zuweilen ein brutales Buch; dabei schwerer gebaut als sonst französische Bücher — Zola ausgenommen. Die Sprache ist zum Teil so eindringlich und packend, daß man nicht nur sieht, sondern mitfühlt; andrerseits entsetzlich schwer und geschmacklos; hier geniale Wortschöpfungen, dort unerträgliche Graecismen und Latinismen. In Frankreich hat das Buch bereits seine zehnte Auflage erlebt, ob sich Deutschland auch mit ihm befreunden wird? Der Ernst des Gegenstandes und der Behandlung macht es wünschenswert, der Ernst der Zeit vielleicht sogar notwendig. —

Stimmung.

Bemerkungen von **Theodor Herzl.**

Die Gewohnheit, Stimmung so undeutlich und verschwommen darzustellen, um dem Hörer das Ineinanderfließen der Linien, die allgemeine Atmosphäre der Stimmung, begreiflich zu machen, hat bei denjenigen, die für Stimmung empfänglich, den Ausdruck derselben gewohnt sind, die Unfähigkeit erzeugt, sie zu zergliedern, in ihre Elemente aufzulösen. Andererseits scheint Stimmung zu fehlen, wo dies gelingt. Eine einfache, ich möchte sagen, regelrechte Stimmung, nennen wir heute nicht mehr Stimmung, weil wir diese zart, kompliziert, unregelmäßig, unberechenbar wollen.

Die einheitlichen Seelenergüsse der vorsäcularen Lyriker reizen nicht mehr, sie nehmen uns so plump und plebejisch, da sie alles so klar und deutlich sagen, sie erscheinen so starr und steinern, da sie das Gefühl formulieren. Wir verzichten heute auf genaue Auseinandersetzung, wir wünschen einen, wenn auch schleierhaften, Eindruck, wir begnügen uns mit einem Traumbild, weil wir wissen, wie wenig Deutlichkeit das Gefühl wiederzugeben vermag.

Ergreifend, nicht greifbar soll das Bild sein. Darum wirkt nicht das Detail der Empfindung, sondern ihre Vollschwingung. Das Publikum der früheren Lyriker war teilnehmender, ob es sich auch bei dem krankhaften Empfinden der andern — seiner Dichter — gesund fühlte.

Wir aber wollen nicht beobachten, wir wollen mitleben, denn wir kennen kein Mitempfinden für fremde Personen, wir wollen selbst bewegt werden, selbst Personen sein. Die Dichter machten ihre Seelen zu Schaustücken, sie suchten durch ihre Erregung zu bewegen; nun wird, um zu bewegen, die Ursache der Empfindung unter dem Einfluß der Empfindung geschildert. — Dort suchte man Mitempfinden, hier Nach- und Anempfinden. Dort wird das Empfinden für die Person, hier das gleiche persönliche Empfinden gewollt.

So wird nun in der Darstellung die Person zum Reagens der Stimmung, sie zeigt deren Stimmung auf ein Temperament und ihre Reflexionen sind Reflexe der Stimmung, rückgestrahlt von einem Temperament. So stellt sich Stimmung im Ausdruck dar. Die Stimmung, die den Ausdruck schafft, beruht auf einer

Wechselbeziehung — wenn man so Einheitliches und Unteilbares wie Stimmung analysieren darf: Erregbarkeit durch Eindrücke und ein gewisses Festhalten an der Erregung, das zur Prädisposition für weitere Eindrücke wird, geben in ihrem Spiel die Gesamtstimmung. Die Elemente derselben sind also Receptions- und Reflexions-Stimmung.

Der Dichter empfängt in Erregbarkeit einen Eindruck, er wird durch eine Stimmung bewegt: Receptionsstimmung. Der Dichter ist prädisponiert, er trägt eine Stimmung in sich, die er zu äußerem Ausdruck bringt, deren Schein er willkürlich auf einen Gegenstand fallen läßt, wodurch derselbe eine, ihm nicht eigentümliche, fremde Färbung erhält: Reflexionsstimmung. Er kann auch nach einem Gegenstand greifen, der an und für sich schon das ausdrückt, was er fühlt, es liegt etwas Symbolisches in dieser Art: dies wird im Extrem mystisch-grauenhaft, wie Maeterlincks Stimmungsbild „L'Intruse“, während Jacobson eine natürliche Reflexionsstimmung anwendet, beinahe naturalistische Romantik.

An Dieffenbachs Visionsgemälde, das mir als Stimmungsbild erscheint, zeigen sich die Abstufungen von Stimmung. Der links befindliche Wanderer fühlt gleichsam die seinem Innern harmonische Gegend, er scheint durch sie erst erregt zu sein, seine Stimmung scheint Receptionsstimmung. Erblickt man aber die Gegend, so sagt man sich, der Mann ist so gekommen, wie er hier brütet, die Gegend ist nicht so, sondern wird nur so von ihm gesehen, sie verdeutlicht seinen Ausdruck, sie ist seine Reflexionsstimmung. Seine Gedanken suchen aber einen extremen Ausdruck seines Gefühls, eine symbolische Bezeichnung hierfür, und ihm erscheint Christus am Kreuz. —

Der Landmann um die Wende der großen Revolution.

Nach **Pierre Delombes.***)

1. Frankreich.

Die elende Lage der französischen Pächter und ländlichen Arbeiter vor der Revolution ist zwei Hauptursachen zuzuschreiben: dem schlechten System des Grundbesitzes, der Last und der ungleichen Verteilung der Steuern. Es gab vier Arten von Bodenbesitz: 1. Die kleinen, von den Eigentümern selbst bebauten Grundstücke, deren Besitzer in der Lage unserer heutigen Arbeiter waren. Diese Grundstücke waren sehr zahlreich, und Arthur Young, der die landwirtschaftlichen Fragen gründlich kannte, hat ausgesprochen, daß sie ein Drittel des französischen Bodens ausmachten. Beim Tod des Eigentümers wurde dieser kleine Besitz abermals geteilt, bald unter die Söhne, bald unter die männlichen und weiblichen Kinder. „Man kann," sagt Young, „eine ganze Familie auf einem halben Morgen Land lebend oder vielmehr vegetierend finden, welcher einen einzigen Obstbaum trägt". 2. Die Rent-Pachtgrundstücke, die gewöhnlich von geringer Ausdehnung waren. Sie fanden sich besonders in den nördlichen Provinzen und erstreckten sich kaum über ein Sechstel des Königreiches. 3. Die Feudalgüter, die von ihren Herren unter bestimmten Bedingungen anderen zur Bewirtschaftung überlassen wurden. Man fand solche in ganz Frankreich. 4. Die verpachteten Grundstücke, welche die Hälfte ihres Ertrags an den Grundherrn entrichteten, der den Viehstand, die Hälfte der Aussaat, sowie die Ackerbaugeräte lieferte.**) An manchen Orten zahlte der Eigentümer auch die Hälfte der Abgaben. Diese Art des Bodenbesitzes war die gebräuchlichste in dem größten Teil des Königreiches, und da sie trotz politischer und andrer Veränderungen, sich noch lange erhalten hat, so werden wir darauf zurückzukommen haben. Es gab auch Spekulanten, welche große Grundstücke mieteten und sie in kleinen Stücken wiederum an Pächter abließen; diese gaben ihnen die Hälfte des Ertrags.

Die Folgen des Verpachtungssystems sind offenbar; es rief eine Bevölkerung von Armen hervor. Nachdem der Pächter die Hälfte dessen, was sein kleines Pachtgut einbrachte, abgezahlt hatte, konnte er kaum einen kümmerlichen Unterhalt für sich und seine Familie davon erhoffen. Die Ackergeräte waren mangelhaft und wurden kärglich geliefert. Die Baulichkeiten, Hecken, Thüren, Einzäunungen waren in schlechtem Zustand, der Boden ausgesogen, der Mangel an Vieh in den Pächtereien veranlaßte Mangel an Dünger. Das moderne System der Koppelwirtschaft war in ganz Frankreich unbekannt; man baute Roggen oder Weizen auf Boden, welcher zuvor brach gelegen hatte; dann folgte eine neue Brachperiode, nach welcher man nur Gerste oder Hafer baute, niemals Rüben, Klee oder Bohnen.

Was die zweite Ursache des landwirtschaftlichen Niedergangs vor der Revolution betrifft, das schlechte Abgabensystem, so betraf es nur die Landleute. Diese begegneten der Abgabe überall: am Fluß, auf dem Marktplatz, bei der Mühle. Ihre Arbeit

---

*) „La Société Nouvelle" (Paris-Bruxelles).

**) Dies System wird noch jetzt in dem größten Teil von Mittel- und Südfrankreich geübt, sowie in fast ganz Italien.

trug ihnen nichts ein. Selbst in Perioden des Ueberflusses behielt der Landbebauer wenig zum Leben übrig, denn wenn der Adlige seinen Landbesitz verkaufte, so behielt er sich seine Privilegien vor. Wenn der Landmann seine Produkte zum Markt brachte, so wurden die Gaben der Jahreszeit und die Arbeit des ganzen Jahres illusorisch gemacht durch die Auflage der Lehnsgerechtsame, welche den Boden aussogen.

Die Steuern waren direkte und indirekte: die ersteren bestanden hauptsächlich in der „Taille" und der Kopfsteuer.

Die Kopfsteuer wurde von allen Induvidusen ohne Ausnahme erhoben.

Es gab zahlreiche Verbrauchssteuern, wie die Abgabe auf Wein und Alkohol. Man erhob sie zunächst im Keller, dann vom Faß, und endlich beim Detailverkäufer; sie verteuerten so das Produkt um das Doppelte. Außerdem bestand eine allgemeine Versteuerung jeder Art von Lebensmitteln, welche nach Paris und andern Städten gebracht wurden. Zur Zeit Ludwigs XIV. betrug diese Steuer 11 Frank für den Ochsen; 4 Frank 20 Cent. für ein Kalb oder Schwein; 3 Frank für einen Hammel; Fische, Geflügel, Eier, Käse, Gemüse, Brennmaterialien 2c. waren mit dem Fünffachen ihres Wertes besteuert. Es gab eine Immobiliarsteuer in Paris und den andern Städten, sowie Verkaufserlaubnis-Abgabe für jeden Laden oder Handelszweig, den Hausierhandel einbegriffen; eine Steuer auf öffentliches Fuhrwerk, Fährgeld, Eintragung- und Stempelsteuer; Steuer auf Metalle, Pergament, auf Talg, Oel, Tabak, Seife 2c.

Eine der drückendsten war die Salzsteuer. Alle Salinenbesitzer waren verpflichtet, das Produkt zu niedrigem Preis an die Staatsmagazine zu verkaufen, von wo die Detailhändler oder die Konsumenten überhaupt es sich verschaffen mußten. Die schwersten Strafen trafen die, welche diese Vorschrift zu umgehen suchten; der Ertrag von diesem Artikel war mehrere hundert mal so groß als sein ursprünglicher Wert. Man verkaufte das Salz zu 55 Cent das Pfund. In der Provinz war jede Familie gezwungen, den Steuerbeamten eine gewisse Menge Salz, je nach der Zahl ihrer Mitglieder abzunehmen.

Aber das Schlimmste bei diesem System war, daß der größte Teil der Auflagen auf Verbrauchsgegenstände an Spekulanten verpachtet war, die nachdem sie eine hohe Summe für die Zuerteilung gezahlt hatten, einer den andern überboten, und sich durch Erpressung bei den Konsumenten gewissenlos bereicherten.

Man sieht, daß die Lage der französischen Arbeiter im vorigen Jahrhundert, zwar überall elend, doch beträchtlich verschieden war, je nachdem sie den freien oder feudalen Regionen angehörten, auch je nach dem Charakter und Belieben ihrer Lokal-Herren. In gewissen Gegenden, z. B. in der Vendee, verfuhren die Priester und die adligen Grundbesitzer in einer Weise, daß sie sich den Beistand der Landbewohner gegen den Revolutionssturm sicherten.

Der Zustand der Landwirtschaft und der Landwirte in Frankreich machte nach der Revolution keinen so großen Fortschritt wie man von der Aufhebung der Feudalrechte, des Zehnten, und der Zerstückelung des Eigentums hätte erwarten können. Der Mangel an Kapital bei den Landleuten, die seit mehreren Generationen fortgesetzten schlechten Kulturmethoden, die ungenügenden Verkehrsmittel in den Distrikten und Provinzen, der Druck der Grundsteuer, das Begünstigungssystem, das Vorwiegen des alten Pachtsystems 2c. waren die hauptsächlichsten Ursachen davon.

Sehen wir nun, wie sich die französische Landwirtschaft zehn bis zwölf Jahre später befand, als Ordnung und Sicherheit unter der glorreichen, aber despotischen Regierung Napoleons wieder hergestellt waren.

Die Ufer der Loire, von Angers bis nach Tours und Blois, sowie die Gegend stromaufwärts nach Orleans, Nevers und Moulins zu, machen den schönsten und fruchtbarsten Teil Frankreichs aus. Dennoch verloren die mit Arbeit überladenen Frauen des Landes alles jugendliche Aussehen, sie erschienen alt und unglücklich.

Ein Bewohner nördlicher Gegenden konnte sich kaum eine Vorstellung von der so ganz verschiedenen Ernährungsweise in südlicheren Ländern machen. Das Frühstück des französischen Landarbeiters bestand gewöhnlich aus Brot und Früchten,

sein Mittagessen aus Brot und Zwiebeln, sein Abendessen aus Brot, Milch und Kastanien. Zuweilen wurde ein Pfund Fleisch mit Zwiebeln gekocht, ein Extragericht, welches für die ganze Woche ausreichen mußte. Das Klima machte keine Ausgabe für Brennmaterial und sehr geringe für Kleidung nötig.

In den Provinzen Mittelfrankreichs waren die Pachtungen sehr klein und die Pächter sehr arm. Sie hatten nicht die Mittel, und folglich auch nicht die Lust und die Aufgewecktheit, an Fortschritte zu denken. Bei den großen Besitzungen bestand gewöhnlich ein Viertel der Areals in Forsten und ein anderes Viertel in unbebauten Ländereien, letztere waren ebenso nutzlos wie eine wüste Gegend.

So war der Zustand der Landarbeiter Frankreichs vor der Revolution und unter der Regierung Bonapartes; sehen wir nun, was er unter der Herrschaft der Charte war.

Die kleinen Grundeigentümer, einschließlich der Pächter, beliefen sich 1832 auf vier Millionen Individuen, und ihre Familien ohne Zweifel auf zwölf Millionen mehr. Die Mehrzahl konnte weder lesen noch schreiben. Man kann sich die kläglichen Wirkungen der Unwissenheit vorstellen, worin diese ungeheure Klasse erhalten wurde: selbst der elementarste Unterricht fehlte in den Gemeinden, von denen 15000 gänzlich ohne Lehrer waren. Erst 1833 votierte die Deputiertenkammer ein Gesetz, das den Primär-Unterricht im ganzen Lande einführte*)

Das System, das Land an Pächter zu vergeben, welche dem Eigentümer die Hälfte des Ertrags lieferten, war eine weitere wichtige Ursache der Niederhaltung der französischen Landwirtschaft. In allen mittleren Provinzen kannte man die Pächter kaum, es bestand eine Mittelsperson zwischen dem Besitzer und dem Pächter. Natürlich hatte die Dazwischenkunft dieser Personen die Vermehrung der Lasten, und Hindernisse jeder Verbesserung zur Folge. Selbst in den Provinzen, wo Pachtkontrakte im Gebrauch waren, war deren Dauer eine zu kurze, um den Pächter für die Auslagen zu entschädigen, welche die Anwendung neuer Landwirtschaftsmethoden erfordert hätte.

Die alte „Taille“ wurde durch die Grundsteuer ersetzt, die von den Ländereien und Gebäuden nach Maßgabe ihres Rein-Ertrages erhoben wurde. Außerdem bestand die persönliche und die Mobiliar-Steuer. Die erste, eine Art Kopfsteuer, wurde nach dem Wert dreier Arbeitstage angesetzt, und der Generalrat des Departements stellte die Schätzung des Arbeitstages fest. Die Mobiliar-Steuer wurde zu 3 Prozent von allen Mieten von 200 bis 2,500 Frank erhoben, welches als Maximum galt. Niemand zahlte weniger als 5, oder mehr als 80 Frank, und der Eigentümer war der Regierung verantwortlich. In Paris und den andern großen Städten, wo der Wert dreier Arbeitstage schwer zu ermitteln gewesen wäre, ersetzte eine Steuer, welche von den von außerhalb zugeführten Verbrauchsartikeln erhoben wurde, die Personensteuer. Dann bestand die Thür- und Fenstersteuer. Der allgemeine Betrag der Eigentumssteuer wurde jährlich vom Parlament zugleich mit dem Budget für jedes Departement festgestellt. Die Zahl veränderte sich selten, war aber eine Zuschlagssumme erforderlich, so votierte die Kammer das, was man die „Centimes additionels“ nannte, so und so viel Prozent über die erste Taxe. Die Lokalausgaben jedes Departements wurden gleicherweise durch „Centimes additionels“ je nach dem jährlichen Bedürfnis beschafft: man nannte sie „Centimes facultatifs“. Die Gemeinden endlich erhoben ihrerseits ihre „Centimes communaux“ um ihren Lokalbedürfnissen zu genügen.

2. Italien.

Die ländlichen Arbeiter der Lombardei, der fruchtbarsten Region Italiens, blieben durch alle Regierungsveränderungen hindurch, was sie vor 1796 waren: die Diener der Herren, deren Boden sie bearbeiteten; keiner von ihnen wurde Eigen-

*) Bis 1882 war die Volkserziehung weder zwangsmäßig noch umsonst. Vor diesem Jahr entbehrten etwa 15 % der Kinder in Frankreich die Schule.

tümer. Vor der Revolution von 1796 war der größte Teil des Bodens in den Händen des hohen Adels und der Geistlichkeit; jetzt ist er teilweise im Besitz einer kleinen Zahl gewissenloser Spekulanten, welche die politischen Veränderungen zu ihrem Vorteil zu benutzen wußten. Aber den Landleuten hat die neue Ordnung der Dinge durchaus keine Wohlthaten gebracht; sie sind in einer erniedrigenden Lage geblieben, an die Scholle gebunden. Sie ernähren sich von Polenta, von Bohnen und dünnem sauern Wein und genießen selten Fleisch. Noch schlimmer ist die Lage der bei den Reisfeldern Beschäftigten; sie müssen stundenlang mit nackten Beinen im sumpfigen Wasser stehen. Dieser Zustand erzeugt die „Pellagra“ genannte Hautkrankheit, deren Heilung sie gewöhnlich versäumen, bis sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren und in das Hospital gebracht werden müssen, wo die meisten sterben.

In Toskana befanden die Landleute sich besser. Der Arbeitslohn belief sich 1832 auf 22 Sous täglich, was, bei der Milde des Klimas, für eine gute Bezahlung gelten konnte. Die Frauen verdienten Geld durch Flechten des Strohes zu den Livorner Hüten. Die „Pächter“ hatten teils Meiereien, teils kleines Eigentum. Die kühnen Eingeborenen der genuesischen Küste, zwischen den Bergen und dem Meer eingeschlossen, widmeten sich hauptsächlich der Seefahrt. Ihre Fahrten waren gewöhnlich nur kurz, zumeist auf das Mittelmeer beschränkt. Während ihrer Abwesenheit besorgte ihre Familie die Pflege der Gärten und Citronenpflanzungen, oder fischte.

Dieser vom Mittelmeer begrenzte von den genuesischen Höhen bis zum äußersten Ende Calabriens reichende Teil Italiens besteht, außer an einigen Orten (wie bei Neapel, wo die Berge hervortreten) in einem breiten Streifen flachen Landes, der sich vom Meeresufer bis an den Fuß der Apenninen erstreckt. Diese Region wird als „Maremmen“ bezeichnet. Sie ist im Sommer, von Juni bis Oktober ungesund, und dann sind alle Bewohner, welche sich von den Bergen entfernen, und sich dort aufhalten müssen, der Malaria ausgesetzt, einem Wechselfieber, welches den Körper abmagert, die Lebenskraft erschöpft und dem Kranken verhängnisvoll wird, wenn sie nicht bei Zeiten Gegenwirkung erfährt. Die Pachtungen in dem größten Teil dieser weiten Strecke, und besonders in Toskana und der Romagna, waren sehr groß, oft bis zu mehreren Tausend Morgen. Sie waren in den Händen reicher Pachtherren, welche in den Städten lebten, und an Ort und Stelle Agenten mit Dienerschaft hielten, die bis zur Ernte dort wohnten. Der größte Teil des wohlkultivierten Bodens wurde als Weide benutzt; nur etwa ein Viertel oder Sechstel wurde nach dem System des jährlichen Wechsels bebaut. Man bemerkte weder Dörfer noch ländliche Wohnungen, sondern nur hier und da, weit von einander entfernt, ein „Casale“, einen entsetzlich verfallenen Weiler, mitten in einer Wüstenei. Da keine Bevölkerung in den Ebenen ansässig war, so wurden die Arbeiter im Innern des Landes und meistens im apenninischen Gebirge gemietet, wo ein karger Boden, obgleich in gesundem Klima, die Eingeborenen nicht genügend beschäftigt. Gewöhnlich stiegen sie im Oktober von den Bergen in Trupps von etwa hundert Mann unter der Führung eines Häuptlings nieder, der mit dem Agenten der Pachtung ihre Dienstleistungen und ihren Lohn regelte. Etwa 20,000 Mann stiegen so jährlich allein in die römische Campagna nieder. Eine große Zahl derselben blieb bis in den Mai, mit den verschiedenen ländlichen Arbeiten beschäftigt. Sie waren zumeist auf die Saison gemietet, und erhielten 1 Frank bis 1 Frank 50 Cent täglich. Ihre Hauptnahrung bestand in Polenta (Maismehl in Wasser und Salz zu einer Art Teig gekocht), der man zuweilen abgesahnte Milch oder geriebenen Käse zusetzte. Sie schliefen teils auf der nackten Erde, teils in dem Casale oder in Hütten, welche für die Zeit aus Binsen aufgeführt wurden, von der in jenen Gegenden wuchernden Art Arundo tenax.

Zur Zeit der Ernten, gegen Ende Juni, holte man neue Verstärkung von Arbeitern aus dem Gebirge. Dies war der bedenklichste Teil des Jahres für die armen Leute, die, zu Tausenden aus ihrer gesunden Heimat in diese tiefliegenden Gegenden mit verderblicher Luft versetzt, tags über unter einer glühenden Sonne arbeiteten, und die Nächte dem starken Tau, sowie den Stichen der Moskitos und

andrer Insekten ausgesetzt schliefen. Die Erntearbeiter waren auf 11 oder 12 Tage gemietet, zuweilen auf 14, und erhielten ungefähr 2 Frank täglich. Das Getreide mußte geschnitten, gedroschen, umgeschwungen und gegen Mitte Juli eingebracht sein, denn nach dieser Zeit wagte niemand es, sich auf den Feldern aufzuhalten.

So, für ungefähr 25 Frank Lohn in 14 Tagen, legten Tausende dieser armen Leute 50 oder 60 Meilen auf dem Hinweg wie auf dem Rückweg zurück, um in den pestilenzialischen Maremmen-Ebenen zu arbeiten, mit der Aussicht das Fieber zu bekommen und fern von den Ihrigen zu sterben, oder krank, und für den Rest des Jahres entkräftet, zurückzukehren. So ist lange Jahre hindurch die Lage der ländlichen Arbeiter in einer der gepriesensten Gegenden Italiens gewesen. Zur Zeit der alten Römer wurde dieser Landstrich hauptsächlich durch Sklaven bearbeitet, welche nicht anders als Vieh betrachtet, nach dem Gefallen ihrer Herren geprügelt, verstümmelt oder getötet wurden. Das Christentum übte die Barmherzigkeit, sie in Leibeigene zu verwandeln, aber der umgewandelte Name änderte ihren Zustand nicht. Die Leibeigenen waren gleich den Sklaven an die Scholle gebunden und gezwungen, eine gewisse Arbeitsmasse für ihre Herren auszuführen; ihre Person stand unter dem Schutz von Gesetzen, welche die Herren gemacht hatten. Allmählich wurden die Leibeigenen im größten Teil Europas frei; aber wir wissen, was diese Emanzipation zu bedeuten hatte.

Die einzige bleibende Bevölkerung in der Maremma bestand aus Vieh- und Waldhütern. Die ersteren waren stets beritten und mit einer Lanze bewaffnet, womit sie die scheuen Kühe und die wilden Stiere in Ordnung hielten, welche in dieser Einsamkeit umherstreiften. Solche Rinderhüter führten ein Leben gleich dem der Araber in der Wüste; sie wurden jährlich bezahlt und zogen sich in die schattigen Wälder des Meeresufers zurück, wo die Luft nicht so ungesund wie in den offenen Ebenen ist. Auch geflüchtete Uebelthäter suchten dort eine Zuflucht, und wurden zuweilen ebenfalls als Forsthüter oder Ochsentreiber von den Bewohnern der benachbarten Pächtereien benutzt. In der Provinz Neapel sind die Pachtungen im allgemeinen immer sehr klein gewesen. Der Ertrag des Getreides war acht- oder zehnfach, und der Boden blieb nicht ein Jahr hindurch brach liegen, sondern wurde nochmals umgearbeitet und mit anderem Gewächs besäet. Oft säete man unmittelbar nach der Ernte roten Klee. Wenn diese Pflanze aus dem Boden kommt, glaubt man einen Karmoisinteppich über das grünende Gefilde gebreitet zu sehen. Reihen von Ulmen und Maulbeerbäumen, zwischen welchen sich Weinstöcke schlingen, teilten diese Bodenstücke ein, während in den Gärten die Feigen-, Citronen- und Orangenbäume in Freiheit wuchsen und ihre volle Entwicklung erreichten. Die hohen Berggipfel boten reiche, gegen die Hitze und den Wind der Ebenen geschützte Weiden; selbst die Seiten dieser Berge waren mit Wäldern von Kastanienbäumen bedeckt, köstliche Bäume für die Ernährung des Armen; während die tieferen Gegenden durch Olivenpflanzungen eingenommen waren, deren Ernte leicht und einträglich ist. Die Pacht wurde zuweilen in Geld, zuweilen in Naturprodukten gezahlt. Die Pachtkontrakte wurden gewöhnlich von einer Generation zur andern erneuert. Der Pächter, ein einfacher Landmann, dem es an Kapital fehlte, arbeitete hauptsächlich mit Beihilfe seiner Familie. Diese Leute waren einigermaßen behaglich eingerichtet, hatten gute Betten, geringen aber sauberen Wäschevorrat, einen Tisch, einige Stühle und einen Kleiderschrank. Sie aßen aus einer Schüssel, bedienten sich der Finger als Gabel und tranken aus demselben Glas. Sie waren mehr gastfreundlich als feingesittet, da sie nicht, wie die toskanischen Landleute, Beziehungen zu den gebildeten Klassen hatten. Sehr wenige konnten lesen, schreiben oder rechnen; auch wußten sie zuweilen kaum den Namen des Pachtherren. Vor einigen 50 Jahren erhielten die Tagearbeiter für 24 Stunden 2 Carlin (16 Sous); in der Erntezeit zuweilen mehr. Aber sie wurden nur für einen kleinen Teil des Jahres angenommen; in der übrigen Zeit beschäftigten sie sich mit Holzfällen, Kohlenbrennen und anderen gelegentlichen Arbeiten. Sie boten sich sogar den Reisenden als Führer an, und wenn Beschäftigung

mangelte, so vereinigten sie sich mit den Banditen, um in einer Unternehmung ihr Glück zu versuchen, darauf kehrten sie in ihr Heimatsdorf zurück und nahmen ihre ländlichen Arbeiten wieder auf. Die Wirtshäuser waren und sind noch sehr zahlreich, dorthin begaben sich an Feiertagen, nach der Messe, die der ländlichen Bevölkerung fremden Nichtsthuer, um zu trinken und zu spielen. Zu wieviel Streit kam es da, der oft mit Blutvergießen endete! Jedoch besuchten die Pächter diese Orte nie; sie verkauften lieber ihren Wein und blieben zu Haus, um ihre Kinder Tarantella tanzen zu sehen, ein Vergnügen, dessen sie niemals müde wurden.

Die Weinlese war eine Zeit allgemeiner Lust. Die dicht bepflanzten, üppigen Weingärten trugen 2 Jahre nach der Pflanzung Frucht, und trugen solche 60 und mehr Jahre hindurch.

In andern Teilen der Provinz Neapel war die Lage der Bevölkerung je nach Klima, Oertlichkeit und Bodenbeschaffenheit verschieden. In den Abruzzen wanderten die Bewohner — größtenteils Hirten — jedes Jahr mit ihren Herden nach den Ebenen Apuliens aus. Ihre Familien begleiteten sie, und halfen aus der Ziegen-, Kuh- und Büffelmilch verschiedene Käsearten bereiten, wegen derer diese Gegend stets berühmt war. Die Bergbewohner waren ein ehrlicher, fleißiger und mäßiger Menschenschlag; die Männer waren in Schaffelle gekleidet; zu Weihnachten konnte man eine große Zahl derselben in den Straßen Neapels sehen, die zur Feier des Festes den Dudelsack bliesen.

Die Bewohner der großen Provinzen Calabriens machten eine andre, besondre Menschenart aus, sie waren tapfer und stolz. Obgleich die Erzeugnisse dort wohlfeil waren, erlaubte die zu geringe Bezahlung den Landarbeitern nicht, Fleisch, Käse oder Butter zu kaufen; die Mahlzeit eines calabresischen Landmannes bestand etwa aus einer Handvoll Lupinenbohnen, einigen Kastanien und 2 Lot Brot; dennoch verschmähte er es zu betteln.

Kläglicher noch war die landbauende Bevölkerung Siziliens daran; besonders im Innern der Insel. Städte und Dörfer wimmelten von Bettlern. Das Elend und infolge dessen die Verderbnis waren unglaublich. Die Küsten enthielten eine große Anzahl luxuriöser und wohlbevölkerter Städte, aber fast die Hälfte der Bevölkerung ging betteln. Aus den fruchtbaren Thälern des Innern wurde zum großen Teil kein Nutzen gezogen, die wenigen Pächter waren nur darauf bedacht, das Notwendige für sich zu erzeugen, und nicht die Produkte ihres Bodens, für welche ihnen der Markt fehlte, zu vermehren. Der gänzliche Mangel an Wegen oder Verkehrsmitteln, die Kapitallosigkeit unter den Landleuten, die Indolenz der großen Eigentümer, die thörichten der Ausfuhr auferlegten Fesseln, und noch viele andre Ursachen trugen zu gänzlichen Entkräftung des sizilischen Ackerbaues bei.

Die Grundsteuer im alten Königreich Neapel war sehr drückend; sie betrug ungefähr ein Drittel des den Besitzungen zugeschriebenen Ertrags, mochten diese nun angebaut werden oder nicht.

3. Spanien.

Spanien ist wesentlich und fast ausschließlich ein Landwirtschaft treibendes Land. Die ländliche Bevölkerung ist die zahlreichste, und wer die Nation beurteilen will, muß weit mehr das Volk der Provinzen, seinen Charakter, seine Gewohnheiten, seine Empfindungen studieren, als aus der begrenzten Gesellschaft von Madrid, Barcelona und Cadix Schlüsse ziehen. Durch Befolgung dieses Grundsatzes wird man viele Widersprüche lösen, welche die neuere Geschichte des Landes bietet.

Die Zahl der Grundeigentümer belief sich vor 50 Jahren auf eine Million; die der Feldarbeiter und Viehzüchter überstieg diese Zahl noch. Diese bildeten mit ihren Familien die große Masse der Bevölkerung, während die Industriearbeiter, Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten zusammen keine halbe Million ausmachten, die über die verschiedenen Teile des Königreichs zerstreut war.

Die spanischen Landleute, als Gesamtheit, sind vielleicht die schönsten und sicher die stolzesten in Europa. Sie sind zumeist wohlgestaltet und kräftig, sehr mäßig und vielleicht zu geneigt, Entbehrungen zu ertragen, von Natur ernst, schweigsam und tapfer. Eine ausschließliche Liebe für ihr Geburtsland und man kann hinzusetzen eine gewisse Abneigung gegen Fremde, zugleich eine starke Religiosität, waren die aus den alten Kriegen gegen die Mauren überlieferten Empfindungen. Sie dachten sehr wenig über politische und sociale Organisationen nach, ihre guten Eigenschaften wurden vielfach durch Unwissenheit und Vorurteile in den Schatten gestellt, doch im ganzen zeigten sie sich stets aufgeweckt, guter Laune und höflich.

Das Brot, welches sie genossen, war ohne Hefe, fest und hart, jedoch wohlschmeckend, denn das spanische Getreide ist von vorzüglicher Güte. Der gewöhnliche Wein ist in den mittleren und nördlichen Provinzen, wo er das allgemeine Getränk ausmacht, ziemlich schlecht, und im südlichen Spanien, von wo die guten Weinsorten kommen, in den Distrikten von Xeres, Rota, Malaga, Alicante, trinken ihn die Landleute kaum, er ist ihnen zu wertvoll dazu. In Catalonien und den anderen Provinzen des Mittelmeerufers genügte zum Mittagessen für eine Familie von vier Personen etwa ein halbes Pfund gesalzenes Fleisch, Brot und Oel, zum Abendbrot Lattichsalat. In den ausgedehnten Ebenen von Castilien und Leon, dem großen Kornlande Spaniens und in den andern centralen Provinzen, fand man wenige Pächtereien; die Einwohner lebten in Dörfern beisammen, und die Häuser — aus an der Sonne gedörrten Ziegelsteinen erbaut — sahen verfallen und ärmlich aus. Nur im Norden und in einigen südlichen Seedistrikten fand man etwas den Pächterwohnungen und Dorfhäusern anderer Länder Aehnliches. Die Castilianer hatten seit lange eine eigentümliche Abneigung gegen Bäume, weil diese die kornraubenden Vögel anlocken und beherbergen. So hat denn auch der Boden, durch eine glühende Sonne ausgedörrt, entblößt von den gegen die Hitze schützenden und Feuchtigkeit anziehenden Bäumen, allmählich seine Ströme und Brunnen eingebüßt, es blieben nur ausgetrocknete Schluchten zurück, die vergessenen Quellen andeutend, welche einst die Fruchtbarkeit spendeten. Die Gebirge Neu-Castiliens lieferten den Bewohnern der Ebene Holzkohlen. Nichts Trostloseres gab es, als die Gegend um Madrid; kein Gehölz, kein Obstgarten, kein Landhaus. Die Felder in Castilien waren nicht umzäunt; das Korn wurde ausgedroschen und blieb auf dem Erdboden liegen bis die Detailhändler und Spekulanten, denen die Ernte oft im voraus verkauft war, dasselbe fortholten. Die Pächter waren ohne Kapital, und folglich unfähig, ihre Ländereien zu verbessern. Die Märkte waren entfernt, und obwohl das Getreide in Galicien, Asturien und den andern See-Provinzen oft doppelt so teuer war, wie mitten im Lande, verschlangen doch die Kosten des Transports durch Maultiere oder auf Ochsenwagen den ganzen Vorteil. Beinah die Hälfte des wirklichen Gewinns wurde durch Steuern und Zehnten aufgezehrt; auch hatte der Pächter seinen Zins zu bezahlen und sich selbst zu erhalten.

Ein beträchtlicher Unterschied bestand in den spanischen Provinzen hinsichtlich der Bodenkultur. In Valencia, Murcia und Granada war das Berieselungssystem vorwiegend. Diese von den Gebirgen nach dem Meere zu abfallende Gegend besteht teils aus natürlichen, teils aus künstlich geschaffenen herrlichen Terrassen, eine oberhalb der andern gelegen, gleich den Sitzreihen eines Amphitheaters. Die von den Bergen herabkommenden Gewässer sind in zahlreiche Berieselungskanäle verteilt. Jedoch war die Berechtigung, „diese Wasserläufe zu benutzen", beschränkt. Beim Eintreten der geeigneten Jahreszeit bereiteten die, welche dies Vorrecht besaßen, sorgfältig ihre Felder dazu, öffneten ihre Schleusen, ließen ihre Kanäle sich füllen und überwässerten den ganzen Boden, selbst die Wein und Olivenpflanzungen. Infolge dieses Systems wurde der Ertrag wunderbar vervielfältigt, und das Land blieb das ganze Jahr hindurch ertragfähig.

Im Norden waren die Provinzen Navarra und Biskaya die am besten angebauten. Die Einwohner hatten Selbstverwaltung und Selbstbesteuerung. Sie unter-

handelten mit der Finanzkammer und wurden gegen eine gewisse Summe von den kleinen Auflagen frei, welchen das übrige Spanien unterworfen war. Die baskischen Provinzen bildeten eine Art Königreich für sich mit eigenen Gesetzen und besonderer Sprache.

Die Bergbewohner Galiciens, im äußersten Westen Europas, in einem an zwei Seiten vom Atlantischen Ozean bespülten Lande, waren arm, kühn und geduldig. Da der Boden zu unfruchtbar zur Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung war, wanderten die Galegos zu Tausenden in die großen Städte aus, besonders nach Madrid und Lissabon, wo sie das Wassertragen besorgten. Sie standen im allgemeinen Ruf der Ehrlichkeit. Die Asturier lebten in gleichen Zuständen und unterschieden sich von ihren Nachbarn nur durch verwegeneren Sinn.

Die „Mesta“ war eine Quelle der Widerwärtigkeit für eine große Zahl spanischer Pächter. Es war dies eine geregelte Vereinigung großer Besitzer von Schafherden, und diese Besitzer waren gesetzlich berechtigt, gegen eine geringe Vergütung ihre Schafe auf sämtlichen Weiden Spaniens zu treiben. Die Stückzahl ihrer Tiere belief sich vor 50 Jahren auf 5 Millionen, welche die Verwendung von 5000 Individuen als Aufseher, Hirten und Knechte bedingte. Diese Gesellschaft besaß ihre Beamten und ihre Richter, die einen großen Druck auf alle ausübte, welche diese Rechte und Privilegien zu behindern schienen. Im Sommer wanderten die Schafe von den Ebenen in die Berge, von wo sie zum Winter zurückkehrten, das angebaute Land durchschreitend, die übrigen Herden von ihren Weideplätzen verjagend und großen Schaden anrichtend. Es ist dies eine der Ursachen, weshalb die spanischen Felder nirgends eingehegt sind. Die Mesta monopolisierte den Wollhandel, da die kleinen Herdenbesitzer schwer gegen eine so mächtige Gesellschaft aufkommen konnten, die unter ihren Mitgliedern hochgestellte Männer, Adlige und geistliche Würdenträger zählte. Die spanischen Ackerbauer haben sich lange über das verderbliche Monopol beklagt, eins der ungewöhnlichsten, welches je in einem Lande zugestanden wurde.

4. Portugal.

Der portugiesische Landmann lebte im allgemeinen sehr ärmlich. Sein Brot bestand aus „Milho“ oder Maismehl, süßlich von Geschmack, schwer und beim Brechen zerbröckelnd. „Bakalha“, eine Art gesalzenen Stockfisches, Knoblauch, Zwiebeln, Lupinen und einige Oliven machten seine gewöhnliche Nahrung aus. Weizenbrot war ein Luxusgegenstand und selten genossen die Dorfbewohner Fleisch. Mit Ausnahme der Provinz Alemtejo brachte Portugal nur wenig Weizen und Gerste hervor, noch weniger Roggen und fast keinen Hafer. Den Mais säete man gewöhnlich im März und April; sein Wachstum wird durch mäßigen Regen sehr begünstigt, aber eine zu regnerische Jahreszeit schadet der Ernte. Die Maisblätter dienten als Viehfutter.

Die Oliven, ein wichtiges Landesprodukt, werden im Dezember und Januar reif geerntet. Sie werden nicht mit der Hand gepflückt wie im südlichen Frankreich, um Genua und Lukka, sondern mit Stöcken abgeschlagen. Deshalb ist das portugiesische Oel von geringerer Güte. Einige Pächter verarbeiten die Oliven sofort, andere sammeln sie in Haufen, werfen Salz darauf und lassen sie gähren; dadurch erhalten sie mehr, aber nicht gutes Oel. Es bestand ein Privilegium, kraft dessen die Fidalgos oder Adligen und die religiösen Gesellschaften allein berechtigt waren, Oelpressen zu besitzen, so daß die kleinen Pächter warten mußten, bis jene sich derselben bedient hatten, um sie von ihnen zu leihen.

Die Häuser der portugisischen Dörfer haben ein sehr primitives Aeußere. Gewöhnlich bestehen sie nur aus einem Erdgeschoß. Die Mauern sind sehr dick, aus großen unbearbeiteten Steinen gefügt, die Balken und das Zimmerwerk entsprechend massiv; das Dach mit Ziegeln gedeckt. Die Mauern sind geweißt, die Fenster ohne

Scheiben, und die sie schließenden Läden angestrichen wie die Thüren. Wegen der geringen Höhe und dunklen Farbe unterscheidet man sie von weitem kaum von den Bäumen und Gartenmauern, welche sie umgeben, und oft geraten Reisende in ein portugiesisches Dorf, bevor sie es wahrgenommen haben. Das Innere der meisten Dörfer, sowie der Häuser bot ein Bild von Unsauberkeit, welches vielleicht mit nichts in Europa zu vergleichen war, außer mit dem Schmutze in Polen. Der Kontrast auf der Grenze zwischen Spanien und Portugal ist entschieden zum Vorteil der ersteren Nation. Tritt man aus der portugiesischen Provinz Beyra in die spanische Provinz Leon, die durchaus keine der begünstigten ist, so erscheinen die Dörfer der letzteren, wenige Meilen von der Demarkationslinie reinlich, anständig und behaglich im Vergleich zu denen ihrer Nachbarn. Sie machen einen Eindruck von Gesundheit und Leben, welchen jene nicht geben. Dennoch existieren in Portugal Distrikte, welche eine Ausnahme von der Regel bilden. Die schöne Provinz Entre Douro et Minho mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern ist, obgleich der Ausdehnung nach die kleinste, dennoch die fruchtbarste und am besten angebaute; die Bewohner sehen besser aus und befinden sich besser als anderwärts. Es ist dies das große Land der Weinproduktion. Die Umgebungen von Lissabon haben auch einige schöne Distrikte, sowie die Thäler von Mondego, oberhalb Coimbra. Man fand dort die am besten gebauten Dörfer, sowie einige hübsche „Quintas" oder Landhäuser. Aber ein großer Teil des Landes blieb unfruchtbar, felsig und unangebaut; die Fidalgos oder großen Grundbesitzer wohnten in der Stadt und überließen die Verwaltung ihrer Güter Agenten oder Spekulanten, die ihnen Geld auf den Ertrag vorstreckten und die Pächter bedrückten. Die Güter der Krone blieben vernachlässigt. Die Pächter waren zu arm, um Neuerungen und Vervollkommnungen einzuführen; sie zogen den Kalender bei ihrer ländlichen Bearbeitung zu Rate und säeten jedes Jahr auf dasselbe Feld dieselbe Getreidesorte, welche ihre Väter vor ihnen gesäet hatten.

Der ewige Abc-Schütz.

Von

Bruno Wille.

Auf den Rücken geschnallt die nagelneue Mappe,
Fibel und Schiefertafel unter der großen Klappe,
Schwamm und Schieferstift bammelnd an Fädchen,
Trollt' ich mit kleinen Knaben und Mädchen
Zur Schule nach Abc-Schützen-Art
Und war doch — ein Greis,
Mit Haaren schlohweiß
Und einem wallenden Bart.

Bald hockt' ich auf niedriger Klassenbank
Zwischen Ofen und Klassenschrank,
Der Herr Lehrer saß auf dem Katheder.
Laut und deutlich mußte ein jeder
Aus der Fibel buchstabieren,
Artikulieren, deklamieren.
Vom plärrenden Chorus hallte das Zimmer:
„J, m — im; m, e, r — mer; immer.
N, i, m — nim; m, e, r — mer; nimmer.“
Ich stammelte mit, zerstreut, verlegen,
Wagte kein Auge vom Buch zu bewegen,
Wußte vor Scham mich nicht zu lassen.
Was that ich nur hier? Ich konnt' es nicht fassen.
Das Abc hatt' ich längst kapiert,
Hatte Bibliotheken durchstudiert,
War Bücherverfasser, ein Denker, ein Dichter . . .
Was that ich hier zwischen dem Fibelgelichter?

Urplötzlich sah ich zu meinem Schrecken
Des Herrn Lehrers hochwürdigen Bauch
Vor meinen Platz sich pflanzen und recken.
„Nun, Brunochen — sprach er — sag' du's auch!
Ein kleines Blauveilchen . . .“
Ich erhob mich verblüfft, mit Zittern und Zagen.
Was sollte ich sagen? Ein kleines Blauveilchen?
Auf einmal erwachte, Zeile für Zeilchen,

Die Fabel aus meinen Kindertagen,
Und ich konnte mechanisch sagen:
„Ein — klei — nes — Blau — veil — chen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach.
Da dachte es nach und sprach:
‚Daß ich hier unten blüh',
Lohnt sich kaum der Müh';
Muß mich überall bücken
Und drücken;
Bin so ins Niedere gestellt;
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wär es ganz gescheit gethan,
Ich stieg' ein bißchen höher hinan.' —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland
Mit eigener Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich aufs Wandern.
‚Drüben der Hügel wär' mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn;
Dahin will ich gehn . . .
Dahin will ich gehn . . .
Will ich gehn . . .'"
„Ja, sprach der Herr Lehrer, da hapert's noch sehr.
Gieb künftig hübsch Acht und lerne mehr!"

Da stand ich alter Esel blamiert
Und wäre am liebsten retiriert
In den Boden hinein . . .
Zu meiner Erlösung begann zu schrei'n
Gellend die Glocke durchs Haus,
Und die Schule war aus.
Janhagel sprang mit Jubeln und Tanzen
Ueber die Bänke, griff Mütze und Ranzen
Und lärmte in hundertfüßigem Trab
Holterdipolter die Treppe hinab.

Auf dem Hofe harrten voller Verlangen
Mütter und Tanten ihrer Rangen.
„Ich bin versetzt!" schrie ein kleiner Junge
Triumphierend aus voller Lunge. —
Versetzt? Wie ein Pistolenschuß
Fuhr es mir freudig durch den Kopf:
Heute ist ja Semesterschluß!
Dann bin ich armer alter Tropf
Wohl endlich versetzt zur höheren Klasse!
Daß ich Träumer solche Eröffnung verpasse!

Zu einem Klassengenossen trat ich,
Klopfenden Herzens um Auskunft bat ich.
Der aber höhnte mit Geträtsch:
„Nee — du bist sitzen geblieben — ätsch!“

Entsetzen durchschlotterte meine Glieder.
Sitzen geblieben! Schon wieder, schon wieder!
Da wandte der Bengel sich lachend um:
„Ist der aber dumm!
Ist schon längst in der obersten Klasse
Und will noch versetzt werden!
Wie kannst du versetzt werden?
Es giebt ja keine höhere Klasse!“

Giebt keine? Ja das ist aber . . . !
Das Unbegreifliche, grob wie ein Sparren,
Ließ alle Gedanken und Sinne erstarren.
Giebt keine!

Auf dem Schulhof stand ich im wirren Traum,
Schließlich allein mit dem Kästenbaum,
Der im Herbstwind brauste und stöhnte,
Sich dörrender Blätter entkrönte.
Ich blickte hinan durchs Gittergezweige:
„Sonne, wo bist du? Enthülle dich! Zeige
Den Pfad für mein Excelsior-Trachten,
Den Quell, dahin meine Geister schmachten,
Aus dessen überirdischem Rauschen
Sie unerhörte Kunst erlauschen
Und Kräfte der Vollendung tauschen, —
Zeige die höhere Klasse mir!“
Ich schaute mich um und sah die Mauern
Und mußte schluchzend zusammenschauern,
Schüttelnd das Haupt, wie König Lear:
„Es giebt ja keine!“

* * *

So bin ich erwacht. Ich zittre und weine.
Es war nur ein Traum!
Doch — giebt es denn eine?

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Tolstoi's „Arbeitet nicht".

Die „Revue des Revues" veröffentlicht gleichzeitig mit der russischen Zeitschrift „Siewiernyj Wiestnik" (Bote des Nordens) einen Artikel des Grafen Tolstoi, welcher großen Widerspruch hervorrufen wird. Tolstoi sagt darin: „Einer der Redakteure der „R. d. R." hat geglaubt, daß mich die Ansicht zweier bedeutender Schriftsteller über den jetzigen Seelenzustand der Menschen interessieren werde, und sandte mir deshalb die Rede von Zola und den Brief, welchen Dumas an den Herausgeber des „Gaulois" gerichtet hat . . . Die beiden Dokumente sind mir hochinteressant; sie haben in mir die Neigung erweckt, das, was ich selbst darüber denke, auszusprechen. Es dürfte schwer sein, in der heutigen Litteratur Aeußerungen zu finden, welche energischer, zusammengedrängter, farbiger die beiden Elementarmächte darstellen, deren frühzeitiges Wirken das ausmacht, was wir den Fortschritt der Menschheit nennen. Die eine, die der Trägheit, welche versucht, die Menschheit auf dem einmal betretenen Wege aufzuhalten, die andere, die Vernunft, welche Leben erweckt, welche dem Lichte zustrebt. Zola stimmt denen nicht bei, welche der Jugend schwankende, unbestimmte Ideen einflößen. Er hat recht. Aber zugleich thut er unrecht, denn er schlägt ihr noch schwankendere, unbestimmtere Arten des Glaubens vor: den Glauben an die Wissenschaft, den an die Arbeit. Für Zola scheint die Frage nach jener Wissenschaft, an welche man glauben soll, vollständig gelöst. Arbeitet im Namen der „Wissenschaft"! Aber die „Wissenschaft" ist eine ebenso weite wie unbestimmte Bezeichnung, und was die einen für „Wissenschaft" halten, ist für die andern, und besonders für den zahlreichsten Teil der Menschheit, den der Arbeitenden, nichts als eine Anhäufung von Dummheiten. Und dies keineswegs aus dem Grunde, daß das Volk die Feinheiten der Wissenschaft nicht verstände, denn die Gelehrten selbst widersprechen sich beständig. Für die Einen ist Wissenschaft die Philosophie, für die Andern die Theologie, die Jurisprudenz oder die Staatsökonomie, während sie für den Dritten auf die Naturwissenschaft beschränkt ist. Abgesehen von dem Streit darüber, bestehen ausgesprochene Widersprüche zwischen den Vertretern jedes Zweiges der Wissenschaft für sich. Nehmen wir dazu, daß die vermeintlichen wissenschaftlichen Postulate, nachdem sie während einer gewissen Reihe von Jahren bewundert und verehrt worden sind, schließlich als falsch erkannt und durch diejenigen selbst verworfen werden, welche sie verbreitet haben. Wir wissen alle, daß das, was bei den Römern die Wissenschaft par excellence ausmachte: die Rhetorik, auf die sie so stolz waren, nur noch ein Gegenstand des Gelächters für unsere Zeitgenossen ist, die darin nur ein Spiel mit Worten sehen. Die Scholastik, im Mittelalter als die Hauptwissenschaft angesehen, hat dasselbe Geschick gehabt. Ich glaube, man braucht nicht zu kühn zu sein, um die gleiche Zukunft einer gewissen Anzahl von Elementen vorauszusagen, welche unsere zeitgenössische Wissenschaft ausmachen, und die ebenfalls der Gegenstand unseres Stolzes sind. Unsere Mitlebenden, nachdem sie sich von einer Menge religiöser Vorurteile frei gemacht haben, sind ohne es zu gewahren, unter die Herrschaft anderer ebenso gefährlicher und nicht weniger unlogischer Vorurteile geraten, als diejenigen waren, derer sie sich entledigten. Ich meine, die wissenschaftlichen Vorurteile. Auf den ersten Blick scheint es unmöglich, etwas Gemeinsames zwischen dem Glauben der Egypter an ihren Vogel Phönix und dem unserer Zeitgenossen zu finden, die sich zu der Meinung bekennen, die Welt sei aus der Bewegung der Materie und dem Kampf ums Dasein hervorgegangen, oder daß das Verbrechen erblich sei, und daß es Krankheiten gebe, welche durch Bacillen in Kommaform erzeugt werden u. s. w. In der That aber haben alle diese Arten der

Gläubigkeit einen gemeinsamen Zusammenhang. Versetzen wir uns durch die Phantasie in den Seelenzustand eines alten Egypters, und wir werden sehen, daß die Grundlagen der Glaubensgegenstände, welche die Priester ihnen vorschrieben, ganz identisch mit manchem wissenschaftlichen Glauben der Gegenwart sind. Denn wie der Egypter, der eigentlich nicht an seinen Phönix, sondern an die Ueberlegenheit der Leute glaubte, welche die dem gemeinen Volk verborgenen Wahrheiten kannten und denen man glauben m u ß t e, so glauben auch unsere Mitlebenden gar nicht an Darwins Theorie und an die Kommabacillen selbst. Sie nehmen nur die von den Priestern der Wissenschaft ihnen dargebotenen Thatsachen an. Sie kennen die Grundlagen nicht, auf denen ihr Glaube beruht, ebenso wenig wie die alten Egypter diejenigen der Glaubensartikel kannten, welche ihnen durch ihre Priester vorgeschrieben wurden. Ich erlaube mir sogar hinzuzusetzen, daß die Leute der Wissenschaft es gegenwärtig ebenso machen, wie einst die alten Egypter, die, da sie nur durch ihre Genossen kontrolliert wurden, abscheulich logen und ihre eigenen Erfindungen als Wahrheiten verkündeten. Zola zieht gegen diejenigen zu Felde, welche die Jugend in das Reich der Ideen der Vergangenheit rufen und kämpft für die, welche ihr die Resultate der heutigen Wissenschaft darbieten. Kurz gesagt, was er unterstützt und was er bekämpft, ist eines gerade so viel wert, wie das andere. Es ist nur ein Streit unter Liebenden, wie Dumas sagt. Die einen wie die andern suchen die Grundlagen — die leitenden Grundsätze ihres Lebens — in äußeren Gestaltungen. Sie suchen sie nicht in uns selbst, in unserer Vernunft, sondern in dem, was die einen Religion, die andern Wissenschaft nennen. Die ersten suchen ihr Heil in einer den veralteten Anschauungen anderer Menschen entlehnten Religion, während die zweiten ihr Heil in dem suchen, was sie Wissenschaft nennen; sie glauben ebensowohl an von andern entlehnte Dinge, an eine ihnen selbst fremde Wissenschaft. Die einen sehen das Heil der Welt in einem neu zurecht gemachten und verbesserten Katholizismus, die andern in der Gesamtheit der widersprechenden und nutzlosen Kenntnisse, welche sie Wissenschaft nennen. Die ersten wollen nicht einsehen, daß — was sie wiederherzustellen suchen, nichts als eine leere Raupenhülle ist, aus welcher der Schmetterling längst entfloh. Indem man darin das Heil erblickt, vermehrt man nur die Leiden der Menschheit, denn man wendet die Augen von ihren wirklichen Uebeln ab. Die zweiten wollen nicht sehen, daß — was sie die Wissenschaft nennen, nur ein gelegentlich zusammengeraffter Haufen von Kenntnissen ist, die in jetziger Zeit einige müßige Leute interessieren und die Langeweile der Reichen ausfüllen, die aber jedenfalls nichts, was es auch sei, zum Besseren umgestalten können. Im Grunde ihrer Seele glauben weder die einen noch die andern an die Wirksamkeit ihrer Arzneien; sie begehren im ganzen nichts weiter, als die Augen der Menschheit von dem entsetzlichen Abgrund abzulenken, welcher sich weit vor ihr aufthut und der sie unentrinnbar verschlingen wird, wenn wir nicht darauf bedacht sind einen andern Weg einzuschlagen. Worin besteht der Unterschied zwischen denen, welche den Mystizismus predigen, und denen, welche uns zur Wissenschaft hintreiben? Die einen glauben an eine Weisheit, deren Lügen schon offenkundig sind, die anderen an eine Weisheit, deren Trüglichkeit sich erst mit der Zeit enthüllen wird. Und darum flößt sie den naiven Leuten noch Verehrung ein. Die Sache ist also im ersten Fall so schädlich wie im zweiten. Wie! man will mich bestimmen, mein Leben dem Studium der Vererbung nach Lombroso widmen, oder der Lymphe Kochs oder dem Studium der vierten Dimension Crookes, und im Augenblick des Sterbens wird man mir kund thun, daß all diese Wahrheiten nur Thorheit waren? Man lebt doch nur einmal! Ein wenig gekannter chinesischer Philosoph, Laotse, hat gelehrt, das höchste Glück der Individuen und der Völker bestehe in der Kenntnis des „Tao" (Tugend, Wahrheit) und die Kenntnis des „Tao" erwerbe man nur durch das „Nicht-handeln". Alles Elend der Menschen entsteht nach Laotse vielmehr daraus, daß sie thun, was man nicht thun soll, als daß sie nicht thun, was man thun sollte. Nach ihm würden die Menschen erst aufhören, Opfer persönlichen und socialen Unglücks zu sein, wenn sie sich dem „Nicht-handeln" ergäben. Ich glaube, Laotse hat vollkommen recht. Man sagt, jederman soll arbeiten. Was? Ein wurmstichiger Spekulant, ein Börsenmann kommen von der Börse, wo sie eifrig gearbeitet haben; ein Fabrikant verläßt seine Fabrik, wo Tausende von Arbeitern ihre Gesundheit zusetzen und ihr Leben gefährden, um Spiegel oder Cigarren anzufertigen. Sie arbeiten alle und Ihr wollt eine solche Arbeit ermutigen? Oder soll vielleicht ausschließlich von denen die Rede sein, welche für den Fortschritt der Wissenschaft arbeiten? Ich erhalte oft Zusendungen verschiedener Schriftsteller. Der eine rühmt sich die Frage der christlichen Glossologie, ein anderer die sociale Frage gelöst zu haben. Der hat das politische Rätsel ausgefunden, jener wie man mit der orientalischen Frage zum Ende kommen muß, oder worin die geheimen Kräfte bestehen

In meinen Augen sind diese Arbeiten nicht nur nutzlos, sondern obendrein schädlich. Schädlich, weil die Veröffentlichung der Werke die Notwendigkeit zu arbeiten für Tausende von Menschen herbeiführt, welche Papier, Typen anfertigen und die Bücher setzen müssen. Diese ernähren, mit einem Worte, all' jene Autoren, welche anstatt die Gesellschaft um Vergebung zu bitten, noch immer so weiterleben und Bücher schreiben, die für niemand Nutzen haben. Vergebens sagt man ihnen: „Eure Arbeit ist nutzlos, schädlich, sprechen wir uns darüber aus." Sie hören Euch nicht an und erwidern hochmütig: „Ihr habt gut reden, Ihr die Ihr nichts thut; aber ich muß herausbringen, wie oft das oder das Wort von einem klassischen Autor angewendet worden ist, oder wie die Atome aussehen" u. s. w. u. s. w. Es ist mir immer aufgefallen, daß man im Westen die Arbeit als eine Tugend an sich betrachtet. Es ist mir sogar aufgefallen, ehe Zola es in seinem Vortrage so geradezu ausgesprochen hatte. Unter uns gesagt, nur die Ameise, als ein vernunftloses Wesen, konnte in der Fabel auf ihre Arbeit stolz sein und sie als eine Art von Tugend ansehen. Zola sagt, die Arbeit mache den Menschen gut und mild; was mich betrifft, ich habe stets das Gegenteil beobachten können: das Bewußtsein geleisteter Arbeit, der Stolz auf ein vollbrachtes Werk macht die Ameise sowohl wie den Menschen grausam. Die größten Bösewichter der Menschheit sind immer sehr arbeitsam und geschäftig gewesen, und blieben nicht einen Augenblick allein ohne Beschäftigung oder Vergnügen. Geben wir zu, daß die Arbeit kein Laster an sich sei, aber sie ist ebenso wenig eine Tugend. Sie ist es so wenig wie der Akt des Essens. Die Arbeit ist nur ein Bedürfnis, dessen Nichtbefriedigung uns unangenehm ist. Macht man sie zu einer höheren Eigenschaft des Menschen, so ist das dieselbe Irlehre, als wenn man das Essen zu einer Tugend erheben wollte. Die der Arbeit zuerkannte Ehre erklärt sich nur aus der Reaktion gegen das bevorzugte Ansehen, welches früher der Müßiggang genoß, der als ein Zeichen adligen Wesens galt. Die Arbeit, die Uebung unserer Muskeln, ist für uns ganz einfach eine Notwendigkeit. Die Kälber, welche in ihrer Umzäunung umherspringen und die reichen Leute, welche sich mit dem Turnen und dem Lawn-Tennis abquälen, sind nur der Ausdruck der gleichen Arbeitsnotwendigkeit. Die Arbeit ist nicht eine Tugend, sondern vielmehr in der gegenwärtigen Organisation unserer Gesellschaft ein schmerzstillendes Mittel — in der Art, wie der Tabak und der Alkohol — das uns die Augen von unserem sinnlich-vertierten und fehlerhaften Leben abwenden hilft. „Wie soll ich sittliche und religiöse Fragen erörtern? Ich habe ein riesiges Journal herauszugeben, ich muß den Eiffelturm bauen, oder die Ausstellung in Chicago organisieren, den Panama-Kanal anlegen oder den 28. Band meiner Werke beendigen . . ." Wenn die Arbeit den Menschen nicht den Dienst der Trägheit leistete, so könnten sie nicht leben, wie sie jetzt leben. Einzig Dank der Arbeit, welche sie in Anspruch nimmt, halten die Menschen es aus, in den Widersprüchen umherzuwaten, welche ihr Leben erfüllen. Und Zola empfiehlt sogar die Arbeit wegen dieser Eigenschaft: „Sie ist nur ein empirisches Mittel, um das Leben rechtschaffen und glücklich zu verbringen; aber ist es denn wenig, wenn man sich körperliche und geistige Gesundheit erringt und die Gefahren des Träumens vermeidet, indem man sich in diesem Leben soviel wie möglich Gegenwart des Glückes schafft?" Dumas denkt anders. Während Zola sich an die Jugend wendet und sich um ihre Gunst bemüht (was übrigens eine der gewöhnlichen unangenehmen Erscheinungen unserer Epoche, und soviel wert ist wie die Huldigung, welche die Dichter den Frauen darbringen), faßt Dumas die Jugend nicht ins Auge, sagt ihr keine Schmeicheleien, sondern wendet sich an alle, Alte und Junge, und sagt ihnen viel Neues. Zola lähmt die Fortbewegung der Leute, indem er sie auf dem Wege erhält, auf dem sie sich eben befinden, während Dumas Reveille bläst und ihnen zeigt, daß ihr Leben nicht so ist, wie es sein sollte, und daß sie besonders das nicht nicht wissen, was sie wissen sollten. Er glaubt weder an die Vorurteile der Vergangenheit, noch an die der Gegenwart. Und weil er nicht daran glaubt, so beobachtet er selbst, denkt selbst, und sieht klar, nicht nur in der Gegenwart, sondern blickt auch in die Zukunft, ähnlich denen, welche man einst Propheten, Seher nannte. Solchen, die in den Werken eines Autors nichts als deren Außenseite sehen, wird es vielleicht seltsam erscheinen, daß derselbe Dumas, welcher die „Camelienдame", den „Fall Clemenceau" geschrieben hat, uns jetzt die Zukunft vorhersagt. Denn was man auch einwende, Dumas' Worte haben alle Eigenschaften einer Weissagung. Sie widersprechen vor allem den Empfindungen der Menge; endlich finden die, welche sie vernehmen, ohne selbst zu wissen weshalb, schließlich, daß er recht hat, und drittens erleichtert seine Prophezeiung die Verwirklichung der Dinge, welche er uns voraus verkündet. Je mehr die Leute glauben, daß sie zur Verbesserung ihres Daseins durch äußerliche Mittel gelangen, die sich außerhalb ihrer Seelen befinden — wie Zola es predigt —

desto weiter werden sie von dieser Vervollkommnung entfernt bleiben. Hingegen je mehr sie an das glauben, was Dumas ihnen sagt, nämlich daß notwendig ein Augenblick kommen wird, wo alle Menschen sich durch die Liebe zum Nächsten hinreißen lassen und daß eben dadurch die Menschen ihr Dasein umgestalten werden — um so näher kommen wir dem wahren Ziel. Hierin liegt Dumas' großes Verdienst. Er sagt den Menschen voraus, daß sie, nachdem sie alles versucht haben, schließlich — und das bald — in ihrem Leben Ernst machen werden mit dem Grundsatz der Nächstenliebe und von dieser „Leidenschaft" der Liebe, wie er es nennt, sich ergriffen fühlen werden. Er sagt auch, daß er von fern schon die Erscheinungen dieser Liebe sieht, welche bewirkt, daß die bewaffneten Nationen sich nicht länger verabscheuen, daß man im Kampf der Armen mit den Reichen nicht mehr das Triumphgeschrei der Sieger, sondern ihre Mitleidsworte für die armen Besiegten vernehmen wird; er erblickt endlich jene werdenden Mittelpunkte der Liebe, welche alles Lebende zu sich heran ziehen, indem sie alles Uebel mildern, woran die Menschheit krankt . . . . . .

Der „socialistische Goethe".

Die englische Wochenschrift „Spectator" bringt unter dem Titel „Herr Hauptmann" eine Studie über Gerhart Hauptmann. Es heißt darin: „Bei Gelegenheit der „Weberaufführung" in Berlin, die einmal stattfand und dann von der Polizei verboten wurde, hat man Herrn Hauptmann in England den socialistischen Goethe genannt. Wir können weder die eine noch die andere Bezeichnung gelten lassen. In zwei seiner Dramen führt der Verfasser allerdings den Socialismus ein, aber aus der Art der Einführung darf man nicht darauf schließen, daß er Socialist ist; ebenso wenig scheint er etwas mit Goethe gemein zu haben. Wir halten ihn für einen jungen Mann, weil er vor 1885 nichts veröffentlichte. Er hat fünf Dramen, einen Novellenband und eine Dichtung verfaßt. Er nennt sich vor allem Dramatiker, vielleicht weil er in diesem Dichtungszweige am meisten zu leisten glaubt; deshalb hat er wohl auch mit Vorliebe Dramen geschrieben. Allerdings zeigt er in seinen Theaterstücken mehr Kraft als in seinen anderen Arbeiten, weil in ihnen der Realismus sehr mächtig ist; dennoch ist sein Talent, oder wenn man will Genie in den Novellen und Gedichten durchaus nicht weniger stark. Das Charakteristische seiner Werke ist der Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus . . ." Der Kritiker giebt nun eine eingehende Schilderung des Inhaltes der „Weber" und schließt mit der Betrachtung: Durch das ganze Stück werden die Ursachen des Socialismus treu dargestellt, aber wir finden nirgends eine Ansicht über die Lehre an sich, weder mittelbar, noch unmittelbar. Wir wären neugierig, ob das Drama auf einer Londoner Bühne mit Erfolg gegeben werden könnte. Die Regierung würde es nicht verbieten, denn der Gegenstand wäre einem englischen Publikum nur sympathisch. In Paris hat man es nach einer Vorstellung nicht wieder gegeben. Sein Mangel ist, daß kaum Licht und Schatten darin sind, sondern alles von derselben düsteren Farbe ist. Würde nicht eine kurze Liebesgeschichte erlösend gewirkt oder die Einführung eines barmherzigen, wohlhabenden, gebildeten Fabrikanten mit seiner Familie etwas Licht auf die finstere Scene gebracht haben? Dasselbe kann man vom „Friedensfeste" sagen, einem Familienstreite, der von Anfang bis zu Ende herzzerreißend ist. Nur eine Seite wird belebt durch die Versöhnung, welche die reizende Braut eines der Söhne herbeiführt, freilich nur vorübergehend . . . Ueber „Kollege Crampton" gehen wir schnell hinweg, er ist ein Spieler und Trinker, aber er zeigt keinen Humor, wie so mancher Trunkenbold . . . . „Einsame Menschen" ist ein lebendiges Stück und könnte vielleicht, selbst in England, einen guten Erfolg haben." Der Kritiker des „Spectator" analysiert nun das Stück; der halb humoristische Ton seiner Inhaltsangabe beweist jedoch, daß er in den Geist der „Einsamen Menschen" nicht eingedrungen ist. — Die Reihe kommt nun an: „Vor Sonnenaufgang". Der Engländer übersetzt es mit Sunrise, also nur mit „Sonnenaufgang". Er sagt darüber: „Sunrise ist bei weitem das Beste der Stücke. Sehr packend schildert das Drama das Elend und die Sittenlosigkeit der Grubenarbeiter und die widerlichen Laster ihrer Arbeitgeber. Die Beschreibung der letzteren erinnert an Zola, doch im Gegensatz zu Zola giebt Hauptmann nur hier und da einen charakteristischen Zug und verhindert so, daß das Stück beständig abstoßend wirkt. Er ist nicht ein bloßer Photograph wie Zola . . . ." Nun folgt eine kurze Erzählung der Begebenheiten in „Vor Sonnenaufgang". — Der Kritiker schließt mit dem „Apostel" und der Dichtung „Promethidenloos". Er sagt, der erstere sei außerordentlich gut erzählt und „Promethidenloos" habe drei hervorstechende Vorzüge: Der Vers sei hoch musikalisch, die Schilderung frisch, genau und machtvoll, und die Leidenschaft eines wahren Poeten durchdringe das Ganze. Der Genius beseele es und es erinnere an kein anderes Gedicht,

höchstens an Childe Harold. In den wenigen Naturschilderungen, besonders in der des Sonnenunterganges gliche es Shelley ein wenig, etwas von dem Mystizismus Shelleys besitze es in seiner letzteren Hälfte. Am Schluß: „Wir haben nur Raum gehabt, die Ouverture zur Oper dieses vielversprechenden Autors anzustimmen. Wenn unsere Leser den Vorhang heben und sich mit dem Ganzen bekannt machen, werden sie die Zeichen des wahren Genies darin finden. Herr Hauptmann kann nichts Besseres thun, als fortzufahren, zu Goethes Füßen zu sitzen, mit der Hoffnung, später den Platz neben ihm einzunehmen".

Reim-Epistel an die Friedrichshagener.

Ad vocem „Ein Truggeist" von Wilh. Jordan.

Von Otto Julius Bierbaum.

Wunderlich! Seit dreien Tagen sticht mich schon des Reimes Haber.
Soll ich? Soll ich nicht? Ich zähle Knöpfe, wälze Wenn und Aber,
Ob ich wirklich in Episteln, in gereimten Schreibebriefen
Fliegen lassen soll Gedanken, die in mir unruhig schliefen.

Unerträgliches Geflügel! Wie sie flattern, wippen, wabern!
Wollen unbedingt ins Freie, trotzen allen Wenns und Abern.
Still! so ruf' ich, bleibt im Neste! Hört doch auf mit dem Rumoren!
Allzuviele Verse werden lästig schon den deutschen Ohren,
Denen liebliche Musik dünkt Leitartikel, Skatgedröhne;
Keineswegs begehrlich sind sie aufgereimtes Versgetöne.

Nein! Sie lassen sich nicht halten, heben auf die bunten Flügel,
Burr, da fliegen sie hoch oben schon ob meinem Oedheim-Hügel,
Wenden erst sich zum Karwendel, der schon neuschnee-weiß geworden,
Dreh'n sich dann zum Peißenberge, und nun ziehen sie gen Norden.
Unglückseliger Wilhelm Bölsche! Mich bedünkt, die Rythmenrufer
Fliegen stracks und unaufhaltsam schnabelgrad zum Müggelufer.*)
Kann sie, kann sie nimmer halten! Wehe, daß W. B. genade!
Unbegreiflichmüggelsüchtig ist dieVersekavalkade

*) Friedrichshagen liegt am Müggelsee.

Gut denn! Fliegt! Mag euch behüten Herr Apoll, der Leierknabe,
Daß euch nicht zerhackt, zerfiedert irgend ein Kritikrausrabe.
Fliegt vornehmlich über München vorsichtklug in hohem Bogen:
In Biermaniens Hauptstadt wird heut kritisch unerhört gelogen.
Sitzt auf einem Lumpenhaufen dort ein Kerl, ein anonymer;
Dem gebührt für sein Gewerbe lange schon der Ochsenziemer.
Nennt Juniperus sich, Semper*), geifert Lügen und Gemeinheit;
Hütet, bitt' ich euch, vor diesem Burschen eurer Flügel Reinheit!

Aber nein, ihr sollt euch wagen dennoch in die Münch'ner Gassen
Und vom Freiherrn Alfred Mensi euch ein Blättchen geben lassen,
Gar ein auserlesen Blättchen, das ein Kleinod zweifelsohne:
Von dem alten Wilhelm Jordan die erbauliche Tenzone,
So gedruckt ist und erschienen in der „Allgemeinen Zeitung"**)
Wider des modernen Nietzsche-Gifts gefährliche Verbreitung.
Nehmt es sorgsam federntraulich unter schützendes Gefieder,
Denn ein solcher Jordan-Glücksfall, glaubt mir, kehrt sobald nicht wieder.
Hütet ganz besonders mir die unbezahlbar schönen Strophen,
Drin der Nibelungenstäbler Diebstahls zeiht den Philosophen:
„Merkt es doch! Fast jedes Schlagwort, Irrwischgleichnis, Blendermätzchen,
Ist erborgtes, philosophisch unverflicktes Dichtungsfetzchen,
Doch verschieft zum Gegensinne, wie mit umgedrehten Polen.
Seine stärksten Drucker hat er unverkennbar mir gestohlen."

— — — — — — — — — — — — —

„Was ich hier und dort von Züchtung höhern Menschenschlags geschrieben
Meistens maßvoll, doch zuweilen auch satirisch übertrieben,

*) Das einzige Anzeichen von Schamgefühl, das man an diesem niedrigsten Vertreter der Münchener Publizistik gemerkt hat, ist, daß er sich ängstlich scheut, seinen wirklichen Namen zu nennen. Den Decknamen Semper wählte er in Anhänglichkeit an den Wahlspruch seines Verläumdergewerbes: Semper aliquid haeret.

**) Beilage-Nummer 207. Alles, was in dieser Epistel unter Gänsefüßchensorte geht, entstammt der dort abgedruckten Tenzone Wilhelm Jordans: „Ein Truggeist".

Als Geträumm des edlen Eifers blinder Paradieserhafter,
Legt er als die höchste Weisheit in den Mund dem Zoroaster."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was ihm heut als Offenbarung laut von hundert grünen Jungen
Nachgepapageit wird — Leihgut ist's aus meinen Nibelungen."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was der Philosoph als Adel rühmt, anstatt es zu verdammen,
Findet ihr in meinem Schreckbild alles Zug um Zug beisammen."

Wahrlich, solche kindnaive Stabreimsgreisen-offenbarung
Ist für unsere lacheburst'gen Seelen höchst erwünschte Nahrung.
Wenn der „böse Truggeist Nietzsche" und wenn „Ibsen und Konsorten"
Mit „Gelüstekitzel" und mit „Lolch und Taumelbeeren"-Worten
Unsrer deutschen Seelen Keuschheit aberwitzvergiftet haben,
Ward uns wirksame Purganz vom alten Nibelungenknaben.
Heil ihm, daß er die Geschwüre unserer Seele als ein echter
Doktor Eisenbart uns aufbrach durch unendliches Gelächter!

Und nun flieg, mein Versgeflügel, durch den Herbst, den lüfteklaren,
Sag mir Gruß den nordensatten, südsehnsüchtigen Schwalbenscharen.
Ach, wie war der Sommer golden! Recht ein Dionysgesandter;
Vor zwei Wochen sah ich ihn: im reifen Roggenfelde stand er,
Schwere Aehrenbüschel hingen ihm im braunen Lockenhaare,
Und ein Mohnkranz kränzte rot ihm seine Stirn, die segenklare,
Und er sprach ein Evangelienwort mir unter vollen Aehren:
L a n g s a m k o m m t d i e Z e i t, d a w i e d e r a l t e F r e u d e n g ö t t e r k e h r e n,
G ö t t e r, d i e n i c h t s c h m e r z b l u t r ü n s t i g u n t e r K r e u z e s l a s t e n s t ö h n e n,
G ö t t e r, d i e d i e S c h ö n h e i t b r i n g e n i n g e w e i h t e n F a r b e n, T ö n e n,
G ö t t e r, d i e d i e S e e l e l e i c h t e n m i t d e m n e u e n S c h ö p f e r - W e r d e:
G l a u b e D I R u n d D E I N E N K r ä f t e n, l e b e n s k e i m e r f ü l l t e E r d e!

Ja, beim alten Jordan Wilhelm, der so meisterlich kann schelten —:
Neuer Glaube, neue Sehnsucht schreiten sieghaft durch die Welten.
Ob der alte Niblungraßler uns auch schätzt für Wimmerlinge,
Wir sind wahrlich wieder einmal recht von Herzen guter Dinge.
Ob wir auch gedecadenzelt, bei Böcklin! wir können tanzen,
Und der hellsten Freilichtsonne schwingen wir die Siegeslampen.
Ob auch wühlten tief im Schmerze unsre wahrheitwütigen Hände,
Grade darum naht zum Lohne uns die frohe „Geisterwende,
Die zum Sieg in Kunst und Dichtung führt das Schöne, Schlichtgesunde.
Seid getrost. Schon holt der Hammer aus zum Schlag der Siegesstunde."

(Auf der Oed am 15. September 1893.)

Eine Bürger-Kirche.

Mr. Stead, der unermüdliche findige Herausgeber der englischen Monatsschrift „Review of Reviews" tritt mit einem neuen Plane auf. Er fordert zur Gründung einer „Civic Church" auf und giebt ein ausführliches Programm derselben. Um zu zeigen, in welchem Geiste der Aufruf gehalten ist, bringen wir zur Probe einen Abschnitt aus demselben. „D a s K i n d. Ich beginne mit dem Kinde; alles fängt bei dem Kinde an. Und die „Bürgerliche Kirche" beginnt mit dem Kinde v o r dessen Geburt. Gegenwärtig ist die wichtigste aller sittlichen Fragen, die bedeutsamste aller menschlichen Handlungen — die, in welcher der Mensch dem Schöpfer am nächsten kommt — in neun und neunzig Fällen unter hundert, der Laune oder Leidenschaft unbelehrter menschlicher Natur überlassen. Das Reich, in welchem, wenn irgendwo, das Gewissen König und die Vernunft Erster Minister sein sollte, überlassen die jetzigen Kirchen aller Länder den unbeeinflußten, unerzogenen Eingebungen des natürlichen Triebes. Die vornehmste Doktrin der B ü r g e r l i c h e n Kirche, wie ich sie auffasse, ist ein nachdrückliches Einschärfen der ungeheueren Verantwortlichkeit, welche der Elternschaft und besonders der Vaterschaft beiwohnt. Jedes Kind hat ein Recht darauf, von gesunden Eltern in gesetzentsprechender Verfassung geboren zu werden, und kein Kind sollte in die Welt gesetzt werden, wenn nicht seine Eltern die Mittel und die Gelegenheit haben, es angemessen mit Nahrung, Kleidung, Obdach und Erziehung zu versorgen. Die damit verbundene Verantwortlichkeit ist Sache der Eltern. Von der Verpflichtung, welche im

Zustande der Wildheit vom Staat oder vom Stamm übernommen war (der durch den Kindermord die Ueberproduktivität seiner Glieder ausglich), sehen jetzt sowohl Kirche wie Staat ab. Das Individuum wird der Richtung des eigenen Triebes überlassen, ohne Hilfe oder Führung durch die Religion; so werden Millionen überzähliger Kinder jährlich in die Welt gestreut, die sie nicht begehrt und in der sie hoffnungslos um ihr Dasein zu ringen haben. Sich selbst zum Fluch, eine zu Grunde richtende Last für ihre Eltern und schwächend für den Staat, geht ihre Vermehrung fort ohne Einhalt, ohne auch nur eine warnende Stimme gegen die sorglose, leichtfertige Uebernahme der entsetzlichsten aller Verantwortlichkeiten. Sicherlich ist hier, wenn irgendwo, ein großes Feld, reif zur Ernte. Es ist kein Fall für eine Parlamentsakte. Das einzige Tribunal ist das Gewissen des Menschen. Und vor diesem Tribunal sollte das Gesamtgewissen des Gemeinwesens wahrlich nicht stumm bleiben. Die Einprägung der ungeheuern Verantwortlichkeit der Elternschaft würde unmittelbar zu einer Verbesserung der Zustände vor der Geburt führen, welche jetzt zu häufig unbeachtet bleiben. Die Frau, welche der Mutterschaft entgegengeht, welche die neue Generation unter ihrem Herzen trägt, sollte der Gegenstand größerer Fürsorge und Ehrerbietung sein, als gegenwärtig der Fall ist. In neun Fällen unter zehn läßt man sie in tiefster Unwissenheit über den Einfluß, welchen ihre Umgebung und ihre Verrichtungen auf das neugeborene Kind haben können; daher viel Krankheitszustände für sie und spätere Leiden für das Kind. Frauen in diesem Zustande sind oft zu schwerer Haus- und Fabrikarbeit genötigt, ungenügend genährt und Eindrücken ausgesetzt, die das Schicksal ihres Sprößlings besiegeln, bevor er das Licht erblickt. Wie verhalten sich die Kirchen bei diesen Verbrechen gegen die entstehende Generation? Viel ist für und gegen die unbefleckte Empfängnis eines jüdischen Weibes gesprochen worden, welches jetzt seit 19 Jahrhunderten im Grabe liegt. Aber was geschieht durch diejenigen, welche sich nach ihrem Sohne nennen, was geschieht durch die Christen, um ihren Schwestern .... eine leidliche Möglichkeit zu sichern, daß sie einem Menschenkind das Leben geben, ohne es vom Mutterleibe an zu einem hoffnungslosen Dasein der Krankheit und Sünde zu verdammen? Wenn das Kind geboren wird, bedarf es auf jeder Stufe der aufmerksamen Sorgfalt der Kirche. Bis heute ist, wenigstens in England, die Ausbildung und Stellung der Hebeammen eine Schande für unsere Civilisation. Die Gesetzgeber flicken daran, aber sie haben die Gewalt der öffentlichen Meinung nicht hinter sich. So geschieht nichts und jedes Jahr kommen eine Menge Kinder bei der Geburt um, die hätten leben können, wäre die „weise Frau" in der That weise gewesen. Aber die allerletzte Stelle, an welche die Fürsprecher dieser so höchst nötigen Reform sich um Hilfe wenden, ist die Kirche. Wochenbett-Hospitäler sind eine Notwendigkeit in großen Städten, die Bürgerliche Kirche würde danach trachten, daß dieselben in ausreichender Zahl vorhanden, und in humanem Sinne verwaltet wären. Ueber die Findlingshospitäler-Frage wäre viel zu sagen. Wenn man ernstlich gegen das große Uebel ankämpfte, daß nicht gewollte Kinder ins Leben treten, so würde das Bedürfnis für solche Anstalten auf ein Minimum zusammenschwinden. Gegenwärtig, wo die Kirche sich um die Sache nicht kümmert, eröffnet das Gemeinwesen, welches das Findlingshaus mit der einen Hand schließt, mit der andern das todbringende „Kinderheim". Ueber die Frage der Verantwortlichkeit des Vaters äußern die Kirchen sich in der Regel wenig. Das Gesetz der meisten christlichen Länder ist eine Schande, welche zeigt, wie wenig ernst die Christenheit es thatsächlich mit ihrem Vaterunser meint. In Ländern, wo der Code Napoleon gilt, ist jede Forschung nach dem Vater eines unehelichen Kindes gesetzlich untersagt. Das englische „Bastard Law" ist nicht so cynisch unmenschlich, aber in der Praxis fast ebenso schlimm. Die Schwierigkeiten, den vermeintlichen Vater gerichtlich zu belangen, sind fast unüberwindlich, und wenn dem Mann eine wöchentliche Zahlung zuerkannt ist, so sind ihm alle möglichen Gelegenheiten gegeben, sich seiner Verpflichtung zu entziehen. Die Bürgerliche Kirche würde nicht ruhen, bis sie vom Staate die Anerkennung des Grundprinzips erlangt hätte, daß wo immer ein Kind geboren wird, die bloße Thatsache seiner Geburt dem Vater eine dauernde gesetzliche Verpflichtung, es zu erhalten, auferlegt, deren Erfüllung bei jedem Polizeigericht zu erzwingen ist, ferner, daß die bloße Thatsache ihn dauernd verhindert, irgend ein anderes Frauenzimmer zu heiraten, als die Mutter seines Kindes, wenn er sich nicht der Bigamie schuldig machen will. Jedes Kind hat ein Recht auf gesetzmäßige Eltern, und nichts ist empörender, als die Art, wie das Gesetz ein Auge zudrückt bei der Umgehung der elementarsten aller menschlichen Verantwortlichkeiten. Das Recht des Starken, den Schwachen zu unterdrücken, wird selten cynischer aufrecht erhalten, als in der gesetzlichen Bestimmung, durch welche die ganze Last der Elternschaft dem Elternteil aufgebürdet wird, welcher leidet, während der andere, welcher

nichts zu leiden hat, frei ausgeht. Sobald das Kind geboren ist, braucht es Nahrung, und die Versorgung mit guter, billiger Milch ist eine der ersten Erfordernisse seiner Existenz. Ich erinnere mich, mit welch trauriger Bitterkeit Thomas Carlyle mir von der Veränderung sprach, welche über die ländlichen Distrikte Schottlands während seiner Lebenszeit gekommen ist. „Heutzutage," sagte er, „können die armen Kleinen nicht ein wenig Milch in ihre Suppe bekommen. Sie wird alle zur Stadt geschickt, und des Arbeiters Kind erhält keine. Die Folge davon ist, daß sie mit Wassersuppe aufgezogen werden und daß die Rasse sich verschlechtert." Ein wenig Ueberlegung hätte die Landbevölkerung gegen diesen Verlust ihres natürlichen Nahrungsmittels schützen können, aber die Kirche kümmert sich um solche Kleinigkeiten nicht. Die Lairds und die großen Pächter schickten die Milch auf den besten Markt und die Kinder derer, welche ihr Land bebauten, mußten ohne Milch fertig werden. Wo Frauen in Fabriken oder bei der Feldarbeit beschäftigt werden, ist die Krippe eine Notwendigkeit. Aber nur zu oft wird diese Einrichtung sehr schlecht gehandhabt und fast überall zeigt sich eine gänzliche Abwesenheit intelligenter und liebevoller Ueberwachung. Wären in jedem industriellen Bezirk, wo Frauen außer dem Hause beschäftigt sind, eine hinreichende Anzahl Krippen nach dem besten Muster unter guter Verwaltung vorhanden, so würde ein großer Teil zu vermeidender Leiden von den Hilflosesten unseres Geschlechts abgewendet werden. Die Verhütung der Grausamkeit gegen Kinder ist sicherlich eins der guten Werke, über welches die Bürgerliche Kirche sich ohne *eine* abweichende Stimme vereinigen könnte. Die Thatsache, daß in all' unseren Städten eine gewisse Anzahl von Kindern jährlich durch Entbehrung, Schläge und alle Arten widerwärtiger Roheiten zu Tode gemartert werden, wird leider nur zu sehr bestätigt durch die Berichte der „Gesellschaft zur Verhinderung der Grausamkeit gegen Kinder". Aber bis Mr. Waugh aufstand, um einer wenig teilnehmenden Welt die Kenntnis solcher Vorgänge aufzudrängen, blieben diese Thaten der Dunkelheit im Verborgenen und als er sie ans Licht brachte, erhielt er mehr Hilfe durch die Konstabler als von den Kirchen, deren Gründer einst sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich." Das Aufsuchen dieser hilflos Leidenden ist sicherlich die Pflicht der Kirche, und das Centrum der Bürgerlichen Kirche hätte dafür zu sorgen, daß wenigstens einmal jährlich die Aufmerksamkeit der Gemeinden auf diesen Gegenstand gelenkt werde. Dicht hinter der Grausamkeit kommt der Mord — der Mord in gewinnsüchtiger Absicht, der in ein System gebrachte Mord, durch Versicherungsgesellschaften erleichtert. Ueber die Frage der Kinder-Versicherung überhaupt würde die Bürgerliche Kirche viel zu sagen haben. Die Kirchen wissen gegenwärtig so gut wie nichts darüber. Daß manche Eltern das Leben ihrer Kinder versichern, um Vorteil aus deren Tod zu ziehen, ist leider nur zu wohl erwiesen. Aber wo wäre ein Centrum in einer kleineren oder großen Stadt, bei dem dieser entsetzliche Gegenstand durch auserlesene Vertreter der Menschenfreundlichkeit oder der Religion in Erwägung gezogen werden kann? Ach, es giebt kein solches. Und was den Erfolg betrifft, so ist die Thätigkeit menschenfreundlicher und religiöser Menschen in dieser wie in anderen Angelegenheiten so spasmodisch und stoßweise, wie die Bewegungen der Glieder eines Frosches, nachdem ihm das Gehirn ausgenommen ist. Die medulla oblongata der philanthropischen und religiösen Welt — das ist die bürgerliche Kirche."

Das Zukunftsbild eines Astronomen.

Der französische Astronom Camille Flammarion entwirft im „Cosmopolitan" ein phantasiereiches Zukunftsgemälde, welches wir in einigen Strichen skizzieren wollen. In der Mitte des 24. Jahrhunderts bewiesen die Statistiker, daß der Krieg in jedem Jahrhundert 40 Millionen Opfer fordere, also elf Tausend an jedem Tage. Unter dem begeisternden Einfluß einer geistvollen Frau schlossen nun die Mütter in Europa einen Bund, ihre Kinder, besonders ihre Töchter, in dem Abscheu vor den Barbareien des Krieges zu erziehen. In einer einzigen Generation befreite diese rationelle Erziehung von jenem Ueberbleibsel der Tierheit und pflanzte einen tiefen Abscheu vor allem ein, was an die Greuel früherer Tage erinnerte. Noch aber weigerten sich die Regierungen, zu entwaffnen, und das Kriegsbudget wurde Jahr aus Jahr ein votiert. Da beschlossen die Mädchen, niemals einen Mann zu heiraten, welcher die Waffen getragen habe; und sie hielten ihr Gelübde. Die ersten Jahre dieser Verbündung waren schwere, auch für die jungen Mädchen, denn die Wahl mehr als Einer fiel auf einen hübschen Offizier, und ohne die Furcht, allgemein verurteilt zu werden, hätte das Herz wohl nachgegeben. Einige wurden allerdings abtrünnig, aber da solche Ehen von Anfang an von der Gesellschaft verächtlich angesehen und ausgeschlossen wurden, so waren sie nicht zahlreich. Die öffentliche Meinung hatte sich gebildet, und

es war unmöglich, die Strömung aufzuhalten. Fünf Jahre hindurch fand kaum eine einzige eheliche Verbindung statt. Jeder Bürger war Soldat, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, in Spanien, in jeder Nation Europas — alle bereit zu einer Staaten-Konföderation, aber alle vor Fragen zurückweichend, welche das nationale Banner betrafen. Die Frauen blieben fest; sie fühlten, daß die Wahrheit auf ihrer Seite war, daß ihre Standhaftigkeit die Menschheit von der sie bedrückenden Sklaverei befreien würde, daß der Sieg ihnen nicht fehlen könne. Auf die leidenschaftlichen Beschwörungen mancher Männer erwiderten sie: „Nein, wir wollen nichts mehr mit Thoren zu thun haben". Hätte dieser Stand der Dinge fortgedauert, so würden sie sich entschlossen haben, bei ihrem Gelübde zu bleiben, oder aber nach Amerika auszuwandern, wo schon vor Jahrhunderten das militärische System verschwunden war. Diesem Wall des weiblichen Widerstands gegenüber, der täglich stärker und unüberwindbarer wurde, traten endlich, nach Verlauf von fünf Jahren Abgeordnete aller Länder, von gemeinsamem Antrieb beseelt, beredt für die Sache der Frauen ein, und noch in derselben Woche wurde die Abrüstung in Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich und Spanien votiert. — Es war Frühlingszeit. Keine Ruhestörungen kamen vor. Zahllose Heiraten folgten. Rußland und England waren der Bewegung fern geblieben, da in diesen Ländern die Haltung der Frauen nicht einstimmig gewesen war. Aber da alle europäischen Staaten im folgenden Jahr in Republiken umgewandelt und in einen einzigen konföderierten Staat vereinigt wurden — als „Vereinigte Staaten Europas" — so beschlossen jene zwei großen Staaten gleichfalls eine allmähliche Entwaffnung. Infolge davon nahm die Steuerlast um $^9/_{10}$ ab, jedermann atmete auf; man wurde thatsächlich ohne Bureaukratie fertig, und man kann sagen, daß die Civilisation zum erstenmal freie Bahn hatte. — Es war nur noch eine Münzsorte im Umlauf. Es gab einen Meridian, und zwar den von Greenwich. Frankreich war im 28. Jahrhundert verschwunden, Italien im 29., Deutschland im 32., während England sich über die Oberfläche des Ozeans ausgedehnt hatte. Alle Wälder waren vernichtet. Die Meteorologie machte es möglich, das Wetter mit absoluter Sicherheit vorherzusagen. Die Luftschifffahrt war allgemein, Zollhäuser gab es nicht mehr, die Elektricität war an die Stelle des Dampfes getreten, und alles war durch die Fortschritte der Astronomie begründet. Der gesetzliche Zinsfuß war auf $^1/_2$ Prozent gesunken. Tiere wurden nicht mehr zur Nahrung geschlachtet; Chemiker bereiteten alles Erforderliche aus Luft, Wasser und Vegetabilien. Man genoß Nahrung in Gestalt köstlicher Getränke, Früchte, Kuchen und Pillen. Landwirtschaftliche Produkte wurden durch Elektricität erzeugt; Hydrogen wurde aus dem Seewasser gewonnen: die Kraft von Wasserfällen und Strömungen wurde zur Beleuchtung in die Ferne verwendet; die im Sommer aufgesammelten Sonnenstrahlen wurden im Winter verteilt, und die Jahreszeiten waren beinah verwischt, besonders seit der Einführung heißer Brunnen, die die anscheinend unerschöpfliche Wärme des Erdinnern an die Oberfläche des Bodens brachten. Viele Veränderungen sind hinsichtlich des menschlichen Körpers eingetreten. Der weibliche Kopf ist größer, der Körper kleiner geworden, ebenso beim Mann. Es giebt nur eine Rasse auf der ganzen Welt, nur eine Religion — die Stimme des aufgeklärten Gewissens — und die ganze Welt steht unter einer allgemeinen Regierung. Alle wilden Tiere sind vom Festland, Walfische und Seehunde aus dem Meere verschwunden. Das Menschengeschlecht hat einen siebenten Sinn erhalten — den elektrischen — und ferner den achten oder seelischen Sinn, welcher Mitteilung in die Ferne ermöglicht. Vermittelst eines, Telephonoskop genannten Instruments konnte man alles, was irgendwo in der Welt vorgeht, gleichzeitig über unsern ganzen Planeten sehen und hören. Durch die Kultur der psychischen Wissenschaft sind verborgene Seelenkräfte entdeckt worden, eine Seele wirkt mit Schnelligkeit auf eine andere in die Ferne; ein Verkehr ist zuerst mit Mars, dann mit Venus, und endlich mit Jupiter eröffnet worden. Die ärztliche Kunst wird durch Hypnotismus, Magnetismus und psychologische Beobachtung umgewandelt, die Telepathie ist eine große Wissenschaft geworden. Die Hauptstadt der Welt ist ein neues Athen, an den Ufern des Michigan-Sees; Lissabon ist vom Meere zerstört worden, Madrid, Rom, Florenz, Neapel liegen in Trümmern; Paris hatte dasselbe Geschick. Chinesen sind zu Tausend Millionen über Westeuropa verbreitet; ihre erste Hauptstadt erstreckt sich wie eine endlose Straße von Bordeaux bis Toulouse. Amsterdam, Rotterdam, Versailles und Rouen sind unter das Niveau des Meeres gesunken und vom Wasser bedeckt. Im 85. Jahrhundert befindet sich Paris bis zur Spitze des Notre-Dame-Turms unter Wasser. China liegt unter Wasser, der Boden des Atlantischen Oceans hat sich bis zur jetzigen Oberfläche erhoben, ein Teil der Vereinigten Staaten ist verschwunden, und ein Festland stieg an der Stelle des Oceans auf. Die Dauer des menschlichen Lebens ist bis auf 150 Jahre verlängert;

die Jugend währt beinah 100 Jahre. Das Menschengeschlecht erreicht seine Höhe und bleibt hunderttausend Jahre in seinem Zenith; dann beginnt eine allmähliche Abnahme. Die Wassermenge auf der Erde wird nach und nach geringer — der Große Ocean verschwand, die letzten Ueberreste der Seen waren auf die Tropen beschränkt — es giebt keine Berge mehr, keine Schnee-Verdichter; die ganze Vegetation verändert sich, die Umdrehung der Erde wird langsamer, der Tag währt 110 Stunden. Da es hierzu nicht vor 10 Millionen Jahren kommt, so braucht es uns nicht allzusehr zu beunruhigen. Was nach alle dem geschieht, schildert Flammarion in der folgenden Nummmer des „Cosmopolitan“. Bekanntlich nimmt die Wissenschaft an, daß unser Sonnensystem allmählich erkalten und erstarren, die Kraft, welche die Weltkörper treibt, nach und nach sich verringern werde — wie sie sich nach den Berechnungen schon verringert hat, und so der Untergang der Welt eintreten werde. Doch man braucht ohne Sorge zu sein, der Vorrat bewegender Kraft reicht noch für Millionen von Jahren. Camille Flammarion läßt diese Annahme nicht gelten, er setzt ihr metaphysische Betrachtungen entgegen. „Das Weltall ist keine endliche Größe. Es ist unmöglich, seiner Ausdehnung eine Grenze zu setzen . . . Es ist nicht ein einfacher, fertiger Mechanismus, der wie ein Uhrwerk geht, und einst für immer stehen bleiben wird . . . Die Zukunft des Universums liegt in seiner Vergangenheit. Sollte das Universum einmal ein Ende haben, so wäre dies schon längst eingetreten . . . Nur weil unsre Begriffe endliche sind, nehmen wir für die Dinge Anfang und Ende an. Wir begreifen nicht, daß es eine absolut endlose Reihe von Umwandlungen in der Zukunft oder in der Vergangenheit geben könne . . . und doch zeigt der thatsächliche Anblick des Himmels uns das Unendliche. Wir fassen die Unendlichkeit des Raums ebensowenig wie die Unendlichkeit der Zeit, und doch fassen wir noch weniger irgend eine Grenze für den Raum oder für die Zeit, denn unser Gedanke springt über diese Grenze hinaus und blickt noch weiter. Man könnte fortwährend in irgend einer Richtung des Raumes gehen ohne, dessen Ende zu finden; und sobald man uns gegenüber behaupten will, daß in einem gewissen Augenblick der Zeitdauer die Zeit ein Ende haben werde, glauben wir es nicht, und wollen die Zeit an sich nicht mit den menschlichen Messungen verwechseln, welche wir mit ihr vornehmen können . . . Aber der Gedanke vermag weder das eine noch das andre aufzuheben. Absolut genommen dürfen wir hierbei ohne Zweifel weder von Zeit noch von Raum sprechen, sondern von Unendlichkeit und Ewigkeit, in deren Schoß jedes Maß, und sei es noch so lang, nicht mehr als ein Punkt ist. Wir können das Unendliche im Raum oder in der Zeitdauer nicht fassen, nicht begreifen, weil wir unfähig dazu sind; aber diese Unfähigkeit beweist nichts gegen die absolute Wahrheit. Selbst während wir gestehen, daß wir das Unendliche nicht begreifen, fühlen wir, daß es uns umfängt, und daß der durch irgend welche Schranke begrenzte Raum eine absurde Idee ist; ebenso wie wir nicht umhin können, für irgend welchen Augenblick der Ewigkeit die Möglichkeit der Existenz eines Weltensystems zuzugestehen, dessen Bewegungen die Zeit messen ohne sie zu schaffen. Erschaffen denn unsre Uhren die Zeit? Nein. Sie messen sie nur. Unsre Messungen der Zeit und des Raums verschwinden dem Absoluten gegenüber. Aber das Absolute bleibt. Wir leben im Unendlichen ohne es zu ahnen. Die Hand, welche diese Feder hält, ist aus ewigen, unzerstörbaren Elementen zusammengesetzt, und die Atome, aus welchen sie besteht, waren schon in dem Sonnen-Nebel vorhanden, aus dem unser Planetensystem hervorging, und werden über alle Zeiten hinaus festbestehen. Eure Lungen werden atmen, euer Gehirn wird denken mit dem Material und mit den Kräften, welche vor Millionen Jahren in Thätigkeit waren und es ohne Ende sein werden. Und nach dem Tode werden alle Stoffe, aus denen der Körper bestand, andere Wesen bilden. Die Auflösung ist das Vorspiel zu einer Erneuerung und zu einer Gestaltung neuer Wesen. Die Analogie läßt uns glauben, daß es ebenso mit dem kosmischen System sein werde. Zerstört kann nichts werden. Was da besteht — unveränderlich in der Quantität, aber stets wechselnd in der Form unter den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Weltalls, — ist eine unmeßbare Gewalt, die wir anerkennen müssen als ohne Grenzen im Raum und ohne Anfang noch Ende in der Zeit. Deshalb wird es immer Sonnen und Welten geben, die weder unsere gegenwärtigen Sonnen noch unsere gegenwärtigen Welten, die andere sein werden, aber sich stets aufeinander folgen in der endlosen Ewigkeit. Dies transcendentale Gesetz läßt uns annehmen: lange nach dem Untergang der Erde, der riesigen Planeten und des Centralgestirnes selbst, während unsere alte schwarze Sonne im grenzenlosen Raum schwimmen und die erstorbenen Welten mit sich führen wird, auf denen die irdischen und planetarischen Geschöpfe einst die flüchtigen Kämpfe des täglichen Lebens durchgerungen haben — also lange nach dem Untergang der Erde wird

eine andere erloschene Sonne, gleichfalls aus den Tiefen der Unendlichkeit hervordringend, unserer Sonne begegnen und sie aufhalten ... Dann werden inmitten der endlosen Nacht des Raumes diese beiden mächtigen Kugeln durch den fürchterlichen Stoß ein wundervolles himmlisches Feuer entzünden, ein unermeßliches nebelförmiges Gas, zuerst wie ein Irrlicht hin und her schwankend, dann nach ungekannten Himmelsregionen entschwindend. Seine Temperatur wird nach mehreren Millionen von Graden zählen. Alles was einst Erde, Wasser, Luft, Mineralien, Pflanzen, Menschen hienieden war, alles was einst menschliche Leiber, Blicke, liebevoll schlagende Herzen, verführerische Schönheiten, denkende Köpfe, schwertführende Hände, Sieger oder Besiegte, Henker oder Opfer gewesen, die Atome und die niederen von der Materie noch nicht gelösten Seelen, alles wird zu Feuer geworden sein. Und ebenso die Welten Mars, Venus, Jupiter, Saturn und ihre Brüder. Das wird die Auferstehung der sichtbaren Natur sein; während die höheren Seelen, welche die Unsterblichkeit errungen haben, ohne Aufhören fortleben werden in den Hierarchien des unsichtbaren seelischen Weltalls. Der entsetzliche Zusammenstoß der beiden erloschenen Sonnen wird also einen ungeheuren gasförmigen Nebel erzeugen, der all die früheren in Dampf verwandelten Welten absorbieren, und beginnen wird um sich selbst zu rotieren. Und in den Verdichtungszonen dieses ursprünglichen Nebels werden neue Globen entstehen, wie einst bei der Morgendämmerung der Erde. Und es wird ein neuer Anbeginn der Welt sein, eine neue Genesis, welche ein neuer Moses und Laplace erzählen werden. Und die Schöpfung wird fortgehen, neu, stets verschieden, nicht als Sonnensystem, sondern anders, übermenschlich, unerschöpflich. Und es wird andere Geschlechter geben, die in dem neuen Lichte leben werden, wie wir heut in dem unsrigen leben. Und diese Universen werden wiederum vergehen. Aber stets wird der unendliche Raum von Welten und Sternen, von Seelen und Sonnen bevölkert bleiben, und die Ewigkeit wird immerfort dauern. Denn es kann weder einen Anfang noch ein Ende geben.

Ueber „Sittliche Erweckung in Frankreich"

schreibt Aline Gorren im „Atlantic Monthly": Nicht Skeptizismus, sondern Glaube ist die Parole, welche gegenwärtig von höheren Stimmen erteilt wird. Eine gewisse Unnachgiebigkeit in unserer angelsächsischen Natur hat Amerika und England verhindert, die ganze Gewalt sowohl der ersten Bewegung wie deren gegenwärtigen Gegenstoß zu empfinden. Das europäische Festland ist für beide Einflüsse empfänglicher gewesen. Eine religiöse, eine sittliche Neubelebung zeigt sich mit großer Kraft in Rußland; sie begeistert einige junge und noch wenig bekannte Dichter im neuen Deutschland; sie ist bei den besten Schriftstellern Italiens und Spaniens nachzuweisen. Aber wie kein Volk weiter als die Franzosen gegangen ist in der Anwendung des Lebensbegriffes, welcher aus der Emanzipation der Vernunft und dem Glauben an die Wissenschaft als einziger Offenbarung entsprang, so hat bei ihnen der Rückschlag entschiedenere Zustände, praktischere Ergebnisse als anderwärts ins Leben gerufen. Vogüé, Paul Desjardins, Edouard Rod, Pierre Lasserre, sind die wahren Führer der moralistischen Bewegung, die wirklichen Neu-Christen, und wie man auch über die etwaige Wirksamkeit ihres Kreuzzugs denken mag, es ist unmöglich, die Aufrichtigkeit, die Redlichkeit, den Ernst zu verkennen, womit er geführt wird. Diese Schriftsteller bewundern nicht nur die sittliche Seite der christlichen Religion, sondern möchten sie auch wieder ins Leben rufen, streng auf ihre Verwirklichung dringen, sie zur immer gegenwärtigen Richtschnur des täglichen Lebens machen; aber alles dieses, während sie deren orthodoxe dogmatische Grundlagen zurückweisen. Desjardins „Le Devoir Présent" ist der entschlossenste Versuch, welcher bisher gemacht wurde, in Frankreich eine allgemeine geistige Gewalt herzustellen in Uebereinstimmung mit den metaphysischen Forderungen unserer Zeit. Zwei leitende Ideen treten in Desjardins Katechismus hervor: die eine ist der Glaube an eine intellektuelle Priesterschaft; die andere der Glaube, daß alle geistigen Gaben und Erwerbungen als Nutznießungen zu betrachten sind, auf welche die geistig Unbegabten und materiell Enterbten ein Recht haben. Desjardins hat entschieden ausgesprochen, daß er keine Sekte nach dem Muster der Saint Simonisten oder ähnlicher zu bilden wünscht. Er entwirft keinen Kultus, aber er möchte in Frankreich eine religiöse Laien-Verbindung gründen, eine Gesellschaft für sittliche Hilfe, etwas nach der Art unserer Gesellschaften ethischer Kultur in Amerika — eine Gesellschaft, welche ihre Zeitschriften, Vorlesungen, Schriftsteller und sogar ihr Seminar haben soll, eine Schule der Freiheit, worin die Jugend des Landes „durch das Studium Epiktets, Marcus Aurelius, des Evangeliums, des heiligen Paulus, des heiligen Augustins und des heiligen Vincent de Pauls" zum Eintritt ins Leben mit den höchsten mora-

lischen und doch auch durchaus praktischen Zielen vorbereitet werden soll. Dies ist die intellektuelle Priesterschaft. Sie muß den Charakter an sich selbst und anderen zu bilden suchen. Wenn sie über das Weltall spekuliert, so darf dies nur insoweit geschehen als aus den Resultaten solcher Spekulation ein unmittelbarer Antrieb zum Rechthandeln hervorgeht. Was die socialistische Seite betrifft, so wünscht Desjardins, die Eltern möchten ihre Söhne, sobald diese die Universitäten verlassen haben, auf einige Monate mit den ärmsten Volksklassen in Berührung bringen, damit das ihnen als eine Lehrzeit für das Geschäft des Lebens diene. Er wünscht, daß solche durch Teilnahme an dem Loos der Armen erworbene Bekanntschaft mit der Schwere des Lebens und der Unwissenheit, durch häufigen späteren Verkehr mit den arbeitenden Klassen aufrecht erhalten bleibe. Er weist jede Form herkömmlicher Philanthropie zurück. Geistiges Almosenspenden — freie Vorlesungen, freie Lesezimmer — verwirft er ebenso wie materielles Almosengeben. „Verschafft den Bedürftigen Arbeit“, sagt er; „und einigen mehr als ihre Gefährten geweckten Arbeitern schlagt vor, einen Leseklub unter sich einzurichten, auf eigene Kosten jemanden anzunehmen, welcher ihnen Vorträge über Gegenstände hält, deren Kenntnis in ihrem Interesse liegt. Denn die geistigen Dinge gewinnen für diese Leute erst Bedeutung, wenn sie dieselben mit persönlichen Opfern erkauft haben. Den moralisch Kranken, seelisch Verkrüppelten und Verkehrten möchte Desjardins vermittelst seiner „Gesellschaft moralischer Hilfe“ dieselbe Rettung und Opferkur vorschreiben. „Recht handeln“, bemerkt er, „kann allein seelische Zweifel aufhellen.“ Desjardins idealer Bund will Katholiken, Protestanten, Juden, Neu-Kantianer, Menschen aller Glaubensschattierungen umfassen; denn der Grund der Uebereinstimmung wird ein allgemeiner sein, und kein störendes Dogma wird trennend einwirken. Es wäre interessant zu beachten, wie weit ein solcher Bund von Laien-Priestern es in Frankreich bringen würde.

Ein Denkmal für Henri Mürger.

Schamlose Leute, diese Franzosen! Während die wackeren Düsseldorfer die Ehre keuscher und gottesfürchtiger Deutschheit retteten, indem sie dem Lotterbuben, der das Buch der Lieder verbrochen hat, den Raum zu einem Denkmal verwehrten, haben sich Pariser Litteraten nicht geschämt, ein Denkmal für den Dichter des Pariser Künstlersumpfes, für Henri Mürger anzuregen. Heu, heu et iterum heu et proh dolor! Herr Zola ist natürlich auch unter diesen sauberen Leuten, die einen Schmutzian verewigen wollen, Herr Zola und die ihm im Schmutze verwandten Pornographen Catulle Mendès, Arsène Houstaye, Armand Sylvestre (das ist der, der alljährlich die Nuditäten der sittenlosen französischen Kunst besingt!). Wie aber kommt ein so Ehrenfester und Wackerbraver wie François Coppée unter diese Rotte Kora? Wahrlich, die gallische Rasse ist selbst in ihren besten Söhnen angefault! Wußte Herr Coppée denn nicht, zu wessen Verherrlichung er seinen Namen lieh? Wußte er denn nicht, daß als Hauptfiguren auf dem geplanten Denkmal, das die Gärten des Luxembourg verunzieren soll, zwei von „jenen Damen“ figurieren werden: die Grisetten Mimi und Müsette, deren jede verschiedene Verhältnisse hatte, wie man in dem Schmutzsammelwerke Mürgers „Scènes de la Vie de Bohème“ nachlesen kann. Wem sträubt sich nicht das sittliche Haar, wenn er erfährt, daß in einem öffentlichen Garten den Augen der Unschuld die Unmoralität in Bronze gegossen vorgeführt werden soll? Lebensgroß sollen diese „Damen“ Mimi und Müsette dargestellt werden, wie sie die Stufen des Denkmals, das die Marmorbüste des Pornographen bekrönen wird, heraufsteigen und ihm Rosen reichen. Zwei Dämchen in einer Attitüde, wie sie nur weiß gekleideten Ehrenjungfrauen bei Schützenfesten gebührt! Es ist ein vollendeter Skandal. Natürlich wird man auch Verse des Poeten der illegitimen Verhältnisse an dem Denkmal anbringen. Die Haut muß jedem Biedermanne schaudern, wenn er daran denkt, was das für Verse sein werden. Vielleicht gar: alors que je voulais choisir une maitresse . . . ! . . oh! oh! Laßt uns protestieren, deutsche Brüder, im Namen der beleidigten Moralmenschheit! Laßt uns Fräulein Marlitt oder dem Reim-Grafen Westarp ein Denkmal im Berliner Tiergarten setzen! Die Schamlosigkeit der Pariser stinkt zum Himmel, wir müssen die Luft reinigen!

O. J. Bierbaum.

Die Frauen im Parlament.

Die Frage der Wählbarkeit der Frauen hat schon viel Tinte gekostet und wahrscheinlich wird sie noch lange besprochen werden. In der letzten Nummer der Revue „La Vie Contemporaine“ widmet Jules Simon ihr einen Artikel. Der Verfasser der „Ouvrière“ ist kein Anhänger der Wählbarkeit der Frauen.

Er stützt seine These auf einen Hauptgrund, welchen die politischen Vorkommnisse der letzteren Zeit geliefert haben. Er sagt: „Es ist nicht zu leugnen, daß der Beitritt der Frauen sofort den Priestern einen überwiegenden Einfluß verschaffen würde. Obgleich die Unterwürfigkeit der Frauen gegen die Priester vielleicht nicht mehr so groß ist, wie vor einigen Jahren, so ist sie doch sicher beträchtlich genug, um eine Majorität nach dem Willen der katholischen Kirche zu bilden. Die Republik würde so eine Theokratie werden. Der Papst würde das geistliche Oberhaupt der katholischen Christenheit und das zeitliche Oberhaupt Frankreichs sein. Eine erstaunlichere Umwälzung, als diese, hätte es in der Geschichte nie gegeben.“ Das Folgende ist noch beißender: „Ein anderer, nicht zu übersehender Umstand ist die Einführung aller durch die Frauen erregten Leidenschaften in die Versammlung. Ich wundere mich, daß man niemals von den Schwenkungen der Nationalvertretung im Palais Bourbon erzählt hat. Ich hatte verschiedene Aufzeichnungen zu diesem Zwecke gemacht. Selbst wenn ich mich auf die Versammlungen beschränke, deren Augenzeuge ich war, oder an welchen ich selbst Teil genommen habe, so sind die seit einem halben Jahrhundert eingetretenen Veränderungen doch unendlich große. Aber welcher Umsturz erst, wenn man zu diesem tollen Orte auch nur einige zwanzig Unterröcke zuließe!“ Im Senat wären die Unzuträglichkeiten vielleicht geringer. Aber Jules Simon hat es nur mit dem Palais Bourbon zu thun. „Mehr als eine dieser Damen würde in der Kammer schwerlich etwas anderes als eine aktive Schauspielerin abgeben. Sie würde Reklame oder Erfolge dort suchen. Sie würde nach einem Ministerposten haschen, wie sie nach einem hübschen Privathotel hascht. Sie würde ihre Gründe durch den überzeugenden Grund ihrer schöner Augen bereichern. Sie sähe ihren Einfluß mit den Jahren abnehmen in dem Maße, wie ihre Erfahrung wächst. Es würden besondere Toiletten für die Interpellationssitzungen geschaffen werden, eine „Grand Semaine“, ein parlamentarisches Longchamp. Man würde Predigten zu hören bekommen und vielleicht etwas gesalzene Späße. Meine Freundin, Harriet Parker, die so viel Gutes geleistet hat, aber der die Parlaments-Idee im Kopfe spukte, hatte schon ein paar Reden verfaßt, von welchen sie selbst noch nicht wußte, wo sie dieselben anbringen würde und deren schwache Seite war, daß sie überall hin paßten. Sie sagte mir, nach der Zulassung der Frauen werde das Haus der Gemeinen sich in einen großen Salon verwandeln und die Abgeordneten sich wie Gentlemen benehmen. Aber ich fragte sie, welcher der beiden Teile des Parlaments den anderen mit fortreißen würde. Ich behauptete, daß die Männer nicht die dienenden Ritter der Damen sein, sondern im Gegenteil die Damen die Kameraden der Herren abgeben würden. Sie würden sich daran gewöhnen, Püffe auszuteilen und zu empfangen. Ich meine, im bildlichen Sinn. Was die Liebe betrifft, so will ich glauben, daß man ihr nur in den Wandelgängen huldigen würde. Alle Damen würden sich während der Sitzung äußerst sittsam benehmen. Das allgemeine Wahlrecht würde nur Rosenjungfern ins Parlament schicken.“ Das Gemälde, welches Jules Simon von den künftigen Sitzungen dieser gemischten Kammer entwirft, benimmt uns durchaus nicht die Lust, den Traum derer verwirklicht zu sehen, welche die politischen Rechte für die Frauen fordern.

Freie Volksbühne zu Hamburg.

Hamburg-Altona hat seit einigen Monaten eine Freie Volksbühne. Den ersten Schritt hierzu unternahm Herr A. Sonn, Vorstandsmitglied des Deutschen Freidenkerbundes, indem er jenen Aufruf zur Gründung einer Freien Volksbühne, den vor Jahren Bruno Wille erließ, in Hamburger Zeitungen wiederholte. Erfreulicherweise fand Herr Sonn nicht nur in der Arbeiterwelt Freunde des Planes, sondern auch in den litterarischen Kreisen. Kräfte, wie Dr. Berthold, Gustav Falke, Otto Ernst, widmeten ihm thätige Unterstützung. Und so entstand nach dem Muster der Berliner Volksbühnen, deren Verfassungen gewissermaßen verschmolzen wurden, ein Verein von nunmehr 1500 Mitgliedern, die größtenteils der Handarbeiterschaft angehören. Nachdem mehrere deklamatorische und lehrhafte Vorträge (z. B. Hauptmanns „Weber“ betreffend) gehalten worden waren, konnte am 22. Oktober der Reigen der Vorstellungen mit Hauptmanns socialem Drama „Vor Sonnenaufgang“ eröffnet werden. Ein von Otto Ernst gesprochener Prolog aus Gustav Falkes Feder leitete dies denkwürdige Ereignis auf dem Gebiete der Volksbildung angemessen ein. Die Darstellung, von Direktor Albert Sussa geleitet, soll ziemlich gut ausgefallen sein. Nur die Rolle Alfred Loths mißlang — wie gewöhnlich. Besonders gefiel Frl. Krilling als Helene. Das Publikum folgte der Vorstellung mit jener Andacht und Dankbarkeit, die ein Charakterzug der freien Volksbühnen ist, auch — wie man erzählt — mit Verständnis — wahrscheinlich mit mehr Ver-

ständnis, als eine seiner Autoritäten, das socialdemokratische „Hamburger Echo" beweist. Hier heißt es in der Kritik: (Hauptmann) „hat sich in die große Gedankenwelt des Socialismus versenkt und dieselbe sich zueigen gemacht. Er predigt uns eine bei Bühnenschriftstellern neue, herrliche, edle Idee, die ganz unsere Sympathie hat; denn sie ist ja dieselbe, nach der auch wir unaufhörlich streben; aber er predigt sie uns in einer rohen, ungeschlachten Sprache mit manch eklem Beiwerk, das durchaus nicht zum Verständnis derselben nötig ... Wie wirkten ... die recht gemeinen Wörter und Ausdrücke der Frau Krause, die ja selbstverständlich im Leben vorkommen, ja außerordentlich gebräuchlich sind; aber welchen Eindruck machen sie in einer Versammlung anständiger Menschen — und für eine solche halten wir das Publikum vom Sonntag. Wir und mit uns jeder gebildete Mensch bittet um Entschuldigung, wenn er einmal gezwungen wird, solche Ausdrücke zu gebrauchen; und zwar entschuldigt man sich nicht aus Rücksicht auf den sogenannten guten Ton, nein, weil man glaubt, wirklich und ernstlich glaubt, daß solche Reden nicht nicht in eine anständige Gesellschaft hineingehören." Wenn es nicht schon ziemlich bekannt wäre, möchte man hier auseinandersetzen, daß die Socialdemokratie ihren großen, universal-revolutionären Zug von Einst eingebüßt und sich in eine philiströse Kleinbürgerin verwandelt hat, der es hauptsächlich noch auf Verbilligung des Kaffees u. dergl. ankommt.

„Die Weber"

von Gerhart Hauptmann wurden im Oktober von der „Neuen Freien Volksbühne" (Berlin) an drei Sonntag-Nachmittagen im neuen „Viktoria-Theater" aufgeführt. Wenn man bedenkt, daß mindestens 80 Personen, darunter viele tüchtige Kräfte, zur Darstellung erforderlich sind, und daß die Volksbühne mit sehr dürftigen Finanzen und ohne eigenes Schauspiel-Personal arbeiten muß, so stellt sich die von Emil Lessing geleitete Vorstellung als eine Regie-Leistung ersten Ranges dar, würdig des Lorbeers, den ihm das Publikum spendete. Der anwesende Dichter wurde von Ausbrüchen der Ergriffenheit und Begeisterung, von einem selten stürmischen Beifall überschüttet. Natürlich baute das Publikum nicht — wie eine Polizeiphantasie es ausgemalt haben mag — Barrikaden; doch seine atemlose Spannung, seine Thränen, sein Ingrimm, sein helles Lachen befriedigter Rachsucht, sein Jubel und seine Wehmut — das alles zeigte an, wie es in diesen Webern sich selbst, sein eigenes Geschick empfand. Doch während die ganze Haltung, sowohl des Publikums, als auch der Darsteller diese „Weber"-Aufführung zu einem seltenen Ereignis im Geistesleben des arbeitenden Volkes stempelte, hüllte sich das socialdemokratische Regierungsblatt, das doch des Volkes Stimme sein will, in ein hartnäckiges Schweigen, dem man nicht nur Herrn Liebknechts Mangel an Verständnis für die moderne Litteratur, sondern auch die Mißgunst anmerkt, welche die Partei-Fanatiker der „Neuen Freien Volksbühne", theilweise sogar der ganzen Volksbühnen-Bewegung widmen. Einseitige Parteipolitiker ärgern sich über jeden Groschen, der nicht für die specielle Parteibildung, sondern für ein höheres Gut ausgegeben wird. Doch das hilft ihnen nichts; die Bewegung, deren Devise „Die Kunst dem Volke!" heißt, hat jetzt drei Jahre nach dem Aufruf zur Gründung der ersten Freien Volksbühne, einen Umfang von mindestens 10000 organisierten Personen erreicht und dürfte ihre latente Kraft noch lange nicht entfaltet haben. Denn der Appetit wächst hier mit dem Essen, und glücklicherweise versteht das Volk besser, als Parteiführer, die Wahrheit der Worte, mit denen Gustav Falke seinen Prolog zur ersten Vorstellung der „Hamburger Freien Volksbühne" schließt:

„So speist! Es ist das Brot des Lebens, das Ihr brecht,
Und trinkt nun, was in ihren gold'nen Schalen Euch
Die Musen gastlich bieten, ohne Unterschied
Austeilend jedem, der nach ihrer Labe dürstet.
Das Darben ist nun abgethan. Ihr Alle findet
Nun einen Platz vor guten Schüsseln. Diese Halle
Erweitert sich, die enge Bühne wird zur Welt.
Das Leben wogt, ein ährenrauschend Feld. Die Sonne
Segnet es, es segnet es die Wetterwolke.
Euch reift die Frucht, die köstliche, die Kunst dem Volke!"

Boikott in der Volksbühnen-Bewegung.

Nach einem Gerüchte haben die Theaterdirektoren zu Berlin und Hamburg, soweit sie nicht geschäftlich an den Freien Volksbühnen interessiert sind — einen Ring gebildet, um durch Zurückhaltung ihres Künstlerpersonals die Vorstellungen und somit das Gedeihen dieser Bühnen zu erschweren.

Jedenfalls wäre dieser Ring ein Zeichen für die Volksbühnenbewegung, die nunmehr den Geschäftstheatern schon als eine bedenkliche Konkurrenz erscheint. Uebrigens dürfte die Kalkulation der Theater-Direktoren wenig weitsichtig sein; denn sie merken nicht, daß die Freien Volksbühnen den Sinn für die Bühne derart beleben, daß auch für die Geschäftsleute dabei etwas abfällt, und daß die Volksbühnen-Bewegung in Berlin, wie in Hamburg, die Macht hat, solchem Ringe zu trotzen. Unter den Theater-Inhabern finden sich wohl stets solche, die aus Geschäftsrücksichten gern ihr Haus und ihr Personal einer Freien Volksbühne zur Verfügung stellen. Das Motiv hierzu ließe sich noch verstärken, wenn die Freien Volksbühnen den Boikott mit einem Gegen-Boikott beantworteten. Sollte das „Schiller-Theater" — falls es zu Stande kommt — die Situation erfassen und die Volksbühnen-Bewegung begünstigen, so würde es sich deren Sympathie erwerben und vielleicht bessere Geschäfte machen, als viele andere Theater. Bruno Wille.

Das Balzac-Denkmal.

In der Pariser Presse war seit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, das Komitee für das Balzac-Denkmal sei mit dem Munizipalrat in Meinungsdifferenzen über den Platz für die Statue des großen Romanciers geraten. Emile Zola ist der Vorsitzende des Komitees, der einem Mitarbeiter der „Petite République Française" gegenüber entschieden die Existenz derartiger Differenzen bestritt. Mit vieler Mühe sei es ihm (Zola) gelungen, den günstigen Platz vor dem „Palais Royal" statt des zuerst in Aussicht genommenen in der „Valois-Galerie", in der das Denkmal vergraben gewesen wäre, zu erhalten. Seit zwei Jahren habe der talentierte Bildhauer Rodin die Aufgabe, die Statue zu modellieren. Er wisse wohl, man könne einem Künstler kein Datum aufgeben, aber zwei Jahre seien doch eine ansehnliche Frist und das Komitee fange an, ungeduldig zu werden. Der Interviewer suchte dann auch den berühmten Bildhauer Rodin auf. Dieser entschuldigte die Verzögerung mit ungünstigem Gesundheitszustand. Er habe schon drei, fast der Vollendung nahe Entwürfe gemacht, die ihm jedoch nicht genügt hätten, und da er der Schöpfer seines Werkes sei, so halte er sich auch für dessen Richter. Er arbeite jetzt mit aller Kraft an einem vierten Entwurf. Die Verzögerung liege also nicht an seinem schlechten Willen. A. A.

Emile Zola

unterrichtete noch den erwähnten Interviewer über seine nächsten Werke. Augenblicklich arbeitet er an „Lourdes". In fünf bis sechs Monaten werde er damit fertig sein; der Roman solle dann, wie all' die früheren, im Frühjahr in einer Zeitung und im Sommer als Buch erscheinen. Die folgende Arbeit werde Rom, die ewige Stadt, behandeln; im nächsten Herbst werde er wahrscheinlich, um für den Roman Material zu sammeln, nach Italien gehen. A. A.

Die Frauen bei den englischen Wahlen.

In der amerikanischen Monatsschrift „Harpers Monthly" spricht Richard Harding Davis über obiges Thema. Die Rolle, welche die Frauen bei einer englischen Wahl spielen, ist eins von den Dingen, welche kein Amerikaner als eine Verbesserung unseres eigenen Verfahrens ansehen kann. Sie mag ihm Vergnügen bereiten oder Anstoß erregen, aber gewiß würde er nicht wünschen, sie daheim nachgeahmt zu sehen. Das Stimmenwerben auf dem Lande von Hütte zu Hütte kann er verstehen; das erscheint leidlich. Es nimmt die Form eines freundlichen Besuchs bei den Pächtern an, und der wahre Zweck ist verhüllt durch allgemeine Erkundigungen nach der Gesundheit der Kinder, dem Stand der Ernte, und durch traktätchen-ähnliche Austeilung von Wahl-Agitationsschriften. Aber in der Stadt ist es anders. Der Einbruch junger „Primrose Damen" in Junggesellenzimmer setzt in Verlegenheit und ist unfein, ist etwas, das wir unsern Schwestern nicht gestatten würden; und das Stimmenwerben Haus bei Haus in den Gassen von Whitechapel oder unter den Wilden von Lambeth, das zu Beschimpfungen und persönlicher Mißhandlung führt, ist unserer Denkweise nach einfach eine Unmöglichkeit. Die Engländer meinen in der Regel, daß wir unsern Frauen so ziemlich alles gestatten, was ihnen beliebt, und es ist wahr, daß sie in vielen Fällen mehr Freiheit genießen als ihre britischen Cousinen, aber die Männer unseres Landes bemühen sich nicht so eifrig darum, in Aemter zu kommen — so lüstern sie auch danach sind —, daß sie zu dem Zweck ihre Frauen unangenehmen Berührungen aussetzen würden, sicherlich nicht den Steinwürfen, dem Umrennen, dem Bewerfen mit Schmutz von Mile-End Road. Wer im vergangenen Jahr die Wahlen verfolgte, weiß, auf welches berühmten Parlamentskandidaten Gattin, auf welche Tochter eines Ministers ich anspiele.

Ich habe Frauen aus der besten Gesellschaftsklasse mit Steinen, Eiern und faulen Fischen bewerfen sehen, und die Sache schien wirklich des Opfers nicht wert. Ich gestehe, daß ich damals den Mut der Frauen so innig bewunderte, daß er mir eher schön als nicht also erschien, aber aus ruhiger Entfernung kann ich in dem thätigen politischen Mitwirken englischer Frauen nichts sehen, was das freiwillige Auffsichnehmen von Beschimpfungen, Unwürdigkeiten und selbst körperlichen Verletzungen rechtfertigt. Ein Sitz im Abgeordnetenhause würde einen Kandidaten schwerlich dafür entschädigen, daß seine Gattin ein Auge oder seine Schwester all' ihre Vorderzähne verlor; und wenn dies derb gesagt ist, so ist es doch ehrlich gesprochen. Es wäre jedoch nicht ehrlich, wenn ich in des Lesers Seele die Anschauung zurück ließe, daß die Frauen ungern an diese Arbeit gehen; im Gegenteil, sie finden Vergnügen daran, und viele derselben sind so geschickt darin, wie die Männer, und gehen eben so weit; von Mrs. Langtry an, die ihr Haus von oben bis unten mit roten und weißen Anschlägen für den konservativen Kandidaten bedeckte, bis zu den Herzoginnen, welche neben dem Mitglied für Westminster saßen, und nur bedauerten, daß alles so ordentlich herzugehen drohe. Auch ist es nur gerecht, hinzuzusetzen, daß die bedeutendsten englischen Politiker ebenso lebhaft eingenommen sind gegen alles, was sie weibliche Einmischung in politische Dinge nennen, wie gegen Bestechung und Verleitung, und beide Elemente einer Wahl-Campagne mit entschiedener Ungunst betrachten. Die Antwort, welche der Präsident der Vereinigten Staaten jenen begeisterten und ohne Zweifel wohlmeinenden Frauen gab, welche Vereinigungen zu bilden und sie nach seiner Gattin zu benennen wünschten, ist bezeichnend für den Geist, in welchem die politische Einmischung der Frauen hier zu Lande betrachtet wird. Aber bei uns ist diese Einmischung auch eine Neuerung, und es ist nur gerecht zu erwähnen, daß von den Tagen der sentimentalen Stimmwerbung der Herzogin von Devonshire an bis zur Gegenwart, Engländerinnen sich bei den allgemeinen Wahlen beteiligt haben, daß Präcedenzfälle vorhanden sind: und wenn man das von etwas Englischem sagt, so hat man es für alle kommenden Zeiten gerechtfertigt. Das amerikanische junge Mädchen, welches es nicht schicklich finden würde, von einer Plattform aus zu Männern zu reden, um ihnen die Möglichkeit zu geben, allerhand Dinge ihr an den Kopf zu werfen, muß daran denken, daß das englische junge Mädchen selbst einem bekannten Herrn die Tasse Nachmittagsthee nicht reichen würde, wenn ihre Mama nicht dabei ist und sie beschützt. Und ich bin sicher, daß die Frauen in „My Candidates Campaign“ mich fast überzeugt haben, daß sie, wie der politische Agent erklärte, mehr als er selbst zum Siege beitrugen. Sie thaten dies einfach, indem sie mit auf der Plattform standen, unsere Farben trugen, hier und da ein freundliches Wort, ein Kopfnicken spendeten, heiter-vertrauungsvoll blickten, wenn die Dinge sich düster anließen, oder voll betrübten Ernstes, wenn der Kandidat den Sieg schon zu gesichert anzusehen schien.

Musik in Dahomey.

Die „Revue Encyclopedique“ bringt einen interessanten Artikel über einen musikalischen Gegenstand. Julien Tiersot bespricht darin die „Musik von Dahomey“, nicht aus persönlicher Erfahrung in Dahomey, sondern nach einem Studium verschiedener Truppen von Dahomeyern und Amazonen, welche Paris wiederholt besucht und musikalische Vorstellungen gegeben haben, und sein Blatt bildet einen schätzenswerten Beitrag zu dem Studium musikalischer Völkerkunde. Wie zu erwarten, ist die Musik von Dahomey militärischen, kriegerischen Charakters. Bei ihren Festlichkeiten führen Gruppen junger Frauenzimmer besondere Tänze mit vokaler und instrumentaler Begleitung. aus. Die Mehrzahl der Instrumente gehört zur Familie der Pauken; sie sind fast sämtlich Schlaginstrumente, so daß toller Lärm als Haupteigenschaft der Musik von Dahomey gelten kann. Häufig spielen verschiedene Musiker verschiedene Rythmen zu gleicher Zeit und man kann sich die Verwirrung besser vorstellen, als sie beschreiben. Zuweilen jedoch singen abwechselnd Männer und Frauen, dann wieder singen sie vereint; doch scheinen die Melodieen sehr einförmig zu sein, und können nicht als Kunstleistung gelten. Die Stimme eines Hauptsängers wird oft einzeln gehört und von dem ganzen Chor beantwortet.

Was die Freundschaft zwischen Männern und Frauen verhindert.

Im „Nineteenth Century“ sagt Sir Herbert Maxwell: die Freundschaft zwischen Mann und Frau werde nicht durch die Verschiedenheit des Geschlechtes, sondern durch die Verschiedenheit der Erziehung gehindert. „Die Erziehung junger Leute der wohl.

habenden Klasse errichtet nicht nur eine Schranke zwischen ihren Lebensformen, sondern leitet auch den ganzen Fluß ihrer Gedanken in gesonderte Kanäle. Von dem Tage an, wo der Knabe die Schule besucht, wird er sich der Existenz von etwas Bösem bewußt, dessen Bestehen ein Mädchen nie ahnt, bis es erwachsen ist. Der Knabe weiß, daß es etwas Böses ist, aber er erfährt auch, daß es in den Augen der Welt keine Schande bringt, demselben nachzugeben, daß vielmehr die öffentliche Meinung das verzeiht. Es ist der Gegenstand beständiger Unterhaltung unter jungen, und häufig der loser Anspielungen unter älteren Männern, und so beschäftigt es zum großen Teil die Gedanken des Knaben, wenn er nicht abweichend veranlagt ist. Kein Umstand in der modernen Gesellschaft trennt den Eintritt ins Leben so vollständig für die beiden Geschlechter und bringt eine Scheidung zwischen dem Ton ihres Gemütsleben hervor. Und dies dauert das ganze Leben hindurch; denn obgleich die Reinheit des Weibes als etwas Schönes und Verehrungswürdiges gilt, so betrachtet man sie doch als etwas, das nicht anders sein könne — als etwas Selbstverständliches, wie die Reinheit eines Krystalls. Wir schätzen sie, aber wir erstaunen nicht darüber, denn sie ist durch angelegentliches Erziehen und zur Gewohnheit gewordene Ueberwachung erzeugt; sie bedingt keinen tödlichen Kampf mit dem Uebel. Aber die Reinheit des Mannes erregt unsere Bewunderung, denn sie bedeutet ein wirkliches Märtyrertum."

Ueber die Entstehung der Cholera-Nachepidemien,

wie der diesjährigen Hamburger, hat Professor Uffelmann in Rostock neuerdings wichtige Aufschlüsse gewonnen, die er in der am 23. September ausgegebenen Nummer der „Berl. klinisch. Wochenschr." mitteilt. Bei den Cholera-Epidemien ist oft eine eigentümliche Erscheinung beobachtet worden. Nachdem die Epidemie ganz erloschen und der Seuchenort bereits cholerafrei war, traten nach Verlauf von Wochen neue Cholerafälle, bald vereinzelt, bald in größerer Zahl, auf. Eine neue Einschleppung war nicht nachzuweisen; auch eine direkte Uebertragung von Genesenden auf andere Personen war auszuschließen. Es blieb nur die Annahme übrig, daß Epidemien dieser Art dadurch hervorgerufen seien, daß Choleramaterial aus der ersten Epidemie unbemerkt irgendwo abgelagert wurde, sich lebenskräftig erhielt und irgendwie seinen Weg in den Verdauungskanal von Menschen fand. Diese Annahme wurde früher aber stets zurückgewiesen, weil Robert Koch, der Entdecker der Cholerabazillen, in seinen sehr eingehenden Veröffentlichungen angab, daß der Choleraerreger sehr wenig widerstandsfähig sei und unter gewöhnlichen Verhältnissen, in Fäkalien oder auf Erdbodenmasse in wenigen Tagen zu Grunde gehe. Es blieb danach in der Choleraforschung eine klaffende Lücke, bis man trotz der wichtigen Angaben von Koch dazu schritt, zu untersuchen, ob es nicht doch äußere Umstände gebe, unter denen die Cholerabakterien viel länger, als Koch gefunden hatte, ihre Lebensfähigkeit außerhalb des menschlichen Körpers bewahren könnten. Zuerst experimentierte in dieser Richtung Dr. Berkholtz im Laboratorium des kaiserlichen Gesundheitsamtes. Er prüfte, wie sich Cholera-Vibrionen verhalten, die im Exsikkator oder in freier Luft, in schleimige Medien eingebettet, getrocknet wurden. Das Einbetten geschah auf Grund der Vermutung, daß die Schleimmassen für die Bakterien eine schützende Hülle abgeben würden. Es zeigte sich, daß dadurch die Resistenz der Bakterien nur wenig gesteigert wurde. Anders als Berkholtz ordnete Uffelmann seine Versuche an. Ihm kam es darauf an, zu studieren, wie die Cholera-Bakterien in ihrer Lebensfähigkeit durch niedere Temperaturen beeinflußt werden. Die niederen Temperaturen können auf die Cholera-Bakterien selbst erhaltend einwirken. Näher aber liegt es, daran zu denken, daß sie in anderer Weise die Lebenskraft der Cholera-Bakterien fördern. Diese gehen nämlich in den Fäkalien und im Wasser dadurch zu Grunde, daß sie von den andern mit ihnen zugleich in den Medien vorkommenden harmlosen Bakterien überwuchert werden. Diese nun vermag vielleicht die Temperatur zu schädigen, so daß ihnen gegenüber unter den veränderten Verhältnissen die Cholera-Bakterien zur Geltung kommen. Uffelmann bestimmte nun die Lebensfähigkeit von Cholera-Bakterien, die er bei 6 Grad Wärme in Flußwasser, Sielwasser, in Fäkalmassen, in Gemischen von Fäces und Urin, und in Bodenmaterial einbrachte. Er kam dabei zu dem folgenden wichtigen Ergebnis: Bei einer Temperatur von etwa 6 Grad Wärme bleiben Cholerabazillen am Leben: in Flußwasser wenigstens 20 Tage, in Leitungswasser 23, in Sielwasser 7 Tage, in Fäkalmassen bis 38 Tage, in Fäkal-Urinmasse 7—10 Tage, in Gartenerde wenigstens 12 Tage. „Für die Aetiologie", so faßt Uffelmann seine Ergebnisse zusammen, „ergiebt sich, daß Flußwasser, Sielwasser, sowie Fäkalien und nicht trocknender Boden in der kühlen Jahreszeit lebende Cholerabazillen

ziemlich lange beherbergen können. Das Wiederauftreten der Cholera nach längerer Pause ist an der Hand dieser Feststellung in vielen Fällen, in welchen dies bislang nicht möglich oder schwierig war, leicht zu erklären.

Noch ein Interview mit Björnsterne-Björnson.

Im „Cosmopolitan“ erzählt Hjalmar H. Boyesen von seinem Besuche bei Björnson. Letzterer sagte: „Die Civilisation darf nicht nach dem Glanz Eurer Rothschild, Eurer Vanderbilt und Eurer Astor beurteilt werden, sondern nach der durchschnittlichen Geistesentwicklung, Behaglichkeit des Lebens, dem allgemeinen Wohlbefinden der großen Masse des Volkes, bei der Feld-, Gruben- und Fabrikarbeit. Der Fortschritt in der Civilisation muß danach gemessen werden, ein wie großer Teil der Bevölkerung denjenigen Grad des Wohlergehens genießt, welcher ihr ein anständiges, zwar arbeitsvolles aber doch einigermaßen freundliches Leben ermöglicht, sie nicht zu bloßen seelenlosen Arbeitsmaschinen niederdrückt. Ich kann nun einmal nicht anders, als mit dem fühlen, welcher es schlimm hat. Die sich abmühen, darben und leiden, die liegen mir am Herzen; der Arme, der Geringe, der nicht aufstehen und seine Rechte vertreten kann ihn liebe ich und ich glaube, dasjenige Land ist das stärkste, größte und civilisierteste, welches mit Millionen bescheidener, aber zufriedener Heimstätten bedeckt ist, nicht das in welchem die Herrlichkeit einiger hundert Paläste sich auf das Elend einer Million armseliger Hütten gründet.“ Björnson kommt dann auf die Frauen Amerikas und sagt: „Ich habe hundert mal sagen hören, die amerikanischen Damen seien etwas so Wundervolles. Um aufrichtig zu sein: ich glaubte es wirklich. Ich kam mit großen Erwartungen. Aber bitte, sagen Sie mir nun doch, was haben Sie z. B. vor norwegischen Frauen voraus, außer daß sie wohlhabender sind, und sich folglich besser kleiden?“ „Sie sind in der Regel weit schöner,“ antwortete ich. „Schöner? Nun, worin besteht denn die Schönheit? Sie haben einen zarten Teint, eine gut zur Geltung gebrachte Gestalt und kleiden sich gut, aber die Seele, die Seele, lieber Junge, welche durch diese durchsichtige Hülle scheint, ist eitel, schal, selbstbewußt und von tausend Nichtigkeiten erfüllt. Auf bloße Regelmäßigkeit der Züge gebe ich nichts, wenn die hindurchschimmernde Seele nicht edel ist. Die amerikanischen Frauen, mit welchen ich in Berührung kam, waren mit wenigen Ausnahmen von diesem Typus. Sie begehren viel vom Leben, es fällt ihnen aber nicht ein, daß das Leben mit demselben Recht Ansprüche an sie zu machen hat. Sie sind klug — von einer Art leichtfertiger, oberflächlicher Klugheit und sie wissen sich zur Geltung zu bringen und alles Mögliche bei ihren Gatten und Brüdern durchzusetzen. Aber man hat sie entsetzlich verzogen. Sie können sich nie von ihrem lieben kleinen, hübschen Ich losmachen; sie können sich nicht an einen großen Gedanken, eine große Idee verlieren und lernen nie die Beseligung kennen, welche darin liegt, für etwas Besseres als Eitelkeit und Koketterie und gesellschaftliches Geschwätz zu leben.“ „Sie haben wirklich Unglück gehabt in Ihrer Bekanntschaft mit amerikanischen Damen,“ bemerkte ich, „aber Sie urteilen zu übereilt. Die Gattung Frauen, welche Sie beschreiben, giebt es in der That hier wie überall; doch ich behaupte, daß sie nicht typisch für die Amerikanerinnen ist.“ „Nun, ich war lange bereit, dies Zugeständnis zu machen, aber vor einigen Wochen wohnte ich einer Versammlung für Frauenrechte bei, und war gewiß, dort endlich einmal Frauen zu finden, welche sich von den kleinlichen Eitelkeiten ihres Geschlechts freigemacht hätten. Aber auch dort, obgleich einige gute Reden gehalten wurden, fand ich denselben Wetteifer in eleganter Toilette und viel Eitles zur Schau tragen.“

Ein Künstler-Charakter.

Das „Century Magazin“ bringt einen Artikel über den Illustrator der „Monde Illustré“ Vierge, den Künstler, welchen man den Vater der modernen Illustration genannt hat. Das „C. M.“ sagt darin: „Vierge war mit den Abbildungen für eine französische Uebsetzung von Quevedos „Don Pablo de Segovia“ beschäftigt, als er in der Reise seines Talents, noch jung und mit einer ruhmvollen Zukunft vor sich, von einem Schlaganfall wie von einem Donnerschlage getroffen wurde. Seine rechte Seite war tot, er war der Sprache und zum Teil des Gedächtnisses beraubt, und sein athletischer Körper, die herrliche Arbeitskraft, welche keine müßige Stunde kannte, in einem Augenblick zu Grunde gerichtet. Vierge lebte von der Gesellschaft zurückgezogen und war fortwährend derart thätig, daß er seinen Freunden fast unzugänglich war, so blieb sein Zustand lange denen unbekannt, welche ihm sofort zu Hilfe geeilt wären. Erst nach einem halben Jahr, als man seinen unvollendeten „Don Pablo de Segovia“ ver-

öffentlichte, erfuhren die Welt und die Freunde von seiner Heimsuchung. Nach 2 Jahren lebendigen Todes begann die Auferstehung seiner Kräfte und Fähigkeiten. Langsam wurden ihm einige halb-artikulierte Laute wieder möglich, aus denen allein jetzt sein Anteil an der menschlichen Sprachfähigkeit besteht, allmählich verzog sich die über seinem Gedächtnis lagernde Wolke und seine rechte Seite erhielt wieder Leben, so daß gegenwärtig nur Hand und Handgelenk hilflos sind. Sein kräftiger Seelenzustand und seine geistige Gesundheit haben die Prüfung ungeschädigt überstanden. Da sein Lebenszweck ihm das Wichtigste geblieben ist, so hat er seine linke Hand zum Zeichnen geschult und ist zu seiner geliebten Arbeit zurückgekehrt. Natürlich arbeitet er jetzt sehr langsam, aber mit der Krisis seines Lebens ist etwas Neues und Großes in seinen Charakter gekommen, das sich in seiner Arbeit wiederspiegelt. Wenn er Züge reiner Virtuosität verloren hat, so ist dagegen seine Beobachtung ernster geworden, auf tiefere Eindrücke gerichtet, die Führung seines Stiftes strenger.

Die Genesis des Küssens.

In der „Revue“ bespricht Professor Lombroso in etwas gelehrtem Tone den Ursprung des Küssens, das er — bis in verhaltnismäßig späte Zeit hinein — für eine durchaus mütterliche Gefühlsäußerung erklärt, die keineswegs den Liebenden eigentümlich sei. Er weist darauf hin, daß Homer den Kuß nur erwähnt, wo er von der Umarmung eines Vaters und Sohnes spricht; in der Scene mit Andromache küßt Hector seine Gattin nicht, sondern drückt ihr die Hand; auch finden wir einen Kuß weder in Beziehung auf Venus und Mars, Ulysses und Kalypso, noch auf Ulysses und Circe erwähnt. In der Altindischen Litteratur kommt er nur als mütterliche Liebkosung vor, aber in den modernen Hindu-Dichtungen sind 12 Arten Küsse verzeichnet.

Ein neues Drama von Björnson.

Im Theater von Christiania wurde jüngst ein dreiaktiges Stück von Björnson: „Geographie und Liebe“ gespielt, das schon 1885 geschrieben und aufgeführt worden war. Aber der Autor hat jetzt den ganzen dritten Akt neu geschaffen und die beiden ersten umgearbeitet. Das Stück hatte einen großen Erfolg. Es ist die Geschichte eines gelehrten Geographen, der über der Wissenschaft seine Pflichten als Gatte und Vater vergißt. Seine vernachlässigte Frau entflieht, seine Tochter, um deren Erziehung sich niemand gekümmert, giebt sich ganz dem Vergnügen hin. Doch am Schluß erfolgt allgemeine Besserung und Versöhnung. — Björnsons Sohn, jetzt einer der ersten Schauspieler Skandinaviens gab die Rolle des gelehrten Geographen. Björnson wohnte den Aufführungen nicht bei, er war währenddessen in Eisenach, wo er einen Roman schreibt.

Die Pflicht der Frau, hübsch auszusehen.

Im „Humanitarian“ plaudert Mrs. Grand über dieses Thema. Sie behauptet, daß Frauen, welche dem Fortschritt huldigen, ihrer äußeren Erscheinung zu wenig Aufmerksamkeit schenken, ja sie geht so weit zu sagen: die Frauen hätten längst das Stimmrecht erlangt, wenn einige der Vorkämpferinnen für dasselbe nicht gar so wenig Einnehmendes gehabt hätten. Diese zwei oder drei würden überall als abschreckende Warnung aufgestellt. Statt aller Argumente meinte man: so wird das ganze Geschlecht werden, wenn es das Stimmrecht erhält; solche Vogelscheuchen in Anzug und Benehmen machen Einem die ganze Sache im vornherein zuwider. Das ist freilich kleinlich und lächerlich gesprochen, aber wir müssen die Thatsachen nehmen, wie sie sind. Die weiblichen Reformer sollten in die Schule der Weltdame gehen, von der viel Unerfreuliches zu sagen ist, aber die die Gabe besitzt, sich angenehm zu machen. Mrs. Grand sagt: „Wir müssen das Vertrauen einflößen, daß wir gute Lebensart haben, müssen dem Odium entgegentreten, daß wir sie verderben. Wir selbst wissen (aber die Welt erkennt es nicht), daß keineswegs unter den Frauen des Fortschritts die wenigst gute Sitte vorhanden ist. Gemeinheit, Unverschämtheit, Thorheit, Unwissenheit, Grundsatzlosigkeit, kleinliche Schwäche, Neigung zur Intrigue und entschiedene Lasterhaftigkeit hat man bei der Frau der mittleren Gesellschaftsklasse zu suchen. Ihr einziges Motiv ist Eigennutz. Sie ist eine schlechte Gattin, schlechte Mutter, eine falsche Freundin. Anstatt hellen Verstandes hat sie eine gehörige Quantität Schlauheit und Verschlagenheit; anstatt Religion ein verdorbenes Gemisch auf Gefühlen beruhenden Aberglaubens, welcher ihre Handlungsweise nicht veredelt; anstatt Tugend, die Hoffnung nicht durchschaut zu werden; während sie Menschenliebe, Gutmütigkeit, Bescheidenheit und jede weibliche Eigenschaft

durch einen gewissen Takt ersetzt — den Takt, äußerlich dem zu entsprechen, wovon sie weiß, daß diese und jene Leute es von ihr fordern. Die erste Kunst, welche sie erwirbt ist die, zu wissen was sie nicht sagen muß, sie greift nie an, ist nie starrsinnig, und obgleich sie ruhig bei ihrer Ansicht verharrt, begeht sie nie den Fehler, anderen gegenüber auf ihrer Meinung zu bestehen. Sie hört zu und beobachtet, und wartet ihre Zeit ab — und erreicht was sie bezweckt; worin sie augenscheinlich uns weit überlegen ist, deren Motive und deren Uneigennützigkeit niemand aufrichtig in Frage stellen kann. Mit einem Wort, die Frau der Gesellschaft hat ihre sehr guten Seiten. Sie pflegt, was wir oft verschmähen in Betracht zu ziehen, nämlich die Anmut des Wesens, die Art, alle Dinge in einer solchen Weise zu thun, daß sie niemandes üble Laune erregen oder ihn zum Widerstreben reizen." Mrs. Grand erörtert die Frage, wie es kommt, daß fortgeschrittene Frauen ihr Aeußeres vernachlässigen, und schiebt die Schuld auf die alten Kirchenväter, welche die Schönheit und die Frauen gewöhnlich als ein gefährliches Mittel betrachteten, dessen der Böse sich bediente. „Wir sind so tief in geistliches Wesen eingetaucht, daß diejenigen unter uns, welche ihr Leben veredeln und, so lange sie leben, ein wenig Gutes leisten wollen, gewöhnlich ohne warum und wozu zu fragen, damit beginnen, die persönliche Erscheinung zu verachten und die Pflege der anziehenden Eigenschaften zu vernachlässigen, welche wir etwa haben. Dies ist so selbstverständlich, daß, wenn man von einer Frau sagt, sie habe ernste Bestrebungen, neunundneunzig von hundert sogleich schließen, daß sie eine Vogelscheuche sein müsse. Und auf diese Weise kommt das ernste Bestreben in Mißkredit, denn in vielen Gemütern lebt ein eingewurzelter Widerwille gegen ein vernachlässigtes Aeußere, so daß ein ernstgesinntes Frauenzimmer durch ihren Mangel an äußerer Eleganz ihren Zweck verfehlt.... Man sagt wohl, daß Grundsätze die Welt regieren, aber auf kurze Entfernungen herrschen die Sinne despotisch. Wenn wir sprechen, so ist der Umkreis nicht weit, und dann besonders rufen schöne Gefühle leichter als Rhetorik die besseren Gefühle der Zuhörer hervor. Es giebt Leute, welche die Gefühlsatmosphäre eines Zimmers verändern sobald sie darin erscheinen; es ist als atmeten sie ein magnetisches Fluidum aus, welches die aufreibenden Leidenschaften beschwichtigt. Wir sind empfindende Wesen, und Gefühlsbewegung ist ein Faktor, mit welchem gerechnet werden muß. Es möchte daher als die Pflicht eines jeden für eine gute Sache Arbeitenden erscheinen, daß er die Kunst studiere, für sich einzunehmen. Es giebt für Frauen, in dieser kritischen Periode ihres Fortschreitens, kaum eine unheilvollere Thorheit, als die Möglichkeiten ihres Gelingens dadurch zu gefährden, daß sie gleichgiltig gegen den Eindruck ihrer äußeren Erscheinung sind, oder die Ausbildung eines anmutigen Wesens vernachlässigen, wenn sie doch ohne Frage einen so guten Gebrauch von diesen mächtigen Hilfsmitteln machen könnten. Auf keinen Fall lasse man das Herz außer Berechnung. Es giebt Leute, welche nur ihren Kopf anwenden, während ihr Herz sich verengt; die Folge davon ist, daß ihre Schärfe weit öfter zurückstößt als ihre Klugheit überzeugt. Um allerwärts Erfolg zu haben, müßt Ihr das Auge fesseln, das Ohr entzücken, ein Verlangen nach dem Vergnügen erwecken Eure Bekanntschaft zu machen, — indem Ihr jenes zarte Aroma um Euch verbreitet: den Ruf einer angenehmen Persönlichkeit. Dann seid Ihr auf dem guten Wege, die Billigung derer zu gewinnen, welche Eure Meinungen ihrer Prüfung unterziehen. Wir können sicher sein daß, wie die Erscheinung den Mann macht, sie auch die Frau zu etwas machen wird.

Ein Kuriosum.

Aus Zürich kommt die wunderliche Mähr, daß dort in einem Winkel-Theater bei Cigarrenqualm und Bierglasgeklapper, zum Benefiz des Oberkellners — „Die Weber" von Gerhart Hauptmann aufgeführt worden sind — mit gewaltigem Erfolge.

G. Hauptmanns neuestes Werk.

„Hannele", ist eine wunderbar ergreifende lyrisch-dramatische Dichtung, eine Synthese naturalistischer Wirklichkeits-Wucht und zartester Märchen-Träumerei, die den Dichter von einer neuen bedeutenden Seite, nämlich als Lyriker, zeigt. Sie erscheint im Verlage von S. Fischer als elegantes Weihnachtsbuch, zu dem Julius Exter, der Münchener Künstler, Illustrationen geliefert hat. Mitte November findet „Hanneles" Aufführung im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin statt. Herr Antoine, der Leiter des Pariser „Theater libre" wird hierzu erscheinen und bald darauf — wie die „Revue bleue" mitteilt — das Drama auf seiner Bühne herausbringen. Auch das Wiener Burg-Theater hat es ange-

nommen. Die Musik zum „Hannele“ ist von Max Marschalk, dem musikalischen Mitarbeiter der „Freien Bühne“; sie wird wegen ihres feinen Eingehens auf des Dichters Stimmungen sehr gelobt.

Falsches Christentum.

In der skandinavischen Zeitschrift „Tilskueren“ weist Henrik Pontoppidan nach, daß es falsch sei, die neue Lehre, welche aus Freigeisterei, entchristlichtem Christentum und den Tagesproblemen zusammengesetzt sei, Christentum zu nennen. Björnstjerne Björnson habe sich in seiner jüngsten Tournee zum Apostel der letzteren gemacht, aber die Lehre widerstreite vollständig dem Wesen des Christentums, wie es die ersten Christen verstanden haben; für Thomas a Kempis z. B. habe es die absolute Verachtung der Interessen dieser irdischen Welt bedeutet.

Volksbibliothek.

Im Londoner East-End, dem elendsten und bevölkertsten Teile der Riesenstadt, ist eine Volksbibliothek begründet worden, die schon 12000 Bände zählt. Eine Million Leser benutzt sie täglich. Sechs Werke werden am meisten verlangt: „Martin Chuzzlewit“ von Dickens, „Ella“ von Rider Gazzard, „Monte-Cristo“, ein Roman von Charles Kingsley, „Westward Go“ von Stewenson, „East Lynn“ von Mrs. Henry Wood. Shakespeare und Tennyson werden nur wenig gelesen.

Journalistinnen.

Die englische Schriftstellerin Emily Crawford spricht in der „Contemporary Review“ über Journalistinnen. Sie sagt, daß Frauen besonders für Journalistik begabt seien, wegen der Lebhaftigkeit ihrer Darstellungsweise und der Fähigkeit, sich schnell dem gegebenen Thema anzupassen. Sie führt u. a. Madame de Girardin an, deren Feuilletons — Vicomte de Launay unterzeichnet — der „Presse“ ein Vermögen einbrachten. Dann spricht Emily Crawford von Madame Claude Vignon, welche sechs Jahre hindurch den parlamentarischen Courier der „Indépendence belge“ redigierte und für den „Temps“ u. „Moniteur“ arbeitete: Schließlich plauderte sie über die beliebte Severine, die seit ihrem Debüt im „Cri de peuple“ bis zum heutigen Tage eine große Produktivität bei beständiger Frische entwickele.

Wagner.

Die „Revue bleue“ will einen neuen Wagner entdeckt haben. Es ist Cyrille Kistner, der bisher nur als Verfasser einer Komödie und als Musikkritiker bekannt war. Kistner hat ein musikalisches Drama „Kunihild“ vollendet, welches demnächst in München und Wien aufgeführt werden und großes versprechen soll. In Bologna ist ein neues „Wagner-Blatt“ begründet worden — ein Beweis, daß im Vaterlande Rossinis und Mascagnis der Wagnerkultus Fortschritte macht.

Socialistisches Theater.

In der Revue socialiste teilt R. Delons uns mit, wie das socialistische Theater sein soll und schlägt vor, es auf dieselbe Weise einzurichten, wie Antoine sein Theatre Libre organisiert hat.

Salvini.

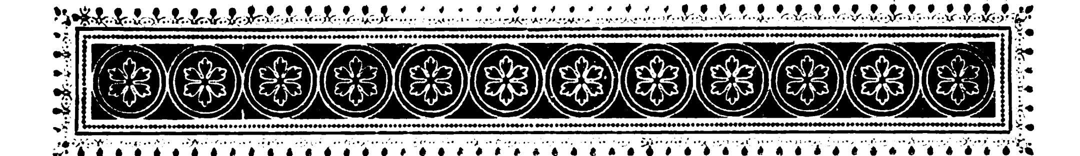
Die amerikanische Zeitschrift „Century“ bringt die Memoiren des großen italienischen Tragöden Tommaso Salvini. Salvini schildert darin seine Schauspielerlaufbahn in Amerika, England und Italien. Er ist überall der Unerreichbare, obwohl er einiges Gute auch an Ernesto Rossi und dem englischen Hamletdarsteller Irving läßt. Adeline Patti sagt zu ihm: Wissen Sie, Salvini, daß ich ein wenig eifersüchtig auf Sie bin? Daß junge Mädchen ihm Rosen streuen, Fürsten sich vor ihm neigen, ganze Völker atemlos vor ihm stehen — diese Kleinigkeit ist selbstverständlich.

John Ruskin

der Senior der englischen Kunstkritik, der Förderer und Verteidiger der Präraphaeliten, ist wie Tolstoi ein leidenschaftlicher Anhänger der christlichen Morallehre, wie sie in der Bergpredigt Jesu ihren Ausdruck findet. Ein junger Mann hatte vor kurzem sich an Ruskin gewandt und ihn um Rat gefragt, wie er leben solle. In zwei merkwürdigen Briefen, die das „English Illustradet Magazine“ veröffentlicht, antwortet ihm der greise Aesthetiker: „Lesen Sie die Bergpredigt, Sie werden darin sehen, daß man eins muß, arbeiten, arbeiten, arbeiten! Ich glaube, alle Uneinigkeiten unter den Christen rühren daher, daß sie Jesu Befehl mißachten: Höret meinen Worten, und thut, was ich Euch gesaget habe. — Die Katholiken ersetzen die That durch Gebet und Geldbuße, die Schotten durch den Glauben, die Engländer durch die Achtung vor der That u. s. w., doch einfach das harte Kreuz auf sich zu nehmen, ist das letzte was sie thun würden. Bemühen sie sich immer nach Christi Wort zu handeln und denken Sie ohne Unterlaß daran, daß Christus es ist, der durch Sie handelt.“

Nachdruck des Gesamtinhalts verboten.

Verantwortlich für die Redaction: In Vertretung: Dr. Bruno Wille, Friedrichshagen.
Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewsk, Magdeburg.



Katzenjammer.

Novelle

von

Maria Janitschek.

„Und ich pfeife auf den ganzen gelehrten Krempel," rief Kolmann, und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Vier Jahre Universitätsbummel, zehn Jahre Privatdocent, dann wenn's gut geht, nach Dorpat oder Greifswalde als Professor. Wann lebt sich denn der Kerl aus? Ich hab' keine Lust, noch bei Lebzeiten meine Mumifizierung anzusehen."

„Die Zeiten sind vorüber, wo Väter ihre Söhne zu einem Berufe nötigen konnten, mach denn, was Du willst, aber ich, Herr Sohn, mache auch was ich will."

„Das heißt auf deutsch, Du willst mir Deine Unterstützung entziehen; topp, Papa. Ich werde auch ohne sie meinen Weg zu finden wissen. Und jetzt erlaube, daß ich mich drücke. Ich muß einpacken. Möchte heute Abend noch reisen."

Der Alte und der Junge reichten sich kühl die Hände und schritten jeder in sein Gemach.

Der Junge war eine Herkulesgestalt, auf der ein Negerkopf mit widerspenstigem Schwarzhaar saß. Seine niedere Stirn wies über den Brauen zwei mächtige Buckeln auf. Der Alte war das in die Sechzig übertragene Bild des zwanzigjährigen Sohnes. Beide waren eigensinnig, trotzig und jähzornig bis zur Wildheit. Kolmann von Kallay wollte Bildhauer werden, da er aber alle Klassen des Gymnasiums mit Auszeichnung durchgemacht hatte, wünschte der Vater, er möchte sich dem Gelehrtenstand widmen.

Am Abend saß der alte Kallay allein vor dem mächtigen Humpen Bier, den seine langjährige Wirtschafterin einsilbig vor ihm hingestellt hatte.

Kolmann war abgedampft.

Der Alte wartete von Tag zu Tag auf den Brief, der mit „Lieber Vater, schick mir Geld" begann, und früher sehr oft einzutreffen pflegte.

Der Hundejunge braucht mich nicht mehr, sagte er schließlich voll wütenden Schmerzes, als Woche um Woche ohne Nachricht von Kolmann verstrich.

Der alte Riese, der schon seit langem von seinem Militärposten pensioniert war, fürchtete seine Wirtschafterin, von deren Gewogenheit das Wohl und Wehe seines Magens abhing. Sonst hätte er an ihr seinen Zorn ausgelassen.

So schluckte er ihn hinunter, still und schwer, Tag um Tag, bis er

einmal, braunrot im Gesichte, vom Stuhl herabfiel. Der Schlag hatte ihn getroffen.

Kolmann kam zum Begräbnis seines Vaters. Er hatte eben in Paris den letzten Groschen ausgegeben gehabt, und sich überlegt, ob er in seinen freien Stunden nicht Lastträgerdienste verrichten sollte, um sich Brot zu verdienen. Eher selbstverständlich als den Alten anbetteln.

Am dritten Tag wurde das Testament eröffnet. Kolmann erhielt ein nicht bedeutendes, aber ihn aller pekuniären Sorgen enthebendes Kapital.

Er stand eben über den Koffer gebeugt und kaute an seiner dicken Negerlippe. Sollte er sich gleich seine ganze Habe mit nach Paris nehmen, oder einstweilen alles hier liegen und stehen lassen, und ohne Zeit zu versäumen, abreisen?

Während er überlegte, klopfte es, und ein alter Freund seines Vaters trat ein.

„Ich komme als Abgesandter. Meine Damen fragen, ob Du den heutigen Abend bei uns zubringen willst. Ohne Zwang natürlich."

Kolmann schob dem Alten, den er noch aus seiner Kinderzeit her Onkel nannte, einen Stuhl hin und setzte sich rittlings auf seinen Koffer.

„Schön Dank. Aber ich möchte — hm, kann auch morgen früh abreisen."

„Also Du kommst, Junge."

Kolmann verneigte sich.

Wenn man die Korridorthüre der Lichtenschen Wohnung öffnete, verriet einem gleich die Nase die Art der Menschen, die hier hausten. Blumenduft und der Geruch feiner Gewürze, die heimlich aus der ziemlich weit ab liegenden Küche drangen, erzählten eine wahre Marlittidylle häuslicher Behaglichkeit. In diese wohlthuende Atmosphäre stapfte Kolmann am Abend. Aus einem der freundlich erhellten Gemächer trat ihm eine schöne alte Frau entgegen und reichte ihm die Hände.

„Lieber Kolmann, das ist nett von Dir. Mach Dir's bequem. Wir sind unter uns. Sie freut sich sehr auf Dich. Sie wettete mit mir, daß Du nicht kommen würdest."

„Sie wettete? Ah was. Um was denn, Tante?"

„Um eine schöne Kreuzspinne. Du weißt, sie liebt die Spinnen. Sie sperrt sie in ein Glas ein, giebt ihnen eine papierene Leiter, und — ah, sie ist noch immer so kindisch . . . . ."

„Bin ich das wirklich, Kolmann?" fragte eine weiche Stimme, und ein junges, hoch und schlank gewachsenes Mädchen stand vor ihm.

Er erhob sich und führte ihre Hand an seine Lippen. Sie zuckte ein wenig unter der Berührung seiner wulstigen roten Lippen.

„Ja, grad so wie früher," sagte er, und sah ihr in die Augen.

Dann kam der Papa. Man setzte sich zu Tisch. Während des Essens, das aus lauter leichten, fast illusorischen Speisen zubereitet war, wurde von den beiden Alten ein wenig politisiert, wobei sie wunderbarer Weise stets derselben Meinung waren. Nach dem Dessert brachte Sussanne ihre Zeichnungen, die von Kolmann aufrichtig bewundert wurden, obgleich ihn Landschaftsstudien nicht besonders interessierten.

Mama nickte während der Lobsprüche Kolmanns selig mit dem Kopfe.

Später bat der Vater Sussannen um ein Lied. Das junge Mädchen setzte sich graziös an den Flügel, warf ihrem Vater einen allerliebst koketten

Blick zu, und sang mit süßem Mezzosopran ein alt-französisches Lied, dessen Refrain lautete:

Mon coeur, vous soupirez au nom de l'infidèle:
Avez-vous oublié que vous ne l'aimez plus?

Die Wachskerzen in den Zimmern (die Damen wollten keine andere Art der Beleuchtung), der Blumenduft, der leise Flüsterton, in dem man sich unterhielt, versetzten Kolmann in eine weiche, träumerische Stimmung.

„Avez vous oublié que vous ne l'aimez plus?“ sang das schöne junge Mädchen noch einmal und erhob sich vom Flügel.

Ihre lichtbraune Atlasschleppe knisterte über den Boden hin.

Kolmann saß wie angewurzelt da.

Dann sprang er mit einem Satz in die Höhe.

„Es muß doch sein,“ sagte er, sich über die Stirn fahrend.

„Was denn?“ fragten Mutter und Tochter lächelnd.

„Meine Abreise heute Nacht.“

„Schon heute Nacht?“

„Adieu, adieu, ich muß fort.“

Er verbeugte sich rasch vor den Alten, drückte seine Lippen auf Susannens Hand und stürmte davon.

Sie fühlte einen warmen Tropfen auf den weichen Fingern.

„Mon coeur, vous soupirez au nom de l'infidèle:
Avez-vous oublié que vous ne l'aimez plus?“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er war Lehrbube. In seinem äußern Leben nicht anders wie die andern angehenden Künstler. Sein Inneres dagegen war eine wilde zerrissene Welt. Ein dämonischer Drang, jeder Idee, ob sie nun als Kunstwerk oder als Einfall eines Denkergehirns in die Erscheinung trat, bis auf die letzten zuckenden Fasern ihres Daseinsgrundes nachzuspüren, quälte ihn.

So einer taugt nicht zum Künstler, meinten seine Lehrer.

Aber noch viel mehr als zum Forscher in einer exakten Wissenschaft. Da sah man immer das hungrige Tier: Die Notwendigkeit, am Grunde sich wälzen. Auf ihren Rücken gebaut waren alle Kaiserpaläste, in denen die Errungenschaften der Gelehrten prangten.

Das war bald begriffen. Und was nicht aus der Praxis hervorging, das log die auf thönernen Füßen ruhende Riesin Hypothese, die man immer nur anhören, nie berühren durfte, sonst brach sie in Stücke zusammen.

O diese exakten Wissenschaften hatten alle so etwas nach Schweiß und Werkstätte riechendes an sich. So viel Stammeln und nach Ausdruck ringen! So viel fürchterlich junges! Und dabei einen grauen Stolz! Wenn einer, weil seine Vorfahren vor tausend Jahren sich die Nasen bei der mangelhaften Beleuchtung anstießen, ein neues, heller brennendes Lichtlein erfand, brüllte die Zeit ihm ein Evoe zu, und errichtete ihm steinerne Denkmale, auf denen er oben und die Jahreszahl seiner Geburt unten stand.

Wie sich das schon in der kleinen Höhe von siebentausend Metern winzig ausnahm! Phonograph, Telephon, elektrische Feuerwerke, und die wunderlich verblüffenden Ausgeburten der Mechanik, alles verrann zu einem dunklen kleinen Gedankenstrich in dieser Höhe.

Aber die Kunst, der Rausch der die Welt erhält! Der göttliche Drang,

mit goldenen Schleiern sich die Lenden zu gürten, einen Ikarus zu erfinden, Paradiese zu verschwenden . . . .

Das war ein Brunnen, dessen Grund noch in köstlicher Nacht dalag, unerleuchtet von Siemensschen Glühlichtern.

Sie sah man selbst in siebentausend Meter Höhe. Denn man sah die Sonne, die Sterne, den sammetweichen blauen Raum, in dem es von weißen Geisterfittichen wimmelte.

Wer hatte dem Gasball, der in langweiliger Monotonie immer die gleichen Geleise durchzieht, den stolzen Namen Sonne, Lichtquell, Ernährerin gegeben? Die Berauschten, die Künstler der Menschheit, die Poeten, die die Morgenröte erfunden haben, die dem Tod, der alljährlich über die Felder schleicht, den Kuß der Auferstehung auf die Lippen legten.

O die seligen Verschwender, mit ihrem unerschöpflichen Goldregen, der befruchtend und Lichtes gebärend in den Schoß der Menschheit sinkt.

Kolmann kaut an den borstigen Haaren seines Schnurrbarts, während er so sinniert. Daß er Künstler werden mußte, bei dieser Anschauung natürlich. Aber mit zwanzig Jahren: aut caesar, aut nihil. Die erste Kunst mußte es sein. Und er sprang mit seinen tapsenden Füßen mitten in den goldenen Reigen der frühlingausschenkenden Musen. Und mit den plumpen Fäusten suchte und zerrte er unter ihren Reizen. Und das plumpe, heißhungrige Gehirn half mit. —

Endlich fand er, nachdem er des Unheils, des Zanks genug gestiftet hatte.

Die Musik braucht Krücken, laßt euch nicht täuschen von ihrer schwebenden Art. Herrgott, welche Krücken! Aus allen drei Reichen borgt sie sich Material zusammen. Dann freilich ist's leicht, schön zu thun und den Ohren zu schmeicheln. Darmsaiten, Blech, Tinte . . . . Du holde Kunst, ich danke Dir dafür!

Die Poesie!

O darum hätte er sich ärgern können. Aber sagt selbst, ist eine Kunst die einen so vielseitigen Apparat erfordert, auch eine göttliche Kunst? Schreiben und drucken, und dann, wenns wirken soll, noch die menschliche Stimme dazu leihen. Teufel! Schweigt über die Malerei! Sie ist die Kunst für Babys. Rot und blau und grün. Und grün und blau und rot. Was ist eine Landschaft ohne Farben? Ein Strich.

Die Malerei ist eine Coquette. Sie schminkt sich, um zu gefallen.

Wie armselig, so viele Bedürfnisse zu haben.

Nun aber paßt auf, jetzt kommt etwas!

Wißt ihr, welche die reinste, die bedürfnisloseste, edelste, hehrste unter den Künsten ist? Die am wenigsten für sich begehrt? So ganz in göttlicher Nacktheit ohne durch Farben oder Töne blenden zu wollen, sich hingiebt den schönheitsdurstigen Schöpferhänden des Künstlers?

Seht ihr den weißen Marmorblock, wie ihn die Erde aus ihrem Schoß gebiert? Paßt auf. Kein groß Geklügel, kein Entgegenkommen dem Geschmack der Menschen, die die Tempis in ihren Weisen zu verändern lieben.

Eh' euer Kirschbaum zum zweiten Mal Frucht trägt, ist aus dem Marmor ein Gott gestiegen. Nackt und weiß, und lauter, steht er vor euch in der lächelnden Majestät seines Ewigkeitsbewußtseins. Denn ihr wißt doch, der Stein allein ist der Geliebte der Erdenewigkeit. Ihn verschont sie mit ihrem Vernichtungstrieb. Also seht, die Ewigkeit, die Reinheit und Bedürfnislosigkeit

hat die Bildhauerkunst vor all' euern andern Künsten voraus. Kolmann lächelte und tanzte um eine noch nasse Lehmfigur, die schon jetzt Züge einer beinahe erschreckenden Lebenswahrhaftigkeit trug. Aber Kolmann wollte ihr, sobald sie fertig war, den Kopf abhauen. „Denn ihr glaubt doch nicht, daß ich ein Figurenmacher bin", sagte er zu seinen Kollegen.

„Ich will Ideen verkörpern".

In Marmor? Der Esel!

Er hatte bald die Handlangergriffe seiner Kunst erlernt, und durfte nun frei und was er wollte in seiner eignen Werkstatt modellieren. Er verdarb auf die kannibalischste Art die herrlichen Carrara-Blöcke. Er wütete gegen sich. Der abstrakte Gedanke und der harte weiße Stein wollten eben keine Verbindung eingehen.

Einmal schuf er ein großes Relief.

Rechts verdorrter Grasboden, welke Blumen mit hängenden Köpfen, ein Brunnen, dessen Rohröffnung eine Spinne mit ihrem Netz verstopft hatte. Links lag die Gestalt eines erschöpft zusammengebrochenen alten Weibleins unter einem blätterlosen Baum. In ihrem rechten Augenwinkel hing eine Thräne. Ein Käfer mit ausgespreizten Flügeln saß er vor dem Tropfen.

Kein Mensch verstand die Fabel des Bildwerks.

Es versinnbildlichte das Ineinandergreifen der kleinen und kleinsten Rädchen im großen Haushalt der Natur.

Die letzte Thräne der Sterbenden ist zum Trank erkoren, der ein Insekt vorm Verdürsten bewahrt. Der Natur gilt Leben für Leben gleich.

Die Idee war für die Feder eines Poeten, nicht aber für den Meißel. Kolmann ärgerte sich über die vernagelten Gehirne seiner Kunstrichter. Auch das Wie seiner Darstellung gefiel ihnen nicht. Daß Grashalme und Blütenkelche in Stein nicht ihr geeignetstes Ausdrucksmaterial finden, ist selbstverständlich.

Man mußte die Geduld und Kleinlichkeit eines Sciarlatti oder Vendomina besitzen, die die Maschen eines Strickstrumpfs in Marmor nachahmen.

Aber Kolmann mit seiner Fieberungeduld! Seine Gräser und Blumen waren plump. Der Gedankeninhalt unverständlich! Was blieb da noch Gutes an der Arbeit?

Er meißelte ein Stück Garten. Darinnen die asketische Gestalt eines Mönchs, der einen Totenkopf anstarrt, den er sonst bei seinen frommen Betrachtungen in die Hände zu nehmen pflegt, um der Nichtigkeit des Daseins in die leeren Augen zu schauen. Die Frühlingsnacht hat zwei lachende Blumen aus diesen leeren Augen getrieben.

Schrecken, und die Ahnung eines heißen Entzückens sprechen aus den Mienen des Mönchs.

Wer enträtselte aber die Geschichte, die hier der Meißel erzählte? Niemand Die Idee blieb unverstanden.

Die Arbeit wurde diesmal mit Ausdrücken des Lobes besprochen.

„Ich speie auf dieses Lob", rief er zornig.

„Verstanden will ich sein. Wenn sie sagen, der Stiefel gleicht einem wirklichen Stiefel, kann mich das freuen?

Und dann führte er einen wahren Ideencancan in Marmor auf.

Das Publikum lachte, seine Freunde ärgerten sich wütend über ihn, er selbst war todunglücklich, denn die Passionszeit des Künstlers: der Zweifel an sich selbst, hatte für ihn begonnen. Schließlich warf er Meißel und Punktierrahmen hin, und stürzte sich kopfüber in den Trubel des Tages!

Er badete in Gemeinheit, aber seine Seele schien priesterliches Oel gesegnet zu haben, kein Tropfen Unreinlichkeit blieb an ihr hangen. Sein Hunger nach Ewigem verließ ihn nicht in den Armen der brünstigen Hetäre. Er schleppte überall seinen ganzen Menschen mit sich, den plumpen Riesen, der den Pelion auf den Ossa türmen wollte, den nach unsterblicher Schönheit tastenden Künstler.

Eines Tages saß er in einem Café und wühlte in einem Berg Zeitungen. Eine deutsche Monatsschrift blickte ihm vertraut entgegen. Es waren die „Glänzpfoten“. So hatte er als Student das Blatt getauft, das die Welt so fein säuberlich und juheisassa fröhlich, für ihre Abonnenten hinstellte.

Er schlug die erste Seite um. „Sussanne Lichten“. Ein Schreck ergriff ihn. Ein plötzlicher Windstoß zerstreute in seiner Seele einen Horizont von Wolken, hinter dem etwas verborgen lag — etwas längst Vergessenes, und doch heimlich Gehegtes. Sussanne Lichten! War sie gestorben? Hatte sie sich mit einer glatzköpfigen Excellenz verheiratet? O nein, unter die Dichterinnen war sie gegangen. Sic transit gloria mundi, sagte Kolmann schmerzlich lächelnd. Wie alt war sie denn eigentlich? Sechsundzwanzig erst und schon — und Kolmann las.

„Ja, sie ist eine Gottbegnadete. Ihre Verse sind so glatt und rein, wie ihre Weltanschauung. Die Weltanschauung eines echten Weibes. Nicht der schwarze Pessimismus geistesverwirrter Kranker, die schwarz sehen, weil sie trübe Augen haben. —“ Ist das fade, dachte Kolmann, über das alte Weibergewäsch gleitend, aber was heißt denn eigentlich das Ganze? Und wie eine Demütigung des einst hochverehrten Mädchens erschien es ihm, daß h i e r ihr Lob gesungen wurde, wo die Heimstätte der Banalität und des Liebäugelns mit dem abonnierenden Publikum war. Seit wann hatte sich Sussannens vornehmer Geist der Verlogenheit geöffnet?

Weil Kolman doch in einer „Pause“ steckte und augenblicklich nichts arbeitete, packte er etliche Sachen in einen Koffer und reiste nach Sobrony. Die kleine ungarische Stadt, in der er seine erste Jugend verlebt hatte, mutete ihn seltsam an. Es roch überall auf den Straßen nach Kuchen. Gänsescharen watschelten über den Hauptplatz, an den Fenstern lungerten hemdärmelige Männer.

Eine tragikomische Stimmung bemächtigte sich Kolmans. In dieser Stimmung zog er die Klingel am Lichtenschen Hause. Auch hier ein sanfter Kuchengeruch, aber mehr Resedaduft.

Er wurde in das alte liebe Gemach geführt, in dem er als Knabe oftmals gegähnt, wenn die Alten Schach spielten und Sussanne im Schoße ihrer Mutter eingeschlafen war.

„Weißt Du, die Freude hätte ich kaum zu erleben gehofft“, sagte eine Stimme neben ihm, und zwei Hände ergriffen die seinen.

„Sussanne!“

Sie war in Trauer gekleidet. Sie war schön und blaß, und gelbe dicke Locken fielen ihr in die Stirne.

„Ich habe Deine Leichenrede gelesen,“ begann er, sich neben ihr niederlassend, „und bin als alter Freund gekommen, um eine Blume auf Dein Grab zu legen.“

Sie sah ihn verblüfft an.

„Wie? Was? Was meinst Du, lieber Kolmann?“

Sie sprach so leise wie sonst. Auch das Kleid war wie sonst, Atlas, weicher, knisternder, nur schwarz. Sie hatte vor dreiviertel Jahren beide Eltern verloren.

„Schade, schade," sagte Kolmann statt einer Antwort, und starrte sie mit seinen greifenden Augen an.

„Schade? Um was lieber Kolmann?"

„Um — Dich," sagte er gedehnt.

„Aber wenn ich nur ein Wort verstände?"

„Verstehst auch Du mich nicht?" fragte er ironisch. „Merkwürdiges Schicksal, das ich habe. Ich muß doch ein Hauptkerl sein, daß kein Verstand aus mir klug wird."

Ein leises Rot strich über ihre Wangen.

„Darf ich —"

Da brachte schon die Dienerin eine Platte mit Kaffee und Cognac, und stellte sie geräuschlos vor die beiden.

„O dieser gute, liebe Kaffee," sagte Kolmann, „wie lange habe ich keinen solchen mehr getrunken."

Er lehnte sich zurück, und rührte gedankenvoll in der feinen Sèvrestasse. Er erwartete jeden Augenblick, daß sie mit leisem Lächeln sagen würde: Darf ich Dir meine Zeichenmappe zeigen?

Aber richtig, jetzt that sie ja in einer anderen Kunst.

„Zeichnest Du noch?" fragte er.

„Ein wenig — ich —"

Aha, jetzt kommt's, dachte er.

„Warum stockst Du?" sagte er mit Lauerblick.

„Ich schreibe jetzt mehr," erwiederte sie.

„Ja, das thust Du, und die Leichenrede auf Dein Talent habe ich gelesen," versetzte er grollend.

„Eine schlechte Kritik?"

Sie sagte es mit sanftem Lächeln.

Er war überzeugt, sie las nie, wie man über sie urteilte.

„Eine schlechte Kritik in gewissen Blättern ist ein Ehrendiplom dessen, den sie angeht. Aber das ist's eben, die Kritik war — gut, und das Blatt ist schlecht. Das ist's, was ich Dir nicht vergebe. Scheinst nicht mehr die alte zu sein, Sussanne."

Und darauf erzählte er ihr die Geschichte, wie er im Kaffeehaus ihren Namen in jener Monatsschrift gefunden, und sich darüber gekränkt hatte.

Sie lachte mit leisen zwitschernden Lachen.

„Das war die Leichenrede? Aber, mein Gott, die war ja ganz annehmbar."

Dann glitt sie über sich hinweg, und fragte nach seinem Thun und Lassen.

„Ich spaße," sagte er. „Bisher habe ich nur gespaßt, nicht gearbeitet."

„Das glaube ich nicht."

„Hast Du etwa von mir gehört?"

„Nein, niemals."

„Nun siehst Du; von berühmten Leuten erzählt sich doch die Welt. Von mir hat Dir noch kein Lied geklungen."

Er lachte herzlich.

„Du bist auch noch zu jung," sagte sie.

„Oho, gnädiges Fräulein. Ich bin mit Dir gleichalterig, wie Du Dich vielleicht noch erinnern wirst. Ich will nicht sagen, daß es notwendig sei, in diesen Jahren bereits gereifte Leistungen hinter sich zu haben, wenn nur innerlich das Material zu solchen bereit liegt, sonst wird allerdings nichts aus dem Kerl. Uebrigens, gieb mir von Dir etwas zu lesen."

Später als er fortging, drückte sie einen Goldschnittband in seine Hand.

„Ist das alles?"

„Nein —"

„Nun bitte."

Ein Bändchen Novellen, einen Roman, eine Erzählung gab sie ihm noch.

„Du hör', Sussanne," sagte er, „wer weiß, ob ich nach der Lektüre — ich meine, ob ich morgen noch hier bin, ich möchte vor ich fortgehe —"

Seine Augen wanderten durch das Zimmer und blieben am Klavier haften.

Sie setzte sich lächelnd an den Flügel.

„Voici les lieux charmants où mon âme ravie
Passait à contempler Silvie
Ces tranquilles moments si doucement perdus.
Que je l'aimais alors, que je la trouvais belle!
Mon coeur, vous soupirez au nom de l'infidèle:
Avez-vous oublié que vous ne l'aimez plus?"

Als die letzten Töne verzittert waren, drückte er seine Lippen auf ihre Hand und ging wortlos hinaus.

Am nächsten Abend reiste er nach Paris zurück. Er hatte auf sechshundertdreißig Seiten keine einzige Idee gefunden, nur Worte und klingende Reime.

Er begriff die Kritik. Das war eine Dichterin von Gottesgnaden.

„Kleines Ninettchen, die Welt ist doch schön," rief er auf dem Tingeltangel, seine jüngste Geliebte im Tanze schwingend.

Ans Arbeiten dachte er nicht mehr.

Kein Künstler arbeitet nur für sich selbst, das ist Lüge.

Und er konnte aus seiner Brunnentiefe nun einmal nicht herauf. — Er trieb sich auf den Boulevards herum, und studierte Damentoiletten. Das war harmlos und höchst gewinnreich. Eines Tages hatte er einige Freunde und Freundinnen bei sichzu Gaste.

„Woher hast Du denn die Musik da?" fragte einer, und nahm Sussannens Bändchen in die Hand.

Er errötete.

„Occarina", sagte er. „Uebrigens, Musik ist gut ausgedrückt. Bis jetzt gingen alle dichterischen Produkte unter einer Marke. Es hieß: lyrisches Gedicht, oder: Novelle, oder: Drama oder Lustspiel. Grad so wie Virginia, Havanna, Regalia, oder Pschorr-, Löwen-, Bürgerbräu. Der Verleger gleicht einem verirrten Wanderer, wenn er unter dem Titel einer dichterischen Arbeit nicht die Schubladennummer findet, wo er das Werk hineinlegen soll. Das wird auch noch abkommen, Messieurs."

„Und was würdest Du statt „Roman" setzen?" fragte ein junger Schriftsteller.

„Gar nichts, oder: „Menschenschicksale" oder einfach: eine Geschichte. Gewiß nichts rubrikenhaftes, eingeteiltes."

Kolmann hielt es nun nicht mehr in seinem Atelier aus, das einem Friedhof verblichener Hoffnungen glich.

Er ging mit einem kleinen hübschen Mädchen auf die Wanderschaft.

Sie zogen weit hinunter hinter die Wüste, wo die Sterne groß und fremd brennen. Dort verliebte sich die Kleine in den belgischen Konsul der schönen Stadt Rosara. (Er war nebenbei Häutehändler)

Kolmann wollte dem Glück des Mädchens kein Hindernis in den Weg legen.

Er küßte sie noch einmal unter der Memnonssäule, die mit ihrem Klingen seinen Seufzer übertönte und übergab sie ihrem künftigen Besitzer.

Nun war er allein.

Occarina, murmelte er ingrimmig.

Man verzeiht einem geliebten Menschen eine Schändlichkeit, aber geistige Armut?

Hatte er Sussanne geliebt? Warum hatte er sie dann nicht davor bewahrt, schlechte — Musik zu machen?

Freilich, wo soll so ein stets in Atlas und in einer Atmosphäre von Kuchen und Blumenduft steckendes Frauenwesen Ideen hernehmen?

Wie, wenn er hinginge zu ihr und sie auf seinen sehnigen Armen hinaustrüge in die weite Welt mit ihrem vielzungigen Wissen? Aber was! Verstand die Welt etwa seine Sprache?

Die schlechte Musik gefiel ihr, weil man darüber nicht nachzudenken braucht. Das ist angenehm, namentlich nach dem Essen.

Seine Musik war anders.

Eines Tages saß er ohne eigentlich recht zu wissen wie es gekommen war, auf einem norddeutschen Lloyddampfer und schwamm der Heimat zu.

Von der Pyramide des Cheops bis nach Soprony führt ein gerader Weg.

Fräulein Lichten war zu Hause.

Sie trug ein rehbraunes Atlaskleid und hatte überirdisch schöne Augen.

„Ich bringe Dir aus der Wüste eine Mumie mit", sagte er, ihre Hand an seine Lippen führend. „Behandle mich vorsichtig, sonst zerfalle ich vor Dir." Sie lächelte traurig.

„Du verkommst", versetzte sie, über sein häßliches Gesicht streichend. „Sei nicht allzu schwer, Du zerbrichst Dich ja selbst bei Deinen Versuchen, das Tiefe hinaufzutragen."

„Wie redest Du denn?" fragte er überrascht, „wie redest Du, schlechte Musikantin?"

„Bin keine mehr", entgegnete sie, mit einem heimlichen Lächeln ihrer Augen. „Seit Du damals — Du weißt ja, was ich sagen will. Ich habe meine Flöte weggeworfen."

Und was thust Du jetzt, denn daß Du etwas thust, sehe ich Dir an."

„Ich lebe", entgegnete sie.

Da nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände warf einen Feuerblick der Freude in ihre Augen, und lief davon.

Und dann senkte er wieder eine Wolke auf sie, wie er es immer gethan hatte, denn er wußte genau in sich, daß er ohne Brautgeschenk nie vor ihre Seele treten würde, um sie zu eigen zu fordern.

Das Brautgeschenk aber sollte eine künstlerische That sein.

Jetzt wollte er etwas schaffen. Es war doch vielleicht der Mühe wert.

Er hatte es ja immer geglaubt, daß sie überhaupt keine Musikantin war, in der unbewußten Rhytmik ihres Daseins.

Rosaträume darf man leben, aber nicht aufschreiben, dann sieht es ein-

fältig aus. Wenn einer Goldmünzen auf seinem Wege findet, ist er deshalb berechtigt zu sagen: es giebt keine Steine?

Sussanne hatte „damals“ geweint, dann lange den schönen ruhigen Kopf in die Hände gelegt.

Dann eines Tages hatte sie heimlich ihr Prinzessinnengewand abgestreift, und war aus dem Atlas in das rauhe Kleid der Proletarierin geschlüpft.

Und in diesem Kleid suchte sie die Menschen auf.

Ja, es gab Schmutz auf Erden, schwarzes, stumpfes Elend, ohne Ausweg ans Licht. Ja, es gab Stickluft und grinsende Verzweiflung in den Ecken und Winkeln, die sie durchstöberte, es gab zerbrochene Altäre, leere Tempel Gottes, einen weiten Kirchhof, darauf er ruhte, einen Trümmerhaufen seiner zerbrochnen Attribute, eine heimliche Pest unter den Menschen, die deren Kinnladen im Krampfe aufriß: die Gier nach Sattheit.

Das alles gab es, das alles war. Und die so es nicht sahen, waren Blinde, und die so es nicht sehen wollten, waren Lügner. In einer Kloake ein kristallnes Bergwasser erblicken wollen, ist Blödsinn; Wunder wirken kann keiner, auch der vom roten Wein seiner Ueberzeugungen betrunkenste Optimist nicht, aber in den Schlamm eine Brücke hineinbauen, das geht. Nicht alte Jungfern, die sich vor einem Schmutzflecken fürchten, vermögen es. Sussanne sah viel, sehr viel, und plötzlich entdeckte sie, daß zu wenig Wegräumer auf der Welt waren.

Da zerschlug sie in heiliger Entrüstung über sich selbst ihre kleine Flöte, der sie so falsche Töne entlockt hatte.

Und mit ihren atlasweichen reinen Händen griff sie in den Schmutz und machte rein das Trübe, das sie berührte. Das war ihre Dichtung.

Zu einer anderen verstand sich ihr weibliches Herz nicht, denn den Schwertklang der Wahrheit auszutönen, dazu fehlte ihr die physische Derbheit.

Kolmann säuberte sein Atelier von allen Bekannten und Freundinnen und begann zu arbeiten. Aber kaum fühlte er den Meißel in der Hand, als auch seine alte ungezügelte Gedanken- und Schaffensfieberhaftigkeit ihn überwältigte. Unter seinen Händen drang ein Riese empor, die göttliche Trimurti, die Dreizahl in der Einzahl des Menschenindividuums, ein doppelgeschlechtiger Leib mit drei Köpfen, einem Männer-, Frauen- und Kinderantlitz.

Der Leib war prächtig ausgearbeitet, aber das Ganze war bizarr.

Er wollte es nicht in die Ausstellung schicken, aber daß Neugierige in sein Atelier kamen, konnte er nicht hindern, ohne in den Ruf zu kommen, er scheue die Kritik. Nein, die scheute er nicht. Er liebte seinen Riesen so sehr, daß er sich nicht trennen konnte von ihm.

Eines Tages brachte ein Freund einen Bekannten von, sich in das Atelier.

Kolmann war im Nebenraum, um sich die Hände zu waschen, als er den einen sagen hörte:

„Ein prachtvoller Kerl übrigens. Ob er einen unverschämten Preis für ihn fordert. Ich könnte ihn gebrauchen —“

Aber ich bitte Sie, müßten ja eine eigene Halle für den bauen. —“

„O, ich denke nicht an einen geschlossenen Raum“, erwiderte der Kauflustige. In meine Weingärten als Grenzstein oder Wahrzeichen, wie Sie wollen, à la Bavaria, denke ich ihn. ‚Sehen Sie dort‘, würde man sagen, ‚Moldans Gärten‘. Sie wissen, die Eisenbahn fährt nahe vorüber. Ich glaube zu einem ähnlichen Zwecke wurde er auch geschaffen, der Kopf schaut . . . schade,

daß das vierte Gesicht fehlt, so nur nach drei Windrichtungen . . Das ist ein Fehler, mein guter Herr Bildhauer. Er wird mir ihn billiger lassen, wenn ich ihn auf diese Dummheit aufmerksam mache. Glauben Sie nicht?"

Ein donnerndes Lachen ertönte aus dem Nebenraum.

Als die beiden hineinblickten, befand sich niemand drinnen.

Kolmann war durch ein Seitenpförtchen ins Freie gerannt.

Als er zurückgekehrt war, nahm er ein altes, rostiges Schwert, das in einem Atelierwinkel lehnte, und hieb damit seinem Riesen den Kopf ab.

Das war seine letzte Narrheit.

Dann begann er etwas Neues: nämlich zu trinken. Bier und Wein wirkte nimmer, aber Schnaps. Schnaps und sonst nichts. Ein Weib konnte er nimmer berühren seit seinem letzten Aufenthalt in Soprony. Aber trinken konnte er, daß die ältesten Schnapssäufer in der Budique mit stiller Bewunderung auf ihn schauten.

Berauscht wurde er auch vom Schnaps nicht, aber erwärmt.

Er bekam eine bleierne Gesichtsfarbe und wurde noch häßlicher. Seine Stirne mit ihren zerfurchten Buckeln glich einem Schutthaufen. Sein vernachlässigter Anzug ließ ihn denen gleich erscheinen, mit denen er sich in Destillationen und Kneipen traf. Mit andern Leuten wollte er nicht verkehren.

Die da hatten Erde an ihren Lumpen hängen.

Eines Tages bat sein Diener, der nicht mehr die geringste Beschäftigung in der Wohnung seines Herrn fand, um seine Entlassung. „Natürlich, geh' zum Teufel", rief Kolmann. Aber —

Eine beängstigend lange Rechnung für Ausgaben des letzten Jahres wurde ihm präsentiert. Kolmann griff nachlässig in seine Geldkasette und — fand nichts darin. Sein Banquier gab ihm den letzten Rest seines Geldes heraus, eine lächerlich kleine Summe. Kolmann bezahlte den Diener und berechnete, daß der Ueberrest für höchstens noch vierzehn Tage reichte. Vierzehn Tage! Das war zu viel und zu wenig.

Er heckte einen Plan aus. Man sollte sich noch einmal hier treffen, alle die er kannte und leiden mochte, so Männlein als Weiblein. Sie sollten mit ihm aus einem großen Faß Schnaps trinken. Wenn sie alle betrunken waren, dann — nun ja, das *that* man, darüber dachte man nicht weiter nach. Auch seine liebsten Schnapsbrüder aus der Budique sollten kommen.

Er ließ einen Haufen Zettel in den Postkasten flattern.

Als er in der Nacht nach Hause kehrte, drückte sich auf der dunklen Schwelle ein warmer Körper an sein Bein. Er stieß ihn fort und steckte den Schlüssel ins Schloß. Da krabbelte er wieder an ihm herauf. Und wie er ihn zornig packte und aufhob, um ihn beim Licht seines Wachshölzchens zu besehen, miaute ein großer grauer Kater ihm ins Gesicht. „Luder", brummte Kolmann, gab ihm einen Nasenstüber und warf die Thüre hinter sich ins Schloß.

Aber siehe da, das „Luder" war mit hereinspaziert. Es miaute kläglich und sträubte den Schwanz, als Kolmann nach ihm haschen wollte, um es hinaus zu werfen. Schließlich wurde der Jäger der Jagd müde und legte sich schlafen. Der Kater blieb draußen im Atelier bescheiden in einer Ecke.

Am nächsten Tag, als die neugemietete Aufwärterin das Frühstück hereinbrachte, fand sie die halbverzehrte Leiche einer Maus am Boden. Die Mäuse liebten Kolmanns Wohnung sehr und hatten schon oft Proben ihres bizarren Appetits daselbst abgelegt. Verschiedene kostbare antike Teppiche und Stoffe, die

die zartfühlenderen Motten verschont hatten, wurden von den Mäusen freudig als ihr Eigentum beschlagnahmt und sanft angenagt.

Das Vieh hat Rasse, sagte Kolmann, dem Kater gnädig zunickend, friß weiter, mein Sohn! Und der Sohn fraß weiter. Aber nicht nur das allein.

Er wurde von Tag zu Tag anhänglicher an seinen Herrn.

Er setzte sich oft neben ihn ans Bett, und sah ihn mit seinen gelben Augen verständnisvoll an.

Nicht jeder konnte so viel Mäuse fressen wie er, schien sein stolzer Blick zu sagen, aber man konnte ebenso ein armer dächersatter Kater sein, wie er. Das ja.

Und so blickten sich die beiden „Höhenverdroßnen" in die Katerseelen. Zweimal war die Bestie sogar schon ins Wirtshaus mitspaziert, wo sie jüngsthin Krawall mit einem großen Hund anfing. Aber die Prügel schlugen ihrer Treue kein Loch. Standhaft hing sie ihrem Herrn an.

Kolmanns „jüngster Tag" war angebrochen.

So nannte er in Gedanken den letzten Gelagetag, den er in seinem Atelier, in der alten Luft seiner Träume, mit den Zech- und einstigen Strebensgenossen feiern wollte.

Das Schnapsfaß stand in der Mitte des Ateliers, darum gruppierten sich verschiedene teuere Delikatessen und Leckereien, denn es sollte kein Sou für morgen übrig bleiben.

Alle Bekannten erschienen, sogar die aus der Destillation.

Ein Maler hatte in einem der Schnapsbrüder sein Modell erkannt, und umarmte den alten Strolch aufs Zärtlichste. Auch Ninettchen mit mehreren ihrer Berufsschwestern war da. Sie aßen, sangen, und tanzten, und stöberten in allen Winkeln herum.

Plötzlich stieß eines der Dämchen einen Freudenschrei aus.

„Ach, wie süß, wie reizend, wie drollig!"

Sie hielt ein Kätzchen empor. Das Schwänzlein war aufgesträubt, das Mäulchen ein wenig geöffnet, daß man die vordersten spitzen Zähne erkennen konnte. Es schien als wollte es eben einen Buckel machen, um auf irgend etwas, einen Freund oder Feind loszuspringen. Es war ein allerliebstes Vieh.

„O, schenken Sie es mir, lieber, goldner, einziger Kallay," bat das Mädchen.

„Den dummen Lehmklumpen wollen Sie nach Hause nehmen," lachte Kolmann mit schwerer Zunge, „meinetwegen, bitte Signorinchen!"

Sie tanzte vor Freude mit ihrem kleinen grauen Tierlein herum. Ihrem Anbeter wurde das zu dumm, er nahm es ihr weg und schlüpfte selbst in ihre Arme.

Sie waren alle sehr lustig und tranken fürchterlich viel.

Zum Schluß kam einer auf die glückliche Idee Porter, Champagner, Schnaps und Citronensaft zu mischen und den andern zu kredenzen. Die Mädchen gossen noch etliche süße Säfte dazu. Ein Geheul des Beifalls über das superbe Getränk lohnte den glücklichen Erfinder. Man trank viel davon, und dann — — Ninettens Schwester wußte nur noch, daß sie, ihr Kätzchen an den Busen drückend, von ihrem Liebhaber in einen Wagen gehoben wurde.

Nirwana nahm bald alle in seine katerlosen tiefen Kellerräume auf . . . .

Kolmann hatte gehofft, im Jenseits zu erwachen, denn gestern zweifelte er nicht daran, nach einem geleerten Becher die Welt mit einem „Knalleffekt" verlassen zu können. Er war kein Feigling.

Aber der Rausch hatte ihn seinen Vorsatz vergessen lassen. Er war endlich einmal wirklich berauscht gewesen. Freilich, nicht durch einen zu tiefen Schluck mannhaften Weines, sondern durch das falsche Teufelsgebräu, das die Freunde ihm eingegossen hatten.

Und so erwachte er in seinem irdischen Bett, in der gewissen „Rühr mich nicht an"-Verfassung. Er war noch nicht fertig mit sich. Es war ihm gräulich schlecht. Vatermörderisch. Er konnte an nichts denken. Er erschien sich als großes Fettauge auf einer ungenießbaren Brühe und spürte den Drang, sich selbst und die Brühe auszuspeien.

Dann entschlief er.

Als er wieder erwachte, war es Abend. Er fühlte sich leichter und stand auf. Die milde, melancholische Stimmung die „auf die Freude folgt", hatte sich seiner bemächtigt. Er wurde ordentlich elegisch, und sah stillschweigend seiner Aufwärterin zu, die mit Bürste und Besen die Spuren des Gestern zu vertilgen suchte.

Und in dieser weichen Stimmung sagte er ein leises „Herein" zu dem Klopfen an seiner Thüre.

„Du Madeleine!"

Ein hübsches, hochelegant gekleidetes Mädchen hüpfte herein.

„Krank auf das bisserl? Du, nicht wahr, ich bekomme auch so eine Katz wie Clarisse? Sie steht bei ihr im Salon. Mein Freund hat mir erklärt, er werde sich um Clarissens Gunst bewerben, nur damit er täglich Deine Katze sehen kann."

Kolmann lachte ein leises, müdes Lachen.

„Du Eselein."

Madeleine warf zornig ihren Hut auf den Boden.

„Eselein!"

Und jetzt legte sie ihre parfümierten Hände auf seinen warmen Kopf.

„Lieber Kallay, Kolmann, Kolmanderl, die Katz, ja? Ja? Nick nur ein bißchen. O bitte!"

„Aber laß mich doch!"

„Nein, ich kann nicht, ich kaufe sie Dir ja ab," sagte sie, den Kopf zurückwerfend, „ich will nicht, daß Du umsonst den Lehm für mich knetest."

„Schaf!"

„Also bis morgen Abend, ja? ja?"

„Meinetwegen."

Sie setzte jubelnd ihren Hut auf. „Die Gans, die Clarisse —" und rannte hinaus.

Kolmann wollte noch ein bißchen Luft schöpfen gehen.

Er zog seinen ergrauten Rock an, und schlich hinaus.

An der Ecke seiner Straße begegnete er einem Freund.

„Na, ihr habt gestern schöne Dinge getrieben, alle segnen heute das Zeitliche."

Er legte seinen Arm in den Kolmanns. „Du, hör', ich hab' heute von Baron Raumer, dem Freund der kleinen Clarisse gehört, daß Du Dich in neuester Zeit —"

„Ja wohl", bemerkte Kolmann seufzend, „weißt Du, Bier und Wein wirkten nicht mehr —"

„Was? Wie meinst Du?"

„Ach so, ich dachte —"

„Ich glaubte —"

„Na, zum Teufel, was soll ich denn in neuester Zeit?"

„Tierstudien Dich gewidmet haben, Du sollst eine so allerliebste Katze —"

„Schon wieder das Biest", rief Kolmann.

„Ah, man hat schon Deiner Katze Nachkommenschaft gewünscht? Ich thue es ganz besonders. Ich kenne eine mir werte Dame, die Katzen sehr liebt. Möchte ihr zu Weihnachten etwas schenken, was sie ganz besonders erfreut. Da gäbs nichts Besseres als so'n kleines Kätzchen, so'n schlauheimtückisch drein blickendes Luderchen wie — aus Deiner Künstlerhand. Kostenpunkt Nebensache, versteht sich."

„Ich begreif' nicht, wann ich eigentlich das unglückliche Katzenmodell angefertigt habe", sagte Kolmann sinnend zu sich. „Es muß in einer Dämmerstunde, wo ich an gar nichts dachte, so unwillkürlich geschehen sein. Damals als der Kater mir beständig mit seinem Buckel um die Füße strich."

Ja, die Katzen im allgemeinen und im besondern.

Die beiden Freunde vertieften sich in ein Gespräch, das lange nach Mitternacht endete.

Als Kolmann am nächsten Tag erwachte, stand seine Schaffnerin an seinem Bett und bat um Geld zu Holz. Sie könnte sonst die Schokolade nicht kochen.

Geld!!!???

Kolmann sah sie vernichtend an.

„Holen Sie doch, was Sie brauchen, ohne Geld. Vor vier Uhr kann ich nicht zu meinem Banquier schicken."

Sie sann ein bißchen nach und entfernte sich dann nickend. Sie entlieh beim Portier ein Fünffrancstück.

Als er gefrühstückt hatte und aufstehen wollte, meldete die Frau einen Herrn.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören", rief eintretend ein junger Mann. „Wir hatten neulich Gelegenheit, in einem Salon ein reizendes Opus Ihrer Hand, ein Tierstück, zu bewundern."

„Die Katze", schrie Kolmann drohend.

„Richtig", fuhr der junge Herr fort. „Die Katze. Es ist ein ganz allerliebstes Stück. Grazie und Lebendigkeit in der Bewegung, trefflich der Natur abgelauscht. Würden Sie sich nicht entschließen können, mir ein ebensolches Stück zu verkaufen? Ich gebe Ihnen jeden Preis dafür. Ich schwärme sehr für Tierstücke, und leider besitzen wir in Werken der Plastik so wenig wirklich Ansprechendes dieses Genres."

Kohlmann fühlte, wie er errötete.

Er lachte laut auf. Wahrhaftig, das war zu drollig.

„Ich werde es mir überlegen, mein Herr", sagte er zu dem Besteller, „eigentlich bin ich nur zufällig in das Tierreich geraten."

„Es wäre wirklich schade für Ihre herrliche Begabung", meinte der galante junge Mann.

Wieder ein dröhnendes Lachen.

Der Besucher verabschiedete sich von dem jungen Künstler, nicht ohne das Versprechen empfangen zu haben, demnächst eine positive Entscheidung zu erhalten.

Als er fort war, warf sich Kolmann ungestüm in die Kissen zurück.

Und ein Fluch, der ein so brillantes Feuerwerk aller Schimpf- und Schand-

wörter der Welt war, daß er garnicht wiederzugeben ist, entfloh seinem Munde. Aber er hatte nicht lange Zeit, sich in der gesunden Kunst des Fluchens zu üben, denn der Postbote brachte unter Kreuzband eine Nummer des „Figaro".

Unter den Neuigkeiten aus der Künstlerwelt stand:

Eine allerliebste Tierstudie aus dem Atelier des Bildhauers Kallay, eines gebornen Ungarn, ist uns dieser Tage unter die Augen gekommen. Es stellt ein Kätzchen dar, das eben im Begriff ist, sich auf einen Feind zu stürzen. Der Ausdruck des Lauerns, der vor Angriffslust und Erwartung geschwellten Rückenmuskeln, ist prachtvoll der Natur abgelauscht. Wir gratulieren dem Künstler zu seinem allerliebsten Einfall, und hoffen, bald wieder einer Studie aus dem Tierreich von ihm zu begegnen.

Kolmann kleidete sich an und ging, die Hände auf dem Rücken verschränkend, auf und nieder.

Die Nymphe aus dem Quartier St. Antoine hatte ihn plötzlich zu einem berühmten Manne gemacht.

So über Nacht war das gekommen. Er wußte eigentlich in der That nicht wie. Er wußte nur, daß er ein viertel Dutzend Aufträge erhalten hatte, und „Figaro" „bald wieder einer Studie von ihm zu begegnen wünsche."

Da kam Madeleine.

Richtig, die Katze war noch nicht fertig. Sie fiel noch coquetter aus, als die erste. Jubelnd wurde sie entführt.

Eine Schauspielerin aus dem Francaise, bestellte sofort eine gleiche aus Terracotta. Der Herzog von Silvain folgte ihrem Beispiel. Kolmann konnte sich nicht retten vor den Bestellungen, die zu Dutzenden einliefen.

Die Welt hatte seine Katze verstanden. Die Welt will nicht Philosophie, ein Miau ist ihr lieber.

Die Welt ist sehr leicht zu befriedigen. In dem Zusammenfassen dieser drei Wahrheiten gipfelte Kolmanns Lebensweisheit. Höchstens setzte er noch hinzu: Die Welt liebt keine ernste Kunst. In der Perspektive muß immer ein Katzenschwanz zu erblicken sein. Das nennen sie die „Befreiung und Erhebung, die das echte Kunstwerk mit sich bringen muß."

O diese Erhebung!

Ueber Kolmann war etwas Shakespearisches gekommen.

Er machte Katzen, soviel man bestellte. Jede taufte er anders. Nero und Euripides, und wieder Sterne, und Dickens, und Rhamses, taufte er sie. Und wenn er sein Atelier voll Katzen, deren jede ihr Schwänzlein anders trug, angefüllt hatte, dann machte er vor jeder seine tiefe Verbeugung und nannte sie: Durchlaucht, und: Excellenz, und: o Herrscher. Denn in jeder sah er irgend eine große Persönlichkeit. —

Und die Welt wollte immer mehr Katzen. Papiermachefabrikanten arbeiteten nach seinem Modell, und kunstsinnige Frauen hatten das Bild der Katze in der Theetasse, wo nicht gar auf ihrem Sofabezug angebracht.

Man gebrauchte sie als Vorständer vor Spucknäpfen, als Ofen- und Lampenschirm. Man trug sie als Brosche und Strumpfbandschließe. Man wob sie in Teppiche.

Die Welt hatte seine Katze verstanden. Und da gute Strumpfwirker immer von ihren Kunden auch strumpfwirklich bezahlt werden, so kam nun auch Geld in Kolmanns Beutel.

Eines Tages klopfte es bei ihm an. Er sagte mitten aus seinem Tierreich heraus:

„Avanti, monsieur!“

Sie war's, die hereintrat, und nach einem Blick um sich, lächelte.

Sie befand sich in dem glückseligsten Alter der Frau. In dem Alter, in dem die Sitte ihr sogar erlaubt ein Mensch zu sein, das Affentum abzulegen, und z. B. ohne lebenslänglichen Ehrverlust einen lieben Freund zu besuchen.

Dieses beneidenswerten Alters Rechte benützend, stand Sussanne vor Kolmann und lächelte.

Er trug wieder saubere Hemdkragen, und sah infolge seines Katzengolds ganz reputierlich aus, so daß er sich nicht vor ihr zu schämen brauchte.

„Du glaubst doch nicht, daß dies meine einzige That ist“, sagte er auf die Katze, die in vielen Variationen umherstand, deutend. Und als sie nicht verstand, trat er zu ihr, und nahm ihre Hand in die seine.

„Du, ich hab ein Kunstwerk gebaut, bei allen Sonnen des Himmels, da ist der Michel ein Stümper dagegen.“

„Wahrhaftig“, lispelte sie mit ihrer leisen vornehmen Stimme, „und wo ist dies Kunstwerk?

„Und ich will es Dir schenken, als Dein — nein, ich will es Dir schenken als meine höchste That, auf die ich stolz bin.“

„Und wo, wo ist es?“ fragte sie mit ihrem heimlichen Lächeln in den Augen.

„Hier, hier“, rief er, und umschlang ihren Leib stürmisch. „Oder habe ich Dich etwa nicht gebaut, nicht geboren, nicht erschaffen, geschmückt! Bist Du nicht mein Werk? Trägst Du nicht die Spuren meines Ich in Deinem Gesichte? Verweht wärst Du ohne mich, spurlos verweht. Mein Geist war der Marmor, aus dem ich Deine Form herausschlug. Du glaube nicht an — die Katze. Du glaube an — Dich, und den Künstler in mir, der Dich schuf. Hörst Du? Hörst Du?“

Ja, sie hörte.

In ihrem rehbraunen Atlaskleid stand sie sinnend unter den geschwänzten Fürstlichkeiten.

Und plötzlich sagte sie leise:

„Aber auch ich bin eine Künstlerin. Denn wäre ich nicht heimlich in Deiner Seele thätig gewesen, kannst Du's leugnen, so wären alle diese Katzen ungeboren, und der große Kater, an dem Du ja Zeit Deines Lebens littest, hätte Dich erwürgt.“

„Ja, Kind, Du hast recht,“ sagte er, „Du wohntest immer heimlich in meiner Seele, Du bist — aber sag mir etwas. Aus welchem Grunde sind wir nicht schon längst Mann und Frau geworden?“

Sie sahen sich an und fielen einander lachend um den Hals.

Hinter ihnen ertönte ein leises Schnurren.

„O Kater meines Lebens“, rief Kolmann sich niederbeugend, „was wäre ich heute ohne Dich? Du bist das non so che in meiner Kunst. Dein Miau hat mich der Welt geschenkt, dein Miau ist mein Violinschlüssel zu dem Geheimnis der Menschheitsmusik geworden.“

Und der Kater strich sich mit der linken Pfote den Schnurrbart.

Die Freiheit des Egoismus.

Von

E. Horn.

I. Ich.

Freiheit ist Gewalt, sagt Stirner, ist Macht. Was ist aber hier Macht? Macht ist Vermögen, und das Vermögen wurzelt im Willen. Daß wir wollen können, das ist unsere Freiheit; daß wir aber nicht immer können, wie wir wollen, ist unsere Unfreiheit. Man hat so viel über den freien Willen geschrieben und gestritten, die einen leugnen ihn, die andern wollen ihn behaupten. Mir kommt es vor, als ob man da z. B. von einem steinernen Fels spräche. Der Fels ist Stein und der Wille ist Freiheit.

Den Willen bethätigen heißt handeln. Ohne That kein Wille. Ob aber die That gelingt, ist eine Sache für sich; den Willen ficht es nicht an, er bleibt, was er ist, und versucht morgen, was ihm heute mißlang. Es ist nicht nötig, daß es immer gelingt — wenn ich nur handle! Zum Handeln aber gehören Objekte und Werkzeuge; letztere sind meine leiblichen und geistigen Kräfte. In der Schwierigkeit jener und der Unzulänglichkeit dieser beruht das Mißlingen. Hier liegen die Schranken meines Könnens, nicht meines Wollens. Bin ich mir dessen bewußt, so klage ich nicht über meine Unfreiheit, höchstens über meine Unvollkommenheit. Klagen aber sind unweise, meint Epiktet. Besser, ich suche die Eigenart der Dinge zu erfassen und meine Kräfte zu steigern, so fallen die Schranken. Nach den Sternen freilich werde ich nicht greifen und mit dem Kopf auch nicht gegen die Wand rennen — das wirklich Unmögliche ist mir keine Schranke.

In diesen Schranken liegt kein Zwang. Den empfinde ich erst, wenn fremde Gewalt sich meiner bemächtigt und fremder Wille sich durch mein Handeln zu bethätigen versucht. Dagegen empöre ich mich, und erst, wenn der fremde Wille in meinen eigenen auf Grund meiner Einsicht aufgegangen ist, dann erst — unterwerfe ich mich nicht, sondern handele immer noch in Freiheit. Aus freier Einsicht das Gute thun ist wahre Tugend, und selbständig handeln — wahrer Egoismus.

Freiheit ist Herrschaft, sagt Nietzsche. Lassen wir's gelten! Wer soll herrschen? Ich. Wer bin Ich?

Und worüber soll ich herrschen oder besser kann ich herrschen? Ueber das, was ich weiß. Mich weiß ich zunächst, also verweist mich das Selbstbewußtsein auf die Selbstbeherrschung. Mich weiß ich aber nur im Gegensatz zu einem Andern: kann ich dies auch beherrschen? Ja, wenn es nicht schon besessen wird, d. h. Selbstbewußtsein fühlt wie ich. Menschen also, die des

Namens wert sind, kann ich nicht beherrschen, weil jeder an sich selbst der Nächste dazu ist. Wie ich einen nur lehren kann durch den Verstand, der in ihm ist, so könnte ich ihn auch nur beherrschen durch den Willen, der in ihm ist; dann bleibt jener aber doch der Selbstherrscher. Außer mir selbst kann ich also nur beherrschen, was selbst sich nicht zu beherrschen vermag, d. h. die belebte und unbelebte Natur. Jegliche Person aber, in der das Selbstbewußtsein lebendig ist, lehnt fremde Herrschaft ab.

Freiheit ist also Selbstherrschaft und Selbstbeherrschung. Jene ist die subjektive, diese die objektive Seite der Herrschaft. Ihr Gesetzkodex ist sehr einfach: die Vernunft stellt ihn dar, d. h. das logische Denken. Von Aristoteles wird der Satz überliefert: Scire est per causas cognoscere; ihm ließe sich zur Seite stellen ein Velle est per causas agere. Das Handeln nach Grund und Folge gewährleistet erst den Zusammenhang meines Thuns, in ihm beruht die Einheit der Persönlichkeit und die Sicherheit der Autonomie.

Andere sollen nicht herrschen über mich, ich will meiner selbst ein Herr sein; denn bin ich das nicht, so falle ich andern anheim. Betrink dich nur, d. h. gieb deine Selbstbeherrschung auf, so ist es auch mit deiner Selbstherrschaft vorbei, und Buben spotten deiner. Autonom kann nur sein, wer sich im Zaum hält.

Aber was beherrsche ich denn an mir? Bin ich Objekt — wo bleibt da das Subjekt? Das Ich ist also zerlegbar. Ich beherrsche meinen Körper — taliter qualiter, aber immerhin. Also gehört er nicht wesentlich zum Ich, er ist ein Accidens. Ich beherrsche meine Triebe und Leidenschaften um meiner Selbstbestimmung willen; soweit sie im Körper wurzeln, fällt dies unter das Vorige. Meine Gefühle — d. h. ich lasse mich nicht durch Gefühle der Lust oder Unlust der Vernunft zuwider zum Handeln hinreißen. Was kann an mir noch beherrscht werden? Ich bin Herr meines Thuns, jedoch nur dann, wenn ich mir dieses Thuns bewußt bin, d. h. wenn ich logisch handele. Indem bin ich aber auch Herr meiner Vernunft, da ich von ihr Gebrauch mache. Stehe ich denn über meine Gedanken? Sie kommen und gehen, aber ich fasse sie ab, ich schalte mit ihnen und bringe sie hier zu Papier. An sich ist aber Vorstellen wie Fühlen ein passiver Zustand; einzig aktiv, mein Sein bethätigend, mich selbst darstellend und mein Dasein behauptend bin ich nur im Wollen. Was bleibt also vom Ich noch übrig, von dem ich nicht zu abstrahieren vermag? Der Wille ist es. Kann ich auch über meinen Willen herrschen? Nein; denn setze ich den zum Objekt, so fällt das Subjekt aus. Mein Wille, das bin Ich. Ich = Wille = Herrschaft = Freiheit = Leben.

Die Frage nach der Willensfreiheit ist verfehlt. Der Wille selbst, das ist die einzige Freiheit des Menschen. Man verwechselt immer den Willen mit dem Handeln oder dem vereinzelten Wollen, wenn man von einer Bestimmbarkeit des Willens spricht. Das Ziel, auf welches sich der Wille richtet und der modus agendi, sie sind bestimmbar durch vernünftige Gründe. Daß ich aber handele und zum Ziele strebe, ist meine Freiheit.

Stehe Ich noch über meinem Willen? Kann Ich von ihm Gebrauch machen? Nein, das heißt garnichts. Ich handele, weil Ich bin, und Ich bin, weil Ich handele. Nur da, wo ich ganz auf mich selbst gestellt bin, in mir selbst ruhe, wo ich ganz Ich bin, bin ich frei; das ist aber der Fall, wenn ich will. Mein Wille, das bin Ich, das ist meine Freiheit, meine Absolutheit.

Alles übrige, auch das vereinzelte Wollen, sind Relationen. Relationen aber binden.

Mein Wille ist der Ausdruck meiner Existenz; er wird sichtbar in der Seinsbethätigung, die identisch ist mit der Daseinsbehauptung. Die Frage: Muß ich handeln? ist gleichbedeutend mit der: Muß ich leben?

Der Wille ist immer da — nicht der Wille zum Leben, er ist vielmehr selbst das Leben, d. h. Energie. Aber Ziele braucht er, Objekte, um sich zu bethätigen, seine Individualität darzuthun.

Mich lockt irgend ein Ziel. Was heißt das? Was sind mir Endursachen? Meine Phantasie antizipiert das Resultat einer Handlung, es verspricht mir Genuß, ich überlege, ob und wie ich es erreiche, dann erscheint mein Wille auf der Bildfläche oder er erscheint nicht: je nach dem handele ich oder handele ich nicht.

Der Genuß ist die Nahrung des Willens; denn der Wert jedes Genusses liegt darin, daß er die Aktivität unterhält und steigert. Die Aktivität ist aber der Wille, ist Leben. Daß der Wille den Genuß sucht, thut er also um seiner selbst willen. Aber der Genuß winkt nicht erst am Ziele, er beginnt bereits mit dem ersten Schritt und steigert sich je näher dem Ziele, bis er am Ende seinen Höhepunkt erreicht. Aber dann bricht er ab — und ein neues Ziel lockt mich.

Der Wille ist Thatkraft, die Kraft wächst aber im Thun, also wird der Wille reicher, indem er sich bethätigt. Reicher woran? An Willen. Er ververzehrt sich nie, sondern schöpft immer von neuem aus sich, er ist das wahre Perpetuum mobile. Sein Thun ist zugleich Genießen, Ausgeben und Einnehmen fallen zusammen, der Wille ist Selbstgenuß und das Leben genießen heißt sich selbst genießen.

So wie der Mensch geworden ist nach Geburt und Erziehung, so muß er sich bethätigen; denn das ist sein Sein, sein Sein, sein Ich, seine Individualität. In dieser Bethätigung seines Seins, in der Selbstdarstellung und Wesensoffenbarung liegt sein Lebensgenuß und also auch seine Lebensaufgabe. Nennt man das Egoismus, so glaube ich, daß der Egoismus der Angelpunkt aller „ethischen Kultur“ ist.

Ich verzehre mich selbst, indem ich mich darstelle. Gegen diesen höchsten Genuß verschwinden alle übrigen sinnlichen und geistigen Genüsse; sie sind nur Mittel zum Zweck. Darum bleibt der Wille auch Herr des Genusses. Wird dieser Selbstzweck, ohne in Aktivität aufzugehen, so erstickt der Wille im Uebermaß. Dann lebt der Mensch nicht mehr, sondern vegetiert wie der Kohlkopf im Rieselfeld. Mit dem Willen ist die Freiheit dahin, die Autonomie, die Selbstbestimmung. Herr sein des Genusses ist Selbstbeherrschung (Tolstois erste Sprosse der Sittlichkeit). —

Freiheit! Wißt ihr nun, was Freiheit ist? Ihr schreit danach. Ich sage euch: Seid doch frei; denn ihr seid es! Keine andere Freiheit kann euch werden, als die ihr in euch tragt. Ihr seid ihr, ein Ich, ein Wille, ganz für euch, auf euch selbst ruhend — was wollt ihr mehr? Ist das nicht Freiheit genug? Wovon wollt ihr denn noch frei sein?

Andere sollen euch nicht beherrschen. Nun, es liegt doch an euch: beherrscht euch selbst und seid Selbstherrscher, so wird kein anderer euch in seine Gewalt bekommen, ihr seid doch die Nächsten zu euch! Aber so seid ihr: nach oben hin deklamiert Ihr und reklamiert Ihr die Freiheit, weil Ihr meint,

das Nichtbeherrschtwerden gehöre dazu, Anarchisten die ihr seid! — und nach unten hin übt ihr Gewalt, weil ihr die Freiheit in der Herrschaft über andere sucht, Despoten die ihr seid! Aber wie nun, wenn die Obern euch nicht erhören und die Untern sich nicht beherrschen lassen! Dann sei weiter Sklave, Anarchist! Dann zittere, Despot! Wie könnt ihr denn frei sein, wenn ihr, um frei zu sein, anderer bedürft? Die Freiheit liegt nicht außer euch, dieses Reich Gottes ist inwendig in euch!

Es wird Zeit, daß viele Menschen das einsehen, damit sie nicht länger einem Phantom nachjagen. Seit hundert Jahren suchen die Guten die Freiheit mit der politischen Laterne und sehen den Wald vor Bäumen nicht. Hinter den Schranken wähnen sie die Freiheit, weil ihre Seinsbethätigung auf Schranken stößt. Aber räumt sie nur hinweg, neue steigen empor!

„Wer statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht; wer statt sich anzuschauen, nur immer von fern und nahe her ein Bild des äußern Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt: der bleibt der Zeit und der Notwendigkeit ein Sklave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigentum, und nie, auch wenn sich selbst er zu betrachten wähnt, ist ihm vergönnt, das heilige Gebiet der Freiheit zu betreten" (Schleiermacher). Darum so geht nicht ins Wirtshaus der Welt, sondern bleibt zu Hause bei euch, dann lernt ihr euch kennen, dann seid ihr selbstbewußt und seid frei!

Nichts weiter als das Selbstbewußtsein ist es auch, zu dem durch lange Irrfahrt die Menschen sich erheben; sie nennen's nur mit anderen Namen bald Menschenwürde, bald Freiheitsideal. Noch schlafen viele, die die Freiheit im bürgerlichen Konkurrenzkampf um Besitz erblicken. Aber der Hahn hat gekräht, und zu tagen beginnt's.

Ist der Wille meine Freiheit, was bedeutet dann meine Unfreiheit? Sie ist die Bedingung der Freiheit, und der Wille schließt sie mit ein. Das klingt paradox, ist es aber nicht. Jede Individualität bedeutet Begrenztheit, also ist auch alles individuelle Wollen begrenzt. Wenn ich immer könnte, wie ich wollte, so würde ich gar nicht wollen. Der Allmächtige will nicht, auf ihn paßt der Freiheitsbegriff nicht, der Schrankenlose kann sich nicht bethätigen. Und der allmächtige Mensch würde vor langer Weile vergehen, so gut wie der, der nichts mächtig ist.

Meine Unfreiheit, das sind die Objekte des Willens. Kein Wille ohne That, keine That aber, wo nicht Hindernisse zu bewältigen sind. Die Hindernisse beeinträchtigen deine Freiheit? Du Fauler! Sie garantieren dir ja gerade dein Leben; denn leben heißt streben, heißt arbeiten. Du bist nur, indem du dich bethätigst; und darin beruht ja gerade deine Freiheit, daß du dich dem Hindernis gegenüber behauptest! Wolle nur recht, d. h. sei recht, was du bist! Deine Seinsbethätigung ist deine Daseinsbehauptung.

Sunt certi denique fines — das weiß ich, aber sollt' ich darum klagen? Darum eben habe ich ein individuelles Sein, und alles Sein ist individuell. Ich tröste mich und bin stolz darauf, daß Ich noch viel mehr will, als ich kann. Wer kann mehr als Ich? „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Das Problem der menschlichen Willensfreiheit sollte niemanden fürder beschweren. Mein Wille ist nicht frei, vielmehr er ist meine ganze Freiheit. Sobald ich das erkannt habe, suche ich nicht mehr nach Freiheit, erbettele sie

mir weder, noch raube ich sie andern; denn ich habe sie. Der Selbstbewußte ist der Freie.

Die sogenannte bürgerliche Freiheit erledigt sich hiernach als etwas gänzlich belangloses. Wäre der Bürger frei in meinem Sinn, so würde er auch die Freiheit haben, die er vermißt; aber Sklavensinn verdient keine Freiheit!

II. Wir.

Allein zunächst finde ich mich, ich, der Freie, der Selbstbewußte, der Einzige und Eigner, wie Stirner sagt. So auf mir selbst ruhend schaue ich um mich, ein Wollender gegenüber der Natur und gegenüber andern Menschen. Beides sind mir Objekte und darum auch Widerstände des Wollens. An ihnen meine Eigenheit erproben, gegen sie mich zu behaupten, erfasse ich als den Grund und den Zweck meines Daseins. Will ich nicht mehr, so bin ich nicht mehr. Aber solange ich will, bin ich.

Die Natur erscheint mir heterogen, fremd, rätselhaft, furchtbar; die Menschen scheinen mir homogen, gleichen Wesens. Jene suche ich zu erforschen und meinem Willen dienstbar zu machen; mit diesen vertrage ich mich, wenn sie gleicher Art wie ich sind, wenn also Wille auf Willen stößt. Die Rache aber ist der Regulator der Willenskonflikte. Sind die andern Menschen gleicher Art wie ich, d. h. Freie, Selbstherrscher? Das erprobe ich, und finde ich solche, so erkenne ich sie an wie mich und sage: Wir, die Freien.

Stolz sind wir auf unsere Freiheit, und dieser Stolz ist unsere Moral: wir stehen „jenseits von gut und böse".

Denn Moral — was ist das? Nichts Anderes doch wohl als die Beschaffenheit des Zusammenlebens, des Verkehrs der Menschen. Der Moralen sind also sehr viele, und die Bastiansche Ethnologie wird uns sicher noch die einzig wahre „Morallehre" als Moralenbeschreibung bringen. Wie die Menschen gehandelt haben und handeln, das können wir hinterher erfahren; wie sie weiter handeln werden, das können wir aus ihrem, d. h. unserem Charakter schließen, und der ist die Selbstsucht. Wer sagt uns aber und hat uns zu sagen, wie wir handeln sollen? Muß es eine „Moral" in diesem Sinne geben? Mit Recht macht Nietzsche diese Moral selbst zum Problem.

Vorschriften des Handelns empfangen Sklaven, der Freie bestimmt sich selbst. Jedem sagt sein „Gewissen" mit unmittelbarer Evidenz seine „sittliche Bestimmung" — ist Fichtes Meinung, und Sommer baut darauf im Streite mit Wundt eine plausible Lebensphilosophie. Alle „Moralen" setzen Unfreie voraus, und weil die Freiheit heute so im Argen liegt — St. Manchester hat sie verraten und verkauft —, darum trieft jetzt die ungläubige Welt von Ethik.

Wir, die Freien, bedürfen keiner „Moral". Unsere gegenseitige Achtung und Anerkennung ist nur eine Folge unseres Stolzes, d. h. der Wertschätzung unseres eigenen Ich, und das Prinzip unseres Handelns ist die Selbstsucht. Freilich nicht die Selbstsucht im gemeinen Sinne, die auf Kosten des Andern zu genießen strebt, vielmehr die Selbstsucht, die sich in positivem Wirken durchzusetzen oder — wie Hedda Gabler sagt — „das Leben nach seinem Sinn zu gestalten" sucht. „Jeder soll das, was schlechthin nur Er soll und nur Er kann, und das, wenn er es nicht thut, in dieser stehenden Gemeinde von Individuen gewiß

nicht geschieht" (Fichte) — dieses Bewußtsein durchdringt den Freien. Der Freie ist der Gute, weil er wahr, tapfer, hochsinnig, mäßig ist; denn Lüge, Feigheit, Niedrigkeit, Ueppigkeit vertragen sich nicht mit der innern Freiheit. Die Freien regieren sich selbst, weil jeder Einzelne sein Selbstherrscher ist. Das schließt nicht aus, daß sie sich einen Primum inter pares setzen, aber der Bevormundung „Regierender" und „Besitzender" entraten sie. Die äußere, politisch-sociale Freiheit ist nur das Abbild der innern, persönlichen. Die innere Freiheit verlangt die Anarchie. Wir, die Freien, sind Anarchisten, weil wir Selbstherrscher sind und der Herrschaft Anderer nicht bedürfen. Nicht Uebermenschen sind wir, wir wollen nur nicht Untermenschen sein.

Nicht alle Menschen sind frei in unserm Sinne. Seit Jahrtausenden hat es Sklaverei auf der Erde gegeben, und Sklaverei erzeugt knechtische Gesinnung, die sich vererbt. Aber zur Freiheit sind alle berufen. Wie verhält sich der Freie zu den Unfreien? Er erkennt sie nicht an als Seinesgleichen, sie stehen unter ihm. Er benutzt sie, wenn er sie nicht ignoriert; denn er bedarf ihrer nicht. Siehe, Tolstoi macht sich sein Schuhwerk selber! Ihre Empfindungen teilt er nicht. Sie empfangen von ihm ihr „Gut" und „Böse", etwas, was der Freie nicht kennt. Stolz behandelt er sie, wie er überhaupt stolz handelt. Er könnte von sich sagen: Odi profanum volgus et arceo, aber er sagt es nicht. Nämlich je höher er sich als den Freien schätzt, desto mehr verachtet er, die nicht sind, was sie mit ihrem Menschenantlitz sein sollten, die Unfreien, die Feigen, die Niedriggesinnten. Hier paart sich die große Verachtung mit dem großen Bedauern. —

Wir, die Freien, sind die reinen Egoisten, wie sie Stirner fordert. Und gerade der Egoismus vereinigt uns, so paradox das klingen mag. Unser Socialismus ist nur ein erweiterter Egoismus; denn was wir an Ehren und Rechten einander zugestehen, kommt an jeden Einzelnen zurück (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse). Wir lieben unsern Nächsten wirklich wie uns selbst. Geht nicht dies christliche Gebot auch auf den Egoismus zurück als auf das primum movens?

Aber wo bleibt da die Aufgabe der Menschheit? Ja, wo bleibt die! Wo ist sie denn? Wer stellt sie? Wie heißt sie? Für das Gemeinwohl sollen wir streben, für den Fortschritt der Menschheit arbeiten — welcher Einzelne denkt daran? Ein Jeder arbeitet, denkt und schafft, wie der Geist ihn treibt. Das Leben ist nicht, wie Dühring schreibt, „wesentlich ein Inbegriff von Empfindungen, Gefühlen und Gemütsbewegungen", sondern wesentlich Aktivität, Wille, Seinsbethätigung, Selbstdarstellung des Individuums. Ob das instinktiv geschieht oder mit Bewußtsein, ist gleichgiltig; denn der unbewußte wie der bewußte Verstand „ist nur ein Teil jener Kraft, welche den allseitigen Zusammenhang der Dinge gewährleistet." Auch von der Arbeit des Einzelnen gilt, was Dühring schreibt: „Nun haben aber die schaffenden Mächte auch im Gebiete der socialen Gestaltungen thatsächlich nicht die Form bewußter Zwecke; vielmehr sind sie wirkende Ursachen, welche die Bildungen treiben, deren Sinn der Verstand niemals sogleich begreift." So arbeitet der Freie aus seinem Wesen heraus, weil er muß, oder — was bei ihm dasselbe ist — weil er will. Der Drang des Lebens treibt ihn, und Wille ist sein Leben. Möglich, daß seine Gedanken und Thaten der Menschheit Vorteil bringen, die Erfahrung lehrt, daß das oft der Fall gewesen. Aber es ist doch ein Postulat a posteriori das „für den Fortschritt der Menschheit wirken" und einer Verallgemeinerung

und Ausdehnung auf alle Menschen ganz und gar nicht fähig. Und „das Gemeinwohl“, sagt Stirner mit Recht, „ist nicht mein Wohl; ich aber will mein Wohl.“ In dem sogenannten Gemeinwohl sucht ein jeder, nicht bloß der Dieb und Bettler und jeglicher Unfreie, sondern auch der Freie selbst sein Wohl. Darum ist auch für das Gemeinwohl zu arbeiten weder eine Tugend, noch eine Pflicht. Gleichwohl wird es nicht unterbleiben, dafür sorgt der gemeine Egoismus der Unfreien wie der edlere Egoismus der Freien. Aber der Spruch: Aliis inserviendo consumor ist eine Thorheit, wenn ich nicht selbst meine Rechnung dabei finde. —

Wir, die Freien, — es ist noch ein andres Band, das uns umschlingt, außer jenem innern der gegenseitigen Achtung und Anerkennung, es ist das der gemeinsamen Abhängigkeit von der Natur rücksichtlich unserer Daseinsbehauptung und des gemeinsamen Angewiesenseins auf sie bezüglich unsrer Seinsbethätigung.

Jene Abhängigkeit teilen wir mit aller lebendigen Kreatur, aber die Freien, die Stolzen empört sie, und im Unmut verzehren sie sich, wenn Krankheit sie zur Unthätigkeit verurteilt. Darum geht ihr Dichten und Trachten dahin, diese Abhängigkeit zu verringern, d. h. die Natur zu erforschen und zu bezwingen. Die Wissenschaft ist eine Sache freier Geister. Der Nahrungstrieb zwingt zwar auch die Unfreien zur Arbeit an der Natur, aber die Freien wollen nicht bloß des Lebens Wohlfahrt verdienen, ihnen ist viel mehr die Natur mit allen ihren Hervorbringungen einschließlich der menschlichen Gesellschaft Willensobjekt zur Realisierung der Freiheit, sie arbeiten allerdings auch, um zu leben, jedoch auch weil sie leben. Ihr Wille erheischt ein Objekt, an dem er sich bethätigt. Und es weiß der Freie, was er will. So ist es nicht allein die Not des Lebens, sondern auch die Freudigkeit des Schaffens, die die freien Geister verbindet. Wir, die Freien, sind die wahren Socialisten, und wir allein lösen das sociale Problem, soweit es lösbar ist. Unser Freiheitsgefühl, unser Stolz wird beleidigt durch den Anblick socialen Elends und menschlicher Ratlosigkeit, aber unser Wissenstrieb und unsere Schaffenslust sucht die Abhülfe. Denn das Elend der Menschen ist der Feind ihrer Freiheit, weil es in Dauer zur Willenslähmung führt. Diese ist aber dem Tode gleich zu achten. Bekämpfen wir das Elend, so bekämpfen wir die Unfreiheit und machen Menschen zu Menschen. —

Aber die Freien, die ich meine, wo sind sie? Sie sind in allen Gesellschaftsklassen — virtuell, aber auch aktuell. Es sind nicht etwa die Leute von „Besitz und Bildung“, nicht die obern Zehntausend, die heute den sogenannten „Staat“ ausmachen, auch suche ich nicht nach Nietzsches Herren, die unfrei sind, weil sie — schon dem Worte nach — der Sklaven bedürfen. Aber sie sind da, die Freien, die Gutzkowschen Ritter vom Geiste, zerstreut unter der Masse der Unfreien. Sie gilt es zu sammeln, sie werden sich finden, die Ereignisse werden sie ans Licht bringen, und sie werden die Zukunft gestalten.

Heute — so paradox es klingt, die Unfreiheit herrscht heute im Staate, die Büreaukratie und das Börsentum, die Akten und der Geldsack, befestigt und geschützt durch Gesetze, in deren Menge die Weisheit allgemach zur Narrheit geworden ist. Je mehr Gesetze aber sich die Menschen geben, desto unfreier sind sind sie und umgekehrt. Die Akten herrschen, d. h. die Abhängigkeit des lebendigen Geistes von toten Buchstaben. Der Geldsack herrscht, d. h. der materielle Sinn, der den Reichtum und den Wert des Lebens nicht in einer Summe von Thaten, sondern in der Summe von Genüssen sucht. „Ein großer Bierstrom“, ruft Antonius von der Linde aus, „schwemmt allen Idealismus aus Deutsch-

land fort." Und es scheint eher noch schlimmer als besser werden zu wollen; denn eine andere Unfreiheit strebt heran zu herrschen und jene abzulösen.

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Heute blüht der Weizen der Freien nicht, aber sie halten sich stille und warten der Zeit.

Wer ändert die Zeit? Der Absolutismus. Unsere Bourgeoisie hat ihn längst verdient, und die aufstrebenden Elemente bedürfen der starken Hand, damit sie den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben. Aller Fortschritt in der Geschichte ist von exemplarischen Menschen ausgegangen. Eines solchen bedürfen wir wieder, damit an dem Beispiel dieses Freien, dieses Wollenden die Bürger sich auf ihre Freiheit, ihren Willen besinnen lernen und werden, was sie sein sollen, — Freie.

So bald geschieht das wohl noch nicht. Möglich, weil besser, daß die Hefe der herrschenden Unfreiheit erst in einer vierzigjährigen Wüstenfahrt erstickt wird. Aber dann werden die Freien sich sammeln, und es werden ihrer mehr werden unter dem Einfluß des Absolutismus. So wird das Gute wachsen und das Schlechte abnehmen; denn das Schlechte ist die Unfreiheit. Dann wird eine neue Konstitution den König zum Primus inter pares setzen, und dann sei unfrei und Sklave, wer nicht das Zeug dazu hat, frei d. h. ein Mensch zu sein. Die Freien aber sagen dann:

„Wir haben Recht und Macht allein,
Was wir setzen, das gilt gemein,
Wer ist, der uns sollt' meistern?"

Ausgeschlossen.

Novelle von **Ola Hansson.**

I.

Mein früherer Freund und Berufsgenosse, der junge Schriftsteller Bugge, gehörte einer Gruppe von Männern an, deren Los es ist, auf die Frauen entweder gar nicht zu wirken, oder, im Fall einer Wirkung, ihnen antipathisch zu sein. Er war ein Glied in der großen Familie der „Ausgeschlossenen“.

Ich wußte von ihm, daß er nie ein Weib und dessen Liebe gewonnen hatte; ich weiß mit ebenso großer Sicherheit, daß er beides nie gewinnen wird. Meine eigene Kenntnis seines Lebens hat mir ersteres gesagt; das instinktsichere Urteil mehr als einer Frau letzteres. Aber warum? An seinem Aeußeren konnte es nicht liegen, er sieht aus wie die meisten Menschen, eher könnte man geneigt sein ihm auf sein Aeußeres hin Evas Gunst zu prophezeien: er hat einen starken, geschmeidigen Körper, ein regelmäßiges Gesicht, zweiunddreißig weiße gleichmäßige Zähne. An seiner geistigen Veranlagung kann es auch nicht liegen, er ist auch darin wie die meisten Menschen, er geht sogar ein bischen übers Mittelmaß: er kann eine Gesellschaft interessieren, wenn er will, er besitzt außerdem die vortreffliche Leimstange, mit der weibliches Wild gefangen wird: den Dichternamen. Warum ist er trotz allem doch ein „Ausgeschlossener“, ein Mann, den Eros scheut und dem Venus ungnädig ist, ein Mann, der nicht als Mann auf das Weib wirkt, oder von ihm wie etwas physisch Unangenehmes empfunden wird?

II.

Meine nähere Bekanntschaft mit Ivar Bugge liegt um vier bis fünf Jahre zurück. Zu jener Zeit hatte mein Kollege sich in der Hauptstadt niedergelassen, um seine litterarischen Verbindungen zu pflegen, während ich in einem kleinen Provinznest geblieben war. Wir machten aber häufig die kurze Eisenbahnfahrt, um einander zu besuchen und kamen überhaupt oft zusammen.

Blieb mein Gast die Nacht über in meinem langweiligen Städtchen, so führte ich ihn zuweilen, um nach Vermögen den Wirt zu spielen, wenn er nach dem abendlichen Beisammensein noch keine Lust hatte zu Bette zu gehen, zu meinen Mädchens, wo er ja immer ein paar Stunden verplaudern konnte. Da mein Verkehr mit ihm reichlich ein Jahr dauerte, wechselte ich dazwischen mit meinen weiblichen Bekanntschaften. Gleich das erste Mal, als ich ihn auf diesen

Abschluß des Tages mitnahm, frappierte mich die sonderbare Art, wie er mir und dem Mädchen gegenüber reagierte. Schon als ich ihn einlud, ging ein seltsam gemischter Ausdruck über sein Gesicht, wie ein Windgekräusel über eine Wasserfläche läuft: es war wie gekränkte Eitelkeit, fiebrische Neugierde, entdecktes Gebrechen, saurer Neid, alles unter forcierter Lebemannsskepsis versteckt, der nicht zu Mittag gegessen, aber sich schämt, den dargereichten Mittagsgroschen anzunehmen. Später, auf dem Wege und während des Zusammenseins mit dem Mädchen gab er sich humoristisch, spöttisch, höhnisch, mit geniertem Mienenspiel und gemachtem, gellem Auflachen. Als wir uns schließlich am anderen Tage begegneten, sah er mich abwechselnd bemitleidend und indigniert an, machte das arme Ding als ein Ungeheuer körperlicher Mißgestalt und seelischer Dummheit herunter und behandelte mich von oben herab als einen durch Schicksal und Naturell zu kurz gekommenen Menschen, der nicht zwischen Gut und Schlecht unterscheiden kann und sich notgedrungen an den Schalen vom Apfel des Lebens genügen lassen muß.

Das trug sich einmal zu, trug sich zweimal zu, wiederholte sich, wenn ich mit dem Mädchen gewechselt hatte, einmal, zweimal. Ich wurde immer aufmerksamer, dies Gebahren interessierte mich, ich hatte es in der Empfindung, daß sich darunter etwas verbarg, und ich fing an, meinen Mann zu sondieren. Wir hatten denselben Umgangskreis in der Hauptstadt und ich nahm dort an meinem Freund ganz dasselbe Benehmen den jungen Männern und ihren Mädchen gegenüber wahr, das er mir und den meinen gegenüber an den Tag gelegt hatte; das Stück wiederholte sich genau, fast ohne Variationen. Meine nächste Beobachtung war, daß er allein augenscheinlich kein Mädchen hatte.

Eines Tages, er war zu mir herübergekommen und wir schlenderten zusammen die Straßen entlang, fing er an von einem Mädchen in der Hauptstadt zu sprechen, das Camilla hieß und ein non plus ultra in jeder Hinsicht sein sollte. Ich ging in meinen eigenen Gedanken und hörte anfangs nicht zu; aber je gleichgiltiger und abwesender ich war, desto eifriger wurde er. Endlich wachte ich auf und im selben Augenblick ertappte ich ihn auf einer Blöße. Er benahm sich vollständig wie ein achtzehnjähriger Jüngling, der sich unwiderstehlich getrieben fühlt irgend Jemandem, gleichviel wem, seines Herzens süßes Geheimnis, seine erste Liebe, anzuvertrauen, und dem dabei vor Verlegenheit die Worte im Halse stecken bleiben. Das Ganze handelte von der erwähnten Camilla, und daß er daran dächte sie zur Geliebten zu nehmen, und daß es ein Mädchen ohne Gleichen sei, und daß im Haushalt mit ihr zusammen für ihn das Paradies auf Erden sein würde. Dabei begleitete er seine nervösen, verschämten, stockenden Mitteilungen mit Grimassen, als röche er etwas Widriges, oder als habe Jemand, ich, oder ein anderer, ihn tötlich gekränkt, oder als säße in ihm selbst ein bösgesinnter Kobold, den er austreiben wollte.

Ein paar Wochen später war ich bei meinem Freund zum Gegenbesuch. Wir hatten zusammen die Vorstellung auf dem Königlichen Theater besucht und waren auf dem Wege zum gemeinsamen Abendessen, da blieb mein Begleiter plötzlich stehen und erklärte mir mit mystischer Miene, er hätte eine Besorgung zu machen und bitte mich, voraus ins Restaurant zu gehen, er würde unverzüglich nachkommen. Sehr richtig: ich hatte eine halbe Stunde gewartet, als ich Ivar Bugge in der Thür erblickte, aber nicht allein, sondern von zwei Mädchen flankiert. Die Gesellschaft nahm Platz an einem Tisch mir gegenüber und mein Freund bestellte das Abendessen. Er war sichtlich verlegen, die Gäste

an den Nachbartischen warfen anzügliche Blicke auf die beiden Mädchen, die unter denselben auch anfingen ein bischen geniert auszusehen. Ivar versuchte sich durch laute Befehle an den Kellner zum Herren der Situation zu machen und die Verstimmung mit ungezwungenem Galgenhumor auszulüften. Nun waren allerdings die beiden Mädchen auch gar nicht geeignet, um den Schönheitspreis zu rivalisieren: die eine lang, schlenkerig, fahlblank, die andere klein, schmächtig, mit unreiner Gesichtsfarbe und etwas unbestimmbar Rötlichem unter den Nasenflügeln und in den Nasenlöchern, worin sich ein permanenter Schnupfen andeutete. Als eine halbe Stunde vergangen war, kam mein Freund zu mir herüber und fragte, ob ich mich nicht zu ihnen gesellen wollte. Ich schüttelte den Kopf. Er sah mißbilligend, beleidigt, überrascht aus.

„Camilla?" fragte ich mit ernster Miene. Mein Freund nickte.

„Welche?"

„Die Kleine".

Die Absicht war deutlich, daß ich mich der Langen annehmen sollte.

Ivar kehrte zu seinen Damen zurück. Eine Weile später brachen sie auf und ihr Kavalier begleitete sie. Nach einer Viertelstunde war er wieder da.

„Warum wolltest Du nicht zu uns kommen?" fragte er gereizt von oben herab.

Ich schützte vor, daß ich nicht aufgelegt gewesen.

„Gefielen sie Dir nicht?" fragte er gespannt, leise.

„Sie hätten hübscher sein können".

Er antwortete nicht, wir sprachen über andere Dinge, aber Ivar sah niedergeschlagen aus und brach eilig auf.

Als ich am Abend darauf nach Hause zurückgekehrt, einige Worte über diesen Aufzug gegen meine derzeitige kleine Freundin fallen ließ, machte das Ding eine Fratze, voll von so ausdrucksvollem Ekel, daß ich stutzte. „Er!" Es lag geschlechtstiefe und weibinstinktmäßige Verachtung im Ton. Ich bemerkte ihr: er sähe gut aus, einem Mädchen könne schon gedient mit ihm sein u. s. w. Sie zuckte mit den Schultern wie vor einem Faktum, das allerdings etwas Unbegreifliches sei, aber deswegen doch nicht aufhöre ein Faktum zu sein. Da erinnerte ich mich eines Auftritts, der sich zwanglos an meine Beobachtungen in Betreff Ivar Bugges anschloß. Es war spät nachts, in einer der schlimmsten Höhlen einer schlimmen Straße. Es war in meiner Heimat, ich war damals noch Student. Wir hatten einen Abstecher dahin auf dem Heimweg von einer Kneiperei gemacht, um nach der Polizeistunde noch ein Glas Bier zu trinken. Unter uns befand sich ein junger Mann, eine wahre Zwillingsausgabe meines Freundes Ivar, ein geborener Exelse, wie dieser, und wie dieser stets den Ironisierenden, den Satten, den Wählerischen spielend. Er hatte sich mit der Brutalität eines brünstigen Tiers auf eins der Frauenzimmer gestürzt, ein sozusagen im Handwerk ergrautes, aufgedunsenes, verhärtetes, widerliches Geschöpf; sie verhielt sich abwehrend; er verlangte, sie auf ihr Zimmer zu begleiten; sie zögerte; er bot ihr Geld, viel, unsinnig viel; sie schüttelte ihn ab mit einem Ruck, als sei er ein Wurm, der ihr über die Hand kroch: „Ich mag nicht!"

III.

Als der Sommer kam, folgte ich einer Einladung, die schöne kurze Jahreszeit bei einer Familie auf dem Lande in einer abgelegenen, stillen Gegend mit Wald und See, Unterholz und Haidekrauthügeln, zu verbringen.

Das Haus war voll von Töchtern, jungen, hübschen, frohen Mädchen. Und alle Dachkammern staken voll junger Männer, Verwandter aus der Stadt, Freunde der Familie. Man lebte in dolce-far-niente vom Morgen bis zum Abend, oft tief in die hellen Sommernächte hinein bis zu den frühen Sonnenaufgängen. Lange, heimliche Spaziergänge zu Zweien, gemeinsame Waldpartien und tagelange Ausflüge. Gott Eros schwebte huldvoll über seinen Kindern. Man war verliebt in alle und keine von den vier jungen, hübschen, frohen Töchtern des Hauses, heute in die blonde, morgen in die braune; das kam und ging wie das fliegende Spinngewebe des Nachsommers, es war nichts, als eine unaufgelöste Disposition zum Verlieben, eine volle Empfindung erotischen Wohlseins, eine badwarme Atmosphäre, die uns alle umschloß, eine Wärmeschwingung des Verkehrs, die durch unser ganzes Wesen Echo gab. Müßiggängerleben, Stimmungsleben, träumendende Unbewußtheit, des Schwimmers Schaukeln auf dem Rücken in weichen Wogen.

Bis eines Tages Ivar Bugge in alles hineinfiel wie ein abkühlender Eiszapfen. Ich hatte von dem jungen Schriftsteller als einen interessanten Menschen und meinem persönlichen Freunde gesprochen, und ihren gastfreien Gewohnheiten treu, hatte die Familie ihn eingeladen. Umgehend kam ein Brief von ihm und ihm auf den Fersen er selbst.

Es war ein schöner Julitag, als der Wagen an die kleine Eisenbahnstation geschickt wurde, um ihn abzuholen, und auf den schönen Tag folgte ein schöner Abend, einer jener unbeschreiblichen Sommerabende, an denen der Mond seine lautlos vibrierenden Elegien spielt — und die ganze Natur stille steht und lauscht. Während die Nacht hereinbrach und der Mond stieg, und die Schatten immer tiefer und das Licht immer voller und ruhender wurde, streiften wir auf den Feldwegen, über die Haidekrauthügel, durch den jungen Wald, junge, schlanke, schwärmerische Mädchen und junge, selige Männer, alle von Gott Eros' Zauberstab berührt. Ivar allein war ein Heimloser. Er ging zur Einen, er ging zur Andern, aber wo er den Platz nicht schon besetzt fand, von einem, der mit dem warmen Glück des Augenblicks wie an seinem eigenen Lebensherd saß, da fand er etwas noch Schlimmeres: das kalte, fernhaltende Gespenst seiner selbst, des von Gott Eros Gerichteten, des „Ausgeschlossenen". Als die Gesellschaft in einer mondscheinschwellenden Stunde gegen Mitternacht sich wieder auf der Veranda des kleinen, hübschen Landhauses versammelte, war es allen zu Muthe, als ruhe eine graubewölkte Morgenbeleuchtung über ihnen, in der ihre Gefühle, Stimmungen, Träume die natürliche Farbe verloren hatten, — Adam und Eva waren aus dem Paradiese vertrieben —: das Lachen des letztangekommenen Gastes kroch wie ein schleimiger Wurm über alle hin.

Es kamen ein neuer Morgen und ein neuer Tag und ein Abend und eine Nacht, wie die früheren: die alte Geschichte von früher wiederholte sich. Das gesellschaftliche Milieu war ein anderes, die Verhältnisse brachten neue Nuancen, aber im Grunde war es dasselbe, was ich schon von ehedem an ihm kannte.

Der neue Gast versuchte zunächst den verschiedenen Liebesbeziehungen auf

die Spur zu kommen, die indessen viel weniger zu Verhältnissen ausgebildet waren, als er in seiner erotischen Unerfahrenheit voraussetzte. Glaubte er dann schließlich entdeckt zu haben, daß ein Gewisser unter den jungen Männern und eine Gewisse unter den jungen Mädchen auf dem Liebespfad zusammen wanderten, so war er plötzlich obenauf, als hätte er eine Entdeckung für sein persönliches Lebensglück gemacht. Darauf begann seine Thätigkeit: war er allein mit dem jungen Mädchen, so machte er den jungen Mann schlecht, saß er zu Zweien mit diesem, so stellte er das Mädchen in ungünstige Beleuchtung, bald im Scherz, bald höhnisch und persiflierend, war die ganze junge Gesellschaft versammelt, so setzte er die Krone auf sein Werk, indem er beide Teile vor allen anderen lächerlich zu machen suchte. Er trieb diesen Sport so lange, bis er eine Art psychologischer Einsicht in das Wesen und die Lebensbedingungen des Gefühls gewonnen, von dem er selbst unwiderruflich ausgeschlossen war; er wußte, wo die verwundbaren Stellen sich befanden, wußte, wo die feinen Fäden am schwächsten waren und wo die Metamorphosen einander am nächsten lagen. Zuweilen glückte ihm sein Vorhaben, zuweilen nicht; zuweilen glückte es ihm mehr, zuweilen weniger. Der eine ließ sich von der verkleideten Bosheit abschrecken, die er nicht verstand, und dann empfand Ivar Bugge ein Triumphgefühl, dem er ostentativ, kränkend, angestrengt, Ausdruck gab, oft mit einem Anflug von Verlegenheit, die doch weniger Reue über seine Lumpenhaftigkeit war, als Scham darüber, sie, und mit ihr sein geheimes Gebrechen verraten zu haben. Der andere gab ihm einen Fußtritt, und dann kroch er ihm gleich zu Füßen, wie ein geschlagener Hund, plötzlich mürbe geworden, gleich einem Körper ohne Knochen. Aber überall, wo er kam und ging, legte er eine feuchtkalte Atmosphäre wie die Ausdünstung eines schleimigen Wurmes zwischen sich und die anderen. Wie ein Krankheitsparasit in einem gesunden Organismus fraß er sich in den Verkehr der arglosen jungen Gesellschaft, grub sich Gänge, bohrte und nagte. —

Der Sommer ging und der Herbst stand vor der Thür und der ländliche Kreis fuhr nach allen Winden zu seinen Winterbeschäftigungen auseinander. Eines Tages im Oktober reiste ich wieder nach der Hauptstadt.

Von einem gemeinsamen Bekannten erfuhr ich, daß Freund Ivar, von dem ich einige Monate lang weder etwas gehört, noch gesehen, sich noch dort aufhielt. Mein Berichterstatter teilte mir weiter mit, daß er in einer bekannten Pension zusammen mit einer vielgelesenen Schriftstellerin wohne, und daß beide angefangen hätten, litterarische Werke in Compagnie zu verfassen. Natürlich begleiteten diese Mitteilung unterschiedliche Ondits über das interessante Paar: einige sagten, sie lebten wie Eheleute zusammen, andere fühlten mit ebenso großer Bestimmtheit, daß die bedeutend ältere Schriftstellerin ganz wie eine Mutter gegen den jungen Mann sei, wieder andere bezeichneten sie als Kameraden; es gab auch solche, die sich auf ein skeptisches Lächeln beschränkten, mit dem sie anzudeuten wollen schienen, es könne dies sein und es könne das sein, wahrscheinlich aber sei weder dies noch das, sondern ein trüberes Wasser. Als anerkanntes Faktum galt inzwischen, daß das Verhältnis, es mochte nun so sein, oder so sein, einfach, oder kompliziert, mit oder ohne Genus sein, jedenfalls ein höchst intimes war.

Im Lauf des Tages steuerte ich zur angegebenen Pension. Ich fand das Paar im gemeinsamen Salon installiert mit Arbeits- und Schlafzimmern auf beiden Seiten. Mein Freund, der sonst ziemlich anspruchslos wohnt, brüstete sich jetzt als Wirt mitten in diesem Hotelluxus, nahm gesucht nachlässige Posen

auf den Plüschmöbeln an und machte ein Gesicht, wie ein audienzgewährender Minister. Als er mich seiner Berufsgenossin vorstellte, geschah es mit einer Bewegung, als reiche er mir die Spitze seines kleinen Fingers zum freundschaftlichen Händedruck.

Ich lebte jetzt in der Hauptstadt und kam daher öfter mit den Beiden zusammen, meist als Dritter in ihrem Salon. Ich merkte sofort, mit der ganzen Greifbarkeit der physischen Empfindung, daß zwischen ihnen, um sie herum, sie verbindend und umschließend, sie als etwas Zusammengehöriges von der Umwelt absperrend, jenes unbestimmbare Etwas vorhanden war, das man in dem vagen Worte „ein Verhältnis“ zu stempeln pflegt. Die ganze Freimaurerei war da: Gespräche ohne Worte, Dialoge aus Nuancen in Mienen und Blicken bestehend, Andeutungen, die *sie* ausfüllen konnten, wie zwei Uhren mit gleichem Werk gleichzeitig schlagen, die aber dem Dritten außerhalb des Verständnisses hielten. Zur größeren Sicherheit unterstrichen sie die Freimaurerei, deuteten darauf, wie auf einen vorhandenen physischen Gegenstand, damit der Fremde sie ja sehen mußte, — hielten sie ihm unter die Augen, legten sie ihm in die Hand, damit er doch endlich fühlte, daß sie da sei. Es sah aus, als liebkosten sie das „Verhältnis“, wie ein Kind, als wiesen sie es Hinz und Kunz mit der prahlerischen Zufriedenheit eitler Eltern, als sei es dies „Verhältnis“, das sie an einander hielt. Und in dieser Beobachtung fand ich den Weg durch das verwachsene Gestrüpp, als ich mir nun die nächste Frage stellte: von welcher Art ist dies Verhältnis? Empfänden sie für einander bloß wie Mutter und Sohn, so machten sie es nicht zu einem pikanten Geheimnis, zu etwas, was Anstrich von verbotener Frucht hatte. Kameraden? Ich glaubte damals ebenso wenig, wie jetzt, oder jemals an ein Kameradschaftsverhältnis zwischen Mann und Weib. Ein einfaches, natürliches Liebesverhältnis? Wenig wahrscheinlich, da die populäre Schriftstellerin einen von Alter und Kränklichkeit gebrochenen, ausgesogenen Körper hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich der obengenannten Gruppe anzuschließen, die sich auf ein skeptisches Lächeln beschränkte, mit dem sie andeutete, es könne sowohl dies wie das sein, sei aber wahrscheinlich weder dies noch das, sondern ein trüberes Wasser. Alles in allem: ich neigte auch zu der Annahme, daß hier ein komplizierteres „Verhältnis“ vorlag.

Da, eines Abends, als Ivar und ich auf der großen Verkehrsader flanierten, entschlüpfte ihm — ebenso, wie schon einmal früher — eine vertrauliche Mitteilung: „er litte tief unter dem Bewußtsein, daß manche Menschen glaubten, er stände in einem Liebesverhältnis zu seinem Kameraden.“ Es lag etwas im Tonfall, worin man sich nicht irren konnte, und dasselbe stand zum Ueberfluß auch auf dem Grunde des verstohlenen, hastigen Blicks zu lesen, den er dabei von der Seite auf mich warf: schlechtes Gewissen eines Menschen, der die Unwahrheit spricht, Scham über sich selbst, das mißtrauisch ängstliche Spähen, wie weit er durchschaut worden. Ich sagte mir, mein schriftstellerischer Freund sei ein schlechter Schauspieler und dasselbe sagte ich mir, als ich einige Tage später zwischen den beiden Wohngenossen saß. Diese Frau, die eine populäre Schriftstellerin geworden, nachdem sie notgedrungen *die* Periode ihres Lebens weggepfuscht hatte, in der der Mensch leben will — die plötzlich in große Verhältnisse gekommen war, in denen das Leben frei und mit vollen Segeln gelebt wird, — fühlte ihre persönliche Erlebnisleere wie eine Schande und wie einen körperlichen Mangel und war von einem verzweifelten Drang besessen, wiederzugewinnen, was sie verloren hatte. Aber dieser Drang wuchs nicht aus dem natürlichen Triebe

des Weibes, aus ihrer unmittelbaren, unbewußten Sehnsucht, ihre Bestimmung erfüllen zu können, hervor; es war ein Gedanke, der sie trieb, eine fixe Idee, daß sie sich von der Schmach ihres Altjungfertums rein waschen könne, indem sie ein „Verhältnis“ mit einem Mann einging. Und da begegnet ihr dieser Mann, der in seiner Eigenschfat als „Ausgeschlossener“ ein Weibsucher war, wie sie eine Mannsucherin. Das Bedürfnis nach dem „Verhältnis“ vereinigte sie. Aber während in in ihr doch etwas von dem Verlangen des Weibes hervorbrach und sich ihre Gefühle für den „Kameraden“ mischte, jetzt, nachdem der natürliche Urwahlinstinkt in ihr erloschen war, und sie sich an den ersten, besten, gleichviel welchen mâle hing, — war dagegen er als Mann gleichgiltig gegen dieses Weib, das in dem grellen Licht dieser Vormittagsstunde mit seinem knochigen Körper und seinem gelben Gesicht abschreckend reizlos dasaß. Und er, der sich über die junge Liebe lustig gemacht hatte, er ließ sich wiegen von den instinktlosen, alternden Träumen dieses Weibes, mit schlechtem Gewissen, mit Scham, mit Widerwillen vielleicht, aber er that es doch — um des „Verhältnisses“ willen.

IV.

Eines Abends gegen Weihnachten saßen Bugge, seine Wohngenossin und ich inmitten einer ganzen Gesellschaft von Herren und Damen im kleinen Saal des Concerthauses, wo ein bekannter Agitator einen Vortrag über die Prostitution halten sollte. Wir waren zu zeitig gekommen, der Saal war nur dünn besetzt. Ich bemerkte, daß mein Nachbar, auf einmal fiebrisch und zerstreut wurde; nach einer Weile erhob er sich schweigend und ging. Ich sah ihn sich mit sonderbaren Körperbewegungen, in denen Verlegenheit und Unsicherheit unter einer gemachten Noncholance nur noch stärker hervortraten, zwischen den Stühlen hinwinden und sich endlich neben einer jungen, vollen, blonden Dame niederlassen. Er setzte sich ihr ganz zugekehrt, ganz im Profil gegen uns, während die Dame ihn bloß mit einem schwachen Nicken empfing, ohne den Kopf zu wenden, — ich hatte das alles in der Empfindung, fast ohne hinzusehen. An Bugge sah ich das ganze Minenspiel: sein Gesicht verzieht sich zu einem wunderlichen Lachen, das eigentlich nur eine Grimasse ist, ein Krampf von Verlegenheit, von Aerger darüber, verlegen auszusehen, etwas Essigsaures und kriechend Zuckersüßes zugleich, — von der Dame sah ich fortdauernd bloß den runden Rücken, den massiven grauen Hals und den Nacken mit dem emporgekämmten aschfarbigen Haar. Da wendet sie sich ihrem Kavalier und von ihm uns zu, und ich erkenne das Gesicht mit den wie ungebackene Rundstücke aussehenden Wangen, der gleichsam in der Mitte geknickten, nach unten abgeplatteten Nase und den großen, vorstehenden, wässerig blaßblauen Fischaugen.

Die junge Dame — sie war in den Zwanzigern — gehörte einer Gruppe Frauen an, die erst unsere Zeit hervorgebracht hat. Es giebt moderne Frauen, deren Wesen bei aller intellectuellen und effektiven Differenzierung ein organisches Ganzes bleibt, Körper und Seele eins, der Liebesgenuß ein Zittern, eine wiegende Wärme in ihrem ganzen Persönlichkeitscomplex, die Liebeshingebung ein Geschenk und eine Umarmung des ganzen weiblichen Organismus. Aber es giebt auch eine andere Gruppe Frauen, in denen das feminine Wesen zer-

sprengt ist. Diese Frauen können mit dem Kopfe lieben, sie können mit den Gefühlen lieben, sie können mit der Phantasie lieben, sie können mit den sublimierten Trieben lieben, sie können mit den Nerven lieben, mit dem Epiderm lieben, sie können ganz sexuelle lokalisiert lieben, aber sie können nicht als ganzes Weib mit allen seinen Teilen auf einmal lieben in einer ganzen organischen Leidenschaft.

Die junge Dame, mit der Ivar Bugge sich unterhielt, hatte von Natur nicht, was sein „Kamerad" durch die Zeit verloren hatte, den Instinkt ihres Geschlechts. Sie hatte nichts als einen mittelmäßigen Verstand. Sie gab den starken Kopf mit den „freien Ansichten". Daraufhin war sie Student geworden und sprach, gestützt auf ihre „wissenschaftlichen Kenntnisse" über alles mit und ab. Der Mann, das war für sie nicht Er, der sie küssen, sie in seine Arme nehmen, die Musik ihrer Seele und ihres Leibes wecken konnte zu den ewigen unerschöpflichen Melodien der Liebe, er war für sie der Gleichstehende und Gleichartige, mit dem man philisterhaft diskutieren und mit dem man sich vielleicht vernunftmäßig verbinden konnte, ohne daß Einem heiß oder kalt dabei wurde. Was nicht vernunftmäßig erklärbar war, verachtete sie.

Als nach dem Schluß des Vortrags die Gesellschaft, zu der Bugge und sein „Kamerad" gehörten, sich in dem verabredeten Lokal versammelten, war wohl der „Kamerad" da, Bugge aber spurlos verschwunden. Ein paar Monate später hörte ich, daß ihr gemeinsamer Haushalt sich aufgelöst habe und nun sah man Bugge überall in Gesellschaft der Studentin, die ihn mit hoheitsvoller Miene tyrannisierte. Er war ernst geworden, und sprach nur noch von ernsten Dingen, in denen besonders die Sittlichkeitsfrage und der Verkehr zwischen Mann und Weib ohne „herabziehende Sinnlichkeit" obenan standen. Wieder verging einige Zeit, dann erfuhr ich, daß die junge Dame auf ihre Universität zurückgekehrt sei. Er war nicht der Mann, der sie interessiert hatte, sondern das Objekt, also eine Variante des Verhältnißes zu seinen ehemaligen „Kameraden". Der Exelse und das Neutrum. Aber sie standen noch in Korrespondenz mit einander und es schien sich fast um eine Prüfungszeit zu handeln, ob er sich auf der Höhe seiner ethischen Läuterung würde halten können oder nicht.

V.

Was für ein geheimnisvolles Etwas an ihm war es wohl, das nicht bloß sein Wesen als Mann, sondern auch seine äußere Art zu sein, sein Verhältnis zu anderen, seine ganze Persönlichkeit und sein Schicksal bestimmte? Was für ein Etwas war es wohl, das sogar die Weiber, die mit ihrem Geschlecht Handel treiben, bestimmte, ihn zu meiden, wie sie einen widerwärtigen Geruch vermeiden würden? Warum fand er auf seinem Lebensweg keine andere Eva, als die, in der das Weib tot ist; die keine eigene Sym- oder Antipathie, keine Individualität besitzt, — die instinktlose, oder zersplitterte Eva? Warum war er der Neidische in der Gesellschaft der Erotiker? Warum war er ein „Ausgeschlossener?"

Diese Fragen, die ich so oft an mich selbst gestellt, richtete ich eines Tags im Frühling an eine Frau, meine Nachbarin in einer Gesellschaft, die sich in der beginnenden Dämmerung an einem Tische des Restaurants „Bellevue" am Potsdamerplatz niedergelassen hatte. Während wir da beisammen saßen, ging ein junger Mann vorüber, blieb plötzlich stehen, betrachtete mich und grüßte.

Es war Ivar Bugge. Ich wußte gleich, daß er es war, der so hieß, und mit dem ich vor ein paar Jahren viel verkehrt hatte; und doch war es mir, als sei der Mensch, der jetzt, hier, vor mir stand, ein anderer, hervorgekrochen aus dem alten, bekannten. Er erinnerte mich in seiner Verwandlung an jene Tiergattungen, die ihre alte Haut abstreifen, ehe noch die neue ganz ausgewachsen ist. Ich konnte anfangs nicht dahinter kommen, worin die Veränderung bestand und wodurch der neue Eindruck bewirkt ward. Da, bei einem Anlaß, lachte er, lachte er mit seiner wunderlichen Grimasse; und dabei gewahrte ich, daß er seinen Schnurrbart abrasiert hatte, den er früher militärisch lang aus aufwärtsgestrichen trug. Diese unbedeutende Veränderung hatte hingereicht, ihm eine neue Physiognomie zu geben, oder, richtiger, die alte bloßzulegen; und ich sah unter ein paar harten, bösen, kranken grauen Augen ein Gesicht mit brutal ausgebildeter Kinnlade, aber im Uebrigen aufgeweicht und zerfließend wie eine Auster.

Er setzte sich zu uns; Damen, unter ihnen meine Nachbarin kannten ihn, er blieb eine Weile in gleichgiltigem Gespräch und brach dann auf. Niemand fragte ihn, woher er komme, was er in Berlin thue, wohin er gehe; und er selbst sagte nichts darüber. Als er weg war und wir auch gingen, erzählte ich meiner Tischnachbarin, mit der ich eine kleine Strecke hinter der übrigen Gesellschaft herging, was ich im Vorhergehenden geschildert, und stellte ihr schließlich die angeführte Frage, die ich mir so oft gestellt. Sie war jung, verheiratet, Mutter, war eine von den g a n z e n Frauen, in denen unter allen intellectuellen und affectiven Differenzierungen das Wesen fortfährt ein organisches Ganzes zu sein, Geschlecht und Seele e i n s. Sie antwortete:

„Ich weiß wirklich nicht mehr davon, als Ihr Mädchen wußte, und wenn ich die Achseln gezuckt und ausgerufen habe: „er“ so habe ich auch nichts weiter hinzuzufügen.

„Aber ich habe doch bemerkt, daß auf Frauen, wie ich bin, die Männer in dreierlei Weise wirken können. Es gab einige Männer, einige wenige, sehr wenige, bei deren erster Begegnung ich von Schwindel ergriffen wurde, die Knie unter mir versagen fühlte, wo es mir schwarz vor den Augen ward, oder zu denen es mich zog, leise und sanft, aber unwiderstehlich mit tausend unsichtbaren Fäden, wie auf warmen Wellenschaukeln: — diese Männer hätten mit mir machen können was sie wollten, absolut; ich hatte keine Macht über mich ihnen gegenüber, aber sie besaßen eine Macht, deren Wesen ich nicht verstand und der ich unterliegen mußte, wenn sie sie brauchen wollten; hätten sie gesagt: stehe still! ich wäre stehen geblieben; und hätten sie gesagt: komme mit! ich wäre mitgegangen. Dann gab es eine andere Gruppe; die vielen, die allzuvielen von meinem Frauenstandpunkt aus, die welche Einem gleichgiltig sind, die Neutren, die weder Fisch noch Fleisch, noch Mann sind, eine Intelligenz, oder ein guter Charakter, eine liebenswürdige Natur, oder ein hübsches Gesicht, alles Mögliche, nur das Eine nicht: der Mann für das Weib. Und dann giebt es noch eine dritte Gruppe, weit zahlreicher, als man im allgemeinen glaubt, wenigstens für Frauen, wie ich bin: das sind die, an denen wir wohl den Mann empfinden, aber die wir grade deswegen verabscheuen mit einem so intensiven Ekel, wie nur jene Empfindung ihn hervorbringt, in der der Naturgrund des Weibes in uns reagiert. Warum? Ja das fragen Sie? das frage ich auch. Eine Frau brachte einmal eine Vermutung gegen mich darüber vor, die sich eigentlich nicht sagen läßt, schon deswegen nicht, weil ich keine zureichenden Worte dafür weiß, die ich aber doch so gut es geht, andeuten will, obgleich Sie Mann

sind und ich Weib: sie meinte jene Empfindung von Abscheu sei der Protest des lebenverpflanzenden Lebenscentrums in uns, der durch die bloße Nähe eines solchen Mannes hervorgerufen wird, seine Nähe, eine Atmsophäre, vielleicht ein Geruch, welche wirken wie eine Warnung vor einer Gefahr, in der die Möglichkeit der äußersten Intimität unbewußt vorübergleitet und sich in Abscheu umsetzt, — warum? Vielleicht weil Männer seiner Art dem Weib abscheulich sind als Bildner des neuen Lebens, das es in sich tragen und nähren soll, weil eine geheimnisvolle Wesenskälte von ihnen ausgeht, die kein Feuer aufschlagen und keiner Blutwelle rascher pulsieren läßt in ihrer Nähe. — — —

So wirkte der Mann, der von uns ging, auf mich während er im Café bei uns saß. Sein Blick war mir zuwider, seinen Händedruck wischte ich an meinem Tuche wieder ab. Aber es giebt auch Händedrücke von Männern, die man, ohne den Mann, dem man gehört, mit Regung untreu zu sein, gern in der Hand behält, wie eine gute Gabe. Was es an jenem ist, ob eine Beschaffenheit der Seele sogut wie des Körpers, die abstößt, was weiß ich, daß den aber keine um seiner selbst willen lieben kann, die ein unzerspaltenes, unverkrüppeltes Weib ist, — darin baue ich auf meinen guten Instinkt."

So wurde Ivar Bugge von meiner Nachbarin als Mann begraben.

Moderne Pamphletschreiberei.

Von

Otto Julius Bierbaum.

I.

Vorläufige Bemerkungen.

Seit einiger Zeit ist es mein Liebhabervergnügen, das wiedererwachende Gefallen am Schmähschreibertum in Deutschland registrierend zu verfolgen. Ich sehe die Sache an sich keineswegs mit den Augen der Entrüstung an, sondern ich habe vielmehr meine künstlerische Freude dran und die Wollust des Forschers, dem es kein geringes Vergnügen ist, der Entwickelung in allen ihren Wegen und Linien nachzugehen, bald auf neue Nüancen zu stoßen, bald Wiederholungen bereits beobachteter Fälle zu finden, bald sich mit scheinbaren Paradoxen des Werdeganges auseinanderzusetzen.

Ich kann noch lange nicht daran denken, meine Beobachtungen zu Faden zu schlagen und in fertiger Klarheit das aufzustellen, was ich die Methode der modernen Schmähschreiberei nennen will. Das Material ist zu reichhaltig. Denn das Pamphlet schießt augenblicklich gewaltig geil ins Kraut bei uns. Wir haben ganze Zeitungen, die im Grunde nur Pamphletzwecken dienen, auch ein Liefe-

rungswerk kenne ich, das lediglich litterarischer Schmähsucht gewidmet ist*), und an allen Ecken und Enden tauchen Gesellen des Schmähhandwerks auf, die unermüdlich an der Arbeit sind, um Bausteine zur Errichtung des Methodengebäudes der Kunst zu schimpfen herbeizuschleppen.

Merkwürdig ist dabei das Eine, daß sich an dieser Arbeit erfolgreich selbst Persönlichkeiten beteiligen, von denen man sich bislang ganz anderer Dinge versah. Herr Nordau in Paris z. B., der mit seinem Buch von der Entartung gleich ein ganzes Kompendium der Schimpfkunst leistete, und dem ich dafür zu nicht geringem Danke verpflichtet bin. Denn einem Methodologen der Pamphletistik kann es nicht gut bequemer gemacht werden, als es durch diesen Virtuosen der Schmähskala in diesem lehrreichen Buche geschieht.

Aber zuweilen ist es doch eine tief unangenehme Ueberraschung, Beiträge zur Artkunde des Pamphlets von einem Manne geliefert zu erhalten, auf den man mit Dank und Gläubigkeit geblickt hat wie auf einen kräftigen, kühnen, edeln und reinen Kämpfer.

‚Als ein solcher ist mir, — möge man mich darum nicht allzusehr verlachen' — lange Zeit Herr Maximilian Harden erschienen. Ich stehe nicht an, es unumwunden zu bekennen, daß ich mich herzhaft und hingegeben des Mutes gefreut habe, mit dem dieser geistvolle Journalist manch' einer Korruption zu Leibe gegangen ist. Ich freute mich dankbar manchen Wortes, das dieser gute Wortschütze von der Sehne ließ mitten hinein ins Schwarze vielfältiger Gemeinheit; und daß er gerade jene Knechtschaffenheit besonders scharf und sicher traf, die in niederträchtiger Charakterlosigkeit dem gewaltigsten Deutschen von heute den Rücken wandte, weil ihm die machtspendende Gewalt den Rücken gewandt hat, das freute mich ganz besonders, und ich dachte mir, es müsse ein ganzer Kerl und ein adliger Mensch sein, der so handelte.

Einen solchen Glauben als irrig erkennen zu müssen, ist schmerzlich. Denn keine Enttäuschung ätzt sich tiefer ins Empfinden, als die, die uns lehrt, daß wir an niederer Stelle verehrt haben.

Ich mußte erkennen, daß es nicht durchaus der Ekel des anständigen Menschen ist, der Herrn Maximilian Harden die Feder in die Hand drückt, sondern, zum mindesten in manchen Fällen, der Instinkt des geborenen Pamphletisten, in dessen Methode es liegt, immer da herunterzureißen, wo die öffentliche Meinung zu verehren beginnt.

Ich muß es mir für später aufbehalten, dieses Gesetz der Methode, das eines der Grundgesetze des Schmähschreibertums ist, mit besonderer Betonung der Nüance Harden genauer zu behandeln. Es ist das nicht so einfach und erfordert eine eingehende Betrachtung mit reichlicher Kasuistik.

Hier will ich nur einen Fall betrachten, aus dem aber ein paar ganz hübsche Lehren zum Kapitel des Pamphlets hervorgehen. Und darum allein handelt es sich für mich, nicht um die Person des Herrn Harden. Denn, daß ich persönlich mich in diesem Schriftsteller geirrt habe, ist mein privates Pech und hat kein weiteres Interesse für die Oeffentlichkeit, die sich über Herrn Harden vermutlich schon längst die richtige Meinung gebildet hat.

Auch die Person und die Schaffensart Gerhart Hauptmanns, um den sich der vorliegende Fall dreht, der mich aus Gründen meiner Beschäftigung mit dem modernen Pamphletistentum interessiert, kommt nicht eigentlich in Betracht.

*) Im nächsten Hefte werde ich eine anmutige Blütenlese daraus geben.

Ich habe es nicht nötig, diesen Dichter und seine Art zu verteidigen, denn ihr Gehalt bedarf dessen nicht, ich habe aber auch keine Veranlassung dazu, denn ich wende mich nicht gegen eine Kritik, die Herr Harden darüber verfaßt hat, sondern gegen ein pamphletistisches Manöver, das mir in seiner specifischen Perfidie symptomatisch interessant erscheint.

Herr Harden veröffentlichte in seiner „Zukunft" vom 25. November dieses Jahres einen Aufsatz: „Der Weberhimmel" und im gleichen Hefte einen anderen: „Charleys Tante im neuen Palais". Der erstgenannte ist es namentlich, den ich vom Standpunkte der Methodologie des Pamphlets betrachten will, aber auch eine schnelle Streifung des andern, in seiner Gegensätzlichkeit zu jenem, wird von diesem Standpunkte aus interessant sein.

In dem Artikel von Charleys Tante im neuen Palais wird die Thatsache bemängelt, daß ein Erzeugnis burlesker Unkunst des Vorzuges gewürdigt worden ist, als erstes, von Berufsschauspielern aufgeführtes Stück Eingang in ein kaiserliches Schloß gefunden zu haben. Es wird, unter geschickter Parallelziehung dieses Vorganges mit der geringen Förderung, die König Friedrich der Zweite der deutschen Litteratur angedeihen ließ, in nuce, aber natürlich sehr vorsichtig, der Vorwurf angedeutet, daß „an einer Stelle, wo alle Deutschen gerne einen geläuterten Geschmack und eine ernste Teilnahme an dem Streben national empfindender Künstler walten sähen", just das Gegenteil geschieht. Herr Harden also mit „allen Deutschen" wünscht ein mäzenatisches Verständnis für das „Streben national empfindender Künstler". Bravo! Nicht wahr: ein guter Deutscher, dieser Herr Harden, und ein mutiger Fürsprecher der Kunst vor Königsthronen! Respekt! Solche Leute braucht Byzanz. Heil sei dem Tag, an dem die „Zukunft" bei uns erschienen!

Ach, daß ich das heute ironisch meinen, daß ich auch hier nur die Methode des Virtuosen im feineren Pamphlettone erkennen muß!

Und man muß sie erkennen, wenn man nach diesem ersten Aufsatze des Heftes den letzten liest.

Im Leitartikel, der sich an die politisch Unzufriedenen wendet, wird ein Privatvergnügen des Kaisers*) dazu benutzt, eine größere Förderung ernster Kunst zu fordern, im letzten Artikel, der sich an die litterarisch Unzufriedenen wendet, die jeden Hieb gegen einen Erfolgreichen ingrimmig vergnügt applaudieren, wird eine fälschlich untergeschobene Parteistellung eines Dichters dazu benutzt, die Aufführung eines ernsten Kunstwerkes an einem Hoftheater zu denunzieren.

Man sieht die Methode wohl klar, ohne daß es nötig wäre, den Fall noch zu kommentieren. Es kommen nur noch ein paar hübsche Nüancen dazu.

Erstmal die reizende Grundlage, auf der sich die Denunziation aufbaut: Die socialdemokratische Gesinnung des Dichters, die socialdemokratische Tendenz seines Werkes.

Man kann wirklich nicht ungeniertere Unterstellungen machen. Hauptmann erfreut sich „der lächelnden Gunst des Herrn Bebel", er muß „noch begreifen lernen, daß ein Dichter nicht Socialdemokrat sein kann", er „macht der Mode wegen in Socialismus und Atheismus", — wer darf nun daran zweifeln, daß er Socialdemokrat ist, obwohl er mit seinen „Stiefelputzern" bei Dressel speist" . . .?!

*) Das gehört auch zur Methode, daß immer das Privatleben der Angegriffenen in den Streit gezogen wird.

Es ist für den Kenner entzückend, wie glatt und nackt sich hier der Pamphletist zeigt. Keine Spur von alledem, was Herr Harden da sagt, ist wahr, alles ist untergeschoben, — und alles das wäre belanglos, selbst, wenn es wahr wäre. Selbst, wenn Hauptmann persönlich Socialist wäre, was hätte das für die Frage zu bedeuten, ob man ein Stück von ihm fürs Hofschauspiel annehmen darf? Es kann nur auf das Stück selber ankommen, ob es nämlich gut und in seinen Tendenzen nicht unpassend für eine Hofbühne ist.

Nun hat aber gerade dieses Stück, was ganz begreiflich für den ist, der weiß, wie unkünstlerisch parteiborniert die Socialdemokraten urteilen, dem Dichter der „Weber" die Gunst der Socialdemokraten entzogen. Herr Bebel, wenn er ihm je gelächelt hat, zieht ihm ein finster Gesicht, und Herr Liebknecht schimpft sogar. Jene Besprechung im „Vorwärts", mit der Herr Harden operiert, ist erst nach heftigem Meinungsstreit in das Centralorgan der Partei aufgenommen worden, die „Unentwegten" sind außer sich über Hauptmanns „Rückfall ins Christentum." Das ist natürlich ein testimonium paupertatis animi, aber es ist wenigstens kein Beweis perfider Unterschiebungstendenzen, als welcher sich Herrn Hardens Versuch, das „Hannele" zum antichristlichen Socialdemokratenstück hinzustellen, charakterisiert.

Es verlohnt sich nicht, bei dieser Gelegenheit darzulegen, wie völlig grundlos, wie unglaublich gesucht und innerlich verlogen es ist, aus dem „Hannele" christentumsfeindliche Tendenzen herauszufinden, es ist auch nicht von nöten, auf die unkünstlerische Betrachtungsart hinzuweisen, aus der solche Konstruktionen entstanden sind, denn diese Konstruktionen gehören eben zum pamphletistischen Handwerk, geradeso wie die Registrierung der Thatsache, daß Hauptmann mit seinen Freunden (pamphletistisch: Stiefelputzern) bei Dressel gespeist hat, daß die ersten Darsteller der Hofbühne in dem Stück beschäftigt wurden, daß die Hauptrolle „der rundlichen Reife der Frau Conrad-Schlenther anvertraut" ward. Ich mache auf das „Frau Conrad-Schlenther" besonders aufmerksam. Das ist ein alter Pamphletistentric, der mit der Vorliebe der Schmähschreiber, Privatbeziehungen in den Meinungsstreit zu ziehen, zusammenhängt. Und es ist ganz besonders bezeichnend dabei, daß die Pamphletisten selber am liebsten ganz unpersönlich auftreten, daß sie fast ausnahmlos sich der Pseudonymität bedienen. So ja auch Herr Harden.

Es ist überhaupt kennzeichnend, wie durchgängig gewisse Charakterzüge bei allen Pamphletisten sind. Ich spare mir all dies für später auf, wo es, übersichtlich und methodisch geordnet, hübsch deutlich werden wird. Zum Fall „Weberhimmel" sei nur noch das erwähnt, daß genau so, wie Herr Harden gegenüber dem „Hannele" verfährt, die ultramontanen Schmähkritiker gegenüber der Uhdeschen Evangelienmalerei verfahren sind, die gleichfalls als socialdemokratisch und antichristlich denunziert wurde. Es ist dieselbe Methode, derselbe Geist. Wer Empfinden für die Kunst hat und den Wunsch hegt, daß in künstlerischen Dingen wenigstens der Ton der Gehässigkeit und bösen Auslegung nicht herrsche, der muß sich dagegen wenden.

Am besten ist's, wenn das nicht mit dem Temperament geschieht, denn, sich in Temperamentsunkosten zu versetzen gegenüber diesen kühlen Austüftelern verlogener Konstruktionen, ist vom Uebel. Das beste ist, ihre Art zu studieren und anzuprangern. Da diese Art nicht schön von Gesichte ist, wird sich nicht bloß jeder Anständige, sondern auch jeder Geschmackvolle davon abwenden.

Die Erlösung der Müden.

Ein Mysterium.

Von **Paul Scheerbart.**

Müde wehen die Winde zum weiten See hinab, sie kräuseln den blanken Spiegel und schaukeln die weißen Wasserrosen. Der blaue Himmel mit zerzausten grauen Wolken spiegelt sich in der sanft bewegten Flut unzählige Male. Weiß und blau glänzen die kleinen schwankenden Wellen, sie wechseln die Farben, schillern und gleißen, blitzen und blenden, denn die Sonne steht noch am Himmel und erleuchtet den See, so daß der immer wieder aufflammt in buntbewegter Pracht.

Mitten im See plätschern die Wellen klingend und gurgelnd um große runde Perlmutterschalen herum, die auf dem Wasser schwimmen und sich wiegen. Blasse, schlanke Jünglinge liegen lang ausgestreckt in den Schalen, sie haben die Arme gekreuzt unter dem Kopf und schauen träumend zu den zerzausten Wolken hinauf. Die blassen Glieder der schlanken Jünglinge sind nackt, nur um die Lenden ist ein breites, violettes Sammettuch gehüllt. Es ruhen die Träumer in ihren Perlmutterschalen still und reglos, sie sind alle so müde, sie wollen sich nicht bewegen, sie wollen nicht weiter, sie wollen da nur liegen bleiben auf dem sanften Perlenglanz, der im bunten Farbenspiel milde schimmert.

Die müden Geister sind es, die da ruhen auf dem weiten See.

Zwei Schalen stoßen klirrend zusammen, und die beiden Jünglinge, die in den Schalen ruhen, schrecken empor und nicken sich dann müde zu. Sie schauen auf die glitzernden Glanzwellen und seufzen. Auf den rechten Arm haben sich beide gestützt.

Die Sonne geht allmählich unter, und unzählige Farben brennen nun auf den weiten Wassern, sie atmen einen wilden, allmächtigen Gluttaumel in die stille Welt. Neben zarten, olivgrünen, unbewegten Spiegelstreifen erstehen violette Wellenkränze. Heiße Silbertöne gleißen stechend auf. Drüben unter der Sonne wird es auf der Flut purpurrot, eine lange Goldschlange reckt sich zitternd und blendend bis zu den Perlmutterschalen hindurch. Sodann brennt es dunkelrot hinten dem Gestade zu, vor dem Feuerschein beben orangefarbige, hüpfende, züngelnde Flammen; lila, grün flackert's daneben. Bald siegen die grellen, funkelnden Glanztöne mit Blitzflecken lodernd durchwellt, überall. Und der See glänzt, gleißt, glitzert, glüht in heißem Prachtschimmer. Und ein Farbenbrand wirbelt alle bunten Reize des Himmels und der Erde zusammen.

„Ja, ja, ich sehe schon all' das Rot und all' das Blau seh' ich auch. Aber ein Narr bleibt doch der, der da glaubt, dieses Wellenspiel jemals begreifen zu können."

„Der ganze Himmel spiegelt sich auf jeder einzigen Welle, wir haben daher tausend Himmel zugleich im Wasser zu sehen. Du scheinst doch noch immer nicht entsagen zu können. Dieses Wellenspiel ist in jedem Augenblick anders, das Bild wechselt zu rasch, das ewig Veränderliche läßt sich nicht begreifen. Vergiß nicht, das Wellenspiel läßt sich nicht erfassen. Der Allgeist huscht über die Wasser, und der verspottet den, der ihn erkennen will."

„Du aber brauchst mich nicht zu verspotten. Diesen Gluttaumel möcht' ich dennoch so fest in mich aufsaugen, daß er mich nicht mehr verlassen kann . . . . Doch ich bin's ja schon seit langer Zeit müde geworden, das alles zu wollen. Solchen Wünschen muß man entsagen, Du hast Recht . . . . Wenn Jemand Sterne fressen möchte, so lacht man ihn aus, daß es laut schallt. Man sollte genau so stark lachen, wenn jemand das Wellenspiel — fressen will. Es ist genug, daß man etwas dabei zu empfinden vermag. Entschuldige, daß ich aufgeregt war."

Alle Jünglinge hatten sich in ihren Glanzschalen aufgerichtet. Den Kopf in die Hände gestützt, schauten sie sinnend und seufzend hinaus in den gleißenden Farbenzauber. Sie spannen Wunderträume wonnig in die bunten Wellen hinein; die Schalen wurden währenddem gerötet von der niedersinkenden Sonne. Die violetten Lendentücher empfingen auch einen rötlichen Schein auf den weichen Sammetfalten, die sich wellig aufbauschten und ähnlich schienen den ewig bewegten Seewellen, die nur viel, viel mehr Farben zeigten und immer wieder hell aufblitzten wie die Sterne der Nacht.

Nun tauchen die müden Geister ihre Hände vorsichtig in die warme Flut, plätschern leise die Wasser zur Seite, so daß sich die runden Schalen allmählich zu drehen beginnen. Wie alle Schalen in kreisende Bewegung gebracht sind, stützen die Träumer den Kopf in die Hände, sie können nun auch bequem nach der anderen Seite des Sees hinausblicken. Dort ist kein so wild erregter Farbenbrand entfacht. Neben silberweißen Streifen ruht da ein schlichtes Grau auf der Fläche, das nur zart verbrämt ist von einigen matten, blauen Bändern, die mit feinen rosig-duftigen Fäden durchwirkt wurden. Dort herrscht Friede selig auf den sanftbewegten Flutgefilden. Am fernen Gestade glänzt, nur so hell wie Mondenschein, ein breiter Silberstreif. Und die Schalen drehen sich unablässig, so daß die plätschernden Wellen um ihren Rand herumklingen und herumgurgeln. Die müden Geister drehen sich mit und überblicken bequem, ohne sich zu bewegen, sowohl die ruhige wie die bewegte Hälfte des stillen Sees. Nur Himmel und Wasser ist rundum zu sehen.

„Weißt Du noch, wie wir drüben am Ufer lagen, und wie Du den See zu malen versuchtest, und ich mich auf die richtigen Worte besann, um das Glitzern festzuhalten?"

„Ja, ja, ich erinnere mich. Ich weiß, wie wir alle müde wurden, und wie wir es schließlich aufgaben, Dichter und Künstler zu werden."

„Thut Dir das heut' Abend wieder leid?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin's jetzt auch müde, darüber nachzudenken. Wir können eben die Welt nicht erfassen. Und jedes Kunstwerk ist Stückwerk. Ich weiß es. Die müden Geister schaffen nicht mehr, sie empfinden nur noch — so viel sie nun einmal empfinden können."

„Und ich denke garnicht mehr daran, daß wir einst Künstler waren oder werden wollten," rief ein Dritter dazwischen.

Aeltere Geister, die sich weiter ab auch im Kreise drehten, wie die übrigen,

unterhielten sich gleichfalls über ihr früheres Kunstleben. Sie hatten einst am fernen Ufer auch ein paar Weltbilder darstellen wollen, der eine mit Tönen, der andere mit Steinen, der dritte mit Worten und der vierte mit Farben. Sie erzählten sich lächelnd von jener Zeit, in der ihnen ein ganz neuer Einfall bedeutsam wurde. Sie hatten damals eines Tages beschlossen, nicht mehr die einzelnen Eindrücke so wiederzugeben, wie sie dieselben empfingen, sondern sie wollten nur einen bestimmten Glanzreiz oder eine willkürlich zusammengestellte Farbenstimmung aus ihrer Umgebung heraussheben und so herausgehoben mit ihren Darstellungsmitteln widergeben. Hierbei wollten sie ganz willkürlich alles das fortlassen, was ihnen die Sache schwierig machen oder die Einheitlichkeit des Eindrucks stören könnte. Sie benutzten dann ganz beliebige Bilder, Gedankenreihen, Farmen sowohl wie Farben — als Rankenwerk — als Rahmen, nur damit der ursprünglich erstrebte Sinnenreiz besser herausstechen könnte. Sie freuten sich jetzt, daß ihnen damals so manches gelang, das wohl anzuschauen und anzuhören gewesen — von dem sie selbst aber leider niemals längere Zeit hindurch entzückt blieben. Auch der neue Einfall hatte sie vor der Ermüdung nicht geschützt. Sie hatten mehr für andere als für sich selber geschaffen.

Mehr der Mitte zu plauderten ein paar verdrossen ausschauende Jünglinge wieder über andere Einfälle, mit denen das Kunstschaffen am Ufer in verheißungsvolle Bahnen gelenkt werden sollte. Da hatten sie einst damit angefangen, ihre Bilder und Gedichte mit großen geistreichen Gedanken zu würzen, in feinster Form tiefsinnige Lehren hineinzuweben.

Einzelne hatten Menschen und Menschenleben wiederspiegeln wollen — indessen sie sagten sich bald, sie hätten verwegen genannt werden müssen.

Viele hatten die tollsten Abenteuer erdacht, hatten Ungeheuer mit Froschbeinen und Krebsköpfen, mit Rüsseln und Schnäbeln seltsamster Art ausgestattet, sie hatten Fabelwesen geschaffen und ein Fabelleben geschildert; sie waren jeder natürlichen Gestaltung aus dem Wege gegangen, nur um immer neue Reizbilder zu erfinden. Sie lächelten nun auch über ihre damalige Bemühung. Selbst diese lebhaftesten Geister waren zu müden Geistern geworden.

Weiter draußen von den andern entfernt, drehten sich ein paar Alte, die einst erhabene Weltweisheit in ihre Kunstwerke hineinzuflechten bemüht waren.

Am andern Ende der sich immerfort mit ihren Schalen im Kreise drehenden Geisterschar sprach man von geheimnisvoller Zeichensprache, von vielbedeutenden Blumen und Tieren, vom Doppelsinn der Bilder und Worte.

An einer Stelle ward sehr laut gesprochen, man redete von allumfassender Sinndichtung, von der Vertiefung der einzelnen Eindrücke, von der Erhebung zur übermächtigen allgemeinen Empfindung ..... Und selbst diese Geister, die einst am Ufer halb bewußt halb unbewußt so thätig gewesen, sie waren müde geworden, Dinge zu schaffen, die ihnen doch nicht zur Seligkeit verhalfen.

Dunkel ward es auf den Wassern. Die goldenen Sterne funkelten an der schwarzblauen, großen Himmelskuppel, auch diese goldenen Sterne spiegelten sich tausendfältig in den feingekräuselten Wasserwellen. Auf dem weiten See ward es immer finsterer. Nur noch zuweilen hörte man einzelne Geister von unergründlicher geheimnisvoller Tiefe sprechen, diese nur könne die Künstler erlösen. Das Geisterreich zu erschließen, sei die Aufgabe der Kunst, so meinten einige Jünglinge, die sich durch sehr tiefe, rauhe Stimmen auszeichneten. Doch auch sie wußten sich rechtzeitig daran zu erinnern, daß sie ja müde geworden,

ihre Kunstziele weiter zu verfolgen, auch sie verzweifelten einst daran, jemals durch ihr künstlerisches Schaffen die ewige Seligkeit zu erlangen.

Die jüngsten Jünglinge plauderten von ihrem ehemaligen Mute, mit dem sie durch Stift und Feder nur alles das in die künstlerisch dargestellte Erscheinung zwingen mochten, was ein glückseliges Gefühl, einen Rausch, Begeisterung, himmlische Wonnen in unserer Brust entfesselt, was Verzückungsthränen wild ins Auge drängt. Diese Rauschgierigen waren leider müder geworden als alle übrigen Künstler.

So hörte man wie allabendlich schließlich überall nur von alten verklungenen Tagen . . . . . . vom Müdesein und vom Müdewerden reden.

„Ja! Ja! Laßt uns träumen, denn wir sind müde Geister. Was wir auch immer für Kunst halten würden, ewig beseligend wäre das dennoch nicht."

„Denn wir waren auch müde geworden, an die Kunst zu glauben."

„Zu müde sind wir, um noch irgend was zu glauben," klang es über die immerfort noch sich drehenden Schalen dahin.

„Zu müde sind wir, um noch irgend was zu sprechen," so schallte die Antwort über die Wasser.

„Zu müde sind wir, um noch irgend was zu denken," . . . . . tönt es leise murmelnd in das Plätschern der Wellen hinein.

Nur um die Ränder der Schalen klingt es und gurgelt es — sonst ist es ganz still. Ueber den Wassern lagert ein tiefes Schweigen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich tönt scharf und froh eine Stimme: „Brüder! Brüder! Vergeßt Eure Müdigkeit! Auf dem See geht etwas vor."

„Was dennn?" fragt man überall.

Doch der Jüngling, der die Brüder in der Stille der Nacht erweckte, der klatscht jetzt in die Hände, ruft scharf und lustig: „Seht Ihr noch die Sterne am schwarzblauen Himmel funkeln? Ich sehe sie nicht mehr."

Nach einer Weile sagt ein anderer laut und vernehmlich; „Kinder, Kinder! Ich glaube wir alle verlernen in dieser Nacht müde Geister zu sein! Auf dem See geht wirklich etwas vor."

*
* *

Sanft und weich säuseln selige Töne, milde sich wiegend über den dunklen See. Glockenrein hallen heilige Laute durch die freien hohen Gefilde höherer Welten. Die Klänge schmiegen sich zart verwoben um leichte Lüfte, die bebend schweben in weihevoller Wunderstille.

Es klingt und singt Himmel und Erde. Fein verhalten schlingen sich Zauberweisen, mit sinnender alles gewinnender Freude, leise plaudernd um die lauschende Schar der müden wehmütigen Geister.

Heilige Gefühle kündend verklärt ewige Weisheit die feierlich auf sich schwingenden Jubelgesänge. Weither wallend wehen die Töne mit klaren Lauten, schaukelnd umrankt aus überirdischen endlosen Reichen, nieder zum dunklen See.

Stark umfassen unsichtbar Erlöserhände die kraftlosen Wesen, die traurig klagend in Perlenschalen sich drehen und träumen.

Wie traulich der Klangreiz alles umstrickt und umwunden hat, beginnen langsam die Matten zu ahnen, was niemals müde machen kann. Und wie also der lautre Friede keusch das All' umfangen, da hat es so wenig geklungen,

daß alle Jünglinge sich aufrichteten, sich die Augen rieben und verwundert umherschauten.

Ein helles großes Licht strömte mächtig aus der Höhe niederstrahlend auf sie hinab. Und grüne Säulen wuchsen aus den Fluten hervor. Himmelhohe grüne Grottenhallen wölbten sich oben zusammen. Ein Smaragddom baute sich über den Wassern auf.

Grasgrün glänzten die dicken Säulen, die nach oben zu breiter und breiter würden und in hohe Strebebogen übergingen. Und in den Kuppeln der Hallen ward der edle Stein immer heller und heller, bis er wie weiches blasses Milchgrün schimmerte. Dieses Milchgrün aber leuchtete, von unsichtbaren Lichtern umstrahlt, viel heller als tausend Sonnen. Das hellgrüne Kuppellicht strömte von oben mächtig blendend hernieder.

...... Bald aber bildeten sich an den Säulen und Bogen kleine Tropfenzapfen ... die funkelten und blitzten unten in saftigem Grasgrün und oben immer milder und lichter mit leichten gelblichen Tönen durchzittert ..... die Zapfen wurden dicker und größer ..... Und aus grünen Tropfsteingewölben bestand bald der ganze gewaltige Dom.

Nicht wild verworren wölbten sich die Zapfenhallen empor; ganz regelrecht schmiegten sich um die größeren Zapfen die kleineren. In den Spitzen der Kuppeln ging es unabsehbar hoch hinauf zu immer lichteren hellgrünen Tropfenzapfen.

...... Und die rundlichen Steintropfen wurden allmählich kantig ..... Und da glühte, sprühte, gleißend, sinnverwirrend ein Farbenfeuer nieder, wie es niemals untergehende Sonnen auf irdischen Fluren und Fluten zu entfesseln verstanden.

Da stand der Dom.

Da stand ein großer Palast aus edlen grünen Steinen mit Diamantenhallen, deren Farbenfeuer vom hellgrünen Lichte der Kuppelhöhen mit blitzender Hast entzündet war.

Wo die Säulen aus den dunklen Wassern herausragten, da glänzten sie dunkelgrün und feucht. Und wo die kantigen, tausendseitig geschliffenen Smaragdzapfen überhängend die Säulen immer mehr verbreiterten, da wurden die dunkelgrünen Farben immer heller und heller ..... und wo die Säulen ganz in die Bogen übergingen, da leuchteten die langen grünen Kanten- und Würfelzapfen in klarem glasigem Apfelgrün. Und wo es steif aufragend zu den Kugelspitzen hinaufging, da ward das Grün noch heller und noch heller, denn das Licht drang dort um die Ecken und Kanten glitzernd und flimmernd, glimmend und flirrend nach allen Seiten. Gleißende, funkelnde, flackernde Pracht brannte hellgrün zu den Säulen hin, so daß deren untere dunklere Teile mit ihrem fetten Grasgrün in grünen Schatten zu ruhen schienen. Wie die Säulen dort oben immer helleres Grün empfingen, wie sich alle grünen Farben der Welt in diesem grünen Dome vereint sahen, wie sich das Grün nach oben zu fortwährend heller glänzend verjüngte, wie es dort in den Spitzen gelblich aufblitzte — dort oben im milden Milchgrün — das war nicht zu fassen, das war so erquickend wie ein neuer Frühling. Und ein Frühlingsdom durfte der Grottenpalast sich nennen.

Die Säulenhallen gingen nach allen Seiten in unendlich langen Grottenstraßen mit unzählbaren Blitzzapfen weiter immer weiter fort. Die Hallengänge zeigten in der Ferne den feinsten grünen Duft, der so frisch auf den

edlen Steinen ruhte wie eine Thauwolke beim Morgengrauen, wenn der Frühling lachend die Welt mit hellgrünen Blätterknospen schmückt.

Nun schallen aber, als die Jünglinge noch immer verwundert mit dem Kopfe schütteln und nicht wissen, ob sie wachen oder träumen, mächtige lange gedehnte Posaunentöne durch die großen Grottenhallen. Doch als darauf die Tonmassen einer Orgel mit erdrückender Wucht einherbrausen, da dröhnen die riesigen Gewölbe. Wie Sturmwinde gellen die Flöten, ein Paukenwirbel prasselt gegen die blitzenden Zapfen, Hörnerklänge jubeln hinein, und mittendurch zwitschern und pfeifen lustige Vogelstimmen so lange, bis Pauken, Hörner und Posaunen plötzlich einen Donner in den Lüften erregen, daß die Wände zittern und die Säulen zu schwanken beginnen. Brausend und sausend verhallen allmählich die Donnerklänge. Die Posaunen und Hörner schweigen bald wieder. Die Orgel stöhnt in ein paar kräftigen Tonmassen noch einmal auf — dann jedoch wird es mit einem Mal ganz still — so still wie es bisher nocht nicht gewesen . . . . . . denn der Dom hatte sich beim Klange von unbestimmten in weite Fernen verwehenden Weisen aufgebaut.

Als es nun so still geworden, und als die müden Geister auch die Orgeln inmitten ungeheuerer Tropfsteinbogen bemerkt hatten, als man schweigend eine zeitlang den Blick hatte schweifen lassen von den Kuppeln zu den Pforten, vom dunklen Grün zum hellen Grün, und als man das Farbenfeuer der Smaragdzapfen so voll und tief empfunden wie man es an kleinen Diamanten nicht empfinden kann — da hörten einige Jünglinge hinter den nächsten Säulen ein leises Rauschen wie Flügelschlagen oder wie knisternde Seidengewänder. Zugleich klangen durch die Stille bebende Harfentöne verhallend sanft — als wären's Töne, die längst vergessen gewesen.

Nicht ihren Augen trauten die Jünglinge, wie da über ihnen in hellen, rosafarbigen Seidengewändern Engel mit weißen Schwanflügeln rauschend vorüberflogen. Wie die Engel an der nächsten Orgel emporschwebten, tönte silberhell ein Spottlied durch die weiten Hallen. Die Orgel spielte ganz leise mit, und die Jünglinge lauschten den weichen Klängen.

. . . . Grüße mir die weite Welt,
Grüße mir die Erde!
Weißt Du, was mir wohlgefällt?
Deine Gramgeberde.
Denn Du willst zum Dom hinaus,
Weil's Dir hier nicht traulich.
Ist der Dom für Dich kein Haus?
Ist er nicht erbaulich?
Freilich draußen bist Du frei,
Nicht von uns geleitet . . . . . .
Hier ist Alles Einerlei . . . .
Niemand weiter schreitet.
Ja, wir hielten stets Dich an,
Still in Ruh' zu leben;
Und Du bist ein Thatenmann;
Der muß immer streben . . . . . .

Lustig hüpften die Töne der Harfe mitten in den Gesang hinein, und später, wie's still ward, setzten sich die Engel hoch oben auf die Gesimse der

Orgel, sie holten dort Geigen hervor, und entzückend säuselten die Geigenwinde nieder und empor — zuerst so bestrickend wie der Gesang der Nachtigall, — nachher wurden gehaucht die Geigenwinde — wie Gebete von Sterbenden .... und eine feierliche Andachtsstimmung verbreitete sich.

Wie so die Geigen ganz leise klingen, schwebt mit segnend erhobenen Händen ein großer Engel nieder, mit langen blonden Locken und stillen Traumaugen. Er schwebt über die Wasser den müden Geistern entgegen, die sich noch immer in ihren Perlmutterschalen langsam in der Runde drehen. Der See liegt glatt wie ein Spiegel, zwischen den Smaragdsäulen.

Als der Engel die stille Flut, in der sich der ganze Dom wundervoll bezaubernd wiederspiegelt, mit seinen schneeweißen Füßen berührt, werden die müden Geister mit einem Ruck emporgeschnellt, die Schalen knirschen unter ihnen, sie schaukeln und kippen, sodaß die Jünglinge sämmtlich in die Kniee stürzen, um sich in der Mitte der Schalen aufrecht zu halten, da sie doch den herbeischreitenden Engel nicht aus den Augen verlieren wollen.

Der Engel steht jetzt mitten unter ihnen still; er schritt über die Wasser, als wenn sie gefroren wären. Die Jünglinge liegen vor ihm, ohne daß sie es wollen, auf den Knieen und starren dem Himmlischen erstaunt in die Augen. Die müden Geister lauschen mit angehaltenem Atmen ....

Der Engel im hellrosa Seidenkleide ließ seine Schwanenschwingen sinken und lächelte lässig mit dem Haupte nickend der knieenden Schar zu, dann sprach er in sanft klingenden Lauten:

„Geigen und Posaunen mußten tönen, um die blassen Jünglinge feierlich zu begrüßen. Sind die Geister, die sich „müde" nannten von dem Empfange, den wir dort oben in den Lichtkuppeln vorbereitet, entzückt gewesen? Ich bin von meinen Brüdern gesandt, um noch einmal die Schar der Kunstmüden, wie sich's geziemt zu grüßen. Im Namen der Engel dort droben seid mir gegrüßt, ihr seid uns willkommen im grünen Dome. Doch ihr schaut mich groß an und sagt nichts? Wißt Ihr noch nicht, wo Ihr hier seid? was Ihr hier sollt? Wartet — das weiß ich, das kann ich Euch sagen — gleich, hört zu! .... Ein Haus des ewigen Friedens hält Euch hier umfangen. Fern seid ihr allem Weltgetriebe. Kein Strahl Erdenlicht dringt hier hinein! Der Dom hat sein eigenes Licht. O, ihr müden Geister, hier werdet Ihr wieder stark werden, hier in dieser einsamen Ruhe werdet Ihr gar bald schaffen wie einst ..... doch anders wie einst werdet ihr schaffen. Nicht soll Eure Kunst wie ein Scherz unterhalten, nicht soll sie verblüffen durch überraschende Reize — das soll die Kunst nicht. Sie ist nicht nur zu Eurer eignen Erheiterung da, nicht ein flüchtiger Augenblick soll in Euch genießen .....

Ihr sollt den Frieden empfinden lernen und den Frieden empfinden lehren.

Ob ihr untergehende Sonnen begreift oder nicht — das ist so gleich ... wenn ihr nur Frieden empfindet. Eure Qualen, alle Eure Qualen sollt ihr durch Eure Kunst überwinden lernen und überwinden lehren. Auch dem Tode muß Eure Kunst den Stachel entreißen. Seht Ihr, ahnt Ihr, was es heißt, Künstler sein? Die Welt ist nicht dazu erschaffen, um vom Künstler mit fiebernden Augen begriffen zu werden. Euer Rausch ist ein vergänglich Ding ...... Der Allgeist soll Euch ewig nahe sein ..... der empfindet den Frieden. Doch auch den Allgeist sollt Ihr nicht erfassen wollen — ein Anderes thut Euch not .... Ihr sollt nur Frieden finden. Und habt Ihr

den Frieden gefunden, so sollt Ihr ihn wieder in die Welt führen. Diesen Frieden werdet Ihr finden in Euren Werken, und mit Euren Werken soll der Friede der ganzen Welt zugeführt werden. Ein Kunstwerk, das nicht ein Spiegel des inneren Friedens ist und diesen daher auch nicht wieder ausstrahlen kann, ist gar kein Kunstwerk. Ihr sollt die Hohenpriester des Allgottes sein, der ein Gott des Friedens ist. Nun schafft Werke, die hier hinein gehören in diesen Friedensdom! Schafft Bilder, die Frieden atmen, schafft Dichtungen, die zur ewigen Seligkeit alle Hörer und Leser hinzwingen! Verlaßt Eure Schulen und wandelt umher, schon findet Ihr in Eurer Nähe Kunstwerke, die Kunstwerke sind in Wahrheit. Nun lernt sie kennen und lernt neue schaffen! Ewiger Friede sei mit Euch!"

Wieder wehten Geigenwinde durch die schimmernden Lichtgewölbe. Der Engel, der vom Frieden gesprochen, lächelte vornehm und schwebte zu seinen Brüdern, die in ihren rosafarbigen Seidengewändern auf den Orgelgesimsen saßen und auf herrlichen Geigen spielten, mit weitausgreifenden Flügeln langsam empor. Die Töne säuselten wunderbar, sie plauderten in feinen Weisen von seligem Frieden und ewiger Ruhe.

Während dessen steigen die Jünglinge verwirrt aus ihren Schalen heraus, sie merken gleich, daß das Wasser des Sees zum festen Glasboden geworden und daß der Glasboden die lichten grünen Höhen ebenso spiegelt wie das Wasser.

Wie nun die Jünglinge über den kühlen Boden dahinschreiten, sehen sie, daß an allen Enden weiße Steingestalten in dunkelgrünen Smaragdnischen thronen. In andren Nischen sind Bilder sichtbar und buntgefärbte Steingruppen sind aufgestellt.

Da stehen die Kunstwerke, die den Frieden spiegeln so klar und rein, daß der Friede gar bald auf den Beschauer übergeht. Niemand kennt die Künstler.

Altäre sind da und dort errichtet. Kerzen brennen auf den Altären, die mit dicken Büchern beladen sind.

Weihrauchbecken rauchen vor den Altären, und die Jünglinge lesen ein aufgeschlagenes großes Buch, in dem steht mit großen Lettern:

„Künstler, Dichter! Ihr seid Priester
Hier in diesen Friedenshallen!
Weise wartet Eures Amtes,
Daß die Armen, die gefallen,
Draußen tief in Not und Qualen
Froh zum Frühlingsdome wallen,
Wo vergessen alle schalen
Leeren Künste leerer Welten!
Gebet Euren Frieden Allen,
Daß Euch nie die Menschen schelten!

Weihrauch wirbelt in feingewundenen Ringeln zu den lichtdurchglänzten, hellgrünen Zapfenbogen empor; sinnbestrickender Duft umwebt die grünen Edelsteine. Die Jünglinge schnallen fester ihre dunkelvioletten Lendentücher um und wandeln weiter über den spiegelglatten Glasboden dahin. Sie blicken erstaunt in die Tiefe, dort flammt auch in versunkenen Abgründen ein helles Licht im grünen Domgewölbe; die leuchtenden Steine spiegeln sich im glatten Glasboden.

Und die müden Geister vergessen ihre Müdigkeit. Sie schauen Werke, die Frieden atmen — ewigen Frieden. Eine weiße Steingruppe in einer dunkel-

grünen Nische stellt einen Sterbenden dar, dessen Haupt sinkt so selig zurück . . . . er lächelt über seine Schmerzen.

An einer Säule steht in Stein gemeißelt ein Greis, träumend . . . . doch kein Zug des Leidens übermannt ihn, keine Unruhe reizt ihn zu Thaten auf, die nichts nütze sind.

Auf großen Bildern sind die Gestalten von heiligen Männern und heiligen Frauen zu sehen. In den Büchern, die neben den Altären ruhen, leuchten den Dichtern entgegen — Verse, die nur immer wieder die ewige Seligkeit künden wollen . . . . .

„Friede sei mit Euch!"

Das prangt in goldenen Buchstaben auf langen niederwallenden Fahnen, auf feingeschmiedeten Gittern; nur ein Streben kennen die Künstler des Friedensdomes, und dieses einzige Streben geht über auf Alle, die hier im ewig grünen Dome weilen.

Auch ein großes Schauspiel wird dort drüben zwischen den größten Pfeilern vorgeführt. Dort gehen die Leidenden aus der Hast zum Ruhetempel ein. Auch dort ist der Friedenstempel Anfang und Ende der Kunst.

— —

Nun verlieren sich die Jünglinge langsam weiter schreitend in den weiten Hallen, sie wollen einsam sein, denn sie wollen wieder schaffen. Sie denken nicht mehr daran, daß sie einst auf den Seewellen müde geworden . . . . ihre Perlmutterschalen liegen verlassen da.

Die zum neuen Schaffen erwachten Dichter und Künstler finden in fernab gelegenen Grottensälen große Teppiche prunkend über den Boden gebreitet. Dort ist Marmor und Leinwand in Fülle.

Und überall haucht es ihnen in geheimnisvollen Flüstertönen entgegen: „Hier könnt Ihr schaffen zur Ehre des Friedens, zur Ehre des Allgeistes, der den tiefsten Frieden kennt".

In einem großen Buche steht in Purpurlettern:

„Der Allgeist wird von keiner äußeren Welt berührt. Er lebt nur in seinem Innern; sein Inneres — das ist eben die ganze Welt. Strebe danach, zu leben, wie der Allgott . . . . Lebt in Eurem Innern, auf daß Ihr ähnlich empfindet wie Er. In Eurem Innern kann auch die ganze Welt geborgen sein."

Einige Dichter steigen auf gewundenen Treppen zu den Strebebögen empor, dort setzen sie sich nieder und schreiben eifrig . . . . hoch oben im Zapfengewirr.

Und ein einziges Streben beseelt da nun die ganze neue Künstlerschar . . . . sie wollen nur schaffen, was ihnen Ruhe gewährt, was sie freudig und klar blicken läßt, wobei sie empfinden — die Empfindungen des Allgeistes, der in seinem Innern nur Eines fühlt — Friedeglück.

Wieder säuseln Geigenwinde durch die weiten Grottenhallen. Und der Frühlingsdom leuchtet hell auf — und sein Licht lockt alle Menschen näher und näher.

Die Engel singen bei brausendem Orgelklang:

„Ewiger Friede sei mit Euch."

„Hannele“.

Von
Lou Andreas-Salomé.

Hannele's Einzug ins Königliche Schauspielhaus ist lange vorüber, Lob und Tadel der Kritik längst verstummt. Aber Denen, die Gerhart Hauptmanns zartestes Werk auf sich haben wirken lassen, ist das Hannele in seinem Traumglück gewiß lebendig geblieben alle diese Wochen hindurch, ja vielleicht erst in der nachschaffenden, mitdichtenden Phantasie und Erinnerung so lebendig geworden, wie keine Bühne mit ihren groben technischen Hilfsmitteln es zu gestalten vermöchte. Mir wenigstens ist es in der Nachwirkung des Geschauten und Gelesenen so ergangen, und oft ist mir das Hannele mit seinem roten Märchenhaar (das leider auf der Bühne fehlte) noch wiedergekommen, — wenn draußen der erste Schnee stöberte, oder der Novembersturm durch den Schornstein fuhr; wenn im Dämmerlicht Formen und Farben phantastisch ineinander verschwammen, oder Nachts der Blick in den stillen Mondschein über den Winterbäumen fiel. Denn am Hannele ist etwas, das in den verschiedensten Stimmungen und Stunden uns Allen zugehört, etwas, das von Alt und Jung und auf allen Lebensstufen verstanden werden kann. Gerade um diese Poesie in ihrer überredenden Kindlichkeit könnte man sich ein großes, und ein immer wachsendes Publikum geschaart denken, — ein blos genießendes, erfreutes, kritikloses Publikum, in dem auf einen Augenblick aller Streit der Meinungen und Richtungen still würde, oder in dem er garnicht existierte. Sie bildet darin einen vollkommenen Gegensatz zu der Poesie der „Weber“, mit deren geistiger Bedeutung und künstlerischer Wucht sie keinen Vergleich aushält; sie wendet sich nicht wie jene mit einem Kampfruf an die Erwachsenen, um sie im Tiefsten aufzurütteln und ihnen zwingend zum Bewußtsein zu bringen, wer sie sind und wo sie stehen in den Kämpfen, die sich vorbereiten; sie wendet sich an diejenigen, die noch vergessen können, daß sie Erwachsene sind, und denen mit dem Engelgesang ein Wiegenlied aus ihrer eigenen Kindheit herauftönt. Gegenüber den Widerstrebenden, den Kalten, oder einer Kritik, die keinen Kindersinn mitbringt, ist die Hannele-Poesie wehrlos und leicht zu zerpflücken. Aber das Hannele ist auch wirklich nicht nur dazu da, damit es kritisiert, sondern damit es geliebt werde, um der Intimität seiner Wirkung willen, die so fein und einfach ist, daß sie nur von der Liebe aufgenommen werden kann. —

Die Methode, der Gerhart Hauptmann — dies ganz abseits von allen Parteischlagwörtern gesagt — in seinen Bühnendichtungen immer gefolgt ist, enthält das Bestreben in sich, das Menschenleben vorwiegend in seinen täglichen Wirklichkeitszügen zu erfassen, anstatt in seinen großen Ausnahmefällen und seltenen Effekten. Dieser Kunstmethode, die mit gewollter und berechtigter Einseitigkeit gegen eine überlebte Einseitigkeit zu Felde zieht, müssen bereits viele Siege zugeschrieben werden, denn in der That sind uns allmählich die Augen für Vieles aufgegangen, was bisher für zu bedeutungslos und alltäglich galt, um auf

der Bühne im Ganzen eines Kunstwerks charakteristisch zu wirken. Und gewiß ist dieser Siegeszug noch nicht vollendet, gewiß läßt es sich denken, daß sowohl die Bühne und ihre Mittel als auch das Publikum und sein künstlerischer Blick auf Menschen und Dinge in derselben Richtung noch viel weiter entwickelt und verfeinert werden, so daß selbst ganz unscheinbare und flüchtige Lebensäußerungen schon beredt und mit unmittelbarer Bedeutsamkeit zum Verständnis sprechen könnten. Aber dann wird eine Grenze des Möglichen erreicht sein, und die Bühne, nachdem sie gelernt hat, soviel sie eben ihrem Wesen nach lernen konnte, wird zum Schauplatz wieder anderer Lebensbilder mit andern Ansprüchen werden. Sicher ist sich Gerhart Hauptmann bewußt, irgend wann einmal an einen solchen Punkt gelangen zu müssen, wo der Künstler in ihm vor der Bühne verstummt und sich achselzuckend von ihr abwendet, um sich weichere, gefügigere Kunstformen dienstbar zu machen, die auch noch den feinsten Ton und die zarteste Farbe zum Ausdruck zu bringen vermögen. Heute und morgen noch nicht, — hoffentlich noch nicht bald. Aber wie nahe im Grunde die Grenze des bühnenmäßig Aussprechbaren liegt, davon kann man im Hannele ein Vorgefühl bekommen: im Traumbilde enthüllt sich uns ein Reichtum und Zauber von seelischen Wirkungen, die doch im Stoff selbst stecken, und die demselben dennoch auf andere Weise dramatisch gar nicht abzuringen gewesen wären. Denn es handelt sich ausdrücklich um den primitivsten und monotonsten Vorwurf, aus dem, von außen her betrachtet, so wenig wie möglich zu machen ist, — um ein kurzes trübes inhaltloses Kinderdasein, das fast klagelos stumm zu Ende läuft, und uns höchstens, mit gequältem Mitleid, die Schmerzen und Wunden wahrnehmen ließe, mit denen täglich wiederkehrende Roheit und Mißhandlung es bedecken, und die das arme Hannele so ängstlich vor den Augen der Leute zu verbergen sucht, wie seine blutigen Striemen vor den Augen des Doktors. Erst in den Traumvisionen steigt aus dieser Armut der Reichtum in greifbarem Leben vor uns auf, und erwacht in uns selbst erst die ganze Fülle eines nicht nur leidenden Mitempfindens und Miterlebens, so daß sich auch uns, wie den Schulkindern an Hanneles Totenbett, eine unscheinbare kleine Lumpenprinzessin in eine wahrhaftige Prinzessin in weißen Seidenkleidern, mit Glasschuhen an den Füßen, zu verwandeln scheint, die wir nicht müde werden, in ihrer Schönheit anzustaunen. Im Grunde ist daher nichts realistischer gemeint, als dieser Gedanke des Dichters, den Traum als Schlüssel zu der inneren Welt zu benutzen, die auch im geringsten und einförmigsten Leben wie ein ungehobener Schatz begraben ruht; ja, er wird zum Apologeten der zu gering geachteten, scheinbar alltäglichen oder gewöhnlichen Züge des Menschentums, indem er auf ihre verborgene Bedeutung hinweist. Ohne Zweifel würden sie sich alle für uns in ähnlicher Weise umwandeln, wenn ein Dichter uns in ihren Traum hinabschauen lassen könnte, ohne Zweifel würden sie alle noch eine Himmelfahrt erleben, aus den Lumpen in unbegreifliche Herrlichkeit hinein, — so daß wir mit den Schulkindern zum Geständnis gezwungen wären: nimm mir's nicht übel, und sag's nicht weiter, daß ich dich so lange verkannt und mich an deine Außenseite gehalten habe. Deshalb ist der Traum hier auch nicht symbolisch oder willkürlich phantastisch, oder sonstwie in einer Weise gehandhabt, die einen an sich ärmlichen Stoff mit schmückenden, bereichernden Zuthaten verschönen soll, — sondern nur als eine Art von Märchenlupe, die für uns in deutlichen Gebilden kenntlich macht, was sich sonst im Unsichtbaren birgt. Und hierbei zeigt es sich, daß es ganz vortrefflich war, den Stoff so

einfach und wenig inhaltreich zu wählen, wie er nur überhaupt sein kann: eine Kindesseele, weil diese verhältnismäßig noch am unkompliziertesten ist und ihr Leiden ganz passiv erduldet, und ein äußeres Erleben, das sich im Wesentlichen fast auf einen einzigen Grundton abstimmen ließ. Denn dies allein giebt den richtigen, dunkeln und ruhigen Hintergrund ab für die bunte Unruhe des Traumlebens, die sich vor demselben abspielt und nur dadurch in allen ihren Einzelzügen so klar, plastisch und selbständig hervorzutreten vermag. Aber nicht nur vom formal künstlerischen Standpunkt ist diese Vereinfachung des Stoffes nach außen hin von großer Weisheit, sondern auch rein sachlich. Denn nur so konnte es gelingen, im Traum das Seelenleben in einer gewissen Totalität wiederzugeben, — so, als sei thatsächlich Hanneles ganzes Innere durch einen Querschnitt vor uns bloßgelegt. In jedem anderen Fall, wo es sich um ein entwickelteres und erfahreneres Leben, etwa um das von Hanneles Mutter anstatt um das ihre gehandelt hätte, da hätte sich nur ein ganz bestimmtes, eng begrenztes Teilgebiet durch den Traum beleuchten lassen; der Dichter hätte vor der Wahl gestanden, entweder einen breiten dunklen Rest übrig zu lassen, welcher der geschilderten Gestalt ihre deutlichen Umrisse nahm, oder aber in das Traumleben eine Verworrenheit hineinzutragen, die den inneren Zusammenhang zwischen der träumenden Persönlichkeit und ihren Fieberphantasieen nicht mehr hätte erkennen lassen. Das jedoch, was Hanneles Zauber ausmacht, und worauf ihre hauptsächliche Wirkung beruht, ist gerade diese lichtvolle unteilbare Einheit von Leben und Traum, — ist der Umstand, daß das Interesse nicht in den einzelnen Fabelstücken des Traumes stecken bleibt, sondern sie alle aus dem Kindesgeist selbst heraus erlebt, der sich in ihnen schöpferisch vollständig auszugeben und wiederzuspiegeln scheint. Man braucht dazu vom wirklichen Hannele unendlich wenig zu wissen, man braucht keine Fülle von inneren und äußeren mitwirkenden Faktoren im Gedächtnis zu behalten: das zitternde, wimmernde Kind, das auf dem Strohsack des Armenbetts daliegt, nachdem es umsonst den Tod im Wasser gesucht hat, enthält in einem einzigen Bilde Alles.

Und von diesem Bilde, das uns gegenwärtig bleibt, empfängt jeder einzelne Traumvorgang eine eigentümliche Doppelbeleuchtung, indem er immer zugleich realistisch und phantastisch herauskommt: einerseits als eine Reproduktion der von Hannele erlebten Wirklichkeit, die uns auf diese Weise vor Augen geführt wird, andererseits als reiner Phantasiestoff, in den das Fieber die verborgenen Wünsche, Aengste und Gedanken der Sterbenden kleidet, und durch den es ihrer stummen Seele Sprache giebt. In diesem schillernden, wechselnden Licht, das auf den Traumscenen ruht, und das wir Alle aus unseren eigenen Träumen wohl kennen, vertiefen und komplizieren dieselben sich so wirkungsvoll, daß fortwährend der Eindruck des Sinnvollen und Spannenden entsteht, wie wenn sich vor uns ein ganzes Seelendrama abrollte. Das eigentliche Drama aber, das einzige um das es sich handelt, liegt unsichtbar dahinter, liegt in der Motivirung des Geträumten durch die Welt in Hannele's Innerem. Und wie bei einem Vexierspiel, so hebt sich beim aufmerksamen Betrachten der einzelnen Fiebervisionen Hannele's seelische Gestalt immer deutlicher heraus, bis wir, durch Alles hindurch, nur noch sie sehen, und im Geiste wieder dort angelangt sind, wohin der Dichter uns mit dem Sinken des Vorhangs zurückführt, — an das Krankenbett im Armenzimmer. Bei der Bühnendarstellung ist es allerdings fast unmöglich, dieses feinste dramatische Interesse an den geschilderten bunten Vorgängen unbeeinträchtigt zu er-

halten, weil der Sinneneindruck das blasse Kinderbild im Hintergrunde jeden Augenblick auszulöschen droht. Die Bühnendarstellung ist eben, trotz Allem was vom Dichter für sie gethan worden ist, doch nur eine Illustration zur Dichtung „Hannele" und nicht das Hannele selbst. Am stärksten empfand ich das in der großen Hauptscene, wo Hannele ihren Vater an ihren Glassarg herantreten sieht, und wo er sich um Seele und Seeligkeit schwört. Wenn man bei diesem Bilde vergißt, wer es träumt, und aus welchen Motiven es geträumt wird, dann wirkt es moralistisch und durch seine grelle Deutlichkeit störend, während es sich im anderen Fall geradezu als ein kleines psychologisches Meisterstück erweist. Für Hannele ist der Stiefvater die Verkörperung all ihres irdischen Leides, ihre Empfindungen beschäftigen sich unablässig mit ihm, und in der Furcht vor ihm ging ihr Leben auf. Aber keine Furcht, keine erlittene Mißhandlung, keine noch so abstoßende Vision von ihm macht uns seine Schuld Hannele gegenüber so klar, wie der Umstand, daß er von diesem lammfrommen, schweigsamen, verängstigten Kinde zur Hölle geschickt wird. Aus einem Gefühl intensiven Rachedurstes und einer fast wollüstigen Grausamkeit sind in Hannele die Scenen zwischen dem Heiland und dem verstockten Trinker entstanden, und alle Milde, Hoheit und Barmherzigkeit der Heilandsgestalt verschärft sie nur noch: etwas Wildes und Furchtbares flammt im Triumph in Hannele's Seele auf, weil es ihrer Phantasie gelingt, den Vater von der letzten Selbsteinkehr abzuhalten, und im Moment, wo der Himmelsschlüssel in den Händen der Heiliggesprochenen in magischem Wunderlicht erglänzt, sammelt sich im sterbenden Hannele noch einmal alles, was irdisch ist, an Hasseskraft und naiver Selbstsucht. Er niedergefahren zur Hölle, sie aufgefahren zum Himmel, — so verlangt sie es inbrünstig, und so verlangen es alle zertretenen Menschenseelen für ihren Peiniger. Denn der „Himmel" ist auch für Hannele nicht nur eine Stätte des Glücks und des Heils, wo alle Wunden verschmerzt werden in wolkenloser Seligkeit, sondern noch viel mehr ist er die gestillte Sehnsucht nach der eigenen menschlichen Bedeutung, nach dem wieder aufgerichteten Selbstgefühl, ja nach der Selbstapotheose. Und es ist ja ein Erdenkind und seine Erdensehnsucht, mit dem wir es hier zu thun haben, — keine Himmelsgeschichte und Glaubenssentimentalität: daran sollte uns grade die kleine unheilige Heilige im Glassarg erinnern. Aber wer hat's gemerkt? Und doch ließe es sich, auch schon im Bühnenspiel, aus dem Zusammenhang herausmerken, in dem diese große Scene und ihre religiöse Beleuchtung mit den vorangehenden reizenden Märchenscenen steht, wo das Schneiderlein Hannele als Himmelsbraut schmückt. Denn ebenso kräftig und irdisch ist hier der Durchbruch der kindlichen Eitelkeit, — die ungeduldige Freude, vor den Dorfleuten und den Schulkindern, die über das Lumpenprinzeßchen gelacht haben, so wunderschön geputzt dazuliegen; es ist, als dränge sich das wirkliche Hannele für einen Augenblick in ihre Traumgestalten hinein, klatsche in die Hände vor Vergnügen über seine Seidenkleider und flüstere uns in's Ohr: „laßt Euch nur nichts weiß machen! die Heiligkeit ist das Erträumte, — dies hier ist echt." Die Aufeinanderfolge von drolliger Märchenpoesie und von ernstreligiösen Vorgängen ist als eine Verknüpfung allzu ungleichartiger Bilder vielfach an der Dichtung getadelt worden, — aber nur, weil in beiden Fällen die gleichmäßige menschliche Motivierung übersehen wurde. Richtet man beide Male den Blick auf das menschliche Hannele seiner Phantasieverkleidung, so empfindet man auch die künstlerisch einheitliche Stimmung, in der die Scenen leise ineinander übergleiten.

Aber alle diese Regungen in Hannele's Seele besitzen noch die volle Naivetät

der Kindlichkeit, die sie sympathisch erscheinen und rührend wirken läßt, sodaß uns nur ein verhaltenes Lächeln kommt, wenn wir sehen, wie Irdisches und Himmlisches sich mischt. Ueber Allem ruht eben noch die Sehnsucht des verlassenen, haltlos gewordenen Kindes nach der toten Mutter und erinnert immer von neuem daran, wohin Hannele eigentlich gehört: nicht in das häßliche nackte Leben, in das sie hinausgestoßen ist, sondern in die warme, sanfte Hut einer Mutter, bei der Wiegenlied und Engelgesang noch gleichbedeutend sind, und die es nicht zulassen würde, daß dem Kindesdasein Erde und Himmel so weit auseinanderfliegen, wie zwei unversöhnliche Gegensätze. Alles Lichte in Hannele's Leben ist mit dem Gedanken an die Mutter verknüpft, alles Schöne, von dem ihre kindliche Phantasie sich nährt, quillt ihr aus den Märchen, welche die Mutter ihr erzählt haben mag, aus den Himmelsbildern, mit denen sie das Kind und sich selbst tröstete. Und so ist für Hannele auch jedes schöne Ereignis und Gefühl unwillkürlich eingetaucht in diese blaue Himmelsfarbe, sehnt sie sich bei einem jeden hinauf und hinweg von dem irdischen Boden, in dem sie wurzelt, — wohlverstanden aus Erdenverlangen, nicht aus Himmelsverlangen. Wunderbar zart ist dies wiedergegeben in der ersten Liebesregung, zu der Hannele erwacht, in der Verwechslung des Lehrers mit dem Heiland und in der Exaltation, mit der sie vor dieser Doppelgestalt kniet. Da ist es nicht mehr ein Hannele, das sich selbst als Heilige anstaunt und in seinem Glassarg bewundert werden möchte, da ist es ein in demütiger Liebe vergehendes Kind, das sich seinem Erlöser zitternd zu Füßen schmiegt, mit den gehauchten Worten: Heilig! heilig!" Und doch ist dies nur die Spitze derselben Empfindung, in der sich das Weib in Hannele geregt und ihrem irdischen Geliebten den Vers entgegengesungen hat, der auf der Bühne als zu irdisch fortgelassen wurde. Frau Conrads herrliche Darstellung dieses Uebergangs würde erst voll zur Geltung kommen, wenn sich die Verwandlung des Lehrers in den Heiland ebenso überzeugend darstellen ließe; — dazu aber gehört eine Jesusgestalt, so schlicht, wie eben ein Gott schlicht werden muß, um zu Menschen reden zu können, während man der Bühne gegenüber den entgegengesetzten Eindruck nicht los wurde: den eines hoheitsvoll deklamierenden, d. h. sich zum Göttlichen hinaufsteigernden Menschen, oder mit anderen Worten, den des bloß verkleideten Lehrers Gottwalt. —

Daß von den Meisten alle diese Scenen nicht in dem ganzen Reichtum ihrer seelischen Beziehungen genossen und ausgeschöpft worden sind, liegt gewiß zum Teil daran, daß man einem naiven Kunstwerk nicht naiv genug gegenüberstand. Von Gläubigen wie von Ungläubigen ist Hannele immer noch viel zu tendenziös verstanden worden. So habe ich wiederholt sagen hören: Das trübe Schlußbild, das sich unmittelbar den Himmelfahrtsscenen anschließt, illustriere grell genug die pessimistische Auffassung des Dichters, nach welcher die tröstlichen Illusionen vor der nackten Erdenwahrheit in nichts verfliegen. Und doch thut man der Dichtung genau so unrecht, wenn man sie ihrem innersten Geiste nach als negierend auffaßt, als wenn man ihren Engeln und Himmelserscheinungen eine meinetwegen noch so positiv gemeinte Wesenhaftigkeit unterlegt. Denn sie ist ja nur deshalb so wunderschön, weil sie nichts negiert und Gläubige wie Glaubenslose zu ihrem Genusse ladet. Und gerade darin ist sie modern, — modern im Sinne derjenigen, die den alten Glaubenskämpfen bereits so sehr entrückt sind, daß sie mit ungeteilter Liebe und Selbstversenkung der Glaubenswelt dichterische Anregungen entnehmen können, — naiv entnehmen, wie einem Stück lebendiger Menschennatur. Wer darum Gerhart Hauptmanns Traumbildern gedanklich nachgeht, dem wird sich der moderne Dichter nicht durch eine philo-

sophische Interpretation verraten, sondern durch die psychologische Behandlung. Daß er sich diesen Stoff psychologisch so unbefangen dienstbar machen konnte, wie man etwa ein goldgrünes Käferlein unter die Lupe nimmt, das verrät ihn. Und indem wir mit ihm durch seine Traumlupe schauen, vergessen auch wir das Streiten und das Verneinen, und vergessen vor allem den Pessimismus dem religiösen Phänomen gegenüber, das sein ganzes Lebensblut aus den menschlichsten Trieben selbst saugt. Hannele ist zum Lächeln, nicht zum Weinen, denn es liegt, im ganz eigentlichen Sinn des Wortes, Humor in der unzerreißlichen Verbindung des Himmlischen und des Irdischen im Menschen, — es liegt Humor darin, wie das Menschlein sich den Gott erschafft, den es anbeten will, und der es über sich selbst hinaustragen soll. Ich gestehe, daß ein sentimental genommenes Hannele mir ganz unerträglich vorkommen würde. Und ich glaube, wenn man sich das kleine Hannele-Märchen im Großen dargestellt dächte, etwa als den Himmelstraum der Menschheit und als die Geschichte Gottes auf Erden, dann würden doch wohl außer denen, die diese Tragödie noch düster und bitter nehmen, und außer den andern, die sie noch im überschwänglichen Pathos des Glaubens schauen, schon einige zu finden sein, denen die Kraft gegeben ist, zu lachen, — mit jenem guten ernsten befreienden Lachen, in dem die ganze Fülle der Empfindungen sich löst. Und zu ihnen würde sicherlich auch der Dichter gehören.

In Bezug auf die Frage, wie weit das Hannele heiter wirken darf, scheint mir auch noch eine andere Auffassung unrichtig, die von den wärmsten Verehrern der Dichtung geteilt wird. Nach ihr wäre Gerhart Hauptmann in seinem Schaffen, wie in den „Webern", von der Mitleidsempfindung ausgegangen, und hätte deshalb in den Mittelpunkt das gepeinigte, leidende Kind gestellt, das in seiner rohen Umgebung zu Grunde geht. Ich dagegen glaube, daß dieser schwarze Trauerflor, mit dem das wirkliche Leben die Traumbilder umgiebt, viel eher aus rein künstlerischen Motiven gewählt ist, damit die zarten glänzenden Himmelsfarben gerade zu heiterer Wirkung gelangen. Denn es wäre, künstlerisch betrachtet, ein schwerer Fehler gewesen, dem armen Hannele auch nur das geringste von seinem Leiden zu ersparen: Der Umstand, daß sie ein Leidenskind ist, und ihr, nach menschlicher Voraussicht, auch nichts als eine Leidenszukunft bevorsteht, lenkt unseren Blick von jeder trüben Betrachtung ihres Sterbens ab. Weit davon entfernt, unser Mitleid zu quälen, giebt es uns die Möglichkeit, uns mit ebenso freier Hingebung der schönen Traumwelt zu freuen, wie Hannele selbst sich ihrer freut. Daher mußte auch der ganze äußere Schauplatz, auf dem wir Hannele kennen lernen, das Armenhaus mit seinen Insassen, roh und häßlich geschildert werden, so daß das Leben uns nach keiner Seite als das Begehrenswertere für Hannele erscheinen kann. Gerade um deßwillen bewundere ich den grobgeschnitzten Holzrahmen, der um das feine Bild gelegt ist. Und ich denke mir, wenn der Dichter bei seinem Werk von subjektiven Empfindungen und Erfahrungen beeinflußt worden ist, so sind sie weniger dem Mitleid und der Trauer zugekehrt gewesen, als vielleicht eigenen heiterreligiösen Kindheitsreminiscenzen. Kaum wäre es ihm sonst wohl gelungen, dem Religiösen im kindlichen, ursprünglichen Sinn so herrlichen Ausdruck zu verleihen: nämlich als einer freiwaltenden schöpferischen Korrektur und Ergänzung der mangelhaften Lebenswirklichkeit, — und insofern im Innersten verwandt jeder schöpferischen Kraft überhaupt, durch die wir das Leben fortwährend nach unserm individuellen Glückstraum zu verklären trachten. Dieser primitivste — noch nicht moralistisch und asketisch verfälschte — Sinn alles

Religiösen, der doch auch zugleich sein einziger menschlich tiefer Sinn ist, das ist der Punkt, von dem aus wir modernen und erwachsenen Menschen uns mit dem Hannele identifizieren und an seiner Himmelfahrt innerlich teilnehmen können. Denn mitten in dem Lächeln, mit dem wir auf das Traumgewebe von Illusion und Wirklichkeit niederschauen und es durchschauen, wissen wir uns doch, in unsern besten Stunden, als die Kinder, die im Traume leben.

Unsere Nationalgalerie und die nationale Kunst.

Ein einflußreicher und hochangesehener Mann, welcher sich öffentlich darüber beklagt, daß die moderne Kunst wieder von der Tradition weg und der Natur sich zuwende, welcher meint, daß diese Arbeit doch vergeblich sei, da schon ein Lionardo da Vinci ein Menzel im Zeichnen gewesen wäre, da schon er die Geheimnisse der Freilichtmalerei gekannt hätte, — glaubt jemand, ein solcher Mann sitze am Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Direktionsstuhl der Nationalgalerie, des Museums deutscher Kunst?

Ueber Ansichtssachen zu streiten ist meist nutzlos, und es wäre thöricht, jemanden deswegen mit Beleidigungen überschütten zu wollen, weil er nur eine andere individuelle Meinung habe. Aber es giebt Thatsachen, welche über dem Meinungsstreit stehen, es giebt Gefahren, die aus einer Unkenntnis von Thatsachen fließen können.

Wer sich heut noch darüber beklagen kann, daß unsere Kunst die Tradition hasse und die Natur liebe, der stellt sich in einen unlöslichen Widerspruch zu der Kunstgeschichte. Denn erstens — wo liegen die größten Thaten der neueren Kunst, auf dem Gebiete der formalen, konventionellen oder dem der von den Gegnern „realistisch" genannten Arbeit? Und zweitens — wer sind in der ganzen Kunstgeschichte die Pioniere, diejenigen, welche als Nachkömmlinge die Thaten ihrer Vorfahren nur wiederholten und verschlechterten, oder diejenigen, welche neue künstlerische Auffassungen, neue Phantasiewelten entdeckten und zur Reife entwickelten? Was Cornelius, was Kaulbach, was all' die anderen Helden der rückblickenden Kunst thaten, war gewiß gut gemeint, aber es war doch nur ein großes Wiederholen. Was dagegen Millet, Uhde, Turner, Böcklin thaten, waren Entdeckungen, waren neue Bewegungen, waren „aus sich rollende Räder", wie Zarathustra sagen würde. So wenig man nun etwa einen Mabuse, der einst die gute niederländische Kunst an Italien verriet, als einen großen Mann preisen wird, und so sehr man vielmehr einem Rembrandt und Ruysdal diese Bedeutung zuerkennen wird, ebenso sehr steht auch heute ein Traditionsmensch, ein Schematikus unter einem kühnen Eroberer neuer Welten.

Allerdings ist es die Natur, welche nun schon seit über dreißig Jahren, die moderne Kunst auf ihre Fahne geschrieben hat. Keine trockene Nachahmung der Natur, wie manche meinen, denn das giebt es ja garnicht, da die Kunst niemals sich mit der leiblichen Natur gleichsetzen kann, sondern immer nur den

ästhetischen Schein wiederzugeben vermag. Auch kein absichtliches Aufsuchen des Häßlichen, wie andere glauben, denn für den wahrhaft modernen Künstler giebts kein Schön und Häßlich; alles hat seinen ästhetischen Gehalt und nur auf die Gefühlsstärke kommt es ihm an. Nein, die Natur, die er auf den Schild geschrieben hat, ist die Wahrheit der Empfindung, der eigenen Empfindung. Es ist die Wahrheit vor sich selbst. Der moderne Künstler wird nichts darstellen, wozu ihm Konvention und Ueberlieferung die Anregung und Form gegeben haben oder was er mit den Augen einer anderen Zeit sieht, er wird sich selbst auf den Puls fühlen, wird sich in seine eigenste, individuelle Anschauungstiefe versenken und wird nur von dort herausholen, was ihm der Veräußerung wert erscheint. Das ist das Programm der sogenannten modernen Richtung, die eben gar keine Richtung ist. Das ist ihr Panier — in der Dichtkunst, wie Malerei, in der Tonkunst wie Plastik. Darum ist ihr Cornelius kein Großer, weil er einem Michel Angelo schwach nachempfand, und Kaulbach nicht, weil er Rafaels Stanzen neu auflegte, aber Klinger, Liebermann, Uhde — die sind ihre Pfadfinder, weil sie der Tradition den Rücken kehrten und sich selbst fanden. Die Freilichtmalerei ist für viele das Einzige, was sie von dieser modernen Kunst wissen. Gewiß ist sie kein unwichtiges Moment, aber auch sie ist nur eine Wirkung jener Wahrheitsliebe gegen sich selbst. Nachdem die Maler erkannt hatten, daß der Galerieton oder die berühmte „braune Sauce“ oder die Kellerluken- oder die Atelierbeleuchtung gegen die Wahrheit verstößt, mit der sie die Dinge von freier Luft umspielt sahen, und daß sich dann die Lokalfarben wie die Farbeneinheit ganz anders machten, als sie es von den Museumsbildern her zu sehen gewohnt waren, da suchten sie dem freien Licht auf die Spur zu kommen und entdeckten so malerische Eigenschaften, die eine frühere Epoche unmöglich hatte sehen können. Niemand wird so thöricht sein, einem Lionardo aus dem Mangel des Organs für Freiluft einen Vorwurf zu machen — seine Thaten waren andere, nicht minder große. Aber gar ihm die Freiluft noch zusprechen zu wollen, das hieße ungefähr zu meinen, im alten Nibelungenliede liege doch schon ganz derselbe subjektiv lyrische Zug, wie in den Gedichten eines Byron. Aber es giebt wieder andere, welche glauben, in der „Armeleutemalerei“ den Schlüssel dre Modernität gefunden zu haben, die ihnen ein unverständlich Ding bleibt. Ein angesehener Kunstgelehrter, der sich neulich über die Einigung religiöser und socialer Ideen äußerte*), wie sie sich jetzt auch in der Malerei vollzieht, verstieg sich zu dem Ausspruch: „Die Evangelien sind nicht dazu da, beliebig illustriertzu werden. In diesen Bezirk jetzt wieder mit phantastischen Werken der bildenden Kunst hineinzudringen, kann keinen Nutzen bringen.“ Illustriert! Phantastische Werke! Eindringen! Nutzen! Soll sich der Künstler von einer Akademie vielleicht sagen lassen, was er malen soll? Ist er ein Illustrator oder ein Selbsterleber, ein individuelles Auge, einer, der seine Zeit liebt und in ihr lebt?

Wenn nun von maßgebender Seite der modernen Kunst und ihren so erfrischenden, lebensprühenden Zielen mit solcher Teilnahmslosigkeit — oder sagen wir zur Entschuldigung Verständnislosigkeit? — gegenüber getreten wird, so liegt darin eine große Gefahr für unsere öffentliche Kunsterziehung. Schon so wie so

---

*) Hermann Grimm in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau“. Es berührt wunderlich, daß derselbe Hermann Grimm es gewesen ist, der sehr feierlich die Frage aufgeworfen hat, ob es nicht angezeigt sei, die Akademien überhaupt aufzuheben. Welch' ein Radikalismus bei einem Geheimen Rat! Wenn das geschieht am dürren Holze . . . ? .
D. R.

gehen die Akademien immer darauf aus, dem Kunstjünger höchstens eine schablonenhafte Technik beizubringen, aber ihn niemals auf jene hohe Bedeutung des inneren Erschauens, des individuellen Durchlebens hinzuweisen und von diesem Standpunkte alte Meisterwerke zu betrachten; und doch ist ohne sie noch nie eine Kunst groß und ehrlich geworden. Wenn aber gar ein Museum, das sich als ein Monument „der deutschen Kunst" betrachtet, jenem tiefdringenden ehrlichen Streben, welches seit seinem ersten keimhaften Auftreten der Kunst unserer Zeit erst ihr Rückgrat gegeben hat, seine Thüren sperrt, wohin soll das dann führen? Hundertmal schon ist über diesen traditionellen Geist der Nationalgalerie geklagt worden, aber es kann niemals das letzte Mal geklagt werden. Wenn man die ungewöhnlich großartige Behandlung sieht, welche Cornelius dort erfährt, wenn man sich die spärlichen dortigen Ankäufe aus dem Kreis der ganzen modernen deutschen Kunst zusammenrechnet, wenn man es erlebt, wie auf den Ausstellungen harmlose Bildchen eines Louis Spangenberg oder Landschaften eines warmsitzenden Wenglein oder Gude vom Staate erworben werden und nur ein Almosen für die bedeutende, mit dem Dasein ringende Kunst des Tages abfällt — muß sich da dem, der seine Zeit liebt, — und wehe dem Künstler, der dies nicht thut! — nicht das Herz zusammenziehen? Herr Wörmann kauft für Dresden eine Pietà Klingers, einen Lootsen Kroghs — können wir das nicht? Paris kauft auf den Salons die kühnsten Modernitäten für sein Luxembourg, es beschäftigt Führer der modernen „Richtung", wie Besnard, Carrière, Roll an öffentlichen Gebäuden — können wir das nicht? Sind die Namen Klinger, Stuck, Thoma und mancher anderer „Sezessionisten" wirklich so belanglos für eine National-galerie? Mit einem Uhde, einigen Böcklins, einem Bartels, einem Liebermann ist der modernen Kunst im Verhältnis noch lange keine Genugthuung geschehen. Es ist ungerecht, wenn in einem der deutschen Kunst gewidmeten Hause Anno 1893 nicht einmal eine einzige größere landschaftliche Freilichtschöpfung anzutreffen ist, etwa von Olde, Exter oder Engel, und nicht eine einzige vollendete Lichtreflexstudie, etwa von Skarbina. Man könnte sich mit allerlei Entschuldigungsgründen zufrieden geben, wenn man nicht wieder durch verbitterte Aeußerungen, wie die oben erwähnten des Museumsdirektors zu dem neulichen Künstlerinnenjubiläum, immer daran erinnert würde, daß es dort Princip ist, einer selbständigen Entwickelung der heutigen Kunst Schwierigkeiten zu machen. Eine seltsame Ironie spielt dabei mit. Denn, ist die Nationalgalerie wirklich ein Tempel deutscher Kunst, so muß sie doch einsehen, daß bei aller richtigen musealen Pietät gegen das Geschichtliche gerade in ihren vergötterten Traditionskünstlern ein starkes undeutsches, ein italienisierendes Element steckte, während die neue Wendung, welche die Kunst genommen hat, in Klinger, Uhde und Thoma deutsche Naturen hervorbrachte, wie sie uns seit Dürers Zeit nicht beschert waren, und, falls man sie fördert und nährt, dazu angethan ist, noch viel mehr diesem individualistischen Geiste zum Siege zu verhelfen.

Denn das eben ist der tiefere Sinn dieses Streites: wir sehen das Wesen der deutschen Kunst, das Wesen des besten Teils einer Nationalgalerie, in der Abwendung von der Tradition und der Zuwendung zu jenem Ideale, das man „Natur", richtiger aber „Wahrheit gegen sich selbst" nennt. Der Vorzug unserer heimischen, aller nordischen Kunst war es von jeher, nicht in der Form, der Pose, der Konvention und Ueberlieferung ihr Höchstes zu finden, sondern im wahren Ausdruck, in der eingehenden Charakteristik, dem individuellen Leben. Immer hat unsere Kunst sich und ihr Bestes verraten, wenn sie sich von den

schmeichelnden Seidenfäden romanischen, besonders italienischen Formgefühls umgarnen ließ, und immer hat sie ihre größten Thaten vollbracht, wenn sie, sei es durch Beethoven in der Instrumentalmusik, durch Wagner im Musikdrama, durch Uhde in der religiösen Malerei oder durch Liebermann in der Menschenmalerei von der Form zum Ausdruck, von der Schablone zur Charakteristik abgeschwenkt ist. Hierin beruht der unterscheidende Nerv des nördlichen und des südlichen Empfindungslebens. Jenes giebt sich nicht so leicht, wie die reizvolle Form, die allgemeinverständliche Regel des Südens; es erfordert feinere, weniger triviale, künstlerisch empfänglichere Seelen; es ist immer ein anderes, ein individuelles nach den Eigenschaften des Objekts und den Stimmungen des Subjekts. Es badet sich im Subjektiven und zerdrängt sein Inneres vor Ausdrucksbedürfnis. Es gab trivialere Zeiten im Norden und dann lag man in den Schlingen südlichen Formenspiels. Es kamen dann wieder ernstere Perioden und man fand sich selbst; man hatte dabei zu kämpfen und zu leiden, denn die Oeffentlichkeit rutschte lieber noch eine Zeit lang auf den glatten Geleisen des Formalismus weiter. Was ist die neue Bewegung in der Kunst wieder anderes, als ein solches Sichselbstbesinnen des Nordens? Die Dichtung der Charakteristik, die Musik des Ausdrucks, die Malerei der Wahrheit, die Architektur der Originalität — alle haben sich im Norden, in germanischen Ländern entwickelt. Paris, welches zwischen Norden und Süden in der Mitte liegt, zieht daraus seinen Vorteil. Italien und Spanien sind ganz unter der Herrschaft der Form geblieben und die geringen Ausnahmen — Segantini in Mailand, Ciardi in Venedig — bestätigen durch ihre Heimat gerade die Regel. England wiederum ist niemals ganz unter die Form geraten und hat sich in Leightons, in Albert Moores Werken selbst antike Einflüsse eigentümlich assimiliert. Deutschland nimmt in diesem Konzert eine eigene Stellung ein. Seine Künste haben gern einen poetischen, einen gedanklichen Untergrund und darum ist seine Rolle in der Ausbildung der modernen Kunst des Ausdrucks eine besonders ernste. Macht man sich in dieser Weise die Mission, welche der Norden gegen den Süden hat, klar — so weiß man, was man an der neuen Wendung der Kunst beschützt. Man beschützt den Ausdruck gegen die Form, den Charakter gegen die Tradition, das Individuum gegen den Typus, die Wahrheit gegen die Schablone, Germanentum gegen Romanentum. Lange lag Deutschland im klassizistischen Traum gefangen, es hatte sich dem formalen Eklektizismus selbstvergessen in die Arme geworfen. Lange noch wird ein oberflächlicheres Publikum in Formenreiz und Linienspiel die höchste Kunst erblicken und darum das Cinquecento als Himmelreich anstaunen und vor den Werken eines Dürer, Rembrandt und Klinger in einige Verlegenheit geraten. Schwer hat es die nordische Ausdruckskunst, ein kräftiger, ehrlicher Bauer, in der Gunst der Menge aufzukommen gegen die südliche Formengrazie, ein üppiges, verführerisch lächelndes Mädchen. Aber soll sich ein Museum zur Liebedienerei dieser Unmännlichkeit hergeben? Soll dieses nicht zuerst die große Offenbarung erkennen, die der heimische Geist in der neuen Kunstbewegung kündet? Die künstlerische Konstellation ist anders als die politische. Italien ist unser Feind. England unser reinster Freund. Paris das *glückliche* Centrum zwischen nördlichen und südlichen Einflüssen. Deutschland der *unglückliche* Spielball der beiden Bewegungen — unglücklich, weil es die reichsten Kräfte in sich birgt und doch mit der Form sich immer herumschlagen muß, unglücklich, weil es von unten das Beste will und das Wahre erkannt hat, aber von oben darin nicht unterstützt

wird. Der Patriotismus der deutschen Kunst heißt: fort von der Tradition, der akademischen Form, der leeren Schablone, und hinauf in die reine Höhenluft des ehrlichen, individuellen Ausdruckes. Und nichts Anderes will die neue Bewegung, die durch all' unsere Künste geht.

Wir sind glücklich, an der Spitze unserer Antiken- und Mittelaltermuseen Leiter zu wissen, die nicht mehr dilettantisch der Kunstgeschichte ihr Auge zuwenden, sondern mitten im modernen Leben, im neuen Denken und neuesten Wissen stehn und alles thun, ihre Sammlungen dem Zeitbewußtsein entsprechend zu erhalten, zu vergrößern und, wo es sein muß, zu ändern. Wäre der Augenblick doch nahe, wo wir ein Gleiches von der Sammlung deutscher Kunst, vom Museum lebendiger Meister sagen könnten, das nun so sehr hinter seiner Zeit zurückbleibt. Die Nationalgalerie ist eine staatliche Sammlung. Der Staat aber ist keine Behörde mehr, der Staat sind wir alle. Doch wahrlich, es ist der beste, ernsteste, idealste, fortschrittlichste — und patriotischste Teil unserer Kunst, der in dieser Nationalgalerie vor den Kopf gestoßen wird.

Oskar Bie.

Gefallen!

Von
Hans Schliepmann.

Darf man? fragte ich, indem ich nach dem Photographiealbum auf dem Tische griff.

Natürlich! — Sie werden aber wenig Schönheiten antreffen! gab Doktor Bachmüller zurück. --

Wir kannten uns schon länger als ein halbes Jahr, nach Junggesellenart vom Wirtshaus her, waren sogar schon auf vertrauten Fuße; dennoch hatte ich ihn heut zum ersten Male in seinen „möblierten Zimmern" aufgesucht; ich hatte viel zu thun; seine Praxis aber sollte erst noch kommen, so hatte er meistens mich von der Arbeit abgeholt, wenn wir auch einmal des Abends zusammen sein wollten.

Während ich blätterte, neigte sich Bachmüller über meine Stuhllehne und machte humorvoll den Ceremonienmeister für seine Familien- und Freundesgalerie. Das übliche Album; meist schlechte Bilder; viele Uniformen, Verbindungsmützen und Bierzipfel. Der junge Arzt war alter Herr bei den Marcomannen. Da fielen mir zwei Kabinetbilder auf, Seite an Seite gesteckt. Ein Corpsbruder des Doktors, augenscheinlich ein Hüne von Gestalt, mit breitem, massigem Kopf, einer eisernen Stirn, scharfen kleinen Augen und eckigen, eigentlich häßlichen Zügen, die aber von Gescheitheit, vor allem jedoch von geradezu fanatischer Willensstärke sprachen. Daneben ein dunkeläugiges Frauenzimmer, offenbar sehr schön gewesen, aber in einem Kostüm und einer Stellung, die deutlich genug erklärten: einer jener „Damen".

Eine merkwürdige Zusammenstellung, warf ich hin.

Ja, und haben doch einmal zusammengehört! —

I nein! rief ich und betrachtete die Bilder aufmerksamer. — Die ist doch . . .

Aus dem Café Keck, freilich, und er ist Theologe, erwiderte Bachmüller, indem er sich aufrichtete und im Zimmer umherzugehen begann. Ich folgte ihm mit fragenden Blicken.

Den habe ich eigentlich auf dem Gewissen, bemerkte der Doktor, an seiner Cigarre kauend. Er ist nämlich tot. Gestorben — an ihr. Eine scheußliche Geschichte!

Ich wartete, ob er mehr sagen würde. Da er sich indes an's Fenster stellte und in die Straße hinabstarrte, bemerkte ich, um einen Versuch zur Fortsetzung des Themas zu machen: Die alte Geschichte, die den Riesennaturen

schwerer ins Blut geht als den Schwächlichen. Es muß ein Bärenkerl gewesen sein. —

Echtes westfälisches Bauernblut. — Aber es war doch nicht ganz die alte Geschichte. — Ein Mauerbrecher, ein Dickschädel, aber ein Prachtkerl!

Schade! — Mir fiel nur diese Plattheit ein. Ich ging zum anderen Fenster, um bei der hereinbrechenden Dämmerung zu versuchen, dort noch Weiteres von dieser Geschichte aus den Zügen der Beiden zu lesen.

Gott, ich kann's Ihnen ja erzählen. Er ist tot und hat hier herum keine Seele hinterlassen.

Befriedigt ließ ich mich in den Schaukelstuhl am Fenster nieder, während er, auf und nieder schreitend und lebhaft rauchend, begann:

Wir waren Corpsbrüder; er sechs Semester jünger als ich. Gleich als er einsprang, gefiel er mir. Ein Rassenmensch durch und durch. Stark und treu, offen und doch wieder echt niedersächsisch verschlossen. Dabei überzeugt fromm. Nicht muckerisch. Kein besserer Konkneipant, doch aus Grundsatz nie bezecht und trotz seiner Riesenkräfte jungfräulich. Er litt elend darunter. Alle Wochen einige Tage jämmerlichster Hinterhauptsschmerzen. Aber er blieb fest. Wir häkelten uns vom ersten Augenblick an über Gott, Politik, Tugend, Glück und alle die schönen Fragen, die man bloß als Student noch alle Abend lösen kann. Aber wir gefielen einander, in allem Zank. Er war ein mächtiger Debatter, schlug auch gelegentlich mit der Faust auf dem Tische nach, wenn's Gründe allein nicht thun wollten. Und dann wußten wir: „Luther" wirft mit dem Tintenfaß: da hat der Teufel zu entfleuchen. — Luther war sein Kneipname. Unser Fuchsmajor hätte kaum einen treffenderen erfinden können. — Nach solchen Zornanfällen folgte dann stets ein Tag der Kopfschmerzen und der seelischen Zerknirschung. Keiner aber wagte, ihn bei seinen Selbstanklagen über den sündhaften Jähzorn zu hänseln. Er hatte uns in seiner Eigenart doch wirkliche Hochachtung abgewonnen.

Eines Abends — wir waren längst nicht mehr aktiv, Luther bereits Kandidat, ich „einjähriger" Arzt — hatten wir lange gekneipt. Ein ganzes Rudel trat den üblichen lästerlichen Weg ins Café an. Wir waren alle etwas angerissen, schließlich rief ich, als Luther sich, wie gewöhnlich standhaft, nüchtern und unüberredbar, verabschiedete: Das giebt doch einen schlechten Pfaffen, der der Sünde stets von fern aus dem Wege geht!

Sie hätten den Blick sehen sollen! Du Gezwerge, Luther geht mit! Vorwärts! — Mit Gejohle brachen wir ein. Er setzte sich hinter ein Glas Bier und begann ernsthaft zu beobachten. — Es war schon spät, nur wenige „Damen" harrten noch. Und darunter sie. Zwei Lümmel saßen neben ihr und flüsterten ihr allerlei zu. Sie aber wandte sich mit gerunzelten Brauen ab. . . . . Ihr Bild ist übrigens nicht ähnlich. Sie hatte wirklich nicht eigentlich etwas Freches an sich und man sah ihr an, daß sie bessere Tage gesehen.

Luthers Augen bohrten sich auf die Gruppe: Mein Gott, welches Elend! Ein Weib, ein Weib! Schön, und dem ausgesetzt! raunte er mir zu und drückte meinen Schenkel, daß ich laut aufschrie.

Die beiden Bengel am Nebentisch wurden zudringlicher; einer ergriff die krausen Nackenhaare des Mädchens. Sie rückte hinweg mit einem Blick des Ekels und der Verachtung. Plötzlich stand Luther am Tisch drüben:

Nichtsnutzige Ferkel ihr! Seht ihr nicht, daß ihr euch an einem Weibe vergreift? Raus mit euch, sage ich euch — oder . . . und dabei griff er

den schweren Tisch mit beiden Tatzen vorn am Rande der Marmorplatte, hob ihn senkrecht auf und ließ ihn schallend niederschlagen.

Großes Getöse natürlich. Der Geschäftsführer erschien, die Gäste sahen auf; wir suchten Luther zurück zu ziehen. Aber die Buben fanden es geraten, nach seiner Kraftprobe zu verduften. Die Kellner mochten auch nicht mit dem vor Zorn kirschroten Riesen anbinden, und so ward Ruhe.

Aber wir waren starr, als Luther sich zu dem Dämchen mit Chypregeruch an den Tisch setzte. Lange sah er sie nur stumm an, forschend und mitleidig. Dann begann er mit bärenartiger Höflichkeit mit ihr zu sprechen, so leise, daß wir's nicht verstanden. Sie antwortete zurückhaltend, mürrisch fast. Nachdem sie ihn mit forschendem Blick gestreift, verriet ihr Gesicht deutlich, daß auch der neue Gast ihr mißfiel.

Wir waren gespannt, wie sich die Sache entwickeln würde. Allerlei anzügliche Bemerkungen fielen. Ein Kleiner, wir nannten ihn Thersites, rief ihm ein frivoles: Prost Luther! zu.

Da trat er an unseren Tisch, die Augen kaum sichtbar vor tiefgerunzelten Brauen. Die Fäuste in den Taschen und breitbeinig feststehend, blickte er zu uns herab: Da seht ihr Jammervögel, was solch Schweineloch gleich aus euch macht! Thut mir den Gefallen und drückt euch, wenn ihr mir nicht erbärmlich werden wollt! Das Elend, das Elend! (und er riß die Fäuste aus den Taschen und preßte sie vor's Gesicht): könnt ihr's denn nicht durch die paar Seidenfetzen hindurchsehen? Zum Vieh muß man selber geworden sein, wenn man's nicht mehr fühlt, stieß er durch die Zähne. —

Wir haben uns wahrhaftig geschämt, durch unsere Räusche hindurch. Ich drückte ihm die Hand und ging stumm davon. Die Anderen hinterdrein. Und als der kleine Thersites meinte, nun hätte Luther das Feld ja frei für sich, hätten wir ihn fast verprügelt. —

Die Sache ging mir zwei Tage lang nach. Was wollte der Luther noch mit dem Weibe?

Am dritten Tage rückte er mir auf die Bude:

Mensch, willst Du nicht Musikstunde nehmen?

Ich lachte ihm hell ins Gesicht.

Na, dann französische?

Grand merci, mon cher, ça ne vaut plus la peine!

Na, dann sage mir ein Stickereigeschäft, das gut bezahlt.

Bist Du völlig verrückt geworden? Was ist denn los?

Ich werde die Hertha retten, sagte er ruhig.

Was? fuhr ich herum. Nein, im Ernst, Luther, laß Dir sagen, Du bist verrückt!

Das ist ganz so eure flaue, madige Kastratenmoralistendenkweise! Reden halten, Fahne der Menschlichkeit hochhalten, ganz wie der saubere Staat den Schutzmann vor die Thür stellt und drinnen die Geilheit zum Fraße gehen läßt! donnerte er in seinem üblichen Debattierton, ohne Heftigkeit aber.

Bildest Du Dir ein, ich sei auch so ein Schwänzelpfaff und Augenverdreher, der da meint, es müßten dem Vieh im Manne Opfer fallen — Gott besser's — damit nicht seine Töchter dran glauben müssen? Der sein Christentum für Lieutenants und Börsengauner zurechtschnippert? Du sollst mich einen Judas nennen, wenn ich mein Christentum nicht ernst nehme. Aber so nimm Du mich mal auch ernst, das kann ich mir ausbitten. Ich sage Dir, daß ich

das Mädchen retten werde. Ich habe zu wirken, wo immer das Elend an mich herantritt.

Ich wußte, daß, im Augenblick wenigstens, Widerspruch vergeblich sein würde.

Nun begann er zu erzählen. Hertha war Erzieherin in gräflichem Hause gewesen. Der Herr Sohn . . . . na, Sie wissen ja, und so weiter den Weg abwärts. Und die Seele sei doch noch geblieben, nicht taubenrein, aber doch — reparaturfähig. Sie habe bitterlich geweint, als er sie gefragt, ob sie sich denn nicht hinaussehne. — Tausendmal! Aber wie? Stellung fände sie nicht bei ihrer Erscheinung; von Handarbeit könne kein alleinstehendes Mädchen leben — na, das ganze alte wahrhafte Elendslied. Da habe er sich angetragen, er wolle alle ersten Schritte thun. Und sie sei nicht einmal gierig darauf eingegangen. Und das sei der edelste Zug bei ihr: Er meine es wohl gut, sagte sie, und sie sei ihm so dankbar, daß er wenigstens an sie glaube und nicht Gemeinheiten mit ihr spräche. Aber er sei der Erste nicht. Die Anderen seien aber bloß verliebt gewesen und hätten es nur mit dem Mauledelmut billiger haben wollen. Wenn er's ernst meine, sei die erste Bedingung, daß er sie nie berühre. — Was sie von ihm dächte? Er sei Theologe. Vielmehr müsse er nur die eine Bedingung stellen, daß sie sich von jedem Verkehr nach alter Weise frei hielte. Er ist dann gleich am andern Morgen zu ihr gegangen. Sie hatte eine eigene kleine Wohnung. Natürlich konnte sie die nicht halten. Da sei er dann als Mietsmann bei ihr eingezogen, hat seine alte Wirtin abgelohnt und Herthas „Wirtschafterin" auch. Dann ist er in Geschäfte gelaufen und hat Handarbeit für sie gesucht. Selbst konnte sie's natürlich nicht thun. In Plüschkleid und Lackschuhen konnte sie doch nicht etwas Solides erhalten. Andere Sachen hatte sie aber nicht anzuziehen. Die mußten also zunächst verdient werden. Für die Miete war gesorgt. Das Essen wollte er einen Monat lang bezahlen. Alles aber nur auslegen. Sie sollte die Pflicht zur Arbeit fühlen, nicht zur Dankbarkeit. Sie aßen jeder allein, er im ehemaligen Freudenzimmer, sie in dem kleinen Hinterraume, der ihr jetzt allein gehörte. —

Wo er bei seinen bescheidenen Mitteln das Geld auf die Dauer hernehmen wollte? — Seine Eltern waren Bauern, wohlhabende zwar, wie ich Ihnen wohl schon sagte. Aber so ein westfälischer Freisasse, und ein frommer dazu, rückt nicht mehr heraus, als er für durchaus notwendig hält.

Luther war auch darauf gerüstet. Zunächst würde er weder rauchen noch trinken und dadurch viel Geld sparen, dann wolle er Stunden suchen, und wenn in einigen Wochen Hertha weder Musik- oder Sprachstunden, noch auskömmliche Handarbeit gefunden habe, so würde er sein Leben versichern und einen unserer reichen Corpsbrüder gegen Verpfändung der Police um einige tausend Mark anpumpen. Wenn er das Mädel nur erst ein halbes Jahr in gesitteten Verhältnissen gelassen und von der Polizeiaufsicht befreit hätte, würde sie bei ihrem Verstand schon allein weiterfinden.

So, klug ist sie also auch? fragte ich trocken.

Sehr geweckt, kann ich Dir sagen, und in der Schule des Leidens kuriert, hoffe ich. Mit ihrer Bibliothek habe ich wenigstens heut schon den Ofen heizen dürfen. Paul Féval und solche sauberen Brüder. —

Aber zu hübsch, fürchte ich, warf ich wieder ebenso kühl ein.

Zu hübsch! Er starrte mit finsteren Brauen auf seine riesigen Stiefelspitzen. Dann lief er stumm mehrmals durch das Zimmer. Ich fürchte auch,

zu hübsch, murmelte er —. Es wird gleich wieder Einer kommen, wenn ich sie freilasse.

Alter Sohn, und der Eine wirst Du sein! Du verliebst Dich da wahrhaftig eben ganz eselhaft, nimm mir's nicht übel!

Er entrüstete sich höchst pathetisch. Was ich glaube? Er, der spätere Pastor, und eine büßende Magdalena! Es sei gemein, zwischen Menschenliebe und Fleischesliebe keine Grenzen zu ziehen und dergleichen mehr. Aber gerade an seinem Wortschwall merkte ich, wie's um den armen Kerl stand, und daß er sich selbst gut zuredete, indem er mir das Richtige vorbewies.

Ich war damals noch in dem Alter, wo man glaubt, mit der heiligen Logik auch den Verranntesten zwingen zu können, und hakte unerschrocken hinter dieser seiner Unsicherheit ein. Ich hatte ihn doch eigentlich in die Patsche gebracht, mußte also mein Möglichstes thun, ihm wieder herauszuhelfen. Ich versuchte es medizinisch und cynisch zu beweisen, daß er sich an diesem Versuche ruinieren würde. Das war aber ganz der falsche Weg. Und wenn ich was Fleischliches fühle, wie ihr Kompromißfatzken und Phrasenblöker und Ziegenböcke . . . schimpfen that er immer ganz unchristlich; seine Kraft mußte sich Luft machen, und so donnerte er denn: — wenn mich der Teufel packen sollte, so habe ich eben meine Stärke und meine Ueberzeugung und meinen Glauben an das Gute — na, und alles Mögliche — um die Sünde zu überwinden. Nun ging ich auf seinen Gedanken ein, um ihn nicht noch widerborstiger zu machen, suchte ihm aber vorzustellen, wie machtlos der Einzelne gegenüber einer Aufgabe sei, die allerdings gelöst sein müsse, aber von Generationen allein. Wie das Weib, das einmal den Schritt zur „Schande" überwunden, so lange es noch jung und gesund sei, sich geradezu wohlfühle in ihrem Nichtsthun, ihrer befriedigten Genußsucht; wie wenig er ahne, was es heiße, zur Tugend und trockenem Brote dazu, zurückzukehren, wenn man einmal „Blut geleckt" — kurz, was ich nur wußte, ihm eine junge büßende Magdalena als Naturwidrigkeit zu beweisen. Er steifte sich auf ihre Thränen und ihr Versprechen. Es gehöre eben nur größere Kraft dazu, und er wolle beweisen, daß er die habe.

Wir schieden fast im Zorne, jeder mit Achselzucken über den anderen, und ich sah ihn wohl an drei Wochen lang nicht wieder.

Eines Nachmittags fährt er mir ganz verstört ins Zimmer, blaß und kaum fähig zu sprechen.

Naß, warst Du jemals mein Freund, so komm schnell!

Was ist los?

Nimm Dein Besteck und alles mit und komm. Du wirst sehen!

Ganz verdutzt holte ich meinen Kram; er half und ergriff ein Packet Salicylwatte; dann die Treppe hinab im Sturmschritt. Unterwegs erfuhr ich's denn in abgebrochenen Sätzen. Es war alles gut gegangen, nur keine recht passende Arbeit für das Mädel. Da sei er heut nach Hause gekommen und habe die Thür verschlossen gefunden, trotzdem sie versprochen, nicht auszugehen. Er wäre dann die Straße auf- und abgependelt, stets die Hausthüre im Auge; sie sei nicht erschienen. Plötzlich habe das Fenster offen gestanden und aus dem Hause sei ein Gigerl herausgekommen, der ihm verdächtig geschienen. — Er sofort die Treppe hinauf: Hertha ist zu Hause. Spielt natürlich die Unschuldige. Hätte ihn nicht klingeln hören. Wie sie aber aussah, wußte er genug. Haben Sie geschlafen? — Nein, gestickt, sagt sie frechtrotzig. Wütend über ihr Lügen schleppt er sie am Handgelenk an das Bett, reißt die Decke ab und fühlt hinein.

— Macht Sticken hier die Kissen warm, elendes Geschöpf? — Sie bricht unter seinem eisernen Händedruck in die Knie, sagt aber schließlich trotzig: Na ja, wenn Sie's durchaus wissen wollen. Was ist denn dabei? Ich werde doch einen alten Freund bei mir haben können! Wer kann denn das drei Wochen aushalten?

Ich muß es doch aushalten, Du Metze!

Und da hat er sie, von Wut übermannt, mit wilder Kraft auf das Bett geschleudert, daß die Matratze durchfiel, das Mädchen herauskollerte, sich die Stirn aufschlug und den linken Arm brach. Er stand wie vom Donner gerührt. Dann verband er die Ohnmächtige notdürftig und eilte zu mir, am meisten wieder von der Reue über seinen Jähzorn gefoltert. —

Die Sache war garnicht so schlimm. Das Mädel fand ich schon bei Besinnung und ungewöhnlich gut zu behandeln. Eine Nadel unter den Stirnlöckchen und ein Gipsverband um den Unterarm, das war alles. Aber das ganze Bild war doch das Barockste, was mir vorgekommen. Das zerbrochene Bett mit dem üppigen Himmel darüber, der große Toilettentisch mit Luthers halber Bibliothek wüst bepackt, Herthas hellblaue Rokokopantoffel auf dem Teppich, daneben die Blutspuren; dann eine Komode, als Schreibtisch ans Fenster gerückt, mit Luthers Arbeiten überstreut; auf dem Lotterbett, unter einem Oeldruck von Tizians Lavinia, das blasse Weib mit der Stirn- und Armbinde, und in einem Schaukelstuhl, den Kopf in den Händen vergraben, mein armer Freund! Dazu eine unvertilgbare Atmosphäre von Chypre und ein schwüles, rosiges Licht von den roten, etwas plundrigen Uebergardinen.

Ja, und was nun, fragte ich mich.

Daß Luther seinen Rettungsversuch für beendet halten würde, war ganz ausgeschlossen. Dafür kannte ich ihn zu gut; seine Selbstvorwürfe über den Jähzorn waren überdies Beweis genug. Und das Mädchen? Sie blickte unter der Binde hervor mit eigentümlichem Ausdruck unverwandt auf den ganz gebrochenen Riesen. Und, der Teufel hol's, dieser Blick hat mich gründlich irregeführt. Wer kennt sich bei Frauenzimmern aus, gar bei solchen, die nur durch die Sinne regiert werden? Kurz, ich glaubte, daß sie nur eine neue Escapade gegen ihren unbequemen Retter plante, und ein vertracktes Mitleid mit seiner Enttäuschung bewog mich zu verordnen, sie müsse mindestens acht Tage das Bett hüten. Wir trugen sie in die kleine Stube; dann ging ich. Luthern sagte ich flüchtig, daß nichts zu besorgen sei, aber er war so aus allen Fugen, daß er nur mechanisch nickte und mir in überfließender Dankbarkeit den Arm eine Viertelstunde lang fast aus dem Gelenk schüttelte. —

Als ich am nächsten Tage wiederkam, fand ich einen regelmäßigen Krankendienst eingerichtet. Der ungefüge Riese war mit einer Sorgfalt um das Mädchen beschäftigt, als ob sie eine Fürstin sei. Sie aber war bester Laune, sehr manierlich dabei, scherzte mit mir ganz vertraulich und schien sich seine Dienste sehr wohl gefallen zu lassen.

Die Wunde an der Stirn war ganz bedeutungslos. Trotzdem ritt mich der Teufel, daß ich meine frühere Verordnung aufrecht erhielt.

Acht Tage drauf komme ich wieder. Luther öffnet mir stumm, sein Gesicht in Flammen. Und wie ich in Herthas Zimmer gehe, höre ich ihn die Treppe hinabpoltern. Das Mädchen empfängt mich mit ausgelassenem Lachen: Ist mein Jungferchen ausgerissen?

Ich stehe ganz verdutzt und weiß mir's nicht zu deuten. Aber wie ich

sie ansehe, fällt mir's wir Schuppen von den Augen. Das Weib sah wirklich verführerisch aus in ihrem Spitzenhemd, mit ihrer blühenden Haut und ihrer wilden schwarzen Mähne. Und sie glänzte nur so in wirklicher Seligkeit. — Ist er nicht süß, mein Friedel, Doktorchen? fragte sie lachend. — Gottfried war sein Vorname. — Wissen Sie, daß ich mich in meinen dummen Riesen elend verschossen habe? Nein, und so ungeschickt, solch ein Tapir! Wie'n Primaner! — — Reden Sie ihm doch bloß aus, daß was dabei war! Heut rennt er den ganzen Tag herum: Was soll werden, was soll werden? — Er glaubt womöglich, er müßte mich nun heiraten . . . .

Ich denke, sie mochte ihn nicht? unterbrach ich Bachmüllers Erzählung.

Anfänglich, ja. Aber wie solche Geschöpfe sind. Gerade seine Brutalität hatte es ihr angethan. Sie verliebte sich in die rohe Kraft. — Mir war nicht wohl zu Mute, wenn ich an die Folgen dachte, die bei Gottfrieds Grundsätzen nicht ausbleiben konnten. Aergerlich herrschte ich das Mädchen an, sie müsse jetzt aber unter allen Umständen der Komödie ein Ende machen.

Soll ich etwa aus meiner eigenen Wohnung gehen? fragte sie halb patzig, halb lustig.

So schütteln Sie ihn ab!

Ich hab' Mühe genug gehabt, ihn zu bekommen!

Na, wenn Sie ihn wirklich lieb haben, so müssen Sie ihn fortjagen. Und ich erwarte das. Und ich werde es durchsetzen, so oder so. Ich habe schließlich die nötigen Mittel. Verstanden! —

Ich ließ sie eingeschüchtert zurück, entschlossen, nicht wiederzukommen. Herthas geschienter Arm bedurfte zunächst keiner weiteren Pflege.

Vier Wochen gingen ins Land. Luther ließ sich nicht sehen. Doch erfuhr ich, daß er seine verzweifelte Pumpidee mit Erfolg ins Werk gesetzt hatte. Ich gestehe, ich lachte etwas schadenfroh, daß auch dieser Koloß von Stärke und Grundsätzen wie der dümmste Simson durch unvernünftigste Liebe eingefangen worden. Im Manne steckt doch immer wieder viel mehr Tier, als wir uns zugeben wollen. Obenein hätte ich ihn beinahe beneidet. Es schien mir — man ist in den Jahren eben auch Tier! — mal ein ganz apart romantisches Verhältnis, zumal sie verdammt hübsch aussehen konnte.

Ich wurde gründlich abgekühlt: Eines Tages kommt Luther endlich zu mir, kaum wieder zu erkennen, bleich, eingefallen, verstört.

Faß' meine Hand nicht an, sagt er rauh. Ich bin nicht mehr, der ich war. Ich will kein Mitleid, aber auch keine Vorwürfe. Sieh' mich an, ob ich sie mir nicht selbst genug mache! — Aber sieh mir in den Rachen. Was ist das? Ehrlich!

Ich that, wie er wollte.

Mensch, schrie ich entsetzt. — Und Du kommst jetzt erst!?

Also richtig! stammelt er heiser. — Ich sehe, wie er fast taumelnd nach Halt sucht. Dann aber wendet er sich plötzlich und stürzt mit rauhem Lebewohl aus dem Zimmer. — So bleibe doch, bist Du toll? laufe ich ihm nach. Laß Dir doch wenigstens helfen! — Fort war er.

Ich fahre in den Ueberzieher, stürze in seine Wohnung: er ist nicht zu Hause. Hertha ist so verstört wie er, jammert, beschwört mich, ihr, besonders aber ihm zu helfen. Sie habe es selbst nicht gewußt. Der letzte Besuch . . . .

Ich habe sie sofort expediert. Dann wartete ich auf Luther. Die ganze

Nacht. Den folgenden Vormittag. Endlich ging ich heim. Ich fand einen Brief vor — — Warten Sie, Sie sollen ihn selbst lesen! ....

Es war dunkel geworden. Ich saß regungslos an meinem Fensterplatz; der Doktor steckte hastig die Lampe an und schloß seinen Schreibtisch auf. Mit einem Seufzer überlas er still noch einmal das Blatt, ehe er es mir übergab.

Er warf sich aufs Sofa und brütete, die Hände in den Taschen, vor sich hin, während ich mich mit dem Briefe unter die Lampe setzte. Große, dicke, steile, eckige Züge, offenbar hastig in irgend einem Wirtshause geschrieben.

Lieber Naso!

Du hast gesehen, wie's steht. Ich bin fertig. Die Schuld ist mein, ich nehme sie ganz auf mich. Ich war zu schwach. Und dadurch bin ich zerbrochen, unheilbar zerbrochen, mir selbst verächtlich, unerträglich. Alles in mir, unter mir ist erschüttert. Und, wie ein Strafgericht Gottes jetzt auch noch der körperliche Ruin! Ich trage es nicht. Ich weiß, daß ich noch ärger sündige; aber ich bin wieder zu schwach, die Sühne, *solche* Sühne auf mich zu nehmen. Ich muß *schaffen*, wenn ich leben soll, und wie kann ich noch schaffen, da ich bloß noch als warnendes Beispiel hinsterben könnte? Und das Fürchterlichste: ich sehe die Sünde, ihre Strafe dazu, ich sehe, daß der ganze Verlauf gerechte Strafe für mich ist, denn nun weiß ich's, daß es gleich anfangs das Begehren nach Hertha war, was mich trieb, sie zu retten, Fleischeslust, nicht reine Menschlichkeit, Christentum — — und *doch*!

Alle meine Begriffe sind verwirrt. Ich hasse Hertha und ich *liebe* sie doch, ich verachte sie und ich *verstehe* sie doch, *entschuldige* sie. Mich widert die Bestie im Menschen an — und ich war doch *nie* mehr völliger *Mensch*, als da ich ihr nachgab. — Vielleicht, daß ich's Dir doch bewiesen hätte, was Gutes noch hinter allem Verwüsteten in dem Mädchen steckte. Sie *liebte*; damit hätte ich sie in die Höhe gerissen, — ohne dieses Letzte! Es war ein Verhängnis. Das Lumpentum *eines* Mannes. Straft Gott so, daß er sich des Ekelhaftesten als Geißel bedient? — Bah, ich habe kein Recht, zu fragen. Ich ward mir untreu. Die Art der *Sünde* steht uns zu wählen, nicht die der *Strafe*. — Kurz — was philosophiere ich noch lange? mein Hirnkasten ist zermürbt — ich trage es nicht. Gott verzeihe mir. — Nein, auch das kann ich nicht mehr rein denken!

Noch zwei Bitten: sorge für Hertha, sie ist alles, was ich Dir von mir vermachen kann. Glaube, sie ist bedauernswerter als schuldig. Und dann: schweige über mein selbstgewähltes Ende. Ich kann den armen Alten daheim nicht den Jammer anthun, mich hinter der Kirchhofsmauer zu denken, und ich möchte Rheinfelden nicht mit meiner Lebensversicherung hineinfallen lassen. Ich werde es einzurichten wissen, daß es wie ein Unfall aussieht. — Und Du — — ach was! Natürlich, eine Ruine ist auch sentimental. Aber *zuletzt* wenigstens nicht. Ich weiß, Du wirst nicht schlecht von mir denken. Du nennst es Pech. Könnte ich so rund heraus kommen, daß ich es auch nicht mehr *Sünde* nennte! Es dreht sich alles in meinen Anschauungen. Vielleicht ist das auch schon das Gift in mir! Fort mit dem schlechten Gefäß!

- Mir ekelt vor mir. Gott bewahre Dich vor meinem Lose! Lebe glücklicher als Dein Gottfried R.

(„Luther" wäre jetzt eine Blasphemie für mich!)

— —

Lange starrte ich über das Blatt, lautlos, tief ergriffen. — Und er hat's ausgeführt?

Er fiel vom Vorderperron eines Pferdebahnwagens und ward überfahren, sagte Bachmüller tonlos.

Eine fürchterliche Geschichte!

Ja —, tausend Lumpen gehen glatt durch alle Lüste: an einem Edlen übt das Schicksal seine Rache. — Aermster Kerl! —

Und Hertha? —

Erst mochte ich sie nicht wieder aufsuchen — begreiflicherweise. Als ich's um Gottfrieds willen that, fand ich sie furchtbar elend. Sie wußte gar nichts über „ihren Friedel", und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich mehr um ihn als um sich selbst ängstigte. Sie hat ihn echt geliebt, in ihrer Weise. Wie eine Verzweifelte gebärdete sie sich, als ich ihr Gottfrieds Tod mitteilte. Sie wolle auch nicht mehr leben, sie sei schuld an seinem, ihres Einzigen, Tode. Jetzt erst sähe sie, wohin sie durch ihre Verworfenheit gekommen. — Die Reue war unzweifelhaft echt. Und sie hat es thatsächlich nicht verwunden. Notdürftig geheilt, hat sie die galloppierende Schwindsucht bekommen. Ihr wildes, heißblütiges Fleisch war schwach und welk geworden; die Vorbedingung zum Magdalenentum endlich gegeben. Als büßende — ich glaube, als ehrliche Betschwester ist sie gestorben, das arme Ding. — Eine von Vielen! —

Bachmüller sprang auf und spie aus. Ach ja! Der liebe Gott erhalte uns unsere gesegnete Civilisation und verschärfe die sanitäre Kontrolle! — Kommen Sie, mein Lieber! Das Zimmer ist mir für heut verleidet, und die Moral zu ziehen, würde man Bände schreiben müssen.

Ein deutscher Sataniker.

Von **Kolokol.**

Durch zwei kleine Hefte „Zur Psychologie des Individuums", deren das erste Chopin und Nietzsche, das zweite Ola Hansson behandelte, ist der Name Stanislaw Przybyszewski in die deutsche Litteratur gekommen. Man kann sich die Zunge verrenken an diesem Namen, aber man wird ihn sich merken müssen, seitdem er über dem eben erschienenen grandiosen Wahnsinnsgedichte der Dekadenze steht, das den Titel „Totenmesse" führt und zum Motto Chopins Fismoll-Polonaise Op. 44 hat*).

Dies Buch wird viel Anfechtung erfahren, viel Widerwillen erwecken; mit Abscheu werden es die reinen Hände, die nur verstohlen im Unrat wühlen, zurückweisen. Die Feinde der neuen Kunst werden in ihm eine neue Waffe gefunden zu haben glauben gegen die „beklagenswerte Entwickelung, die nun auch in deutschen Landen die Litteratur zu nehmen beginnt", und selbst sehr freie, sehr moderne Geister werden sich vor dieser Messe bekreuzen, die Satanas in Person gelesen hat.

Satanas, — aber nicht der plumpe Stinkegott mit Bocksbein und Stierschweif, nicht der Höllenclown, den wir aus dem Hausrat der Urgroßväter als lustige Rarität aufbewahrt haben, sondern ein verzweifelt ernsthafter moderner Vernichtungsgeist, den manch' einer heutzutage mit sich herum trägt, — im Gehirn. Diese Besessenen von heute sind vielleicht die Eclaireurs, die Vorpostenfechter des Uebermenschen. Sie sterben im Irrenhause oder fallen im keuchenden Seelenkampfe des Selbstmordes, wie er in der „Totenmesse" mit unerhörter Gewalt geschildert ist. Sehr häufig holt sie der Teufel nicht, sondern er — alkoholt sie.

Man verzeihe den Kalauer. Ich konnte ihn nicht verwinden, weil er mir, so greulig er ist, wirklich wohlthut in seiner schnoddrigen Banalität nach den Erschütterungen der Lektüre dieser „Totenmesse", dieses wahrhaft satanischen Kunstwerkes, das mit einer Höllengrelle von fürchterlichster Intensität in eine kranke Seele leuchtet. Das Buch steht einzig da in unserer Litteratur; ich wüßte auch aus fremden Litteraturen nichts mit ihm zu vergleichen. Stellenweise ähnelt ihm das „Ehemanns- und Menschenbuch", das Richard Dehmel unter dem Titel „Aber die Liebe!" vor kurzem bei Dr. E. Albert und Co. in München herausgegeben hat. Aber in diesem Buche, das eines der allerbedeutsamsten ist, die unsere neuere Dichtung gezeitigt hat, tritt das, was in Przybyszewskis einzigartigen Wahnsinnsgedichte als ein einziger, kolossaler Posaunenton den Leser überwogt, nur als Nebenton zu anderen, ihm gegensätzlichen Tönen auf; die furchtbar erschütternde Gewalt dieser grausam großen Eintönigkeit fehlt. Vielleicht ist diese ganze Art, diese unerhörte Vertiefung in den Wahnsinn, diese künstlerische Liebe zum Abnormen, diese künstlerische Weihe des Pathologischen so überhaupt nur dem Slaven, speziell dem Polen möglich. Es ist die Chopin-Art, um es ganz kurz zu sagen, — aber man muß diesen Namen dabei polnisch aussprechen. Daß das Buch an Mottos Stelle ein Chopinsches Musikstück nennt, ist kennzeichnend. Eine „Totenmesse" zur Requiem-Polonaise. So hat schon eine

*) Berlin W. bei F. Fontane & Co.

andere Chopinsche Tondichtung einen Polen zu einer wahnsinnstiefen **Phantasie** angeregt: **Kornel Ujejski hat zu Chopins Trauermarsch das angstwilde Phantasiestück** vom „toten Ton" gedichtet. Dieser **Dichtung** ist Przybyszewskis „Totenmesse" **ver**wandt. Im „toten Ton" ist dieselbe grausige Megalomanie, dieselbe **furchtbare, sich** selbst zum Tode verurteilende Zerrissenheit, dieselbe tiefe **Erotik**, — nur **daß der Er**kenntnisgehalt in der neueren **Dichtung** größer ist, als in der **älteren**, ein **Maßunter**schied, der freilich „**nicht** glücklicher macht", wie die Biedermänner sagen. **Die Stelle am** Schlusse des Ujejskischen Gedichtes (in der Dehmelschen Uebersetzung):

> Welt, du Tollhaus, wozu bist du? Welt, du Pestspelunke!
> Bist du denn? Nein! Nein!
> Mein Herz ist,
> Was du bist!
> Hier mein klopfend Herz dein Klöppel, du die hohle Glocke!
> Wollt' ich's werden? Heh', wer hing mich in die hohle Glocke?
> Gott, bat ich dich, Heh'?

hat innere Verwandtschaft mit vielen Empfindungen des „**fein konstruierten Alkoholikers**, eines Monomanen, der an Schreckbildpsychose leidet" und dessen „**individuelles Leben**" Przybyszewski in der Totenmesse „speziell in Rücksicht auf den Geschlechtswillen untersucht", wie er sagt: „mit derselben Freiheit, mit derselben Ruhe, mit demselben Jenseits von Gut und Böse, wie es beispielshalber dem Botaniker ohne Widerrede eingeräumt wird, wenn er eine neue Spezies behandelt."

Das schmeckt stark nach exakter Wissenschaft: man erwartet nach diesen Worten der Vorrede eine psychologische Untersuchung; was man findet, ist in Ichform ein erschütterndes Gedicht. Freilich, mitten in die erhabensten Apostrophen, mitten in die wunderbarsten Phantasien fällt, ich möchte sagen, wie ein Tropfen Salzsäure, ein terminus technikus der Naturwissenschaft. Wir haben die letzten delirösen Aufzeichnungen eines dekadenten Wissenschaftsmenschen vor seinem Selbstmord vor uns, — die Totenmesse eines Ungläubigen, von ihm sich selber ante exitum gelesen. Das ist ein furchtbares Stück Seelenleben. Wissenschaftliche Konstruktionen eines größenwahnsinnigen Phantasten wechseln mit Gefühlsausbrüchen einer gewaltigen dichterischen Psyche; der Schrei der Sinne gellt in die tiefsten Abgründe der Spekulation; in Hallucinationen furchtbarster Art erschöpft sich in eine krankhafte Phantasie in Vorstellungen von unerhörter Grausamkeit. Aber es ist schlechterdings unmöglich, einen Begriff von diesem Buche durch umschreibende Charakteristik zu geben. Sei es mir gestattet, einige kennzeichnende Stellen hierher zu setzen. Es ist eine furchtbare Klimax wahnsinniger Phantasie in dieser Schilderung. Ich gebe eine größere zusammenhängende Stelle:

„In der Agonie meiner Angst geriet ich in ein Stadium physiologischen Hellsehens; ich hörte alle meine Adern klopfen, ich hörte die Arbeit des Stoffwechsels, und ratlos sah ich zu, wie es wuchs, wahnsinnig, maßlos, in außereuropäischen Dimensionen.

Ich zerteilte mich: wie der Kapitän eines untergehenden Schiffes stand ich auf der Höhe der Kontrollstation meines Bewußtseins und sah dem Kampfe zu.

Jetzt mußte ich aber eingreifen, und instinktiv fing ich an zu sprechen, laut, schreiend zusammenhanglos, um mich zu betäuben.

Und aus dem inhaltlosen Wuste meiner Sprache vernahm ich nur ein wütend höhnendes:

Huh, huh! Ich bin das Luder von Nana, ich setze mich auf den Muffat und reite auf ihm und schreie:

Huh, huh! Wio, mein Pferdchen, wio!

Und immer deutlicher und deutlicher fühlte ich die Totenhände: wie lange Stangen streckten sie sich mir aus irgend einer Höhle entgegen. Mein Gehirn produzierte mit einer übermenschlichen Hallucinationskraft diese Hände. Immer deutlicher

fühlte ich ihren Druck: wie eiserne Spangen umklammerten sie meine Hände, sie bohrten sich in sie hinein, sie zogen und rissen an mir, ruckweis, und ich fühlte, wie mein Körper abwechselnd widerstrebte und nachgab und nach hinten fallen wollte, Ruck für Ruck."

Zu Beginn steht die phantastische Konstruktion einer Psychogenesie aus dem Geschlecht: wie die Seele aus dem Geschlecht geboren ward durch die Begehrlichkeit des Geschlechtes, und wie die Seele übermächtig ward und wie er, der hier seine Aufzeichnungen giebt, „an der sterilen Schwangerschaft seiner Seele zu Grunde gehn" muß. Das ist eigentlich das Leitmotiv: dieser Kampf zwischen Seele und Geschlecht. Und er: das Opfer in diesem Kampfe, nicht mehr naiv Sinnenmensch, noch nicht vollkommen Geist-, d. i. Uebermensch. Aber dies Wort wird nicht gebraucht. Da: eine Selbstcharakteristik des dekadenten Megalomanen:

„Ich bin Ich.

Ich, die große Synthese von Christus und Satan, der ich mich selber auf den Berg führe und in Versuchung bringe und mich übertölpeln will."

(Das ist Nietzschesche Vorstellung!)

„Ich, die Synthese von trunkenster Begeisterung und kalt berechnetem Raffinement, die Synthese vom gläubigsten Urchristen und höhnisch grinsendem Unglauben, ein mystischer Ekstatiker und satanischer Priester, der mit gebenedeietem Munde die heiligsten Worte und obskönsten Blasphemien im selben Augenblick verkündet."

Diese Charakteristik wird später kommentiert durch die Schilderung seiner Herkunft; der Vater, ein protestantischer Bauer, die Mutter, ein katholisches Weib, das einer alten verarmten aristokratischen Familie angehörte.

„Aber neben dem Bauern, der jahrhundertelang mit dem Ochsen zusammen am Pfluge zog, der seinen Rücken vor dem Schloßherrn beugte, dessen Füße platt und dessen Hände schwielig wurden, lebt da in mir der Aristokrat, dessen Ahnen von den Steppen des heiligen Irans in die europäischen Ebenen zogen und die Autochthonen sich dienstbar machten, — der Aristokrat mit der maßlosen Frechheit und prahlenden Verlogenheit der herrschenden Klasse, der Aristokrat mit der Treibhaushitze des Raffinements, das Jahrhunderte von Züchtung, Herrschaft, Ueppigkeit und Nichtsthun erzeugen" . . . . .

„In jede Nervenfaser drang dieser Zwiespalt hinein, in zwei parallele Nervenströme teilt er jede meiner Sensationen: jede immer Lust und Schmerz zugleich. Sie überfluten einander, sie wollen einander aufreiben, und immer ist die Schmerzempfindung die siegreiche.

Kaum empfinde ich das leise Prickeln eines Lustgefühls, schon höre ich das Klopfen und Hämmern des Schmerzes, und dann thut sich eine wahre Orgie auf, wo die Lust zum Wahnsinn wird unter den giftigen Bissen der Schmerzschlange, eine Orgie von wildem brünstigen Hengstgewieher und stillem, verbissenem, höhnisch grinsendem Lachen eines Janushauptes mit Lucifer- und Erzengel-Michael-Gesicht.

Und diese meine Degenerationserscheinungen werde ich jetzt zu Hilfe nehmen.

Jetzt werde ich die faule Bestie von Geschlecht aus ihrer Höhle an den Ohren zerren, und ihr mit der weißen Eisenhitze meiner Lust den Rücken sengen, und in ihre Sohlen den spitzen Stachel meines Schmerzes keilen, daß sie schreit und tanzen, herrgott tanzen lernt!

Mit den Bildern, die meine kalte, raffinierte Unzucht gebar, werde ich sie stacheln, bis ich mich wieder Mann fühle, ich armer Martyrer deiner Ueppigkeit, du junges Gehirn."

Und nun folgt eine Schilderung von wahnsinniger Erotik, die einfach grandios in ihrer Art zu nennen ist, — sentimentale Leute müssen indeß gewarnt werden, sie zu lesen.

Dann „der Todeskampf seines Geschlechtes".

„Ich saß regungslos da, die Faust tief in den Mund gesteckt, mit hervorquellenden Augen, mit schmerzhaft verzerrter Gesichtsmuskulatur ein brutales Raubtier Etwas mußte ich in mir zerstören, mit meinen Zähnen in das Innere beißen,

tief, langsam, immer tiefer; behutsam es abreißen, damit der Schmerz stärker, langsamer, grausamer wäre; mit den langen, spitzen, scharfen Zähnen muß ich es thun.

Seit zwei Tagen schlief ich nicht: ich aß nicht. Ich trank nur reinen Spiritus, weil meine Geschmacksnerven stumpf geworden waren und ihre Leitung nach dem Rachen unterbunden war.

Ich war beinahe lustig.

Meine Gefühle bewegten sich in wunderbarem Takt zu einer schauerlich-gespenstisch-tiefen, wüsten, starren Musik mit dem Gesichte eines altmexikanischen Götzenbildes.

Jeder Ton war wie ein Stück geschmolzenen Metalls, das in eine fürchterliche Hitze geriet und in das Spektrum meiner Seele niedertropfte und dort eine Linie zeichnete.

Ich hörte die Musik nicht, ich empfand sie deutlich als ein großes, endloses Spektrum mit grellen, ganz naiv grellen Farben.

Es erinnerte mich an die Farben, mit denen ich einen assyrischen Löwen bemalt sah.

Es wunderte mich nur, daß ich das Ultraviolett ganz deutlich empfand, aber nicht als Farbe, sondern übersetzt in eine Rückwärtswelle, in ein Etwas, daß sich immerfort in regelmäßiger, rhythmischer, ganz deutlicher Rückwärtsbewegung befand und nicht schwinden wollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wurde gerissen, gezogen, geschleppt, gezerrt, Schritt für Schritt, in ohnmächtigem Widerstand, bis ich in das Nebenzimmer hineinfiel.

Im Scheine einer Totenkerze lag ein totes Weib.

Der Docht war ausgebrannt; das Licht flackerte und warf spielende Schatten auf ihr Gesicht.

Ich hockte hin, und in den Haarwurzeln empfand ich deutliche Prickelgefühle, wie Nadelstiche auf der ganzen Haut.

Es war etwas in ihren Zügen, das mich zog zugleich und bannte. Auf dem mit Lichtern und Schatten wie ein Tigerfell gesprenkelten Gesichte sah ich eine schauerliche Vision: weit aufgerissen ein Klapperschlangenmaul mit eigentümlich hin und her züngelnder Zunge. Ich hörte deutlich ein Zischen, vielleicht war es mein eigenes.

Auf einmal kauerte ich nieder wie ein angeschossenes Wild; ich wollte in mich versinken, mich in mir selbst verstecken, aber sehen mußt' ich es durchaus.

Die Leitung zwischen mir und dem Totengesichte war so stark, daß ich deutlich fühlte, wie mächtige galvanische Ströme mir die Augen ausfraßen; aus meiner Kehle fühlte ich eigentümliche Laute sich reißen, mühsam, qualvoll, in wilder Geburt.

Meine Lippen spitzten sich unwillkürlich zu einer prustenden Bewegung: ich machte es der Totenmaske nach.

Es sind Leichengase, schrie etwas in mir.

Nein! sie spricht, sie spricht, — Herrgott, sie spricht!

Und sie sprach.

In diesem Moment stürzte ich auf den Boden und fiel in ein brütendes Sinnen. Ich hörte nur noch ihre Stimme, die von sehr weit herkam.

Alles wich zurück; ich saß mit ihr in einem hellen Café, in einen mystischen Clair-obskur."

Eine ganz realistische Kaffeehausunterhaltung schiebt sich ein, aber die Vision von der Leiche kehrt wieder.

„Wieder sah ich das Weib auf dem Totenbette liegen.

Und das tote Gesicht sprach in wechselnder Kerzenlichtsprache, und sah mich an mit lüsternen, üppigen Augen.

Und immer stärker fühlte ich, wie die Hyänenbrunst sich in mir reckte; und in der unerhörten Intensität des wachsenden Tieres reintegrierte sich mein Gehirn.

Jetzt wußte ich genau, das ich sie berühren mußte; nur noch die Sanktion meines Gehirnes fehlte dazu.

Und mein Gehirn hatte Mitleid mit mir.

Ich erinnerte mich plötzlich, daß nach einer alten Sage auf dem Grunde des Totenauges der letzte Todeskampf zu sehen sei.

Das mußte ich sehen, das große Lebensrätsel auf dem Grunde des Totenauges, die wüste Brautnacht in der sich Tod und Leben paaren.

Ich hatte nur den einen Gedanken, der über mein Gehirn hinausging, der mit dem spitzen Ende in den Grund des Totenauges griff und dort mit dem andern Pol zusammenstieß: die Leitung war geschlossen. Ich fühlte Funken in mein Auge springen, deutliche, blaßgrüne, elektrische Funken.

Die Drähte der Leitung brannten an den Polen ab, sie wurden immer kürzer, ich mußte immer näher rücken; wie eine Pantherkatze schlich ich langsam an die Leiche heran, — ich war dicht an ihr.

Mit irren, keuchenden Fingern suchte ich das Lid zu heben; ich zitterte und flog an allen Gliedern: ein fürchterlich verzerrtes Wollustgrinsen lag auf dem Gesichte.

Mich überkam ein geschäftiges Treiben. Ich hob das Lid mit kunstgerechtem Griffe langsam hoch, geschäftsmäßig, wie bei der Augeninspektion; aber meine Finger glitten das Gesicht herab, sie betasteten es, ein Fieberparoxismus überkam mich, ich arbeitete mit autonomen Gliedern, ich hatte die Empfindung, daß mein Kopf mir durch das Fenster flöge, und ich lachte und schrie und fühlte meine eigenen Laute auf mich zurückprallen, wie Steinwürfe, — ich küßte ihr Gesicht, ich riß und sog an ihr, und plötzlich biß ich mich mit geifernden Lippen, wie ein Vampyr, schrill in ihre Brust hinein.

Und ich zog und zerrte an dem toten Fleische, und ein Lachen, drin ein jeder Muskel meines Leibes in wilden Erethismen aufschrie, würgte mich im Halse, und plötzlich — fuhr ich taumelnd zurück.

Es geschah etwas Fürchterliches.

Das tote, blutende Weib reckte sich in fürchterlicher Majestät im Sarge auf, und mit weit ausholender Armbewegung, mit jäher, fürchterlicher Wucht stieß sie mich mit beiden Fäusten in die Brust.

Bewußtlos flog ich weit weg."

Man sieht wohl: Diese Art Dekadenze-Dichtung ist keine Gefallsüchtelei, kein Untergangsgigerltum. Sie hat Größe und Kraft, und hinter ihr steckt mehr als der Katzenjammer nach übermäßig genommenem Antipyrrhin.

Eine gute Anzahl der Katzenjämmerlinge, wenn sie genug mit dem Unglauben coquettiert haben, werden Mystiker à la mode, besingen die allerreinste Mutter der Welt, verwerfen „den geilen Dunst der Tuberosen" und stecken sich ins Knopfloch „Marienrosen, weiß und keuschen Atems." Der ehrliche Dekadent Przybyszewski thut sich nicht so leicht . .

„Es fehlt der einheitliche Glaube", ruft er.

„Der Glaube an Charcot und der Glaube an die göttliche Weihe der Besessenheit —

der Glaube an Kant-Laplace und an die Erschaffung der Welt in sieben Tagen —

der Glaube an die Gotteskindschaft Christi und an die Weisheit Darwins und Strauß-Renans —

der Glaube an die unbefleckte Empfängnis Mariae und an die primitivsten Thatsachen der Embryologie —

nein! es geht nicht.

Es giebt keinen Ausweg.

Ekel . . ." . . .

Wenn sonst Indifferentismus das Kennzeichen der Dekadenzler ist, — dieser Verfallzeitler nimmt alles verzweifelt ernst. Furchtbar zu lesen ist die Schilderung des Kampfes zwischen Lebensenergie und Vernichtungswillen. Ganz wunderbar seherhafte Phantasmagorien schwellen hinein, Gesichte eines megaloman Verrückten, aber

dieser Verrückte ist ein Dichter! Ihm kommt die Erinnerung an eine Scene in einer katholischen Dorfkirche zur Zeit einer Seuche. Mit einer eindringlichen Größe ist diese geschildert, daß ich gestehen muß, sie mit Ehrfurcht gelesen zu haben. Und jach daran heftet sich der Paroxismus seines Größenwahnes:

„Ich schaute auf die Erde; sie schlief. Ich sah nach dem Himmel; er war still.

Ein unnennbares Gefühl beschlich mich vor dieser Grabesstille, dieser weiten Kirchhofsruhe.

Es war ein Augenblick, als hätten unsichtbare Priesterhände das Allerheiligste aus dem Tabernakel der Natur hervorgeholt und zeigten es der Welt. Sie sinkt auf ihr Antlitz in starrer Ehrfurcht; erwartungsvoll, mit leisem Beben, in heiliger Verzückung fühlt sie dumpf den mystischen Moment erscheinen, in dem das Brot zum Fleische und der Wein zum Blute werde.

Und jetzt müßten dreimal die Glocken erklingen, jetzt müßte sich ein leises, inbrünstiges Murmeln von kauernden Stimmen des Volkes erheben, und ein Zittern durch die Welt gehen, wie wenn Millionen sich in die Brust werfen:

Sanktus, Sanktus, Sanktus.

Die Erde ist still, der Himmel gähnt Ströme von blausilbernem Sternenlicht herab und alles ruht in tauber Stille, weil Ich, der Herr, der alles geschaffen hat, aus dem alles entstanden ist, Ich König, Ich Gesalbter, Ich Erzpriester, das letzte, das heilige Abendmahl einnehme.

Eine tiefe Seligkeit, eine morgenblaue Seligkeit des künftigen Lebens ergoß sich mit weitem Strom in meine Adern; ich fühlte Flügel aus meinen Schultern wachsen; der ewigen Zukunft zujauchzender Gesang riß sich aus meiner Kehle; ich war heiter wie das Sonnenlicht des Südens, das mit dem Meerwasser spielt — da plötzlich überrumpelte mich der lauernde Wahnsinn, mit dem ich so lange gekämpft.

Die Nacht würgt sich mit dem Tage in tödlicher Umarmung, das blutige Rot der Auferstehung wurde von der schwarzen Finsternis der Nacht ertränkt.

Angst und Entsetzen recken sich wie Salzsäulen, die Medusenhäupter mit den gräßlich aufgeblähten Schlangenleibern starr empor gerichtet gegen das Himmelssodoma.

In meinen Augen sprüht ein schwefliger Funkenregen.

Eine weite, flammende Furche zerreißt das himmlische Gewölbe, ein Stern lischt aus, wird rot wie eine flammende Gangränwunde, er bebt, er zittert, er fällt herab und reißt mit mächtigem Ruck eine ganze Sternenkette herab.

Aus dem klaffenden Himmel seh ich in Schwefelwolken und Feuerlava ein Gesicht hervortauchen mit zusammengekniffenen lasciven Augen, die Lippen geöffnet wie in höchster Wollustekstase, die Haare wie Feuergräben durch den ganzen Himmel hin zerrissen, —

aus dem klaffenden Himmel seh' ich Frauenhände, schrecklich, körperlos, sich nach mir ausstrecken, —

aus dem klaffenden Himmel seh' ich einen apokalyptischen Frauenleib wachsen: in weiten Schlangenlinien stürzt er auf mich zu, er umfängt mich; ich reiße mich los, ich keuche; ich kaure auf dem Boden, blutiger Schaum tritt auf meine Lippen —

Astarte!

Sie holt sich ihr Opfer.

Sie die wüste Foltermagd, die sich an den entsetzlichsten Qualen weidet,

sie, die den Onan neue Wollustorgien erfinden ließ, um ihn nachher den Qualen des Steinigungstodes preiszugeben, —

sie, die ein gläubiges Volk zur Befreiung des heiligen Grabes trieb, um ihm zum Entgelt die Stirn mit dem Märtyrerkranz syphilitischer Geschwüre zu bekränzen, —

sie die dem Manne das Weib aus den Adern saugt und in verbrecherischer Brunst auf den Mann wirft, —

sie, stärker als die Natur, weil sie die mächtigsten Instinkte irreleitet und ihr Gesicht mit blutschänderischem Sperma befleckt, —

Astarte, Satan — du! —

Auf meinen Lippen fühlt' ich deinen eisigen, unzuchtgeborenen Todeskuß.

Ich bin dem Tode geweiht.

Seele, du meine starke Seele, die du Mir das Geschlecht auffraßest, wo bist du nun?

Wo bist du, Gehirn, — du armes, krankes Gehirn, daß du mein Gott, mein Vater werden wolltest in dem Größenwahnsinn deiner Uebermacht, wo bist du jetzt, — jetzt, wo du mich gekreuzigt hast, — wo hast du dich verkrochen? —

Wie ein roter, tauber Fleck ist die Sonne über dem Golgathaberge auf dem Himmel angeklebt, Trauerflor ringsum . . .

Eli, eli, lama sabachthani . . ."

Diese Stelle gehört wohl zu dem kühnsten, das der brünstige Schmerz in irgend einer Sprache gewagt hat. Ich verdenke es niemand, wenn er sich entsetzt davon abwendet, aber ich hoffe, daß sich auch in Deutschland genug rein künstlerisch betrachtende Leute finden werden, die genußfähig sind auch für diese Art Kunst, die ihrem ganzen Wesen nach freilich nur für wenige geeignet ist. Wie die Diaboliques des Felicien Rops nicht für die Menge sind, so ist diese Totenmesse nicht für die Menge. Ich möchte sie in keinen Tageszeitungsfeuilleton anzeigen, fürchtend, Augen darauf zu lenken, denen es Schaden bringen muß, in eine Tiefe zu blicken, die tiefer ist als der Himmel hoch ist; die Leser eines vornehmen Litteraturblattes aber scheinen mir Anspruch darauf zu haben, auf ein Werk aufmerksam gemacht zu werden, das in der deutschen Litteratur zum ersten Male Seelentieftöne aus dem Reiche dessen anschlägt, wofür man faute de mieux am besten den Ausdruck Satanismus anwenden mag, wenn auch der eigentliche Begriff dieses Wortes hier nicht zutrifft.

Weib und Ehe im „christlichen Staate“.

I.

Die christliche Kirche hat das geniale Verdienst, daß sie das Weib emanzipiert hat. Von den Urzeiten an bis zu Beginn des Christentums war das Weib nicht mehr als Sklavin. Dafür giebt die Ethnologie zahllose Beispiele an. Von der Natur schwächer und kleiner und den physiologischen Wandlungen seines Körpers ausgesetzt, ist das Weib bei allen primitiven Völkern nur Sklavin des Mannes und Lasttier. Es verrichtet die schwersten Arbeiten, erhält dafür minderwertige Kost und darf sich nicht in gleicher Weise verzieren, wie die Männer.[1] Die Eskimofrauen bauen die Häuser, verfertigen die häuslichen Geräte, zerteilen das erlegte Wild, während die Männer nur das Material herbeischaffen.[2] Bei den Hottentotten ist der schwierige Hausbau, überhaupt alle schwere Arbeit, völlig Sache des Weibes.[3] Die Frau des Australiers wird wie eine Sklavin behandelt, sie ist das Werkzeug seiner Lust, das nur die kümmerlichen Reste der Mahlzeit erhält.[4] Eine wesentlich höhere Stellung nimmt die Frau schon da ein, wo Sklaven gehalten werden. Nur Stämme mit seßhafter Lebensweise können Sklaven halten, deshalb finden wir solche zuerst bei den ackerbautreibenden Stämmen. Hier wird die schwerste Arbeit nicht der Frau, sondern schon den Sklaven übertragen, während durch die leichtere Arbeit die Frau zu einem würdigeren Dasein gelangt. Bei den Kojaken, Koluschen und bei den Aht der Vancouwerinsel[5] gab es schon Sklaven, welche den Frauen einen Teil der schwersten Arbeit abnahmen. Diese Phase in der Entwicklungsgeschichte der socialen Stellung der Frau zeigte ihre klarste und feinste Durchbildung in der antiken Welt. In der Zeit der griechischen und römischen Dekadenze fast nur einer ästhetischen Lebensführung hingegeben, waren die Frauen längst nicht mehr die Sklaven des Mannes, ja in Rom brachte man den Frauen eine gewisse Achtung entgegen, die in Griechenland nur wenigen Auserwählten, bei den primitiven Völkern niemals einem Weibe zu teil wurde. In Rom wurde die Frau eine Genossin des Mannes, die sowohl als Jungfrau, wie als Frau und Mutter eine fast ehrerbietige Scheu erweckte. Das erkennt man namentlich an der Stellung der Matronen. Während diese bei vielen primitiven Völkern mißachtet wurden, während die Baktrier sogar die abgelebten Väter von großen Hunden fressen ließen,[6] bewiesen die Römer den alten Leuten eine tiefe Ehrerbietung. Man denke nur an die Mutter der Grachen und an die des Coriolan! Aber die Stellung des Weibes war nur gesellschaftlich der des Mannes ebenbürtig, social und rechtlich war sie gleich untergeordnet geblieben, wie bei den primitiven Völkern.

---

[1] Ch. Darwin, Abstammung des Menschen. Stuttgart 1870. Seite 652. [2] Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien 1873. Seite 202. [3] W. H. J. Bleek, Reinicke Fuchs in Afrika. Weimar 1870. Seite XXXI. [4] Müller a. a. O. 2. Auflage. Wien 1879. Seite 213. [5] O. Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1885. Seite 253. [6] Montesquieu, Geist der Gesetze. Altenburg 1782 I. Seite 332.

Erst das Christentum schuf eine große Wendung. Gewiß fielen noch manche Theologen in die naive vorchristliche Anschauung von der Inferiorität des Weibes zurück, so z. B. ein Bischof, der auf offener Synode behauptete, ein Weib sei kein „Mensch", bis man es ihm aus der Bibel bewies.[7]) Ebenso folgerte der berüchtigte „Hexenhammer", der Mann sei vor dem Weibe ausgezeichnet, weil Christus männlichen Geschlechts gewesen sei![8]) Im allgemeinen aber erlangte das Weib durch das Christentum sowohl gesellschaftlich wie rechtlich die Stellung einer in jeder Beziehung dem Manne gleichwertigen Genossin. Das Urchristentum kannte nicht wie die vorchristliche Zeit und wie die primitiven Völker ein Recht des Stärkeren und ein Unrecht des Schwächeren, zwei Rechtsanschauungen, die dem Unterschied des Geschlechts entsprachen, sondern ein Recht stellte Mann und Weib einander gleich. Dazu kam der Marienkultus. Maria, als Mutter Jesu und Himmelskönigin, war der Gegenstand inbrünstiger Verehrung seitens der gläubigen Christen, einer Verehrung, die nichts mit der realistischen Anbetung der Göttinnen in der antiken Sagenwelt gemein hatte. Gerade der Hauch der Reinheit und Keuschheit, der von der Mutter Gottes ausging, verschönte auch ihre Geschlechtsgenossinnen auf Erden. Und so kommt es, daß die Kirche nicht, wie oft in der antiken Welt, das Weib vom ernsten Religionsdienst ausschloß, sondern sie aufnahm in ihren Mutterschoß, in dem alle rechtlichen und socialen Unterschiede starben.

Die Kirche wußte sehr gut, was sie damit that. Denn es giebt kein kirchlicheres Geschöpf als das Weib. Ich sage nicht „religiöseres". Religion ist, wenn wir die psychisch umfassendste und toleranteste Definition Schleiermachers nehmen, reines Fühlen ohne Handeln, „der Inbegriff aller höheren Gefühle". Nun hat nach C. Lombrosos Messungen das Weib eine geringere Sensibilität als der Mann, dafür besitzt aber das weibliche Geschlecht die Fähigkeit, seine Gefühle deutlicher und explosiver nach außen hin entladen zu können. Der Mann verschließt sein Gefühl mehr, deshalb vermag es mehr Tiefe zu gewinnen. Bei dem Weibe explodiert jedes Gefühl rasch, es gewinnt dadurch Breite und äußerliche Schauwirkung. Aus diesem Grunde neigt der fühlende Mann mehr zur Religion innerhalb der Kirche, das Weib mehr zur Kirche selbst.

Andererseits kam die Kirche ungleich mehr den weiblichen Instinkten entgegen, als den männlichen. Die weiblichen Instinkte, die zumeist ästhetisch sind, fühlen sich durch Aeußerlichkeiten, die den Sinnen schmeicheln, tief erregt. In ähnlichem Sinne schrieb Schiller[9]) (17. Aug. 1795) an Goethe: „Das Christentum ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit . . ., und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird." Sind doch in manchen katholischen Gegenden nur die Weiber Kirchenbesucher! Auch das mystisch-sinnliche Element im Katholizismus hat etwas Feministisches, dem der Mann oft klar und ruhig gegenübersteht, dem das Weib aber in süßem Bangen unterliegt. Nicht umsonst endigte die sexuelle Mystik des weltlichen Lebens einer Ida Hahn-Hahn in der kirchlichen Mystik des Katholizismus. So scheint es, als ob die Kirche und das Weib ein geheimes Bündnis abgeschlossen haben, ein Seelenbündnis, wo jeder der gebende und jeder der empfangende Teil ist.

Namentlich die ersten Jahrhunderte des Christentums zeigen die ungeheure Macht des christlichen Geistes auf das Weib. Als Sklavin seiner Gefühle hängt sich das Weib an alles, was es empfinden kann, denn der Verstand des Weibes besteht in seinem Gefühl. Eine philosophische, eine naturwissenschaftliche Weltanschauung ist durchaus ein Produkt strengster konsequent denkender Männlichkeit, eine kirchliche Gefühlsanschauung entsteht im weiblichfühlenden Individuum. Jeder Religionsstifter

---

[7]) Prof. J. v. Pflugk-Harttung, Geschichte d. Mittelalters. Berlin 1886, I. S. 647. [8]) G. Längin, Religion und Hexenprozeß. Leipzig 1886. Seite 65. [9]) R. Borberger, Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Stuttgart o. J., I. Seite 82.

hat einen weichen Zug von Feminismus an sich, und es giebt keinen unter ihnen, dem man eine entschlossene markige Männlichkeit zuschreiben könnte. Man denke auch an die Reihe der frommen Frauengestalten, die Jesus auf seinem Leidenspfade begleiten durften, man denke an die große Zahl der heilig gesprochenen Frauen, die bewiesen, daß dem Weibe das große Heil der Seligkeit durch die Kirche zu teil werden konnte. Zu was für tüchtigen Bundesgenossinen wurde das Weib in den Zeiten, in denen die Kirche sich festsetzte!

Die burgundische Fürstentochter Chrotechilde überzeugte Chlodwig von der Macht des Christentums, die bayrische Theodelinde und ihre Tochter Gundeberge wirkten unter den Longobarden, die fränkische Bertha unter den Angelsachsen, die Gemahlin Hilperichs, Caretene unter den Burgundern, die fränkischen Fürstinnen Chrotechilde, Jugunthis und Theodosia unter den Westgoten. Chrotechilden ließ ihr arianischer Gemahl auf dem Weg zur Kirche mit Koth bewerfen, aber sie blieb standhaft.[10]) Die englische Königin Eaufled führte den Katholozismus in Northumbrien ein und drängte die freiere britische Kirche zurück.[11]) Und bereits 787 konnte eine byzantinische Kaiserin, Irene mit Namen, selbständig ein Konzil schließen.[12])

Für die Abhängigkeit des Weibes von der Kirche war es wichtig, daß diese in der Anschauung von der Liebe der Geschlechter zu einander weit über Jesus Christus hinausging. Wohl spricht dieser von der Ehe, aber kein Wort von der Liebe der Geschlechter zu einander! Er kennt nicht die Seligkeit und Unseligkeit dieser Liebe, nicht den siegreichen Zwang, der Weib und Mann in reinster Liebe zu einander führt. Sein Leben war von kalter eherner Keuschheit gewesen, es war nur der großen Not der Elenden geweiht und hatte keinen Raum für den großen Egoismus der Liebe. Aber die Kirche verstand sich darauf besser; sie machte sich die Mystik der Geschlechtsliebe zu nutze. Und diese Mystik des Sexualismus steckt in der Empfängnis Mariä, in dem Muttergottestum, in der Trinität, in der Beichte, und die weltliche Institution, welche die Kirche mit Beschlag belegte, das war die — Ehe. —

II.

Entkleidet man die Ehe jedes mystischen und lyrischen Gewandes, so stellt sie sich als die natürliche Institution dar, welche die Erhaltung der Art bezweckt. Kinder zu haben war nicht nur in Sparta der Zweck der Ehe, sondern sie ist es überall. Ehelosigkeit wurde in Rom bestraft, Kindersegen verschaffte den Eltern gewisse Rechte. Augustus wie Cäsar munterten durch Gesetze zur Fortpflanzung auf![13]) Der Stolz auf eine reiche Nachkommenschaft ist auch heute noch auf dem Erdenrund anzutreffen.

Aus physiologischen wie aus psychologischen Gründen ist die monogamische Ehe der Höhepunkt in deren Entwicklungsgeschichte. Aber es ist falsch, die Monogamie als eine wesentlich christliche Institution aufzufassen. Die Perser kannten sie, bei den Indern war sie gebräuchlich, den Priestern Egyptens war sie erlaubt, nach der babylonischen Gefangenschaft führten die alten Juden sie ein, bei Griechen und Römern wurde sie schließlich zu einer socialen Institution. Auch bei Naturvölkern ist sie nicht selten. So huldigen z. B. die Veddas nach Lübbocks Bericht streng der Monogamie. „Nur der Tod kann Mann und Weib von einander trennen," lautet eines ihrer Sprichwörter.[14])

Aber gerade die innige leibliche wie seelische Vereinigung eines Mannes mit einem Weibe, die intimer ist, als je eine andere sein kann, die „nur der Tod trennen kann", gerade sie hat in der Totalität ihrer Lebensäußerungen etwas Mystisches, Gefühlvolles, das seinen Höhepunkt in der unbegreiflichen Bildung eines neuen dritten Wesens, einer jungen Generation, bildet. Dieses Mystische, Geheimnisvolle an der Ehe, dessen einfachster Ausdruck der siegreiche Geschlechtstrieb ist, ist der

[10]) Pflugk-Harttung, a. a. O. Seite 287. [11]) Ebendaselbst Seite 535. [12]) Ebendaselbst Seite 699. [13]) Montesquieu a. a. O, III. 23 f. [14]) Darwin a. a. O. Seite 668.

frische Nährboden, in den die Kirche ihre Samenkörner eingepflanzt hat. Wo ein Gefühlselement vorhanden war, suchte sie es aus richtigem Machtinstinkt heraus für sich zu verwenden. Geht doch Schleiermacher so weit, jedes Gefühlselement für „religiös" zu erklären! Dazu kam noch ein politischer und ein theologischer Grund, der die christliche Kirche (wie auch die jüdische, muhamedanische ꝛc.) veranlaßte, die Institution der Ehe unter ihre Fittige zu nehmen. Einmal aus Machtinstinkt, weil die Kirche durch Beherrschung der Ehe den Menschen an seinem brutalsten Trieb, dem Geschlechtstrieb, packen und leiten kann. Dann aber kam noch ein theologisches Moment hinzu. In Eph. 5, 32 wurde die Ehe ein Mysterium genannt. Die Vulgata übersetzte das falsch mit sacramentum und flugs machte die Kirche aus der Ehe ein Sakrament. So gilt denn in der katholischen Kirche die Ehe als eines der sieben heiligen Sakramente. Nun verfiel die Kirche auf ihren alten Kunstkniff. Sie beschäftigte die Sinne der Eheleute, in dem sie den kirchlichen Akt bei der Trauung erfand. Die erste kirchliche Trauung erwähnt Eusebius erst im vierten Jahrhundert. Justinian verlangte sie dann nur von Personen militärischen Ranges und allgemein üblich wurde sie erst im achten Jahrhundert. Nennt sie doch Luther noch ein ursprünglich „weltlich Geschäft".[15]

Damit war die Ehe aus einem realen Boden in eine metaphysische Sphäre gehoben. Ob zum Segen, frage man Friedrich Nietzsche, der das kirchliche Christentum in tiefster Seele haßt, weil es den Kultus des Natürlichen und Schönen vernichtet, weil es Dionysos erschlagen, den rosigen lachenden Gott, und dafür den bleichen verdüsterten Mönch geboren. Statt des Weinblattes am Haupte des Griechengottes ein Feigenblatt an der Hüfte des asketischen Märtyrers.

Somit besteht das moderne Eherecht aus einem natürlichen Teil und einem christlich-metaphysischen. Der erstere unterlag einer großen Entwickelung, deren Gipfelpunkt die genossenschaftliche Ehe ist, der letztere ist eine historische Zuthat, ein Accidens, das Resultat einer unvorhergesehenen Einmischung der Kirche!

Nach der Auffassung F. J. Stahls, des berühmten Verfassers des „christlichen Staates" ist das letztere das Wesentliche an der Ehe. Die Worte Christi über die Ehe, die christliche Tradition, sie sind ihm wertvoller, als die natürlichen Grundideen und Zwecke der Ehe. Deshalb erscheinen ihm die Juden und Deisten als Feinde seines „christlichen" Eherechts. Er sagt: „Wie kann man deistischen und jüdischen Bekennern auch nur zumuten, bei der Ehegesetzgebung die Aussprüche des Erlösers und die Ordnungen der ersten apostolischen Kirche und die ganze christliche Ueberlieferung, ich sage gar nicht als unmittelbare, unbedingte Vorschrift, sondern als leitendes sittliches Prinzip anzuerkennen; wie kann man es ihnen verargen, wenn sie dafür diese oder jene Auffassung der Ehe, die dem geradezu entgegengesetzt ist, als die richtigere und sittlich maßgebendere aufstellen?"[16].

Für Stahl ist die kirchliche Einmischung in die Ehe wichtiger als diese selbst. Denn die realen Zwecke der Ehe werden von deistischen und jüdischen Bekennern in gleich ethischer Weise erfüllt werden können, als von Lutheranern Stahlscher Gefolgschaft. Mit dem Aufgeben des methaphysischen Bestandteils der Ehe würde die Kirche einen großen Teil ihrer Machtsphäre einbüßen, und es ist daher begreiflich, daß in allen Staaten die Kirche einen erbitterten Kampf gegen die staatliche Institution der Civilehe führt. Sie läßt alle Belehrungen der Naturwissenschaft, der Ethnologie und Sociologie außer acht, nur um ein Gebiet zu retten, in welchem sie ehedem eine siegreiche Herrschaft ausgeübt hatte.

Berlin **Ludwig Jacobowski.**

---

[15]) Bruno Weiß, Volkssitten und religiöse Gebräuche. Bremen 1892. Seite 49.
[16]) Der christliche Staat. 2. Auflage. Berlin 1858.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Topolampo.

In Frank Leslies „Monthly" berichtet M. C. M. Harger über die seit sieben Jahren bestehende, auf kommunistischen Grundsätzen beruhende Topolampo-Gesellschaft. Die Einrichtung dieser in Mexiko befindlichen, verwirklichten Utopie schildert der amerikanische Autor wie folgt: „Zu allen Aemtern und Stellen wird durch Wahl ernannt. Die Summen, die für Abgaben — in den öffentlichen Anstalten, auf den Kanälen u. s. w. — einkommen, bilden das für den täglichen Umsatz bestimmte Geld der Gesellschaft, und werden gegen Aktien ausgetauscht, die den entsprechenden Wert haben. Das Charakteristische dieses Unternehmens besteht darin, daß alle Angelegenheiten, als allgemeine Angelegenheiten der Korporation, in den Händen gewählter Beamten sind. In dem ursprünglichen Plan sind die geringsten Angelegenheiten des Lebens aufs Eingehendste geregelt. Die Aerzte und Gerichtspersonen sind besoldete Beamte. Der Gebrauch des Tabaks wird bekämpft, Weine und Liköre sind nur in den Niederlagen und zum Familiengebrauch käuflich. Kirchen und geheime Gesellschaften sind formell untersagt, doch genießt jeder in seinem Hause Kultusfreiheit. Die Küche wird gemeinsam besorgt; die Wohnhäuser und der Regierungs-Journalismus werden gleichfalls nach besonderen Verordnungen verwaltet. Jedoch hat man seit kurzem einer etwas ausgedehnteren Freiheit Raum gegeben und es ist den Ansiedlern jetzt gestattet, ihre Forderungen vor das Forum dieser neuen Demokratie zu bringen, gewiß der reinsten von der Welt. 15,000 Aktien sind bereits untergebracht. Aus New-York, Pensylvanien, Wisconsin haben sich im Jahre 1886 400 Kolonisten bei der Austeilung des Landes eingefunden. Sie haben ihre ganze Habe mitgebracht, um ein neues Dasein zu beginnen. Aber die Anfänge waren schwierig. Es bedurfte einer mühsamen Arbeit, um dem Boden, dem Fluß, dem Meer die Nahrung abzugewinnen. Die Regenzeit war schlimm für die schlecht geschützten Häuser und verursachte den Tod eines Ansiedlers. Uebrigens hatten sich viele in die Kolonie begeben, die es nicht hätten thun sollen. Ungefähr die Hälfte kehrte entmutigt in die Heimat zurück. Die, welche blieben, richteten sich behaglicher ein und arbeiteten an der Verwirklichung ihres Ideals. Zu Ende des Jahres 1890 langten 200 neue Kolonisten an und seitdem hat die Kolonie sich entwickelt. Es sind jetzt 500 Ansiedler und der Platz ist bereit für die neuen Ankömmlinge, die das Jahr 1893 bringen soll. Etwas Bemerkenswertes ist die sehr große Zahl der Frauen und Kinder. Die Männer machen nicht mehr als 40 Prozent der Gesamtzahl aus. Die Schwierigkeiten des ersten Jahres haben sich nicht erneuert, aber trotzdem hat man bis heut nicht minder schwer zu kämpfen gehabt. Bei der Entwicklung der Kolonie hat man die erste und höchste Idee ihrer Organisation nicht aus den Augen verloren: Die Gemeinsamkeit der Arbeit. Jedes Pfund Korn oder Frucht fließt in den allgemeinen Fond, dem ein Vorsteher gesetzt ist; jeder Arbeiter, Mann, Frau oder Kind, erhält von der Gesellschaft drei „Guthaben" oder drei Dollars täglich. Dieser Bon wird als Zahlung in den Niederlagen der Gesellschaft angenommen, die teils durch den Ertrag von Verkäufen, teils durch Beiträge der Freunde, stets reichlich versehen waren. Einige dieser Bons sind, je nach Umständen, nicht sofort umsetzbar; aber wenigstens hat jeder, der gearbeitet hat, zu essen, und für den, der nicht arbeitet, ist in der Kolonie kein Platz. Eine Schule von hundert Knaben und Mädchen ist einem Lehrer anvertraut, der so viel Bezahlung wie ein Farm-Arbeiter erhält. Das ist die Sorge für die nächste Generation. Regelmäßig jeden Sonnabend Abend ist Ball im Hauptquartier der Gesellschaft, das sich im Mittelpunkt der Niederlassung befindet. Sonntag ist der Tag der Erholung und Ruhe. Am Nachmittag kommt man zusammen, und einer der Führer hält einen wissenschaftlichen und philosophischen Vortrag, an den sich eine Erörterung schließt, häufig über einen moralischen Gegenstand. Die Familien leben getrennt,

und die Ehen erhalten die Bestätigung des Directors, sobald sie vollzogene Thatsachen sind. Es versteht sich, daß nicht alle Arten des Handels und der Gewerbe vertreten sind; man strebt jedoch danach, soweit es möglich ist. Man kann sich leicht denken, daß häufig eine trübselige Stimmung, besonders bei den Frauen herrscht. Die Abwesenheit jeder religiösen Empfindung, das Verschmähen der materiellen Hilfsquellen, die Jahre des Wartens haben bereits auf den Geist der Kolonisten gewirkt und für viele Entmutigung gebracht. Aber bereits betrachtet eine große Zahl englischer Kapitalisten, die für die socialistischen Ideen gewonnen sind, dieses Experiment mit günstigen Augen und haben ihr Vermögen und ihren Einfluß deren Weiterentwickelung zu widmen versprochen.

Die Väter des Anarchismus.

Die wichtigste Erscheinung des vergangenen Jahres, sagt Jean Thorel in einer Studie über Bakunin, Stirner, Nietzsche, welche die „Revue bleue" veröffentlicht, war die des Anarchismus. Thorel führt aus, daß die Taktik des Anarchismus oft mit dessen Grundsätzen verwechselt werde, daß die Ansichten über die Taktik in dem Lager der Anarchisten selbst geteilt seien, hingegen eine Gleichheit der Ideen in Bezug auf die zu erreichenden Ziele herrsche. Daß Proudhon als ein Vater des Anarchismus genannt wurde, sei falsch, er sei nur ein Vorläufer gewesen und noch dazu von dem wahren Organisator der Partei, Bakunin, fast gänzlich verleugnet worden. Thorel geht nun des Näheren auf Bakunin über. „Nicht in Folge persönlicher Mißgeschicke, ebenso wenig aus wahrem tiefen Mitgefühl für das wirkliche materielle Elend der Armen und Niedrigen wurde Bakunin der unnachgiebige Revolutionär, als welcher er sich lebenslang zeigte. Adliger Geburt, reich, mit 20 Jahren Offizier, langweilt er sich in einer kleinen Garnison, wo ihn keine Thätigkeitselemente vor seinen Träumen retten, er vernachlässigt den Dienst, muß den Abschied nehmen und kommt nach Moskau, wo die wissenschaftlichen Kreise, die damals zugleich die politischen Kreise sind, sich völlig den leidenschaftlichen Erörterungen Hegelscher Doktrinen hingeben. Die Russen erweisen sich denn auch nicht weniger geschickt als die Deutschen selbst, aus dieser Philosophie die widersprechendsten Folgerungen zu ziehen. Um dies zu beweisen, braucht man z. B. neben Bakunin und Herzen deren damalige Freunde und Gefährten anzuführen, den Romandichter Turgeniew, den Patrioten Katkow und noch manche andere, die von den gleichen Lehren ausgegangen, zu ganz verschiedenen Zielen gelangt sind. Jahre lang beschäftigt Bakunin sich ausschließlich damit, immer tiefer in die Hegelsche Philosophie, oder vielmehr in das was er so nennt, einzudringen. Bald führt seine Begeisterung ihn nach der Hauptstadt des Hegelianismus, Berlin, wo die verschiedensten hegelianischen Sekten sich um die Gunst der Ideologen streiten. Und schon im folgenden Jahr öffnen sich für Bakunin die in Dresden, von Arnold Ruge herausgegebenen „Deutschen Annalen", in denen er nach Gefallen die aus seinen philosophischen Studien gezogenen Schlüsse entwickeln kann. Diese Schlüsse lösen sich ohne weiteres in eine Formel auf, welche ein eigentümlich helles Licht auf die ganze bewegte Existenz des berühmten Revolutionärs wirft. Für ihn, wie für Schopenhauer, ist das Uebel das Leben selbst. Wohlverstanden: dieser Gedanke ist mit etwas absonderlichen metaphysischen Ausdrücken umkleidet, wie die Philosophen, besonders die deutschen, sie lieben. Als guter Hegelianer ergeht Bakunin sich endlos über das „Positive" und das „Negative", die beiden Pole, worauf er alles bezieht. Für ihn ist das Negative das höchste Gut, und das Positive die Quelle aller Uebel. Ich sagte bereits in klarerem Stil, was man darunter zu verstehen hat. Aber während Schopenhauer schließt, daß man das Leben nicht hingeben soll, erwartet Bakunin, von überspannterer Natur, nur eine Gelegenheit um zu verkünden, daß man das Leben, daß man alles unerbittlich zerstören muß. Aus Deutschland, welches wir gewohnt sind als das Land zu betrachten, wo das Leben sich am meisten in Träume auflöst, aus Deutschland, der Indien am nächsten stehenden Tochter, mußte wohl der vielhundertjährige Pessimismus der alten Arier wiedergeboren werden. Für diejenigen, welche versucht sein möchten, in dieser Behauptung nur eine Rückerinnerung an die alten poetischen Legenden zu sehen, rufen wir uns nahe angehende Thatsachen zurück, die jedermann noch gegenwärtig sein können. So konnte vielleicht nur aus Deutschland die Schar von Erleuchteten hervorgehen, die nicht nur einen Akt der Vaterlandsliebe zu vollziehen glaubten, indem sie 1870 Frankreich feindlich überzogen, sondern die mit dem Gedanken kamen uns zu vernichten, weil wir in ihren Augen das „Uebel" auf Erden darstellten. Aber selbst in Deutschland war die Masse der Geister noch nicht vorbereitet, den Katechismus des Todes zu verstehen, welchen Bakunin 30 Jahre später im Verein mit Netschajew herausgeben sollte und der gewissermaßen das Evangelium der Anarchie geworden ist. Inzwischen stellte Bakunin, von einem gebieterischen Bedürfnis zu handeln

und zu zerstören getrieben, seine Begabung als Agitator in den Dienst aller revolutionären Bestrebungen, welchen er in Frankreich, Deutschland, Oesterreich begegnete, überall wo es eine Empörung zu nähren galt, und sollte sie auch einfach den Interessen der Bourgeoisie dienen. Elf Jahre lang russischer Gefangener, findet er bei seinem Entkommen den Socialismus schon breit entwickelt durch die Lassalleaner und Marxisten. Er möchte mit diesen gehen, sie beherrschen, aber er wird beargwöhnt, bald ausgeschlossen, und nun verfaßt er mit Netschajew seinen Katechismus der Revolution, worin er, wahrscheinlich weil er daran verzweifelt durch die Gesamt-Revolution etwas zu erreichen, die individuelle Revolution predigt, die eigentlich das geworden ist, was wir heute den Anarchismus nennen. Es ist unnütz, uns bei den socialen Theorien Bakunins aufzuhalten; sie sind, etwas wirr, den verschiedenen Theoretikern mit revolutionären Tendenzen entlehnt. Und ohne Zweifel gebraucht er sie nur als Lockspeise um Proselyten anzulocken, die seine bloße Zerstörungsdoktrin sicherlich nicht gewinnen würde. Augenscheinlich kennt er die Menschen genug um zu wissen, daß man auf die von der Härte des Lebens verbitterten Unglücklichen keinen Eindruck macht, indem man ihnen von der „Logik“ spricht, „der zufolge jede Entwicklung die Verneinung des Grundprinzips ist.“ Er wußte auch, daß er in ihnen keine sehr klare Idee, kein zum Handeln antreibendes Gefühl erwecken würde, wenn er ihnen darlegte, daß „Hegel den Kulminationspunkt der rein theoretischen Seite unsrer modernen Kultur bezeichnet, und daß er deshalb grade der Punkt ist, wo die notwendige Auflösung eben dieser Kultur beginnen muß.“ Derartige Phrasen schrieb er zur Befriedigung seines Geistes! aber er wußte, daß, um die Menschen zum Handeln zu bringen, man ihnen sagen müsse: „Ihr seid unfrei, befreit Euch; Ihr leidet, wehrt Euch,“ u. s. w. Er sagte es ihnen auch, er sagte alles, was erforderlich war, um den Willen zum Handeln hervorzurufen. Und es ist nicht zu leugnen, daß er stets aufrichtig war: all diese sekundären, so zu sagen taktischen Worte, die es nötig war immer in den Vordergrund zu stellen, mußten ihm als teilweise Wahrheiten erscheinen, in beständiger Uebereinstimmung mit dem großen Princip, welches heimlich sein ganzes Leben beherrschte. Ich will übrigens nicht behaupten, daß er sich die Dinge immer selbst klar gemacht habe so wie ich sie hier zusammenfasse, aber man braucht nur ein wenig sein Leben durchforscht, seine Schriften gelesen zu haben, um keinen Augenblick zu zweifeln, daß der Leitgedanke all seiner Handlungen, Ideen und Worte das von mir Genannte gewesen ist. Es ist hier nicht der Ort zu erörtern, ob Bakunin theoretisch recht hatte, und ob in der That — um mit ihm zu sprechen — das „Negative“ über das „Positive“ den Vorrang haben soll, oder um mich klarer auszudrücken, ob das Leben gut oder übel an sich ist. Bei einigem Nachdenken sieht man sogleich, daß es ungeheuren Hochmut beweist, eine Antwort auf eine solche Frage zu wagen; und es wird zur namenlosen Thorheit, sich nur einen Augenblick einzubilden, man könne eine Partei organisieren, um „das Leben“ zu vernichten, wie man eine Verschwörung organisiert, um eine Regierung zu stürzen. Man treibe irgend welchen Anarchisten in die Enge, und jeder wird zugestehen, ihr Traum sei dieser: die Welt zu vernichten, wenn sie sie nicht ändern können. Bei den Ungebildetsten unter ihnen hat dieser Gedanke tiefe Wurzeln geschlagen. In den Stunden der Entmutigung, wo sie an die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen zur Umwandlung der Gesellschaft glauben, erhitzt sich ihr verletzter Stolz unfehlbar bis zum Wunsch des allgemeinen Umsturzes. Und dies, ich wiederhole es, ist's hauptsächlich, warum man mit Grund die ganze anarchistische Propaganda an Bakunin anknüpfen kann.

* * *

Will man nun, trotz des Ganges, welchen die Entwicklung der anarchistischen Idee in Bakunins Geist genommen hat, dennoch die Anwandlung der terroristischen Mittel als eine einfache Taktik bezeichnen, weil sie dem Geist der meisten gegenwärtigen Anarchisten also erscheinen, dann wird man sich um so mehr fragen, was eigentlich der Anarchismus ist. Mich dünkt, man könnte antworten, er ist nichts Andres als die Ueberspannung der Idee der Freiheit, während der Socialismus die Ueberspannung der Idee der Gleichheit sein würde. Es liegt nicht im Zweck dieses Artikels, sich mit dem eigentlichen Socialismus zu beschäftigen; ich werde mich also nicht dabei aufhalten, das Bild der entsetzlichen Knechtung herauf zu beschwören, zu welcher uns die totale Verwirklichung der socialistischen Doktrinen führen würde. Auch genügt es, wenn man sich Rechenschaft darüber geben will, die Schriften der Gründer und der Parteileiter zu lesen, in denen man, oft meisterhaft dargestellt und mit vieler Logik hergeleitet, die Folgerungen finden wird, welche aus den gepredigten Lehren zu ziehen sind. Nur eines weiß man nicht: ob die Menschen nicht unendlich viel unglücklicher sein würden als heut zu tage; und es ist meine Ueberzeugung, daß sie dann in der That weit unglücklicher wären, selbst wenn, was man nicht wissen kann, das materielle Elend bedeutend vermindert wäre.

Aber lassen wir dies auf sich beruhen, um uns auf die anarchistischen Doktrinen zu beschränken, die als erste Notwendigkeit der künftigen Ordnung die unbegrenzte Freiheit eines Jeden aufstellen. Es hat den Anarchisten an so strengen Doktrinären gefehlt, wie sie an der Spitze der eigentlichen socialistischen Bewegung standen. Denn man kann weder Proudhon noch selbst Bakunin, noch neuerlicher Elisée Reclus, oder selbst Fürst Krapotkin als wirkliche Doktrinäre betrachten. Proudhon hat wohl unaufhörlich die Autonomie des Einzelnen beansprucht, aber mehr als Mittel denn als Zweck; mehr als Bürgschaft für die mögliche Verwirklichung seiner ökonomischen Träume denn als Grundlage allen Glückes. Was Krapotkins Werke betrifft, so sind sie ein Chaos süßer Träume und eines Gefühls, welches durch seine Naivetät rührend wirkt, hier und da durch Wutschreie unterbrochen, die man nicht als geeignete Argumente zur Unterstützung einer aufgestellten Thesis betrachten kann. Indessen, wenn man unter den streitbaren Anarchisten keine mächtigen Verteidiger des Individualismus findet, so giebt es dennoch besonders einen, dessen Werk ein beständiger Stützpunkt für die weitere Entwicklung der anarchistischen Lehre gewesen ist. Ich meine den Deutschen Max Stirner. Gleich Bakunin von der äußersten hegelianischen Linken ausgegangen, gab Stirner in Leipzig, 1845, sein berühmtes Buch: „Der Einzige und sein Eigentum" heraus. Man kann keine anarchistische Broschüre lesen, von welchem Parteigenossen sie auch sei, ohne darin die Ideen dieses Buches wiederzufinden, unvollständig, entstellt, weniger klar, aber alle sind, wenn auch nicht dem Buche entlehnt, doch darauf zurückzuführen. Bakunin hat übrigens viel daraus entlehnt. Persönlich hat Stirner keine Rolle in der Partei gespielt. Er lebte als armer unbedeutender Lehrer bis zum Alter von 40 Jahren, wo er das Buch herausgab. Nun verlor er alle seine Unterrichtsstunden, und starb 10 Jahre darauf zu Berlin in äußerster Dürftigkeit. Aber es ist ein wahres Meisterwerk, welches dieser arme unglückliche Privatstunden-Läufer hinterlassen hat. Giebt man die Grundidee dieses Buches zu, die vielleicht die irrigste ist, welche man erdenken kann, da sie nichts Andres als die Behauptung ist, daß wir nur existieren in so weit wir ein Individuum sind; diese Idee einmal zugestanden, sage ich, haben wir eins der bewundernswürdigsten Bücher vor uns, welche es giebt. Eine merkwürdige Ordnung, eine absolute Klarheit, eine seltene Gewalt der Logik, die ungeschwächt bis zu Ende durchgeht, ein kurzgefaßter, nerviger Stil, ein Ausdruck tiefster Aufrichtigkeit, kurz alle Eigenschaften, welche den Wert der großen Werke ausmachen, findet man in diesem Buche, das bei seinem Erscheinen nur geringschätzig behandelt wurde, obwohl es genug Bewunderung verdient, um es Wort für Wort zu widerlegen. Es kann nicht ausbleiben, daß diese seit 40 Jahren nicht vollzogene Arbeit in unsern Tagen ausgeführt wird. Während das zeitgenössische Deutschland sich sehr lebhaft mit den erst neuerdings erschienenen Werken des Philosophen Nietzsche zu beschäftigen anfing, sah es die Notwendigkeit ein, um diesen sicherer **beurteilen** — und sicherer **verurteilen** — zu können, einen Schritt rückwärts zu thun und die Schwesterarbeit Stirners wieder an's Licht zu ziehen. Seit den 2 letzten Jahren sind, zahlreiche Artikel ungerechnet, mehrere Bücher erschienen, welche die Theorien Stirners und Nietzsches neben einander prüfen. Einige Berliner anarchistische Gruppen berufen sich auf letzteren, obgleich er ebenso wenig ein Partei-Mensch gewesen ist wie Stirner. Und wahrscheinlich, könnte er in der Heilanstalt, in welche man ihn zu bringen genötigt war, noch begreifen, wie gewisse Wahnwitzige seine Theorien verwerten wollen, er würde nicht genug verächtliche Ausdrücke für sie finden. Ebenso erstaunt, denke ich mir, wäre **Stirner** gewesen, hätte er gewußt, daß im Namen von Grundsätzen ganz ähnlich den von ihm entwickelten, die Anarchisten die Gesellschaft erneuern wollen. Nur vermöge einer tollen Verkehrtheit können Menschen behaupten, daß sie sich bis zur Aufopferung des Lebens hingeben, um Freiheitsdoktrinen zum Siege zu verhelfen, welche zur denkbar vollständigsten Entfaltung der menschlichen Selbstsucht führen. Weder Stirner noch Nietzsche sind in diesen Widerspruch verfallen. Man höre Stirner, und man wird einsehen, daß man unmöglich aus seinen Ideen auf irgend ein selbstloses Handeln schließen kann. Im Namen eines fingierten menschlichen Wesens sagt er: „Ich habe nichts über mir, nichts außer mir, nichts in mir. Ich bin dem Geist nicht unterworfen; der Geist sowohl wie das Fleisch sind nur als Eigenschaften, als Eigentum meines Ich zu betrachten. Was man geistige Freiheit nennt, ist eine Sklaverei des Ich, denn das Ich ist **mehr** als Fleisch und Geist. Es fehlt der Sprache an Worten, um das Ich zu definieren. Das Ich ist das Unaussprechliche. Man sagt zuweilen von Gott: Kein Name vermag ihn zu bezeichnen; dies gilt für das Ich. Man sagt auch, daß Gott vollkommen sei, also nicht nach der Vollkommenheit trachten könne. Auch dies gilt von dem Ich. Wir sind nicht, wie die Religion sagt, alle Sünder, wir sind alle vollkommen, denn wir sind in jedem Augenblick

alles was wir sein können, und wir können nicht mehr sein, und brauchen nicht mehr zu sein. Ebenso wenig wie über mir, habe ich neben mir irgend etwas, das mich bindet und mir Pflichten auferlegt. Ich habe mich nicht als eine Individualität neben andern Individualitäten zu betrachten, sondern als die einzige Individualität, welche für mich existiert. Alles übrige — Menschen und Dinge — ist mein Gut, mein Eigentum, in dem Maße wie meine Kraft mir erlaubt es mir anzueignen, und da wo ich es will." Dieser Ausgangspunkt läßt leicht erraten, was aus all den moralischen Ideen wird, welche die wirkliche menschliche Moral ausmachen. Die Idee der Freiheit selbst ist nur noch unter dem initialen Gesichtspunkt der Vergötterung der Individualität einbegriffen: „Man ist frei, je nachdem man stark ist; es giebt keine wahre Freiheit als die welche man sich selbst nimmt." Staat, Religion, Humanität, Socialismus, alles verschwindet vor dem souveränen Ich, zählt nicht mehr mit für dasselbe. Die Worte: Recht, Pflicht, Moral haben keinen Sinn mehr. Selbst das Wort: Wahrheit, bedeutet nichts mehr: „Die Gedanken sind ein durch das Ich geschaffenes Werk, sie sind nicht das Ich. An eine Wahrheit glauben, heißt dem Ich entsagen." Jeder kämpft gegen alle, alle Waffen gelten, denn sobald man Stirners Vordersätze zugesteht, genügt es etwas zu begehren, um sofort volles Recht auf dessen Besitz zu haben. Was wäre die Gesellschaft, wenn jedermann also dächte? Stirner weicht in seinen Folgerungen von den naiven Predigern der Anarchie ab, die niemals ermangeln hinzuzusetzen daß, sobald der Individualismus frei von jeder Beschränkung sein wird, alle Welt sich untereinander verständigen und glücklich sein werde. Er begnügt sich, hinzuzufügen, daß da jede Individualität seine Unmacht gegenüber den andern Individualitäten empfindet, sie ohne Zweifel sich mit einigen dieser andern zu frei zusammentretenden Gruppierungen verbinden wird, in denen jeder nur sein persönliches Interesse im Sinn hat. Kurz, es ist die Ausbeutung aller durch jeden einzelnen, unfehlbar mit der Heuchelei als hauptsächliche Waffe, da die physische Stärke eines Jeden zu untergeordnet gegenüber der kleinsten möglichen Verbündung gegen dieselbe wäre. ... Würden nicht manche pessimistische Geister bereitwillig zugestehen, daß dies bis auf wenige Züge, genau das Bild unserer heutigen Gesellschaft ist; und daß es dann wirklich überflüssig erscheint, eine so beträchtliche Umwälzung in den Geistern hervorzurufen, um schließlich einfach wieder so anzufangen? Stirner, folgerichtiger gegen sich selbst als unsere Anarchisten, scheint übrigens nichts begehrt zu haben. Er schließt sein Buch mit den Worten: „Es geschah so wenig aus Menschenliebe wie aus Wahrheitsliebe, daß ich meine Gedanken in diesem Werk niedergelegt habe. Ich habe nur zu meinem Vergnügen geschrieben. Ich habe gesprochen, weil ich eine Stimme habe, und habe mich an die Menschen gewendet, weil ich . . . Ohren brauchte, damit meine Stimme gehört wurde."

* * *

Es würde schwer sein, auf wenigen Seiten Nietzsches Ideen zusammenzufassen. Anstatt mit dem kritischen Geist und der unerbittlichen Logik Stirners zu schreiben, hat er sich zumeist in Aphorismen, zuweilen in einer apokalyptischen Sprache ausgedrückt, er hat Schreie des Zorns oder der Verachtung ausgestoßen; zuweilen begnügt er sich mit ironischen Fragen, und verschmäht es, sie durch die Antwort zu ergänzen, welche sie zu fordern scheinen. Stirners Werk ist das Produkt einer Gehirnthätigkeit, die Nietzsches der Aussonderungsstoß eines Temperaments, welches kein andres Mittel sich zu bethätigen gefunden hat. Es ist anzunehmen, daß, welches immer die Lebensumstände des ersteren gewesen sein möchten, er nie etwas Anderes als ein Dialektiker geworden wäre; Nietzsche dagegen hätte z. B. ein vollkommener kleiner Tyrann werden können. Seine Redeweise ist oft dunkel, mit schönen lyrischen Glanzpunkten, ergreifenden Bildern, überströmender großartiger Leidenschaft. Seine Metaphysik ist verworrener, sein Ausgangspunkt weniger klar als der Stirners, von dem er übrigens bemerkbar abweicht. Stirner hatte das souveräne Ich zur Grundlage seiner Philosophie gemacht; Nietzsche scheint sich eher Schopenhauer zu nähern; aber anstatt alles in dem „Willen zum Leben" zusammenzufassen, wie dieser gethan hatte, modifiziert er diese Grundformel, beschränkt sie — möchte ich sagen; — er führt alles auf den „Willen zur Macht" zurück. Es scheint seltsam, daß mit einem derartigen Ausgangspunkt, sein Werk dennoch gleichsam die begeistertste Verteidigungsrede ist, welche je zu Gunsten der Freiheit erschien. Nichts ist jedoch logischer. Nietzsche wünscht die Welt von allen moralischen Fesseln und hundertjährigen Vorurteilen befreit zu sehen, er ruft aus vollem Herzen die zügelloseste Freiheit herbei, aber nur damit in jedem Augenblick diejenigen Wesen, welche die gründlichste Veranlagung zur Herrschaft haben, die anderen unterjochen mögen. Er erkennt zwei Arten von Moral an: eine Sklaven- und eine Herrenmoral. Die Menschheit hat bisher die erstere befolgt, sagt er, und nur die zweite verdient, befolgt zu werden. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt," sagt er ferner. Man begreift

leicht, daß, um dahin zu gelangen, seine Beweisführung fast in allen Punkten der Stirners entsprechen muß; und daß sowohl für den einen wie für den andern die Worte: Wahrheit, Moral, Gut, Recht u. s. w. u. s. w. keine Bedeutung mehr haben. Es war wichtig, diese beiden Namen zu nennen und die Aufmerksamkeit auf die Werke dieser Philosophen zu lenken, weil alle Verteidigungsschriften der Freiheit durch Anarchisten darin enthalten sind, und jene Werke vor diesen Schriften den Vorzug haben, vollständiger, logischer folgernd, oder wenigstens logischer in ihrer Leidenschaftlichkeit zu sein. Man sieht, daß die Idee der Freiheit, ins Extrem getrieben, zu dem führt, was Nietzsche den legitimen Despotismus nennen würde, oder auch zu dem heuchlerischen Banditentum, welches das Ergebnis einer nach Stirners Ideen sich gestaltenden Gesellschaft sein würde. Noch einmal, — werden gewisse Pessimisten sagen — haben wir nicht heut bereits ein wenig von dem allen, und es ist der Mühe wert, irgend etwas zu ändern um dahin zu gelangen?

* * *

Aber im Anarchismus ist noch etwas Anderes als das enthalten, vermöge eines Widersinnes, welcher unerklärlich wäre, wenn nicht gerade etwas Charakteristisches am Menschen darin bestände, daß er meistens unlogisch ist. Es ist nicht zu leugnen, daß eine bedeutende Zahl der Anhänger des Anarchismus zum großen Teil durch ein sehr reelles Gefühl des Mitleids und der Selbstlosigkeit zu Predigern der individualistischen Doktrinen geworden sind. Und deshalb gebührte es sich, trotz des Abscheues, welchen die Zulassung der Gewaltthätigkeit in ihrer Propaganda einflößt, sich kaltblütig zu fragen, was denn eigentlich die Anarchisten sind. In der That sie täuschen sich; wie ich auch glaube, daß die Socialisten sich täuschen. Sehr wahrscheinlich ist das Richtige, nämlich das den natürlichen Gesetzen Entsprechende, gerade die Ungleichheit der Lebenszustände. Was das Wort „Freiheit" betrifft, so dürfte es eigentlich gar keinen Sinn für die Deterministen haben, als welche sich doch die Mehrzahl der Theoretiker dieser Schulen ausgeben. Uebrigens wird den freiheitlichen und anarchistischen Ideen nie gründlicher der Prozeß gemacht werden als durch die Socialisten, ebenso wie die kollektivistischen Ideen keine erbitterteren Feinde haben als die Anarchisten; jeder der beiden Gegner giebt sich auf's Klarste Rechnung von den Fehlern des andern. Mich dünkt, ein vorurteilsfreier Beobachter müsse den Irrtum auf beiden Seiten erkennen. Aber zugleich muß er das Edle gewisser Beweggründe anerkennen, denen die Entstehung und Entwicklung dieser neuen Parteien zuzuschreiben ist. Ich halte mich nicht bei der Bemerkung auf, daß manche der Führer wohl vor allem Ruhm und Vorteil in ihrer revolutionären Laufbahn suchen. Kann sie ihnen nicht ebenso gut Verfolgung und Elend bringen? Und außerdem sind Ehrgeiz und persönliche Leidenschaften nicht das ausschließliche Erbteil der Revolutionäre. Andrerseits bin ich fern davon zu behaupten, daß sie das Monopol des Mitleids, des Erlernens, der Güte besitzen; ich halte übrigens ihr Mitleid mit den Elenden für sehr gefälscht im Prinzip, weil es mit Haß für andere Menschen verbunden ist; und ich halte es für entartet in den Resultaten, da es sich zunächst nur durch Ruinen und Ermordungen zu bethätigen vermag. Aber schließlich ist es einmal vorhanden, und man muß sagen, es hat nur zu viel Veranlassung, in Wirksamkeit gesetzt zu werden. Sicherlich würde es nicht schwer sein, unter den Anti-Revolutionären jeden Ranges und jeder Partei eine weit größere Anzahl guter und dem Mitleid offener Seelen zu finden, einem weit reellerem und ebenfalls thätigem Mitleid, das aber nicht Zerstörung und Unheil verursacht. Dennoch bleibt es nicht weniger wahr, daß wenn auch alle Mitglieder der Gesellschaft persönlich gütig und mildthätig wären — wovon wir vielleicht weiter als je entfernt sind — die Gesellschaft dennoch dem ausgesetzt bliebe, daß ihr täglich neue Empörer erstehen, so lange sie, als Gesellschaft, in den Wegen des Egoismus wandelt, worin sie verharren zu wollen scheint. Die individuelle Gutheit konnte genügen, so lange die Menschen in geringen Massen zusammen lebten; die neuen Lebensbedingungen würden gegenwärtig verlangen, daß die Seele der Nation selbst von dem Geist der Liebe und Opferwilligkeit durchdrungen sei. Die Revolutinäre werden das Gute gehabt haben uns zu zeigen, klarer als wir es uns je selber eingestanden hätten, wie fern wir noch von diesem Ideal sind, und wie kleinlich die Anstrengungen, welche wir zu machen scheinen, um uns ihm zu nähern. Die Selbstsucht der Gesellschaften, das ist die Wunde, welche an ihnen zehrt. Man weiß, daß manche ungeduldig gewordenen Kranke ihre eigenen Wunden reizen. Ihre Finger krümmen sich fast unbewußt dazu. Sollen sie sich deshalb die Hand abschneiden? Heilen wir unser Uebel, wenn wir die Anarchisten, die Revolutionäre unterdrücken? Wenn der Körper gesund ist, geneset man schnell. So müßte man denn zunächst den Körper reinigen. Wie aber? Ich habe nicht gesagt, daß dies leicht sei. Aber es giebt ein schönes Wort, welches vor hundert Jahren in den Wahlspruch unserer Re-

publik aufgenommen wurde, das einzige sinnvolle Wort, welches darin zu lesen ist: Brüderlichkeit. Wir haben es alle vergessen; sollte es nicht Zeit sein, uns desselben zu erinnern? Die größte moralische Umwandlung, die jemals auf Erden geschah, fand sie nicht statt, weil während einiger Jahrhunderte die Menschen jene Vorschrift ausübten, welche einigen armseligen Fischern von Galiläa Der zurief, dessen Lehre in den einfachen Worten enthalten ist: „Liebet euch unter einander". Jean Thorel.

„Der revolutionäre Geist des Judentums"

nennt sich eine Studie, die Bernard Lazare in der interessanten Pariser Wochenschrift, „Revue bleue", veröffentlicht. Obgleich die Ausführungen für den Rahmen unserer Rundschau etwas breit sind, und obwohl sie vielleicht berechtigten Widerspruch herausfordern, geben wir sie doch fast unverkürzt wieder, weil es uns anziehend erscheint, den Gegenstand in französischer Beleuchtung zu betrachten. Ein Enkel der großen Revolution und wissenschaftlicher Vertreter des anarchistischen Kommunismus macht den Juden, als Revolutionären par excellence, sein Kompliment. Aus welchen Gründen der rebellische Geist des israelitischen Volkes stammt, sucht Lazare nachzuweisen. Er sagt: „Indem ich diese Studie schreibe, nehme ich mir nicht vor, wie viele es gethan haben, eine Untersuchung über den jüdischen Kommunismus an sich anzustellen. Uebrigens darf man an der Thatsache, daß die sogenannten Mosaischen Satzungen durch socialistische Grundsätze beeinflußt wurden, nicht notwendig den Schluß ziehen, daß der revolutionäre Geist Israel stets geleitet habe. Kommunismus und Revolution sind keine untrennbaren Bezeichnungen, und wenn wir heutigen Tages das erste dieser Worte nicht aussprechen können ohne leider auch des andere heraufzubeschwören, so liegt das an den staatswirtschaftlichen Bedingungen, denen wir unterworfen sind, und daran, daß wir eine Umwandlung der gegenwärtig bestehenden auf dem persönlichen Eigentum beruhenden Gesellschaft ohne einen gewaltsamen Riß für unmöglich halten. In einem kapitalistischen Staat wird der Kommunismus als ein Revolutionär betrachtet; aber man giebt sich nicht Rechenschaft darüber, daß im socialen Staat ein Verfechter des Privateigentums ebenso angesehen werden würde. In dem einen wie in dem andern Falle wäre eine derartige Auffassung richtig, denn „Kapitalist" und „Individualist" können, bald das Eine und bald das Andre, zugleich eine Unzufriedenheit und ein Verlangen nach Aenderung ausdrücken, was die Eigentümlichkeit des revolutionären Geistes ist. Wenn man, mit Renan, von den Juden sagen konnte, daß sie ein Element des Fortschritts oder wenigstens der Umgestaltung waren, wenn man sie als Revolutionsfermente betrachten konnte, und zwar zu allen Zeiten, wie wir sehen werden, so ist das nicht wegen der Gesetze über die Nachlese, über die Löhnung der Arbeiter, über die Rückgabe ausgepfändeter Kleidungsstücke, über die Sabbath- und Jubeljahre, die man im Exodus, im Numerus, im Leviticus 2c. findet, sondern weil sie stets Unzufriedene waren. Ich will damit nicht behaupten, daß sie einfach Frondeurs waren, oder systematische Gegner jeder Regierung, — denn sie waren nicht einzig gegen einen Ahab oder einen Ahaziah aufgebracht — sondern der Stand der Dinge befriedigte sie nicht; sie waren beständig unruhig, in Erwartung eines Besseren, das sie niemals verwirklicht fanden. Ihr Ideal war nicht das Ideal derer, die sich mit der Hoffnung begnügen; dazu war es nicht hoch genug: sie konnten ihr Verlangen nicht durch Träume und Phantasiegebilde einschläfern. Sie glaubten sich berechtigt zu sofortiger Befriedigung, nicht bloß zu fernen Verheissungen. Daher die beständige Aufregung der Juden, die sich nicht allein in der Prophetie, im Messianismus und im Christianismus zeigt, der dessen höchste Spitze ist, sondern auch nach ihrer Zerstreuung, und da in einer individuellen Form. Die Ursachen, die diese Erregung hervorbrachten, sie nährten, und sie in der Seele einiger modernen Juden fortpflanzten, sind keine äußerlichen Ursachen, wie etwa die thatsächliche Tyrannei eines Fürsten, eines Volkes oder einer grausamen Gesetzgebung; es sind innere Ursachen, nämlich solche die aus dem Wesen des hebräischen Geistes selbst kommen. In der Idee, die die Israeliten sich von Gott machten, in ihrer Auffassung des Lebens und des Todes, muß man die Gründe der rebellischen Empfindung suchen, die sie beseelten.

* * *

Für Israel ist das Leben eine Wohlthat, das Dasein, das Gott dem Menschen verliehen hat, ist gut: zu leben, war ein Glück an sich. Wenn der „Prediger" in einem flüchtigen Augenblick aussprach, der Tag des Todes sei dem der Geburt vorzuziehen, so war sein Gedanke hellenisch (?) gefärbt, und sein Ausspruch hat nur individuellen Wert. Nach der Auffassung des Hebräers soll das Leben dem menschlichen Geschöpf alle Freuden gewähren, und einzig von ihm hat er sie zu erwarten. Der Tod dagegen ist das wahre Uebel für den Menschen, die größte aller Heimsuchungen: er ist so grausig und fürchterlich, daß von ihm getroffen zu werden als die schwerste Strafe gilt. „Möge

der Tod als meine Buße gelten", sagte der Sterbende, denn er konnte sich keine schwerere Strafe denken als zu sterben. Die einzige Belohnung, die die Frommen begehrten, war, daß Jahve sie alt und lebenssatt sterben lasse, nach fröhlichen im Ueberfluß verlebten Jahren. Und welche andere Belohnung als diese hatten sie auch zu erwarten? Sie glaubten nicht an ein zukünftiges Leben, und erst später, unter dem Einfluß der Perser vielleicht, nahmen sie die Unsterblichkeit der Seele an. Für sie hörte das Sein mit dem Leben auf; es schlummerte bis zum Tage der Auferstehung, es hatte nur von diesem Dasein etwas zu hoffen, und die Strafen, die das Laster bedrohen, sowohl wie die Befriedigungen, die die Tugend begleiten, gehören alle dieser Welt an. So ist denn die Philosophie des Juden, oder besser gesagt seine Glückseligkeitslehre, sehr einfach; er spricht mit dem Prediger: „Darum merkte ich, daß nichts Besseres darinnen ist, denn fröhlich sein und ihm gütlich thun in seinem Leben".*) Realist also, sucht er sich das Leben seinen Wünschen entsprechend auf's Beste einzurichten: da ihm nur eine beschränkte Zahl von Jahren zugemessen ist, will er sie genießen, und es sind nicht sittliche Freuden, die er begehrt, sondern materielle, dazu angethan sein Dasein zu verschönern, es angenehm zu machen. Da es kein Paradies giebt, so kann er als Vergütung für seine Treue, seine Frömmigkeit von Gott nur greifbare Gunstbezeigungen erwarten: keine unbestimmten Verheißungen, gut für die, die ein Jenseits suchen, sondern vollgestaltige Wirklichkeiten, die einen Zuwachs an Glücksumständen, eine Vermehrung seines Wohlergehens ausmachen. Sah der Jude sich in den Vorteilen getäuscht, die er für seine Treue erwarten zu dürfen glaubte, so war seine Seele auf's Aeußerste verstört; mit Hiob glaubte er lieber, er habe unwissentlich gesündigt, und Jahve, nachdem er ihn seine Vergehen durch die Armut habe abbüßen lassen, werde mit ihm verfahren wie mit Hiob, dem „zweifältig so viel, als er gehabt hatte", zu Teil wurde.**) Da er keine Hoffnung künftigen Ersatzes hatte, konnte der Jude sich in die Unglücksfälle des Lebens nicht ergeben; erst sehr spät konnte er sich über seine Uebel durch den Gedanken an die himmlische Seligkeit trösten. Den Plagen, die ihn trafen, trat er weder mit dem Fatalismus des Muselmanns noch mit der Ergebung des Christen entgegen: er antwortete durch Auflehnung. Im Besitz eines konkreten Ideals wollte er dies verwirklichen, und alles, was dessen Kommen verzögerte, erregte seinen Zorn. Diejenigen Völker, die an ein Jenseits glaubten, sich in süßen tröstlichen Chimären wiegten, sich durch den Traum von der Ewigkeit einschläfern ließen, die an das Dogma von Belohnungen und Strafen, von Paradies und Hölle glaubten, all' diese Völker haben die Armut, die Krankheit gesenkten Hauptes hingenommen. Der Traum von den zukünftigen Freuden hielt sie aufrecht. Sie trösteten sich über die Ungerechtigkeiten der Welt, in dem Gedanken an die Wonnen, die ihnen in jener zu Teil werden würden; sie beugten sich klaglos vor dem tyrannisierenden Starken, in Erwartung der paradiesischen Seligkeiten. „Der Haß gegen die Ungerechtkeit wird außerordentlich abgeschwächt durch die Gewißheit eines Ausgleichs jenseits des Grabes", sagt E. Renan. Wie wenig bedeuten in der That für diejenigen Völker, die an ein ewiges Leben nach dem Tode glauben, während dessen die höchste unwandelbare Gerechtigkeit herrschen wird, wie wenig bedeuten für sie die kurzen irdischen Ungerechtigkeiten, von denen der Tod befreit? Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele rät zur Ergebung; dies ist so wahr, daß man die jüdische Steifnackigkeit nachlassen sieht in dem Maß wie das Dogma der ewigen Fortdauer sich in Israel befestigt. Aber diese Idee des Weiterlebens und der persönlichen Fortdauer trägt durchaus nicht dazu bei, die sittliche Seite bei den Juden auszubilden. Anfangs teilten sie nicht die Hoffnungen der Pharisäer, die nachher kamen; sobald Jahve ihre Augen schließen würde, wartete ihrer nur noch das Grausen des Schnol. Das Leben ging ihnen denn auch über Alles; sie suchten es durch jedes erdenkliche Glück zu verschönern und diese glühend leidenschaftlichen Idealisten, die die reine Idee des Einen Gottes zu fassen vermochten, sie waren durch einen ergreifenden und erklärlichen Gegensatz die schroffesten Sensualisten. Jahve hatte ihnen eine gewisse Anzahl Jahre auf Erden gewährt; er forderte während dieser dem Hebräer immer noch zu kurzen Lebensfrist eine treue, gewissenhafte Verehrung, der Hebräer verlangte von seinem Herrn thatsächliche Vorteile. Es ist die Idee des Vertrags', die die ganze israelitische Theologie beherrscht. Erfüllte der Israelit seine Verpflichtungen Jahve gegenüber, so forderte er auch Gegenseitigkeit. Wenn er sich benachteiligt glaubte, wenn ihm seine Rechte mißachtet schienen, so hatte er keinen Grund es geduldig abzuwarten, denn jede Minute Glück, die er verlor, war eine ihm geraubte Minute, die ihm nie zurückerstattet werden konnte. Auch hielt er auf die vollständige Ausführung

*) Prediger III, 12.
**) Hiob XXII, 10.

der gegenseitigen Verpflichtungen; zwischen ihm und seinem Gott sollte die Wage gleich stehen, er führte eine genaue Rechnung über seine Pflichten und seine Rechte, es machte diese Rechnungsführung einen Teil seiner Religiosität aus, und Spinoza sagte ganz richtig: die religiösen Dogmen bei den Hebräern waren nicht Lehren, sondern Vorschriften: die Frömmigkeit war die Gerechtigkeit, die Gottlosigkeit bestand in der Ungerechtigkeit und dem Verbrechen. Der Mensch, den der Jude preist, ist nicht der Heilige, nicht der Ergebene, es ist der Gerechte. Der Barmherzige ist für die Leute von Juda nicht vorhanden; von Barmherzigkeit kann in Israel nicht die Rede sein, nur von Gerechtigkeit; das Almosen ist nur eine Wiedererstattung. Denn wie hat Jahve gesagt? Er spricht: Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein: er spricht ferner: Du sollst weder vorziehen den Geringen, noch den Großen ehren; sondern du sollst deinen Nächsten recht richten. Dieser Auffassung entsprang in der israelitischen Urzeit das Gesetz der Wiedervergeltung. Offenbar mußten schlichte Köpfe, von der Idee der Gerechtigkeit durchdrungen, unabweislich zu dem Ausspruch gelangen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Erst später milderte sich die Strenge des Gesetzes, als man den Begriff der Billigkeit richtiger auffaßte.

* * *

Das Jehovahtum der Phropheten spiegelt diese Anschauungen wieder. Der Gott, den sie preisen, will: Es soll das Recht geoffenbaret werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom; er spricht: Denn ich, Jahve bin es, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden, denn solches gefällt mir. — Die Gerechtigkeit kennen, heißt Gott kennen, und die Gerechtigkeit wird ein Ausfluß der Gottheit, sie nimmt einen geoffenbarten Charakter an. Für Jesaias, Jeremias, Ezechiel macht sie einen Teil des Dogmas aus, sie ist während der sinaitischen Gotteserscheinungen verkündet worden, und allmählich entsteht die Idee: Israel soll die Gerechtigkeit verwirklichen. Dies ist das Verlangen, das alle diese großen Verkünder, vor und nach der Gefangenschaft, leitet. Wenn das auserwählte Volk nicht Gerechtigkeit übt, so wird es wie für seine Abgötterei bestraft werden. Wird es in die Knechtschaft geführt, so geschieht dies nicht allein, weil es Aschera oder Kamosh angebetet, auf den „Höhen“ geopfert, das Heiligtum entehrt hat, sondern auch, weil es in Ungerechtigkeit versunken ist. Alle Prophetenschulen waren von diesen Gedanken durchdrungen. Die Propheten glaubten sich gesendet, um der Gerechtigkeit zur Herrschaft zu verhelfen. Was sie am meisten befremdete, war offenbar die Ungleichheit der Lebensstellungen: so lange es Reiche und Arme gab, konnte man die Herrschaft der Billigkeit nicht erwarten. Nach dem Ausspruch der von Gott inspirierten nabis, waren die Reichen das Hindernis der Gerechtigkeit, und diese konnte nur durch die Armen herbeigeführt werden. Auch die Anavim und die Ebionim, die Betrübten und die Armen, sammelten sich um die Propheten, ihre Vertreter. Mit ihnen vereinigten sie sich im Einspruch gegen die Erpressungen; dafür stellten die Propheten sie als Muster auf, und entwarfen nach ihnen das Bild des Gerechten: Der „in Gerechtigkeit wandelt und redet, was recht ist; wer Unrecht hasset samt dem Geiz, und seine Hände abziehet, daß er nicht Geschenk nehme; wer seine Ohren zustopfet, daß er nicht Blutschulden höre, und seine Augen zuhält, daß er nichts Arges sehe.“ Sie zeigten den Reichen ihre Pflicht, und sprachen im Namen Jahves: Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche Du mit Unrecht verbunden hast; gieb frei, welche Du drängest; reiß weg allerlei Last; brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus; so du Einen nackend siehest so kleide ihn. Nach der Rückkehr aus Babylon bildete die jüdische Bevölkerung einen beträchtlichen Kern Armer, Gerechter, Frommer, Niedriger. Ein großer Teil der Psalmen ging aus ihrer Mitten hervor. Die Psalmen sind zum großen Teil heftige Schmähungen gegen die Reichen; sie symbolisieren den Kampf der Ebionim gegen die Mächtigen. Wenn die Psalmisten zu den Besitzenden reden, zu den „Vollen“ so sprechen sie etwa mit Amos: Höret dies, die ihr den Armen unterdrücket und die Elenden im Lande verderbet, — und in all diesen Dichtungen, zwischen dem babylonischen Exil und den Makkabäern (589 bis 167) geschrieben, wird der Arme verherrlicht. Er ist der Freund Gottes, sein Prophet, sein Gesalbter; er ist gut, seine Hände sind rein; er ist unbestechlich und gerecht; er gehört zu der Herde, deren Hirt Gott ist. Der Reiche ist der Böse; er ist ein Mann der Gewaltthat und des Blutvergießens; er ist schlau, treulos, hochmütig; er thut das Ueble ohne Veranlassung; er ist verächtlich, denn er beutet den Armen aus, unterdrückt, verfolgt und verschlingt ihn. Aber sein Hauptverbrechen ist, daß er nicht Gerechtigkeit übt; denn es giebt bestochene Richter, welche die Armen a priori verurteilten. Aufgestachelt durch die Worte ihrer Dichter, beruhigten die Ebionim sich bei ihrem Elend nicht, gefielen sich nicht in ihren Uebeln, ergaben sich nicht in die Armut. Im Gegenteil, sie träumten von einem Tage, der sie rächen würde für die Unbill und

Schmach, von dem Tage wo der Gottlose niedergeworfen und der Gerechte erhöht werden würde: von dem Tage des Messias. Die messianische Aera sollte für alle diese Geringen die Aera der Gerechtigkeit werden. War das nicht die Zeit, von welcher Jesaias gesagt hatte: Siehe ich breite aus den Frieden bei ihr wie einen Strom . . . . und es soll nicht mehr gehört werden die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens. Sie werden Häuser bauen und bewohnen; sie werden Weinberge pflanzen und derselbigen Früchte essen. Sie sollen nicht bauen, daß ein Anderer bewohne, und nicht pflanzen, daß ein Anderer esse. Als Jesus kam, wiederholte er die Worte der Psalmisten unter den Ebionim: Selig die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden; er brandmarkt die Reichen mit den Worten: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher eingehe in das Himmelreich. In diesem Punkt ist die christliche Lehre durchaus jüdisch, ganz und gar nicht hellenisch; und unter den Ebionim fand Jesus auch seine ersten Anhänger. Die Auffassung also, die die Juden von dem Leben und dem Tode hatten, lieferte ihrem revolutionären Geist das erste Element. Von der Idee ausgehend, daß das Gute d. h das Gerechte, sich nicht erst jenseits des Grabes verwirklichen soll — da jenseits des Grabes der Schlaf ist bis zur Auferstehung des Leibes — sondern schon in diesem Leben, so suchten sie nach der Gerechtigkeit, und weil sie diese niemals fanden, so erhielt sie dies in beständiger Aufregung, fortwährend unbefriedigt. Das zweite Element gab ihnen ihre Auffassung von der Gottheit. Diese führte sie zu dem Begriff von der Gleichheit der Menschen, und sogar bis zur Anarchie; zur theoretischen Anarchie, denn eine Regierung hatten sie ja stets, aber auch zur wirklichen in dem Sinne, daß sie der Regierung nie von Herzen anhingen.

* * *

Mochten nun die Juden Jahve als ihren Nationalgott verehren, mochten sie sich mit den Propheten zu dem Glauben an einen einigen und allgemeinen Gott aufgeschwungen haben, niemals haben sie über das göttliche Wesen spekuliert. Der Judaismus stellt sich keine der wesentlichen metaphysischen Fragen, sei es über das Jenseits, sei es über die Natur Gottes. Die erhabenen Spekulationen stehen in keiner Beziehung zu der Schrift, sagt Spinoza, und was mich betrifft, so habe ich keinen der ewigen Attribute Gottes durch die Heilige Schrift erfahren, noch erfahren können; und Mendelssohn setzt hinzu: der Judaismus hat uns keine der ewigen Wahrheiten offenbart. Die Israeliten betrachteten Jahve als einen himmlischen Herscher, der seinem Volk eine Verfassung erteilt habe; er gab bindende Versprechungen und forderte dafür Gehorsam gegen seine Gesetze und Vorschriften. Nach der Auffassung der alten Hebräer und später der Talmudisten, konnten einzig die Kinder Israels (Bene-Israël) die von Jahve erteilten Vorrechte genießen; nach den Propheten konnten alle Nationen sie beanspruchen, da Jahve ja der allgemeine Gott war. Jahve war das höchste Haupt des hebräischen Volkes; er war der allmächtige und furchtbare Gebieter, der alleinige König, eifersüchtig auf sein Ansehen, diejenigen grausam strafend, die sich gegen seine Allmacht auflehnen würden. Zu ihm sollte stets jeder gute Jude seine Zuflucht nehmen, im guten wie im üblen Geschick. Es war ein Verbrechen, sich an Menschen zu wenden und nicht an den Gott Jahve, und daß Jehuda Makkabi sich mit Rom und mit Mithridates I. verbündet hatte, zog ihm diesen Fluch des Rabbi Jose-ben-Johanan zu: „Verflucht sei, wer sich auf fleischliche Kreaturen verläßt und sein Herz von Jahve abwendet! — Jahve ist deine Stärke, dein Schild, deine Veste, deine Hoffnung, sagen die Psalmen. Alle Juden sind Jahves Unterthanen; er selbst hat es gesagt: Meine Knechte sind die Kinder Israels. — Welche Autorität kann nun höher stehen als die göttliche? Jede Regierung, welche es auch sei, ist schlecht, da sie dahin zielt, sich an die Stelle der göttlichen zu setzen; sie muß bekämpft werden, da Jahve das einzige Haupt der judäischen Republik ist, der Einzige, dem der Israelit Gehorsam schuldet. Wenn die Propheten die Könige schmäheten, drückten sie die Empfindungen Israels aus. Sie liehen den Gedanken der Armen, der Niedrigen Worte, aller derer, die unmittelbar unter der Macht der Könige oder der Reichen leidend, schon deshalb um so geneigter waren, das durch diese Tyrannei gestützte Gute zu kritisieren oder zu verneinen. Da sie niemand außer Jahve als Herrn ansahen, so waren diese Anavim, diese Ebionim dahin gedrängt, sich gegen die menschliche Obrigkeit aufzulehnen; sie konnten sie nicht anerkennen und in den Epochen der Volkserhebungen sah man Zadok und Juda, den Galiläer, die Zeloten mit sich fortreißen unter dem Rufe: Nennet niemand euern Herrn! — Zadok und Juda handelten logisch; wenn man seinen Tyrannen in den Himmel versetzt, kann man hienieden keinen ertragen. Da keine Autorität neben der Jahves bestehen konnte, so folgte daraus unerläßlich, daß kein Mensch sich über die andern erheben dürfe; der harte, himmlische Gebieter führte zur irdischen Gleichheit und schon der ursprüng-

liche Mosaismus trug diese sociale Gleichheit in sich. Vor Gott sind alle Menschen gleich; sie sind gleich vor dem Gesetz, da das Gesetz eine göttliche Ausströmung ist; und die Unglücklichen sagen mit Recht von den Reichen zu Nehemiah: Unser Fleisch ist wie das Fleisch unserer Brüder: unsere Kinder sind wie ihre Kinder. Gott selbst gebietet diese Gleichheit, und wiederum sind die Mächtigen das Hindernis zu deren Verwirklichung. Die Armseligen, die in Gemeinschaft leben, führen sie aus; sie befolgen die kommunistischen Vorschriften des Leviticus, des Exodus, des Numerus, und diese Vorschriften, diese gleichmacherischen Ideen hatten sie begeistert. Die Reichen vergessen, daß Gott alle Menschen aus dem gleichen Erdenschlamm formt, sie verkennen die von Gott ausgesprochene Gleichheit. Auch drücken sie das Volk, sie füllen ihre Häuser mit dem Raub des Armen, sie weiden seinen Weinberg ab, sie haben die Witwen und Waisen zu ihrer Beute gemacht, und ihre Ungerechtigkeiten schaffen die Ungleichheit. Gegen sie, gegen diese Besitzenden und diese Großen schleudern die Propheten ihre Verdammung, donnern die Psalmisten: Gott der Rache, Ewiger, Gott der Rache, erscheine! Sie werfen dem Reichendie Fülle seiner Schätze, seinen Luxus, seine Liebe zur Sinnenlust vor: alles was dazu beiträgt, ihn materiell über seine Brüder zu erhöhen, alles was ihm diesen gottlosen Hochmut einflößen kann, sich aus einem andern Staub geschaffen zu glauben, als den Hirten auf dem Berge, der seine Schafe weidet und Gott fürchtet; alles was ihn diese göttliche Wahrheit vergessen läßt: die Menschen sind gleich unter einander, denn sie sind alle die Kinder Jahves, der jedem seiner Unterthanen einen gleichen Anteil an der von ihm bearbeiteten Erde zudachte, ein gleiches Teil von Genuß und von Glück. Der Haß des Israeliten gegen den reichen Begünstiger von Ungerechtigkeit verstärkte sich durch einen Haß gegen den Reichen, der die Vorschriften der Gleichheit nicht gelten läßt. Da er dem Reichtum keinen göttlichen Ursprung zuschreiben, nicht glauben konnte, daß Gott ihn austeile und den Pakt breche, der ihn seiner Nation gegenüber verpflichtete, so stellte er den Satz auf, daß alle Habe aus dem Uebel, aus der Sünde stamme, daß alles Gut unrechtmäßig erworben sei. Um seine Ideen von Gerechtigkeit und Billigkeit mit der wirklichen Welt zu vereinigen, die ihm einen David zeigte, der die Frau des Uri wegnahm, Ahab, der Nabob beraubte, erklärte er das Wohlergehen des Bösen für ein reines Blendwerk ohne Dauer, und daß früher oder später der furchtbare Zebaoth seine Hand ausstrecke über die, welche sein Gesetz übertreten, und sie in ihr Nichts zurückwerfe. Dessenungeachtet sahen die Armen, die Anavim ihr Verlangen nicht in Erfüllung gehen; immer noch breiteten vor ihren Augen die Reichen sich aus, ihres Elends spottend. Nun schrieben sie ihren eigenen Sünden die Not zu, die sie heimsucht sie übertrugen ihre Hoffnungen auf die Zeit des Messias, auf die Zeit, wo alle Menschen gerechtes Gericht finden, wo alle gleich, alle frei sein würden, denn sie hatten die Liebe zur Freiheit. Diese Leidenschaft trug auch dazu bei, den revolutionären Geist der Juden auszubilden; und wenn ich hier von Freiheit spreche, so meine ich nicht die politische. Der Gedanke der politischen Freiheit entstand in Israel hauptsächlich zur Zeit des Antiochos und in der Epoche der römischen Herrschaft, als die Prokonsuln religiöse Verfolgungen unterhielten, und dadurch die großen nationalistischen Bewegungen der Zeloten und Sikarier erregten. Aber der Begriff der politischen Freiheit reifte erst spät, der der individuellen dagegen bestand stets bei den Israeliten, denn er war ein unumgänglicher Zusatz zu ihrem Dogma über die Gottheit, erfloß aus ihrer Theorie von der Schöpfung des Menschen. Nach dieser Theorie kommt alle Macht Gott zu, und kein anderer als Jahve vermochte den Juden zu lenken. Er hatte von seinen Handlungen einzig dem Adonaï Rechenschaft zu geben, der Himmel und Erde regiert; keiner Seinesgleichen hatte das Recht sein Thun zu beschränken oder ihm seinen Willen aufzuzwingen. Den irdischen Geschöpfen gegenüber ist der Jude frei, und er soll es sein. Diese Ueberzeugung machte den Juden unfähig zur Disciplin und Unterordnung, sie bestimmte ihn alle Fesseln zu verschmähen, womit Könige oder Patrizier ihn binden wollten, und die Fürsten Judas herrschten stets nur über ein Volk von Aufrührern, das unfähig war, irgend ein Joch, irgend einen Zwang zu ertragen. Man hätte glauben sollen, bei dieser Denkungsart würden die Juden ihre Freiheit in die Hände irgend eines von ihnen anerkannten Gebietes niedergelegt haben; keineswegs; auch wurden sie niemals Fatalisten wie die Muselmänner. Sie erhielten Jahve gegenüber ihren freien Willen aufrecht, und während sie sich unter die Gebote des Herrn beugten, richteten sie sich ihm gegenüber auf, um die Wesenheit und Unverletzlichkeit ihres Ich zu behaupten. Waren sie nicht nach dem Bilde Gottes gemacht, und war ihr Sein nicht ein Teil dieses Gottes? Weil sie nach ihrem Schöpfer geformt waren, durften ihre Menschenbrüder nicht die Entweihung begehen, sie zu unterdrücken; aber auch Jahve, der den Menschen den Verstand verliehen, hatte nicht das Recht, sie

an der Benutzung dieses Verstandes nach ihrem freien Ermessen zu hindern. Die Geschichte des Streits zwischen Rabbi Elieser und den Rabbinen, seinen Kollegen, giebt uns ein sehr treffendes Beispiel, und verdient berichtet zu werden. Im Verlauf einer Schuldiskussion ließ die göttliche Stimme sich vernehmen, und in den Streit sich mischend, gab sie Rabbi Elieser Recht. Aber die Kollegen des Begünstigten nahmen die himmlische Entscheidung nicht an; einer von ihnen, Rabbi Joina, erhob sich und erklärte: Nicht geheimnisvolle Stimmen sind es, die Mehrheit der Weisen ist es, die fortan über Fragen der Lehre entscheiden soll. Die Vernunft weilt nicht mehr im Himmel verborgen, nicht mehr droben wohnt das Gesetz; es ist für die Erde gegeben worden; und der menschlichen Vernunft kommt zu, es zu verstehen und auszulegen. Wurden sogar die göttlichen Worte also empfangen, wenn sich sich erlaubten den Individuen Gewalt anzuthun und der menschlichen Vernunft einen fremden Willen aufdringen zu wollen, welche Aufnahme mußten erst menschliche Worte finden! Renan sagt mit Recht von den Semiten: Nichts hält in diesen Seelen stand gegen das unbeugsame Gefühl des Ich", und dies gilt ganz besonders von den Juden. Nächst Jahve glaubten sie nur an ihr Ich. Der Einheit Gottes entsprach die Einheit des Wesens; dem absoluten Gott das absolute Ich. Auch war die Subjektivität stets der Grundzug des semitischen Charakters; sie führte die Juden oft zum Egoismus, und indem dieser Egoismus bei den Talmudisten sich bis zur Uebertreibung steigerte, so wollten diese schließlich in Betreff der Pflichten nur die gegen sich selbst anerkennen. Diese Subjektivität erklärt, eben so sehr wie der Monotheismus, die von den Juden in allen bildenden Künsten bewiesene Unfähigkeit. Was ihre Litteratur betrifft, so war sie durchaus subjektiv; die jüdischen Propheten sowohl wie die Psalmisten, wie die Dichter des Hiob und des Hohenliedes, wie die Moralisten des „Predigers" und der „Weisheit Salomonis" kannten nur sich selbst, und verallgemeinerten ihre persönlichen Anschauungen oder Empfindungen. Diese Subjektivität läßt auch verstehen, warum die Juden zu allen Zeiten und auch noch in unseren Tagen, so viel Anlage zur Musik, der subjektivesten, aller Künste, gezeigt haben. Sie waren also unleugbare Individualisten, und diese Menschen, so eifrig im Verfolgen ihrer irdischen Vorteile, erscheinen uns, vermöge der unnachgiebigen Auffassung ihres Ichs, als unentwegte Idealisten. Nun ist aber der Individualist, durchdrungen vom Idealismus, überall und immer ein Rebell gewesen, und wird es stets sein. Er wird Keinem, wer es auch sei, jemals erlauben, sein geheiligtes Selbst zu vergewaltigen, und kein Wille wird gegen den seinigen sich geltend machen können.

* * *

Wir haben all die Elemente entwickelt, aus denen sich der revolutionäre Geist im Judentum bildete: es waren die Ideen der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Freiheit. Jedoch wenn unter den Nationen die israelitische die erste war, die diese Ideen über Alles hoch hielt, so unterstützten doch, in verschiedenen Momenten der Geschichte, andere Völker sie darin, ohne deshalb so zum Aufruhr geneigt zu sein wie die Juden. Woher das? Weil diese Völker, wenn sie auch von der Herrlichkeit der Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit überzeugt waren, deren völlige Verwirklichung, wenigstens hienieden, nicht für möglich halten, und folglich sich nicht verpflichtet glaubten, sie herbeizuführen. Die Juden im Gegenteil glaubten nicht nur, daß die Gerechtigkeit, die Gleichheit einst die Welt beherrschen würden, sondern sie glaubten sich auch besonders berufen, zu diesem Reich mit zu wirken. Alle Wünsche, alle Hoffnungen, die diese drei Ideen hervorriefen, krystallisierten sich schließlich um eine Centralidee: die der messianischen Zeit, des Kommens des Messias, der von Jahve gesendet werden sollte, um die Machtherrschaft jener irdischen Königinnen aufzurichten. Die Propheten unterhielten Israel in dem Traum einer Aera von Glück und Wohlergehen, und die Psalmen nach dem Exil vermehrten noch den Glauben an die gesegnete Epoche, wo der Böse nicht mehr sein wird, wo die Armen die Erde besitzen und in Frieden fröhlich sein werden. Von dem Auszug aus Babylon bis zu dem Todeskampf der jüdischen Nation wiegte dieser messianische Traum die Judäer. Die Tyrannei des Antiochos, die römische Bedrückung machten diese Hoffnungen den Juden nur noch unentbehrlicher. Sie trösteten sich in den Prüfungen mit dem Gedanken an den Tag der Befreiung, das Bild des Befreiers begann allmählich Gestalt für sie, und war ganz und gar lebendig in der Seele derer, die die Stimme Johannes des Täufers rufen hörten: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! — in den Herzen derer, die Jesus nachfolgten. Aus diesen Hoffnungen, die im ersten Jahrhundert vor und nach der Christlichen Aera so viele Menschen täuschten, ging eine ganze Litteratur hervor; aber ich kann hier nur das Buch Daniel, die Psalmen Salomos, die Himmelfahrt Mose, das Buch Henoch, das vierte Buch Esra, die sibyllinischen Orakel

erwähnen; es ist mir unmöglich, diese Apokalypsen und Orakel zu analysieren; fast alle sagen die Stunde voraus, wo die messianische Zeit sich aufthun wird, schildern die Zeichen, die den Messias verkünden werden. Sie stimmen auch darin überein, daß dieser Augenblick allem Bösen den Tod bringen werde, und die Sibylle faßt Alles in die Prophezeiung zusammen: Aus dem Sternenhimmel wird der Messias zu den Menschen niedersteigen, und mit ihm die heilige Eintracht, der Glaube, die Liebe, die Gastfreundschaft. Bannen wird er aus dieser Welt die Bosheit, die Tadelsucht, den Neid, den Zorn, die Thorheit. Nichts von Armut mehr, kein Mord, noch bösliches Ableugnen, trauriger Streit, nächtlicher Raub. Keine Verderbtheit mehr . . . Die Frommen werden glückselig wohnen auf ihren Landhäusern und reichen Fluren. — Die Erde wird von der Ungerechtigkeit erlöst sein, man wird keine Ungleichheit mehr kennen und die Menschen werden frei sein. Keinem derer, die als Messias auftraten, hat Israel glauben wollen. Es hat Alle zurückgewiesen, die sich von Gott gesandt nannten, es hat Jesus nicht Gehör geben wollen, nicht Bar Kochba, Theudas, Alroy, Serenus, Moses von Creta, Sabbatai Zevi. Denn niemals hat Israel sein Ideal verwirklicht gesehen. Keiner der Propheten, die zu ihm gekommen sind, brachte ihm in seines Mantels Falten die göttliche Gerechtigkeit, noch die triumphierende Gleichheit, noch die unzerstörbare Freiheit: die Juden sahen nicht, auf die Stimme dieser Gesalbten, die Ketten abfallen, die Gefängnismauern einstürzen, die Zuchtrute der Herrschaft zerbröckeln, nicht die unrechtmäßig erworbenen Schätze der Reichen und der Erpresser in Rauch aufgehen. Trotz ihrer langen Knechtschaft, trotz der Jahre des Martyriums, die ihnen zu Teil wurden, trotz der Jahrhunderte der Erniedrigung, die ihren Charakter herabwürdigten, ihrem Gehirn die Spannkraft nahmen, ihre Intelligenz verengten, ihren Geschmack, ihre Sitten, ihre Begabungen umwandelten, trotz alles dessen entsagten die Trümmer Juda's ihrem Traum nicht, der in seiner Lebhaftigkeit während der Unabhängigkeitskriege ihr Halt gewesen war, sie mit Begeisterung erfüllt hatte. Die Scheiterhaufen, die Massenmorde, die Beraubungen, die Schmach, alles trug nur dazu bei, ihnen diese Gerechtigkeit, diese Gleichheit und diese Freiheit erst recht teuer zu machen, die ja lange Jahre hindurch für sie nur leere Worte waren. Wie schwarz auch die Gegenwart sein mochte, Israel hörte niemals auf, an die Zukunft zu glauben. Die große Stimme der Propheten, die verkündete, daß der Böse einst bestraft werde, fand stets einen Wiederhall in diesen zähen Seelen, die sich nicht beugen wollten und die die so jammervolle Wirklichkeit nichts achteten, um sich in Chimären der Zukunft zu wiegen: jener Zukunft, von welcher Amos und Jesaias, Jeremias und Ezechiel gesprochen hatte, und alle die welche zum Saitenspiel die „Mismorim" sangen. Man sprach zu den Juden: „Was erwartet Ihr den Messias, Ihr Hartnäckigen, wisset Ihr nicht, daß er gekommen ist?" Die Juden antworteten mit einem Sarkasmus; sie zuckten die Schultern und erwiederten: „Der Messias ist nicht gekommen, denn wir leiden ja noch, denn der Hunger verödet das Land, denn die schwarze Pest und die Großen drücken die Elenden nieder!" Gab man ihnen aber zu hören, ihr „Maschiah", werde niemals kommen, so erhoben sie das gebeugte Haupt und sagten starrsinnig: „Maschiah wird einst kommen, und dann wird man des Psalmisten Wort verstehen: Ich habe den Bösen in seiner ganzen Macht gesehen; er breitete sich aus wie ein grünender Baum. Er ist vergangen: siehe, er ist nicht mehr; ich suche ihn, und er ist nicht mehr zu finden, und die Armen, die Gerechten sind es, denen die Erde gehören wird. Die engen Religionsübungen, in welche die Gelehrten die Juden einschnürten, schläferten ihren revolutionären Trieb ein. Unter den Fesseln ihrer talmudischen Gesetze fühlten sie die Ideen wanken, die sie stets aufrecht erhalten hatten, und man kann sagen, Israel war nur durch sich selbst zu besiegen. Der Talmud beugte jedoch nicht alle Juden; unter denen, die ihn verwarfen, fanden sich solche, die in dem Glauben beharrten, daß die Gerechtigkeit, die Freiheit und Gleichheit in die Welt treten sollen; es giebt ihrer viele, die da glauben, Jahves Volk habe den Auftrag, an diesem Herbeikommen zu arbeiten. Dies macht begreiflich, warum die Juden an allen revolutionären Bewegungen thätigen Anteil nahmen, wie wir sehen werden, wenn wir einst ihre Rolle in den Perioden der Unruhe und Umwandlung studieren.

Antisemitische Glossen zu Max Halbes „Jugend".

Es ist wieder einmal nichts mit der deutschen Kunst! Unsere Sehnsucht ist wieder einmal betrogen. Die Antisemiten, alleweil fleißig auf der Entdeckungsfahrt nach Jerusalem in Deutschland, zeigen uns, grausam, wie ihre Gesinnungstüchtigkeit nun einmal ist, daß wir uns getäuscht haben. Daß Uhdes Evangelienmalerei frivol ist mit allen Anzeigen der Durchseuchtheit mit semitischem Geiste, ward uns schon früher geoffenbart, nun erfahren wir auch, daß Halbes „Jugend" im

Grunde jüdischen Geistes ist. Herr Fritz Lienhard, vordem Dichter, hat die Güte, uns diese Neuigkeit zu übermitteln, im „XX. Jahrhundert", der antisemitischen Monatsschrift, in der die „Modernen" des Oeftern freundschaftlich massiert werden, gewalkt und geknetet und, damit die Kur vollkommen sei, auch fleißig mit Wasser behandelt, mit dem dünnen Wasser einer Kritik, die eingehendes Verständnis durch falsche Anwendung eines trefflichen Grundsatzes zu ersetzen sucht. Immer und heftig geschwungen das Banner des „unverfälschten Deutschtums", — aber wo er sich nur rührt, der deutsche Geist, wo sie sich nur regt, die deutsche Art, in Kunst und Dichtung, da sind die eifrigen und lauten Bannerschwinger sofort dabei, herabzusetzen und zu bemängeln und die Nasen zu verziehen und zu rufen: Ich rieche Knoblauch! Es ist ein durchaus maniakalisches Gebahren.— Vier Breslauer Studenten drücken dem Dichter der „Jugend" auf einer Bierkarte feuchtfröhlichen Dank aus für die herzhafte Freude, die er ihnen mit seinem Stück bereitet hat. „Vier Juden?" schreibt Herr Lienhard dazu, als diese Karte, natürlich nicht durch Vermittlung des Dichters, in die Zeitungen gekommen war. Kann man seine eigene Anschauung lächerlicher machen, als durch so kindische Art? Aber Herr Lienhard hat noch stärkeren Tabak im Beutel. „Die erste Liebe — und das ist es, was mich außerordentlich unbehaglich berührt hat" — schreibt er, „pflegt überall in deutschen Landen und darüber hinaus rein und keusch zu sein, die erste Liebe pflegt scheu, verschlossen, stammelnd, zurückhaltend, ideal zu sein in jeder Beziehung: hier fallen sich die zwei jungen Leute mit einer geradezu künstlerisch häßlichen Ungeniertheit und Raschheit in die Arme; das ist großstädtische und jüdische Lüsternheit, keine germanisch gesunde und ländlich unbefangene erste Liebe; der Abschied des Vetters würde ein zum ersten Mal liebendes reines Mädchen zu nachtlangen Thränen aufregen, aber nicht zu sinnlichen Gelüsten. Summa: so handelt, wie diese Anna handelt, eine durch und durch zerfressene Dirne, ein naives Mädchen aber niemals. Halbe freilich behauptet das Gegenteil, und die Juden des Residenztheaters scheinen, nach ihrem Beifallklatschen zu urteilen, ähnliche Erfahrungen mit ihrer „ersten Liebe" gemacht zu haben. Uns andere berührt die moralische Unreinheit und menschliche Unwahrheit des sonst so stimmungsvollen Idylls eben dieses Grundfehlers wegen widerwärtig. So habe ich keine (soll wohl heißen: eine) erste Liebe weder erlebt noch an anderen beobachtet; und ist Halbes Auffassung in den Kreisen des Residenztheaters üblich, so mag Halbe für jene Kreise der erkorene Dichter sein, unser Dichter ist er nicht." Was diese professionellen Deutschtümler ihre Volksart gut kennen! Es wäre ihnen sehr zu empfehlen, daß sie die Beobachtungsmethode der von ihnen so zornig verurteilten Realisten selbst einmal acceptierten und sich in ihrem Volke einmal genauer umsähen. Herr Lienhard sollte einmal, auf die Gefahr hin, daß seine germanische Moral darunter litte, sich ins Landvolk hineinbegeben, just dort, wo es ganz frei ist von städtischen und „jüdischen" Einflüssen, und er würde sein blaues Wunder erleben. Vielleicht fühlt er innerlich doch noch deutsch genug, um mit fröhlichen Augen zu sehen, wie so gar nicht sinnig und minnig, sondern gar derb und prächtig dort drauf los geliebt wird, naiv hingegeben der Natur und ihren lebendigen, unverkümmerten Trieben. Welch einen Popanz von Deutschtum richtet er statt dessen auf! Auch der lebendigen, neuen deutschen Kunst gegenüber wäre diesen Grundsatzgewaltigen ein wenig mehr exakte Beobachtung zu wünschen. Sie würden dann nicht zu so entstellenden Bildern gelangen, wie Herr Lienhard eines im weiteren Verlaufe seines Aufsatzes entrollt. Es ist nicht nötig, darauf hier einzugehen, wo nur einmal eine besonders wunderliche Blüte „grundsätzlicher" Kritik aufgespießt werden sollte. Das Leben lacht über diese drolligen Bemühungen leicht hinweg.

* * *

Halbes Liebesdrama „Jugend"

wird gegenwärtig ins Dänische, Böhmische, Italienische, Ungarische übersetzt und soll noch im Laufe des Dezember in Paris zur Aufführung kommen. Von Holländers Roman „Frau Ellin Röte" erscheint eine norwegische Uebersetzung.

Die Psychologie der Arbeit und des Kapitals.

Ueber dies Thema schreibt R. Wallace in der „Fortnightly Review" einen bemerkenswerten Aufsatz. Wir lesen da: „Socialisten und andere, die sich nicht mit Unrecht über die jetzige ungleiche Verteilung des Wohlstandes beklagen, scheinen zu glauben, daß der Kapitalist vernichtet werden könne, wenn man sie nur machen ließe. Sie geben ihm viele häßliche Schimpfnamen — Schwindler, Räuber, Tiger, Wolf, im allgemeinen Raubtier. Geht nicht schon aus letzterem Titel hervor, daß es recht schwierig sein dürfte, den Kapitalisten zu vernichten? . . . Als Raubtier hält der Kapitalist seine Beute fest

und handelt auch diesem Charakter entsprechend. Der Kapitalist und der Arbeiter sind zwei bestimmte, verschiedene Typen von Geschöpfen, ebenso wie der Dichter und der Faustkämpfer oder wenn man will, das Pferd und der Tiger. Eine vollkommen logische Definition des Kapitalisten und des Arbeiters ist vielleicht unmöglich, aber auch nicht notwendig. Einige hervorstechende Züge bieten genug psychologische Unterschiede. Erstens ist der Kapitalist ein Wesen von größerer Begehrlichkeit als der Arbeiter. Er greift nach allem, was er sieht, seine Wünsche sind unbegrenzt. Der Mann, der sich selbst zum Millionär emporgeschwungen hat, will ein Billionär werden u. s. w. ad infinitum. Dagegen hat der Mann, welcher im Wesentlichen ein Arbeiter ist, nicht die Leidenschaft nach Besitz. Er kann den Pflug führen, eine Maschine anfertigen, ein Bild malen, eine Rolle darstellen, ein Gedicht schreiben. Das ist ungefähr alles, wozu er paßt und da er dazu paßt, findet er genügende Befriedigung darin, seine Fähigkeit auszuüben. Natürlich hat dies allgemeine Unterscheidungsmerkmal Einschränkungen. Ich sage nicht, daß der einzelne Kapitalist die verkörperte Begierde und weiter nichts sei und daß der Arbeiter absolut kein Vergnügen am Besitz habe. Zuweilen trifft man Kapitalisten mit künstlerischen, wissenschaftlichen, philosophischen, philantropischen Neigungen. In den Reihen der Arbeiter dagegen trifft man verkleidete Kapitalisten, die Arbeiter sind, weil das Schicksal ihnen den Besitz versagte, deren Sehnsucht der Besitz ist und die oft zu den Kapitalisten aufsteigen, wenn man das überhaupt aufsteigen nennen kann. Diese Art von Arbeitern schafft nicht das beste. Leute, welche nur um ein Vermögen oder um ihren Unterhalt zu erwerben, malen, schreiben, Maschinen zusammensetzen, sind nicht diejenigen, welche die Welt durch Schönheit, Weisheit oder Erfindungen bereichern. Ebensowenig meine ich, daß der Mensch, dessen Glück die Arbeit ist, nicht davon leben oder dadurch unabhängig werden will. Auch findet der rechte Arbeiter nicht immer Freude an seinem Werk. Der gute Mechaniker wirft den Hammer fort und streikt. Der Dichter beklagt sich, daß die Musensöhne geboren sind, um Vernachlässigung, Pein und Hohn zu erleben und verflucht seine Gaben. Aber das geschieht, weil andere Rücksichten, wie z. B. Zorn darüber, ausgenutzt zu werden, ,ins Spiel kommen und so neutralisiert das Gefühl, Ungerechtigkeit zu erleiden, das der Freude an der Arbeit. Der Kapitalist hingegen ist auch nicht immer ein Krämer oder ein Geizhals. Gerade das grenzenlose Verlangen ist es, das ihn oft vor der Gemeinheit rettet. Die Motive, welche manche unserer Kapital-Titanen leiten, würde man nur mit Unrecht hier noch Gier nach Besitz nennen. Etwas von einem großen und reinen Impulse liegt darin. Es ist das Entzücken am Mächtigen, Herrlichen, an der Anwendung gigantischer Mittel zu gleichen Zielen. Das darf nicht mit der erbärmlichen Sucht nach Erraffen, mit der Anhäufung von Pfennig auf Pfennig verwechselt werden . . . Die Größe hebt das Kleinliche und Gemeine auf. Dennoch verwischt alles dies nicht den Grund unterschied zwischen Kapitalist und Arbeiter. Sie sind in Bezug auf die Motive ihrer Handlungen zwei vollkommen verschiedene Wesen; den einen verlangt es, die Welt unter seine Faust zu bringen, nur aus Freude am Herrschen, des andern Kraft arbeitet an der Welt aus Freude an dem Resultate; der Kapitalist sucht zu erobern, der Arbeiter die Natur umzugestaltn. Der zweite Unterschied zwischen den Beiden liegt darin, daß der Kapitalist die Fähigkeit hat, seinen Bruder als sein Werkzeug zu benutzen. Dies ist eine besondere Fähigkeit, welche verhältnismäßig nur wenige besitzen. Sie schließt die Eigenschaft ein, mit Leichtigkeit und Beharrlichkeit des Gedankens und Gefühls das Attribut „Bruder“ wegzulassen und den Nebenmenschen nur als eine Art nützlichen Haustieres zu betrachten, z. B. als canis familiaris, der so nützlich im Ziehen von Lasten ist. Wenn so der Bruder zu einem Gerät, einem Werkzeug herabgedrückt worden, ist es nicht schwierig für den Kapitalisten, den nächsten Schritt zu thun, welcher notwendig ist, seine Stellung zu begründen. Denn er muß fähig sein, zu einer Menge seiner Mitgeschöpfe, die ihm physisch vollkommen gleichen, zu sagen: Es ist ganz in Ordnung, daß Ihr in Löchern wohnt und ich in einem Palaste, daß Ihr Baumwolle tragt und von Hering und Kartoffeln lebt und ich in Purpur und köstliches Leinen gekleidet bin und jeden Tag üppige Mahlzeiten halte. Sobald ein kecker Eroberer die Sache erst einmal von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann er ein großes Stück der Welt in die Tasche stecken. Wenn er aber schwankt, wird er nie ein guter Kapitalist werden. Der echte Arbeiter dagegen, führe er die Feder oder die Pflugschar, der Mann mit den Eigenschaften und dem Temperament des Künstlers oder Handwerkers, ist solcher Raisonnements nicht fähig und daher bleibt er sein Leben lang ein Arbeiter. Es scheint, daß diese Unfähigkeit von dem Charakter des Arbeitertypus unzertrennlich ist. Vielleicht stammt sie daher, weil er nicht die nötige Begierde besitzt, das erste Erfordernis einer alles beherrschenden Lust am Besitze. Jedenfalls, glaube ich, ist die Thatsache daran schuld, daß er nicht das Brudergefühl aus

dem Herzen reißen kann. Wenn er es vermag, so ist er entweder ein verkleideter Kapitalist oder ein unentwickelter Verbrecher. Nehmt einen Dichter, einen Kesselschmied, einen Seemann. Wieviele von ihnen werdet Ihr dazu bekommen, zu ihren Arbeitsgenossen zu sagen: Alle guten Dinge sind mein; seid froh, wenn Ihr soviel behaltet, um nicht zu verhungern. Ich glaube, diese Worte würden ihnen im Halse stecken bleiben. Wieder möchte ich mich davor verwahren, den Kapitalisten zu schwarz zu schildern. Ich klage ihn nicht allgemeiner Unmenschlichkeit an. Im Gegenteil, ich erkenne gern an, daß viele Unternehmer, besonders viele große Unternehmer — außerhalb der Verkehrssphäre mit ihren Arbeitern — großmütig sind, bereit, dem Unglück in ihrem eigenen Kreise abzuhelfen, daß sie in abstrakten Fällen freigebige Unterstützer öffentlicher Verbesserungen sind, verschwenderische Gönner der Kunst und Wissenschaft oder dessen, was ihnen als Künste und Wissenschaft erscheint, daß sie zärtlich und mitleidig gegen das individuelle Elend sind, welches sich ihnen aufdrängt. Aber bringt sie in eine Lage, in der sie, um die Welt zu erobern, den Menschen als notwendiges Werkzeug für ihre Pläne betrachten müssen — und alles dies ist verschwunden. Das Werkzeug wird um den billigsten Preis erworben und behalten, damit sein Besitzer in Reichtum und Genuß schwelge. Freilich wird nicht jeder Unternehmer sein menschliches Werkzeug mit rücksichtsloser Grausamkeit benutzen. Der kluge Ausnützer wird seine Arbeiter behandeln, wie er seine Pferde behandelt. Er wird sie in guter Beschaffenheit und Stimmung erhalten, damit sie um so besser arbeiten. Wie bei dem Pferde genügendes Korn und ein behaglicher Stall, so werden hier guter Lohn und ein freundliches Wort angewandt, während sie in keiner Weise seine Grundanschauung ändern, daß göttlichem Rechte nach dem Arbeiter nie ein Wohnzimmer zukomme. Der Unternehmer ist, in dieser Hinsicht, eine rohere Ausgabe des landbesitzenden Aristokraten. Letzterer nimmt fast die höchste Stellung in der civilisierten Menschheit ein, entfaltet in seiner kleinen Welt oft die edelsten und schönsten Tugenden und zeigt doch für die fernen Millionen außerhalb der Gesellschaft weder Sympathie noch Rücksicht — sie existieren für ihn nicht. Wahrscheinlich stammt das Vermögen, diese Stellung einzunehmen und aufrecht zu erhalten, aus der dritten charakteristischen Eigenschaft des Unternehmers. Er muß, in höherem oder geringerem Maße, die Fähigkeit zu organisieren haben, Menschen, Materialien und Gelegenheiten in eine Einheit zu verschmelzen und zu einem Instrument zu machen, durch welches er die größte Menge Besitz zusammenrafft. Je nach seiner Fähigkeit in dieser Richtung wird er ein kleiner oder großer Kapitalist. Hier ist der Unterschied zwischen ihm und dem Arbeiter auffallend und klar. Der Arbeiter vermag seine besondere Arbeit zu thun, allein er kann nicht eine Menge seiner Genossen zu einer Maschine zusammenschweißen, um sich selbst reich zu machen .... Natürlich empört sich der Arbeiter gegen den Kapitalisten. Er will nicht ausgenutzt werden. Was kann er thun? Von organisierter Industrie losgelöst, muß er verhungern, und da er selbst keine Industrie organisieren kann, ist er der Gnade des Unternehmers preisgegeben ... Es ist eine unangenehme Wahrheit, aber der Typus des Arbeiters, sei er Künstler oder Handwerker, ist außerhalb seiner Sphäre hilflos! Man mag die Natur darum tadeln, doch die Fähigkeit, zu organisieren, ist eine der seltensten menschlichen Fähigkeiten ... Der Kapitalist rechtfertigt sich vor sich selbst (rechtfertigt sein Leben des Luxus gegenüber dem Leben des Elends der Anderen) damit, daß er sagt: Ich bin der Wohlthäter der Arbeiter, er schuldet mir sein Leben, er müßte dankbar sein, statt sich zu beklagen ... Und nun kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück und fragen die Socialisten: Wie wollt Ihr Euch von den Kapitalisten befreien? Da ist er und er wird seine Fähigkeiten so gewiß benutzen, wie Natur Naur ist ..." Wallace sagt nun, daß — selbst wenn man die socialistische Utopie verwirklichte — die Instinkte der Unternehmernaturen nur solange unterdrückt werden könnten, bis sie Kraft zu einer Revolution gesammelt hätten, die ihnen wieder die Oberherrschaft bringenwürde. Er sei selbst ein Arbeiter, obwohl ein Kopfarbeiter, und seine Teilnahme sei bei den Arbeitern, allein er glaube nicht, daß es möglich, ja selbst klug wäre, den Kapitalisten zu vernichten. Es könne sich nur darum handeln, ihn richtig zu besteuern. Dabei sei zu bedenken: Ein Mann, der Hunderttausend jährlich verdiene, werde auch für fünfzig Prozent noch weiter arbeiten, aber wenn man ihn auf 25 herabdrücke, werde er in ein Land gehen, wo man das Kapital weniger hart behandele oder er werde einen revolutionären Kapitalistenbund begründen. „Die alten Griechen ließen Herkules den Löwen töten, aber Bacchus die Tiger vor seinen Wagen spannen. War der Heros oder der Gott weiser? Die Arbeiterschaft mag aus der klassischen Mythe eine Lehre ziehen, nämlich die: kapitalistische Instinkte und Fähigkeiten nicht zu zerstören, sondern sie zu benutzen, indem man ihnen gesetzlich Gebiß und Zügel anlegt, jedoch

nicht der Art, daß sie aufbäumen oder die Fessel zerreißen.

Die Zukunft der Litteratur.

Paul Stapfer veröffentlicht in der „Revue bleue" einen langatmigen Klageschrei über den Niedergang der Kunst durch die Wissenschaft. Wir geben einige der Ausführungen wieder. „Ein Schauspiel voll drohender Fragen in Litteratur und Gesellschaft bietet sich uns —: Die vermehrten Anzeichen des Alterns, die unsere ermüdete, überanstrengte, mit Jahrhunderten und mit Erfahrungen belastete Epoche darzubieten scheint; die übermäßige Verfeinerung des kritischen Sinnes, verbunden mit der Erschöpfung der großen natürlichen Hilfsquellen der Poesie; die aus dem fruchtbaren Dunkel des Instinkts in die eisige Klarheit des Denkens gefallene Kunst; das endlose Aufblühen origineller Begabungen, welche ihre funkelnden Raketen aussenden und dann verlöschen, ohne eine feste Stelle an dem jetzt allzusehr mit Sternen jeder Größe überhäuften Himmel zu finden; die Verbreitung des in seine demokratische Periode getretenen Talents, das durch den Gebrauch entwertet und allgemein gangbare Münze geworden ist; die unermeßlich angewachsene Pyramide der auf Bücher gehäuften Bücher; der Wissensstoff, der sich maßlos erweitert, ohne daß das arme Menschengehirn fähiger wird ihn zu fassen, noch die Muskeln stärker um seine Last zu tragen; die Nervenschwächung, das Aus-den-Fugen gehen, die Entkräftung unserer Rasse. Wenn der Zufall, diese „unbekannte Größe der Vorsehung", uns nicht durch ein auserlesenes Wunder aus der Sache zieht, so bleibt der Vernunft keine Hoffnung, aus der Klemme zu kommen, es sei denn durch einen blinden Stoß der rohen Gewalt. „Die Verwilderung", schrieben 1855 die Fürsten unseres Verfalls, die Goncourts, „ist alle vier- bis fünfhundert Jahre notwendig, um die Welt neu zu beleben. Die Welt würde sonst an der Civilisation sterben. Ehemals, wenn in Europa die alte Bevölkerung eines anmutigen Landes gehörig blutarm geworden war, fielen aus Norden sechs Fuß lange Kerls über sie her, welche die Rasse wieder auffrischten. Jetzt, wo es in Europa keine Wilden mehr giebt, werden die Arbeiter dieses Werk in etwa 50 Jahren vollbringen. Man wird das die „Soziale Revolution" nennen". Die Bibliotheken verbrannt, die Druckereien zertrümmert; alle Bürger, der Gleichheit wegen, zu einer materiellen Arbeit gezwungen, die allmählich das Gleichgewicht des Geistes und des Körpers wiederherstellen wird, indem sie einer zu zahlreichen Aristokratie von Müßiggängern die Zeit zum Lesen und Schreiben nimmt. Da haben wir in der That eine Lösung. Den Analogieen der Vergangenheit wie den Tendenzen der Gegenwart entsprechend, ist sie wahrscheinlich, ist sie ernst zu nehmen. Man könnte nicht das Gleiche von der humoristischen Lösung Schopenhauers sagen, der den modernen Gesellschaften die Rückkehr des Perikleischen Jahrhunderts durch folgende zwei Mittel verheißt: 1) die Kastrierung wird als gesetzliche Strafe obenan gestellt, um die Fortpflanzung des Lasters, des Verbrechens und der Thorheit zu verhindern; 2) Harems geistvoller Mädchen werden Männern von Herz und Charakter zur Verfügung gestellt, während alle Dummen, in Klöster eingesperrt, unfruchtbar bleiben. Jedoch ist die von den Goncourts vorhergesagte Katastrophe nicht das schlimmste Geschick, das die Litteratur zu fürchten hat. Die Revolutionen gehen vorüber wie zugleich zerstörende und belebende Stürme, die über die Erde hinbrausen und sie neu begrünen. Nehmen wir eine sociale Umwälzung an: am Ende einer mehr oder weniger langen Periode der Anarchie und der Verwüstung wird das geregelte Leben wieder erstehen, das Goldene Zeitalter abermals anbrechen, ein erneutes klassisches Jahrhundert erblühen. Darauf wird der Verfall folgen, zuerst langsam, dann sich überstürzend, wie von Schwindel ergriffen; dann die endliche Krisis und die Geburt einer neuen Ordnung der Dinge, unter Gewaltsamkeit und Schmerzen ... Die Litteratur aber hat als eifersüchtige Nachbarin und als Feindin eine friedliche Macht, die ihr keine Furcht einflößt, die sie — unschuldige Träumerin! — sogar für eine sehr nützliche Verbündete hält, von deren stillen und sicheren Fortschritten sie indeß Schritt für Schritt zurückgedrängt wird und aus der ihr eine weit gewaltigere Gefahr entsteht, als durch die lärmende Drohung einer socialen Revolution. Dieser Feind ist die Wissenschaft. Sie ists, oder wenigstens ihr Einfluß ist es, der in allen seit 1872 ausgearbeiteten Studienprogrammen die zu formale bisherige Erziehung durch eine nicht minder übertriebene Sorgfalt für das Reale ersetzt hat, indem er den Kultus des Nützlichen an die Stelle des Kultus der idealen Wahrheit und des Schönen setzt. Es ist der wissenschaftliche Geist, welcher durch den Specialunterricht, durch den modernen Unterricht und durch die übrigen antiklassischen und antilitterarischen Neuerungen bald aus dem öffentlichen Unterricht die alten Humanoria ausmerzen wird — die Quelle der ganzen französischen Litteratur seit der Renaissance bis zu den Decadents, — und mit ihnen den

Geschmack, die Gewohnheit, Gedanken von allgemeinem Interesse zu fassen, und das Talent, sie in einer der ganzen litterarisch gebildeten Welt zusagenden Sprache wiederzugeben. Wieder ist es die Wissenschaft, oder um sie nicht unmittelbar ins Spiel zu ziehen, die durch ihren Triumph verursachte Verblendung, die den realistischen Romanschreibern eingeredet hat, die litterarische Kunst müsse sich ihren Formeln, ihren Methoden, ihrem Wortschatz unterwerfen; die Verblendung, welche die sogenannten „wissenschaftlichen" Studien, die „Erforschungen", die „Fälle", die „Dokumente" hervorgerufen hat, um endlich in Zola den außerordentlich naiven Anspruch zu erwecken, nicht mehr ein bloßer Betrachter wie Molière, noch ein Beobachter wie Balzac, sondern der Autor der wahren „Erfahrungen", nach der Art Claude Bernards zu sein. Das Erlöschen der Litteratur unter dem überwuchernden Schatten der Wissenschaft, das wäre dann das letzte Ziel der „Entwicklung der Arten". Ohne die uns immer bleibende Hoffnung auf die glücklichen Eingebungen des Genies, d. h. auf den Zufall und auf das Unbekannte, hätten wir bei dem Gang der Dinge nur zu sehr Recht, das Eintreten eines „wissenschaftlichen" Zustandes der Menschheit zu fürchten, der schließlich an die Stelle des litterarischen treten würde, nachdem er den metaphysischen und religiösen verdrängt hätte; denn die Liebe zu schönen Formen erlischt mit dem Gefallen an schönen Träumen. Die Wissenschaft ist sich selbst genug. Sie findet in dem Kultus sowohl der rationellen wie der positiven Wahrheit, — dem Gegenstand ihrer Forschungen —, alles, was sie von religiösem Leben braucht, wenn es sie danach verlangt. Sie verachtet als ein kindisches Spiel jene Art der absoluten Befriedigung, welche auch die Kunst hervorruft, und als eine weibische Schwäche die Neugier nach dem nicht zu Ergründenden. Der wissenschaftliche Geist kann von der litterarischen Kunst nur eine der folgenden drei, gleichmäßig beleidigenden Auffassungen haben: er hält sie entweder für ein Unterhaltungsmittel, dazu bestimmt, die durch ernste Arbeiten hervorgerufene Anspannung aufzuheben; oder für einen Schmuck, den die weltliche Eleganz dem Leben hinzufügt, wie man ein Piano in jeden bürgerlichen Salon stellt, der etwas auf sich hält; oder endlich für einen Angestellten der Wissenschaft, den diese nützlich zu ihrer allgemeinen Verbreitung verwendet. Aber ich habe noch nicht gesagt, was das Verderblichste für Kunst und Litteratur bei der Eroberung der intellektuellen Welt durch die Wissenschaft sein wird: nämlich die fortan der Mittelmäßigkeit gegebene Ermutigung. Nicht etwa daß die wissenschaftlichen Genies weniger zahlreich werden müßten; noch daß, sollte diese Verminderung unvermeidlich sein, man sie gleichmütig ansehen könne. Ich begreife die Sprache der Philosophen nicht, die in der Voraussicht, daß die großen Erfinder künftig immer seltener werden, sich mit dieser Verarmung leicht abfinden, unter dem Vorwand, daß die geduldige Mitwirkung aller Arbeiter durch nur etwas spätere Entdeckungen den Mangel gottbegnadeter Meister ersetzen. Bestände wirklich der einzige Nutzen des wissenschaftlichen Genies in der Beschleunigung eines Fortschritts, der auch ohne Beihilfe des Genies gemacht würde, so bleibt doch die Ersparung an Arbeit und Zeit, welche die großen Männer der Wissenschaft für die Menschheit bewirken, ein herrlicher Dienst, eine unschätzbare Berechtigung zur Dankbarkeit der Welt und zum Ruhme. Aber nicht weniger wahr ist es, daß die Arbeit der Wissenschaft, weil sie eine Gesamtarbeit ist, auch die Beihilfe der bescheidensten Talente in Anspruch nimmt, selbst auch solcher, welche nichts als den guten Willen haben. Jeder Beitrag ist ihr kostbar. Ihre Thätigkeit ist ganz besonders der Art, wie sie dem gleichmachenden Geist der Demokratie entspricht. Die Kunst im Gegenteil ist wesentlich aristokratisch. Sie darf nicht mittelmäßig sein, weil ihre Daseinsberechtigung darin besteht, Meisterwerke zu liefern und alles Uebrige nicht zählt. Ohne Zweifel hat der Schriftsteller, der Künstler eine ungeheuere Schuld gegen das sociale und menschliche Gemeinwesen, von dem ihm seine Kultur und sein Stoff selbst, und in großem Maße auch seine Form kommt. Jedoch diese Form muß vor allem individuell sein; sonst geht das Werk zu Grunde und alles Bemühen des Künstlers ist eitel gewesen. Ja, hätte der Stoff auch ein mächtiges Interesse, die Sprache alle Vollkommenheiten, welche gelehrt werden können und welche Schriftwerke mustergültig machen, das Werk ist totgeboren, wenn der Stil fehlt, der Stil, d. h. das Siegel und die Signatur eines originalen Individuums, dessen Physiognomie eigentümlich genug ist, um die Aufmerksamkeit einer so vielfach beschäftigten und zerstreuten Welt auf sich zu lenken und festzuhalten. Auch ist jeder große litterarische Erfolg, wie sehr er auch vom Glück und von der Gelegenheit begünstigt scheine, der stets erstaunliche und stets wunderbare Triumph einer einzigen Person, einer „Monade", die in sich selbst die Kraft gefunden hat, sich von dem dunklen Hintergrund der anonymen Wesen abzulösen, um in einsamem Glanz zu strahlen. Guyau hat einen Band über „die Kunst vom sociolo-

gischen Gesichtspunkte" geschrieben. Die Arbeit ist sehr interessant, aber sollte der Titel nicht einen Widerspruch im Wortlaut enthalten? Die Kunst, wesentlich individualistisch, ist nicht eigentlich etwas Sociales wie die Wissenschaft oder wie die Industrie. Und die Kunst wird fortan die Strafe für diese stolze Absonderung tragen, unter der sie nicht gelitten hat, solange das Individuum stark geblieben ist. Heutzutage, infolge der gleichmäßigen, demokratischen Verteilung der geistigen Lichter, rechnen wir weit mehr auf die Konkurrenz aller großen und kleinen Talente als auf die seltenen Wunder einiger vereinzelten Genies. Daher kommt das Erstaunen, gemischt mit einem Körnchen Mitleid und ein paar Unzen Geringschätzung, womit die große Masse die Künstler betrachtet, als Träumer, die den reellen Interessen des Jahrhunderts entfremdet sind, sich bei unfruchtbarem Zeitvertreib aufgehalten haben. Daher auch kommt es, daß selbst die Philosophen — indem sie sich immer mehr daran gewöhnen, alles von der Arbeit der Gesellschaft zu erwarten — gern und leicht, selbst bei wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, auf den individuellen Anstoß der großen Männer verzichten. „Das Getreide geht noch auf unserm Boden auf", sagte Remüsat, „aber die Eiche wird nicht mehr darauf erwachsen". Das sind die Zeiten, von welchen Alfred de Müsset prophezeite:

„Wo die kahle Erdkugel, ohne Bart, noch Haar,
Wie ein großer Kürbis durch die Himmel rollt".

„O glückselige Welt!" würde entzückt, begeistert Panurgus ausrufen. „Alle werden gut, alle werden schön, alle werden gerecht sein". Zu den geträumten Seligkeiten dieses seltsamen Idealisten, des Ahnherren aller platt-industriellen Figaros, Typus der banalen Geschicklichkeit zu all' und jedem, wird das 20. Jahrhundert bald noch diese hinzufügen: „Alle werden die gleiche korrekte, unpersönliche, gleichförmige, wie eine Hauptstraße bewundernswert glatte Sprache schreiben und alle werden kleine Gelehrte sein. Jeder Arbeiter wird sein bescheidnes Steinchen zu der ungeheuren Pyramide des menschlichen Wissens herbeitragen, zu diesem endlosen Bau einer anonymen Arbeit und dem unterschiedslosen Grab aller Arbeiter; aber niemand wird mehr sein eigenes Denkmal in stolzem Marmor meißeln. Unscheinbare Diener der Demokratie, stets einander gleicher, ähnlicher, alle durch dieselben „modernen" Studien gegangen, werden die Franzosen einst keinen Einzigen mehr unter sich zählen, welcher nicht gewandt die Feder handhabte, die zum einfachen Uebertragungsmittel der Gedanken herabgesunken ist, wie Telegraph und Telephon; aber der Stil, diese veraltete Ausdrucksweise der Persönlichkeit und der Seele, die zu einem reinen Nichts geworden ist inmitten der socialen Gruppen, der Berufsthätigkeit, der Maschinen, all dieser einzig noch lebendigen Realitäten — der Stil, welcher im Verdacht steht die wissenschaftliche Wahrheit zu entstellen und den noch aristokratischen Zeitaltern der Geschichte angehörte — der Stil wird nur noch eine Erinnerung sein. Darin liegt die ungeheuere Gefahr, welche unserer Litteratur droht. Wird das „Unbewußte" uns davor erretten? . . . . Die Germanen fanden auf zwei Arten den Weg in das Lateinische Reich: durch gewaltsame Ueberschwemmung und durch allmähliches Eindringen. Die Ueberschwemmung ist eine oberflächliche und vorübergehende Heimsuchung. Das langsame Eindringen geht überall weit tiefer, es ist die feinste und zäheste Form einer Invasion durch Philister und Barbaren".

Eine überaus pessimistische Perspektive, und es läßt sich nicht leugnen, daß Anzeichen genug vorhanden sind, die sie berechtigt erscheinen lassen. Aber vielleicht dürfen gerade und trotz der kleinen Bosheit am Schlusse des zitierten Aufsatzes wir Deutschen uns der Hoffnung getrösten, daß die Sehnsuchtskraft der künstlerischen Individualitäten das „große Grau" abwenden wird. Heute schon sind, und zumal in Deutschland, die Daseinsbedingungen für „freie Künste" überaus schwierig, der Militarismus und der Industrialismus lasten auf uns, und dennoch sprießt und blüht es jung und zukunftssicher, wie wir es langezeit vordem nicht erlebt. — Das sind wohl schon Vorzeichen einer künstlerischen Reaktion gegen das Ueberwiegen unkünstlerischer Tendenzen.

Hartlebens „Lorea"

wurde am 6. Dezember vom akademisch-dramatischen Verein in Berlin, der sich künftighin nicht bloß dem Kultus Körners und Wildenbruchs zu widmen gedenkt, gut und mit vielem Beifalle aufgeführt. Fräulein Brockvom Residenztheater spielte die kleine Renommistin mit dem abgerissenen Knopf ganz süperb, auch die übrigen Mitwirkenden bewährten sich in diesem Stücke vortrefflich. Dagegen bot der Verein Proben der schlimmsten Dilettanterei in der Aufführung einer Fallstaffscene und des Liliencronschen Genrestückes „Arbeit adelt." Wenn die Herren vom akademisch-dramtischen Vereine übrigens der modernen Dichtung wirklich nützen wollen, so ist ihnen anzuraten, bei der Auswahl von Stücken sorg-

samer zu verfahren. Sie haben unserm Detlev einen sehr üblen Gefallen erwiesen, indem sie, ohne bei ihm vorher anzufragen, das Wertloseste aufführten, das je aus seiner Feder geflossen ist. Liliencron wird nicht wenig entsetzt gewesen sein, als er von dieser Aufführung seines Leutenantstückes erfuhr, das eine ganze Musterkarte dramatischer Unnatur ist. Neben dem akademisch-dramatischen Verein gründet sich jetzt in studentischen Kreisen ein „Verein für moderne Litteratur". Es hat den Anschein, als ob dieser zielbewußter vorgehehen wollte. Man kann ihm raten, sich den Münchener akademisch-dramatischen Verein zum Muster zu nehmen, der vom besten Geiste des Verständnisses erfüllt ist und bereits Aufführungen geleistet hat, die weit übers Dilettantische hinausgehen. Wie wir soeben erfahren, sind der Gründung des Vereins in letzter Stunde Schwierigkeiten vom Rektorate der Universität bereitet worden. Herr Professor Weinhold, derzeit Rektor, ist „kein Freund Ibsens" und wünscht auch nicht, daß Berliner Studenten sich als Freunde dieses Gottseibeiuns öffentlich dokumentieren, er hat schon ganz genug an dem einen akademisch-dramatischen Verein, „der ja neuerdings auch die moderne Sache mitmacht." Es lebe die akademische Freiheit! Herr Prof. Weinhold hat wunderliche Begriffe von ihr, er wird aber wohl den Schmerz erleben müssen daß sie größer ist, als der autoritative Einfluß seines rektoralen Geschmacks. — Den Herren, die den neuen Verein gründen wollen, möchten wir nahe legen, dem alten A. D. V. beizutreten, um in diesem die moderne Strömung zu verstärken und zu vertiefen.

Tolstoi's Privatleben.

Der Schwager Tolstoi's, Etienne Behrs, veröffentlicht in der „Nouvelle Revue" eine Studie über das häusliche Leben des großen Romanschriftstellers und Apostels. Von den noch unbekannten, interessanten Einzelheiten führen wir einige an. „Tolstoi hat es ausgesprochen, daß er das vollkommene Glück in seiner Frau gefunden, die nicht nur eine liebende Gattin und vorzügliche Mutter, sondern auch die geistvolle und hingebende Gehülfin bei seinen litterarischen Arbeiten ist. Er tauscht all seine Gedanken und Gefühle mit ihr aus und teilt ihr seine schriftstellerischen Pläne mit. Die Gräfin allein weiß die Papierstückchen zu sammeln und zu ordnen, worauf die köstlichen Zeilen hingekritzelt sind, welche ein Ganzes bilden sollen. Sie allein besitzt die Kunst, seine unleserliche Schrift zu entziffern, und aus eilig hingeworfenen Strichen den Sinn herauszufinden. Der Graf hat neun Kinder, unter ihnen sechs Söhne; der älteste Sohn zählt achtundzwanzig Jahre, der jüngste drei. Die Gräfin hat, außer der zweiten Tochter, ihre sämtlichen Kinder selbst genährt; lange ehe Graf Leo seine Doktrin aufstellte, hat keine Fremde ein einziges seiner Kinder gesäugt. Was die Erziehung seiner Kinder betrifft, so ging jeder erste Anstoß, jede Leitung von ihm aus; seine Frau war die ergebene und treue Ausführerin seiner Anweisungen. Seine Gedanken über Erziehung hatten viele Uebereinstimmung mit denen J. J. Rousseau's. Wenn er sich nicht Allem anpassen konnte, was im „Emile" anempfohlen wird, so kam dies daher, daß seine Frau nicht Zeit hatte es auszuführen, wenn er durch seine Arbeiten in Anspruch genommen war. Der Graf fand, daß besonders in England die Grundsätze Rousseau's in der ausgedehntesten Weise geübt werden; auch vertraute er seine Kinder vom dritten bis achten Jahre Erzieherinnen an, die aus England verschrieben waren. Das ganze Leben dieses Grafen ist ein Leben der Arbeit gewesen. Er schrieb, besonders im Winter, den ganzen Tag über und zuweilen bis spät in die Nacht hinein. Selbst der gewissenhafteste Arbeiter hat nie den Müßiggang so streng beurteilt wie Graf Leo.*) Der Morgenkaffee zu Jasnaja Poliana war vielleicht die fröhlichste Stunde des Tages. Die Familie war dabei vollständig beisammen. Das Geplauder, durch die Scherze des Grafen belebt, dauerte fort, bis er sich mit den Worten erhob: „Es ist Zeit an die Arbeit zu gehen". Dann begab er sich in sein Privatzimmer, ein Glas Thee in der Hand. Seine Beziehungen zu Turgeniew waren anfangs sehr freundschaftlich, mit der Zeit aber verwandelte diese Freundschaft sich in Feindseligkeit. Der Graf verließ die Seinigen ungern, selbst für kurze Zeit. Die Liebe für die Natur und die Einfachheit, die Abneigung gegen die Civilisation hat er mit J. J. Rousseau gemein. In seinen Werken behauptet er, daß nur Ackerbauer und Jäger die Natur kennen. Er selbst war früher Jäger, und ist Landwirt geblieben. — Er liebte alle körperlichen Uebungen, Reiten, Turnen, aber er zog Allem das Fußwandern vor. Er konnte ohne sich zu übermüden, einen ganzen Tag hindurch zu Fuß gehen. Wir ritten oft zehn und zwölf Stunden hintereinander. Feind des Luxus, gab er nichts auf die Genüsse des Wohllebens; er ist nie launisch noch wählerisch in seinen Speisen gewesen, und er schlief lange Zeit auf einem Lederkissen. Sein Anzug ist im Winter eine Flanellblouse, im Sommer eine solche von ungebleichter Lein

*) Dagegen die Reaktion in Tolstois letzter Veröffentlichung!

wand, von besonderem Schnitt. Die alte Warwara verfertigt seine Kleidung. Seine Ueberzieher sind Kaftans und russische Pelze von gewöhnlichem Stoffe. Er hat stets die Eisenbahnen verabscheut und dieser Abneigung häufig in seinen Werken Ausdruck gegeben. Nach Rousseau's Beispiel verabscheut er auch die Aerzte und greift sie heftig in seinen Schriften an. Dennoch hat er sich an Professor Zaharin gewendet und dessen Verordnungen befolgt. Er hat immer die Kinder geliebt, und wußte sie zu bezaubern. Wie Rousseau bemühte er sich, die moderne Erziehungskunst umzubilden, 1862 greift er das System des Schulzwangs an. Seine pädagogischen Bestrebungen sind bei ihm eng mit seiner Liebe für das Volk verbunden. Er entwarf den Plan, ein Seminar zu schaffen, das den Bauernkindern bäuerliche Lehrer liefern könnte. Aber sein Seminar-Entwurf wurde in Petersburg zurückgewiesen. Schon vor dem Emanzipations-Manifest hatte Graf Leo seine sämtlichen Leibeigenen für frei erklärt. Der Graf bekennt sich zum Ritus unsrer griechischen Kirche, denn er geht zur Beichte und spricht seine Gebete. Die religiöse Periode begann für den Grafen 1876. Damals fing er an, die Kirchen zu besuchen, er schloß sich Morgens und Abends in sein Kabinet ein, um zu beten. Er pilgerte zu Fuß nach dem berühmten Kloster Abtinapustina. Seine Munterkeit verschwand allmählich, um der Milde und Demut Platz zu machen. In dieser Phase seiner religiösen Anschauungen verließ ich ihn im September 1878. Später schrieb meine Schwester mir, ihr Gatte sei ein Christ geworden . . . Als ich dem Grafen nach einer langen Zeit 1887 wiedersah, war er alt und ergraut. Der Ausdruck seiner Züge zeigte die Spuren erlittener moralischer Schmerzen. Ich brachte zwei Monate bei dem Grafen in Jasnaja Poliana zu, und erfuhr dort, daß er in Bezug auf seine Lehren Briefe aus allen Ecken und Enden der Welt empfing. Aber ich nahm auch wahr, daß seine Jünger selbst ihn nicht ganz verstanden. Jetzt mehr als je ist der Graf ein Feind des Fortschritts, wie ihn die gegenwärtige Generation versteht. Ihm zufolge schafft dieser Fortschritt das Geld, das unsere Mitmenschen noch mehr erniedrigt als einst die Hörigkeit. Der heutige Fortschritt hat die absolute Notwendigkeit der Verbindungswege, der Konkurrenz u. s. w. zur Folge, und diese tragen zur Knechtung des Individuums bei. Die Gewalt unterhält und stützt diese Knechtung. Nach seiner Ansicht liegt das Heil der Menschheit in der Nächstenliebe, die seiner Doktrin zu Grunde liegt. Aus dieser Grundlage leiten sich die drei Vorschriften ab, welche er giebt, nämlich: I. Man begegne dem Uebel nicht durch Gewalt. II. Man verwende für seine eigne Person nur den Ertrag der eignen Arbeit. III. Volle und wirkliche Gleichheit des Mannes und der Frau, mit dem Streben nach Keuschheit. Die Erziehung soll die Nächstenliebe und die Barmherzigkeit entwickeln, folglich muß sie die sinnlichen Begierden unterdrücken, statt sie zu schüren, wie die mitlebende Gesellschaft es thut. — Tolstois aristokratische Neigungen haben sich in tiefes Mitleid mit dem Volk verwandelt, das Volk besitzt mehr als je seine Sympathie. Das Eigentum ist, seiner Meinung nach, ein Uebel, wenn man es nur durch Gewalt festhält. In Betreffs seines eigenen Vermögens hat er mir gesagt, daß er sich desselben entledigen wolle wie eines Uebels, das auf seinen Ueberzeugungen lastete. . . . Seine Frau widersprach dem nachdrücklich. Schließlich, da er der Gräfin nicht Trotz bieten wollte, hörte er ganz auf, sich für seinen Besitz zu interessieren; er lebt eben nur unter dem Dach von Jasnaja Poliana. Seine Kleidung ist die ehemalige, er erneuert sie nicht, und sie sieht abgetragen aus. Er raucht nicht mehr und versagt sich den Wein bei Tische. Er fordert nie von irgend Jemand einen Dienst und behilft sich stets ohne solchen. Sein Zimmer räumt er selbst auf. Er hat der Jagd entsagt aus Mitleid mit den Tieren. Eben dies Mitleid hat ihn zum Vegetarianer gemacht und veranlaßt, daß er sich der Pferde nicht mehr bedient. Wenn seine Familie nach Moskau reist, so folgt er ihr, aber zu Fuß, und legt dabei ungefähr 180 Kilometer zurück. Seine Abneigung gegen die Arzneikunst hat noch zugenommen. Er rät mir, den Dienst zu verlassen und meine Lebensweise zu ändern. Er stellt mir den jungen Fürsten N. N. als Beispiel auf. Sobald dieser mit Tolstois Vorschriften bekannt wurde, gab er seine Beziehungen, seinen Grad als Gardeoffizier auf, verteilte all seine Ländereien unter die Landleute und behielt nur 10 Desiatinen für sich zurück. Er ist als Arbeiter bei einem Bauern eingetreten, widmet sich eifrig den ländlichen Arbeiten und strebt, sich darin so zu vervollkommnen, bis ein benachbarter Jude einwilligen wird, ihn für 5 Rubel in seinen Dienst zu nehmen. Nur dann beabsichtigt der Fürst sich zu verheiraten, — wahrscheinlich mit einem Landmädchen — sich eine Häuslichkeit zu gründen und seine 10 Desiatinen zu bebauen."

Vom kleinen Mann

wird im Organ der Bodenbesitzreformer, im „Frei Land" schnellzügig ein fatal naturgetreues Bildnis entworfen. Vom „kleinen Mann."

das klingt so drollig-märchenhaft, und ich muß dabei immer an das niederdeutsche Geschichtel von dem Knirpsenpaare denken, das in dem wunderlichsten aller Fahrzeuge (die gute Sitte verbietet, es zu nennen, obwohl es selbst eine Klosteroberin in die Hand nehmen muß) den Rhein hinabschwamm. Der „kleine Mann" um den es sich hier für uns handelt, ist leider ganz und gar keine komische, sondern vielmehr eine tragische Figur, auch gehört er keineswegs dem Märchen an. Wenigstens für heute noch nicht. Hoffen wir, daß er bald zum Märchenspuk werden möge. Dr. S r. in Worms schildert ihn einstweilen realistisch wie folgt: „Der kleine, von eigener Arbeit lebende Bürger und Bauer befindet sich in einer recht mißlichen Lage. Das Geschäft geht flau; es müssen Schulden gemacht werden, und dann ist der Bankerott bald da. Das kann man alle Tage hören, und wenn man will, des Tages ein paarmal. Dann aber kommen die Wahlen. Sie machen aus dem kleinen Manne mit einem Schlage eine mächtige Person, um die sich Socialdemokraten und „staatserhaltende Parteien" reißen. Die letzteren zeigen ihm, daß das Vaterland mit Stolz auf ihn blickt, als die Säule der bestehenden Ordnung. Sie bringen ihm Abscheu bei vor den destruktiven Tendenzen der Socialdemokratie. Sie beweisen ihm sonnenklar, daß er von diesen oder von den Franzosen heil aufgegessen wird, wenn er nicht den Herrn Bankdirektor oder Hüttenbesitzer oder Freiherrn „von und zu" zu seinem Vertreter erwählt. Goldene Berge werden ihm versprochen; Fürsorge in jeder Hinsicht; ein Füllhorn von Segnungen. Und es schlägt ein: er wählt den Vorgeschlagenen und das Vaterland ist gerettet. Aber nun ändert sich das Bild. Niemand kennt den kleinen Mann mehr recht. Nur dann und wann kommt er hervor, wenn man ihn als Coulisse braucht. Im „Interesse des kleinen Mannes", seines Brotes, seiner Cigarre, seines Glases Bier u. s. w., wird freilich so manche Maßregel angenommen oder abgelehnt. Aber hinter diesem Interesse verbirgt sich in der Regel ein anderes Interesse, das des großen Mannes, das durchaus nicht immer mit dem Interesse des kleinen Mannes identisch ist. Freilich, wenn der Notstand gar zu arg wird, da rafft man sich auf und erscheint hilfsbereit. Man giebt z. B. Darlehen; aber die Gemeinden sollen dafür aufkommen. Da heißt es denn innerhalb dieser: „Warte, Du kleiner Mann, wenn Du der Gemeinde eine Last auf den Rücken laden willst, sollst Du es büßen." Und es stellt sich in Bälde heraus, daß der Notstand nicht so arg gewesen sein muß, da sich fast niemand gemeldet hat. Der kleine Mann bleibt in mißlicher Lage. Doch die Lage wird immer schlimmer und niemand weiß recht, woher das kommt, daß die Reichen immer reicher, die kleinen Leute immer bedrückter werden. In der That, keiner von beiden ist schuld daran. Keiner kann etwas dazu, daß sich die Verhältnisse so entwickelt haben, wie sie sind. Die Verhältnisse selber bringen es mit sich, daß der ruhige, stetige Besitz dem Flugsand gleich geworden ist, der sich dort zu Bergen aufhäuft und fruchtbares Land bedeckt, dort Lachen oder nackte Felsen läßt, wo früher fruchtbarer Boden war. Sie bringen es mit sich, daß der Unterschied zwischen reich und arm auch der Art nach ganz anders geworden ist als früher. Denn der Unterschied besteht nicht mehr bloß darin, daß der eine viel genießen kann und der andere wenig. Der Arme kann sein Weniges nicht einmal mehr sicher erwerben und verzehren. Der Reichtum ist zum gefräßigen Ungeheuer geworden, das den Arbeiter, der ihm nicht stets neue Nahrung zuführt, als wertlosen Plunder aufs Pflaster wirft, das dem Kleinbesitzer Tribut und immer wieder Zinstribut abverlangt, bis zu dessen letzten Kräften; das den kleinen Besitz verschlingt, wenn seinem Eigner die Kräfte versagen. Der Kapitalismus ist's, der den kleinen Mann in seiner Erwerbsthätigkeit lahm legt, den Konkurrenzkampf immer schwerer für ihn gestaltet, ihm Schulden aufzwingt, und ihn, wenn er nicht mehr zahlen kann, seines Besitzes entäußert. Er wird vergantet; aber das Vaterland ist ja gerettet. Er hat seine Stimme den Trägern und Werkzeugen des Kapitalismus gegeben. Er weiß ja nicht, daß er sich damit selber politisch und wirtschaftlich immer ohnmächtiger macht. Er hat keine Ahnung, daß diejenigen, deren Interessen der Kapitalismus entspricht, mit seltenen ehrenwerten Ausnahmen, die Hand nicht dazu bieten können, den Kapitalismus, der ja das Vaterland für sie wert macht, ja, der Recht, Sitte und Vaterland für sie verkörpert, zu stürzen. Der kleine Mann begreift leider noch zu wenig, daß sein Interesse dem des großen Mannes geradezu entgegengesetzt ist, daß sein Vaterland nur gedeihen kann, wenn das kapitalistische „Vaterland" stürzt. Und wenn er nun nach der anderen Seite Ausschau hält, nach denen, die ernstlich den Kapitalismus vernichten wollen, so scheint er auch nicht viel zu finden, was ihm sehr trösten kann. Die Sozialdemokratie belehrt ihn freilich, daß die Tage seiner Selbständigkeit unter dem kapitalistischen System wahrscheinlich gezählt sind, und ruft ihm zu, daß nur eines ihm sichere Rettung gewähre, die Verstaatlichung aller Arbeitsmittel und die Produktion auf gesellschaftlicher Grundlage. Allein daraus kann der kleine Mann sich meist schwer einen ge

nügenden Trost holen. Sein ganzes Leben, alles was ihm von Jugend auf blieb und teuer ist, hängt an seiner Arbeitsart, an seiner Arbeitsstätte, seinem Häuschen, seinem Acker. Das soll er denn wohl auch in den allgemeinen Ramsch geben, um irgendwo an einer industriellen Maschine oder an einem Dampfpflug sein Leben abzuhaspeln. Das geht ihm gegen alle Fasern seiner Nerven; das kann, das will er nicht. Lieber den argen Druck einer Gegenwart ertragen, die vielleicht, vielleicht doch auf einen Glücksfall, auf bessere Zukunft hoffen läßt, als daß er sich auf einer Zukunft verläßt, von der ihm nur eines gewiß scheint: Die Vernichtung seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit. So ist der kleine Bürgers- und Bauersmann eingeklemmt zwischen der Scylla des Kapitalismus, die ihn wahrscheinlich verschlingt, und ihm fast mit Sicherheit ein Leben voll Angst und Sorge bereitet, und zwischen der Charybdis des Sozialismus, von der er sicheren Untergang erwartet. Untergang beiderseits! Er ist wirklich in einer mißlichen Lage, der kleine Mann. Da geht er hin und rettet „das Vaterland“ noch einmal.“

Der Vorsitzende der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur,

Herr Professor Foerster, übersendet uns folgenden Aufruf, dem wir gerne Raum geben:

„Freunde und Gesinnungsgenossen! In weiten Kreisen ist heute das Gefühl verbreitet, daß die Unterweisung in den Grundsätzen des sittlichen Lebens, daß die Anleitung zur Durchbildung des persönlichen Charakters, wie sie heute von den vorzugsweise erziehenden und lehrenden Mächten des öffentlichen Lebens gegeben wird, weder den praktischen Bedürfnissen noch den allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen entspricht. Die Familie, in welcher diese Mangelhaftigkeit unserer öffentlichen Unterweisung oft tief gefühlt wird, ist aus eigener Kraft nur in seltenen, bevorzugten Fällen imstande, etwas Besseres, Wirksameres dem Schulunterricht an die Seite zu stellen. Der jetzige Zustand darf nicht weiter fortbestehen, wenn das deutsche Volk nicht schwere Schädigung an dem Höchsten und Besten, an seinen idealen Ueberzeugungen, an der Einheit von Wissen und Wollen erfahren soll. Vieles, viel zu Vieles ist in dieser Hinsicht schon versäumt worden. Es muß etwas geschehen, um die Sache des ethischen Unterrichts zu fördern und ihn, fern von aller Vermischung mit fremden Zielen, auf sich selber zu stellen. Unsere Litteratur muß um ein Buch bereichert werden, das, zugleich echt wissenschaftlich und echt volkstümlich gestaltet, jeden praktischen Lehrer, wie alle selbständig denkenden Eltern anleitet, ihren Kindern und Zöglingen eine von allen religiösen Voraussetzungen freie ethische Unterweisung zu erteilen; ein Buch, welches volle Klarheit des Denkens und Wärme des Gemüts so zu verbinden versteht, daß es dem einfachsten Sinne verständlich und anmutend erscheint. Wir halten es darum für eine der dringendsten Aufgaben, die Abfassung eines volkstümlichen Handbuches der Ethik zu veranlassen, welches geeignet wäre, dem angedeuteten Zwecke wahrhaft zu dienen. Es müßte insbesondere die Grundlage bilden können für die ethische Unterweisung von Knaben und Mädchen auf der obersten Stufe der Volksschule oder einer entsprechenden Altersstufe der höheren Schulen. Und es müßte zugleich geeignet sein, schon jetzt, da Staat und Schule sich gegen eine solche Unterweisung noch ablehnend verhalten, in die Hand der Eltern gelegt zu werden, um ihnen zu ermöglichen, den bestehenden Schulunterricht durch private Belehrung im ethischen Sinne zu ergänzen und zu vertiefen. Wir verkennen nicht, daß die Herstellung eines solchen Buches die volle Hingebung an die Sache und die volle Kenntnis der Sache erfordert; aber wir hegen auch die feste Ueberzeugung, daß die Lösung der Aufgabe möglich ist und, wenn sie gelingt, im höchsten Sinn segensreich sein muß. Wir beabsichtigen, Preise in einer der Größe und Würde der Aufgabe angemessenen Höhe auszusetzen für die besten, zweckentsprechendsten Lösungen und sind bereits im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Fonds, welchen die Opferwilligkeit der Teilnehmer an der Eisenacher Versammlung diesem Zwecke gewidmet hat. Allein das Vorhandene, obwohl es das Zustandekommen des Unternehmens nahezu sichert, scheint für die volle Durchführung des Gedankens doch ungenügend. Darum wenden wir uns vertrauensvoll an Freunde und Gesinnungsgenossen unter dem gesamten deutschen Volke mit der Bitte, uns durch Zeichnung von Geldbeiträgen in den Stand zu setzen, die besten Kräfte der Nation zur Verwirklichung dieses Gedankens herbeirufen zu können. Wir glauben einem Bedürfnisse entgegen zu kommen, welches darum nicht weniger tief gefühlt wird, weil es verhältnismäßig selten an die große Oeffentlichkeit tritt. Möge Niemand fern und teilnahmlos bleiben, dem die geistige Not der Zeit einmal das Herz bewegt hat. Jegliche Gabe ist willkommen. Nicht allen ist es verliehen, frei und schöpferisch zu bilden, was in ihrem Innern lebendig ist; aber jeder vermag wenigstens mitthätig zu sein an der Be-

reitung des Bodens, auf dem neue geistige Gestaltungen sich erheben können! — Beitragsanmeldungen und Zahlungen wird der Kassenführer der D. G. E. K., Herr Hugo Rheinhold, Berlin W., Potsdamerstraße 29 in Empfang zu nehmen bereit sein. Außerdem hat die Direktion der Deutschen Bank zu Berlin ihre sämtlichen Depositenkassen ermächtigt, Beitragszahlungen für unsere Rechnung in Empfang zu nehmen. Berlin, Ende Oktober 1893. Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Der Hauptvorstand: Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Foerster (Berlin), Professor Dr. Jodl (Prag), Frau Lily von Gizycki (Berlin), Gustav Maier (Ermatingen), Bildhauer H. Rheinhold (Berlin), Professor Dr. Cohen (Marburg), Direktor Professor Dr. Döring (Berlin), Rechtsanwalt Gerhard (Berlin), Schriftsetzer Groß (Berlin), Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller (Berlin), Pfarrer Saenger (Frankfurt a. M.), Frau Jeanette Schwerin (Berlin), Professor Dr. Steinmann (Freiburg in Baden), Professor Dr. Tönnies (Kiel), Archivar Dr. Winter (Magdeburg).

Herr von Egidy

ist unermüdlich am Werke, seine Ideen zu propagieren. Jetzt hat er eine Wochenschrift zu diesem Zwecke begründet, die den Titel: „Versöhnung, Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit“ führt. Am 3. Januar 1894 soll die erste Nummer erscheinen, der Leitspruch der Zeitschrift lautet „Religion nicht mehr neben unserm Leben, — unser Leben selbst Religion.“ Herr von Egidy schreibt dazu: „Mit diesem Kopf ist das Programm gegeben. Für das Festhalten an den Gesichtspunkten, wie sie durch den Titel in seiner Vollständigkeit angedeutet sind, bürge ich; für eine alles umfassende, alles berührende Ausgestaltung des Programms werde ich rechtschaffen bemüht sein. Eine maßgebende Einwirkung auf die Schriftleitung ist mir gesichert. Es ist diese Wochenschrift als ein unverkennbares Bedürfnis aus der Vierteljahresschrift „Einiges Christentum“ herausgewachsen, wie dies der Begründer Herr Professor Lehmann-Hohenberg, und ich von Anfang an im Auge hatten, und wie sich auch an diesen Moment bereits Zukunftsgedanken knüpfen. Auch für das Werden unserer Bestrebungen gilt das Gottes-Gesetz „Entwicklung“. Herr Professor Lehmann-Hohenberg wird die Weiterführung seiner Volksschrift mit dem zu Weihnachten erscheinenden Heft 6 abschließen; ganz gewiß aber, ohne damit aufzuhören, seine beste Kraft in den Dienst unserer gemeinsamen Bestrebungen zu stellen. Wer Heft 7 und 8 der Vierteljahresschrift bereits bezahlt hat, erhält statt dessen das erste und zweite Vierteljahr dieser Wochenschrift. An alle, die ein Ahnen von dem Erfordernis der Gegenwart beseelt, geht die herzliche und dringende Bitte: Tragen Sie den Gedanken „Versöhnung“ hinaus in alle Kreise unseres Volkes, in alle Herzen und in alle Häuser. Jeder, an den dieser Gedanke heranklingt, wird in ihm den Grundton vernehmen, ohne den jedes Streben nach einem Wandel unserer Zustände unerfüllt bleiben muß. Alle, die diesen Grundton in sich widerklingen fühlen, dürfen in dem neuen Mittwochsblatt einen Anhalt sehen für den Ausbau ihrer eigenen versöhnenden Gedanken. Wem aber mein Wollen und Wirken schon näher steht, der wird verstehen, daß mit dieser Wochenschrift wir uns um einen kraftvollen Schritt dem Ausgangspunkt nähern, von dem aus die Gemeinsamkeit — versöhnt — dem Ziele zustreben wird: eine geweihte, eine Menschentsprechende Lebenführung für jeden im Volke.“

Als weiteres Dokument

für die neureligiösen Neigungen in unserer Zeit und für die Sprache, in der sie sich äußern, geben wir folgenden „Aufruf zur Gründung eines internationalen Bundes der Religion des Geistes“ wieder: „An alle Freunde der Wahrheit und der Menschheit. Alle edler empfindenden Menschen sehnen sich aus der Trostlosigkeit und Oede des Zweifels und Unglaubens nach einer sittlichen Weltanschauung, die Geist und Herz befriedigt, wie ein Dürstender in der Wüste nach einem frischen Quell. Wir wissen es: edelgesinnte, hoch- und niedrigstehende Geistliche und Weltliche tragen nur mit Widerstreben das unwürdige Joch von Glaubensformeln, die sich überlebt haben, und harren mit Sehnsucht dem Tage entgegen, an dem sich die Wahrheit endlich ans Licht wagt. Denn die Stimme der Wahrheit ist heute erstickt, und kaum wagen die Menschen ihre heiligen Losungsworte sich zuzuflüstern. Wo der Obskurantismus sein Drachenhaupt nicht mehr offen zu erheben vermag, dort lauert er als schleichende Schlange und erstickt so die Stimme der Wahrheit. Prunkend und schamlos aber breitet die Lüge ihr ungeheures Reich. Denn es ist öffentliches Geheimnis, daß die Formen des alten Glaubens von den Denkenden der verschiedensten Konfessionen nur erhalten werden, weil sie in ihnen die Stützen der öffentlichen Ordnung zu sehen glauben. Es ist öffentliches Geheimnis, daß die alten Traumbilder nicht

mehr geglaubt werden, welche in einer Welt, die ins Unendliche mit Gestirnen erfüllt ist, keinen Raum mehr haben, weder im Himmel noch auf Erden. Und muß uns nicht Schamröte ins Antlitz steigen, wenn selbst Männer, die zu Führern des öffentlichen Lebens berufen wären, offen gestehen, daß sie mit falschen Vorspiegelungen die Menge bethören und die Autorität erhalten wollen; daß sie die Religion zum infamen Werkzeug der Politik entwürdigen; daß sie die Stützen der öffentlichen Ordnung auf dem sumpfigen Boden der Lüge errichten; daß sie die Sittlichkeit durch die Vergötterung der Wahnbilder schrankenloser Herrschsucht und Grausamkeit zu erhalten wähnen? Die Ueberzeugung derjenigen, die an die alten Formen noch kindlich aufrichtig glauben, respektieren wir, doch diese kommen als führende Faktoren des öffentlichen Lebens nicht in Betracht. Und doch: die Traumbilder grenzenloser Selbstsucht und Selbstverherrlichung sind versunken vor dem Ideal der selbstlosen Liebe, die das Leid des Lebens und seine Dornenkrone auf sich nimmt; die Träume von einem selbstischen, müßigen Genußleben in Himmelshöhen, welches durch das unendliche Leid zahlloser Mitmenschen, die der Verdammung anheimfielen, nicht gestört wird, ist verblichen vor der Herrlichkeit jener Liebe, die die Schuld der Welt mit unendlichem Erbarmen auf sich genommen und in der harten Arbeit und im Kampfe des Lebens die Hoheit und Verklärung des Geistes sucht. So poetisch, ja heilig die Symbole des alten Glaubens als Symbole sind, so sehr muß sich der edler denkende Mensch gegen die buchstäbliche Deutung verwahren. Das vergötterte Phantom grenzenloser Selbstsucht und unersättlicher Grausamkeit, das die Verirrten und Versunkenen mit ewigen Höllenqualen heimsucht und vor dessen Schrecken die Schrecken des feurigen Moloch erbleichen, ist für das sittliche Bewußtsein unseres Zeitalters ebenso anstößig, ja anstößiger, als die Unthaten des Saturn und die Liebesabenteuer des Jupiter für das neuerstehende Christentum waren. Und doch bekennen Millionen mit den Lippen jene Lehren; jene Lehren predigen Priester der verschiedensten Confessionen und tragen sie nicht im Herzen. Die Menschheit will Freiheit. Wie könnte aber die Freiheit in einer Welt, die vor den Götzen der Herrschsucht und Knechtseligkeit sich beugt, mehr sein als Trug und Blendwerk? Daran erkennt, daß die, welche Gleichgültigkeit in Sachen der Religion predigen, eure Knechtschaft wollen, oder doch die Wurzel des Uebels nicht kennen! Die Menschheit ringt nach einer auf Grundlage der Menschenliebe und brüderlichen Gemeinschaft sich erhebenden edleren Gestaltung der menschlichen Gesellschaft. Wie könnte aber dies erhabene Ziel sich verwirklichen in einer Welt, welche die schrankenlose Selbstsucht verherrlicht im Himmel und auf Erden; wo die Phrasen von göttlicher Liebe und von Menschenliebe zum Pharisäismus werden, der das Wahnbild der Selbstsucht mit der Liebe, der die Herrschsucht mit der Selbstaufopferung vermengt und Christus und Belial zugleich dienen will? Man predigt Sittlichkeit. Wie soll aber auf solcher Grundlage echte Sittlichkeit erstehen? Und wie soll auf solcher Grundlage echte Sittlichkeit erstehen? Und wie soll Sittlichkeit Wirklichkeit sein, wo ihr Fundament, ihr Fundament, die Wahrhaftigkeit fehlt? Sieht man nicht, daß man mit dieser Unwahrhaftigkeit fehlt? Sieht man nicht, daß man mit dieser Unwahrhaftigkeit die Menschheit demoralisiert, die Grundlagen der Sittlichkeit untergräbt, die schlechtesten Leidenschaften, die schrankenlose Genußsucht von oben, die „den Armen unerträgliche Lasten aufbürdet und selbst keinen Finger daran rührt" und den gemeinen Haß und Neid von unten entfesselt und so eine furchtbare Katastrophe vorbereiten hilft, die die edelsten Blüten der Kultur mit Untergang bedroht? Wenn aber das göttliche Licht der Wahrheit erst den Menschen aufgeht, werden sich auch die socialen Verhältnisse in edlerer Weise gestalten. Wollen wir in jenen Sumpf versinken oder wollen wir nach lichten Höhen emporringen? An alle, die dies letztere wollen, richtet sich dieser Aufruf. Wir wollen einen internationalen Bund der Religion des Geistes begründen, ohne dogmatische Schranken. Wir anerkennen den geistigen Sinn aller heiligen Schriften, vor allem der Evangelien und der Bibel überhaupt, doch auch der heiligen Schriften der Inder, der Perser und anderer Kulturvölker. Wir sehen götttliche Offenbarung in allen großen Werken der Litteratur und Kunst. Wir wollen niemand auffordern, seine Konfession zu verlassen, denn was wir begründen, ist keine Sekte; was wir verkünden ist die Religion des Geistes und der Wahrheit, ist das Geheimnis aller Herzen und Geister, ist das enthüllte Geheimnis aller Religionen. Unsere Gottheit ist die Sonne der Geister und das Urwesen der Wesen, das, sich selbstlos in alle Wesen versenkend, aus ihnen in unbeschreiblicher Herrlichkeit ewig hervorgeht, aufleuchtet in aller Wirklichkeit, vor allem aber im Menschen. In der Verklärung dieses höchsten Selbstbewußtseins, dieser Ureinheit der Wesen verschwindet alles Endliche und Beschränkte wie das Sternenlicht im Sonnenlichte, wie der Tropfen im Ozean. Unsere Gottheit ist also nicht der Herr dieser Welt, der Willkürherrscher, sondern die Freiheit

aller, die Gemeinschaft aller, die Liebe in allem und über allem, das lebendige Ideal, das, alles durchdringend, alles zu sich emporzieht, und so die Verdunkelung, das Böse auflöst, der gute Hirte und der Arzt, der in Ewigkeit will, daß niemand verloren gehe. Diese Gottheit richtet niemanden, das Böse aber trägt sein entsetzliches Gericht durch die Weltalter in sich. Dies ist die Gottheit Israels, die im Menschen wohnt und wandelt; dies das unendliche Mitgefühl, mit dem sich Buddha in die Fülle der Wesen versenkte; dies das reine Licht des Paradieses, das den geistigen Augen Mohameds aufging; dies das Geheimnis des inneren Himmelreiches, das die Erfüllung Aller, die Christus nach den Evangelien den Aposteln im Dunkeln zuflüsterte und das wir der Welt im Sonnenlichte verkünden; dies der innere Christus, der Allen strahlend aufgeht. In jedem von uns erwacht ein unendlicher Gedanke, dessen Gesetze über alle Sterne hinausgehen: in jedem von uns erwacht der Pulsschlag jener Liebe, die alles Menschliche verbindet. Jeder Mensch ist demnach göttlichen Wesens, ein Strahl der Sonne der Gottheit, in geistiger Individualität unvergänglich von ihr ausgehend von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn Paradiese schlummern in jeder Menschenseele, selbst im Versunkensten; wir haben sie zu erwecken. Das Geistige aber ist in seiner Individualität, im Denken, dies Himmel und Erde Umfassende es ist dies mit den geliebten Geistern innig verwobene Leben der Liebe. Wer das Leben seiner Seele in die Tiefe geliebter Geister versenkte, der hat es nicht verloren, sondern erhalten zum ewigen Leben. Darum schauen wir unser ewiges Leben hier, auf dieser einen Grundlage für die Wirksamkeit des Geistes, im Kreise derjenigen, die uns geistig verwandt sind, in der Liebe haben wir schon jetzt unser ewiges Leben, und in ihrem Kreise feiern wir unsere ewige Auferstehung, wenn wieder eine Organisation aus ihrem Schaffen hervorgeht, die im endlichen Gebilde den ureignen Strahl himmlischer Liebe, das Licht des Himmels widerspiegelt, das jeder Menschengeist ist.(?) Die den erhabenen Mut finden, für die Wahrheit offen in die Schranken zu treten, sie werden mit uns gehen. Die mit unendlichem Erbarmen das Leid und die Schuld der Welt auf sich nehmen wollen, sie werden mit uns gehen. Und die in Selbstaufopferung das Heil ihrer Brüder und Schwestern, die das Heil und Licht der Kinder, der kommenden Generationen bereiten wollen und in diesem Lichte das Licht des Paradieses schauen, das ihnen aufgeht, sie werden mit uns gehen! Die aber, der Selbstsucht und Knechtsseligkeit fröhnend, ihr eigenes Wohlsein nur suchen, und die, pharisäisch sich selbst nur liebend, nicht ihre ganze Persönlichkeit einsetzen wollen sondern sich begnügen, mit eitel prunkenden Werken die Särge der herrschenden Korruption mit glänzendem Firniß zu übertünchen und die Wurzel alles Uebels zu hüten, und die, Pilatus gleich, ihre Feigheit mit vornehmer Verachtung der erhabensten Interessen der Wahrheit und Menschheit maskieren wollen, sie werden uns ferne bleiben. Wieder wenden wir uns an die Bedrängten und Leidbeladenen alle, denen die welterlösende Wahrheit allein Trost und Freiheit bringen wird. Die Ihr diesem Bunde Euch anschließet, wäret Ihr auch anfangs noch so wenige, Ihr werdet das lebendige Gewissen der Welt sein, die mahnende Stimme, die der in Lüge und Korruption verkommenden Menschheit das heilige Wort der Wahrheit in die Ohren tönt, das, immer mächtiger anschwellend, zum Posaunentone des Gerichtes über diese Welt wird. So gering Ihr auch scheinet, Ihr werdet den Jahrtausenden die leuchtende Fackel vorantragen, und an Euch ergeht die Sendung wieder: Ihr seid das Salz der Erde, Ihr seid das Licht der Welt! Die Ihr diesem Bunde Euch anschließet, Ein heiliger Gedanke lebe in Euch, der größte Gedanke, der der Menschheit je aufgegangen. Mit dem Lichte dieses Gedankens erleuchtet die Welt, die Pforten seines Himmelreichs eröffnet Allen. Jeder von Euch ist ein ureigener Strahl der Sonne der Gottheit; Eure Seele, die in lebendiger Liebe Himmel und Erde umfaßt, ist groß wie die Welt und das große All nur ein Wiederleuchten Eures göttlichen Wesens. Ihr habt kein äußeres Gesetz mehr: Ihr seid euch selbst Gesetz. Ihr schauet in jedem Menschen in ureigener Gestalt das eigene göttliche Wesen, Licht vom selben Lichte, Gottheit aus derselben Gottheit. Was ihn beseligt, ist die Seligkeit Eures Wesens; was ihn verklärt, die Verklärung Eurer eigenen Seele; was ihn umdunkelt, Umdunkelung Eures eigenen göttlichen Wesens. Dies ist das wiedergewonnene Paradies, dies ist der Schlüssel zum Himmelreiche, dies die Freiheit von allen Fesseln entwürdigender äußerer Gesetzesgewalt, die Euch als Knechte und Kreaturen betrachtet. In der Seele derjenigen, die dies zu fassen vermögen, leuchtet eine Hoheit auf, vor welcher alle Erdenhoheit erbleicht. Wir verpflichten Niemand äußerlich, denn wir haben alle äußeren Bande aufgehoben. Wenn Ihr Gutes thut, verleugnet Ihr nicht Euch selbst, wie die knechtisch gesinnten thun, sondern verherrlicht und verklärt Euch selbst, bereitet Euch ein Paradies in Jenen, die da kommen und in deren Kreise Ihr das Morgenroth Eurer ewigen Auferstehung schaut. Wer aber die heilige Sache

fördert, leuchtet Millionen und Jahrtausenden. Dieser Gedanke sei Eure erhabene Sorge und Euer heilender Balsam zugleich, der Euch über Leid und Tod erheben möge im Wirken für die Erlösung der Menschheit, erheben in jenes Paradies der Liebe, in welchem Ihr jetzt schon Eure Heimat findet. Verbindet Euch brüderlich innig in Kreisen, die die Gleichgesinnten verknüpfen und doch allen offen stehen. Wirket im Stillen von Haus zu Haus das heilige Feuer anfachend, welches einst eine Welt in Flammen setzen soll. Tretet offen vor aller Welt in die Schranken mit den Mächten der herrschenden Lüge, wo sich nur Gelegenheit bietet. Unser Bund ist daher auch kein Verein mit Vereinsfesseln und Schranken. Unser Bund ist das geistige Band der zur Anschauung ihres göttlichen Wesens Erwachten, der geistig Freien. Unser Bund ist nur dies gemeinsame Zeugnis für die Wahrheit. Die sich feindlich gegen ihn erheben, erheben sich nur gegen das Zeugnis für die Wahrheit. Wir geben so diesen göttlich Freien Gelegenheit zu einem großen gemeinsamen Wirken, wenn wir zu diesem Zeugnis aufrufen; wenn wir freiwillige Geldbeiträge für die heilige Sache sammeln, die zur Herstellung von propagandistischen Druckschriften und eventuell zur Deckung der Kosten öffentlicher Versammlungen oder ähnlichen anderen Zwecken im Sinne des Bundes verwendet werden. Darstellungen unserer religiösen Weltanschauung enthalten folgende Schriften: 1) In der Weise von Evangelien: Eugen Heinrich Schmitt, Die Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen. Leipzig, Alfred Janssen. — The new gospel of interpretation (Esoteric christian union). London, Lamley & Comp. — Christos i Mennesket. Meddelelser fra D. S. Kjobnhavn, L. A. Jorgensen. 2) Sonstige Schriften: Wilhelm Gerbel, Ernste Fragen. Rorschach 1891. — Karl Michelsen, Neun Träume. Eine Einleitung. Alfred Janssen H. Leschnski, Unser Bruder bist du! Leipzig C. F. Müller. — T. Canonikus St. Ronay, Das natürliche Christentum. Aphorismen. Leipzig, Janssen. 3) Zeitschriften: „Aufwärts" Neue Kirche. Redigiert von Wilhelm Rußbüldt. Berlin, Großbeerenstr. 18. (Jahrg.: 3 M. 75 Pf.) — „Einiges Christentum". Volksschrift, herausg. von Prof. Lehmann-Hohenberg in Kiel. (Jedes Heft 50 Pf.) — „Sphinx". Redigiert von D. Hübbe-Schleiden. Steglitz-Berlin. Organ der theosophischen Vereinigung. Jeder Bd. zu 4 Heften 6 Mk. — Mit Anfang 1894 erscheint: „Die Religion des Geistes. Red. v. Eugen Heinrich Schmitt. Leipzig bei Alfred Janssen. Jahrgang 3 Mk. Wir anerkennen die hier angeführten Schriften und Zeitschriften, soweit sie eine folgerichtige Entfaltung der hier ausgesprochenen Grundsätze enthalten. Es wird gebeten, Name mit Adresse zu unterzeichnen. Die ihren Namen öffentlich unterzeichnen wollen, so wie diejenigen, die ihren Namen vor der Oeffentlichkeit gewahrt wissen wollen, mögen dies anmerken. Beitrittserklärungen werden angenommen bei: Ludwig Fink, Berlin N., Bernauerstr. 40/41. Wilhelm Gerbel, Rorschach, Kanton St. Gallen. — Samuel Grün, Dr. phil., gew. Rabbiner, Oberdorf-Ropfingen, Württemb. — Dr. Hübbe-Schleiden, Vorstand der theosophischen Vereinigung Berlin-Steglitz. — Professor Lehmann-Hohenberg, Centralstelle für die von M. v. Egidy angeregte relig. Bewegung. Kiel, Haus Hohenberg. — Hermann Leszczynski, Gnesen, Brombergerstraße 34. — Dr. Raphael von Koeber, Professor der Philosophie in Tokio, Japan. — Edward Maitland, Präsident-founder of the Esoteric Christian Union, London S. W., Thurloe Square, The Studios. — J. C. Menschner, Newark, 375, 15 Avenue, N. J., U. S. — Wilh. Rußbüldt, Berlin S. W., Großbeerenstraße 18. — Eduard Ruegg, Brienz, Berner Oberland. — Dr. Eugen Heinrich Schmitt, Budapest I, Festung, Herrengasse 58. — Henry Schulz, Baltimore, Md., U. S. A., 1730 Hartford Ave." Es ist auffällig und interessant, daß sich unter den Unterzeichnern nicht ein einziger Vertreter der französischen Nation befindet. In Frankreich hat der neu religiöse Trieb mehr eine künstlerische Nüance.



Nachdruck des Gesamtinhalts verboten.

Verantwortlich für die Redaction: Otto Julius Bierbaum. Berlin
Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewis, Magdeburg